Die Grenzboten

Dei
Sub Numine
Viget

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

65. Jahrgang

Nr. 14

Ausgegeben am 5. April 1906

Inhalt:

	Seite
Johannes Grunow †	
Wo ist die Gefahr?	1
Die Ursachen des Zusammenbruchs Preußens im Jahre 1806. Von G. von Bismarck in Dessau	5
Anastasius Grün. Von W. Berg	12
Bosnien und die Herzegowina. Reiseeindrücke von Max Reihlen	20
Die Weltlage nach dem Schluß der Algeciras-Konferenz. Von Hugo Jacobi	29
Menschenfrühling. Von Charlotte Niese. (Fortsetzung)	43
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Reichsspiegel (Die Presse an Bismarcks Geburtstag — Das Hafenkommando von Casablanca — Bismarck und Algeciras — „Die Finanzreform") — Ein neuer See in Westdeutschland	51

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

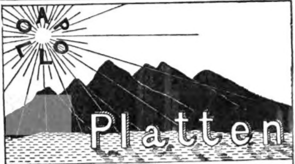
Digitized by Google

Die
Revisions- u. Vermögensverwaltungs-
Aktien-Gesellschaft

Berlin W. Unter den Linden 35 | Leipzig Brühl 75–77 | München Promenadenstrasse 10

übernimmt Vermögens- und Nachlassverwaltungen jeder Art.

Benutze nur die allerbesten, seit Jahren bewährten Platten wie:



Unger & Hoffmann
Akt.-Ges. **Dresden-Berlin.**

Brennabor

Die Marke „Brennabor" geniesst einen Weltruf als Anerkennung ihrer hervorragenden Eigenschaften.

Auffallend leichter Lauf
Vornehme, gefällige Bauart
Unerreichte Dauerhaftigkeit
erheben dieses Fabrikat zum
besten Rade der Welt!
Über **400 000** im Gebrauch!

Brennabor-Werke, Brandenburg a. H.

Sicherheitsfonds 306 Mill. Mk. **GERMANIA** Sicherheitsfonds 306 Mill. Mk.
Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin

Leibrenten-Versicherung

zu den günstigsten Bedingungen bei der höchsten Sicherheit.
Bisher ausgezahlte Renten: 31 Millionen Mark.

Digitized by Google

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

---

65. Jahrgang

Zweites Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1906

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1906. Zweites Vierteljahr

Eine Verherrlichung des Kalvinismus. S. 449. — Louise von François und Conrad Ferdinand Meyer. S. 452. — Lessing. S. 508. — Von nationalen Vereinen in Bayern. S. 556. — Prinz Eugen. S. 559. — Neue Bücher und Schriften über Musik. S. 560. — Undeutscher Fortschritt. S. 612. — Kultur der alten Kelten und Germanen. S. 616. — Eduard von Hartmann. S. 616. — Robin Adair in den deutschen Liederbüchern. S. 670. — Weltpolitik und Heimatpolitik. S. 726. — Die agrarischen Zustände Ungarns. S. 728. — Ringsum Napoleon. S. 730.

Literatur

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt oder erwähnt worden)

Wo ist die Gefahr?

In dem äußern Gebaren der deutschen Sozialdemokratie hat sich im letzten halben Jahr eine offenbare Wandlung vollzogen. Als im Herbst der russische Eisenbahnerstreik das Zarenreich aus den Angeln zu heben schien, ging auch durch ihre Reihen ein starker Drang zu unmittelbarer revolutionärer Betätigung. In ihrer Presse wurde Tag für Tag der Anbruch der großen Weltwende verkündet. Ex oriente lux! Von Rußland her sollte mit aller auf dem europäischen Kontinent noch bestehenden monarchischen Ordnung aufgeräumt und der Boden für die menschheitbeglückende Kultur einer neuen Zeit geebnet werden. Stolz und unumwunden erklärte der Vorwärts, die deutsche Sozialdemokratie werde es sich nicht nehmen lassen, in dieser Entwicklung die Avantgarde zu bilden. Der Anfang sollte am Jahrestage des „roten Sonntags“ von Petersburg gemacht werden. Daß man in den führenden Kreisen unsrer theoretischen Revolutionäre auch nur eine halbwegs klare Vorstellung davon gehabt hätte, was eigentlich geschehen sollte, ist zu bezweifeln. Wozu sollte man auch? Es galt nur, eine Gelegenheit zu schaffen, das andre überließ man der „wuchtigen Logik der Tatsachen.“ Aber der Plan war tot, ehe der 21. Januar herankam; mit der Niederwerfung des Moskauer Dezemberaufstandes hatte ein eisiger Nordwind alle Blütenkeime der großen Weltwende zerstört. Der ungewöhnliche Machtaufwand, den die Staatsgewalt am 21. Januar entfaltete, mag gut gewesen sein, auch die Unbesonnensten vor einer Ausschreitung zu bewahren; daß die Führer für diesen Tag auch nicht den Schatten einer gewaltsamen Aktion beabsichtigten, kann man ihnen aufs Wort glauben. Die Lage war eben von Grund aus verändert.

Und so ist es seitdem geblieben. Als Surrogat für die erträumten revolutionären Taten hat man die Wahlrechtsproteste auf die Tagesordnung gestellt. Aber die Lenker der Sozialdemokratie können sich nicht darüber täuschen, daß dies ein Schlag ins Wasser war. Sie haben mit der Wiederholung dieser Art Demonstration am 18. März schlechterdings gar keinen Eindruck gemacht, bei den Regierungen sowohl wie beim Bürgertum und vor allem bei ihrer eignen Gefolgschaft. Diese ist zweifellos die am meisten enttäuschte. Nicht daß sie

Digitized by Google

für die tönenden Deklamationen über die „Wahlentrechtung" unempfindlich wäre. Aber sie hatte nach den erst wenig Monate zurückliegenden offnen und versteckten Andeutungen ihrer Preßgewaltigen ganz andre Dinge erwartet als diesen unter den gegebnen Verhältnissen gänzlich aussichtslosen Feldzug gegen das Landtagswahlrecht. Deshalb überall ein kleinlauter Ton, der auch die führenden Geister ansteckt. Bei allem Lärm, den die Schar der „Genossen" im Reichstage gelegentlich vollführt, sind ihre Reden matt, ohne jede Spur einer freudigen Zuversicht. Und ebenso mag ihre Presse noch so verschwenderisch mit großspurigen Phrasen um sich werfen, jedermann fühlt heraus, daß sie nur einen Mißerfolg zu verdecken beflissen ist. Von dem Frühlingsglauben, den sie vor einem Vierteljahre predigte, kann man nichts mehr hören.

Im Grunde jedoch ist der Stand der Dinge nicht anders, als er, von der kurzen Episode der russischen Illusionen abgesehen, schon seit lange gewesen ist. Obgleich die Theoretiker der herrschenden Marxschen Richtung niemals geleugnet haben, daß ihr Ideal nur durch eine gewaltsame Katastrophe zu verwirklichen sei, haben die Führer der Partei schwerlich jemals ernsthaft daran gedacht, eine solche tatsächlich ins Werk zu setzen. Zum mindesten war die von ihnen oft geäußerte Ansicht, daß die frühere Form der Revolutionskämpfe bei der heutigen Organisation und Bewaffnung des staatlichen Militärs nicht mehr möglich sei, durchaus ehrlich gemeint. Neuerdings wird diese Ansicht zwar an der Hand der bei dem Moskauer Aufstande gemachten Erfahrungen in der sozialdemokratischen Presse für Aberglauben erklärt; die Barrikade, sagt man, werde auch in den Revolutionen der Zukunft eine Rolle spielen, vielleicht sogar die entscheidende. Aber den Leitern der deutschen Sozialdemokratie tut man kaum Unrecht, wenn man vermutet, daß sie vorziehn werden, die Probe auf das Exempel anderwärts machen zu lassen. Nur zu gut kennen sie das feste Gefüge unsrer Armee. Wie unermüdlich sie auch darauf aus sind, es zu lockern, so erwarten sie davon doch auch nicht in absehbarer Zeit einen so durchschlagenden Erfolg, daß sich ein Kampf mit einigermaßen sicherer Aussicht wagen ließe. Man kann deshalb unbedenklich sagen, daß man von unsrer Sozialdemokratie eine gewaltsame Revolution im hergebrachten Sinne nicht zu befürchten braucht. Nur in dem Falle eines von uns unglücklich geführten Krieges könnte wohl die Versuchung übermächtig an sie herantreten; vereinzelt sind sogar Anzeichen bemerkbar geworden, daß auf eine solche Möglichkeit recht eifrig spekuliert wird. Gewiß wäre es eine Überhebung, wollten wir einen solchen Fall für absolut ausgeschlossen erklären. Sollte er aber je eintreten, dann würde er — so vertrauen wir — in unserm Volke sittliche Kräfte wachrufen, die die Pläne der Revolutionäre erst recht zuschanden machen würden.

Die öffentliche Meinung in Deutschland hat also nicht Unrecht, wenn sie an eine Revolutionsgefahr — immer, wie gesagt, in dem hergebrachten Sinne — überhaupt nicht glaubt. Eine andre Frage aber ist, welche Konsequenzen sie daraus zieht. Die Tatsache besteht fort, daß die Sozialdemokratie der gegebnen Staats- und Gesellschaftsordnung als geschworne Feindin gegenübersteht. Und sie ist nicht müßig, diese Feindschaft praktisch zu betätigen. Ihre ganz Deutschland überziehende Organisation, ihre Presse, ein Heer geschulter Agitatoren,

alles ist an der Arbeit, an tausenden verschiedner Punkte diese Ordnung planmäßig zu untergraben. Und diese Maulwurfsarbeit vollziehn sie unter dem Schutze der staatlichen Gesetze, im Vollgenusse der staatsbürgerlichen Rechte und Freiheiten. Die auf den Umsturz zielende Partei wirkt im Reichstage und in den Landtagen, in den kommunalen Vertretungen und Verwaltungen gleichberechtigt mit jeder andern Partei, ja wir verschaffen ihr durch unsre sozialpolitische Gesetzgebung noch neue Handhaben, ihren Einfluß zu befestigen und zu erweitern. So ist die Einrichtung der obligatorischen Krankenkassen weithin für die Sozialdemokratie ein Mittel zur Ausübung einer wahrhaft terroristischen Gewalt geworden. Und so steht die Reichsgesetzgebung im Begriff, den gewerkschaftlichen Organisationen die gesetzliche Anerkennung zu gewähren, die die Herrschaft der sozialdemokratischen Ideen über die Arbeiterschaft wirksamer als die politische Agitation verbreiten und den Klassenkampf zwischen Arbeiter und Arbeitgeber als Selbstzweck kultivieren. Kurz, die „Aushöhlung der Gesellschaft von innen heraus,“ die der Revisionist Bernstein den „Genossen“ empfahl, als sie ihn wegen seiner theoretischen Ketzereien zur Rechenschaft zogen, ist auf die verschiedenste Weise in vollem Gange. Sollen wir ihr mit verschränkten Armen zuschauen, weil wir vor einer gewaltsamen Revolution sicher sein können?

Niemand auf der Seite des Bürgertums wird diese Frage bejahen wollen. Aber nur wenige wissen bestimmt zu sagen, was geschehen soll. Diese wenigen sind die sogenannten Scharfmacher, die eine rücksichtslose Bekämpfung der Wühlarbeit der Sozialdemokratie durch eine Spezialgesetzgebung empfehlen. Aber sie bilden — einstweilen wenigstens — eine nicht ins Gewicht fallende Minderheit. Die Regierung hofft, mit den vorhandnen gesetzlichen Mitteln auszukommen; diese will sie in ihrer ganzen Schärfe anwenden. Aber sie findet mit diesem Vorhaben nicht einmal den ungeteilten Beifall der Leute, die sich über die Verderblichkeit der sozialdemokratischen Tätigkeit nicht täuschen. Diese fürchten von jeder Repression nur eine Verschärfung der sozialdemokratischen Energie. Sie hoffen, daß die natürliche Entwicklung der Dinge die Heilung bringen wird. Werde nur die Reformgesetzgebung zugunsten der Arbeiter ohne Unterbrechung fortgesetzt, so werde der gesunde Sinn der Arbeiter schließlich die Unersprießlichkeit des Treibens der Sozialdemokratie durchschauen und sich von dieser abwenden. Leider wird dieser Optimismus bisher durch die Tatsachen nur ganz und gar nicht gerechtfertigt. Gegen eine verständige Fortführung der sozialpolitischen Gesetzgebung ist nichts einzuwenden; sie gehört zu den vornehmsten Aufgaben des modernen Staates. Aber die Hoffnung, daß man durch sie die im Banne des sozialdemokratischen Einflusses stehenden Arbeiter mit der bestehenden Ordnung versöhnen werde, wird eitel bleiben, solange nicht der Arbeiter durch eine in die Augen fallende tatkräftige Bekämpfung der Sozialdemokratie von Staats wegen zum Nachdenken über die wahre Natur dieser seiner „Freunde“ gebracht wird. Alle die schönen Reden innerhalb und außerhalb des Reichstags bringen ihn nicht dazu, denn er liest sie nicht. Läßt man die Sozialdemokratie, wie bisher, ungestört gewähren, so ist dafür gesorgt, daß die große Masse der Arbeiterschaft in der sozialpolitischen Gesetzgebung immer

eine elende Abschlagszahlung sieht, zu der die bürgerliche Gesellschaft nur durch die Furcht vor der Sozialdemokratie gezwungen werde, und nur mit um so größerm Vertrauen wird sie dieser als ihrer „Befreierin" folgen.

Liegt somit in der Unterlassung einer entschlossenen und wirksamen Bekämpfung der Sozialdemokratie unverkennbar eine große Gefahr, so verzehnfacht sich die aber, wenn im Bürgertum die Neigung zur Annäherung an die Sozialdemokratie, zur Verständigung, ja zum Zusammenwirken mit ihr Platz greift. In nicht kleinen Kreisen bürgerlicher Idealisten hat jahrelang, anknüpfend an die revisionistische Richtung, der Glaube an eine Mauserung der Sozialdemokratie zu einer die Grundlagen der bestehenden Ordnung anerkennenden Reformpartei in Blüte gestanden. Heute kann nur noch eine unheilbar verstockte Blindheit verkennen, daß der Revisionismus im Grunde ebenso revolutionär ist wie der marxistische Orthodoxismus, daß beide sich höchstens in der Methode, nicht aber im Ziel unterscheiden. Der Mauserungsglaube hat keine Bedeutung mehr, an seine Stelle ist die durch die Namen Barth und Naumann bezeichnete Bewegung getreten, deren Quintessenz dahin lautet: Ob gemausert oder nicht, die Sozialdemokratie ist die einzige starke Stütze, mit deren Hilfe der Liberalismus in Deutschland wieder zu Macht gelangen kann; darum — Bündnis des liberalen Bürgertums mit der Sozialdemokratie! Während diese ungeheuerliche Verirrung in Norddeutschland bei den eignen Parteigenossen der genannten Führer überwiegend auf Abweisung gestoßen ist, hat sie in Süddeutschland Anklang gefunden, und nicht nur im Reiche der theoretischen Wünsche, sondern auf dem Gebiete der praktischen Verwirklichung. Die bayrische Zentrumspartei hat schon zweimal für die Landtagswahlen mit der Sozialdemokratie eine Vereinbarung über gegenseitige Wahlhilfe getroffen. Die schärfste Mißbilligung weiter Kreise hat ihr dafür nicht gefehlt. Aber von ganz andrer Tragweite war das Stichwahlabkommen, das die badischen Liberalen im letzten Herbst mit der Sozialdemokratie abgeschlossen haben. Nach den offiziellen Versicherungen anfangs auch nur als eine rein taktische Maßregel gedacht, die an den sachlichen Parteiunterschieden nicht das geringste ändre, hat sich dieses Abkommen mehr und mehr als die bewußte Anbahnung auch einer materiellen Annäherung, zum mindesten einer gegenseitigen Rücksicht entpuppt, die eine ernsthafte Bekämpfung der Sozialdemokratie ausschließen muß. Die logische Konsequenz eines einmal begangnen Fehlers erweist sich eben stärker als alle guten Vorsätze. Durch jenes Stichwahlabkommen ist die Sozialdemokratie zur ausschlaggebenden Stellung in der Zweiten Kammer gelangt; für die Liberalen wäre die ganze widernatürliche Parteienverbindung bei den Wahlen umsonst gewesen, wenn ihnen die Sozialdemokratie jetzt nicht auch zur materiellen Unterstützung zur Verfügung stünde; also müssen die Liberalen auch zum materiellen Entgegenkommen gegen die Sozialdemokratie bereit sein. Im liberalen Lager hat man sich mit dem Wahne getragen, daß das praktische Zusammenarbeiten von selbst zu einem erträglichen modus vivendi führen werde; sehr bald aber hat sich herausgestellt, daß die Sozialdemokratie gar nicht daran denkt, in der Rücksicht auch selbst die Gegenseitigkeit walten zu lassen. Ihre Auffassung des Verhältnisses ist einfach die: Wir diktieren, und ihr habt zu gehorchen.

In welchem Maße sich die Sozialdemokratie als Herrin der Lage fühlt, hat ihr Zusammenstoß mit dem Minister des Innern gezeigt. Ein Sozialdemokrat gebärdet sich als Mandatar der Schutzmannschaft zur Vertretung ihrer Beschwerden über ihre dienstlichen Verhältnisse. Der Minister erklärt, daß ein Schutzmann, der sich in solcher Sache an den Angehörigen einer auf den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung ausgehenden Partei wende, seine Pflicht verletze; er werde den Schutzmännern diesen Verkehr verbieten. Darauf verlangt der sozialdemokratische Vizepräsident der Kammer mit maßloser Heftigkeit den Ordnungsruf wider den Minister. Und die Liberalen? Sie finden, daß die leidenschaftliche Form des Vorgehns der Sozialdemokratie unzulässig sei, in der Sache aber geben sie ihr Recht!

Das ist der Anfang der Auflösung des Staatsgefüges. Unmöglich kann man annehmen, daß wenigstens die weiter schauenden Köpfe unter den badischen Liberalen das nicht begriffen. Aber auf ihnen lastet der bekannte Fluch der bösen Tat. Werden diese Vorgänge auf den ehedem so hoch gepriesnen „Musterstaat" beschränkt bleiben? Schon geht die Rede, daß die bayrischen Liberalen für die nächstjährigen Landtagswahlen eine Nachahmung des badischen Beispiels planen. Greift das so weiter, so zieht über unser Vaterland ein Verhängnis herauf, gegen das aller Schaden, den die Sozialdemokratie direkt anzustiften vermöchte, das reine Kinderspiel wäre. Nicht in der Sozialdemokratie, im Bürgertum selbst steckt die wahre Gefahr.

Die Ursachen des Zusammenbruchs Preußens im Jahre 1806

Von G. von Bismarck in Dessau

Frei war von Schuld nicht einer. —
Ja von uns allen keiner
Ist, der nicht schwer geirrt.
Nun laßt uns frei bekennen
Und endlich das erkennen,
Was uns so lang verwirrt.
(Lebensbilder aus den Befreiungskriegen)

Als nach der Niederlage von Jena und Auerstädt mit dem Zusammenbruche des größten Teils der Armee zugleich auch der Staat in Trümmer ging, wurde unter Ausscheidung alles morschen Materials der Wiederaufbau unverzüglich in Angriff genommen. Die Mehrzahl aller Bausteine blieb hierfür verwendbar; denn es war hauptsächlich der Mörtel gewesen, dessen verloren gegangne Bindekraft den Einsturz veranlaßt hatte. Viel Tüchtiges und Braves hatte bewiesen, daß der Kern des Materials, aus dem die brandenburgisch-preußischen Fürsten ihren Staat zu zimmern wußten, vortrefflich war. Auch die neuen Baumeister nach 1806 entstammten ausnahmlos dem alten Regime. Fast alle hatten

vor der Katastrophe die tiefern Ursachen des Verfalls klar erkannt; manche hatten auch darauf hingewiesen, hatten aber ihren eindringlichen Warnungen kein Gehör oder ihren reformatorischen Ideen keinen Eingang verschaffen können. Die Niederlage der Armee, der Umfang und die Art, wie sie mit allen den trostlosen Begleiterscheinungen versagte, bestätigten ihre längst gewonnene Erkenntnis, daß in der Zusammenhanglosigkeit zwischen dem Herre und dem Volke die Wurzel des Übels zu suchen sei. Denn schlagender konnte dieses Mißverhältnis gar nicht hervortreten, als durch die Teilnahmlosigkeit der weitesten Kreise des Volkes, die sich in den Worten äußerte: „Was geht uns die Niederlage des Heeres an!"

Und nicht minder groß war die Gleichgiltigkeit gegen das Schicksal des Staates. „In entsetzlicher Raschheit, so schreibt Häußer, jagten sich die Eindrücke. Der Selbstauflösung der Armee folgte die Ohnmacht des Beamtentums, die Apathie des Volkes, die trostlose Niedergeschlagenheit der Bessern, der schamlose Hohn und Abfall des Trosses, der sich der neuen Sonne zuwandte, der empörende Übermut des Siegers." Es war eine erbarmungslos logische Aufeinanderfolge unerhörter Erscheinungen, die sich aus dem Grundübel des absoluten Staates, aus der politischen Unmündigkeit des Volkes und aus der Erschlaffung des Pflichtbewußtseins beinahe naturnotwendig hatte entwickeln müssen. Daraus folgte, daß sofern ein Wiederaufbau des Staates und des Staatslebens überhaupt noch möglich erschien, dieser nur durch eine Befreiung aller bisher gebundnen Volkskräfte, durch die Erweckung des Interesses an den Geschicken des Vaterlandes geschehen konnte. Seinen ersten Ausdruck fand der Wille zur Tat schon wenig Tage nach Tilsit in den Anfängen der Armeereorganisation. Denn weil die feste Grundlage aller bürgerlichen Freiheit der Staat ist, die Staatsgewalt, die stark sein muß, wenn sie Schutz gewähren und Quelle und Hort der Freiheit sein soll, so konnte das nächste große Ziel kein andres sein, als die Befreiung des Staatsgebiets aus den Händen der Eroberer, die Abschüttelung des fremden Jochs, und — die blutige Austilgung der Schande. In stetem Hinblick auf dieses Ziel gingen die Scharnhorstschen Reformen bei der Neubildung der Armee mit denen des Ministers vom Stein in der Staatsverwaltung Hand in Hand, sie ergänzten sich; an Stelle des „Sujets" des alten Regimes sollte der Staatsbürger herangebildet und dieser durch seine Beteiligung an der Regierung und der Verwaltung mit den Geschicken des Staates unlösbar verknüpft werden.

Es war eine Riesenaufgabe, aus dem Schutte des Zusammensturzes und unter dem vollen Druck eines erbarmungslosen Eroberers, der das von ihm territorial verstümmelte Preußen finanziell auch noch verbluten lassen wollte, den neuen Staat auf seinem geschichtlichen Baugrunde wieder aufzurichten. Auf der Grundlage des Rechts der persönlich freien Selbstbestimmung und deshalb in „freudiger Mitwirkung aller Angehörigen des Staates für die Interessen der Gesamtheit" (Stein) wuchs das neue Haus allmählich heran, sicher fundamentiert, im Grundriß zweckmäßig, im Äußern bescheiden, nichts weniger als ein Prunkbau, und zum Glück nicht erkannt durch argwöhnisch lauernde Gegner. Der ersten sozialen Tat, der Befreiung des Bauernstandes,

folgte das Gesetz über die Erleichterung des Erwerbs- und Besitzrechts von Grundeigentum, die Städteordnung, die Neugestaltung der Verwaltung, ihre Trennung von der Justiz, die Gründung der Berliner Universität als „Ersatz der verlornen physischen Kräfte des Staates durch die geistigen," und endlich mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht die deutlichste Verwirklichung des Grundsatzes von den gleichen Pflichten aller gegen den Staat. „Die Wehrhaftmachung des ganzen Volkes und die Aufrichtung eines neuen sittlich und politisch edeln Geistes im Kriegsheere," das war mit seinen eignen Worten Scharnhorsts großes und zukunftsvolles Werk.

Mit solchem Geist alle Reformen auch in Staat und Gesellschaft zu durchdringen, dieses große Ziel hatte sich der Freiherr vom Stein gesteckt, als er „den kosmopolitischen Ideen des achtzehnten Jahrhunderts eine ausgeprägt nationale Auffassung des Staatslebens entgegenstellte." Es war eine bedeutende Aufgabe, und es war um so schwieriger, ihr gerecht zu werden, als der Übergang aus den eingerosteten impotenten Zuständen in die Neuordnung der Dinge fast unvermittelt hatte sein müssen. Die verderbten Sitten eines ganzen Zeitalters zu ändern, wird immer längerer Frist bedürfen; nur gewaltige Einwirkungen, gewaltsame Erschütterungen vermögen dies schneller herbeizuführen. Denn die Hebung der Schäden der Gesellschaft, die Beseitigung auch der letzten Spuren weltbürgerlich weichlicher Gesinnung, die Wiederbelebung des Pflichtbewußtseins, der Vaterlandsliebe, alles dies konnte in so kurzer Zeit doch nur durch das Unglück bewirkt werden. Eine furchtbare Schule der Leiden und der Drangsale, grenzenlose Verarmung, Druck, Hohn und Übermut des Siegers führten zuletzt die Gesundung herbei. Die allgemeine Not gebar also den neuen Geist, schuf die Empfänglichkeit für die großen Tugenden, durch die zu allen Zeiten Staaten und Völker groß und mächtig geworden sind. Diese Tugenden heißen Einfachheit der Lebensführung, Wille und Befähigung in hartes Holz zu beißen, die Sitte, die Vaterlandsliebe, freudige Unterordnung der freien Persönlichkeit unter die höhern Zwecke des Staates zum Besten des Gesamtwohls, der Sinn also für das Wesen des mächtigen Staates, der die Quelle aller wahren bürgerlichen Freiheit ist.

Der Umfang der Katastrophe, die den preußischen Staat heimsuchte, zeigt deutlich, daß die Ursachen weit zurückliegen müssen. Schon bald nach dem Abschlusse des Hubertusburger Friedens zeigen sich deutliche Spuren, zunächst des gesellschaftlichen Verfalls. Damit beginnt dann auch notwendig der des Staatswesens, langsam, unmerklich zuerst, dann aber in immer schnellerm Tempo. Von dieser dreiundvierzig Jahre umfassenden Zeitspanne fallen dreiundzwanzig noch auf die Regierung des großen Königs, elf auf seinen unzulänglichen Nachfolger, und neun Jahre auf dessen Sohn, den Erben der Krone. Die Anzeichen des beginnenden Verfalls waren Friedrich dem Großen keineswegs entgangen. Da er jedoch dessen Ursachen nicht erkannte, die in seinem „Staatssystem" zu suchen waren, so verhinderte er selbst, der aufgeklärte Absolutist, die ihn bewegenden bahnbrechenden Ideen zur Schaffung zeitgemäßer neuer Formen in Staat und Gesellschaft zu verwirklichen. In seinen Händen allein ruhte die Verwaltung; Minister und Räte, alle Staatsdiener waren nur aus-

führende Organe seines Willens; alle Entscheidungen behielt er sich vor, er traf sie nach persönlich gewonnener Einsicht und Prüfung. Damit hatte er sich einer Aufgabe unterzogen, zu deren Bewältigung seine umfassenden Kenntnisse auf allen Gebieten, sein praktischer Sinn, die erstaunlichste Arbeitskraft und ein äußerst gespanntes Pflichtgefühl ihn selbst wohl befähigen konnten, aber eben nur ihn allein. Über dieser erdrückenden Last der Geschäfte mußten ihm notwendig die dem „System" anhängenden Mängel und Gebrechen entgehn, vor allem die Ausschaltung der vorhandnen Kräfte großer Schichten seines Volkes sowie dessen Betätigungsdrang und Befähigung für das öffentliche Leben, für den Staat.

Im Zusammenhang damit stand seine Auffassung von dem gegenseitigen Verhältnis der Stände im Rahmen des staatlichen Lebens. Strenger noch als sein Vater hatte er die überlieferte Gliederung der Stände und die hierauf beruhende Organisation der Arbeit aufrecht erhalten, indem er dafür sorgte, daß Bauer, Bürger und Edelmann die ihnen im Staatshaushalte vorgeschriebnen sehr getrennten Aufgaben, jeder Stand für sich, auch ausfüllten. Der Adel sollte der erste Stand im Staate sein, denn: „ich brauche ihn für meine Armee und für meine Verwaltung." Deshalb erstrebte und erreichte er nach den ungeheuerlichen Verwüstungen der Kriegsjahre die wirtschaftliche Wiederaufrichtung und Erhaltung des adlichen Großgrundbesitzes. Aber er suchte auch den diesem Stande gewährten Vorzug und die damit verbundne Härte der Klassenherrschaft in ehrlicher Bemühung zu mildern; durch seine Verwaltung sowohl wie durch die Schaffung des preußischen Richterstandes begründete er die Achtung vor dem Gesetz und den Geist der Ordnung und des Gehorsams. „Denn, sagt Treitschke, weil er wußte, daß die Rechtsprechung ein politisches Amt ist, untrennbar mit dem Staate verwachsen," so verschaffte er, wo und wann sich immer die Gelegenheit bot, diesem Grundsatze die Geltung, ohne Ansehen der Person. „So ward der Glaube an die Herrschaft des Gesetzes als Vorbedingung aller politischen Freiheit eine lebendige Macht im Beamtentum wie im Volke! Wenn aber der Staat bestand um des gemeinen Wohles willen, so führte eine unaufhaltsame Notwendigkeit, von der Friedrich nichts ahnte, zu dem Verlangen: Aufhebung der Privilegien der höhern Stände und Teilnahme der Nation an der Staatsleitung." Und diese Schlüsse wurden theoretisch schon damals gezogen. Von dem alternden Könige weder bemerkt noch gewollt, hatten sich die sozialen Verhältnisse allmählich zu verschieben begonnen, nicht zum wenigsten durch den beginnenden Aufschwung der deutschen Literatur und der unaufhaltsam vordringenden Geistesbewegung der Aufklärung. „Sie erzog sich ein aus allen Ständen gemischtes Publikum, die Kaufleute und Gewerbetreibenden der großen Städte; die bürgerlichen Pächter des ausgedehnten Domaniums gelangten nach und nach zu gesichertem Wohlstande und zu einem kräftigen Selbstbewußtsein, das die Vorrechte des Adels auf die Dauer nicht mehr ertragen konnte: der Bau der alten ständischen Gliederung wurde allmählich, aber sicher untergraben." So wirkte der großartige Literaturaufschwung wie ein hellleuchtendes Fanal, und es ist beinahe ein Verhängnis, daß Friedrichs Stellung zu ihm unverstanden, ja skeptisch war und blieb.

Während jedoch die schöngeistige Literatur, indem sie ihren Siegeslauf antrat, die Nachbarvölker überflügelte, behielten Engländer und Franzosen in den Staatswissenschaften die Führung. „Denn die deutschen Leser brachten den Publizisten wohl ein reicheres Maß an Geschichtskenntnissen entgegen als jene, aber keinen Schimmer von politischem Verständnis. ... Unsrer klassischen Literatur fehlte, um jenes vermitteln zu können, der Boden der nationalen Macht. Die Nation lief Gefahr, einer krankhaften Überschätzung der geistigen Güter zu verfallen, da ihr literarisches Wesen so viel herrlicher war als das politische. Der Patriotismus der Dichter blieb zu innerlich, um unmittelbar auf das Volk zu wirken. Der edle, weltbürgerliche Zug, der die gesamte Literatur des achtzehnten Jahrhunderts erfüllte, fand hier nicht wie in Frankreich ein Gegengewicht an einem durchgebildeten Nationalstolze; er drohte die Deutschen ihrem eignen Staate zu entfremden."

Eine ähnliche Wirkung hatte auch die „Aufklärung," die zum allgemeinen Losungsworte der Zeit geworden war. Deutsche waren es, die durch die Reformation den ersten Anstoß gegeben hatten. Aber die Nation vermochte die Früchte der eignen ersten Aussaat nicht zu ernten, weil politischer und religiöser Hader das Land jahrhundertelang zum Tummelplatz fremder Begehrlichkeit, zur Dreschtenne Europas gemacht hatte. Wenn gleichwohl die einmal gelegten Keime der Licht und Wärme spendenden humanistischen Bestrebungen ihre Unverwüstlichkeit erwiesen und deshalb unter dem Schutte einer zerstörten reichen Kultur verborgen weiter sprossen konnten, so blieb ihre Nutzanwendung auf das politische und gesellschaftliche Gebiet nicht dem Ursprungslande vorbehalten, sondern einem Volke, dem in der nationalen Geschlossenheit nur die Franzosen gleichkamen, während es an politischer Reife allen andern voraus und überlegen war: den Engländern. So konnte es kommen, daß die Aufklärung made in Germany im achtzehnten Jahrhundert von der grünen Insel über Frankreich und dort radikalisiert wieder zu uns zurückkam. Aber die Deutschen, die bei ihrer Vielstaaterei nichts weniger als eine geschlossene Nation mit gemeinsamem Nationalgefühl, politischen Interessen und Instinkten oder gar nationaler Disziplin waren, erwiesen sich zu wenig widerstandsfähig, den gerade ihnen so gefährlichen Auswüchsen verschwommner Weltbürgerlichkeit zu begegnen.

Zunächst in ihren rein ethischen Zielen gelangte diese Bewegung, die alle Mißstände in Staat, Kirche und Gesellschaft beseitigen wollte, zu einer bedauerlichen Verflachung. Denn obwohl sie sich in Deutschland im großen und ganzen viel edler gestaltete als bei den radikalen Franzosen, so krankte sie wie dort auch bei uns sehr bald an der Unwahrheit einer zügellosen Freigeisterei und Sittenlosigkeit. Die Anhänger der Aufklärung hatten weder den ernsten Willen noch die innere Kraft, das Leben seinen höhern Zielen anzupassen; und so wurde die Moral eine weichliche, dehnbare, ja „sie artete, sagt Philippson, in ihren populären Schriften häufig in eine spießbürgerliche Nützlichkeitslehre aus. Gerade die Gebildeten lernten jede Handlung für erlaubt erachten, die nicht der Allgemeinheit schadete und dabei seiner bürgerlichen Ehre Eintrag tat. ... So ward die durch den Voltairianismus auf die höhern

Stände übertragne Auflösung der Sitte und ein den Verhältnissen hohnsprechender Luxus unter allen Klassen der Bevölkerung verbreitet; und diese Krankheit ergriff allmählich beide Geschlechter aller Stände wie eine epidemische Seuche." Georg Forster, sicherlich kein Feind der Aufklärung, schrieb im Jahre 1779 über die Berliner: „Freie, aufgeklärte Denkungsart ist in freche Ausgelassenheit und zügellose Freigeisterei ausgeartet. Die Frauen allgemein verderbt." In demselben Sinne äußert sich Lord Melmesbury, der englische Gesandte: „Nicht nur in Berlin, sondern in allen größern Städten in und außerhalb Preußens hatte diese Art der Aufklärung eine allgemeine Verschlechterung der Sitten zur Folge gehabt."

Mit solcher Auffassung der Aufklärung steht eine Erscheinung in ursächlichem Zusammenhange, die schon zu den Zeiten des großen Königs begann, aber unter seinem Nachfolger in geradezu ungeheuerlicher Weise ins Kraut schießen sollte. Ein Geheimbund, der im wesentlichen die französischen Ziele der Aufklärung anstrebte, nämlich die Auflösung der christlichen Kirche, die Zurückführung des Menschen in seinen Naturzustand, der Orden der Illuminaten oder Lichtfreunde, wurde die unmittelbare Ursache zu einer Reaktion, wie sie verderblicher kaum gedacht werden konnte. Hauptsächlich auf Betreiben der Jesuiten und von Wien ausgehend wurde um die Mitte der sechziger Jahre in Süddeutschland als Gegenmine zu den Illuminaten und zugleich zum Zwecke der katholischen Propaganda der Orden der Rosenkreuzer gestiftet. In ganz Deutschland, auch unter fürstlichen Personen vielfach verbreitet, gelangte er besonders in Preußen zu einer überaus traurigen Berühmtheit. Nicolai, der bekannte, wegen seiner Gegnerschaft zum Orden von einem seiner Gläubigen, dem Minister Wöllner übeln Angedenkens, verfolgte Berliner Buchhändler, urteilt über Mittel und Ziele jener Finsterlinge wie folgt: „Kein System war schlauer ausgedacht und bübischer ausgeführt, um teils viel Geld in die Kassen der hocherlauchten Männer zu führen, teils um die gesunde Vernunft zu unterdrücken und dadurch den Geist des echten Protestantismus zu dämpfen, als der schändlich betrügerische Orden der Rosenkreuzer. Dieser versprach »höchste Naturkenntnis und Religionswissenschaft und prahlte, daß er den Himmel an die Erde ketten und den versperrten Weg zum Paradiese wieder öffnen werde.« Er rühmte, daß die höchsten Vorsteher des hochheiligen Ordens Meister über die ganze Natur in Gott und die Lieblinge Gottes wären; dagegen forderten die unbekannten Väter von ihren Jüngern blinden Gehorsam." Welche Geistesblüten dieser Orden hervorbrachte, dafür eine Probe der Erleuchtung Wöllners, des spätern Ministers, der mit dem Obersten von Bischofswerder auch den damaligen Thronerben, nachmaligen Friedrich Wilhelm den Zweiten, in seine Bande geschlagen hatte: „O, meine Brüder! so versicherte er seinen Gläubigen, nicht fern sind mehr die Zeiten, da wir hoffen dürfen, von jenen Weisen aus Osten, die wir erwarten, belehrt und zum Umgange mit den höhern, unsichtbaren Wesen geführt zu werden. Die Weisen werden das durch Buße zerknirschte Herz erleichtern, ihnen dann den Stein der Weisen zeigen und die Verfertigung jenes Balsams lehren, der Greise verjüngt und Tote wieder ins Leben zurückruft." Man versuchte dann,

„besonders der Generalchirurg Theden war es, die Sternschnuppen aufzufangen als die prima materia, um daraus die Universaltinktur zu destillieren.“ Wenn das mit solchem verwegnen Blödsinn gefüllte Gefäß bis zum Bodensatz geleert werden konnte wie dort, „als Zeichen menschlicher Geisteshoheit, des Ringens nach Wahrheit, nach reinster Menschlichkeit, nach höherer Erkenntnis der Dinge,“ so wird damit nur immer wieder der alte Erfahrungssatz bestätigt, daß auf den lästernden Unglauben unfehlbar der wüste Aberglaube folgen muß mit seiner Herrschaft schrankenloser Mystik und ganz ungewöhnlich lächerlicher Gefühlsschwärmerei.

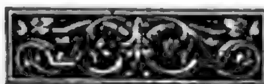
Nun zum Heere Friedrichs, wie er es seinem Nachfolger hinterlassen sollte. Er hatte in sieben Jahren den Ansturm einer Welt in Waffen abgeschlagen. Das Heer, mit dem er seine Schlachten schlug, bestand, zuletzt wenigstens, fast nur aus Landeskindern: Bauernburschen und Edelleuten. „Den Geist heroischer Hingebung, den diese Armee so auszeichnete, empfing sie durch die Söhne jener märkischen, preußischen, pommerschen Adelsgeschlechter, welche seit langem mit der Monarchie verwachsen waren. Dieser preußische Adel war eine durchaus neue, fremdartige, den deutschen Zeitgenossen wenig verständliche Erscheinung“ (K. W. Nitsch). Sie hat dem kriegerischen Geiste des preußischen Volkes und Heeres für immer seine dem Süddeutschen so wenig sympathische Art gegeben. Wohl sah der an Bildung und Geist hochstehende König gelegentlich „mit überlegner Ironie auf die oft plumpe Unwissenheit so mancher seiner Edelleute herunter; aber doch weiß er, was er der guten Klinge jenes rauhen Geschlechts verdankt; oft hat er anerkannt, daß es wohl einen reichern, aber keinen treuern, tapfereren und ehrenhaftern Adel gäbe als diese Rasse, so gut, daß sie auf alle Weise erhalten werden müsse.“

Nach dem Kriege wandte der König alle Sorge der Wiederherstellung des Volkswohls zu, so sehr zwar, daß die Armee geradezu geschädigt wurde, zunächst in ihrer Zusammensetzung. Zahlreiche Klassen der Bevölkerung wurden von der Dienstpflicht befreit, ganze Provinzen wie Ostfriesland erhielten Privilegien, sodaß die Armee sehr bald größtenteils aus geworbnen Ausländern bestand. Auch ihre Tüchtigkeit litt; sie entsprach trotz seiner nie ermüdenden Fürsorge, die er der Ausbildung, dem Detail, dem Drill, der Kunst des Manövrierens zuwandte, keineswegs mehr ihrem alten Rufe. „Schon während des Bayrischen Erbfolgekriegs hatte er es mit Befremden bemerkt, ohne jedoch den Grund des Verfalls zu durchschauen. Der Eudämonismus seines Zeitalters ließ ihn die sittlichen Kräfte des Heeres verkennen,“ die nur die eigne Volkskraft zu entfesseln vermag. Die Fremden waren weder Soldaten noch Bürger. Mit Weib und Kind, in bürgerlicher Hantierung lebte der geworbne, alte Soldat in aller Bequemlichkeit dahin und verabscheute den Krieg für ein Land, das ihm gleichgiltig sein mußte.

Auch das Offizierkorps war keineswegs mehr dasselbe. Seine Blüte lag auf den Schlachtfeldern; während der sieben Jahre waren — beispiellos in der Kriegsgeschichte — sämtliche Generale bis auf wenig Ausnahmen geblieben oder kampfunfähig geworden. Die jetzt emporkamen, hatten den Krieg nur in subalternen Stellungen kennen gelernt und suchten das Geheimnis des

Sieges allein in den Künsten des Exerzierplatzes. Man jagte nach Gunst und Gnade; für den stolzen Freimut eines Blücher und York blieb kein Raum. Und da der König des seltsamen Glaubens lebte, daß nur der Edelmann Ehre im Leibe habe, so machten sich ein unleidlicher Übermut und Überhebung in den Offizierkorps breit. Dem alten König entging dies alles; er sah nur mit Genugtuung, wie sein Land wirtschaftlich erstarkte, und bezeichnete jetzt das Ideal des Heerwesens mit den wunderlichen Worten: „Der friedliche Bürger soll gar nicht merken, wenn die Nation sich schlägt." Er dachte wohl an siegreiche Offensivkriege, nicht an eine feindliche Überschwemmung des Landes. Jedenfalls schnitt er damit dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht, diesem lebendigen Zusammenhang zwischen Staat, Volk und Heer mit ihrem gemeinsamen Interesse, den Lebensnerv durch. So geriet also schon unter dem großen König eine Säule nach der andern, die den Staatsbau trugen, langsam ins Wanken. Sein Tod nahm dann die stärkste Stütze fort, das straffe, harte, persönliche Regiment, wodurch es ihm gelungen war, die von ihm geschaffne stolze Stellung seines Staates aufrecht und das innere Getriebe der Maschine in gutem Gange zu erhalten. Weil aber sein Selbstregiment alle Zweige des Staatswesens umfaßte: Diplomatie, Verwaltung, Justiz, Heerwesen, eine ungeheure Bürde von Arbeit und Verantwortlichkeit, die zu tragen eben nur ihm, seiner unbegrenzten Arbeitsfreudigkeit, seinem Pflichtgefühle möglich war, so mußte mit seinem Ableben notwendig auch der Geist erlöschen, der seiner Schöpfung Leben und Lebensfähigkeit eingehaucht hatte.

(Schluß folgt)

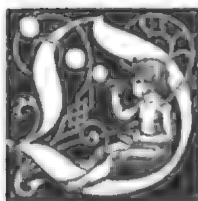


Anastasius Grün

Ein Gedenkblatt zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages

Von W. Berg

Motto:
Nicht jeder hat ein Liebchen,
Doch jeder hat ein Vaterland.
Anast. Grün



Österreich vor hundert Jahren — der Staat Metternichs unseligen Angedenkens! Welche trübseligen Bilder wecken diese Worte! Wie kurzsichtig und armselig war doch diese Pseudostaatskunst der Restaurationszeit, die überall in Deutschland schwer wie ein Alp, am schwersten aber in Österreich lastete! Wahrung der Monarchie durch Erhaltung der Ruhe und des bestehenden Zustandes unter allen Umständen und mit allen Mitteln — das war ihr Ziel. Und darum unterband man jede Weiterentwicklung, jede freie Regung des Geistes, darum hielt man alle auf konstitutionelle und nationale Einigung zielenden Bestrebungen nieder unter dem eisernen Drucke einer willkürlichen Polizeiherrschaft. Die Ruhe eines Kirchhofs schien sich auf das unglückliche Österreich niedergesenkt zu haben, alles Leben unter dumpfem Drucke erstorben zu

sein. Aber wieder einmal zeigte sichs, daß man Gedanken mit allen Machtmitteln des Staats nicht totschlagen kann. Denn es fanden sich auch in dem Österreich jener Tage Männer des öffentlichen Lebens, der Kunst und der Wissenschaft genug, die dem Geiste des Rückschritts den des Fortschritts, der Aufklärung und der Freiheit entgegensetzten und in Wort und Schrift und Tat begeistert und darum begeisternd, kühn und unerschrocken, auf das Forum der Öffentlichkeit hinaustraten. Unter diesen prometheischen Lichtbringern und Herolden einer neuen bessern Zeit mitten im vormärzlichen Österreich nimmt einer wegen der tiefsittlichen Auffassung seiner Ideen und wegen der edeln Form, mit der er ihre Verwirklichung anstrebte, eine besonders hervorragende und ehrenvolle Stellung ein: das ist der als freisinniger Staatsmann und Dichter ausgezeichnete Graf Auersperg (Anastasius Grün), dessen Geburtstag in diesem Jahre zum hundertstenmal wiederkehrt.

Sein Heimatboden, von dem man ihn nicht losreißen darf, wenn man ihn als Menschen und als Dichter nach Gebühr würdigen will, ist das schöne Land von Unterkrain. Diese äußerste Spitze der alten Ostmark dringt tief in die Welt des slowenischen Volkstums ein; von der andern Seite weht schon italienische Luft herüber. Das alte, mit den Geschicken Österreichs eng verknüpfte Geschlecht der Auersperge stammt aus Schwaben, ist aber schon im neunten Jahrhundert in Krain ansässig gewesen. Mit ihm zog deutsche Kulturarbeit auf dem slawischen Boden ein. Seitdem ist die Geschichte Krains aufs engste mit der der Auersperge verbunden. Zahlreiche hochverdiente Männer, die neun Jahrhunderte lang nicht vergaßen, daß Adel verpflichtet, hat die alte Familie hervorgebracht. Fast an allen Kämpfen sind sie männlich und heldenhaft beteiligt gewesen. Wir finden sie in den Kreuzzügen wie in den Türkenkriegen und in den Bewegungen des Reformationszeitalters, ja im sechzehnten und im siebzehnten Jahrhundert, wo Krain sozusagen ein großes, waffenstarrendes Heerlager war, verkörpern sie geradezu das Land selbst, sowohl in der Landstube zu Laibach als auch draußen im Felde an der Save. Ein Auersperg fiel auf dem Felde der Ehre 1529 vor Wien, ein andrer 1575 vor einem Grenzneste; ein dritter war Generalissimus des österreichischen Heeres, ein vierter schlug die Türken bei Sissek 1593 so entscheidend, daß sie seitdem nicht mehr wagten, die Save zu überschreiten. Mit der Mannhaftigkeit im Felde verbanden die Männer des alten Geschlechts auch geistige Regsamkeit und freiheitlichen Sinn. Am frühsten und am längsten hielten sie sich zum Luthertum. Sie gewährten den Städten die „Türkenhilfe“ oft nur gegen das Versprechen der „Begünstigung in religiosis,“ stifteten lutherische Kapellen, stellten lutherische Prädikanten und Schullehrer an, nahmen lutherische Feldprediger mit in den Türkenkrieg und widerstrebten der habsburgischen Gegenreformation mit der äußersten Zähigkeit, solange es eben ging. Getreu dieser Familienüberlieferung trat denn auch der Dichter des Geschlechts mit Begeisterung für das Luthertum ein und sang sein Wartburglied:

Du Fels, dran los die Donnerwolke,
Das Lenzgewitter, Luther, brach,
Da der Prophet zu seinem Volke
Verhüllt, aus Wolkenschleiern, sprach.

Zu Laibach in der Komturei des Deutschen Ordens erblickte vor nunmehr hundert Jahren, am 11. April 1806, Maria Anton Alexander Graf von Auersperg als ein Sproß der Pankrazischen Hauptlinie des alten Geschlechts das Licht der Welt. Er war das älteste von fünf Kindern und nach dem frühen Tode seines Bruders der einzige männliche Erbe. Sein Vater, Graf Alexander, lebte seit 1805 als freiresignierter k. k. Kreiskommissarius auf seinem romantischen Schlosse Thurn am Hart, nahe bei der Save. In der Zeit der französischen Fremdherrschaft in Illyrien hatte er in seinem Bezirke die „Mairie“ übernommen, aber nur aus vaterländischen Gründen, „damit sie nicht ein französischer Angestellter erhalte,“ und „er in dieser Charge, soviel möglich, den österreichischen Patriotismus vereinigen möchte.“ Die Mutter des Dichters, Cäcilie, entstammte dem alten krainischen Freiherrngeschlechte der Billichgratz. Auf dem väterlichen Schlosse verlebte das Kind eine glückliche Jugend. Auf sein empfängliches Gemüt machte die Eigentümlichkeit der krainischen Natur einen mächtigen Eindruck, und zeit seines Lebens ist der Dichter ein treuer Sohn seiner Heimat gewesen und hat sie auch immer wieder zu längerm Aufenthalte besucht. Aus Liebe zu dem mütterlichen Boden übertrug er später die slowenischen Volkslieder. Der slowenischen Sprache war er als Kind schon mächtig. Mit sieben Jahren schon bezog er die von Maria Theresia gestiftete Ritterakademie in Wien. Da ihn aber seine Lehrer schon nach zwei Jahren als „unverbesserlich“ erklärten, verließ er die Anstalt und besuchte die k. k. Ingenieurakademie, weil er nach des Vaters Wunsch Soldat werden sollte. Im Jahre 1818 aber starb der Vater, und die Mutter ließ den Knaben im Einverständnis mit der Obervormundschaftsbehörde in das sogenannte von Klinckowströmsche Institut eintreten, das sich damals der besondern Huld aristokratischer Kreise erfreute. Klinckowström war der Vater der beiden Jesuiten, die sich in den fünfziger Jahren, als das österreichische Konkordat in Blüte stand, einen sehr bekannten Namen machten. Die muffige Institutsluft aber, die ganze zelotische und hyperkatholische Richtung stießen den frisch und natürlich empfindenden Knaben ab, ja sie versetzten nach dem treffenden Worte A. Grüns „den hundertjährigen Sauerteig der Auersperge nur in neue Gärung.“ Übrigens erhielt der junge Graf dort meist die Note primam eminenter. Besondre Wertschätzung brachte er damals seinem Geschichtslehrer entgegen, dem slowenischen Kunstdichter Francé Presiren, den er später (In der Veranda S. 169) mit einem ehrenden Nachruf bedachte. Mit achtzehn Jahren hatte Auersperg seine Gymnasialstudien beendigt und bezog nun, 1824, um die Rechte zu studieren, zunächst die Universität in Graz. In dem Kreise gleichgesinnter Genossen scheint er sich besonders an Fellner angeschlossen zu haben, der als k. k. Hofrat in Graz starb. Ihm ist auch, als „dem Freunde Ernfell,“ die erste Ausgabe des „Letzten Ritters“ gewidmet. Nach vier Semestern siedelte Auersperg nach Wien über, wo er einen höchst anregenden Verkehr fand. Er trat in einen Kreis ein, der seine zwanglosen Sitzungen gewöhnlich im sogenannten „Silbernen Kaffeehause“ beim Neuner in der Plankengasse abhielt. Dort versammelten sich fast alle von den Zuständen der Gegenwart unbe-

friedigten und vorwärts strebenden Männer des vormärzlichen Wiens. Von Dichtern waren dort zu finden: Grillparzer, Lenau, Seidl, Bauernfeld, Feuchtersleben, Zedlitz, Raimund, Joh. Nep. Vogl, Deinhardstein, L. A. Frankl, Stelzhamer u. a., von Gelehrten: Ferd. Wolf, Kaltenböck, Karajan, Enk usw.; dazu kam eine Menge von Musikern, Malern und Bühnenkünstlern. Auersperg schilderte später in herzlicher und dankbarer Erinnerung diese öffentlichen Klubsitzungen in seiner Biographie Lenaus (Vorrede zu seiner Ausgabe der sämtlichen Werke Lenaus, Stuttgart, Cotta, 1855).

Nach dem Abschlusse seiner Studien lebte er daheim als Privatmann, dichtete, wanderte und reiste in glücklicher Muße. Mehrfach weilte er in Schwaben, in dem Freundeskreise, den er und Lenau dort hatten, vor allem bei Uhland und Paul Pfizer, dem er später seine „Nibelungen im Frack" zueignete. Ein Stein auf der Weibertreu bei Weinsberg trägt den Namen Anastasius Grün und die Jahreszahl 1837. In diese Zeit der stillen Entwicklung fiel die französische Julirevolution von 1830 wie eine Bombe hinein. Der Sieg des Freiheitsgedankens über Reaktion und Klerikalismus rief in ganz Europa, zumal in dem von Metternich geknebelten Österreich, eine stürmische Bewegung der Geister hervor. Auch Auersperg wurde aufs tiefste vom Geiste der Zeit ergriffen, und gar bald wurde aus dem politischen Dichter, von dem später noch die Rede sein wird, ein eifriger aktiver Politiker. Seit 1832 wirkte er als Abgeordneter des krainischen Landtags auf der Landstube zu Laibach. Dort erwies sich der junge Parlamentarier als ein allezeit unerschrockner Kämpfer für die schwer gefährdeten wirtschaftlichen Interessen seiner engern Heimat. Ihm vor allem war es zu verdanken, daß sich die krainischen Landboten zu der seit den Tagen der Reformation unerhörten parlamentarischen Tat aufrafften, die in der Verwahrung von 1843 einen herzhaften Ausdruck fand. Sie erklärten nämlich mit aller Festigkeit, „bei der beabsichtigten, noch weitern, unerschwinglichen Steuererhöhung nicht mehr mit der Regierung gehn zu können." Die Frucht dieses kräftigen Auftretens reifte freilich erst nach Jahren, aber sie reifte doch: es war die Einführung einer auf gerechten Grundsätzen beruhenden Art der Steuererhebung. Noch in späten Jahren seines Lebens hatte Graf Auersperg an diesem Erfolge seines Wirkens eine herzliche Freude. Auch die Vorschläge zur Besserung der Waldwirtschaft Krains waren sein Verdienst. Immer und überall trat er den offnen und versteckten Angriffen der Oppositionspartei in der Landstube maßvoll aber fest entgegen. Dafür erlangte er auch die höchste Achtung der Mitstände. Sie äußerte sich zum Beispiel auch darin, daß man ihn 1845 bei der Angelegenheit der Steuererhebung als Abgeordneten in die Hofburg schickte, ihn, der in seinen politischen Liedern so wuchtige Angriffe gegen die traurige Staatskunst des allmächtigen Metternich zu richten gewagt hatte. Und dieser selbe liberale Parlamentarier wurde nach einem Menschenalter, ohne seine Überzeugungen zum Opfer gebracht zu haben, der Vertraute seines Kaisers in sturmbewegter Zeit!

Schon früher — am 11. Juli 1839 — hatte er sich mit der Reichsgräfin Maria von Attems vermählt, einer Tochter des k. k. Geheimen Rats,

Obersterbkämmerers und Landeshauptmanns in Steiermark. Lange blieb diese glückliche Ehe kinderlos; nach zwanzig Jahren erst entsproß ihr ein Sohn, der Graf Theodor Ignaz Anton Alexander, der infolge eines Sturzes am 4. Mai 1881 in Graz gestorben ist. Graf Auersperg lebte abwechselnd auf seinen Besitzungen Gurkfeld und Thurn am Hart oder in Graz und Wien. In Graz war er seit seiner Eheschließung dem volkstümlichen „Prinzen Johann" näher getreten, der damals so recht der Mittelpunkt für alle geistigen Bestrebungen in Innerösterreich war. Mit dessen Bruder, dem kunstsinnigen Erzherzog Ludwig, knüpfte Graf Auersperg bei Gelegenheit seiner Entsendung nach Wien 1845 gute Beziehungen an, die er auch in den Märztagen 1848 festhielt. Auch mit dem Prinzen Johann, der später als Reichsverweser nach Frankfurt kam, brachte ihn die Revolution noch näher zusammen.

Von Paris war sie gekommen, überall hatte sie gezündet und eine freilich oft jugendlich unklare und ziellose Begeisterung entflammt, von deren Glut man sich heute wohl kaum noch die richtige Vorstellung macht. „Der große Sturm der heilgen Märzen" mußte natürlich auch die edle Seele Auerspergs mit den freudigsten Hoffnungen erfüllen. Aber im Laufe der Dinge wurden sie schwächer und schwächer. Ernste Zweifel an der Möglichkeit, das in bacchantischem Taumel gar bald verfahrne Werk durchzuführen, trübten mehr und mehr seine Zuversicht. Er sah Leute tätig, mit denen seiner festen Überzeugung nach kein Bund zu flechten war. Diese Resignation wurde Auersperg, der wegen der liberalen Gedanken seiner Gedichte als ein Führer der freisinnigen Partei betrachtet wurde, von manchen Seiten schwer verdacht, und man beklagte laut seine „Apostasie." Vor Jahren schon, am 13. Februar 1840, hatte die Leipziger Allgemeine Zeitung eine übrigens unrichtige Wiener Nachricht gebracht des Inhalts, Anastasius Grün sei in Wien, um sich um den Kammerherrnschlüssel zu bewerben, da seine Frau Sternkreuzordensdame geworden sei und doch nicht allein zu Hofe gehn könne. Diese Nachricht hatte Georg Herwegh zu einem heftigen poetischen Angriff gegen den Dichter veranlaßt (Gedichte eines Lebendigen I, S. 88, 3. Aufl. 1842, Zürich). Herwegh rief in diesem Gedichte den Todesengel an mit der Bitte, jeden Dichter mitten aus seinem Schaffen, aber zu einer Zeit abzurufen, wo er seiner Gesinnung noch treu sei; er, der Dichter Herwegh, wolle gern jeden Toten beweinen, aber schrecklich sei es ihm, „Lebende zu begraben," d. h. sie als Apostaten ansehen zu müssen. Als „Fähndrich" habe Anastasius Grün sein Banner hingeworfen und sein halb schon siegreiches Heer verlassen. Solle sein Lied, das „wie ein Held gepanzert vorwärts drang," wirklich „der Lüge Klang" sein? Das könne, das dürfe nicht der Fall sein. Grün dürfe nicht „im Rate der Spötter stehn," d. h. in der Versammlung Metternichscher Kreaturen, die über die „Freiheitsapostel" spotteten; lieber wolle er ihn auf dem Munkatsch sehen, d. h. wie den Griechenhelden Alexander Ypsilanti, von dem Anastasius Grün in den „Spaziergängen" (in dem Gedichte: Gastrecht) gesungen hatte. Und das alles um ein Weib? „Ein Weib darf dir dich selbst — doch uns nicht rauben!"

Darf man den Tempel um ein Weib entweihn?
Mit einem Weib um goldne Götzen tanzen?
Du willst nicht mehr so frei sein, frei zu sein?
Dein Schwert als Kreuzlein auf die Brust dir pflanzen?
Ich such den Dichter nur in unsern Reihn —
Leb wohl! Leb wohl! Ich laß dich deinen Schranzen!
Schon hör ich dich: „Herz, Herz — nicht mehr so warm!
Wir gehn zu Hofe — Gräfin — Ihren Arm!“

Gegen diese ganz ungerechtfertigte Verunglimpfung seines politischen Charakters verteidigte sich der Angegriffne in folgendem Gedichte („Gedichte“ 15. Aufl. 1877, S. 202):

Apostasie

Hie Welf! Hie Waiblingen! Laß sehn!
Nur schwanke nicht hin und her!
Du kannst, ein Ehrenmann, auch stehn
Gegenüber im Feindesheer.*)

Magst Bär im Geklüft, magst Falk im Licht,
Nur Fledermaus nicht sein;
Sei Palme oder Eiche, nur nicht
Das Schlingkraut zwischen den zwein.**)

Ob Wahn, ob Wahrheit dein Panier!
Wer lösts, wem glaube dein Herz?***)
Am Feuer der Treue läutre dir
Zu Gold unechtes Erz!

Wer trommelnd, trompetend mit uns geht,
Der bessere Held ists nicht,
Doch der, so fest zur Fahne steht,
Wenn er kein Wort auch spricht.

Doch schmäht nicht den Mann, der, drüben itzt,
Bei unsrer Fahn einst stund!
Sein Blut, schon einst für uns verspritzt,
Ein Siegel ists meinem Mund.†)

Ich sah auch Locken braun und lang
Zu dünnem Schein verwehn,
Manch nervigen Arm, der das Schwert einst schwang,
Betkügelchen zitternd drehn.

Ich sahs, wie Fieber des Weisen Wort
In Unsinns Greuel zerbrach,
Ich hörte den Toren im Irrsinn dort,
Der Perlen der Weisheit sprach.

Ich sah den Raufbold friedlich gemacht,
Verwittert der Jugend Rot,
Den Schwätzer zu ewigem Schweigen gebracht!
Wer kann für Krankheit und Tod?

---

*) Diese Möglichkeit hatte Herwegh in seinem Gedicht (Str. 5, V. 5) geleugnet.

**) Grün will überzeugungstreue Männer, nicht solche, die den Mantel nach dem Winde drehn.

***) Etwas schwer verständlich. Es soll heißen: Wer beantwortet die Frage, wem dein Herz Glauben schenkt, ob dem Wahne oder der Wahrheit?

†) Das soll heißen: Das früher für uns, d. h. die gute Sache, verspritzte Blut schließt nun dem Dankbaren den Mund, daß er nicht richten oder spotten kann.

Wills Gott, solang ich gesund, erspäht
Bei diesen Fahnen ihr mich!
Wehrs Gott, wenn ihr je mich drüben säht,
Dann krank oder tot wär ich.

Denkt mein wie eines Toten dann;
Es mag wohl bitter sein,
Vorbeizugehn als lebendger Mann
Am eignen Leichenstein.

Nein, ein Abtrünniger ist Anastasius Grün nie gewesen! Das war er auch in den Revolutionstagen nicht. Immer war er ein aufrechter und ehrenwerter Mann, der so gut wie ein andrer das Recht seiner Meinung hatte. Es hat gar manchen gegeben, der später, nach den Stürmen, viel weiter nach rechts hinüberschwenkte, als Auersperg je gestanden hatte. Eine andre häßliche Erfahrung machte der Dichter noch 1843. Der „Dichter" Braun von Brauntal hatte der Polizei angezeigt, daß Auersperg der bekannte Anastasius Grün sei. Die Polizei legte dem Grafen eine Zahlung von fünfundzwanzig Dukaten auf, weil er Schriften im Auslande habe drucken lassen! Weiteres mochte sie nicht gegen den Mann unternehmen, der durch seine Ehrenhaftigkeit und die Unabhängigkeit seiner Stellung geschützt war. Übrigens war die Tatsache seiner Autorschaft längst bekannt.

Am 13. März hatte Kaiser Ferdinand den Erlaß einer Verfassung für Österreich feierlich zugesagt. Damals befand sich Auersperg in Wien. Nun reiste er voll freudiger Erregung in die Heimat und verkündigte dort und schon unterwegs überall die große Nachricht. Ein alter Bauer, dem der Graf selbst die Sache mitteilte, sagte ihm: „Das verdanken wir zumeist dem Anastasius Grün." Der schlichte Mann ahnte freilich nicht, wer Anastasius Grün sei, und daß er vor ihm stehe. Im April wurde Graf Auersperg in das deutsche Vorparlament gewählt und bald darauf als Abgeordneter seiner Heimat Krain in die Frankfurter Nationalversammlung. Von seinem Wirken dort hören wir nicht viel; zumeist beobachtete er und hörte zu. Doch sprach er auch hier, wie schon früher, warm für die Polen. Damit offenbarte er allerdings einen völligen Mangel an realpolitischem Verständnis, einen Fehler, der in diesem Betracht freilich ein allgemeiner deutscher zu sein scheint — leider oft noch heute. Seines Bleibens dort war jedoch nicht lange. Über „die Sonne der heiligen Märzen" hatten sich die trüben Wolkenschatten der unerfreulichen Ereignisse des Sommers und des Herbstes gezogen. Die wüsten Vorgänge des Oktobers, wo der General von Auerswald und der Graf Lichnowsky so schändlich ihr Leben verloren, hatten ihm Frankfurt zum Abscheu gemacht, und er kehrte in die Heimat zurück, nach Thurn am Hart. Von den häßlichen Orgien der Revolution aufs schmerzlichste und tiefste verletzt, klagte er um die kurze Dauer des Tages der Freiheit:

O kurzer Tag, der unentstellt!
Ein Tag wohl kaum, ach kaum Minuten!

ferner:

Ins Gotteswerk griff Gottes Affe,
Stahl ihr [der Freiheit] Panier und Feldgeschrei.
Die Torheit rief: „Auch ich bin frei!"
Die Untat prunkt in heilger Waffe.

Sie aber wandte ihre Sohlen
Mit Grausen von des Greuels Flur.
O glückt' es, die verwehte Spur.
In Enkelzeiten einzuholen!

und weiter:

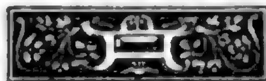
Sie [die Verblendeten] tanzten um ein Bild, das sie die Freiheit nannten;
In neuer Larve wars uralte Tyrannei.

Wie er über die Revolution dachte, zeigt ein Brief vom 20. Dezember 1849 an den frühern Reichstagsabgeordneten Kolatschek, der damals ein politisches Blatt, die Deutsche Monatsschrift, leitete. Der Standpunkt dieses Blattes war der der entschiednen Linken im Parlament, also republikanisch. Kolatschek hatte als die Grundlage seiner Zeitschrift den „Rechtsboden der Revolution" erklärt und den Grafen Auersperg zur Mitarbeiterschaft aufgefordert. Aber er sah sich in seinen Erwartungen getäuscht, denn der Graf leugnete, daß die Revolution überhaupt einen Rechtsboden habe. Er fand in dem Ausdruck eine contradictio in adjecto; nur die Notwehr sei berechtigt, durch sie zu einem neuen Rechtsboden zu gelangen. Also Evolution wäre das, nicht Revolution. Getreu dieser Ansicht war er denn auch nur mit der Hälfte des von Karl Vogt aufgestellten Programms einverstanden: „Die Einheit nicht ohne die Freiheit; die Freiheit nicht ohne Einheit"; von der andern Hälfte: „Die wirkliche Einheit um jeden Preis" wollte er nichts wissen, da ihm das zu teuer werden könnte. Er erklärte in dem Antwortschreiben, die großen geistigen und sittlichen Güter des Volkes könnten nur auf geistigem und sittlichem Wege errungen und dauernd erhalten werden. Das ist teilweise irrig; denn wenn es auch richtig ist, daß diese Güter nur auf geistigem und sittlichem Wege auf die Dauer erhalten werden können, so ist es doch mit dem Erringen oft eine andre Sache. Wenn Anastasius Grün auf dem von ihm betretnen Boden der politischen Lyrik auch noch so viele Nachfolger gehabt hätte, so wäre das System Metternich dadurch doch keineswegs beseitigt worden. Dazu bedurfte es stärkerer Mittel. Grüns politische Klänge wirkten nur vorbereitend, insofern als sie das Volk auf die Trübsal der Zustände hinwiesen und den Sturz des herrschenden „Systems" als erstrebenswert bezeichneten. Und auch der Hinweis Auerspergs auf die begeisterungsvollen Wiener Märztage, wo der sittliche Wille ohne Gewalttat alles erreichte, ist nicht dafür beweiskräftig, daß es immer ohne Gewalt geht. Hätten in Frankreich zum Beispiel die vereinigten liberalen und revolutionären Parteien nicht zu den Waffen gegriffen, so würden sich Louis Philipp und sein Ministerium Guizot wohl kaum gefügt haben. Graf Auersperg erklärte ferner, er sei Poet und stehe mit Freiligrath „auf einer höhern Warte," die dieser leider verlassen habe; er sei kein Parteimann, das sei etwas andres. Unabhängige Charaktere und universelle Naturen hätten von jeher schlecht in die Disziplin einer geschlossenen Partei gepaßt. „Die deutsche Muse — so rief er mit Zorn und Widerwillen aus — im bacchantischen Taumel furienartig bis an die Knöchel im Blute watend und in fanatischen Dithyramben die Guillotine als Welterlöserin proklamierend — abschreckenden, ekelerregenden Beispiels genug!"

Tief verstimmt zog sich der Dichter in die Einsamkeit seines Schlosses Thurn am Hart zurück. Fern vom Parteigetriebe wollte er dort singen, wie

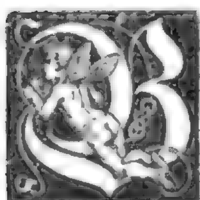
der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet. Und das tat er auch, indem er zum Beispiel die slowenischen Volkslieder übertrug, sich mit dem „Pfaffen vom Kahlenberge“ beschäftigte und den „Robin Hood“ vorbereitete. Die Muße wurde oft durch Badereisen unterbrochen, die seine Gesundheit verlangte. War er früher gern in Franzensbad gewesen, so suchte er jetzt Helgoland auf, Kissingen, Neuhaus in Steiermark, besonders aber Veldes am See in Oberkrain; auch nach England reiste er seines Robin Hood wegen.

(Fortsetzung folgt)



Bosnien und die Herzegowina

Reiseeindrücke von Max Reihlen



Bosnien und die Herzegowina sind bekanntlich dem österreichisch-ungarischen Doppelstaat nicht offiziell einverleibt; die beiden frühern türkischen Sandschaks sind nach dem diplomatischen Ausdruck im Jahre 1878 von Österreich nur okkupiert worden. Ein äußeres Merkmal dieses interessanten völkerrechtlichen Unterschieds konnte ich nicht entdecken, wenn man nicht die Duldung der Bilder des Sultans in einzelnen mohammedanischen Rasierstuben und Cafés damit erklären will. In Wirklichkeit gehört das Land untrennbar zu Österreich-Ungarn, d. h. genau genommen weder dem einen noch dem andern, und dieses Verhältnis wird dem Reisenden sofort klar, wenn er eine seiner mitgebrachten österreichischen oder ungarischen Briefmarken verwendet. Beide Sorten gelten nichts, und damit keinem der beiden feindlichen Brüder Unrecht geschieht, muß der Fremde in beiden Fällen Strafe zahlen, bis er merkt, daß Bosnien seine eignen Briefmarken hat, wie sie unser Elsaß-Lothringen zwischen der Eroberung und der Abtretung hatte.

Das Kondominium der zwei Staaten zeigt sich leider auch an wichtigern Dingen, und der Dualismus, der die ganze Monarchie so schwer schädigt, würde mit allen seinen bösen Folgen auch hier jedenfalls noch schärfer zum Ausdruck kommen, wenn Bosnien nicht zu seinem Glück unter der einheitlichen Militärverwaltung stünde. Der Armeekorpskommandant ist zugleich Landeschef. Der schriftliche Verkehr der Behörden untereinander geschieht in deutscher Sprache, der Verkehr der Behörden mit den nicht Eingewanderten auf Bosnisch. Als Verkehrssprache hat sich das Deutsche schon so sehr eingeführt, daß, um dies gleich vorauszuschicken, das Reisen für uns in dieser Beziehung an den wichtigern Punkten keinerlei Schwierigkeiten bietet.

Unser Reichsland stand im Jahre 1870, was die durchschnittliche Kultur und die Bevölkerungsdichtigkeit anlangte, mit den fortgeschrittensten Bundesstaaten auf einer Stufe und konnte nur aus politischen Gründen nicht als Bundesstaat eingereiht werden. Dem gegenüber war Bosnien und die Herzegowina im Jahre der Okkupation auf einem solchen Tiefstande der Zivilisation, daß das Land eher als Kolonie betrachtet werden mußte, auch wenn nicht die

Menge gar nicht oder kaum ausgenützten Ackerbodens zur Ansiedlung bäuerlicher Kolonisten gereizt und geführt hätte, was bekanntlich in Elsaß-Lothringen so gut wie nicht vorkam. Was bei den beiden Reichslanden in demselben Maße der Fall war und noch ist, das ist die Belegung der Städte mit Garnisonen und Behörden, denen sich auch viele „bürgerliche Ansiedler" anschlossen.

Wenn dieser Umstand genügt hat, der alten Grenzstadt und Departementshauptstadt Metz mit ihrem ausgesprochen französischen Gepräge in wenig Dezennien ein ganz andres Aussehen zu geben, so war das noch mehr der Fall in Sarajewo, in der bosnischen Hauptstadt, wo einerseits der westeuropäische Zuzug im Verhältnis stärker, andrerseits der Unterschied zwischen der zuziehenden und der angesessenen Bevölkerung noch größer war. Während aber in Metz das Alte hinter dem Neuen mehr und mehr verschwindet, türmt sich in Sarajewo der Occident gebieterisch neben dem Orient auf, so scharf geschieden, als ob Meere dazwischen lägen; aber das niedrige Einfamilienhaus des Moslem, das sich neben der vierstöckigen Mietkaserne und der Kanzlei zu verkriechen scheint, bleibt ruhig stehn.

Bosnien ist ein Land der Kontraste, und gerade diese sind es, die das Reisen dort so reizvoll machen. Schon die Natur ist äußerst abwechslungsreich. Hier die langsam durch das pannonische Steppenland dahinfließende Save, dort der brausende Gebirgsstrom der Narenta, dessen Felsenbett zuletzt von Feigen und glühenden Granaten eingefaßt wird, hier meilenweite Urwälder auf den Gebirgskuppen, dort unabsehbare fast pflanzenleere Karstländer ohne einen Tropfen Wasser, und zu ihren Füßen, wie zum Hohn, Quellen, die gleich als Ströme aus den Felsen hervorbrechen und dann fast ohne Nutzen für das Land gleich wieder im Meer verschwinden.

Trotz allen diesen ausdrucksvollen Prägungen tritt aber für einen Menschen mit allgemeinen Interessen, wenigstens meinem Gefühle nach, in Bosnien die unbeseelte Natur hinter ihrem jüngsten Sohn und Meister, dem Menschen und seinem Treiben, zurück. Aus der wunderbaren Landschaft von Sarajewo kehrt man doch immer wieder zurück in die Stadt, wo das Auge angezogen wird von den stattlichen, durch die Tracht noch gehobnen Menschengestalten; wo man hinter den verschiednen Kostümen ebensoviele Völkerschaften vermutet, bis man erfährt, daß diese Kostüme zunächst das Glaubensbekenntnis ihres Trägers anzeigen, das Glaubensbekenntnis, dem gegenüber die gemeinsame Nationalität, die gemeinsame Vaterstadt nichts gilt. Ohne daß wir es wollen, führt uns der Schritt immer wieder zurück auf den Basar, wo sich Orient und Occident auf dem engsten Raume berühren.

Noch interessanter ist vielleicht das zeitliche Nebeneinanderleben von Kulturstufen und Vorstellungskreisen, die anderwärts durch Jahrhunderte und Jahrtausende getrennt sind. Ich war kaum einige Stunden in Bosnien, als mir angesichts der modernsten Phase des modernen Europas ein lebendiger Gruß aus vorgeschichtlicher Zeit zuteil wurde, es war ein Kontrast, wenn nicht so sinnfällig, doch um nichts kleiner als der zwischen dem mohammedanischen und dem westeuropäischen Sarajewo. Ich kam von Agram her, als ich wenig Stationen hinter der bosnischen Grenze zwei turmhohe, solide, je in eine

Spitze auslaufende Gerüste sah, wie ich sie in Natur nie gesehen hatte. Das konnte nur eine Anlage für Telegraphie ohne Draht sein, und so war es auch. Sie gehörte zu dem von unserm Landsmann Steinbeiß ins Leben gerufnen großartigen Sägewerk in Doberlin und ist dazu bestimmt, die Verbindung mit der andern Fabrik herzustellen, die etwa hundert Kilometer entfernt am Rande des Hochgebirges gegen Dalmatien zu liegt, eine Verbindung, die wegen der Vorliebe der Eingebornen für wildwachsenden Telegraphendraht nicht gut anders sichergestellt werden kann.

Von Doberlin aus, wo ich von den Beamten des Werkes aufs liebenswürdigste aufgenommen worden war, stieg ich aufs Geratewohl auf einen benachbarten Hügel und von dort, um die freie Aussicht zu gewinnen, weiter, bis ich plötzlich an einer beherrschenden Stelle auf einen griechisch-katholischen Friedhof stieß, dessen schwere mächtige Steinkreuze untermischt mit hohen Holzkreuzen auf dieser einsamen melancholischen Höhe einen seltsamen Eindruck machten. Auf einem dieser Kreuze lag nun, halb verdeckt von dem schief herunterlaufenden geschnitzten Schutzbrett, ein hervorragend schöner Apfel, wie ich in diesem Teile Bosniens sonst keinen gesehen habe. Der Querarm des Kreuzes stand so hoch, daß der Apfel unmöglich von einem Kinde dort versteckt oder zufällig dort hingekommen sein konnte, der Apfel mußte also wohl ein Totenopfer bedeuten. Abends hatte ich Gelegenheit, einen aus dem nicht sehr weit entfernten Slawonien gebürtigen Lehrer über meinen seltsamen Fund zu fragen, und dieser bestätigte nach einigem Zögern meine Vermutung, indem er erzählte, daß in seiner Heimat eine Braut ein halbes Jahr lang täglich einen Apfel auf das Kreuz ihres jäh verstorbnen Bräutigams niedergelegt habe.

Als ich in Gedanken an den heidnischen Gebrauch, der sich so gut mit dem Symbol der Religion des Kreuzes zu vertragen schien, ohne Weg hinabstieg, stand ich bald vor einem geflochtnen Zaun, der ein geradezu prähistorisches Gehöft einschloß. Eine Hütte ohne Rauchfang, vom dürftigsten Umfang, aus vermoderten Brettern, ein entsprechender Wagenschuppen und ein kleiner Trockenraum für Mais standen in einer Art von Hof, der von den Schweinen und dem Regen in einen grundlosen Morast verwandelt worden war: ich bin fest überzeugt, daß von diesem Bau, errichtet an der Wende des zwanzigsten Jahrhunderts, nicht mehr übrig bleiben wird als von den steinzeitlichen Wohnungen, die Dr. Schliz bei Heilbronn aufgegraben hat, es seien denn ein paar Glasscherben und Eisensachen.

Den Schlüssel zum Verständnis dieses seltsamen Landes, wo die Urzeit noch fortlebt, während schon die Neuzeit ihren Einzug gehalten hat, bietet uns seine Geschichte. Die politische Geschichte Bosniens ist kurz erzählt. Seine Glanzperiode liegt jenseits der Zeit der geschriebnen Geschichte, in der Zeit, wo auf der Hochfläche des Glasinac zwischen Sarajewo und der Türkei ein Volk wohnte, von dessen einstiger Bedeutung über hunderttausend Grabhügel erzählen, deren reicher Inhalt eine der mykenischen ähnliche Kultur verrät.

Bosnien hat keinen Mann hervorgebracht, der in der Weltgeschichte eine Spur hinterlassen hätte; dieses Land war nie Hammer, immer Amboß. Zur Zeit der römischen Kaiser war es das spärlich kolonisierte Zwischenland

zwischen der reichen dalmatischen Küste und dem wichtigen Pannonien. Auf dem umgekehrten Wege durchzogen später die Goten und die Awaren das Land, ohne daß es sie zum Bleiben lockte. Das große Ereignis in der Geschichte der ganzen Ostseite der Adria ist die Einwanderung eines slawischen Volkes, das seinen jetzigen Sitzen die Namen Kroatien, Bosnien und Serbien geliehen hat, und zu dem auch die Bewohner der Schwarzen Berge, die Montenegriner gehören. Das zweite große Ereignis ist, daß dieses Volk mit Ausnahme der Kroaten am Ende des Mittelalters von den Osmanen unterworfen wurde und unterworfen gehalten wurde bis in unsre Zeit, bis das benachbarte Österreich-Ungarn im Jahre 1878 der Türkenwirtschaft ein Ende machte und eine neue Periode für das arme Land heraufführte. Die Okkupation erfolgte im Auftrage der europäischen Mächte und im Einverständnis mit dem Sultan. Sie ging übrigens nicht so harmlos vor sich, wie der von der Diplomatie gewählte Name hoffen ließ, sondern gestaltete sich zu einem regelrechten Guerillakrieg. Statt einiger Schwadronen Husaren und ein paar Militärmusiken, wie ein Spaßvogel das erste Aufgebot bezeichnete, brauchte der Oberkommandierende, Herzog Wilhelm von Württemberg, zweihunderttausend Mann. Trotz dieser erdrückenden Machtentfaltung kam es nach vier Jahren zu einem blutigen Aufstande, sodaß die Pazifizierung Österreich-Ungarn im ganzen viertausend Mann gekostet hat.

Nicht so leicht zusammenzufassen ist die Kulturgeschichte, die sich auf dem bosnischen Boden abspielt. Die Stammverwandten der jetzigen Bosnier, die sich am Schluß der slawischen Wanderung westlich von ihnen in dem nach ihnen Kroatien benannten Lande niederließen, gerieten bald in die Einflußsphäre der römischen Kirche und in den Machtbezirk Karls des Großen und wurden dadurch ein Glied der westeuropäischen Völkerfamilie. Die östlichen Nachbarn, die Serben, kamen unter das byzantinische Kaiserreich und damit unter die orientalische Kirche. Die politische Macht von Byzanz schwand immer mehr, und das Serbenvolk wurde unabhängig, aber die Durchdringung des nationalen Wesens mit dem Geist der griechischen Kirche war so vollständig, daß für die Serben die Kirche und ihre Nationalität gleichbedeutend wurde. Diesem Umstande verdanken es die Serben, daß trotz der dreihundertjährigen Türkenherrschaft fast kein Mohammedaner mehr in ihrem Lande wohnt, und daß die niedergetretne Nationalität an der Hand der Kirche wieder in die Höhe kam.

In das Land zwischen der Una und der Drina, das heutige Bosnien, reichte in der kritischen Zeit die Macht des römisch-deutschen Kaisers so wenig wie die des griechischen Kaisers. Die Missionen beider Kirchen begegneten sich, aber keine konnte sich eines durchschlagenden Erfolges rühmen. Da kam im elften Jahrhundert von Bulgarien her zu den in der Hauptsache noch heidnischen Bosniern eine neue religiöse Bewegung. Dem aus den Bergen Kleinasiens stammenden Manichäismus war in Bulgarien in dem Priester Bogumil ein Reformator erstanden, der aus dem persischen Dualismus mit seinen Dämonen und Wundern und aus christlichen Formen eine Religion schuf, wie sie für die halbwilden slawischen Balkanvölker paßte.

Der hervorstechendste Zug im Charakter der Bosnier, der ihre ganze Geschichte bestimmt hat, ist schrankenloser Unabhängigkeitssinn. Für diese stolzen Herren war eine Religion wie geschaffen, die weder eine Hierarchie noch eine strenge Moral kennt, und die namentlich im Punkt des Ewigweiblichen keine Schwierigkeiten machte. Das Bogumilentum, das übrigens zu den christlichen Sekten gerechnet werden wollte und gerechnet wird, blieb deshalb auch die Religion des Adels bis auf die Türkenzeit.

Während die stolzen Germanenvölker bekanntlich schon auf der Völkerwanderung ihre freilich von den Asen abstammenden Heerkönige hatten, aus denen dann Gewaltherrscher wie Chlodwig und Karl der Große hervorgingen, beugten sich die Bosnier nur vor den Oberhäuptern der Familie und der Sippe und brachten es deshalb trotz ihrer kriegerischen Tüchtigkeit zu keiner geschlossenen Macht. So konnte es nicht ausbleiben, daß die verschiednen Stämme unter die Oberherrschaft des nächsten fremden Herrschers kamen, der stark genug war, sie einzeln zu bezwingen. Das gelang zum erstenmal dem Ungarnkönig Bela dem Zweiten, der sich im Jahre 1037 auch König von Rama nennen konnte, wie die alte Bezeichnung für Bosnien lautet. Diese Oberherrschaft stand freilich auf schwachen Füßen, wurde aber immer wieder aufgefrischt, bis Ungarn selbst den Türken erlag.

Mit derselben Hartnäckigkeit verfolgte die Kurie ihre Bekehrungsabsichten. Die bosnische Mission wurde den zwei dalmatischen Erzbistümern sehr ans Herz gelegt, desgleichen dem ungarischen Erzbistum Kalocsa. Von diesem wurde denn auch, wie berichtet wird, das Kreuz mit dem Schwert gepredigt, während sich die Dalmatiner die Sache weniger angelegen sein ließen. Auch ihren getreuen Vexillifer oder Fahnenträger, den apostolischen König von Ungarn, suchten die Päpste immer wieder für die bosnische Mission zu gewinnen, aber dieser hütete sich aus guten Gründen, zu strenge gegen so unsichre Gefolgsleute aufzutreten. Am meisten Erfolg hatten die Franziskaner, allerdings vorwiegend unter dem niedern Volk, dem mit der Herrenreligion des Adels nicht gedient war.

Was den Adel betrifft, so füllten Jagd und Tanz, dazwischen ein gelegentlicher Beutezug gegen die Ragusaner Kaufleute seine Zeit aus, auch eine kleine Fehde wurde nicht als ein Unglück betrachtet, wenn es auch am Schluß heißen konnte: „Wehe dem Helden aus schwachem Stamme." Viel anders trieben es wenigstens zur Zeit der Blüte des Faustrechts die frommen Ritter bei uns auch nicht. Eins aber hatte der bogumilische Ritter vor seinen christlichen Standesgenossen voraus.

Wenn bei diesem die Kräfte nachließen, der Wein nicht mehr schmecken wollte, und die Gicht sich einstellte, dann kam auch der Abt von den Benediktinern oder der Prior von den Zisterziensern, um die Rechnung mit dem Himmel in Ordnung zu bringen, und ohne ein schönes Stück vom Erbgut ging es nicht ab, wenn der alte Sünder an bevorzugter Stelle in der Nähe des gnadenverheißenden Altars begraben sein wollte. Das brauchte der Bogumile nicht. Wenn er tot war, wurde er unter freiem Himmel begraben, und eine Steinplatte oder ein großer Quader oder ein roher Sarkophag wurde

auf das Grab gelegt. Darauf wurden dann Pferde, Reigentänze, Jagd- oder Turnierszenen dargestellt, wie sie der Tote geliebt hatte, gerade wie es bei klassischen Völkern auch Sitte war. Ein kleiner Unterschied bestand allerdings in der künstlerischen Gestaltung der Ausführung. Eine Inschrift wurde nur in seltnen Fällen angebracht und pflegte dann zu lauten: „Im Namen Gottes des Vaters hier ruht N. N. auf seinem eignen Grunde." Günstigstenfalls wurde dann noch ein Fluch angefügt für einen, der, ohne Familienmitglied zu sein, sich etwa einfallen lassen sollte, sich ebenfalls hier begraben zu lassen.

Der innere Gehalt des Bogumilentums war jedoch zu dürftig, als daß es seine Anhänger zum Martyrium hätte begeistern können. Als sich in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts die von Bosnien abgefallnen Bogumilen der Herzegowina unter den Schutz der Türken flüchteten, nahmen sie freiwillig den Islam an.

Etwas anders gestalteten sich die Verhältnisse im eigentlichen Bosnien. Dort war es in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts einem der bogumilischen Stammeshäupter mit Hilfe des ungarischen Lehnsherrn gelungen, die sämtlichen übrigen Großen unter seine Botmäßigkeit zu bringen; er ließ sich als Turtko der Erste in einem Franziskanerkloster feierlich krönen, eroberte Dalmatien und den von den Osmanen verschonten Teil Serbiens und schüttelte zuletzt auch die ungarische Oberhoheit ab. Diese Zeit der vollständigen Unabhängigkeit Bosniens überdauerte aber seinen Tod nicht. Die ganze Herrlichkeit hatte nur elf Jahre gewährt. Seine Nachfolger mußten zugleich den Ungarn und den Türken Tribut zahlen und lavierten wie er zwischen Bogumilentum und Katholizismus hin und her, bis sich der vorletzte König, Stephan Thomas (1444 bis 1461), dem der Makel seiner unehelichen Geburt hinderlich war, taufen ließ, worauf er vom Papst für legitim erklärt wurde. Das Beispiel des eignen Königs, das Drängen des Ungarnkönigs und die Anstrengungen der Franziskaner wirkten endlich, und wenig Jahre vor der Türkenkatastrophe trat die Mehrzahl der Bosnier zur katholischen Kirche über.

Die Türkenkatastrophe wurde dadurch eingeleitet, daß der letzte König, der sich als Vasall des Papstes hatte krönen lassen, im Vertrauen auf die Hilfe Europas dem Eroberer Konstantinopels in verletzender Weise den Tribut verweigerte. Aber Sultan Mohammed der Zweite war nicht der Mann, der mit sich spaßen ließ. In Eilmärschen rückte er heran und trieb den König, der keinen Widerstand wagte, vor sich her, bis sich dieser in einem uneinnehmbaren Felsenneſt an der kroatischen Grenze einem Reitergeschwader ergab, gegen schriftliche Zusicherung der Schonung seines Lebens. Der gefangne König mußte alle seine Vasallen zur Übergabe der festen Plätze auffordern, und in weniger als zwei Monaten war Mohammed zu seinem eignen Erstaunen Herr von ganz Bosnien. Der König Stephan Tomašević sollte die Frucht seiner Feigheit aber nicht genießen. Wohl fühlte sich der Sultan durch die schriftliche Gnadenzusage eines seiner verdientesten Heerführer gebunden, aber einer seiner Hoftheologen bewies ihm, daß der Sultan sein schon vor

der Gefangennahme an Allah gegebnes Versprechen, den Ketzerkönig auszurotten, halten müsse.

Der König wurde in seiner ehemaligen Hauptstadt Jajce zu dem Großherrn gerufen, in Erinnerung des Geschickes andrer gefangner Fürsten nahm er vorsorglich die Kapitulationsurkunde in das Zelt des Siegers mit, das er aber lebend nicht mehr verlassen sollte. Die Franziskaner ließen das Andenken an den letzten christlichen König Bosniens nicht erlöschen, und der Volksmund bezeichnete so genau die Stelle, wo Stephan Tomašević auf einem Hügel, im Angesicht der Stadt, in einer Steinkiste begraben sei, daß man nach der Okkupation nachforschte und richtig an der bezeichneten Stelle einen rohen Steinsarg mit einem Skelett ohne alle Beigaben fand. Der Sarg zeigte an einer Stelle ein kleines, roh eingehauenes Kreuz. Die Franziskaner ließen die Knochen in ihre Kirche bringen, wo sie jetzt vorzüglich, wie zu Unterrichtszwecken, auf Eisen montiert, in einem Glassarg unter einer schwarz und gelben Decke zu sehen sind. Seinem Skelett nach zu schließen war der König übrigens auch körperlich ein Schwächling. Merkwürdigerweise vollendete der Sultan die Eroberung des westlichen Teils von Bosnien nicht und ließ auch die Königsstadt Jajce wieder in die Hände der Ungarn fallen, die diese und siebzig andre feste Plätze bis zum Untergang ihres eignen Reiches rühmlich behaupteten. Der Sultan begnügte sich nach der Ermordung des Königs und einer großen Anzahl seiner Leute damit, den eroberten Teil als türkische Provinz einzurichten und dazu vor allem den gesamten Grund und Boden für Staatseigentum zu erklären. Aus dem eingezognen Grund und Boden wurden Lehen für die in der eroberten Provinz eingesetzten osmanischen Beamten und Offiziere gebildet.

In der letzten Zeit der türkischen Herrschaft sprach man, um Stimmung für die Befreiung Bosniens zu machen, viel von der hohen Kultur des einst von den Türkenhorden vernichteten christlichen Königreichs Bosnien. Über den christlichen Charakter dieses Königreichs ist schon genügend gesprochen worden. Was den angeblich hohen Kulturstand des vortürkischen Bosniens anlangt, so möge nur noch darauf hingewiesen werden, daß das Land keine Städte in unserm Sinne hatte, abgesehen von den paar Bergwerkstädten, wo deutsche Bergleute aus Siebenbürgen und Ragusaner Kaufleute den gesamten Bürgerstand des Landes ausmachten.

Das andre Bildungsmittel des Mittelalters, die Kirche, war, da sich nicht einmal ein Bistum ausgebildet hatte, nur durch die Franziskanerklöster vertreten. Die königliche Kanzlei erging sich in den Formen des lateinisch-ungarischen Kurialstils; eine richtige Staatsverwaltung bestand jedoch nicht, da jeder Magnat auf seinem Territorium so gut wie selbständig war. Diese Magnaten hatten sich äußerlich, was Bekleidung, Bewaffnung und Wappen anlangt, an westeuropäische Vorbilder angelehnt; die Kunst des Lesens und des Schreibens war aber unter ihnen selten, und für die Bildung ihrer Leibeignen geschah von Staats wegen natürlich gar nichts. Unter diesen Umständen ist es zweifellos, daß die Fremdherrschaft wenigstens in der ersten Zeit für Bosnien ein Fortschritt gegenüber der angestammten „polnischen“ Wirtschaft war.

Türkische Regierung und Finanzwirtschaft ist für uns gleichbedeutend mit Schwäche, Unordnung und allgemeiner Korruption des Beamtentums.

Im fünfzehnten und im sechzehnten Jahrhundert war das anders. Die Bosnier genossen unter der osmanischen Herrschaft zum erstenmal den Segen einer geordneten Verwaltung und eines geregelten Steuerwesens. Der am meisten geschätzte Vorteil für die Bosnier aber bestand darin, daß sie jetzt einem großen fest gefügten Staatswesen angehörten, in dem es für politische und kriegerische Kräfte bessere Gelegenheit zur Betätigung und Auszeichnung gab als in den Stammesfehden.

Die Voraussetzung zur Betätigung am Staatsleben war allerdings der Übertritt zum Islam, zu dem sich auch der größte Teil des Adels und der Grundbesitzer, schon um seine Güter zu retten, hergegeben hat. In der Herzegowina waren die Bogumilen, wie erwähnt worden ist, schon vorher freiwillig und direkt zum Islam übergetreten, im eigentlichen Bosnien hatten sie sich zwar mit der Mehrzahl des Volkes kurz vor der Eroberung zum Christentum bekannt, diese Zeit war aber so kurz, daß es nicht einmal zu richtigen Kirchenbauten, geschweige denn zur innern Aufnahme des Christentums gekommen war. Wenn man heute in Bosnien fast keine mittelalterlichen Kirchen findet, so ist daran nicht etwa die Zerstörungswut der Türken schuld. Die Türken haben kein vorgefundnes, für ihre religiösen Zwecke geeignetes Bauwerk verschmäht, die Hagia Sophia in Konstantinopel so wenig wie den Parthenon in Athen, und haben uns dadurch diese Kunstwerke erhalten, aber in Bosnien war eben außer der Hofkirche in Jajce fast nichts zu finden.

Die Bogumilen, und als etwas andres können wir die Bosniaken, die aus Nützlichkeitsgründen in so kurzer Zeit zweimal konvertierten, nicht betrachten, konnten übrigens auch vom religiösen Standpunkt mit der Annahme des Islams nur gewinnen. Statt des unklaren Verhältnisses zwischen guten und bösen überirdischen Mächten bot die neue Religion einen festen Monotheismus, ferner, wenigstens den Glaubensgenossen gegenüber, eine reine Moral und in der Koranschule wenigstens den Keim einer für alle gemeinsamen Bildung. Die geradezu ideale Lösung der Frauenfrage für das Diesseits und das Jenseits mochte den an Ungebundenheit gewöhnten Bogumilen auch mit dem Zwang des Kultus versöhnen. Tatsache ist, daß sich die bosnischen Herren sehr rasch in türkische Begs und Agas und in fanatische Moslem verwandelt haben.

Den Osmanen mag das damalige Bosnien nicht viel kultivierter erschienen sein als den Österreichern das türkische Bosnien 1878. Seit zweihundert Jahren in den reichsten Gegenden des griechischen Kaisertums ansässig, waren sie an große Städte mit reicher Kultur gewöhnt und kamen nun in ein gebirgiges, von armen Viehzüchtern und Ackerbauern bewohntes Land, über dessen reißende Ströme nirgends eine steinerne Brücke führte, in dessen kleinen Städten erst Ansätze von Gewerbe vorhanden waren, und wo alle Bedürfnisse des anspruchsvollern Lebenshaltes vom Ausland eingeführt werden mußten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Land oder wenigstens die Städte im ersten Jahrhundert der türkischen Herrschaft, was Wirtschaft und Kultur anlangt, einen sichtbaren Aufschwung genommen haben.

Die osmanischen Offiziere, Beamten und sonstigen Lehensträger bewirtschafteten sämtlich die ihnen statt barer Gehaltbezüge verliehenen Güter nicht selbst, sondern konzentrierten sich in den Städten, wo die Errichtung von Befestigungen, Moscheen, Schulen, Bädern, Karawanserais, Spitälern eine lebhafte Bautätigkeit hervorrief und gerade wie jetzt zur Einwanderung vieler Handwerker der verschiedensten Art aus den übrigen türkischen Ländern Veranlassungen gab.

Unter den Bauten von damals ragen besonders verschiedne an den Rialto in Venedig erinnernde, in hohem Bogen geschwungne Brücken hervor, die wegen ihrer konstruktiven Zweckmäßigkeit und originellen Schönheit bis in die neueste Zeit für Römerwerke gehalten worden sind. Auffallend gering, namentlich im Hinblick auf diese monumentalen Brücken, waren die Leistungen im Straßenbau. Auch die übrigen Nutzbauten machen uns heutzutage keinen großen Eindruck mehr, waren aber für ihre Zeit jedenfalls bedeutende Schöpfungen, vor allem die große steinerne Kaufhalle von Sarajewo, der Besistan, mit seinen vier Flügeln in Gestalt eines griechischen Kreuzes, der jedenfalls seinerzeit ebensoviel Aufsehen erregt hat wie später die Galeria Vittorio Emanuele in Mailand.

Der Schöpfer der osmanischen Stadt, die den Namen Bosna-Serai, Schloß von Bosnien, führte, war Chusrew Beg, durch seine Mutter ein Enkel des Sultans Bajazid. An ihn, den Nationalheiligen Bosniens, der Sarajewo zu einer der angesehensten Stätten des Islams gemacht hat, erinnert dort vor allem die von ihm errichtete und nach ihm benannte schöne Moschee. Ihr stimmungsvoller Vorhof, der von einer riesigen Linde beschattet wird, ist der lauschigste Winkel in Sarajewo, wo der Pilger von der Fülle des Gesehenen ausruhen und sich in die alten Zeiten zurückversetzen kann.

Chusrew Beg war ein außerordentlicher Mann. Mehr als zwanzig Jahre Statthalter von Bosnien, verwandte er seine gesamten privaten Einkünfte für religiöse und gemeinnützige Zwecke, gab viel Geld aus für Bekehrung von Christen, und trotzdem erlaubte er, dessen Vater in Ägypten gegen die Christen gefallen war, den Christen in Sarajewo den Bau einer Kirche.

Überhaupt war, nachdem durch so und soviele Hinrichtungen der nötige Schrecken verbreitet war, die Lage der Christen nicht gar so schlecht; es ist nachgewiesen worden, daß sogar einzelne Christen ihre Güter als Lehen behalten durften. Im allgemeinen waren sie zwar rechtlos, aber als Robotarbeiter und Steuerzahler dem Staate wertvoll und schützenswert. Schlimm und schlimmer wurde ihre Lage erst, als fast das gesamte Beamtentum in die Hände ihrer eignen, zum Islam übergetretnen Landsleute kam, die nach echter Renegatenart mit ihnen umsprangen. Dies fing schon etwa siebzig Jahre nach der Eroberung an, denn die Bosnier hatten sich so rasch in ihr Türkentum hineingefunden, daß sie bald in die höchsten Stellen im türkischen Heere, wiederholt sogar in das Großwesirat einrückten. Die Sultane waren froh, ihnen ruhig die Verteidigung des wichtigsten Grenzlandes überlassen zu können, um so mehr, als sie für ihre fortwährenden Kriegszüge keinen Überfluß an

Menschen hatten. Die Bedrückung der Christen stieg, als am Ende des sechzehnten Jahrhunderts ein von Österreich zur Befreiung Bosniens unternommner Krieg verloren ging, und zu derselben Zeit ein Aufstand der Christen in Bosnien von den einheimischen Mohammedanern, den Begs, blutig unterdrückt wurde. Darauf pochend traten die Begs nun auch dem Statthalter gegenüber immer selbstherrlicher auf, wie seinerzeit gegenüber ihren Schattenkönigen, und machten es ihm sogar unmöglich, in Sarajewo zu residieren, sodaß er seinen Sitz in dem kleinen Travnik nehmen mußte. Als im neunzehnten Jahrhundert die Sultane teils aus eignem Antrieb, teils unter dem Druck der Mächte reformieren und den Christen, der überwiegenden Mehrzahl ihrer Untertanen, Schutz gegen die willkürliche Ausbeutung durch die Beamten und Erleichterung in der Ausübung ihrer Religion gewähren wollten, kam es in Bosnien bei den fanatischen Alttürken, den Renegaten, die türkischer sein wollten als der Sultan, zweimal zu einer förmlichen Revolution gegen den „Ketzersultan." Das zweitemal wurde die Revolution im Jahre 1850 durch einen ehemaligen österreichischen Feldwebel, den spätern Omar-Pascha, niedergerungen und im Blute der meuterischen Großen erstickt.

Trotzdem gelang es dem Padischah nicht, die geplanten und versprochnen Reformen durchzusetzen, ebensowenig den fälligen Tribut aus Bosnien einzutreiben. Als er sich unter diesen Umständen im Jahre 1878 zur freiwilligen Abtretung der beiden Provinzen entschließen mußte, verlor er zwar als Kalif eine halbe Million fanatischer mohammedanischer Untertanen, als Sultan aber war er nur eine nutzlose Last los.

(Schluß folgt)

Die Weltlage nach dem Schluß der Algeciras-Konferenz

Als vor Jahresfrist der Gedanke zuerst auftauchte, die Marokkodifferenz auf dem Wege einer neuen internationalen Konferenz zu ordnen, war die europäische Situation nicht ohne Gefahr. Frankreich hielt den Bissen Marokko, den ihm die Konvention mit England überreicht hatte, schon auf der Gabel, um ihn zu verspeisen, Kaiser Wilhelm hatte in Tanger erklärt, daß er hinter Marokko stehe, und daß sein Besuch dem souveränen Beherrscher eines freien Landes gelte. Der Gedanke, Marokko einem großen französischen nordafrikanischen Reiche einzuverleiben, besteht in Frankreich nicht erst seit heute. Er stammt aus der Zeit, wo Ludwig Philipp Algerien unterwarf. Freilich mußte der Wunsch vor vielen andern Ereignissen, die die französische Geschichte seitdem bewegt haben, immer wieder zurücktreten, bis er in der neuern, von einem dreißigjährigen Frieden getragnen und geschaffnen Periode nationaler Expansionen Frankreichs von neuem mit großer Energie aufgenommen wurde. Politische, militärische und wirtschaftliche Maßnahmen vereinigten sich zu einem konzentrischen Vorgehn.

Ein eignes Komitee, Comité du Maroc, hatte sich gebildet, französische Banken hatten sich zur gemeinsamen Aktion gruppiert, um die Verlegenheiten des Sultans nach Möglichkeit auszunutzen, die Abmachung mit England gab den Segen und verriet zugleich die Absicht Frankreichs, nun mit allen Kräften an die Erfüllung des lange gehegten Wunsches heranzutreten. Was dabei absichtlich oder unabsichtlich übersehen wurde, war die Tatsache, daß Marokko inzwischen wiederholt Gegenstand europäischer Verträge geworden war; einer davon, die Konvention von Madrid, trug die Unterschrift Frankreichs und war wesentlich auf Betreiben Frankreichs abgeschlossen worden.

Deutschland hat der französischen Expansionspolitik in Nordafrika in frühern Zeiten gleichgiltiger und aus diesem Grunde wohlwollender gegenübergestanden, als dieses heute, wo sich die Interessen der einzelnen Länder auf dem Weltmarkt immer enger drängen, möglich sein kann. Je mehr unsre Bevölkerung zunimmt, je mehr wir infolgedessen auf die Industrie und auf die Ausfuhr dieser Industrie angewiesen sind, um so weniger können wir zugeben, daß die für diese Ausfuhr noch offnen Länder einseitig von irgendeiner Macht besetzt werden, ohne daß Garantien von Dauer für die offne Tür, d. h. für die unbehinderte Einfuhr deutscher Erzeugnisse, gegeben werden. Die Marokkokonferenz von 1880 hatte freilich im wesentlichen nur die Tendenz, die Gleichberechtigung des Schutzes zu sichern. Es handelte sich damals in der Hauptsache um die Formulierung der Bedingungen für den Schutz der Konsuln und der Konsularagenten sowie um die Besteuerung der Fremden und der Schutzgenossen; Fragen der Erschließung des Landes oder gar seiner Bevormundung, wie jetzt in Algeciras, standen damals nicht auf der Tagesordnung. Es war gewissermaßen eine Abmachung, die die Mächte mit Marokko zur Regelung der Schutzfrage trafen. Immerhin aber ist bemerkenswert, daß diese Abmachung an zwei Stellen das Meistbegünstigungsprinzip statuiert. Am Schluß des Artikel 6 wird ausgesprochen, daß jede Ausnahme von den verabredeten Schutzbestimmungen, die der Sultan erlaubt, jede der vertragschließenden Mächte berechtige, dasselbe Zugeständnis für sich zu verlangen, und der Artikel 17 besagt wörtlich: „Das Recht auf Behandlung als meistbegünstigte Nation wird seitens Marokkos als allen auf der Konferenz von Madrid vertretenen Mächten zustehend anerkannt."

Diese Bestimmung ist besonders wichtig, weil sie der Ausgangspunkt der deutschen Aktion von 1905 geworden ist und durch die Verhandlungen der Konferenz von Algeciras sowie durch die dort getroffnen Abmachungen ihre internationale Weihe empfangen hat. Die Konvention von 1880 war nur eine Erweiterung einer vorhergegangnen von 1863, die ebenfalls wie diese die Ausübung des Schutzrechts zum Gegenstande hatte. Es ist offenbar, daß das Interesse aller Staaten, die hierfür in Betracht kamen, ziemlich gleichmäßig war, und da wir um jene Zeit besondre Interessen in Marokko nur in geringem Umfange hatten, so ist es begreiflich, daß zur Erreichung des gemeinsamen Zwecks der deutsche Vertreter angewiesen wurde, sich dem Frankreichs anzuschließen. Es wird weiterhin auf diesen Punkt noch zurückzukommen sein.

Im Laufe der folgenden Jahrzehnte trat Marokko enger mit den größern europäischen Staaten in Verbindung. Es entsandte wiederholt Gesandtschaften

in die europäischen Hauptstädte. In Berlin war die erste zur Zeit des Nobilingschen Attentats im Jahre 1878 anwesend. Eine weitere Folge dieses gesandtschaftlichen Verkehrs war der am 1. Juni 1890 zu Fes unterzeichnete deutsch-marokkanische Vertrag, der in Artikel 1 eine gegenseitige Zusicherung aller Rechte, Vorteile und Privilegien enthielt, die von dem einen wie dem andern Teile den Angehörigen der meistbegünstigten Nation zugestanden worden seien oder künftig zugestanden werden möchten. Ein Zolltarif wurde vereinbart, Artikel 4 enthielt die weitere Bestimmung, daß deutschen Kaufleuten erlaubt sein sollte, Waren und Produkte auf allen Märkten von Marokko zu kaufen, sowie daß sie in ihren kaufmännischen Transaktionen in keiner Beziehung behindert, beschränkt oder benachteiligt werden dürften, weder durch marokkanische Beamte „noch durch andre Personen." Diese beiden Abmachungen waren bisher die Grundlage unsrer völkerrechtlichen Beziehungen zu Marokko.

Die deutsche Politik hatte es nicht nur im Jahre 1880 für richtig befunden, sich bei den damaligen Verhandlungen mit Marokko der französischen anzuschließen, sondern sie unterstützte im Jahre 1881 auch die Absichten Frankreichs auf die Okkupation von Tunis durch ihre ausdrückliche Zustimmung. Es ist in diesen Blättern schon hervorgehoben worden, daß Bismarck seinen Gästen in Friedrichsruh gelegentlich einen zu beiden Seiten von hohen Tannenwänden eingesäumten Pfad als die Stelle bezeichnete, auf der er Frankreich die damals vom Grafen Saint-Vallier erbetne Erlaubnis zu der Expedition nach Tunis gegeben habe. Wenn sich die deutsche Politik heute gegenüber der französischen Expansion in den Küstenländern Nordafrikas anders verhält, so liegt darin weder eine Inkonsequenz, wie französische Blätter behauptet haben, noch ein Vorwurf gegen das frühere Verfahren. Zu Anfang der achtziger Jahre hatten wir in Nordafrika noch keine oder verschwindend geringe Interessen. Noch im Jahre 1890, dem Jahre unsers Vertragsschlusses mit Marokko, ist die Gesamteinfuhr in die acht Häfen von Marokko auf 26 Millionen, die Gesamtausfuhr auf ungefähr 20 Millionen Mark für die Schiffe aller Nationen festgestellt worden. In Einfuhr und in Ausfuhr je 483000 Tonnen. Die deutsche Flagge war daran mit 34 angekommnen Schiffen und 13268 Tonnen beteiligt sowie mit 29 ausgegangnen Schiffen und 12628 Tonnen. Es war dies das zu jener Zeit vorliegende statistische Ergebnis des Jahres 1887. Die großartige Entwicklung, die die deutsche Industrie später nehmen sollte, war damals noch nicht vorauszusehen, irgendein Bedürfnis zu Stationen oder zu Besitzergreifungen im marokkanischen Lande lag nicht vor. Die deutsche Politik wurde in den achtziger Jahren noch von der Erwägung geleitet, je mehr sich Frankreich in Afrika vertiefe, desto ungefährlicher werde es für Europa. Französische Schriftsteller von Bedeutung, wie John Lemoinne im Journal des Débats, sprachen es damals offen aus, es sei töricht, daß Frankreich wegen der anderthalb Millionen Elsaß-Lothringer fortwährend seine Augen auf die Vogesen gerichtet halte, in Afrika könne es mit unverhältnismäßig leichterer Mühe zehn Elsaß-Lothringen finden. Eine Expedition nach Tunis mußte außerdem die Gegensätze zwischen Frankreich und Italien vertiefen, das ebenfalls sein Auge auf Tunis geworfen hatte. Italien war damals noch nicht unser Verbündeter.

Das französische Ministerium Ferry war in der Kongofrage ehrlich mit uns zusammengegangen, und Bismarck glaubte Grund zu haben, dieses deutschfreundliche Ministerium sowohl in Afrika wie in China zu unterstützen, eine Unterstützung, die den Sturz Ferrys und seines Kabinetts jedoch nicht aufzuhalten vermochte, weil die Gegner in der Kammer die Folgen der französischen Niederlage von Langson schneller ausnutzten, als die deutsche Einwirkung auf China, mit Frankreich Frieden zu schließen, wirksam werden konnte. Der chinesische Friedensvorschlag traf erst unmittelbar nach dem Sturze Ferrys in Paris ein.

Sehr wahrscheinlich würde die marokkanische Angelegenheit in dem Stadium, in das sie mit dem Jahre 1904 trat, niemals den Charakter eines deutsch-französischen Gegensatzes angenommen haben, wenn Frankreich in seinem beabsichtigten Vorgehn nicht ausschließlich die Abmachung mit England, die es vor Deutschland geheim hielt, zur Operationsbasis gemacht hätte. Dadurch, daß sich Frankreich und England in ihrer Abmachung über die Konvention von 1880 hinwegsetzten, den deutsch-marokkanischen Vertrag ignorierten, und daß Frankreich oder sein Minister Delcassé es nicht der Mühe wert erachtete, die einfachsten Formen politischer Höflichkeit innezuhalten und dem deutschen Botschafter als dem Vertreter einer in Marokko interessierten Macht eine amtliche Mitteilung über den Abschluß zu machen, erhielt die ganze Angelegenheit ein ausgesprochen deutschfeindliches Gepräge. Es kam dadurch neben unsern Interessen in Marokko vor allem unsre Stellung als Großmacht in Betracht. Die deutsche Politik mußte ein principiis obsta sprechen. Ließ sie erst einmal zu, daß fremde Mächte mit deutschen Rechten und Interessen umsprangen, ohne daß sie Deutschland fragten oder auch nur benachrichtigten, so waren die Folgen unabsehbar. Es wurde darum unvermeidlich, den Franzosen jeden Zweifel zu nehmen, daß durch dieses Verfahren die Sache auf ein andres Gebiet verlegt worden sei, auf dem Deutschland gezwungen werden könnte, die Frage nach den Gesetzen des Völkerrechts und den Geboten der Ehre auszutragen. Deutschland habe nicht die Absicht, Frankreich in Marokko Schwierigkeiten zu machen, müsse aber unabweislich auf der Festhaltung seiner international verbrieften und vertragsmäßig gewährleisteten Rechte bestehn.

In Frankreich ist nun die Theorie aufgestellt worden, daß die Madrider Konvention überhaupt nur Schutzfragen behandelt habe, die durch die französisch-englische Abmachung und durch die von Frankreich beabsichtigte pénétration pacifique Marokkos gar nicht berührt worden seien, im Gegenteil größere Garantien gewönnen. Dieser Auffassung setzte Deutschland die andre entgegen, daß der Artikel 17, den wir oben zitiert haben, ausdrücklich und allgemein von dem Recht auf Behandlung als meistbegünstigte Nation spreche, und daß dieses keineswegs auf die Schutzfrage beschränkt sei. Hätte sich Deutschland, wie das anscheinend nahe lag, ausschließlich auf seinen Vertrag mit Marokko vom Jahre 1890 zurückgezogen, so würde es auf eine Auseinandersetzung mit Frankreich allein angewiesen gewesen sein, die von der französischen Seite auch wiederholt angeregt worden ist. Aber dadurch, daß ein Teil der Signatarmächte von 1880 Deutschlands Auffassung sofort beitrat, andre nach kürzern oder nach längern Verhandlungen, gewann Deutschland den Vorsprung einer

international gedeckten Stellung, in der es Frankreich nicht mehr allein gegenüber blieb, und wodurch die Situation den Charakter eines ausschließlich deutsch-französischen Gegensatzes mit seinen bedrohlichen Schärfen verlor.

Da das Konferenzresultat vorliegt, hat es eigentlich keinen praktischen Zweck mehr, vor der breiten Öffentlichkeit darüber zu streiten, ob die Konferenz eine Rechtsbasis hatte oder nicht. Auch wenn, wie von der französischen Seite behauptet wird, und wie neuerdings auch ein deutscher Rechtsgelehrter in einer Berliner Zeitung ausgeführt hat, der Artikel 17 der Konvention von 1880, auf den sich der Reichskanzler bei seiner ganzen Aktion im wesentlichen gestützt hat, wirklich nur der Schutzfrage in Marokko, also gewissermaßen Privatinteressen gegolten hätte, so bleibt doch der Umstand entscheidend, daß schließlich die sämtlichen Signatarmächte von 1880 der deutschen Anschauung beitraten, weil so weitgehende „Reformen,“ wie sie Frankreich unter seinem ausschließlichen Einfluß in Marokko einzuführen gedachte, die Interessen aller andern Nationen berührten. Indem schließlich alle Signatarmächte, einschließlich Frankreich, zur Konferenz gingen, haben sie die Berechtigung der deutschen Argumentation mehr oder minder vollständig anerkannt. Aber auch wer behaupten will, daß der deutschen Interpretation des Artikels 17 eine weitgehende und fast gewaltsame Kasuistik zugrunde liege, wird immer die Tatsache zugeben müssen, daß Frankreich den Plan hatte, die Umgestaltung Marokkos in einer Weise in die Hand zu nehmen, die über kurz oder lang zu der beabsichtigten Einverleibung führen mußte, und die sogar in der Konvention mit England die „offne Tür“ nur für dreißig Jahre vorsah. Dadurch, daß Marokko wiederholt Gegenstand internationaler Konferenzen gewesen war, war aber das internationale Interesse an Marokko allseitig anerkannt, und nicht nur Deutschland, sondern jede andre Signatarmacht hätte das Recht gehabt, zu verlangen, daß die französischen Reformvorschläge vor das Forum einer Konferenz gezogen würden.

Sobald das Konferenzprotokoll authentisch vorliegt, wird es eine interessante Beschäftigung sein, die französisch-englischen Abmachungen mit diesen neuen Bestimmungen in Einklang zu bringen. Freilich wird das Bild nicht vollständig, solange man außer der französisch-spanischen Konvention nicht auch noch die geheimen Abmachungen Frankreichs mit Spanien und Italien mit in Betracht ziehn kann. Diese beiden zuletzt genannten sind es, die auf das Gesamtbild der europäischen Lage nach Abschluß der Konferenz unwillkürlich einen Einfluß üben. In Frankreich wird selbstverständlich die Neigung bestehn bleiben, die Konferenzbestimmungen, die ja zum Teil recht dehnbar sind, den alten Interessen und Bestrebungen Frankreichs anzupassen, die ohne Zweifel unvermindert fortdauern. Demgemäß werden auch Italien und Spanien nicht umhin können, auf Grund ihrer Abmachungen diese französische Begehrlichkeit zum mindesten innerhalb des Rahmens der Konferenzbeschlüsse weiter zu unterstützen und auch bei deren Überschreitung solange wie möglich an der Seite Frankreichs zu bleiben. Da sodann Frankreich auch ferner zum mindesten auf die diplomatische Unterstützung Englands und Rußlands zählen kann, wobei die künftige russische Volksvertretung als eine nicht unwichtige treibende Kraft in der deutschfeindlichen Richtung in Betracht kommen wird, so bleibt im großen

und ganzen die Lage nach der Konferenz dieselbe, die sie bisher gewesen ist, nur mit dem Unterschiede, daß das marokkanische Streitobjekt bis auf weiteres der diplomatischen Feuerlinie entrückt ist. In demselben Maße aber, wie die Franzosen bestrebt sein werden, die Konferenzbeschlüsse im Sinne der französischen Ziele und Zwecke zu verwerten, bleibt Deutschland berufen, der Wächter dieser Beschlüsse und der durch sie geschützten Interessen zu sein. Schon hierin liegen die Keime zu Gegensätzen, die früher oder später mit erneuter Stärke auftreten werden, bis auf die eine oder die andre Weise die marokkanische Frage ihre endgiltige Lösung gefunden haben wird. Da Marokko an der großen Welthandelsstraße liegt, so wird es bei zunehmendem wirtschaftlichem Gedeihen für alle Nationen an Bedeutung nur gewinnen, und hierauf läßt sich wohl die Annahme begründen, daß die Internationalisierung Marokkos in dem Umfange, worin sie in Algeciras erreicht worden ist, von der großen Mehrzahl der Mächte als bleibend angesehen und vertreten werden wird. Der Inhalt der Konferenzbeschlüsse setzt voraus, daß von Zeit zu Zeit entweder neue Abmachungen zu treffen oder die von Algeciras zu bestätigen sein werden. Jeder solcher Akt bedeutet eine neue Etappe, und es wird vor allem darauf ankommen, die jetzt festgelegte Linie auch für die weitere Verlängerung des Wegs festzuhalten, den die marokkanische Frage noch durchlaufen muß. Bei einem Ausblick in die Zukunft wird man sich dabei der Möglichkeit nicht verschließen dürfen, daß die innern Zustände Marokkos zu Umwälzungen und Neugestaltungen führen können, die den Mächten die Notwendigkeit auferlegen, für die Sicherung der internationalen Interessen eine andre Basis aufzusuchen. Die in Frankreich treibenden, jetzt zurückgedrängten Kräfte werden nach Möglichkeit das ihrige dazu tun.

Die Haltung Italiens auf der Konferenz ist in Deutschland vielfach Gegenstand scharfer Kritik gewesen und wird von vielen Deutschen zu Unrecht als eine kaum noch verhüllte Absage von Italiens Dreibundpflichten angesehen. Diese Ansicht wird in Deutschland noch verstärkt namentlich durch den Gegensatz zwischen der Haltung Italiens zu der Haltung Österreichs, das keinen Augenblick geschwankt hat, Schulter an Schulter mit Deutschland zu stehn, und das sich schließlich durch die Formulierung und die Vertretung von Vorschlägen, die von Deutschland gebilligt waren, ein Hauptverdienst an dem Zustandekommen der Konferenz erworben hat. Das Wiener Kabinett hat damit nicht nur im Rahmen seiner Bündnispflichten gehandelt, es hat weit über diese hinaus ein unbedingtes Vertrauen zu Deutschland bekundet und damit auch seinerseits alle die Unterstellungen zurückgewiesen, die in der fremden Diplomatie und in der Presse Frankreichs und Englands, durch diese bis nach Amerika hinüber, über unlautere Absichten Deutschlands auf Österreichs deutsche Landesteile verbreitet waren. Dieses treue und zuverlässige Festhalten Österreichs ist für Deutschland wohl die erfreulichste Erscheinung, die es von der Konferenz mit nach Hause bringt. Von Italien konnte man von vornherein annehmen, daß es sich zum Vermittler zwischen Deutschland und Frankreich machen werde und machen müsse. Wie weit dies in den einzelnen Fällen geschehn ist, wie weit es mit der Absicht wirklichen Erfolgs geschehn ist, das im einzelnen zu prüfen und festzustellen kann nur Sache der deutschen Diplomatie sein. Bei einer Ver-

mittlungsaktion ist es ganz unvermeidlich, daß sich der Vermittler heute auf die eine, morgen auf die andre Seite stellt, um dadurch die Möglichkeit zu haben, bald die erste, bald in einem andern Punkte die zweite Seite zur Nachgiebigkeit zu bewegen und einen Druck in dieser Richtung ausüben zu können. Das hat Bismarck auf dem Berliner Kongreß nicht anders gemacht, er hat im Gegenteil durch sein Verfahren eine für solche Aktionen geradezu vorbildliche Tätigkeit geleistet. Italien mußte es selbstverständlich darauf ankommen, Situationen zu verhindern, bei denen es vor die Notwendigkeit gestellt würde, zwischen Deutschland und Frankreich zu optieren. Das war die eine Aufgabe der italienischen Politik. Die andre bestand darin, eine solche Lösung anzustreben, daß die Vergünstigungen, die Frankreich dem italienischen Kabinett in geheimen Verträgen zugestanden hatte, für Italien wirklich nutzbar wurden. Die öffentliche Meinung in Deutschland ist leicht geneigt, da ihr kein wirkliches Gesamtbild der Tätigkeit Italiens vorliegt, nach den einzelnen Erscheinungen zu urteilen, ohne diese in ihrer eigentlichen Bedeutung und nach ihrem Wert im Gesamtbilde würdigen zu können. Italien kann sehr wohl, indem es bei irgendeinem Anlaß mit ziemlichem Geräusch und Aufsehen auf die Seite Frankreichs trat, Deutschland dabei einen sehr guten Dienst geleistet haben, weil es sich dadurch die Möglichkeit schuf, die deutsche Auffassung bei einer andern und wichtigern Frage zu unterstützen. Wie weit und in welchem Umfange das geschehn ist, das abzuwägen ist, wie gesagt, Aufgabe der deutschen Diplomatie. Läßt man die Tatsache nicht aus den Augen, daß Fürst Bülow in Italien eine große Reihe persönlicher Freundschaftsbeziehungen hat, so darf man auch wohl annehmen, daß diese in seinem Schachspiel nicht unbenutzt geblieben sind, wenn dies auch nach außen begreiflicherweise wenig erkennbar geworden ist. Gerade die offizielle Intimität Italiens mit Frankreich konnte uns sehr wohl dazu dienen, auf dem Umwege über Rom mancherlei an Frankreich zu bestellen, was in direktem Verkehr nicht gut möglich war, und es ist dieser Weg von der deutschen Seite auch schon in den ernstern Augenblicken während des vorigen Frühjahrs nicht ohne Erfolg betreten worden.

Sowohl das deutsche Weißbuch als das französische Gelbbuch enthalten keine Mitteilungen über die Stellung der andern Mächte oder Aktenstücke dieser aus der der Konferenz vorangegangnen Periode. Die Franzosen scheinen sich dabei mit ihren Veröffentlichungen nach dem deutschen Vorbilde gerichtet und nur bemüht zu haben, dadurch, daß ihr Gelbbuch mit dem 3. März 1901, das deutsche Weißbuch mit dem April 1905 beginnt, sowohl die Berechtigung ihrer Ansprüche als die Vielseitigkeit ihrer Beziehungen zu Marokko dem Leser vor Augen zu führen. Aber dadurch, daß in beiden Publikationen die Stimmen der fremden Regierungen fehlen oder nur andeutungsweise daraus zu entnehmen sind, wird das Gesamtbild lückenhaft und erschwert den genauen Rückschluß auf das Verhalten der einzelnen Mächte. Soviel über Algeciras, von dem Deutschland für jeden unbefangen Urteilenden mit einem Ergebnis heimkehrt, das sachlich hinter den Erwartungen, unter denen die Konferenz begann, nicht zurückbleibt. Namentlich, wenn man sich dabei vergegenwärtigt, daß Frankreich in der Meinung zur Konferenz ging, es könne sich für das durch die Entlassung Delcassés be-

friedigte Deutschland doch nur noch um Formalitäten handeln. Welchen Anteil an dieser Auffassung die Eindrücke hatten, die der französische Hochzeitsbotschafter General de la Croix im Juni v. J. in Berlin gewonnen zu haben glaubte, bleibe dahingestellt; genug, daß in Petersburg die Pariser Auffassung geteilt wurde. Die Aufgabe war dadurch für die deutsche Diplomatie nicht wenig erschwert worden.

Überschaut man nun die Summe der internationalen Fragen, die heute mehr oder minder die politische Welt bewegen, so kommt man unwillkürlich zu dem Schlusse, daß das Wort bei England steht, le mot est à Londres. Dem heutigen englischen Kabinett ging der Ruf voraus, daß es keinerlei kriegerische Absichten hege und auch solche, wo sie sonst vorhanden sein mögen, nicht unterstützen werde. Die englischen Liberalen gehn dabei von der Erwägung aus, daß zum mindesten in Europa kein einziger Streitpunkt vorhanden sei, der einen bewaffneten Konflikt Englands mit irgendeiner Macht notwendig mache, am allerwenigsten mit Deutschland, mit dem kein Streitfall bestehe. Die Spannung, die unter dem vorigen britischen Kabinett mit Deutschland zweifellos vorhanden war, hat ihren Grund im wesentlichen darin gehabt, daß der deutschen Flottenentwicklung eine Bedeutung beigemessen wurde, die sie weder hat noch haben kann. Die wachsende große Summe der überseeischen Interessen zwingt Deutschland dazu, eine Flotte zu halten. Sobald einmal eine Flotte vorhanden ist, beginnen taktische und strategische Erwägungen über die Gegnerschaften, die ihr früher oder später in den Weg treten könnten. Diese Erwägungen führen zu Bestimmungen über die der Flotte zu gebende Stärke und Ausdehnung, wobei die Aufgaben, die ihr zur Unterstützung des eignen Landheeres zufallen, nicht unberücksichtigt bleiben können. Solche Erwägungen sind für alle seefahrenden Staaten die Richtschnur. Wie weit sie zur Ausführung gelangen können, hängt von den vorhandnen Mitteln und der Stimmung der einzelnen Volksvertretungen ab. Im großen und ganzen wird man behaupten dürfen, daß bei den Parlamenten sämtlicher Großstaaten die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer starken Seerüstung vorhanden ist und demgemäß die Neigung zur Bewilligung der Mittel. Am stärksten tritt sie natürlich in England, dann aber neuerdings in Frankreich hervor. Englands Existenz hängt allein von seiner Flotte ab, schon dieser Umstand nötigt England, seine Seewehr so auszubauen, daß sie allen irgendmöglichen feindlichen Kombinationen nicht nur gewachsen, sondern überlegen bleibt. Aber auch die Weltmachtstellung Englands, seine Beherrschung der Meere, sein Einfluß in den überseeischen Ländern, und damit indirekt sein Übergewicht über alle andern Nationen auch in kommerzieller Beziehung, beruhen auf der Stärke seiner Flotte.

Diese ist nun neuerdings noch wesentlich vermehrt worden dadurch, daß England an die Stelle der frühern Gegnerschaft zu Frankreich eine entente cordiale geschaffen hat, durch die die französische Flotte nicht nur aus der Reihe der möglichen Gegner Englands ausscheidet, sondern im Gegenteil für den Fall von Verwicklungen mit Deutschland an die Seite der englischen tritt. Schon hören wir, daß Frankreich seine sämtlichen Panzerschiffe aus dem Mittelmeere nach dem Norden zu ziehn beabsichtigt, ein Beweis, daß es der Deckung für

seine Mittelmeerhäfen gegen eine englische Flotte entraten zu dürfen glaubt und es vorzieht, sie gegen Deutschland zu versammeln. Bei dem unaufhörlichen Ministerwechsel in Frankreich ist es freilich unvermeidlich gewesen, daß die neuere Entwicklung der französischen Marine die Stetigkeit vermissen läßt, die notwendig ist, wenn etwas gedeihliches geschaffen werden soll. Es sind daraus viele widersprechende Maßnahmen und viele Experimente entstanden, die die Leistungsfähigkeit der französischen Flotte nicht gerade günstig beeinflußt haben. Jetzt erfahren die Franzosen zu ihrer Überraschung, daß die deutsche Flotte, mit der man ehedem kaum rechnete, der französischen gewachsen sei, ein Resultat, das für Frankreich neue finanzielle Aufwendungen und eine um so unbedingtere Anlehnung an England bedeutet. In England selbst hat bei dieser Sachlage und bei seinen sonst friedlichen Neigungen das liberale Kabinett dazu übergehn können, die Flottenausgaben, wenn auch nicht einzuschränken, so doch zu verlangsamen. Denn wenn die deutsche Flotte gerade der französischen gewachsen ist, so ergibt sich in der französisch-englischen Kombination eine so ungeheure Überlegenheit über Deutschland, daß England besondre Anstrengungen kaum zu machen braucht, solange es Frankreichs sicher ist. Und sicher wird es Frankreichs bleiben, solange Rußland militärisch, namentlich zur See, nicht oder wenigstens nicht mehr in der frühern Bedeutung in Betracht kommt, und solange sich Frankreich nicht entschließen kann, sich mit Deutschland ehrlich und aufrichtig zu vertragen. Wir haben die Hand dazu oft genug ausgestreckt, ohne Gegenliebe zu finden — jetzt mag Frankreich es tun, falls England das zugibt.

Die englische Politik beruht auf dem Grundsatze, daß England eines kontinentalen Schwertes bedarf, d. h. einer militärischen Kontinentalmacht, durch deren Bündnis mit England jede antibritische kontinentale Koalition verhindert oder unwirksam gemacht wird. Die Verhinderung der Einmütigkeit des europäischen Kontinents ist neben der Flotte der zweite Hauptpfeiler der Machtstellung Englands. Auf ihm beruht seine Superiorität. Vom Standpunkte der englischen Interessen kann man den Engländern keinen Vorwurf daraus machen. Freilich ergibt sich für die kontinentalen Mächte daraus die Lehre, daß sie in allen großen politischen Fragen von England mehr oder minder abhängig sind, und daß England immer in der Lage bleibt, die eine der Mächte mit Erfolg gegen die andre auszuspielen. Diese Situation bleibt für die Kontinentalstaaten erträglich, solange in England eine friedlich gesinnte Regierung am Ruder ist, oder die öffentliche Meinung jede kriegerische Politik ablehnt. Sie wird aber zu einer großen Gefahr, wenn sich, wie das vorige Frühjahr gezeigt hat, sowohl Regierung als öffentliche Meinung in Großbritannien mehr und mehr mit dem Gedanken befreunden, die militärische Überlegenheit, die das Bündnis mit einer kontinentalen Macht gewährt, gegen eine zweite auszunutzen.

In dieser Hinsicht ist das einstweilige Ausscheiden Rußlands aus den militärischen Berechnungen von großer Tragweite. Dieses Ausscheiden ist nicht durch die Menschenopfer verursacht worden, die der asiatische Krieg gekostet hat. Diese ersetzen sich bei den gewaltigen Völkermassen Rußlands schnell, und das russische Heer würde der Zahl nach auch heute wohl noch für jeden europäischen Krieg ausreichen. Was Rußland in diesem Augenblick waffenlos macht, ist die

innere Beschaffenheit der Armee, die einer vollständigen Neugeburt bedarf. Diese wird nicht zu erreichen sein, solange die Notwendigkeit besteht, die Ordnung im Lande durch Waffengewalt wiederherzustellen und aufrecht zu erhalten. Wie sich die Verhältnisse im Innern Rußlands nach dem Zusammentritt einer Volksvertretung entwickeln werden, ist völlig unberechenbar; bei allen Kennern Rußlands bestehn in dieser Beziehung recht pessimistische Auffassungen. Man wird darum wohl damit rechnen dürfen, daß für einen Zeitraum von drei bis fünf Jahren die russische Armee als sichere Zahl in den politischen Berechnungen nicht in Betracht kommt, es sei denn, daß sich die russische Regierung, um der öffentlichen Meinung ihres Landes eine andre Richtung zu geben, entschließen sollte, den immerhin noch starken Bruchteil des Heeres, dessen militärische Brauchbarkeit als höher anzusehen ist, für irgendeine europäische Frage, zum Beispiel in der Türkei, einzusetzen. Einer solchen Aktion müßte jedoch ein Übereinkommen mit England und dem Dreibunde, wenigstens mit Österreich, über die von Rußland zu erstrebenden Ziele vorangehn. Aber es ist nicht gut anzunehmen, daß ohne sehr zwingenden Anlaß ein friedliches britisches Kabinett seine Hand zur Entfesselung eines Konflikts dieser Art, nur für die Wiederherstellung des militärischen Prestiges Rußlands, bieten würde, eines Konflikts, dessen Ausdehnung und sein Ende nicht abzusehen wäre, und der zu neuen Gruppierungen der Mächte ebenso führen könnte, wie er schließlich seine Beendigung durch eine europäische Konferenz finden müßte, zu der sich dann recht viele bedenkliche Ansprüche anmelden möchten. Im allgemeinen dürfte die Neigung der europäischen Diplomatie in den nächsten Jahren dahin gehn, alle Fragen hintanzuhalten, die zu größern internationalen Verwicklungen führen könnten, was nicht ausschließt, daß die Mehrzahl der Mächte die so gewonnene Frist benutzen wird, sich politisch und militärisch für die Erreichung der ihnen in Europa oder in Afrika vorschwebenden Ziele so gut wie möglich vorzubereiten.

Aber die europäischen Mächte hängen in ihren Berechnungen nicht mehr von den Verhältnissen Europas allein ab. Jenseits des Ozeans tritt Amerika von Jahr zu Jahr nachdrücklicher mit dem Anspruch auf, in allen Welthändeln mitzusprechen, und sobald seine Interessen in Betracht kommen, auch eine starke Initiative zu ergreifen. Niemand kann bezweifeln, daß das Land der unbegrenzten Möglichkeiten sehr wohl in der Lage ist, sich binnen kurzer Frist durch eine große militärische oder maritime Anstrengung in den Besitz der Machtmittel zu setzen, die ihm für seine politischen Ziele notwendig erscheinen. Für Deutschland hat sich diese Beteiligung Amerikas an der Weltpolitik bisher im allgemeinen nur nützlich erwiesen. Das Wort des Präsidenten Roosevelt ist sowohl für das Zustandekommen der Algecirasekonferenz als auch für deren Ausgang schwer in die Wage gefallen; England ist trotz seiner Entente mit Frankreich gezwungen, bei allen seinen Plänen auf internationalem Gebiete das Weiße Haus in Washington recht sorgsam im Auge zu behalten. Nicht weniger schwer fällt für England, sodann aber für sämtliche Seemächte, Japan in Betracht. Kaum aus dem Kriege nach Hause gekehrt, wirft sich Japan mit einer Energie, deren Radikalismus den Charakter einer sehr großen Staatskunst an sich trägt, auf eine Reihe neuer Aufgaben für Krieg und Frieden. Es vermehrt Heer

und Flotte, baut Schiffe größten Umfangs, modernster Konstruktion und mit vorzüglicher Artillerie. Es führt das Staatsbahnsystem durch mit viel weniger Umständen, als seinerzeit in Preußen dazu nötig waren. Es erhöht die Einfuhrzölle auf eine große Reihe von Fabrikaten, die es früher aus Europa oder aus Amerika bezog, und wenngleich diese Zollerhöhungen zum Teil der Aufbesserung der Finanzen dienen sollen, so haben sie andrerseits doch den Zweck, der auf Gebieten, die ihr vor zehn Jahren kaum erschlossen waren, schon stark entwickelten japanischen Industrie zum Schutze zu dienen und damit der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes einen neuen kräftigen Aufschwung zu verleihen. Das Ansehen, das Japan durch den Krieg gewonnen hat, hat soeben durch die Einführung des Botschafterverkehrs mit den großen Mächten seinen äußern Ausdruck gefunden, und kein europäischer Staatsmann wird sich der Bedeutung verschließen, die Japan für die Weltpolitik und für deren Rückwirkungen auf die engere europäische Politik fortan mit Recht in Anspruch nehmen kann. England hat sich mit Japan verbündet, wohl in der Absicht, sich ebenso wie in Europa so auch in Asien „ein kontinentales Schwert" zuzulegen, das dort stark genug sei, Rußland in Schach zu halten sowie im Notfalle der indischen Armee Großbritanniens eine wertvolle Unterstützung und einen starken Rückhalt zu gewähren. Schon aber hat England die Zweischneidigkeit dieses Bündnisses empfunden. Japan hat sich mit scharfer Kritik über den Zustand des englischen Heeres ausgesprochen und eine gewisse Gleichwertigkeit verlangt; auch mögen in England mancherlei Sorgen darüber bestehn, ob, wenn jemals die japanische Armee nach Indien gerufen werden sollte, sie die Neigung haben würde, dieses Land auch wieder zu verlassen. Die Besiegung Rußlands durch japanische Heere hat nirgend ein stärkeres Echo gefunden als in Indien. War man dort daran gewöhnt, zu dem weißen Mann als zum Sieger und Herrscher aufzuschauen, so hat Japan den Nachweis gebracht, daß der Asiat den weißen Mann zu beugen vermag, und es ist kein Wunder, daß sich in Indien viele Augen hoffend auf Japan richten. Der Wert des japanischen Bündnisses für die Verteidigung Indiens ist somit recht zweischneidiger Natur.

Schließlich kommt China in Betracht. Durch China zieht eine gewaltige Reformbewegung, deren Führung und Leitung sich die Japaner geschickt bemächtigt haben. Diese Reformbewegung richtet sich in ihrem Kern gegen die Vorherrschaft der weißen Rasse in China und gelangt zum äußern Ausdruck in dem Boykott amerikanischer Waren, in der Entfernung der europäischen Instruktoren und Lehrer aus der Armee und den sich immer häufiger wiederholenden Nachrichten von der Ermordung von Missionaren. Es ist selbstverständlich, daß der chinesische Hof, dem schließlich die dieser Bewegung zugrunde liegende Tendenz „China für die Chinesen" allein zugute kommt, den Europäern, zumal in Peking, die freundlichste Miene zeigt. Aber der Plan, China zu reformieren, es mit einem modernen Heere, einer entsprechenden Flotte, einem wesentlich gesteigerten Schulwesen, mit Eisenbahnen und sogar mit einer Volksvertretung auszustatten, beweist, daß der chinesische Hof denselben Weg, der den von den Japanern in Bewegung gebrachten chinesischen Massen vorschwebt, wenn auch langsamer und umsichtiger, so doch mit Konsequenz innezuhalten entschlossen ist. Die chinesische

Studienkommission, die gegenwärtig Deutschland bereist, ist ein augenfälliger und lebendiger Beweis dafür, die bedeutenden Aufträge, die von China an die Firma Krupp gegeben worden sind, dienen demselben Zweck. Der Gedanke „China den Chinesen“ hat zunächst einen Beigeschmack durch die Losung „China auch den Japanern“ erhalten, deren Verwirklichung sich die Japaner mit großer Umsicht und Energie befleißigen. Es ist von Schriftstellern verschiedner Nationen in der jüngsten Zeit ausführlich geschildert worden, daß die Japaner alle Hilfsmittel in Bewegung setzen, um sich zu Leitern der öffentlichen Meinung in China und zu Erziehern der Chinesen zu machen. Nebenbei suchen sie sich durch alle Mittel in China eine starke wirtschaftliche Stellung zu gründen, vom kleinsten Warenverschleiß bis zur großen Industrie, und da jeder Japaner, welcher Art auch sonst sein Beruf sei, rückhaltlos im Dienste seines Vaterlandes steht, so läßt sich daraus folgern, daß die japanische Okkupation Chinas, die sich friedlich auf dem wirtschaftlichen und dem geistigen Gebiete vollzieht, schon einen sehr bedeutenden Umfang angenommen hat.

Japan erzieht sich China zum Verbündeten für die dereinstige Ausweisung der weißen Rasse aus Asien. Ob eine solche jemals gelingen wird, hängt hauptsächlich von der Einmütigkeit der großen Mächte ab. Es kann für Japan und China gar keine bessere Vorbereitungszeit geben, als wenn sie Frankreich und England in der Vorbereitung eines Krieges gegen Deutschland sehen. Sollte ein solcher jemals zum Ausbruch kommen, so könnte es leicht geschehen, daß er in Asien einen den Engländern und den Franzosen recht unerwünschten Widerhall fände.

Ehedem haben sich die asiatischen Mächte um die europäischen Händel begreiflicherweise wenig oder gar nicht gekümmert. Seit den beiden neuern japanischen Kriegen mit China und Rußland und deren Folgen, seit der amerikanischen Besitzergreifung der Philippinen und der internationalen Expedition nach China vom Jahre 1900 ist das alles anders geworden. Die japanische und die chinesische Diplomatie fangen an, die Händel der andern großen Weltmächte mit in den Kreis ihrer Berechnungen zu ziehn und die Aktionsfähigkeit der einzelnen genau zu studieren. Das wird von Jahr zu Jahr zunehmen, und noch ehe das neue Jahrhundert seine erste Hälfte vollendet haben wird, werden sich die Nationen der Alten Welt, denen Amerika ja fast schon beigezählt werden kann, vor neue Interessenfragen von der größten Tragweite gestellt sehen, die ihre Existenzfähigkeit in ihrem innersten Lebenskeim berühren. Heute schon kann man erkennen, daß in wenig Jahrzehnten der Schwerpunkt der Weltinteressen ausgeprägt in Asien liegen wird. Vielleicht wird Rußland dann stark genug sein, sich als große asiatische Macht zu erweisen, wenn es darauf verzichtet, zugleich in Europa eine mit den modernsten europäischen Institutionen ausgestattete Großmacht sein zu wollen; ebenso wird England die ganze Summe seiner Kraft auf Asien konzentrieren müssen, und es wird dann wahrscheinlich, falls seine Politik sonst weise und verständig ist, eine starke deutsche Flotte nicht als eine Gefahr, sondern als einen Segen ansehen.

Auch Frankreich hat starke asiatische Interessen, bei deren Schutz ihm Deutschland nach der Niederlage von Langson schon einmal die helfende Hand gereicht hat. Sollte ein Zeitraum von fünfunddreißig Jahren nicht ausgereicht haben,

die Franzosen darüber aufzuklären, daß Deutschland nicht die geringste Absicht hat und haben kann, ihnen auch nur ein Dorf abzunehmen, und daß die starke Rüstung, die sich beide Staaten gegenseitig aufnötigen, für beide Teile viel nützlicher für gemeinsame Interessen aufgewandt würde? Der deutsch-französische Gegensatz ist bisher der Schlüssel zu der europäischen Lage gewesen, alle andern Nationen haben sich danach eingerichtet und je nach Bedarf daraus ihre Vorteile gezogen. Wie sich die Dinge entwickeln, kann die Zeit nicht mehr fern sein, wo Frankreich entweder auf seine Weltinteressen oder auf die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen endgiltig verzichten muß. Dennoch kann nicht genug vor der Annahme gewarnt werden, als ob der Ausgang in Algeciras nun eine Annäherung Frankreichs an Deutschland zur Folge haben müsse. Das ist bei einem Ministerium, dessen Mitglied Herr Clemenceau ist, kaum möglich, und sobald der Radikalismus durch den Nationalismus abgelöst sein wird, erst recht nicht. Auch würde sich eine Annäherung nur in dem Umfange vollziehn, wie England ihn zuläßt.

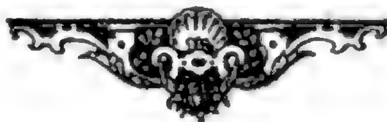
Es bleiben die kleinern Staaten in Europa: Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland, Belgien, die Schweiz, Portugal, Spanien und die Balkanstaaten. Daß sich die drei nordischen Staaten im Laufe der Zeit einander mehr nähern werden, ist nicht unwahrscheinlich, ebenso daß ihr Verhältnis zu Deutschland gut bleiben wird. Deutschland hat mit keinem von ihnen irgendwelche Streitpunkte. Auch Dänemark hat allmählich die Überzeugung gewonnen, daß ein freundnachbarliches Verhältnis zu dem ehemaligen Gegner die beste Bürgschaft für den Frieden und die Unabhängigkeit des Landes ist. Man hat wiederholt von einer Neutralitätserklärung der nordischen Mächte gesprochen, aber eine Neutralität, das sieht man an Belgien, Holland und der Schweiz, hat doch nur dann einen Wert, wenn man stark genug ist, sie wenigstens eine Zeit lang mit Erfolg schützen zu können. Sonst ist sie eine leere Redensart, die das Land dem ausliefert, der skrupellos genug ist, sich bei Beginn eines Krieges über Verträge, die ihm im Wege sind, hinwegzusetzen. Bei den Existenzkriegen der Großmächte — und jeder künftige europäische Krieg würde ein Existenzkampf sein — würde weder der eine noch der andre Teil viel nach solchen Verträgen fragen können, und die kleinen neutralen Staaten, deren Gebiet oder Gewässer Kriegsschauplatz werden, dürften in die Lage kommen, sich sehr schnell nach Maßgabe ihrer Interessen entschließen zu müssen. Die Schweiz hat das soeben bei einem Vorgang aus der jüngsten Zeit mit dürren Worten zu erkennen gegeben. Was zum Beispiel eine französische oder eine englische Landung auf dänischem Gebiet zum Vormarsch gegen Deutschland auch für Dänemark zu bedeuten hätte, ist in den letzten Monaten des langen und breiten erörtert worden. Deutschlands sämtliche Nachbarn, Dänemark, Belgien, Holland, die Schweiz, haben die absolute Gewißheit, daß Deutschland fern von jedem Gedanken ist, ihre Selbständigkeit anzutasten. Frage der Zukunft kann es einmal sein, ob nicht die Entwicklung eines kontinentalen Zollsystems im Interesse dieser Länder liegen möchte; ein Zollbündnis Dänemarks mit Deutschland ist den Dänen sogar von russischer Seite vor mehr als einem Menschenalter empfohlen worden. Es werden weit mehr die wirtschaftlichen als die politischen Erfordernisse sein, die

die kleinern Staaten zu Anlehnungen drängen, und es ist bekannt, daß die Notwendigkeit einer wirtschaftlichen Vereinigung der europäischen Nationen bei verschiednen Regierungen schon wiederholten offiziellen Ausdruck gefunden hat. Da alle künftigen Konflikte überwiegend wirtschaftlicher Natur sein werden und politischer nur insoweit, als die Politik dem wirtschaftlichen Interesse zu dienen hat, so scheint es um so mehr Aufgabe der deutschen Staatskunst zu sein, die Annäherung zunächst Deutschlands kleinern Nachbarn auf wirtschaftlichem Gebiete zu ermöglichen. Die Vorbereitungen zu den letzten Handelsverträgen dürften in der Tat Material genug vereinigt haben, daß man die Frage, ob Deutschland einen solchen Weg mit Aussicht auf Erfolg und ohne Schädigung der Gesamtheit seiner eignen wirtschaftlichen Interessen betreten kann, einer sichern Prüfung unterziehn kann. Eine politische Gemeinschaft mit Deutschland ohne die wirtschaftliche würde schwerlich auch nur einer seiner kleinern Nachbarn eingehn, dagegen böte die wirtschaftliche wenigstens die Möglichkeit, sie im gegebnen Falle zu einer politischen zu entwickeln.

Spanien und Portugal bleiben im Bannkreise Frankreichs und Englands, beide schon im Hinblick auf den Rest ihrer überseeischen Besitzungen. Daneben sucht sich der spanische Hof durch seine Anlehnung auch an die kontinentalen Monarchien den Parteien im Innern gegenüber ein gewisses Relief zu geben. Auch die Linie dieser Annäherung zeichnet England vor, schon um zu verhüten, daß Spanien oder Portugal nicht in koloniale Abmachungen mit Deutschland eintreten.

Von den Balkanstaaten gehört Rumänien unter seinem hervorragenden Herrscher in den Bannkreis des Dreibundes. Rumänien und Griechenland werden einen Emanzipationskampf Bulgariens gegen die Türkei, soweit er nicht etwa von England, Frankreich oder Rußland unterstützt wird, schwerlich erlauben. Sollte es dennoch zu einem allgemeinen Brande auf dem Balkan kommen, so wird es sich darum handeln, die Interessen Italiens und Österreich-Ungarns miteinander auszugleichen. Den ehrlichen Wächtern des europäischen Friedens kann nur daran gelegen sein, einen erträglichen Status quo in diesem Wetterwinkel Europas so lange wie möglich aufrecht zu erhalten, was freilich einen gewissen Grad der Aktionsfähigkeit der Türkei zur notwendigen Voraussetzung hat.

So stellt sich die Marokkokonferenz im Rahmen der Zeitgeschichte als eine Episode dar, die in einem gewissen Grade luftreinigend gewirkt und dargetan hat, daß sich seit dem Ministerwechsel in England und in Frankreich keine europäische Macht mit der Neigung zu kriegerischen Verwicklungen trägt, aber die Gruppierung der Mächte wird voraussichtlich so lange die alte bleiben, bis neue Ereignisse ihr eine neue Gestalt verleihen. Möge Deutschland, pro aris et focis immer zum höchsten Einsatz bereit, seine hervorragende Stellung im Rate der Völker, sein traditionelles Ansehen immer wieder mit Erfolg dazu benutzen können, die streitenden Teile zu friedlicher Verhandlung zu vereinen. Je schärfer das deutsche Schwert ist, desto zuversichtlicher werden wir es auch in Zukunft zugunsten des Friedens in die Wage werfen können. Hugo Jacobi



Menschenfrühling

Von Charlotte Niese

(Fortsetzung)

4

Annelis Grübeln war fruchtlos. Niemand gab ihr Antwort, wenn sie ihren Gedanken Worte zu verleihen suchte, und Onkel Willi, der gelegentlich auf ihre krausen Einfälle hörte, ermahnte sie, nicht an soviel Sonderbares zu denken.

Hast du niemals an etwas Wunderliches gedacht? erkundigte sich Anneli, und der Hofrat, der am Schreibtisch über seiner Arbeit saß, schaute nachdenklich in das kleine unruhige Gesicht der Fragenden.

Wir haben alle wunderliche Gedanken, erwiderte er, machte dann aber eine Handbewegung, die andeuten sollte, daß Anneli entlassen sei.

Sieh, bitte, nach, ob Tante Fritze schon mit dem Mittagessen fertig ist. Ich bin hungrig.

Anneli verließ sein behagliches Studierzimmer und konnte nicht begreifen, daß Erwachsene niemals viel nachdenken mochten, lieber gleich vom Mittagessen oder vom Kaffeetrinken sprachen.

Das Mittagessen war fertig, und Tante Fritze trug schon ihr bestes grünes Kleid mit dem gelben Spitzenbesatz, das sie jetzt täglich anlegte, seitdem Herr Aurelius Bergheim jeden Mittag zum Essen erschien. Tante Fritze war recht aufgeregt gewesen, als sie von der Anwesenheit des Kandidaten erfahren hatte, und auch etwas böse, daß Mamsell Windhöl mit ihm spazieren gegangen war.

So etwas schickt sich nicht für Mile, sagte sie in ihrer hochmütigen Art, sie sollte doch ihren Ruf bedenken und auch, daß sie eine Lehrerin ist! Aurelius Bergheim ist überhaupt mein Verwandter, meine verstorbene Mutter und seine Tante sind Geschwisterkinder gewesen.

Anneli begriff die Verwandtschaft nicht, aber sie hatte nichts dagegen, den Kandidaten Onkel Aurelius zu nennen. Er beschäftigte sich nicht weiter mit ihr, als daß er sie gelegentlich fragte, ob sie auch fleißig lerne, aber er tat ihr nichts Übles.

Das Essen war jetzt immer sorgfältiger zubereitet, und Tante Fritze war viel freundlicher.

Auch in der Stadt wunderte man sich, daß der Kandidat Bergheim eine Freiwohnung im Schloß erhalten hatte, die doch nur verdienstvollen Personen zustanden, und Christel Gudat sprach ihre Meinung darüber offen aus.

Die alte Bernwesse, die ich immer mit Wäsche begab, und die jetzt leider tot ist, war doch adlich, dein Onkel Willi hat einem Prinzen vorgelesen, und Demoiselle Sinzel hat der ganzen Heiligkeit vorgesungen. Diese Leute haben also alle ihre Verdienste, wie Papa sagt, aber Herr Bergheim hat nichts getan. Nur einmal in seinem Leben ist er auf die Kanzel gestiegen, hat dreimal Halleluja gerufen und ist dann schnell wieder hinuntergeklettert, weil er nichts weiter wußte. Dafür darf man doch keine Freiwohnung bekommen!

Christel war so gnädig, heute einmal bei Mile Windhöl an einem Antimakassar zu häkeln, der vor drei Jahren in Arbeit genommen worden war. Bei dieser Tätigkeit konnte man gut plaudern, und mit Annelis Strumpf ging es natürlich

nicht recht weiter. Aber das schadete nichts, es war viel wichtiger zu hören, daß sich auch der Bürgermeister über die Anwesenheit des Kandidaten im Schloß wunderte, und daß Karoline gesagt hatte, Bürgermeister dürften sich eigentlich nicht wundern. Karoline war die Tochter des Bürgermeisters, und was sie sagte, mußte man glauben.

Während die Schülerinnen so plauderten, wusch und kochte Rike im Nebenraum. Nur hin und wieder huschte sie herein, um nach den Handarbeiten zu sehen.

Rike, was wäschst du dir eigentlich aus? fragte Christel, ihre spitze kleine Nase in das mit grauem Brodem erfüllte Gemach steckend, und Rike antwortete hastig, daß es Vorhänge seien, während sie der Fragestellerin einen Kuchen in die Hand drückte. Anneli erhielt auch ihr Teil und war sehr zufrieden, aber Christel kicherte nachher triumphierend.

Ich habe doch gesehen, was in der Waschbütte war: ein rosa und ein blauer Kattunrock. O je, o je! Rike will noch einmal jung werden, und daran ist sicherlich der Kandidat Aurelius schuld. Sie kennt ihn von früher her, und sie hat ihn sicherlich geküßt. So etwas tun die Kammerjungfern immer, es steht in den Büchern, und Papa sagt es auch.

Aber Christel sprach nicht immer von dem Kandidaten. Die Tochter des Bürgermeisters und die des Steuereinnehmers waren ihre Freundinnen, und sie hatte mit ihnen ein Lesekränzchen gegründet. Solange die Mütter dabei waren, wurden Erzählungen für Mädchen von zwölf bis vierzehn Jahren gelesen, wenn aber die guten alten Damen verduftet waren — Christel nannte jede Mutter eine gute alte Dame —, dann gab es andre Lektüre. Karoline Lindig, die Bürgermeisterstochter, hatte den Schlüssel von ihres Vaters Bücherschrank gestohlen und wundervolle Bücher erwischt. Übersetzungen von französischen Romanen und deutsche Bücher, die nur so von Liebe überflossen.

Großartig, Anneli! berichtete Christel. Wir kriegen alle rote Backen, so fein sind die Geschichten, und es ist schade, daß du noch so dumm bist, ich könnte dir etwas Köstliches daraus erzählen!

Bitte, erzähle es! bat Anneli. Ich will ganz klug sein!

Sie hatte noch keine Masche an ihrem Strumpfe gestrickt vor atemlosem Zuhören, und Christel betrachtete sie prüfend.

Ja, wenn du nicht klatschen willst, dann —

Aber in diesem Augenblick erschien Rike und wollte wissen, wieviel Nadeln Anneli gestrickt hätte. Und da sich ein betrübliches Manko herausstellte, entsann sich die kleine Lehrerin, daß jede Stunde mit fünfzig Pfennigen bezahlt wurde, ließ ihre Wäsche im Stich, auch die Bratwurst, die gerade in die Pfanne gelegt werden sollte, und hielt eine längere Rede über Fleiß und alle andern Tugenden, die ein kleines Mädchen haben müßte.

Gegen Ende der Stunde erschien die Doktorin Sudeck, um ihre Tochter zu einer Besorgung abzuholen. Es wurde also nichts aus der beabsichtigten interessanten Mitteilung, und Christel konnte Anneli nur zum Abschied versprechen, daß sie sie, wenn das Kränzchen bei ihr wäre, einladen wollte.

Anneli war noch niemals zu einer Mädchengesellschaft eingeladen worden, und darum freute sie sich ganz außerordentlich auf diesen Genuß. Als sie ihrer Freundin Stina von dem ihr bevorstehenden Vergnügen erzählte, zuckte diese die Achseln.

Da würd ich mir nich so auf freuen. Was Karoline Lindig ist, die ist furchtbar stolz, daß ihr Vater Bürgermeister ist, und Frida Schlichting ist auch man gewöhnlich. Ich kannt sie, als sie noch im Kinderwagen ausgefahren wurde, da war sie nüdlich, abers die wenigsten bleiben nüdlich.

Doch Stina war mit keinem Menschen zufrieden. Neulich war auf dem Lande eine verheiratete Cousine gestorben, und sie hatte dem Mann vorgeschlagen, sie wolle ihm den Hausstand führen. Aber eine andre Cousine hatte geantwortet, daß sie schon bei Michel wäre und da auch bleiben wollte.

Nun kriegt sie ihm natürlich! sagte Stina zu Anneli. Kannst begreifen, daß die Menschens so schlecht sind?

Anneli begriff Stinas Klagen nicht recht, und das alternde Mädchen wollte sich auch nur aussprechen und verlangte nur freundliches Schweigen. Gerade wie Anneli, die manchmal etwas sagte, was Stina nicht verstand. Die zwei fanden sich immer wieder. Auf dem Schloßhof, bei dem lachenden Triton, oder in der Stadt, und niemand legte ihrem Verkehr etwas in den Weg.

Tante Fritze dachte nicht mehr viel an Anneli und versäumte auch das Schelten. Sie sprach von ihrem Vetter Aurelius und davon, daß er bei ihr und ihrem Bruder täglich zu Mittag essen sollte, und daß er als Bedienung nur eine Morgenfrau gebrauchte.

Dem Kandidaten waren in dem großen Schloß fünf sehr schöne Zimmer mit allem Zubehör angewiesen worden, die er mit eignem altmodischem und behaglichem Hausrat von oben bis unten füllte. Tante Fritze half ihm natürlich am Einzugstage bei dem Einräumen, und Anneli mußte den ganzen schulfreien Nachmittag Botendienste zwischen der Pankowschen und der neuen Wohnung machen. Sie hätte mehr Lust gehabt, an den See hinunterzulaufen und dort zu sehen, wie Fred Roland und sein Freund, der Pastorenjunge, vom Kahn aus angelten, aber sie wurde nicht nach ihren Wünschen gefragt. Und schließlich war es auch nett, ein Ereignis mitzumachen, das alle Welt in Aufregung versetzte. Von der Stadt her kamen der Bürgermeister, der Doktor und andre Herren, um sich die Möbel des Kandidaten anzusehen, und die Demoiselle Stahl saß den ganzen Tag mit ihrer Lorgnette am Fenster, um jeden Tisch, jeden Stuhl bei dem Einzug genau zu betrachten, und wenn ihr ein Gegenstand entging — denn sie sah nicht mehr gut —, dann mußte ihn Stina auf das genauste beschreiben.

Nun kommt ein Spiegel, Mamsell, und noch ein Bett. Lieber Gott, das ist das vierte! Was will der Mann mit all dem Kram? Und Stina rang aufgeregt die Hände, während die Demoiselle vergnügt lachte.

Nur keine Aufregung, Stina, der Kandidat scheint mir ein ansehnlicher Mann zu sein, und vielleicht will er noch heiraten. Es sollte mich freuen, unser Schloß ist sehr still geworden und bedarf der Auffrischung, in der Stadt aber gibts nette Mädchen genug!

Du mein Gott! murrte Stina, aber sie sagte nichts mehr, und Anneli, die einen Augenblick bei der Demoiselle gewesen war und diese Unterhaltung angehört hatte, mußte eilig davonlaufen, weil Tante Fritze über den ganzen Schloßhof nach ihr rief.

Die Wohnung des Kandidaten lag der Stahlschen gerade gegenüber und ebenfalls im Erdgeschoß, sodaß sich die Inhaber der beiden Wohnungen fast in die Fenster sehen konnten. Während aber bei der Demoiselle die Vorhänge weit zurückgeschlagen waren, befestigte Tante Fritze bei dem Kandidaten dichte Scheibengardinen.

Die alte Hexe soll dir nicht in die Fenster sehen, Aurelius! sagte sie beinahe drohend zu ihrem Vetter, der schon behaglich in einem Riesenlehnstuhl saß und gemütlich seine Pfeife rauchte.

Weshalb denn nicht? fragte er.

Aurelius, sie ist eine Tänzerin gewesen. Ein Frauenzimmer mit kurzen Kleidern und nackten Armen!

Tante Fritze hätte noch gern mehr gesagt, aber Herr Aurelius streckte seine Beine von sich und lachte dröhnend.

Liebe Fritze, laß die Hitze! Die alte Demoiselle war immer eine geachtete Dame, und ich habe nur Gutes von ihr gehört. Tanzen ist keine Schande, liebe Fritze!

Zu Annelis Erstaunen antwortete Tante Fritze auf diese Rede nur mit einem unverständlichen Gemurmel und fragte gleich darauf sehr freundlich, ob Aurelius auch ein Glas Wein haben wollte.

Er bejahte lebhaft, und Anneli mußte aus der Pankowschen Küche holen, was dort schon fürsorglich zurechtgestellt worden war. Aber obgleich sie vom vielen Hinundherlaufen müde war, so schaffte sie dennoch mit Freuden Wein, Gläser und

Kuchen herbei. Herr Aurelius hatte ihr gefallen, weil er nichts gegen Demoiselle Stahl sagen wollte, und daß er sagte, liebe Fritze, laß die Hitze, fand sie ganz himmlisch. Wenn sie so etwas nur auch sagen dürfte! Aber das war ganz unmöglich, nur im stillen, ganz im stillen durfte sie sich ausmalen, wie es wäre, wenn sie es täte.

Nach einigen Tagen war der Kandidat mit Tante Fritzes Hilfe fix und fertig eingerichtet, und auf seine Einladung kam eines Nachmittags auch der Hofrat, um alles zu besichtigen.

Onkel Willi erging es in dieser Zeit nicht besonders, seine Schwester bekümmerte sich wenig um ihn. Das Essen kochte sie gut, weil der Kandidat ja auch mit am Tisch saß, aber sonst war sie eigentlich meist in Bergheims Wohnung, und ihr Bruder mußte sehen, wie er allein fertig wurde. Er hatte auch keine besondre Bedienung nötig, hin und wieder wollte er aber doch etwas haben, und einmal hatte er sich in den Finger geschnitten, und Tante Fritze war nicht da, ihm die Wunde zu verbinden.

Er war ängstlich mit sich. Anneli, die gerade aus der Schule kam und den Onkel hilflos in der Küche stehn sah, merkte zu ihrem Erstaunen, daß er mit blassem Gesicht das Blut betrachtete, das aus der Wunde floß.

Der Doktor soll kommen, der Doktor! rief er, während Anneli ohne viel Besinnen ihr Taschentuch herauszog und den Finger zu verbinden suchte. Sie hatte erst neulich in der Schule gesehen, daß der Lehrer eine Wunde ähnlich behandelt hatte. Sie machte ihre Sache nicht ungeschickt, holte dann Wasser herbei und erbot sich, aus der Apotheke Englisches Pflaster zu holen.

Der Hofrat hatte Englisches Pflaster und besann sich wohl auch darauf, daß ein Schnitt in den Finger nichts Lebensgefährliches ist. Aber er betrachtete Anneli nachdenklicher als sonst.

Du bist geschickt, kleine Nichte, ein ganz nützliches Wesen!

Die also Gelobte strahlte über das ganze Gesicht.

Onkel Willi, so etwas tue ich furchtbar gern! Frau Bäckermeisterin habe ich auch die Hand gehalten, als ihr der Barbier drei Zähne auszog. Sie schrie furchtbar, und sie blutete wie —

Genug! Der Hofrat erblaßte von neuem. Solche Geschichten sind nichts für mich, Anneli. Aber du hast mir doch sehr nett geholfen, und wir wollen zusammen das Pflaster auf die Wunde legen.

Seit diesem kleinen Erlebnis rief Onkel Willi seine Nichte manchmal in sein Zimmer, fragte nach ihren Fortschritten in der Schule und erlaubte ihr, in einer Art Nische zu sitzen, die neben seinem Zimmer lag und durch einen Vorhang von ihm getrennt wurde. Diese Nische hatte ein kleines Fenster, dessen Licht auf einen Tisch fiel, an dem Anneli von nun an ihre Arbeiten machen sollte. Bis dahin hatte sie noch keine feste Stätte dazu gehabt, und daher kam es vielleicht, daß der Lehrer noch oft über sie den Kopf schüttelte. Anneli liebte das Lernen nicht besonders, es störte sie in ihren eignen Gedanken und Träumen, und deshalb begrüßte sie diesen Arbeitsplatz mit sehr gemischten Gefühlen. Aber sie merkte schon am ersten Tage, daß Onkel Willi ihre Gegenwart ganz vergaß. Er saß an seinem Schreibtisch, las in alten Büchern oder schrieb etwas auf, das er sich dann selber halblaut vorlas. Manchmal sprach er von Schlössern, von Burgen und von alten Königen, manchmal war es ein „ich," von dem er zu berichten schien.

Anneli hörte kaum auf sein leises Flüstern; wenn sie ihre Aufgaben flüchtig gelernt hatte, suchte sie möglichst schnell zu entkommen. Denn mit jedem Tage wurde die Welt schöner und grüner. Mit Freuden aber begleitete sie Onkel Willi, um mit ihm die fertige Wohnung des Onkel Kandidaten zu betrachten. Diese war wirklich nett und behaglich eingerichtet, und Herr Aurelius machte heiter den Wirt.

Ja, lieber Herr Hofrat, nun bin ich auch ein Schloßbewohner geworden und hoffe, es noch lange zu bleiben, sagte er, während er seinem Gast einen großen gestickten Lehnstuhl hinschob und aus dem Wandschrank eine Karaffe mit Wein holte.

Wie sind Sie eigentlich zu dieser Wohnung gekommen? fragte der andre, während Herr Aurelius bedächtig einschenkte.

Man hat so seine Bekanntschaften, entgegnete er. Dem einen gelingt es auf geradem Wege, dem andern um die Ecke herum. Ich habs auch eigentlich nötig, Herr Hofrat. Meine Mobilien sind ja gut genug, aber meine Zinsen sind nur gering. Und wenn man alt wird, will man doch sein Behagen haben. Nun, Anneli, willst du auch einen Schluck Wein trinken? Du bist ein braves Kind und hast schön geholfen. Vielleicht schenke ich dir noch einmal etwas!

Onkel Aurelius war doch sehr nett; behaglich schlürfte Anneli den süßen Wein, begleitete ihren Onkel dann aber doch wieder heimwärts, wo schon Tante Fritze auf beide wartete. Sie hatte ihren Bruder nicht begleiten können, weil sie der Einladung zu einer Kaffeegesellschaft in der Stadt hatte nachkommen müssen; jetzt mußte Anneli ihr von allem berichten. Ob es in der neuen Wohnung ordentlich, und ob der Wein gut gewesen wäre. Sie hatte ihn besorgt, denn Onkel Aurelius verstand von diesen Dingen nicht allzuviel.

Es war alles schön! versicherte Anneli. Du kannst ja gleich noch einmal selbst nachsehen, Tante Fritze!

Diese aber schüttelte den Kopf und atmete beim Sprechen noch heftiger als sonst.

Es ist schon spät am Tage, liebes Kind. Da kann ich nicht mehr zu einem unverheirateten Manne gehen. Das ist gegen meine Reputation.

Diesen Satz teilte Anneli am nächsten Tage Christel mit, die spöttisch lachte.

Deine Tante ist verrückt, ich habe es immer gesagt, und Papa sagt auch, daß sie Raupen im Kopfe hätte. Reputation heißt Ruf, aber alte Jungfern wie deine Tante brauchen keinen Ruf mehr.

Aber meine Tante ist keine alte Jungfer! rief Anneli gereizt. Seitdem Tante Fritze nicht mehr soviel schalt, empfand sie für sie doch etwas wie Verwandtenliebe.

Ist sie denn ein alter Kerl? höhnte Christel und befahl ihr zu schweigen, denn Anneli hatte wieder antworten wollen, was sich für ein kleineres Mädchen nicht schickte. Christel war in ihren Stimmungen jetzt veränderlich, was daher kam, daß sie eine neue Freundin gefunden hatte, die sechzehn Jahre alt war und aus Hamburg kam. Sie war beim Bürgermeister in Pension und hieß Katharina Maller. Doch weil Katharina ein zu gewöhnlicher Name war, nannte sie sich Rita. Rita war von Launen abhängig, was sie sich als fast erwachsne Dame schon erlauben konnte. Eines Tages war sie nett gegen die jüngern Gefährtinnen, küßte sie stürmisch und erzählte ihnen die aufregendsten Geschichten aus der Großstadt, ein andermal sprach sie von der kleinen Stadt in den verächtlichsten Ausdrücken und beklagte ihr Los, mit lauter kleinern Mädchen verkehren und bei dem Bürgermeister zweimal wöchentlich Frikandellen essen zu müssen, während sie doch an Beefsteak gewöhnt war und noch dazu sechshundert Mark Kostgeld bezahlte. Christel Subeck hatte sich gleich ganz besonders an sie angeschlossen. Sie war für das Neue, und neue Freundschaften hatte sie lieber als alte. Nach dreimaligem Sehen hatten sich Rita und sie ewige Treue geschworen, und wenn Rita am andern Tage auch mit der Tochter des Steuereinnehmers denselben Schwur wiederholte, so fühlte sich Christel doch sehr beglückt, der Freundschaft eines so erwachsnen und welterfahrnen Mädchens gewürdigt zu werden.

Anneli kam natürlich bei diesem Bündnis zu kurz. Sie empfand schmerzlich, daß sie für die großen Mädchen zu klein war, und brannte doch darauf, sich ihnen angenehm zu machen. Als Christel sie einlud, am nächsten Sonntagnachmittag das Kränzchen bei ihr mitzumachen und alle die „Großen“ einmal von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen und sprechen zu hören, da wurde sie so aufgeregt, daß sie bei Herrn Gebhardt nachsitzen mußte, weil sie sich nicht auf den König Nebukadnezar besinnen konnte, von dem sie in der vorigen Stunde eine lange Geschichte gelernt hatte. Auch Rike Bindseil war mit ihr und mit ihrem Fleiß sehr unzufrieden, da sie nur aus dem Fenster sah, um Christel Subeck zu erspähen

und mit ihr über das bevorstehende Vergnügen zu sprechen. Aber in diesen Tagen dachte Christel nicht an die Handarbeitsstunde, und da ihre Mutter verreist war, erinnerte sie niemand an ihre Pflicht.

Der Sonntag, an dem sich das große Ereignis verwirklichen sollte, kam schneller, als Anneli dachte. Sie konnte kaum begreifen, daß sie wirklich in eine Gesellschaft junger Mädchen gehn sollte, daß sie nicht vorher gestorben war oder wenigstens ein Bein gebrochen hatte. Denn irgend etwas hätte eigentlich passieren müssen, weil sie sich so überaus freute, so sehr, daß sie am Sonntagmorgen Tante Fritze einen Kuß gab — den ersten in ihrem Leben, den die Tante in einiger Verblüffung, aber doch ohne Scheltreden hinnahm. Anneli hätte Onkel Willi auch gern geküßt, aber als sie ihn sah, trug er schon seinen hohen Hut und den feinen schwarzen Rock mit dem Ordensbande im Knopfloch, und er fragte sie, ob sie nicht mit in die Kirche gehn wollte. Da kam über Anneli etwas wie Beschämung, daß sie nur an sich und nicht an den lieben Gott gedacht hatte, der ihr doch das große Vergnügen heute Nachmittag verschaffen wollte. Sie warf also die Vorfreude aus ihrem Herzen hinaus und ging artig neben dem Hofrat in den Gottesdienst. Sie kam an der Bank Falkos von Falkenberg vorüber, auf der der Ritter mit seiner abgeschlagnen Nase ausgestreckt lag und in den blauen Himmel sah, gerade als dächte er: Solchen Himmel habe ich auch ehemals gesehen, als ich noch unter ihm wandeln durfte und lustig war und mich auf etwas freute.

Anneli mußte noch an ihn denken, als sie schon in der Kirche saß und die Orgel spielen hörte, als die Gemeinde zu singen begann, und als Onkel Willi mit seiner dünnen Stimme in den Gesang einstimmte. Vom Ritter Falkenberg wanderten dann ihre Gedanken nach Virneburg, wo die Frau Bäckermeisterin jetzt wohl auch in der Kirche kniete, und wo die Vögel in der verwilderten Kirchhofecke sangen, und die Rosen vielleicht zu blühen begannen, wo ein einsames kleines Kreuz stand.

Es war eine schöne Predigt, sagte Onkel Willi, als er später mit seiner Nichte die Kirche verließ, und Anneli wurde glühendrot. Denn sie hatte kein Wort gehört und schließlich doch immer wieder an die bevorstehende Gesellschaft gedacht.

5

Die Sonne hatte heute dem Städtchen nur einen kurzen Besuch gemacht. Als Anneli Nachmittags dem Sudeckschen Hause zuging, war der Himmel grau und trüb geworden. Aber sie sah nichts davon. Sie sah nur an der Turmuhr, daß es ein Viertel vor vier Uhr war, und daß sie also, da sie erst um vier eingeladen war, noch nicht die Schwelle des Doktorhauses überschreiten durfte. Tante Fritze hatte ihr das noch zum Abschied gesagt, zugleich mit dem Zusatze, daß sie bescheiden sein und nicht soviel Kuchen nehmen sollte.

Anneli dachte nicht an Kuchen. Sie dachte an die große Ehre und Freude, die nun greifbar in ihre Nähe gerückt waren, und wunderte sich, daß der große Uhrzeiger anscheinend still zu stehn schien.

Wohin willst du denn? fragte Fred Roland, der unerwartet vor Anneli stand. Er trug einen guten blauen Anzug und seine neue Klassenmütze, denn er war Ostern versetzt worden, und mit seinem dunkeln Gesicht und den leichtgewellten braunen Haaren war er so hübsch, daß Anneli einen Augenblick ihre Freude vergaß.

Ich will zu Christel Sudeck, da ist Gesellschaft.

Wo die Kränzchengänse sind? Er sprach geringschätzig. Da tust du mir aber leid.

Kränzchengänse? Anneli begriff nicht gleich das Wort, das ihr eine unerhörte Gottlosigkeit zu enthalten schien, und Fred wiederholte es.

Ja, so nenne ich die dummen Dinger, die sich so haben und sich so viel einbilden. Immer kichern und lachen sie, wenn sie an einem vorübergehn, und neulich habe ich einen Brief mit der Post bekommen, der von einer der Gänse geschrieben worden war.

Was stand darin? fragte Anneli, als Fred eine Pause machte.

Pah — was stand darin? Er zuckte die Achseln. Lauter Unsinn, und ich habe nicht alles verstanden. Aber ich will auch nicht antworten.

Was sagt denn deine Mutter dazu? fragte Anneli, die neben dem Knaben hergegangen und mit ihm in eine schmale Seitengasse eingebogen war. Hier standen nur vereinzelte kleine Häuser, und einige Gartenhecken schoben sich bis an die Straße.

Fred blieb stehn.

Mutter braucht so etwas nicht zu wissen, sagte er kurz. Sie macht Hauben und Hüte und sorgt für Essen und Trinken. Sie hat mehr zu tun, als an Gänse zu denken.

Seid ihr eigentlich sehr arm? fragte Anneli weiter. Gerade so arm wie ich?

Wie du? Du wohnst doch im Schloß! rief der Junge halb lachend, während das Mädchen eifrig nickte.

Ja, jetzt bin ich im Schloß bei Onkel Willi, aber früher wohnte ich ganz wo anders, zwischen lauter Bergen und grauen Häusern. Und ich glaube, wir waren schrecklich arm, Papa und ich, und wenn die Frau Bäckermeisterin nicht gewesen wäre und uns manchmal etwas zu essen gebracht hätte, ich wäre wohl oft hungrig zu Bett gegangen. Aber die Frau Bäckermeisterin war gut.

Anneli seufzte und sah nachdenklich auf die holprigen Steine der kleinen Straße. Das Gras wuchs zwischen ihnen, und ein goldbrauner Käfer kletterte geschäftig an einem besonders langen Halme empor.

Also du bist auch arm! Freds Gesicht hatte einen wohlwollenden Ausdruck angenommen. Das freut mich, weil du dann nicht so hochnasig bist wie die dummen Mädchen hier. Sieh, dort wohnen wir!

Er zeigte auf das kleinste und niedrigste Haus in der Straße.

Hier wohnt meine Mutter und macht Hüte und schuftet sich durch das Leben. Aber wenn ich groß bin, dann soll sie Bücher lesen und Nachmittags im Lehnstuhl sitzen. Und wir wollen eine Köchin haben, die Mutters Lieblingsgerichte kocht.

Ist dein Vater schon lange tot?

Mein Vater — Fred wiederholte das Wort, und sein Gesicht nahm plötzlich einen harten Ausdruck an. Ich glaube — er stockte, sah in Annelis Augen und stieß dann plötzlich einen gellenden Pfiff aus. Ja, mein Vater ist tot, setzte er hinzu. Der Teufel habe ihn selig!

O Fred! Anneli erschrak heftig. Wenn der Teufel das hört, dann holt er dich am Ende auch noch, und ein Vater muß es doch gut haben, wenn er tot ist. Meiner ist ganz gewiß im Paradies!

Fred antwortete nicht, sondern steckte die Hände in die Taschen und pfiff mißtönend weiter.

Nun geh nur zu den Gänsen, sagte er übellaunig. Sie gackern gewiß schon alle über Kaffee und Kuchen!

Ein Viertel nach vier! rief Anneli mit einem Blick auf die Turmuhr, die auch hier in die Gasse sah. Ich habe mich verspätet, ach, wie schrecklich!

Reiß dir nur kein Bein aus! riet Fred. Du kannst hier durch die Hecke kriechen. Dort ist Sudecks Garten!

Er zeigte auf eine grüne, durchlöcherte Hecke, in die sich eine verfallne Bretterbude schob.

Was Sudecks wohl in diesem alten Kasten verwahren? setzte er hinzu, aber Anneli hörte nicht mehr auf ihn. Durch die Hecke kroch sie natürlich nicht, sondern lief vor das Sudecksche Haus und kam atemlos und in demselben Augenblick an, wo Fräulein Rita Maller in die Tür trat und sie mit einem erstaunten Blick streifte.

Anneli kannte Rita natürlich schon von Ansehen und hatte Herzklopfen, als diese vor ihr in das Wohnzimmer schritt und der Doktorin einen höflichen Knicks machte.

Die andern Mädchen waren schon da: Karoline, die Tochter vom Bürgermeister, Frida, deren Vater die Steuern erhob, und Röschen, die Tochter des Pastors.

Sie saßen alle artig um den Tisch, tranken allerdings Kaffee und aßen Kuchen dazu, aber von „Gackern“ war nichts zu bemerken.

Die Frau Doktor sprach mit ihnen, und sie antworteten bescheiden. Von Fräulein Sengelmann war die Rede, der Lehrerin, die sie im Kursus unterrichtete, von dem Frühling, der so schöne Tage brachte, und von dem Befinden der verschiednen Eltern.

Interessant war die Unterhaltung nicht, Anneli, die demütig unten am Tisch saß, war etwas enttäuscht, aber sie konnte Rita Makler genau betrachten, die gepuffte Haare und ein himmelblaues Kleid trug, das wie für eine Erwachsne gemacht war. Und Karoline Lindig hatte eine große Korallenkette, die sich bei ihrer dicken roten Nase sonderbar ausnahm, während sich Frida ein in Silber gefaßtes Zehnmarkstück als Nadel vorgesteckt hatte, was wohl bedeuten sollte, daß ihr Vater mit Gold und Silber zu tun hatte.

Frau Doktor Sudeck verabschiedete sich von den Mädchen. Sie war selbst eingeladen und mußte gehn, aber sie sprach freundlich ihr Bedauern aus, daß sie nicht noch länger bei den Gästen ihrer Tochter bleiben konnte. Frau Doktor Sudeck war immer gut, und es tat Anneli leid, daß sie sich entfernte. Als sich aber die Tür hinter ihr geschlossen hatte, stieß Christel einen Laut der Erleichterung aus.

Gott sei Dank, daß sie weg ist! Mütter sind doch oft schrecklich lästig!

Meine darf niemals ins Zimmer, wenn ich Besuch habe, bemerkte Rita Makler, die nach dem Kuchenteller griff und ihn vor sich hinstellte.

Man muß sich immer so schrecklich zusammennehmen, kicherte Karoline Lindig, und dann brachen alle Mädchen in ein unbändiges Gelächter aus, sprachen durcheinander, balgten sich um die Kuchen und waren so wild, daß Annelis Augen immer größer wurden. Sie saß noch immer vor ihrer halbgeleerten Kaffeetasse, knabberte an einem trocknen Zwieback und wunderte sich über die Maßen.

Nun, Kleine? Christel gab ihr einen Stoß. Sitz nicht so dumm da, mit der Photographie deiner Tante auf dem Kleide!

Rita Makler hatte die stumme Kleine noch kaum beachtet, nun richtete sie ihre etwas hervortretenden Augen auf sie.

Gott ja, der Wurm hat ja Ringelnattern auf dem Gewande. Wie komisch! Ist das Bettbezugstoff, oder war es ein alter Vorhang?

Die allgemeine Aufmerksamkeit wandte sich jetzt Anneli zu, deren Wangen dunkelrot geworden waren. Das sonderbare Muster ihres Kleides hatte sie selbst schon vergessen. Nun richteten sich aller Augen auf sie, und Rita lachte über ihren eignen Witz.

Es ist Bettbezug für Dienstmädchen, erklärte sie weiter. Sehr haltbar, darin kann der Wurm begraben werden.

Sie sagte zum zweitenmal: der Wurm, und Anneli wurde böse.

Ich bin kein Wurm, ich bin Anneli Pankow, und vielleicht wirst du eher begraben als ich. Und dann kommst du in die Hölle.

Hölle gibts nicht! Rita lachte noch immer, aber ihre Stimme klang scharf. Glaubt ihr noch an die Hölle in diesem kleinen Nest? Na, ich kann es mir denken, dumm genug seid ihr alle dazu!

Mein Papa sagt — begann die Pastorentochter, die noch am ruhigsten gewesen war, aber Christel überschrie sie.

Ach was, wir wollen nicht von so langweiligen Dingen reden. Laß uns lieber jetzt das Buch lesen, das Karoline ihrem Vater weggenommen hat. Mit den feinen Stellen darin!

Aber die andern hatten vorläufig keine Lust zum Lesen. Sie mußten noch lachen und flüstern, und Rita schien Annelis Antwort noch nicht genügend bestraft zu haben. Von neuem wandte sie sich zu ihr.

Wer hat dir denn das wunderhübsche Kleid geschenkt? Es ist wirklich ganz wunderhübsch und so praktisch!

Das hat Tante Fritze getan!

Anneli fühlte eine dumpfe Wut in sich aufsteigen, aber sie antwortete einigermaßen ruhig.

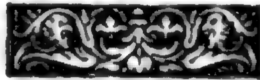
Wer ist Tante Fritze? fragte die andre, und Christel übernahm die Antwort. Sie war heute besonders übermütig und wollte zeigen, wie „erwachsen“ sie schon sprechen konnte.

Hast du die alte Pankow noch nicht gesehen, Rita? Sie kommt doch auch zum Bürgermeister und trinkt hundert Tassen Kaffee. Papa sagt, daß sie bald abrutschen wird, weil sie etwas am Herzen hat. Das tut auch nichts, sie ist ein alter Drache, und die Tiere auf Annelis Kleid sind Photographien von ihr, nicht wahr, Anneli?

Abrutschen? wiederholte diese verwirrt, und die größern Mädchen lachten wieder, weil die Kleine nicht wußte, daß Abrutschen sterben bedeutet. Christel lachte am lautesten. Neulich schon hatte sie Anneli erzählen wollen, daß Tante Fritzes Tage gezählt wären. Ihr Papa hatte es beim Essen zu ihrer Mutter gesagt.

Ärzte können sich auch irren! schob des Pastors Röschen ein, die Mitleid mit Annelis verstörtem Gesicht zu haben schien, aber Anneli dachte wenig an Tante Fritze, sondern nur daran, daß die ältern Mädchen nicht so nett waren, wie sie es erwartet hatte.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Die Presse an Bismarcks Geburtstag. Das Hafenkommando von Casablanca. Bismarck und Algeciras. „Die Finanzreform.“)

Der erste April ist auch diesesmal, wie alljährlich, von einer größern Anzahl deutscher Zeitungen mit einem dankbaren Gedenken an Bismarcks Geburtstag begangen worden. Es ist das eine hocherfreuliche Erscheinung, denn — wie Kaiser Wilhelm der Erste einst seinem Kanzler zum siebzigsten Geburtstage geschrieben: „Es ziert die Nation in der Gegenwart, und es stärkt die Hoffnung auf ihre Zukunft, wenn sie ihre hochverdienten Männer feiert und ehrt.“ Der Name Bismarck wird hoch in Ehren fortklingen, solange es ein Deutschland und Deutsche gibt. Jüngere Geschlechter, die von den Streitigkeiten unsrer Tage unberührt sind, werden in staunender Ehrfurcht die Generation beneiden, in deren Mitte der Riese gelebt und gewirkt hat, mit der er im Gigantentritt durch seine Zeit geschritten und mit unbeugsamen Armen das Reich gebaut, des Reiches Gegner gebeugt oder gebrochen hat. So selten aber große weltbeherrschende Gestalten in der Geschichte sind, so wenig erscheint es zulässig, den Maßstab, den man an sie anlegen durfte, auf ihre Nachfolger anzuwenden. Daß die Frage dereinst kommen würde: Ist kein Bismarck da? — ist nach 1890, zu seinen Lebzeiten, oft genug ausgesprochen worden, und die Zeiten der Not werden dereinst vielleicht nicht ausbleiben, die zu einer solchen Frage berechtigen. Um so vorsichtiger aber sollte man damit umgehn. Wenn jetzt zum Beispiel die Berliner Volkszeitung fragte: Ist kein Bismarck da? weil wir in Algeciras nicht die Konferenz abgebrochen haben, als die Franzosen erklärten, sie wollten den künftigen Polizeiinspekteur nicht zum Hafenkommandanten von Casablanca haben, oder als die entstellte russische Note im Pariser Temps erschien, so entwertet das Spiel mit Worten die Heiligkeit eines solchen Gedankens. Casablanca war für Deutschland keine Prinzipienfrage, und eine Konferenz, zumal eine solche, die nicht auf der Unterlage einer militärischen Entscheidung zusammentritt, kann zu

einem Ergebnis doch nur durch Erörterung einer Reihe von Vorschlägen gelangen, die entweder von den streitenden Teilen oder von den Neutralen gemacht werden. Casablanca war einer von diesen Vorschlägen. Das Prinzip der Internationalisierung Marokkos und der internationalen Beaufsichtigung der künftigen Polizei war nicht davon abhängig, ob der zu schaffende Inspekteur auch noch Hafenkommandant in Casablanca war.

Man kann im Gegenteil sehr wohl der Ansicht sein, daß eine solche Stellung im Nebenamt doch leicht dazu angetan gewesen wäre, seine Hauptstellung zu schädigen und seine Autorität herabzusetzen. Er wäre unter den Hafenkommandanten, wenn anders dieser Ausdruck überhaupt erlaubt ist, primus inter pares geworden, während er jetzt eine unbestrittne Instanz über allen ist. Was wäre zum Beispiel geschehen, wenn dieser schweizerische Hafenkommandant von Casablanca, sei es auch nur aus Unkenntnis maritimer Verhältnisse, selbst Anlaß zu berechtigten Beschwerden geboten hätte? Seine Stellung ist nach den jetzigen Beschlüssen unstreitig eine gehobnere, wie wir denn überhaupt damit rechnen müssen, daß die Praxis noch manche Kritik an den Einzelbeschlüssen üben und deren Abänderung durch künftige Verhandlungen notwendig machen wird. Aber wenn wir Deutschen den Verzicht auf diese schweizerische Hafenobrigkeit als eine deutsche Niederlage oder als einen deutschen Rückzug ansehen müßten, was sollte da die französische Presse erst aus den Konferenzergebnissen machen! Genau so ist es mit der russischen Note im Temps. Es wäre ein großer Fehler gewesen, auf einen Zeitungsartikel sofort ab irato zu handeln oder mit der Faust auf den Tisch zu schlagen. Eine Zeitung kann das in patriotischer Entrüstung oder Aufwallung tun, ein Staatsmann nicht. Es ist ein altes Bismarckisches Wort: „In der Politik muß man zu warten verstehn.“ Er selbst hat es betätigt, als am 5. Juli 1866 Napoleon der Dritte mit der Ankündigung seiner Intervention in die Siegesfreude von Königgrätz hineinfuhr, und Bismarck zu seiner Umgebung in Horsitz nur die Worte sprach: „Das kann Louis einmal teuer zu stehn kommen.“ Er hat Wort gehalten. Aber er hat sich zu keinerlei Zornesausbruch hinreißen lassen, obwohl er sich einem offiziellen Akte Frankreichs, nicht nur einer mehr oder minder unverschämten Zeitungsnachricht gegenüber befand. Es ist ja sehr erfreulich und bedeutet gewiß eine anerkennenswerte Wendung zur Einsicht, daß sich die Volkszeitung nach Bismarck sehnt. Aber die Marokkosache hat dazu von Anfang bis zum Ende wohl keinen Anlaß geboten; auch befürchten wir, daß wenn der Wunsch der Volkszeitung erfüllt würde und sie Bismarck wieder hätte, sie nach wie vor zu den Zeitungen gehören würde, die ihm das Leben sauer gemacht und ihn noch über seinen Rücktritt hinaus bitter angefeindet haben.

Auch Eugen Richter hat ja in den letzten Jahren seiner Wirksamkeit Sehnsucht nach Bismarck verraten, vielleicht erleben wir es auch noch bei Bebel, der ebensogut wie den Geist Scharnhorsts auch den Geist Bismarcks anrufen kann, aber wir glauben nicht, daß Eugen Richter, wenn Bismarck plötzlich am Bundesratstisch erschienen wäre oder auch nur seinen Sitz im Reichstage angenommen hätte, ihm auch nur die geringste Unterstützung geliehn hätte. Damit ist es also nichts. Dasselbe ist mit einer sonst sehr sympathischen Betrachtung der „Deutschen Stimmen“ zum Bismarcktage der Fall bei der Behauptung, daß Bismarck nicht nach Algeciras gegangen sein würde. Das ist eine Frage, über die man ebenso streiten kann wie darüber, was er wohl am 1. April dieses Jahres zu Mittag gegessen haben würde, falls er noch lebte. Stünde Bismarck noch an der Spitze des Deutschen Reichs, was ja schon wegen seiner Jahre ausgeschlossen wäre, so würden wir die unvermeidliche Konferenz wegen Marokko vielleicht in Berlin gehabt haben. Jedenfalls würde Bismarck, obgleich er seinerzeit den Franzosen Tunis preisgegeben hat, ihnen heute Marokko nicht ausliefern, schon deshalb nicht, weil sich die Erwartungen, die er an seine damalige Zustimmung für Tunis geknüpft hatte, nicht erfüllt haben. Außerdem sind seit Bismarcks Ausscheiden aus dem Amt Deutsch-

lands See- und Exportinteressen so sehr ins Große gewachsen, daß Bismarck mit seinem umfassenden Blick dazu längst eine ganz andre Stellung genommen haben würde, als der Reichstag (Herr Richter!) sie ihm früher leider ermöglicht hat. Und sollten zu Bismarcks Lebzeiten zwei Mächte den Versuch gewagt haben, sich über einen Vertrag hinwegzusetzen, der Deutschlands Unterschrift trug, so würde der erste Reichskanzler ihnen den Standpunkt schwerlich minder ernst klar gemacht haben, als es im vorigen Frühling durch den jetzigen Reichskanzler den Franzosen gegenüber geschehn ist. Es ist ganz selbstverständlich, daß der Staatsmann, der die erbitterte Opposition im eignen Lande gebrochen, drei Kriege eingeleitet und zum glorreichen Abschluß gebracht hat — wobei wir den braven Musketier nicht vergessen wollen —, sein Königshaus zu höchsten Ehren erhoben, dem Deutschen Reiche die seit Generationen erträumte Einheit gebracht und diese dann in siebzehn Jahren mit großen Friedenstaten ausgebaut hat, eine hohe persönliche Autorität für ganz Europa war. Ungeachtet dieser hohen persönlichen Autorität und des vollen Einsetzens derselben hat ihm der Berliner Kongreß bekanntlich recht viel Mühe und Verdruß gemacht. Auch die weitere Frage, ob es nicht im Interesse der deutschen Politik gelegen hätte, eine englisch-französische Verständigung wegen Ägypten zu verhindern, ist nicht kurzerhand zu erledigen. Frankreich hat seit seinem Bündnis mit Rußland niemals die geringste Neigung gezeigt, sich Deutschland zu nähern oder unsre Unterstützung in Ägypten zu suchen. Nach dem Ergebnis des russisch-japanischen Krieges war für Frankreich ein Konflikt mit England wegen Ägypten ausgeschlossen, es blieb also nur die Verständigung, wobei die Franzosen freilich den Engländern zu früh und zu voreilig auf den marokkanischen Leim gegangen sind.

Gewiß hätte es nach Delcassés Rücktritt die Möglichkeit einer direkten Verständigung mit Frankreich gegeben. Aber eine solche war nicht so leicht erreichbar, weil der Konferenzgedanke schon seit zwei Monaten in der Erörterung stand, und Deutschland ihn füglich nicht wieder fallen lassen konnte, um nach einem etwaigen Scheitern direkter Verhandlungen von neuem darauf zurückzukommen. Ein solches Scheitern hätte aber auch die Kriegsgefahr vergrößert, auf die wiederum die öffentliche Meinung in Deutschland in keiner Weise genügend vorbereitet war. Ein deutscher Krieg mit Frankreich kann doch immer nur ein vom vollsten Volksbewußtsein getragner Nationalkrieg sein. Wollte man also einen Konflikt vermeiden, so mußte die Erreichung des Zweckes unter möglichster Schonung des französischen Nationalgefühls angestrebt werden, und dieses würde sich immer lieber den Beschlüssen einer europäischen Konferenz als den Forderungen Deutschlands gebeugt haben. Der Staatsmann, der Deutschland unter heutigen Verhältnissen den Krieg erspart hat, hat sich damit viel Anspruch auf Anerkennung erworben, zumal da bei dieser Aktion auch noch recht große Schwierigkeiten persönlicher Natur in Betracht kamen, die nach außen nicht in Erscheinung getreten sind.

Deutschland kann von seinen sämtlichen Nachbarn rundum nicht ein Dorf mehr gebrauchen und begehrt von ihnen nicht eine Quadratmeile Landes. Seine europäischen Grenzen sind scharf umrissen, seine Einheit ist nach außen wie nach innen in eherne Formen gegossen. Die Aufgaben der Nachfolger Bismarcks können nach innen nur auf die Entwicklung und die Hebung der nationalen, sittlichen und wirtschaftlichen Kräfte des deutschen Volkes, nach außen zunächst nur auf ein friedliches Entfalten unsrer Handels- und Schiffahrtsinteressen, in Hinsicht auf die andern Nationen auf die Pflege guter Beziehungen und auf ein friedliches Zusammenfassen der Völker gerichtet sein. Dies ist in Algeciras geschehn. Algeciras ist bekanntlich von der spanischen Regierung vorgeschlagen worden als Ersatz für Madrid, sonst wäre die Konferenz von 1906 ebenso nach Madrid einberufen worden wie die von 1880, und so gut, wie Bismarck die Konferenz von 1880 beschickt hat, würde er auch die von 1906 beschickt haben. Die Deutschen, die da meinen, die Beschickung der Konferenz bedeute für uns eine Einbuße an Würde und Ansehen, sollten doch endlich angeben, was Deutschland hätte Besseres tun können, zugleich den Frieden

und seine Ehre zu wahren. Wäre es richtiger gewesen, den Franzosen ein Ultimatum zu stellen, ihnen zu erklären, ihre Abmachung mit England sei eine Nichtachtung Deutschlands, und wenn das nicht in achtundvierzig Stunden rückgängig gemacht worden sei, werde die deutsche Armee die Vogesen überschreiten? Das würde den Krieg mit Frankreich und England bedeutet haben. Um was? Wir wollten Marokko nicht nehmen. Am wenigsten würde Bismarck das getan haben. Und welcher Art sollten die Ziele des Friedensschlusses sein? Man führt Krieg doch nur um des Friedenszustandes willen, worin man nachher mit dem Gegner leben will! Bismarck würde schwerlich eine andre Politik gemacht haben als eine solche, die darauf ausging, Abmachungen, die unsern Rechten und Interessen zuwiderliefen, rückgängig zu machen oder doch entsprechend einzuschränken. Konnte er das mit Hilfe einer internationalen Konferenz erreichen, so würde er es sicher getan haben, und es läßt sich somit im Gegenteil behaupten, daß die Anrufung der Madrider Konferenz ein Schritt durchaus im Geiste Bismarcks und der Bismarckischen Politik war. So gut wie Deutschland hätte jeder der Signatare der Konvention von 1880 die Einberufung der Konferenz beantragen können. Aber Deutschland war nächst allen örtlich unmittelbar beteiligten Staaten doch der, der die meisten Interessen hatte, ihm stand also die Führung zu. Daß es gelungen ist, Frankreich zur Beschickung der Konferenz zu bewegen, dann die andern Mächte dafür zu gewinnen und schließlich auf der Konferenz die Stellung Deutschlands zur prinzipiellen einheitlichen Anerkennung zu bringen, halten wir doch für einen Erfolg, der zur Bismarckischen Zeit vielleicht um diese oder jene Einzelheit hätte reicher sein können, aber viel mehr würde es auch nicht geworden sein, und das, was wir haben mußten, haben wir erreicht.

Außerdem macht es bei der Frage, „ob Bismarck nach Algeciras gegangen wäre," auf deutsch: wie er die marokkanische Frage behandelt haben würde, doch noch sehr viel aus, welchen Monarchen man sich dazu zu denken hat. Es ist doch selbstverständlich, daß zwei in Lebensalter und Temperament so grundverschiedne Monarchen wie Kaiser Wilhelm der Erste und Kaiser Wilhelm der Zweite auch auf die Politik einen recht verschiednen Einfluß ausüben, und der Souverän kann in solchen Fragen nicht ausgeschaltet werden. Wer also Bismarck durchaus zu der politischen Lage, wie sie acht Jahre nach seinem Tode und sechzehn Jahre nach seinem Rücktritt ist, in Beziehung bringen will, muß sich zuerst darüber klar sein, welchen Kaiser er sich dazu denkt, denn auch Bismarck konnte vor wie nach 1888 solche Fragen nicht ohne den Kaiser entscheiden. Im übrigen ist auch diese Frage gerade so sinnlos wie die andre: Ist kein Bismarck da? Die Fragesteller haben augenscheinlich übersehen, daß Politik doch immer nur „die Kunst des Möglichen" ist. Der Kreis derer, die eine politische Lage nach der Gesamtheit aller dabei als maßgebend in Betracht kommenden Personen und Umstände zu beurteilen vermögen, pflegt erfahrungsgemäß recht gering zu sein und — la critique est aisée.

Auch kann in der internationalen Politik nicht eine Frage für sich allein betrachtet werden. In einem Augenblick, wo die Lage Rußlands so große Schwierigkeiten darbietet, und ernste Finanzkreise die Möglichkeit eines russischen Staatsbankrotts nicht mehr wie früher von der Hand weisen, ist für Deutschland eine Schonung und Sammlung seiner finanziellen Kräfte auch aus diesem Grunde dringend nötig, und die deutsche Politik hatte mehr als Algeciras ins Auge zu fassen.

Der Reichstag hat den verbündeten Regierungen einen unbeschnittnen Marine- und Heeresetat, die Flottennovelle, einen annehmbaren Kolonialetat, schließlich arte et marte, „mit Kunst und Kräutern," wie der humorvolle Braun-Wiesbaden zu sagen pflegte, den Kolonialsekretär zum Ostergeschenk gemacht, freilich alles erst in der zweiten Lesung. Allem Anschein nach wird auch das, was sich „Finanzreform" nennt, schließlich aber nur aus einer Reihe aus allen Ecken hervorgekehrter neuer Auflagen besteht, vor dem Zentrum Gnade finden und der Reichsfinanzkalamität damit auf einige Jahre abgeholfen werden, kurzum der Reichskanzler mag da nicht

länger den Mann mit zugeknöpften Taschen spielen, und er hat die Diätenvorlage Zug um Zug über ihr schwierigstes Hindernis, das preußische Staatsministerium, hinweggebracht. Die Vorlage wird in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung ausdrücklich als „Vorlage des Reichskanzlers" bezeichnet, aller Wahrscheinlichkeit nach kommt sie auch in dieser Form, nicht als Antrag Preußens, an den Bundesrat. Hat Preußen, das bei dieser Verfassungsänderung am meisten verliert, einmal Ja gesagt, so wird der Bundesrat nicht mehr Nein sagen, und der Entwurf wird seinen Lauf nehmen. Möge es für Deutschland nicht zum Verhängnis werden. Wäre an den Schluß jedes stenographischen Sitzungsberichts die Reihe der Fehlenden „namentlich" aufgeführt worden, getrennt in die Kategorien: beurlaubt, entschuldigt und unentschuldigt, so würde man, was den Reichstagsbesuch anlangt, wohl sehr bald dasselbe, vielleicht sogar ein besseres Resultat erreicht haben als mit den Diäten oder der „Entschädigung," wie das Ding jetzt offiziell getauft ist. Es soll damit wohl dem Gedanken Ausdruck verliehen werden, daß es sich nur um Entschädigung für wirkliche Leistungen handeln soll. Artikel 32 der Verfassung, der sich nun in sein Gegenteil verwandelt, lautete bisher: „Die Mitglieder des Reichstags dürfen als solche keine Besoldung oder Entschädigung beziehen." Aber.... tempora mutantur et nos mutamur in illis. Hoffentlich werden die Wähler den „entschädigten" Reichsboten eine größere Aufmerksamkeit zuwenden als den bisher unentschädigten. •§•

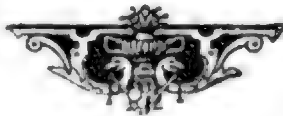
Ein neuer See in Westdeutschland. In der in den Jahren 1900 und 1901 in den Grenzboten veröffentlichten Artikelserie „Herbsttage in der Eifel" ist auf das gewaltige Werk der Ingenieurkunst hingewiesen worden, das damals gerade bei dem Eifelstädtchen Gemünd in Angriff genommen worden war. Es handelte sich um die Urfttalsperre, die größte Talsperre Europas, ein Unternehmen, das den doppelten Zweck hat, das Gebiet der untern Rur, deren größter Nebenfluß die Urft ist, gegen Überschwemmungsgefahr zu sichern und die oft sehr großen Wassermassen der Urft zur Kraftgewinnung für industrielle Betriebe auszunutzen. Damals war das neun Kilometer lange, vielfach gewundne und von steilabfallenden Bergeshängen eingeschlossene Tal, das heute ein Seebecken ist, auf seiner Sohle noch mit Wiesen und Wald bedeckt, von den wenigen Gehöften und Mühlen, die in dieser Einsamkeit verstreut lagen, stieg bläulicher Rauch auf, und dem Wandrer, der sich in diese entlegne Gegend wagte, verriet nur der sich das nördliche Urftufer entlang ziehende Schienenstrang der Arbeitsbahn, daß hier ein technisches Werk vorbereitet wurde. Der Bau der Sperrmauer begann im Sommer 1901 und wurde, obwohl täglich dreihundert Kubikmeter Mauerwerk fertiggestellt wurden, im Rohbau erst im Herbst 1903 vollendet. Diese Mauer, zu der einer der bedeutendsten Spezialisten für Sperranlagen, Professor Dr. Intze in Aachen, den Plan geliefert hat, weist insofern eine Abweichung von den bisher üblichen Bauten dieser Art auf, als sie zur größern Sicherheit gegen den Wasserdruck keine gerade, sondern eine nach einem Krümmungshalbmesser von zweihundert Metern gebogne Linie bildet. Ihre Höhe beträgt, von der Fundamentalsohle bis zur Krone gemessen, 58 Meter, die größte Sohlenbreite 50,5 Meter, die Kronenbreite 5,5 Meter, der Rauminhalt an Mauerwerk 155000 Kubikmeter. Die Krone, die als asphaltierte, durch Brüstungen geschützte Straße hergerichtet worden ist, hat eine Länge von 226 Metern. An der Beckenseite ist die Mauer bis zu einer Höhe von 34 Metern durch eine zu dem Grunde des Stausees abfallende, gepflasterte und von zwei gewölbten Durchlässen durchbrochne Erdaufschüttung bedeckt. Diese Durchlässe setzen sich in der Mauer als Entlastungsstollen fort; der Wasserabfluß wird von einem turmartig aus dem See aufsteigenden und mit der Mauerkrone durch eine Brücke verbundnen Bedienungsschacht aus durch einen sinnreich konstruierten Schiebermechanismus geregelt.

Damit das Wasser die Mauerkrone nicht überflute, ist am nördlichen Talabhang ein Hochwasserüberfall mit Kaskaden gebaut worden, die die hinunterstürzenden Wassermassen durch Gegenstauung brechen und eine Aufwühlung des

tiefer liegenden Flußbetts verhüten sollen. Etwa ein Kilometer oberhalb der Sperrmauer hat man den 2847 Meter langen, 2,5 bis 3 Meter hohen und mit einer sehr starken Betonschicht ausgekleideten Druckstollen durch den Gebirgsrücken des Kermeters getrieben, der das Wasser des Sees der nahe bei dem Dorfe Heimbach an der Rur erbauten Kraftstation zuführt, wo sechs Turbinen mit einer durchschnittlichen Gesamtleistung von 1550 bis 2000 Pferdekräften die Wasserkraft in Elektrizität verwandeln und zunächst jährlich zwanzig Millionen Kilowattstunden erzeugen, die durch vier Fernleitungen den Abnehmern in den Kreisen Aachen, Düren, Montjoie, Jülich, Heinsberg und Schleiden zugeführt werden und diese von der Produktion der Steinkohle unabhängig machen.

Mit der Füllung des Stausees wurde am 7. Dezember 1904 begonnen. Am 1. März 1905 war sie vollendet. Zum erstenmal rauschten die Fluten über die Kaskaden in das alte Flußbett hinunter. Ein gewaltiger See, dessen Fläche 216 Hektar, und dessen Wassermenge $45^1/_2$ Millionen Kubikmeter beträgt, war an die Stelle eines melancholisch-einsamen Gebirgstales getreten. Wenn schon das kühne Werk wegen seiner zweckmäßigen Anlage die höchste Anerkennung verdient, so darf seinen Schöpfern noch das besondre Lob gezollt werden, daß sie die so lange vernachlässigte, nun aber von den Reisenden mehr und mehr besuchte und nach Gebühr gewürdigte Eifel um eine Naturschönheit ersten Ranges bereichert haben. Kein Besucher des Mittel-, des Niederrheins oder der Mosel sollte deshalb versäumen, von Köln, Bonn, Koblenz, Aachen oder Trier aus den kleinen, äußerst lohnenden Abstecher nach Gemünd und der Urfttalsperre zu machen. Ein kürzlich bei Heinrich Stephanus in Trier erschienener vortrefflicher kleiner Führer (Der Urftsee in der Eifel und seine Umgebung. 60 Pfennige) mit Abbildungen und einer Karte gibt über die Entstehungsgeschichte der Talsperre sowie über die malerischen Wanderziele in ihrer Umgebung erschöpfende Auskunft und genügt vollständig zur Orientierung über die Lokalverhältnisse in diesem Teile der Eifel, soweit sie für Touristen in Frage kommen.

J. R. H.



Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

65. Jahrgang

Nr. 15

Ausgegeben am 12. April 1906

Inhalt:

	Seite
Deutsche Reichsanleihen und preußische Konsols. Von Adolph von Flöckher	57
Die Ursachen des Zusammenbruchs Preußens im Jahre 1806. Von G. von Bismarck in Dessau (Schluß)	64
Jakob Burckhardts Geschichtsauffassung. Von Otto Eduard Schmidt	72
Anastasius Grün. Von W. Berg. (Fortsetzung)	79
Der Fichtelberg. Von Julius Pistor	90
Menschenfrühling. Von Charlotte Niese. (Forts.)	99
Maßgebliches und Unmaßgebliches. Reichsspiegel [illegible] — Ludwig Friedländer, Erinnerungen, Reden und Studien. — An unsre Leser	107

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Digitized by Google

Gesetzlich geschützt.

Trierischer Winzer-Verein A.-G.

TRIER

Vereinigung von Winzer-Genossenschaften und Winzern zum Vertrieb garantiert naturreiner Weine von der Mosel und Saar. Faß- und Flaschenweine von 70 Pfg. an.
Ausführliche Preislisten zu Diensten. — Lieferant vieler Offizier- und Zivil-Kasinos.

Filialen: Berlin SW. 12., Zimmerstraße 29 — Leipzig, Reichsstraße 33/35.

Tutulin Diätetisches Nährmittel D. R.-Pat.

Unerreicht: 98,04 % Reineiweiss. — Geschmacklos. — Nervenstärkend, Appetitanregend, kräftigend. — Aerztl. empfohlen. 125 Gr.-Packung Mk. 2.50 in d. Apotheken, wo nicht, liefern direkt franko **Tolhausen & Klein, Frankfurt-Main.**

Koche auf Vorrat!

Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel sind berufen eine Umwälzung in der Küche aller Länder herbeizuführen.

Einfach, solide, zuverlässig! Seit Jahren haben sich die Apparate in zehntausenden Familien bewährt. Für Hotels, Pensionen, Krankenhäuser, Genesungsheime von epochemachender Bedeutung. — Man verlange ausführliche Drucksachen sowie Probenummern der Zeitschrift **„Die Frischhaltung"** von

J. Weck, Ges. m. b. Haftung,
Oeflingen, Amt Säckingen (Baden)

„EPPNER"

Präzisions-Taschenuhren

in Silber-, Gold-, Stahl- u. Tula-Gehäusen.
Erstklassig Fabrikat. - Mässige Preise.
Ratenzahlung. - Mehrjähr. Garantie.

A. Eppner & Co., Breslau.

Uhrenfabrikation u. Versand. Fabrik in Silberberg i. Schlesien.

Verlangen Sie Preisliste D.

Gothaer

Lebensversicherungsbank a. G.

Versicherungsbestand Anfang April 1906:	900 000 000 Mk.
Bisher gezahlte Versicherungssummen:	467 000 000 "
Bisher gewährte Dividenden:	228 000 000 "

Sehr günstige Versicherungsbedingungen.

Unverfallbarkeit sofort, Unanfechtbarkeit und Weltpolice nach zwei Jahren.

Prospekte und Auskunft kostenfrei durch die Bank in Gotha oder deren Vertreter.

Was ist Reise-Cheviot?

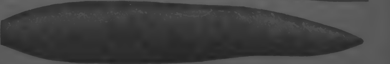
Ein eleganter Anzugstoff aus reiner neuer Schafwolle, unzerreißbar u. echt, 140 cm breit; 3 Meter kosten 12 Mk. franko.

Direkter Versand nur guter Herrenstoff-Neuheiten bei billigen Preisen. Jeder genaue Vergleich überrascht. Aus über 1000 Postorten liegen Nachbestellungen vor. Verlangen Sie Muster portofrei zur Ansicht.

Wilhelm Boetzkes in Düren bei Aachen, Postfach 34

Herrnhuter Zigarren-Versand: Abr. Dürninger & Co., Herrnhut i. Sa.

Hoflieferanten — Gegründet 1747



Deliciosas. Sumatra mit Felix-Havana, leicht bis mittelkräftig, ausgezeichnete feine u. pikante Qualität, außerordentlich preiswert. 1/10 Kisten Mk. 80.— per Mille.

Versandbedingungen: Gegen Nachnahme: 100 Stück franko, 300 Stück franko u. 2 % Skonto, 1000 Stück franko u. 3 % Skonto. — Nachnahmegebühr tragen wir. — **Illustrierte Hauptpreisliste kostenfrei.**

Deutsche Reichsanleihen und preußische Konsols

Von Adolph von Flöckher

Seit Jahresfrist etwa ist durch die wiederholten Debatten in den Parlamenten die Aufmerksamkeit weiterer Kreise nachdrücklich auf die ungünstigen und schwankenden Kurse unsrer Reichs- und Staatsanleihen gelenkt worden, die in einem scheinbar so schroffen Gegensatze zu dem von der ganzen Welt mit Staunen betrachteten wirtschaftlichen Aufschwung unsers Vaterlandes stehn. Wenn auch ich als Nichtfachmann zu Reformvorschlägen meine Stimme zu erheben wage, so geschieht es deshalb, weil ich in meiner diplomatischen Laufbahn in Ländern der verschiedensten Währung als Kaiserlicher Geschäftsträger selbständig über die internationalen Kredit- und Geldverhältnisse zu berichten Gelegenheit hatte, nachdem ich im Jahre 1896 technisch auf der Norddeutschen Bank in Hamburg geschult worden war.

Es ist klar, daß hauptsächlich die Kapitalbildung sowie die Nachfrage nach Kapital und mithin der Leihwert des Geldes in einem Lande für die Kurse der von seiner Regierung ausgegebnen Papiere in Betracht kommen, daß dagegen alle andern Mittel — so wenig man sie auch unterschätzen oder gar vernachlässigen darf — nur von nebensächlicher Wirkung sein können.

An und für sich werden also die britische und die französische Rente so lange im Verhältnis zu den unsrigen höhere Kurse aufweisen, als der Nationalreichtum dieser Länder im Vergleich zum Kapitalbedarf größer als bei uns bleibt.

An diesen Tatsachen, die sich allerdings von Jahr zu Jahr zu unserm Vorteil etwas gemildert haben, können wir mit künstlichen Maßnahmen nichts wesentliches ändern. Alle Bemühungen können vielmehr nur darauf gerichtet sein, die sekundären Umstände, die die Kurse unsrer Staatsanleihen beeinflussen, so günstig zu gestalten, wie das nur irgend in unsern Kräften steht, und uns diese Politik der „kleinen Mittel“ nicht verdrießen zu lassen. Ist doch jede Politik im Grunde ein Rechnen mit gegebnen Größen, und hat doch gerade darin unsre Unterlassungssünde bestanden, daß wir bisher nicht einmal die Mittel, die wir in der Hand haben, für uns erschöpfend auszunützen verstanden.

Augenblicklich liegen nämlich die Verhältnisse so, daß in Großbritannien und in Frankreich seit Jahren durch eine besondre Gesetzgebung ein bessernder und stabilisierender Einfluß auf die Kurse der Staatspapiere ausgeübt worden ist, während wir jetzt eben erst beginnen, in ähnlicher Weise für unsre Renten zu sorgen, deren Kurse uns schon deshalb nicht gleichgiltig sein dürfen, weil sich in ihnen unser Kredit dem Auslande gegenüber ausdrückt.

Die Erhöhung des Seehandlungskapitals, die Abschaffung der Gebühren für Eintragungen in das Reichs-, das Preußische, das Hessische und das Hamburgische Staatsschuldbuch, die Erleichterungen für die Zeichnungen kleiner Kapitalisten bei Neuemissionen, die vorgeschlagne Bestimmung, daß die öffentlichen Sparkassen in Preußen mindestens 15 Prozent von ihrem verzinslich angelegten Vermögen in Schuldverschreibungen des Deutschen Reichs oder Preußens anlegen müssen, und endlich vielleicht auch die Ausgabe von 50- und 20-Mark-Reichsbanknoten (insofern als hierdurch eine Erhöhung des Goldvorrats der Reichsbank herbeigeführt wird, die möglicherweise groß genug ist, in einem niedrigern Diskont Ausdruck zu finden) sind Mittel, die in dem oben gekennzeichneten Sinne schon angewandt worden sind.

Die fernern Maßnahmen, die zu demselben Ziele führen können, kann man in folgende Kategorien einteilen: 1. Verstärkung der Kapitalbildung durch wirtschaftliche Maßnahmen; 2. weitere Einschränkung des Bedarfs an Bargeld durch Entwicklung der Geld ersparenden Zahlungsmethoden; 3. Verhinderung des schnellen Anwachsens der Reichs- und der sonstigen Staatsschulden durch Kräftigung der Finanzen und durch verstärkte Schuldentilgung; 4. gesteigerte Fürsorge für Heer und Marine, da diese in ihrer Wirkung als Versicherung gegen Kriegsgefahr unsern auswärtigen Kredit wesentlich beeinflussen. Dagegen rechne ich nicht ohne weiteres dazu den Schutz und die Vermehrung des heimischen Goldvorrats.

Unter den wirtschaftlichen Maßnahmen, durch die eine verstärkte Kapitalbildung erreicht werden kann, verdienen die am meisten Interesse, durch die der Sparsinn der Bevölkerung gefördert und seine zweckmäßige Betätigung in der Praxis erleichtert wird. Die Zeiten, wo der kleine Mann seine Ersparnisse im Strumpfe aufbewahrte, weil er sie dort für am sichersten hielt, sind noch nicht lange entschwunden, und noch immer hört man von Fällen, wo große Mengen baren Geldes beim Tode einer Person aufgefunden werden, die den Sparkassen kein Vertrauen geschenkt und lieber auf die Zinsen verzichtet als das Geld aus der Hand gegeben hatte. Diese unwirtschaftliche Verwendung von Ersparnissen schuf, da die Früchte fehlten, für das Sparen keinen besonders starken Anreiz. Ein Teil der kleinen Sparer ist allerdings in das andre Extrem umgeschlagen, hat sein Geld in ausländischen Papieren, die durch hohe Zinsen auf sie gewirkt hatten, angelegt und hat oft mit dem Verluste des ganzen oder doch eines bedeutenden Teils seines Kapitals für diese Unerfahrenheit büßen müssen.

Eine gründliche Besserung dieser Verhältnisse kann nur dann eintreten, wenn die öffentlichen Sparkassen so organisiert werden, daß sie absolut liquide und sicher sind, daß sie die Einlagen der Sparer insbesondre durch Abholen

der Beträge in den Wohnungen der Kunden erleichtern und die Einzahlung der kleinsten Summen bei sich ermöglichen.

Weitere Glieder in der Kette der die Kapitalbildung fördernden Mittel sind der planmäßige weitere Ausbau der Genossenschaften aller Art und die gesetzliche Regelung der Entschuldung des Grund- und Gebäudeeigentums. Je mehr den Kleinbürgern und den arbeitenden Klassen die Ansammlung eines kleinen Kapitals und der Erwerb einer eignen Feuerstelle ermöglicht wird, je schneller die wirtschaftliche und die sittliche Erziehung dieser Kreise fortschreitet, desto eher wird man auch den Zielen näher kommen, die in der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 in so idealer Weise ausgesprochen worden sind.

Wie der staunenswerte Aufschwung der deutschen Industrie nur möglich gewesen ist, weil die deutschen Bankiers, anstatt vor allem große Gewinne im Auslande suchen zu wollen, ihre heimatliche Industrie immer mit Summen unterstützt haben, wie sie von keinen Banken irgendeiner andern Großmacht zu ähnlichen Zwecken hergegeben worden sind, so müssen wir jetzt den weitern Schritt tun und prinzipiell dafür sorgen, daß auch die kleinern Kapitalien regelmäßig in inländischen Anlagen untergebracht werden. In dieser Beziehung können wir von den Engländern und den Franzosen so manche Maßnahmen übernehmen, die von ihnen zur Beförderung der Anlagen der kleinen Kapitalien in heimischer Rente und zur Anregung des Sparsinns getroffen worden sind.

Ferner müßten, ebenso wie die Sparkassen, auch die Genossenschaften und die Versicherungsgesellschaften gesetzlich verpflichtet werden, einen bestimmten Prozentsatz ihres Vermögens in Schuldverschreibungen des Deutschen Reichs und Preußens anzulegen.

Ich komme nun auf einen andern wesentlichen Umstand zu sprechen, der einen indirekten Einfluß auf die Kurse unsrer Renten ausübt, auf die weitere Einschränkung des Bedarfs an Bargeld durch die Entwicklung der Geld ersparenden Zahlungsmethoden. Es ist eine von allen Finanzleuten anerkannte Tatsache, daß wir in Deutschland für den Verkehr noch immer viel zu viel bares Geld verwenden und hin und her schicken, anstatt die seit langer Zeit erprobten Methoden des Geldverkehrs anzuwenden, durch die eine Versendung von barem Gelde möglichst vermieden wird. Eine bedeutende Erleichterung würde es deshalb für das Bestreben der Reichsbank sein, ihren Barbestand zu schützen, wenn sich in Deutschland der Scheck- und der Giroverkehr mehr einbürgern wollten.

Das Deutsche Reich hat auch jetzt noch kein Scheckgesetz, und die Bankkreise drängen auch nicht auf den Erlaß eines solchen, weil sie, ob mit Recht oder mit Unrecht mag hier dahingestellt bleiben, die gleichzeitige Einführung einer Scheckstempelsteuer befürchten. Die Pflege des Giroverkehrs ruht jetzt in der Hauptsache noch bei der Reichsbank und erstreckt sich bei ihr noch meist auf die mittlern und die größern Gewerbetreibenden, Kaufleute und Industriellen.

Der Giroverkehr ist dagegen in Hamburg auf alle Geschäftsleute, unter denen die kleinsten Krämer sind, und fast auf alle wohlhabenden Privatleute ausgedehnt. Die auf diese Weise ermöglichten Überweisungen durch Ausfüllung

einfacher Formulare, die den Banken übersandt werden, ersparen den Kunden das Halten einer Kasse mit bedeutenden Beträgen baren Geldes. Die Überweisungszettel sind aber auch sicherer und billiger als die gewöhnlichen Schecks, da alle Überweisungszettel in einem einzigen Kuvert und in einem einfachen Briefe an die Bank geschickt werden, während die Schecks, auf die bares Geld erhoben werden kann, der Sicherheit halber in eingeschriebnen Briefen oder durch Boten an jeden einzelnen der Zahlungsempfänger gesandt werden müssen. Ferner erfolgt die Präsentation der Überweisungszettel sofort, während die deutschen Schecks jetzt oft erst nach langer Frist und mit langer Allonge versehen an die Bank gelangen, wodurch die Kontrolle ganz außerordentlich erschwert wird. Allerdings ist es eine weitere Frage, wie lange es dauern würde, bis sich das Publikum der andern großen Städte, das ja zunächst in Betracht käme, allgemein an das neue Zahlungsverfahren gewöhnt hätte. Österreich ist uns schon 1883 mit dem Scheckverkehr seiner Postsparkassen, und die Schweiz am 1. Januar d. J. mit ihrem vortrefflich eingerichteten Postscheck- und Giroverkehr mit gutem Beispiel vorangegangen. Wir Deutschen, die wir doch sonst in Handel, Seeschiffahrt und Industrie allen andern mindestens ebenbürtig sind, werden sobald wie möglich unsern Zahlungsverkehr ebenso bequem und billig gestalten müssen, wie es unsre Konkurrenten getan haben, wenn wir im internationalen Wettbewerb nicht zurückbleiben wollen, denn jeder Stillstand ist im Welthandelsverkehr ein Rückschritt. Daß aber dem Giroverkehr die Zukunft gehört, unterliegt für mich keinem Zweifel.

Auch auf einem andern Gebiete werden wir Versäumtes nachholen müssen, wenn wir nicht ernste Gefahren für den Reichskredit heraufbeschwören wollen. Bismarck hat vollbracht, was keinem vor ihm gelungen war: er hat Deutschland in den Sattel gesetzt; aber im Sattel bleiben kann Deutschland nur, wenn es sich politisch und wirtschaftlich den modernen Aufgaben gewachsen zeigt. Dazu gehört vor allem, daß wir trotz unserm so komplizierten und schwierigen Reichsmechanismus endlich durch gesetzliche Maßnahmen dafür sorgen, daß das schnelle Anwachsen der Reichs- und der sonstigen Staatsschulden durch die Kräftigung der Reichsfinanzen und durch eine verstärkte Schuldentilgung verhindert werde.

Die neuere Entwicklung des internationalen Kreditwesens ermöglicht den Staaten das Schuldenmachen in großem Stile. Während sie früher gezwungen waren, ihre Geldbedürfnisse für Ausgaben sofort durch eine entsprechende Kontribution ihrer Untertanen aufzubringen, ist es jetzt möglich geworden, ohne Erhebung neuer Steuern große Kapitalien einfach durch Ausnutzung des Staatskredits aufzunehmen. Welchen Mißbrauch gewissenlose Staatsverwaltungen mit dieser Methode treiben konnten, haben die deutschen Geldgeber, denen an portugiesischen, griechischen, argentinischen und andern Anleihen ihr sauer erspartes Geld verloren gegangen ist, zu ihrem Schaden erfahren müssen. So angenehm es also auch für einen Staat sein mag, durch Schuldenmachen eine sofortige Erhöhung der innern Abgaben und Steuern zu vermeiden, so unsolide ist es doch, wenn die Staatsschulden vermehrt werden, ohne daß für ihre Verzinsung und Amortisation durch neue Steuergesetze Sorge getragen wird.

Gegen diesen Grundsatz hat auch das Deutsche Reich unzweifelhaft schwer gesündigt, als es die sozialen Versicherungsgesetze annahm, das zur Deckung der durch sie verursachten neuen Ausgaben von Bismarck beantragte Tabakmonopol aber ablehnte. Seitdem ist des Reichsschuldenmachens kein Ende gewesen. Und doch genügt ein Blick auf das französische Budget, worin das Tabakmonopol eine 447 Millionen Franken betragende Einnahme aufweist, uns vor Augen zu führen, wie viel besser wir getan hätten, den Rat unsers größten deutschen Staatsmannes zu befolgen. Alle andern bisher eingeführten Steuern und Abgaben sind kaum ausreichend gewesen, das Defizit zu decken, konnten also für eine verstärkte Schuldentilgung nicht in Frage kommen.

Es mag paradox klingen, daß ich die gesteigerte Fürsorge für Heer und Marine auch unter den Kredit verbessernden Mitteln genannt habe, wird doch immer wieder darauf hingewiesen, daß das Deutsche Reich nur deshalb finanziell auf keinen grünen Zweig kommen könne, weil die Budgetposten für die Heer- und Marineausgaben in ständiger Steigerung begriffen seien; daß solche Argumentationen nach den Erfahrungen der deutschen Geschichte aber für richtig gehalten und geglaubt werden können, ist für mich nur ein weiterer Beweis dafür, daß sich viele von uns leider von Franzosen und Engländern an Nationalgefühl und an Verständnis für große Politik übertreffen lassen. Und dabei liegt England auf einer unangreifbaren Insel und Frankreich am Rande des europäischen Kontinents, nur mit einer Großmacht als Nachbarn, während unser Vaterland im Herzen von Europa liegt und erst seit einem Menschenalter so stark geworden ist, daß man keine Kriege mehr auf seinem Boden zu führen wagt. In dem Augenblick, wo irgendeine Großmacht auch nur von der Wahrscheinlichkeit überzeugt wäre, uns besiegen zu können, würde man wieder über uns herfallen. Das ist eine Tatsache, die niemand bestreiten wird, der länger im Auslande gelebt und erfahren hat, wie wenig beliebt und wie herzlich beneidet wir überall sind. Jeder Groschen also, den wir ausgeben, um unser Heer und unsre Marine auf der Höhe der modernsten Anforderungen zu erhalten, ist eine Versicherungsprämie, die zu zahlen uns der gesunde Menschenverstand gebietet, und die irgendwie zu beschneiden uns nur ein unhistorischer, kleinlicher Sinn raten kann. In der Verbindung der kontinentalen und der ozeanischen Politik liegt die Zukunft einer jeden Weltmacht begründet. Das Deutsche Reich wird von Tag zu Tag mehr Weltmacht werden, wenn es unerschütterlich seine Wehr zu Wasser und zu Lande weiter ausgestaltet, aber es kann nicht einmal Großmacht bleiben, sobald es aufhört, alles an die Erfüllung dieser Aufgabe zu setzen. Der auswärtige Kredit des Deutschen Reiches wird immer ein getreues Spiegelbild sein der größern oder der geringern Wahrscheinlichkeit seiner Bekriegung durch andre Mächte.

Außer den von mir vorgeschlagnen Maßnahmen sind von einigen noch andre Forderungen zur Hebung und zur Stabilisierung der Kurse unsrer Reichs- und Staatsanleihen erhoben worden, so insbesondre das Verlangen nach einer stärkern Vermehrung des heimischen Goldvorrats. Große Goldvorräte eines Landes sind in der Regel auch die Begleiterscheinung niedriger Zinssätze und verhältnismäßig hoher Kurse seiner Staatspapiere. Im Falle

eines Krieges spielt der Goldvorrat, insbesondre bei der Schnelligkeit der Mobilmachung, eine große Rolle. Die vornehmste Pflicht der Reichsbank ist, wie Exzellenz Koch mit Recht wiederholt betont hat, die Aufrechterhaltung eines so hohen Goldbestandes, wie sie ihn für notwendig hält, die Sicherheit des deutschen Geld- und Kreditwesens, der Reichswährung und der Einlösbarkeit ihrer Noten zu gewährleisten.

Die Goldbestände der Reichsbank betrugen durchschnittlich:

1901	664	Millionen Mark
1902	725	" "
1903	651	" "
1904	682	" "
1905	745	" "

waren im vorigen Jahre im Durchschnitt so hoch wie noch nie zuvor und stellten sich am 23. Februar 1905 sogar auf 904 Millionen Mark.

Im großen und ganzen wächst der Goldbestand — den Verhältnissen entsprechend — stetig. Zweifellos ist unser Goldvorrat für die oben geschilderten Zwecke aber auch völlig ausreichend, wie es auch feststeht, daß zu jeder Zeit alles geschehen ist, was nur irgendwie zur Stärkung des Goldbestandes geschehen konnte.

Wenn man demgegenüber auf die jetzigen (Ende März 1906) Goldbestände

der Bank von Frankreich von	2367	Millionen Mark
der Russischen Staatsbank von	1578	" "
und der Österreichisch-Ungarischen Bank von . .	940	" "

sowie auf den angeblich 1 Milliarde Mark betragenden Kriegsschatz in der Peterpaulsfestung in St. Petersburg hinweist, um den deutschen Goldbestand als zu klein erscheinen zu lassen, so wird dabei außer acht gelassen, daß der preußische Staat bei der Königlichen Seehandlung seine eigne Reserve hat, und daß die innere Goldzirkulation Deutschlands auf $2^3/_4$ Milliarden Mark gegen beispielweise nur $1^1/_2$ Milliarde in Frankreich und $1^1/_4$ Milliarde in Großbritannien und Irland geschätzt wird. Allerdings ist es richtig, daß das Gold mehr Kraft hat, wenn es zentralisiert ist, als wenn es in den Taschen der Privatpersonen liegt.

Nun ist von deutschen Finanzpolitikern gelegentlich auf die Gefahren hingewiesen worden, denen der Goldvorrat der Reichsbank durch das Ausland ausgesetzt ist. Der verstorbne Unterstaatssekretär von Schraut meinte sogar, es würde durchaus nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegen, daß es am Vorabende großer politischer Spannungen eine Gruppe von Staaten in ihrem Interesse finden möchte, aus den Goldbeständen ihres Gegners mit Unterstützung starker Finanzkräfte und trotz vorübergehenden Unkosten das Gold herauszuziehn und demnächst im kritischen Augenblick diesem finanzielle Verlegenheiten in bezug auf seinen Kredit zu bereiten, eine Gefahr, die um so größer werde, je mehr diese Sonderkoalition wirtschaftlich und finanziell überlegen sei.

So geistreich diese Hypothese auf den ersten Blick vielleicht erscheinen mag, und so anwendbar sie oft auf die gegenwärtige Konstellation zu sein scheint,

in der die in Europa finanziell mächtigsten beiden Staaten Gewehr bei Fuß dem Deutschen Reiche gegenüberstehn, das ihnen die marokkanischen und andre Zirkel in einer ihnen so unerwünschten Weise gestört haben soll, so ist doch in der Welt der Tatsachen jede größere Goldentziehung aus Deutschland zu solchen Zwecken schon deshalb ausgeschlossen, weil sie alsbald bemerkt und verhindert werden würde, und weil sich erfahrungsgemäß irgendwie bedeutende Goldmassen im geheimen nicht anlocken lassen. So ist es auch, wie aus einer Mitteilung der Schweizerischen Kreditanstalt hervorgeht, nicht unbemerkt geblieben, daß sich die französische Regierung durch die Bank von Frankreich zur Erhöhung ihrer finanziellen Kriegsbereitschaft schon seit dem Sommer 1904 viel Gold verschafft hat. Aus Deutschland sind aber keine nennenswerten Mengen Gold nach Frankreich abgeflossen.

Es gibt nun eine Anzahl von kleinen Mitteln, durch die man den Goldvorrat eines Landes festzuhalten sucht, zum Beispiel die Prämienpolitik der Bank von Frankreich, gegen die sich Helfferich in seiner bekannten Abhandlung mit zwingenden Gründen ausgesprochen hat. Auch die Reichsbank erleichtert gelegentlich die Einfuhr von Gold durch die Gewährung zinsfreier Vorschüsse auf Goldzufuhren. Durch Veränderungen im Ankaufs- und Verkaufspreise von ausländischen Münzsorten und Barrengold hat sie ebenfalls die Einfuhr zu begünstigen gesucht, aber keinen durchschlagenden Erfolg mit dieser Maßnahme gehabt. Seit 1881 ist nie wieder von der Reichsbank Gold zu einem höhern Preise als 1392 Mark für das Kilogramm gekauft worden.

Innerhalb der gegebnen Grenzen mit der Diskontpolitik, unter Umständen auch durch die Rediskontierung von Schatzanweisungen, einzugreifen und bei irgendwie wahrnehmbarer oder auch nur vermuteter ausländischer Gefahr doppelt vorsichtig zu Werke zu gehn, ist die Pflicht der Reichsbank. Noch in der preußischen Herrenhaussitzung vom 9. März dieses Jahres hat Exzellenz Koch darauf hingewiesen: „Ein hoher Diskont habe nicht nur die wichtige Funktion, die Handelswelt zu warnen, sondern außerdem noch einen andern, nicht minder wichtigen Zweck, nämlich den, zur Erhöhung und zur Stärkung des Goldvorrats beizutragen, und schon in der alten Bankenquete von 1867 sei anerkannt worden, daß die Diskonterhöhung das stärkste und das wesentlichste Mittel sei, den Goldvorrat zu vermehren."

Die Diskonterhöhung wirkt anziehend auf das latente, bisher der Zinsnutzung entzogne Gold im Innern des Landes und zugleich auf die disponibeln Goldmengen des Auslandes. Da das Geld am Markte teuer wird, können sich Handel und Industrie nicht mehr so leicht wie bisher die Mittel zu Unternehmungen verschaffen und müssen deshalb manches Geschäft unterlassen, das sich nun nicht mehr lukrativ genug gestalten würde. Auch die Emissionstätigkeit der Banken hört auf oder wird doch wesentlich erschwert, da sich das für diese notwendige Geld bei einem hohen Diskont- und dadurch verursachten hohen Zinssatze am Markte besser rentiert.

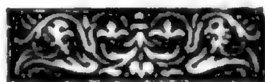
Es ist darum eine ganz natürliche Folge jeder Diskonterhöhung, daß sich alle diese Erwerbskreise über sie beklagen. Dabei wird denn oft auf England und Frankreich hingewiesen und hervorgehoben, welchem Druck die deutsche

nationale Arbeit durch das Anziehn der Diskontschraube ausgesetzt werde, während der Satz in London und in Paris immer niedriger bleibe als in Berlin. Ganz verschwiegen wird aber in der Regel, daß ein Vergleich mit diesen so viel kapitalkräftigern Ländern nicht so ohne weiteres angängig ist, und daß außerdem in ihnen zurzeit nicht entfernt von einem so starken wirtschaftlichen Aufschwunge wie bei uns, der ohne weiteres einen starken Geldbedarf mit sich bringt, die Rede sein kann. Gerade jetzt ist also in der Diskontpolitik doppelte Vorsicht geboten. Der sogenannte „Goldpunkt," das heißt der Wechselkurs, bei dem der Goldexport aus Deutschland ein lohnendes Geschäft wird, beträgt hier augenblicklich:

für Wechsel auf London	8 Tage	(für 1 Pfd. Sterling)	20	Mark	50	Pfennig
„ „ „ Paris	8 „	(„ 100 Franken)	81	„	40	„
„ „ „ St. Petersburg	8 „	(„ 500 Rubelnoten)	216	„	50	„

Sowie sich die Kurse diesen Grenzen nähern oder sie gar überschreiten, ist also eine Diskonterhöhung unter Umständen auch dann notwendig, wenn sie sonst in andern Tatsachen nicht begründet ist.

Wenn ich das Gesagte zum Schluß kurz zusammenfassen darf, so sind meiner Ansicht nach der Schutz und die Vermehrung des heimischen Goldvorrats wichtige Aufgaben der Reichsbank, aber einen direkten Einfluß auf die Kurse unsrer Reichs- und Staatsanleihen hat der Goldvorrat nicht. Deren Kurse hängen vielmehr von den vorhin geschilderten Verhältnissen ab, und diese günstig zu gestalten muß darum das Ziel der Regierungen und der Parlamente sein. Unser unvergleichliches Heer, unsre jugendfrische Marine, unser einzig dastehender Beamtenstand sind starke Garantien für eine schöne Zukunft unsers Vaterlandes. Geben wir darum Germania zu den körperlichen und den geistigen Waffen auch die finanzielle Rüstung, damit wir nicht länger das beschämende Schauspiel erleben, daß, wie der preußische Finanzminister erklärte, „unsre Staatsanleihen, die ihrem innern Werte nach die besten der Welt sind, viel tiefer stehn als die englischen und die französischen und sogar hinter denen von vielen Staaten untergeordneter Bedeutung zurückbleiben."



Die Ursachen des Zusammenbruchs Preußens im Jahre 1806

Von G. von Bismarck in Dessau

(Schluß)

Nach dem sechsundvierzig Jahre langen harten Regiment des Königs, das dem Volke notgedrungen schwere Opfer auferlegen mußte, atmeten die weitesten Kreise erleichtert auf, als man sich von dem Drucke des überlegnen, alle Verhältnisse beherrschenden Geistes Friedrichs endlich befreit sah. Schon wegen der ungewöhnlichen Länge der Regierung wünschten die Menschen eine Veränderung herbei. Man hoffte von dem Nachfolger ein milderes Regiment,

Erleichterung der Lasten, Einführung von Reformen in Staat und Gesellschaft. So wurde dieser unter den ungemessensten Lobeserhebungen und niedrigsten Schmeicheleien als „der Vielgeliebte“ begrüßt; man schwelgte in Huldigungen, man widmete ihm eine ganze Literatur überschwenglicher Flug- und Festschriften. Das war ein erstes, sehr ernstes Zeichen vom Tiefstande des öffentlichen Geistes.

Friedrich Wilhelm der Zweite war nach seiner ganzen Art allerdings das strikteste Gegenteil seines großen Vorgängers. Stein urteilt über ihn, daß er „neben Befähigung einen edeln, wohlwollenden Charakter, ein lebhaftes Gefühl für seine Würde“ gehabt habe. „Diese guten Eigenschaften verdunkelten Sinnlichkeit, die ihn von seinen Maitressen abhängig machte, Hang zum Wunderbaren, zur Geisterseherei, wodurch mittelmäßige schlaue Menschen ihn beherrschten, und Mangel an Beharrlichkeit. Einen großen Teil der Fehler seiner Regierung muß man jedoch der Nation zuschreiben, die sogleich ohne Rückhalt und Anstand vor seinen Günstlingen und Maitressen kroch, in der Folge seine bessern politischen Pläne vereitelte und seine Freigebigkeit auf eine unwürdige Art bei der Verschenkung der polnischen Güter mißbrauchte.“ Es sind also tief beschämende, öffentliche Vorgänge, die den König nach seinem Regierungsantritt über sich selbst täuschten, ihn in seinem Erkennen irre leiteten, in seinen Vorsätzen und Bestrebungen einschläferten; um so unwürdiger, als sie nicht etwa von einzelnen selbstsüchtigen, niedrig denkenden Menschen, von Schmarotzern ausgingen, sondern gerade von weiten Kreisen des Volkes.

Es sollte sich nur zu bald erweisen, daß der König seiner Aufgabe nicht gewachsen war. Denn weder das persönliche Regiment vermochte er aufrecht zu erhalten, noch hatte er bei seiner geringen Erkenntnis der ungesunden Zustände den genügend starken Willen, Reformen durchzuführen. Die Verwaltung blieb, von der Beseitigung einiger Härten abgesehen, der Hauptsache nach unverändert, ebenso die ständische Verfassung, an der Staat und Gesellschaft gleichmäßig krankten. Die Enttäuschung griff um sich, die böswilligste Tadelsucht begann ihr Spiel. Leider gab auch das Privatleben des Königs und seines Hofes Veranlassung zu schwerem Ärgernis und der uneingeschränkten Publizistik eine willkommne Gelegenheit zu einer alles Maß überschreitenden ätzenden Kritik. Es ist für den Charakter der öffentlichen Meinung und die Gesinnungslosigkeit der Presse bezeichnend, daß schon nach zwei Jahren nach dem von ihr mit so unwürdiger Lobhudelei begrüßten Regierungswechsel ihre Haltung und Sprache gerade in das Gegenteil umschlagen konnten. Zahllose Satiren und Schmähschriften der niedrigsten Art, die direkt gegen die Lebensführung des Königs gerichtet waren, überschwemmten das ganze Land, wurden von dem lesebedürftigen, sensationslüsternen Publikum verschlungen und mit Behagen und Genugtuung als Rechtfertigung der eignen Sittenverderbnis begrüßt. Die dagegen ergriffnen Maßregeln schossen weit über das Ziel hinaus. Der fanatische Minister Wöllner, den schon der große König als „betriegerischen Pfaffen“ bezeichnet hatte, veranlaßte Zensuredikte und gegen die Aufklärung gerichtete Religionsedikte, die jede freie Gedankenäußerung niederhalten sollten, aber doch nur das Gegenteil erreichten. Diese züchteten die Heuchelei, die

Zensuredikte riefen den grundsätzlichen Widerspruch hervor, beide erzeugten eine grenzenlose Erbitterung.

In völlige Unordnung gerieten die Staatsfinanzen. Denn da man nicht den Mut fand, anstatt der aufgehobnen drückendsten Abgaben neue, gerechter verteilte Steuern aufzulegen, so fehlten nicht nur die Überschüsse, sondern sogar die nötige Deckung für die Bilanz. Der Staatshaushalt geriet so ins Stocken, daß nach dem Verbrauch des friderizianischen Kriegsschatzes von siebzig Millionen Talern infolge von zwei zweck- und ruhmlosen Feldzügen „die Monarchie sich in der demütigenden Lage sah, ihre äußere Machtstellung durch ausländische Hilfsgelder behaupten zu müssen.“ Freilich ohne Erfolg. Wiederholte diplomatische Niederlagen verminderten ihr Ansehen, und der von Friedrich gegen die österreichische Übermacht und Willkür in Deutschland gegründete Fürstenbund zerbrach dem Könige aus eigner Schuld unter den Händen. Hohnlachend trat Österreich die Erbschaft an, als der Baseler Friede mit der Preisgebung deutscher Lande dem Staate Friedrichs des Großen alles Vertrauen zu seinem Willen und zu seiner Fähigkeit, die deutschen Sachen in die Hand zu nehmen, rauben mußte. Zu alledem kam noch, daß der polnische Gebietszuwachs mit seiner wasserkopfartigen Anschwellung außerdeutschen Gebiets die bisherige Gleichartigkeit der Zusammensetzung der Monarchie in bedenklicher Weise zu verschieben, die Finanzen zu belasten, den entstandnen innern und äußern Schwierigkeiten nur weitere hinzuzufügen begann.

Auch das Heerwesen zeigte mehr und mehr das hippokratische Gesicht. Zunächst in seiner Grundlage, der Wehrpflicht. Denn dadurch, daß der König in gutmütig schwächlicher Nachgiebigkeit gegen allerhand philanthropische Forderungen die Überzahl der früher nur zugestandnen Ausnahmen von der Wehrpflicht anerkannte und gesetzlich festlegte, belastete der Waffendienst fast allein die Bauernsöhne, Krämer, Handwerker und Arbeiter. Der Adel, die Beamten, die Geistlichen, alle vermögenden und gebildeten Klassen, eine große Anzahl volkreicher Städte, ja ganze Landschaften wie Ostfriesland, Lingen, Tecklenburg, Geldern, Kleve, das Sauerland blieben von der Kantonpflicht frei. So konnte es kommen, daß der Dienst zur Verteidigung des Vaterlandes von den Gebildeten und Vermögenden fast wie eine Schande, ein Makel, von den Pflichtigen als eine zu Unrecht verteilte schwere Last empfunden wurde, ein Bewußtsein, das keine Spur von Freudigkeit oder sogenanntem Pflichtgefühl aufkommen lassen konnte, schon nicht im Frieden, am allerwenigsten im Kriege. Der Armee selbst war wohl in Beziehung auf humane Einrichtungen und Verbesserungen, besonders zu Anfang, manche Sorgfalt gewidmet worden. Da aber das ganze von Friedrich hinterlassene „System“ für unübertrefflich galt, die Armee als unüberwindlich, so blieb, nachdem auch hier der belebende Geist längst entschwunden war, nur toter Mechanismus, Puder-, Zopf- und Gamaschenquälerei sowie die brutale Fuchtelei als trostloser Rest übrig. Dressur, Mannszucht und altpreußische Tapferkeit des an sich trefflichen Ersatzes an Landeskindern, alle diese Vorzüge konnten sich allerdings gegen die anfänglich nur schlecht disziplinierten Horden der französischen Republik immer noch bewähren. Aber gerade diese leichten Erfolge, zuerst in Holland, dann am Rhein bei

Pirmasens und Kaiserslautern, bewirkten, indem sie das blinde Vertrauen in die Vollkommenheit und Unbesiegbarkeit ins ungemessene steigerten, daß jedes Streben nach Reformen in Ausbildung, Organisation, Taktik und Strategie fast völlig erlahmte. Um so mehr zeigte sich allenthalben eine verderbliche Selbstüberhebung. Nicht daß es etwa am Studium des Krieges gefehlt hätte! Man verschloß sich nur hochmütig gegen die von den französischen Generalen der Republik angewandten neuen Formen der Kriegführung. Die höhere Generalität hatte wohlmeinende, aufgeklärte, teilweise sogar recht gelehrte Männer in ihren Reihen; aber sie spreizten sich mit ihrer Gelehrsamkeit, die auf einen Wust unfruchtbarer Vielwisserei hinauslief, und die sie dazu verführte, den Krieg wie ein kompliziertes Rechenexempel zu behandeln. Durch künstliche Märsche, strategische Bewegungen, verwickelte Operationskombinationen sollte, möglichst unter Vermeidung des Gefechts, der Gegner über den Haufen manövriert werden, eine aschgraue Theorie, die von den Einsichtigern spottweise die „Schule der Abschneider" genannt wurde. Nicht die eigentlichen Mittel im Kriege, die lebendigen Kräfte, also die Menschen, die Heere und ihre Führer stellte man in die Berechnungen ein, sondern umständlich ausgeklügelte Lager und Stellungen, während doch nur allein der Stoß, die gewonnene Schlacht die Entscheidung herbeizuführen vermag. Die fundamentale Verirrung jener Kriegskünstler ist dem gänzlich mißverstandnen Verfahren Friedrichs des Großen in den letzten Feldzügen des Siebenjährigen Krieges entsprungen. Nur der bittersten Not gehorchend, wahrhaftig nicht der Überzeugung oder gar der Neigung, hatte er schließlich in seinem Riesenkampfe gegen die koalierte zehnfache Übermacht mit Rücksicht auf seine zusammengeschmolznen und zuletzt auch minder zuverlässig gewordnen Truppen die Schlacht möglichst vermieden und in Märschen, Manövern und festen Lagern sein Heil suchen müssen.

Der Bildungsdrang der Zeit hatte übrigens auch die jüngern Leute im Offizierkorps erfaßt; Junkerschulen und militärwissenschaftliche Vereine förderten außerdem die Fach- und allgemeine Bildung der Subalternen. Aber es hatte auch nicht ausbleiben können, daß die Gefahren der Pseudoaufklärung dieser Zeit, die fressenden Schäden der bürgerlichen Gesellschaft: Genußsucht, Liederlichkeit, Spottsucht und Frivolität in das Offizierkorps einzogen. Dazu unleidliche Anmaßung und Dünkelhaftigkeit, die der Offizier in seiner doppelten Eigenschaft als solcher und Adlicher dem Bürger gegenüber, den er mißachtete, an den Tag legen zu müssen glaubte. Es war die traurige Folge der ihm überlieferten und in seinen Gesellschaftskreisen vielfach geltenden Vorstellung von seiner besondern Standes- und Geburtsehre. Stand der Bürger schon mit der großen Bevormundungsanstalt, die man den Staat nannte, nur als Steuerzahler im Zusammenhange, so war er mit der Armee durch keinerlei inneres Band verbunden. Was Wunder, wenn er sie als ein fremdes, fast feindliches Wesen, als ein Übel ansah, daß er deren Schicksalen während der Kriege am Rhein sehr gleichgiltig oder, wie später bei ihrer Zertrümmerung im Jahre 1806, sogar mit offner Schadenfreude, mit Hohn gegenüberstand.

Ein Zug der damaligen Geistesrichtung war besonders geeignet, der allgemein herrschenden Gleichgiltigkeit gegen den Staat immer neue Nahrung

zuzuführen: die weltbürgerliche Gesinnung, der Kosmopolitismus. Es ist als eine weitere Folge des Mangels an nationalem Machtbewußtsein anzusehen, daß die aus dem literarischen Aufschwunge und der Aufklärung geborne neue, teilweise' glänzende Bildung, dessen Hauptträger eben das Bürgertum war, gerade das Wesen des Staates nicht erfaßte und deshalb auch nicht die Stellung des einzelnen Menschen als Glied des Ganzen. Wohl klopfte der moderne Staatsgedanke und im Zusammenhange damit das große gesellschaftliche Problem schon kräftig an die Tür. So hatte Kant, der Großmeister des damaligen deutschen Geisteslebens, aus den politischen und den sozialen Bestrebungen der französischen Revolution die Folgerungen gezogen: Selbstbestimmung und Selbstbetätigung der menschlichen Vernunft. Ebenfalls nach französischem Muster stellte er die Grundrechte des Menschen als solchen und als Staatsbürger auf, und schlankweg proklamierte er die Volkssouveränität sowie die Ära des ewigen Friedens. Sein Schüler Fichte forderte in damals noch ungestümem Jugenddrange, ebenfalls auf Grund des ewigen Friedens, das System der allgemeinen, weltbürgerlichen Freiheit und seine Verwirklichung. Er rühmte „als Vorrecht des sonnenverwandten Geistes, daß er sich von der Scholle löse und als ein Weltbürger da sein Vaterland finde, wo Licht und Recht.“ Allerdings sollte er mit diesen weltbürgerlichen Träumen später in den schärfsten Widerspruch geraten; indem er aber dieses Theorem zunächst aufstellte, fanden seine utopischen Abstrakta bei der Masse urteilsloser Nachbeter, bei allen sinnlichen und zerfahrnen Naturen nur einen zu begeisterten Anklang, nur allzu eifrige Betätigung. Der ganze Vorgang findet ja auf ähnlichem Felde der philosophischen Spekulation sein Analogon in dem Wirrwarr, in dem kaum wieder gut zu machenden Schaden, den die in ihrem letzten Kerne unverstandnen Lehren Nietzsches in den Köpfen unsrer jetzigen jüngern Generation angerichtet haben.

So nahm die damalige Bewegung jene kosmopolitische Richtung an, die alles Heil des Menschen für die Zukunft nur von einer harmonisch ausgestalteten, rein ästhetischen Zielen dienenden Erziehung erwartete, die „den Staat als einen Notbehelf, die Nationalität als etwas Zufälliges, die Vaterlandsliebe als heroische Schwachheit und endlich als die Heimat des Menschen die Welt bezeichnete“ (Kaemmel). Auf solchem Grunde konnte der an sich gesunde, weltbürgerliche Kern, den die Aufklärung in sich barg, aus Mangel an nationalem Bewußtsein und an Selbstachtung nur das traurige Ergebnis zeitigen, daß weite Kreise gebildeter Deutschen das Wesen des Staates und die mit der Zugehörigkeit zu ihm verbundnen Pflichten verkannten oder vergaßen. So viel befruchtende Wirkung also der in seinen humanistischen Zielen notwendig weltbürgerliche Zug der Aufklärung in sozialer Hinsicht auch haben konnte, so schädlichen, ja zersetzenden Einfluß übte deren Destillationsnebenprodukt, eben dieser Kosmopolitismus, auf dem national-politischen Gebiete. Nichts bezeichnet drastischer die dadurch in Deutschland herbeigeführte Begriffsverwirrung, das Daniederliegen jedes Nationalgefühls und aller politischen Instinkte, als die beschämende Tatsache, daß der französische General Custine vor dem Revolutionstribunal zu dem Ausspruch berechtigt war: „Kaum

hatte ich den deutschen Boden betreten, als alle Narren des Landes mich aufsuchen kamen." Waren es nun auch durch die Nähe der sich abspielenden Ereignisse hauptsächlich süddeutsche Schwarmgeister und Rappelköpfe, die sich ein solches Urteil des Landesfeindes zuzogen, so traf es doch nicht minder die große Gemeinde gleichgesinnter Allerweltsbürger in Norddeutschland, die sich in „krankhafter Überschätzung der geistigen Güter" ihres Nationalbewußtseins entschlagen hatten. Und ungleich verheerender als an des „deutschen Reiches Pfaffengasse" sollten sich die Wirkungen dieser Krankheit im Jahre 1806 am preußischen Staatskörper offenbaren. Denn wie erklärlich ihre Entstehung aus den politischen Zuständen auch immer sein mag, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß unter den Ursachen, die nachmals, und zwar im Zusammenhange mit der Fäulnis aller staatlichen wie gesellschaftlichen Zustände, den tiefen Fall Preußens herbeigeführt haben, ihr ein nicht gering zu bemessender Anteil zufallen muß. Als der gewaltige Korse mit der Niederwerfung Preußens der ganzen Nation den Fuß auf den Nacken gesetzt hatte, da wurden die ästhetisch traumverlornen Deutschen mit Schrecken gewahr, daß unpolitischer Idealismus und Allerweltsbürgertum niemals ein Ersatz sein kann für den Verlust der nationalen Freiheit. In der höchsten Not, die jede Spur kosmopolitischer Phantasmen weggewischt hatte, da erst lernte das preußische Volk den Zweck und das Wesen vom Staate sowie das sittlich hohe Gut der nationalen Ehre wieder begreifen — und manches andre mehr, freilich vergaß es gelegentlich das alles wieder. Liegt doch die Neigung zu weltbürgerlicher Gesinnung als ein schleichendes Erbübel dem Deutschen sogar unsrer Tage immer noch stark im Blute. Sie war es, die im Jahre 1848 die deutsche Jugend in sentimentalem Gefühlsüberschwang für die Rechte der „edeln Polen" zu Barrikadenhelden machte, die später dem großen Gelehrten Dubois Reymond den Ausspruch eingab: „daß der Deutsche von seiner geistigen Höhe herabsehend nur Kosmopolit sein könne"; die endlich die deutsche Sozialdemokratie, so unähnlich der andrer Völker, nicht national, sondern, unwürdig genug, bewußt und gewollt international, ja haßerfüllt gegen alles nationale Empfinden gemacht hat.

Als Friedrich Wilhelm der Dritte das Erbe seines Vaters antrat, hatte der Verfall des Staates schon reißende Fortschritte gemacht. Schon warfen kommende Ereignisse ihre schwarzen Schatten voraus, und in der Luft lag etwas wie Modergeruch. Dem pflichttreuen, seiner Verantwortlichkeit sich bewußten Könige waren die Mängel des Staatswesens, der Armee sowie die Zersetzung des Privatlebens im Volke sehr wohl bekannt. Aber seinem Wesen konnte es nicht beschieden sein, eine irgendwie nennenswerte Besserung oder gar Umkehr herbeizuführen. Auch ein viel energischerer, rücksichtslos durchgreifender Charakter hätte eine Katastrophe kaum mehr abzuwenden vermocht, so hatten sich die Dinge schon zugespitzt. Das gesellschaftliche Grundübel der Zeit, die Sittenverderbnis war zu einer fressenden, alles ansteckenden Seuche geworden. Zeitgenössische Stimmen entwerfen von diesen Zuständen trostlose Bilder: „Die Herrschaft der niedrigsten Triebe hat alles um sich vergiftet"; und weiter: „Das Verderben der Sitten hat sich allen Ständen mitgeteilt.

Selbst der Bauernstand ist durch den Luxus verdorben worden, den geschlechtlichen Ausschweifungen, der Völlerei, dem Spiel und allen Lastern ergeben; er achtet keiner Sittenlehre seines Pfarrers mehr, die Gesetze sind ihm zum Gelächter geworden, alle Bande, die das Volk fesselte, sind gelöst. . . . Eine so verkommne Nation, in der Genußliebe, Egoismus und Geldgier anzutreffen ist, für die war der redliche Friedrich Wilhelm nicht geschaffen.“ Ja noch mehr des Verderbs: „Des Königs sittliche Hoheit, die Einfachheit und Anspruchslosigkeit der Lebensführung des königlichen Paares wurden Veranlassung zu gehässiger Anfeindung seitens jener vorurteilsfreien, philosophisch lebenden Allerweltsbürger, die in den Salons der Gebildeten den Ton angaben. Aber auch diejenigen, die in altväterischer Weise in Stadt und Land lebend, diesem frivolen Treiben fern blieben, verfielen dem Gespött, geschweige, daß deren Beispiel dem allgemeinen Unfug gesteuert hätte.“ (Verfasser der „Vertrauten Briefe.“) Die ebenfalls sämtlich übereinstimmenden Schilderungen der Verdorbenheit die Frauen im allgemeinen, „der vornehmen Weiber“ im besondern, sind gar nicht wiederzugeben. Der Sittlichkeitsgrad des weiblichen Geschlechts ist ja der zuverlässigste Prüfstein zur Beurteilung aller gesellschaftlichen Verhältnisse! Kurz, ebenso wie vor der Revolution die französische Gesellschaft, so tanzte man auch in Preußen auf einem Vulkan.

Das Ansteckende solcher Zustände zeigte sich auch im Beamtentum und besonders häßlich in der Armee, im Offizierkorps; ja dieses wurde für die allgemeine Liederlichkeit sogar tonangebend. Der Müßiggang im damaligen Berufe, der allen Lastern Vorschub leistete, machte die Bemühungen des Königs, durch gutes Beispiel dem Unwesen zu steuern, gänzlich unwirksam. Auch die Schäden der Armee hatte der König sehr wohl durchschaut; die geringen Leistungen und die zweifelhaften Erfolge am Rhein und in Polen hatten ihm diese Erkenntnis verschafft. Sein praktisch nüchterner Verstand und ein richtiges Gefühl für die Wirklichkeit der Dinge täuschten ihn selten. Bescheiden aber, wie er war, beugte er sich, wie in allen Staatsangelegenheiten, so auch in denen der Armee, dem Drucke zweifelhafter Autoritäten und dem Herkommen, ohne jedoch überzeugt zu sein. Dabei wurde er immer verschlossener und mißtrauisch gegen die eigne Kraft und Fähigkeit, wie gegen die seines Volkes, und nicht zum wenigsten berechtigterweise gegen die Leistungsfähigkeit seiner Armee. Mit ihm selbst teilten viele einsichtige, weitschauende Offiziere die Besorgnisse wegen ihres Zustandes und ihrer Brauchbarkeit; nur geringfügige Verbesserungen, die jedoch den Kern des Verfalls nicht berührten, erfolgten, sonst blieb alles beim alten. Schon Scharnhorst hatte ja um die Jahrhundertwende und zuletzt noch Knesebeck im Jahre 1805 ein Projekt zur volkstümlichen Ausgestaltung der Heereseinrichtungen ausgearbeitet und vorgelegt. Die Militärorganisationskommission führte jedoch in ihrer Antwort aus: „wie es ganz unbegreiflich erscheine, daß jemand einer siegreichen Armee, die so lange für ganz Europa ein unerreichtes Muster gewesen und bleiben werde, eine totale Veränderung ihrer Verfassung zumuten könne.“ So blieb die Armee, wie sie von einem Kenner bezeichnet wurde: „von außen viel Schimmer, Blendwerk, lackiertes Wesen; dahinter wurmstichiges Holz.“ Und doch barg

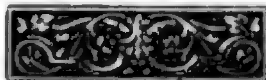
sie schon in ihren Reihen alle die vortrefflichen Männer, die nach dem Zusammenbruch sie wieder aufrichteten und zum Siege führten.

Das geringe Vertrauen des Königs zu der Leistungsfähigkeit der Armee mußte in Verbindung mit der ihm eignen Entschlußlosigkeit auch seine Haltung und seine Maßnahmen in der äußern Politik beeinflussen. Und das gerade zu einer Zeit, wo nur die entschlossenste Initiative, die rücksichtslose Ausbeutung jedes sich darbietenden Vorteils allen den Gefahren, die der Monarchie auch von außen drohten, hätte Trotz bieten können.

Im Jahre 1805 kämpften Österreich, England und Rußland gegen den Kaiser Napoleon; Preußen dagegen verharrte in einer Art Starrsucht. Seine bewaffnete Neutralität mußte von vornherein als Eingeständnis der Schwäche erscheinen, die Napoleon erkannte und benutzte. Mit zynischer Absichtlichkeit mißachtete er die Neutralität Preußens, indem er durch die preußischen Ansbachschen Lande rückte, und schnell und mit voller Wucht warf er sich auf die dadurch umgangne österreichische Armee. In Preußen hatte man auf die unerhörte Herausforderung keine andre Antwort als mit Promemorien und Drohungen beschriebne Papierberge. Man wollte erst nach einem Siege der Koalition beitreten, reizte aber durch diese zweideutige Haltung den französischen Kaiser auf das äußerste. Denn eine Kriegserklärung, zu der der preußische Unterhändler, Graf Haugwitz, die Vollmacht in der Tasche hatte, und der sofortige Vormarsch der mobilen und teilweise schon an den Grenzen stehenden Armee im Rücken Napoleons hätten diesen in die übelste Lage bringen müssen. Es gelang ihm aber, den ränkeschmiedenden Haugwitz, dessen Absichten er durchschaute, durch eine platte Komödie zu täuschen und hinzuhalten, bis die Schlacht von Austerlitz die ihm von Preußen drohende Gefahr beseitigte, und der Abschluß des Waffenstillstandes mit Österreich sowie der Abzug der Russen ihn wieder zum Herrn der Lage machte. Des Grafen Haugwitz würdelose Beglückwünschung zum Siege beantwortete er nun mit schneidendem Hohn: „Ihr wollt, so herrschte er ihn an, die Freunde von aller Welt sein; das ist nicht möglich; man muß zwischen mir und meinen Gegnern wählen!" Preußen war isoliert. Es hatte sich den Haß des Korsen zugezogen und zugleich das Vertrauen der beiden Kaiserstaaten verloren. Haugwitz, der nun sah, was er angerichtet hatte, verlor darüber vollständig den Kopf; für Preußen das Schlimmste befürchtend, schloß er an demselben Tage, an dem die Aktion beginnen sollte, durchaus eigenmächtig den Schönbrunner Vertrag ab: Bündnis mit Frankreich, Tausch Neuenburgs, Ansbachs und Kleves gegen Hannover. Nun mußte Österreich den Frieden mit harten Verlusten erkaufen, denn es schien ganz undenkbar, daß der preußische Diplomat einen solchen jähen Frontwechsel ohne ausdrückliche Vollmacht seines Kabinetts hätte vollziehn können. In Berlin allerdings war man empört über diese Niederlage; denn sie stellte ja alle Beziehungen zu den befreundeten Kaisermächten schlankweg auf den Kopf. Um andre Bedingungen zu erhandeln, wurde Haugwitz nun nach Paris geschickt. Napoleon empfing ihn jedoch erst dann, nachdem er sich vergewissert hatte, daß inzwischen die preußische Armee wieder auf den Friedensfuß gebracht worden war. Als er nun freie Hand hatte, erklärte er den Schön-

brunner Vertrag allerdings für aufgehoben; aber er nahm Besitz von Neuenburg, Ansbach und Kleve, forderte und bewirkte vertragsmäßig die Besetzung Hannovers sowie die Sperrung der Häfen dieses Landes gegen England durch Preußen und machte damit das Inselreich ebenfalls zum Gegner des norddeutschen Staates. So hatte eine wahrhaft selbstmörderische Politik dem Korsen, diesem längst erbitterten Feinde, alle Vorteile, deren er zur Abrechnung bedurfte, selbst in die Hand gespielt. Mit dem Rheinbunde als Brücke konnte jener bei der ersten Gelegenheit, die leicht herbeizuführen war, gefahrlos in das Herz des isolierten Staates Friedrichs des Großen hineinstoßen.

So endete das Jahr 1805. Es war der Anfang von dem Ende der alten Monarchie. Wie in der innern Staatsführung, so hatte man auch in der äußern Politik mit Halbheiten, Zweideutigkeiten und kleinen Mitteln gearbeitet; und das alles in einer krisenschwangern Zeit, die überall kraftvolle Entschließungen verlangte. Anstatt den Gefahren, die der Monarchie drohten, die Stirn zu bieten, ihnen zuvorzukommen, ließ man sich von den Ereignissen einfach schieben; und da man im Gefühl der Schwäche den Frieden unter allen Umständen wahren zu müssen glaubte, so konnte er auch nicht ehrenhaft sein. Ein gesicherter und ehrenvoller Frieden wird aber nur dem Staate beschieden sein, der neben den Mitteln auch den Willen hat, sich ihrer rücksichtlos zu bedienen. Diese Mittel sind Rüstung und Waffen. Da man aber alle Rüstung zu Schutz und Trutz hatte rosten und schartig werden lassen, da das Heer, und die zuverlässigste aller Waffen, die sittlichen Kräfte im Volksleben versagten, da alle Deiche des preußischen Staates unterspült waren, konnte er den heranbrausenden Sturmfluten nicht widerstehn.



Jakob Burckhardts Geschichtsauffassung

Von Otto Eduard Schmidt

Im Sommer 1868 entwarf der bekannte Kulturhistoriker Jakob Burckhardt in Konstanz eine neue Vorlesung „Über Studium der Geschichte,“ die er im folgenden Winter an der Baseler Universität und dann noch einmal im Winter 1870/71 abhielt. Derselbe Gelehrte hat dann im November 1870 drei Vorträge „Über historische Größe“ und im November 1871 einen „Über Glück und Unglück in der Weltgeschichte“ gehalten. Diese drei Niederschriften Burckhardts mit einigen 1873 hinzugefügten Zusätzen hat jetzt der Baseler Professor Jakob Oeri, derselbe Gelehrte, dem wir schon die Herausgabe der vierbändigen „Griechischen Kulturgeschichte“ Burckhardts verdanken, unter dem Titel „Weltgeschichtliche Betrachtungen“*) veröffentlicht. Die in diesem Buche vereinigten Vorlesungen

*) Weltgeschichtliche Betrachtungen von Jakob Burckhardt, herausgegeben von Jakob Oeri. Berlin und Stuttgart, W. Spemann, 1905. VIII und 294 S.

Burckhardts sind nicht nur deswegen merkwürdig, weil sie unter den Vorahnungen des deutschen Volkskrieges und während seines Verlaufs gehalten worden sind, nicht nur deswegen, weil sie auf Friedrich Nietzsche, der damals als sechsundzwanzigjähriger Professor der Baseler Universität zugleich Hörer Burckhardts war, eingewirkt haben, sondern vor allem deshalb, weil sie uns wie kein andres Werk des berühmten Schweizer Gelehrten einen Einblick in seine gesamte Auffassung der Weltgeschichte gewähren.

Sehr bescheiden formuliert Burckhardt zunächst seine Aufgabe und begrenzt sie scharf gegen die sogenannte Geschichtsphilosophie: „Diese ist ein Kentaur, eine contradictio in adjecto; denn Geschichte, d. h. das Koordinieren, ist Nichtphilosophie, und Philosophie, d. h. das Subordinieren ist Nichtgeschichte. Unser Ausgangspunkt ist der vom einzigen bleibenden und für uns möglichen Zentrum, vom duldenden, strebenden und handelnden Menschen, wie er ist und immer war und sein wird; daher unsre Betrachtung gewissermaßen pathologisch sein wird. Die Geschichtsphilosophen betrachten das Vergangne als Gegensatz und Vorstufe zu uns als Entwickelten; — wir betrachten das sich Wiederholende, Konstante, Typische als ein in uns Anklingendes und Verständliches.“ Aber duldsam fügt Burckhardt hinzu: „Immerhin ist man dem Kentauren den höchsten Dank schuldig und begrüßt ihn gern hie und da an einem Waldesrand der geschichtlichen Studien. Welches auch sein Prinzip gewesen, er hat einzelne mächtige Ausblicke durch den Wald gehauen und Salz in die Geschichte gebracht. Denken wir dabei nur an Herder.“ Man denkt bei diesem graziösen Vergleich unwillkürlich an die schalkhaften Kentauren seines schweizerischen Landsmanns Böcklin. Burckhardts Geschichtsauffassung ist weder die Hegelsche noch die moderne materialistische, sie vereinigt vielmehr das Wesen beider: alles Geistige hat eine geschichtliche Seite, an der es als vorübergehendes Moment haftet, und alles Geschehen hat eine geistige Seite, von der aus es an der Unvergänglichkeit teilnimmt. Das große durchgehende Hauptphänomen aber ist das Werden und das Vergehen; seine Wirkung ist das geschichtliche Leben, „wie es tausendgestaltig, komplex, unter allen möglichen Verkappungen, frei und unfrei daherwogt, bald durch Masse, bald durch Individuen sprechend, bald optimistisch, bald pessimistisch gestimmt, Staaten, Religionen, Kulturen gründend und zerstörend, bald sich selbst ein dumpfes Rätsel, mehr von dunkeln Gefühlen, die durch die Phantasie vermittelt sind, als von Reflexionen geführt, bald von lauter Reflexion begleitet und dann wieder mit einzelnen Vorahnungen des viel später erst sich Erfüllenden. Diesem ganzen Wesen, dem wir als Menschen einer bestimmten Zeit unvermeidlich unsern passiven Tribut bezahlen,“ zugleich auch beschauend gegenüberzutreten ist die Aufgabe der Geschichte. Sie lehrt die Vergangenheit als ein geistiges Kontinuum begreifen und gehört zu unserm höchsten geistigen Besitz. Auf ihn verzichten zunächst nur Barbaren, die „ihre Kulturhülle als eine gegebne nie durchbrechen. Ihre Barbarei ist ihre Geschichtslosigkeit . . ., ferner noch Amerikaner, d. h. ungeschichtliche Bildungsmenschen, welche es [das Geschichtliche] dann doch von der Alten Welt her nicht ganz los werden. Es hängt ihnen alsdann unfrei, als Trödel an. Dahin gehören die Wappen der Newyorker Reichen, die absurdesten Formen der

kalvinistischen Religion, der Geisterspuk usw., zu welchem allem aus der bunten Einwanderung noch die Bildung eines neuamerikanischen leiblichen Typus von zweifelhafter Art und Dauerhaftigkeit kommt." Der menschliche Geist ist zur geschichtlichen Betrachtung hervorragend geeignet; er ist die Kraft, jedes Zeitliche ideal aufzufassen, er verwandelt die Erinnerung an sein Durchleben der verschiednen Erdenzeiten in seinen Besitz. „Was einst Jubel und Jammer war, muß nun Erkenntnis werden, wie eigentlich auch im Leben des Einzelnen. Damit erhält der Satz: Historia vitae magistra einen höhern und zugleich bescheidnern Sinn. Wir wollen durch Erfahrung nicht sowohl klug (für ein andermal) als weise (für immer) werden. Die geschichtliche Kontemplation ist endlich auch ein hohes Bedürfnis, denn „sie ist unsre Freiheit mitten im Bewußtsein der enormen allgemeinen Gebundenheit und des Stromes der Notwendigkeiten." Freilich wird diese Freiheit wieder getrübt durch den Widerstreit zwischen Erkenntnis und Absicht. Es gibt — trotz Mommsen — keine völlig vorurteilslose Geschichtschreibung: wir können uns von den Absichten unsrer eignen Zeit und unsrer Persönlichkeit nie ganz losmachen. „Sobald die Geschichte sich unserm Jahrhundert und unsrer werten Person nähert, finden wir alles viel »interessanter«, während eigentlich nur wir »interessierter« sind." Beherzigenswert ist auch Burckhardts Warnung vor einer gewissen Art der Publizistik und des Patriotismus, der oft gar nur eine Art der Parteisucht innerhalb des eignen vaterländischen Kreises ist, ja er besteht oft nur im Wehetun gegen andre. Die Geschichte dieser Art ist Publizistik. Neben heftigen Feststellungen metaphysischer Begriffe, heftigen Definitionen des Guten und des Rechten, wobei, was außerhalb liegt, Hochverrat ist, kann ein Fortleben im ordinärsten Philisterleben und Erwerbtreiben bestehn." Trotzdem ist es „eine wahre Pflicht," sich mit der Geschichte der Heimat zu beschäftigen. Ihr wahrstes Studium wird das sein, das „die Heimat in Parallele und Zusammenhang mit dem Weltgeschichtlichen und seinen Gesetzen betrachtet, als Teil des großen Weltganzen, bestrahlt von denselben Gestirnen, die auch andern Zeiten und Völkern geleuchtet haben, und bedroht von denselben Abgründen und einst heimfallend derselben ewigen Nacht und demselben Fortleben in der großen allgemeinen Überlieferung."

Es folgt nun in einem zweiten Kapitel die Lehre „von den drei Potenzen" des geschichtlichen Lebens: Staat, Religion, Kultur. Der Staat entsteht vorzugsweise aus Gewalt, er beweist aber seine Lebensfähigkeit dadurch, daß er sich aus Gewalt in Kraft verwandelt. Die Macht aber — ein von Schlosser herrührender Satz — ist an sich böse, denn „ohne Rücksicht auf irgendeine Religion wird das Recht des Egoismus, das man dem Einzelnen abspricht, dem Staate zugesprochen. Schwächere Nachbarn werden unterworfen und einverleibt oder irgendwie sonst abhängig gemacht, nicht, damit sie selbst nicht mehr feindlich auftreten, denn das ist die geringste Sorge, sondern damit sie nicht ein andrer nehme oder sich ihrer politisch bediene; man knechtet den möglichen politischen Verbündeten eines Feindes. Aber solche »Missetaten« müssen womöglich naiv geschehn; denn gräßlich ist die ästhetische Wirkung der Rechtsdeduktionen und der Rekriminationen von beiden Seiten. Man schämt sich nämlich

der heißersehnten und mit allen Verbrechen erreichten Macht, da das Recht noch immer einen Zauberklang hat, den man bei den Menschen nicht entbehren will. So kommt man zu einer Sophistik, wie sie zum Beispiel Friedrich der Zweite beim ersten Schlesischen Kriege — wir fügen hinzu: auch beim Siebenjährigen Kriege — sich gestattete, und zu der saubern Lehre von den »unberechtigten Existenzen«. Die spätere wirklich erreichte Amalgamierung des Geraubten ist keine sittliche Lossprechung des Räubers, wie überhaupt nichts gutes Folgendes ein böses Vorangegangnes entschuldigt." Sogar die große Entschuldigung, daß durch Gewalttaten große, einstweilen fernliegende weltgeschichtliche Zwecke gefördert werden, verliert an Wert, da die Handelnden diese Zwecke nicht kennen.

In den Darlegungen über die Kultur interessiert von dem Verfasser des „Cicerone" wohl am meisten seine Auffassung vom Wesen der Kunst: „Von allem Irdischen nimmt die wahre Kunst nicht sowohl Aufgaben als Anlässe an und ergeht sich dann frei in der Schwingung, die sie daher erhalten. Wehe, wenn man sie präzis auf Tatsächliches festnagelt oder gar auf Gedankliches." Was würde Burckhardt wohl von seinem Standpunkt aus zu Klingers „Drama" sagen?

Das dritte Kapitel des Buches enthält die „Betrachtung der sechs Bedingtheiten," d. h. eine Darstellung der gegenseitigen Wirkungen der drei Potenzen: Staat, Religion, Kultur aufeinander. Selbstverständlich sind bei dieser Anordnung des Stoffes Wiederholungen nicht zu vermeiden. Übrigens aber sind diese Abschnitte reich an geistvollen Urteilen und Formulierungen, an knappen, packenden, überzeugenden Charakteristiken. Burckhardt versteht es, aus dem Wust der überlieferten Tatsachen das Wesentliche auszuscheiden und eindrucksvoll zu gruppieren; was wir bei ihm lesen, ist eine allerdings nur den Vorgeschrittnen wirklich erfaßbare Quintessenz der ganzen Geschichte. Nur wenige seiner wertvollsten Urteile seien hier herausgehoben. Der große Verehrer griechischer Idealität wird doch den nüchternen Römern völlig gerecht: „Rom rettete die sämtlichen Kulturen der alten Welt, soweit sie noch vorhanden und überhaupt zu retten waren. Es ist vor allem Staat und bedarf keiner Anpreisung seines Studiums; denn hier endlich ist die Polis erreicht, welche nicht nur wie Athen im fünften Jahrhundert eine Klientel von sechzehn bis achtzehn Millionen (?) Seelen, sondern mit der Zeit die Welt beherrscht — und zwar nicht durch die Staatsform, sondern durch den Staatsgeist, durch das übermächtige Vorurteil der Einzelnen, zur Weltherrscherin zu gehören."

Kaiser Friedrich der Zweite wird (S. 91 f.) geschildert als der erste Vertreter des modernen Zwangs- und Polizeistaats. „Man möge nur keine liberalen Sympathien mit diesem großen Hohenstaufen haben." Der absolutistische Staat Ludwigs des Vierzehnten erscheint in greller Beleuchtung als ein Kontrast gegen die allgemeine Wahrheit, Kultur und Religion: „dies mehr mongolische als abendländische Ungetüm, welches Ludwig der Vierzehnte heißt, wäre im Mittelalter exkommuniziert worden; jetzt aber konnte er sich als alleinberechtigt und als Alleineigentümer von Leibern und Seelen gebärden." Diese und andre Aussprüche Burckhardts über den Absolutismus fordern zum Widerspruch heraus: es wird dabei übersehen, daß der Absolutismus eine notwendige Durchgangsform war,

um von der ständischen Verworrenheit zu einer geordneten, zentralistischen Verwaltung zu kommen.

Sehr kühl ist Burckhardts Auffassung vom Christentum in seinen verschiednen Gestaltungen. Seine Geschichte zeigt zunächst eine Reihe von Modifikationen, je nach dem successiven Eintreten der neuen Völker: der Griechen, Römer, Germanen, Kelten — und je nach den Zeiten ist es vollends eine ganz andre Religion, d. h. die Grundstimmungen sind die entgegengesetzten. „Denn der Mensch ist gar nicht so frei, zugunsten einer »Offenbarung« von der Kultur seiner Zeit und seiner Schicht zu abstrahieren.“ Das Christentum der apostolischen Zeit ist erfüllt von der Erwartung der Wiederkunft des Herrn, Weltende und Ewigkeit stehn vor der Tür, und der Kommunismus ist bei der allgemeinen Dürftigkeit ganz unbedenklich, er tritt noch nicht in Konflikt mit dem Erwerbssinn. Aber schon in der spätern römischen Kaiserzeit wird die Kirche ein Analogon des Reichs und seiner Einheit und diesem überlegen: „Hierarchen werden die mächtigsten Personen, in deren Händen enorme Dotationen und die Benefizenz des ganzen Reiches sind. Und nun siegen einerseits die griechische Dialektik im Schrauben der Trinitätsbegriffe und der orientalische Dogmensinn in der Vernichtung der Andersdenkenden.“ Im spätern Mittelalter hat der Katholizismus trotz allen Mißbräuchen, Erpressungen, trotz dem Ablasse usw. den großen Vorzug, daß seine Religion alle höhern Vermögen des Menschen beschäftigte, zumal die Phantasie. „Während die Hierarchie zeitweise über die Maßen verhaßt war, war sie, die Religion, daher wirklich populär und den Massen nicht bloß zugänglich, sondern diese lebten darin, sie war ihre Kultur. Die Reformation führte das Heil auf einen innern Prozeß zurück, nämlich auf die Rechtfertigung und die Aneignung der Gnade durch den Glauben. Dazu gehörten Muße und Bildung, d. h. Unpopularität, soweit man nicht das allgemeine Mitmachen durch Gewalt erzwang. Und dabei hatte man erst noch die größte Mühe, die unbeschäftigt gelassene Phantasie vom Nebenhinausgehn abzuhalten. Dies war denn auch der Grund, weshalb die Gegenreformation wenigstens in der Kunst eine gewaltsame Herstellung des Verhältnisses zur volkstümlichen Phantasie durchsetzte und der Pomp der Charakter des Baroco wurde.“

Ganz schwierig gestaltet sich das Verhältnis des Christentums zur modernen Kultur. Sie weist in Gestalt von Forschung und Philosophie dem Christentum seine menschliche Entstehung und Bedingtheit nach; sie behandelt die heiligen Schriften wie andre Schriften. Das Christentum, wie alle Religionen, in völlig kritiklosen Momenten und unter völlig hingerissenen und kritikunfähigen Menschen entstanden, kann sich nicht mehr als sensu proprio und buchstäblich giltig gegenüber einem allseitigen Geistesleben behaupten. Je mehr dergleichen dennoch versucht wird, desto unerbittlicher steigt beim Gegner die Neigung zur Kritik und zur Auflösung alles Mythischen. Zweitens stellt sich die Moral möglichst auf eigne Füße. Die heutige Pflichtübung wird viel mehr vom Ehrgefühl als von der Religion bestimmt. Wie lange freilich dieses [Ehrgefühl] noch als „letzter mächtiger Damm gegen die allgemeine Flut“ vorhalten wird, ist fraglich. Drittens sind das Weltleben und seine Interessen stärker als alles geworden. „Man liebt

das demütige Sichwegwerfen und die Geschichte von der rechten und linken Backe nicht mehr; man will die gesellschaftliche Sphäre behaupten, wo man geboren ist; man muß arbeiten und viel Geld verdienen, überhaupt der Welt alle mögliche Einmischung gestatten, selbst wenn man die Schönheit und den Genuß haßt; in Summa: man will bei aller Religiosität doch nicht auf die Vorteile und Wohltaten der neuern Kultur verzichten und gibt damit wiederum einen Beweis von der Wandlung, in welcher sich die Ansichten vom Jenseits befinden." Das Christentum wird sich „irgendwie auf seine Grundidee vom Leiden dieser Welt zurückziehn müssen; wie sich damit das Leben- und Schaffenwollen in derselben auf die Länge ausgleichen wird, ahnen wir noch nicht." Außerdem drängt alles hin auf eine völlige Lösung der Kirche vom Staate (S. 144).

Das vierte Kapitel behandelt die historischen Krisen, d. h. mehr den Begriff der historischen Krise als diese selbst und ihren Verlauf. Diese sind auf den Kreis der großen Kulturvölker beschränkt und verhältnismäßig selten. Sie entstehn, wenn tüchtige Elemente lange Zeit eine übermäßige Einschränkung erleiden müssen, wenn sich der Volksgeist dessen bewußt wird und irgendwo etwas ausbricht, das die öffentliche Ordnung stört. Solche Krisen finden dann eine Ausdehnung über ganze Zeitalter und alle oder viele Völker desselben Bildungskreises. „Der Weltprozeß gerät plötzlich in furchtbare Schnelligkeit; Entwicklungen, die sonst Jahrhunderte brauchen, scheinen in Monaten und Wochen wie flüchtige Phantome vorüberzugehn und damit erledigt zu sein."

Es gibt Krisen, die man abschneiden könnte, und solche, die sich mit einer gewissen Notwendigkeit vollziehn. Die Reformation hätte durch eine Reform des Klerus und eine mäßige, völlig in den Händen der herrschenden Stände bleibende Reduktion der Kirchengüter verhindert werden können. „Heinrich der Achte und hernach die Gegenreformation beweisen, was überhaupt möglich war. Es lag wohl viele Unzufriedenheit, aber kein allverbreitetes positives Ideal einer neuen Kirche in den Gemütern." Die französische Revolution konnte wenigstens gemildert werden. Die Krisen sind trotz der Verwüstung, mit der sie einherzugehn pflegen, nützlich. „Die Leidenschaft ist die Mutter großer Dinge. Ungeahnte Kräfte werden in den Einzelnen und in den Massen wach, und auch der Himmel hat einen andern Ton. Was etwas ist, kann sich geltend machen, weil die Schranken zu Boden gerannt sind. Die Krisen sind als echte Zeichen des Lebens zu betrachten, als eine Aushilfe der Natur, gleich einem Fieber, die Fanatismen als Zeichen, daß man noch Dinge kennt, die man höher als Habe und Leben schätzt. Überhaupt geschehn alle geistigen Entwicklungen sprung- und stoßweise, wie im Individuum, so hier in irgendeiner Gesamtheit. Die Krisis ist als ein neuer Entwicklungsknoten zu betrachten."

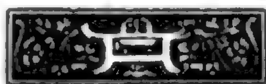
Dieselbe naturwissenschaftliche Betrachtungsweise des Geschichtlichen, die diesen Urteilen zugrunde liegt, zeigt auch das folgende fünfte Kapitel. Es ist wohl das Gedankenreichste, was auf so knappem Raume über das Problem des genialen Menschen geschrieben worden ist. Wie wunderbar sind gleich die ersten Sätze: „Unsern Ausgang nehmen wir von unserm Knirpstum, unsrer Zerfahrenheit und Zerstreuung. Größe ist, was wir nicht sind. Dem Käfer im Grase kann schon eine Haselnußstaude (falls er davon Notiz nimmt) sehr groß er-

scheinen, weil er eben nur ein Käfer ist. Und dennoch fühlen wir, daß der Begriff [der Größe] unentbehrlich ist, und daß wir ihn uns nicht dürfen nehmen lassen; nur wird er ein relativer bleiben; wir können nicht hoffen, zu einem absoluten durchzudringen." Ein großer Mensch ist vorhanden, wenn sich die Weltbewegung im einzelnen Individuum konzentriert. „Die Geschichte liebt es bisweilen, sich auf einmal in einem Menschen zu verdichten, welchem hierauf die Welt gehorcht. Diese großen Individuen sind die Koinzidenz des Allgemeinen und des Besondern, des Verharrenden und der Bewegung in einer Persönlichkeit. Sie resumieren Staaten, Religionen, Kulturen und Krisen." „Die als Ideale fortlebenden großen Männer haben einen hohen Wert für die Welt und für ihre Nationen insbesondre; sie geben denselben ein Pathos, einen Gegenstand des Enthusiasmus und regen sie bis in die untersten Schichten intellektuell auf durch das vage Gefühl von Größe; sie halten einen hohen Maßstab der Dinge aufrecht, sie helfen zum Wiederaufraffen aus zeitweiliger Erniedrigung. Napoleon, mit all dem Unheil, welches er über die Franzosen gebracht, ist dennoch weit überwiegend ein unermeßlich wertvoller Besitz für sie." Das Kapitel schließt mit dem Satze, daß die großen Männer zu unserm Leben notwendig sind, „damit die weltgeschichtliche Bewegung sich periodisch und ruckweise frei mache von bloßen abgestorbnen Lebensformen und von reflektierendem Geschwätz. Und für den denkenden Menschen ist gegenüber der ganzen bisher abgelaufnen Weltgeschichte das Offenhalten des Geistes für jede Größe eine der wenigen sichern Bedingungen des höhern geistigen Glückes." So beginnt also und schließt das Kapitel über den großen Menschen mit einem Appell an die Bescheidenheit. Das ist besonders interessant, weil aus einigen Partien dieses Abschnitts eine Brücke zu dem „Übermenschen" seines Hörers und jüngern Freundes Friedrich Nietzsche hinüberzuführen scheint. Viel mehr aber springt die tiefe und ganz unausfüllbare Kluft in die Augen, die zwischen Burckhardts und Nietzsches Auffassung der Menschennatur gähnt.

Ein Abschnitt „Über Glück und Unglück in der Weltgeschichte" bildet das Ende des Buches.

Ich habe in meinem Bericht über seinen Inhalt absichtlich Burckhardt selbst möglichst viel zu Worte kommen lassen und habe, von einigen Stellen abgesehen, keine Kritik geübt. Aber es muß doch gesagt werden, daß natürlich nicht alle Urteile Burckhardts unbedingt richtig sind. Auch bei ihm selbst hat die ganze Sphäre, in der er lebte, lehrte, schrieb, das Urteil beeinflußt: hie und da fühlt man den republikanischen Schweizer, hie und da den Kalvinisten heraus. Auch ein so gewaltiger, die ganze europäische Kultur umspannender Geist hat seine Grenzen. Es erhebt sich ferner die Frage, ob diese Burckhardtschen Blätter es wirklich wert waren, zwölf Jahre nach dem Tode ihres Urhebers und fünfunddreißig bis siebenunddreißig Jahre nach ihrer Niederschrift gedruckt zu werden. Die meisten Bücher brauchen heutzutage nicht halb so lange Zeit, zu veralten. Aus Burckhardts Buche aber strahlt uns ein Geist von unverwelklicher Frische und ewigem Jugendglanz entgegen: seine Betrachtungen lesen sich größtenteils, als wären sie gestern geschrieben. Und so gewährt es denn ein eignes Vergnügen, spätere Ereignisse und heutige Zustände sozusagen als Illustrationen

im Geiste zwischen Burckhardts Zeilen einzuschieben und zu vergleichen, wo er richtig prophezeit und wo er geirrt hat. Wie viele Gedanken stehn auch auf diesen Blättern schon verzeichnet, die viel später als großartige Entdeckungen in die Welt hinausposaunt worden sind, mit denen später ganze Bände gefüllt wurden. Für den Geschichtskundigen ist es ein herrliches Gefühl, sich von dem Schwunge Burckhardtscher Gedanken hinauftragen zu lassen zu den beglückenden Höhen reiner und — soweit es dem Menschen möglich ist — tendenzfreier Anschauung des Geschehenen, für den Freund edler deutscher Sprache ist es kaum ein geringerer Genuß, Burckhardts eindrucksvoller, oft malerisch anschaulicher Redeweise zu lauschen. Ein Beispiel davon für viele: um verständlich zu machen, wie eine große Persönlichkeit in mehrfachem Sinne idealisiert werden kann, so Karl der Große als Held, Fürst und Heiliger, sagt er: „Wir sehen zwischen Tannen des hohen Jura hindurch in weiter Ferne einen berühmten Gipfel mit ewigem Schnee; er wird freilich zugleich von vielen andern Orten aus in andrer Art gesehen, durch Weinlauben, durch enge Hallengassen Oberitaliens; er ist und bleibt aber derselbe Montblanc."



Anastasius Grün

Ein Gedenkblatt zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages

Von W. Berg

(Fortsetzung)

Das Jahr 1860 brachte wieder einen Wendepunkt in seinem äußern Leben. Der Staatsmann verdrängte wieder den Dichter, seitdem das Ministerium Bach 1859 gestürzt war, und Österreich wieder in konstitutionelle Bahnen einlenkte. Der Kaiser berief ihn nämlich als „zeitliches Mitglied" in den „Verstärkten Reichsrat." In die dort herrschende bureaukratisch-feudal-ultramontane Atmosphäre brachte Graf Auersperg Leben und Bewegung. Man war dort verblüfft über die Art seines Auftretens; eine so kräftige, mannhafte Sprache, die jede behutsame Leisetreterei verschmähte, hatte man bis dahin dort noch nicht vernommen. Als man zum Beispiel über die Vorrechte der privilegierten Klassen verhandelte, rief Auersperg aus: „Was ist Geschichte? Sie ist das kondensierte, in die Ferne gerückte und zur Anschauung gebrachte Bild des Lebens. So wie das Leben fortgeht und nicht endet, so geht auch die Geschichte fort und endet nicht." Also auch hier wieder der evolutionistische Gedanke. In derselben Sitzung strebte er, indem er eifrig für die „Freiheit Ungarns" und für die Rechte der Länder unter der Stephanskrone sprach, die Versöhnung an. Aber schon im nächsten Jahre sah er sich durch die ungarischen Gelüste genötigt, eine politisch-historische Schrift: „Die ungarische Bewegung

und unsre Pflicht" zu veröffentlichen, in der er den österreichischen Reichsstandpunkt vertrat. Und als die Ungarn das Wahrzeichen des Kaisertums in Ofen, den steinernen Adler, zertrümmert hatten, da rief er aus: „In dem Moment, als dieser steinerne Kaiseraar fiel, welcher das Herzschild Ungarns an der Brust trug — in diesem Momente wurde mit dem kaiserlichen Adler auch zugleich das ungarische Wappen zertrümmert. Ich möchte darin ein Symbol und Omen sehen, ein Zeichen, daß in dem Moment, wo Österreich fällt, auch Ungarn fällt, und zwar durch denselben Schlag." Wie der Staatsmann, so trat auch der Dichter für den Gedanken der Reichseinheit ein, indem er dem vielsprachigen Völkergemisch seines Vaterlandes bei Gelegenheit der Bestattung Radetzkys zurief:

Seid einig. Daß sich keins in Hochmut überhebe!
Der Stärkste ist zu schwach, daß er vereinsamt lebe.
Schlicht ordne sich und treu ins Ganze jeder Teil!
So blüht aus Demut selbst dem Kleinsten stolze Größe,
Wenn Kraft die Schwäche schirmt und Überfluß die Blöße,
Die Buntheit wird zum Schmuck, die Vielheit euch zum Heil!

Seid Eins in dem Beruf, dem unvergänglich schönen,
Die Freiheit mit dem Recht der Sitte zu versöhnen,
Der Zukunft Korn zu streun in kaum gepflügte Bahn!
Von Sternen seid ein Bund, das ganze Reich umspann' er!
Vielfarbgen Lichts ein Kern, ein einzig Sternenbanner!
Kein schönres glänzte dann selbst überm Ozean.

Im Jahre 1861 sprach der liberale Politiker mitten in dem feudalen Kreise mit Gründlichkeit und schneidender Schärfe für die Auflösung des alten Lehnsverbandes. „Was ist zu konservieren? führte er aus. Nicht das alte, morsche Bauwerk, sondern das Leben, welches sich ringsum angesiedelt hat. Es ist eine Aufgabe der erhebendsten Art, gewissermaßen der Richter in eigner Sache zu sein und doch das Recht und Interesse der Gesamtheit mit Hingebung und politischem Seherblick zu wahren. Die neue Zeit pocht an unsre Pforte, und dieses Gesetz ist die Anfrage, ob wir auf dem feudalen Boden verharren, oder ob wir auf dem Boden der Neuzeit mitbauen wollen."

Was der Staatsmann Graf Auersperg sprach, das vertrat der Dichter Anastasius Grün, und umgekehrt hat auch der Staatsmann dem Dichter nie im Wege gestanden. Das schließt natürlich nicht aus, daß der Staatsmann in der realen Welt, die ihn umgab, zugriff und sich auch sozusagen Abschlagszahlungen gefallen ließ, andrerseits aber auch nicht, daß der Dichter in seiner erträumten Welt den fernsten und idealsten Zielen nachtrachtete. In der Gesinnung waren sich der Staatsmann und der Dichter immer einig; der eine ist vom andern nicht zu trennen. Ein paar Beispiele mögen dieses Verhältnis beleuchten. Wie der Politiker Graf Auersperg den alten feudalen Lehnsverband bekämpfte, so sang der Dichter Anastasius Grün am Schlusse des Gedichts „Zinsvögel":

Dies Liedlein, in blühenden Hagen
Sangs einer vom Falkengeschlecht,
Hat oft von den Erntewagen
Sein Futter sich heimgetragen,
Weiß Gott, es schmeckt ihm nicht recht.

Und wenn der Politiker 1862 erklärte: „Ich bin ein Idealist, d. h. einer, der das Gute anstrebt, also ein Anhänger der Preßfreiheit," und ferner: „Wie das Eisen das materielle Leben der Jetztzeit, so beherrscht die Arbeit des Gedankens das geistige Leben der Gegenwart, und die Leichtigkeit, womit heutzutage Ideen in dieser oder jener Form ins Volk gebracht werden können, spottet der unmächtigen Einengung durch tote Paragraphen" — so stieß der Poet in dasselbe Horn, wenn er von den Häschern der Zensur sang:

Die da lauern auf Gedanken, wie im Forst der Wilddieb lauscht,
Ob kein Hirsch, kein allzufreier, arglos durch die Büsche rauscht.

Der Staatsmann dachte eben wie der Dichter, und umgekehrt der Dichter wie der Staatsmann.

Übrigens hatte ihn der krainische Großgrundbesitz seit 1861 auch wieder als Abgeordneten in den krainischen Landtag gewählt, wo er als der gründlichste Kenner des verzwickten Steuersystems galt. Im Jahre 1863 erhielt er den Geheimratstitel und das Prädikat Exzellenz. Aber er blieb gesinnt, wie er war. Das zeigte sich 1864 im Januar, wo er wieder, wie so oft, in der schärfsten Tonart gegen die Schutztruppe des Konkordats, besonders gegen den Grafen Thun und den Kardinal Rauscher zu Felde zog und die Notwendigkeit einer Durchsicht hervorhob. Damals sagte er unter anderm: „Man kann die Freiheit nicht vom Rechtsbegriff trennen, und man kann die Freiheit lieben, ohne mit seinem Adel oder mit der Religion in Widerspruch zu geraten." — Herzerfrischend ist auch die Art, mit der er in demselben Jahre die slowenischen Gelüste abfertigte. Die Slowenen hatten die Nationalitätsfahne zum Kampfe gegen das Deutschtum entfaltet und sich sogar zu der unsinnigen Forderung verstiegen, die deutschen Schulen und Beamten, ja das deutsche Theater müßten abgeschafft werden. Da kam Auersperg in die Landstube, mit zwei Büchern unterm Arm, und sagte: „Das ist die ganze slowenische Literatur!" Es waren die Bibelübersetzung vom Primus Truber aus der Reformationszeit und die Gedichte Presirens, dessen Unterricht der Graf im Klinckowströmschen Institut genossen hatte. Und wie der Politiker in lapidarem Stil den lächerlichen Dünkel des „interessanten" Nationchens gekennzeichnet hatte, so hieb der Dichter in dieselbe Kerbe:

Deutsch sein heißt: offne Freundesarme
Für alle Menschen ausgespannt,
Im Herzen doch die ewigwarme,
Die einzge Liebe: Vaterland!

Deutsch sein heißt: sinnen, ringen, schaffen,
Gedanken sän, nach Sternen spähn
Und Blumen ziehn, doch stets in Waffen
Für das bedrohte Eigen stehn!

Und das war doppelt rühmlich, weil vom österreichischen Adel so mancher den Tschechen, Magyaren und andern zuliebe sein Deutschtum preisgab. Graf Auersperg aber war und blieb immer deutschnational gesinnt. Er spricht sich selbst darüber aus in einem Briefe an Bauernfeld vom 3. Februar 1849 (Nord und Süd, Septemberheft 1877, S. 390): „Ich will nicht chemisch analysieren, wieviel Tropfen slawischen Bluts allenfalls in meinen Adern rollen, aber das weiß ich, daß mein Herz ganz deutsch ist, und daß es ein Vaterland des Herzens, eine geistige Heimat der Liebe und Dankbarkeit gibt, und eine solche ist für mich Deutschland.“

Nach dem Unglück von 1866 berief der Kaiser den Grafen unter dem Ministerium Schmerling zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses, eine Auszeichnung, die übrigens auch Grillparzer als hohem Siebziger zuteil wurde. Aus dem krainischen Landtage war Auersperg wegen der slowenischen Majorisierung ausgeschieden, dafür war er aber seit 1867 im steiermärkischen Landtage. In beiden parlamentarischen Körperschaften entfaltete er nun eine geradezu glanzvolle Tätigkeit. Von 1867 an war er zum Beispiel der einstimmig gewählte, beständige Verfasser und Verteidiger der sogenannten „Adressen“ an die Krone, d. h. der Antwortadressen auf die Thronreden. Es sind schwungvolle politische Aktenstücke, die einen bleibenden Wert haben. Sie behandeln zum Beispiel die Abwehr der Sistierungspolitik, die Dezemberverfassung, die Verantwortlichkeit der Minister u. a. Graf Auersperg hatte eine ganz einzige Stellung im Herrenhause, wie nur eben er sie dort einnehmen konnte: er war der Volksmann im besten Sinne des Wortes, der Vermittler zwischen den Pairs und dem Volke. Diese Stellung befriedigte ihn vollkommen; eine höhere, zum Beispiel das Ministerportefeuille, das ihm in der kritischen Zeit angeboten wurde, lehnte er mit Entschiedenheit ab. Auch in dieser Mitgliedschaft des Herrenhauses zeigte er sich, wie schon früher, als der alte eifrige Kämpe gegen das Konkordat, und als der Sturm von Petitionen gegen die kirchliche Reaktion losbrach, wählte man ihn zum Berichterstatter der Kommission. Damals rief er das zündende Wort in die Lande: „Gedrucktes Kanossa!“ Stürmischen Beifall erntete er auch, als 1868 über die konfessionellen Gesetze über Schule und Ehe verhandelt wurde. Auch da hielt er die Freiheitsfahne hoch. In inhaltreicher, warmherziger und männlich offner Rede riß er die Majorität auf seine Seite. „Schule und Ehe sind des Staats, nicht der Kirche! Freiheit ist nicht Genuß, sondern Arbeit, unausgesetzte Arbeit an den großen Kulturaufgaben des modernen Staates. Nicht dem Dasein des Staates allein gilt der staatsrechtliche Kampf.“ Auch später noch, 1871, erwarb er sich das Verdienst, erfolgreiche Verwahrung eingelegt zu haben gegen die slawenfreundliche und ultramontane Politik des Ministeriums Hohenwart.

In der Tat, Graf Auersperg war ein hervorragender Politiker; er war nicht das, was man gemeinhin einen Parteimann nennt, sondern er hatte immer einen höhern Standpunkt. Nicht bloß negieren, sondern entwickeln auf dem Grunde des geschichtlich Gegebnen, das war sein Ziel. Das Herrenhaus hat ihm viel zu danken, und mit Recht hängt dort sein Bildnis von der Meister-

hand Angelis. Bis ans Ende seines Lebens war er politisch und dichterisch ungemein tätig. Am 11. April 1876 war ein bedeutungsreicher, aber auch verhängnisvoller Tag für ihn: das Jubelfest seines siebzigsten Geburtstags. Die akademische Jugend begann mit den Feiern schon Wochen vorher. Schon seit zwölf Jahren war Graf Auersperg Ehrendoktor der philosophischen Fakultät der Universität Graz. Und nun brach eine Sturmflut von Briefen, Adressen, Drahtgrüßen und Kundgebungen aller Art herein. Auf alle antwortete der greise Jubilar selbst, tief ergriffen, in größter Bescheidenheit. Am Festtage selbst drängten sich in der Wohnung des Gefeierten die Abordnungen. Wohl nie ist ein Dichter in seinem Leben so herzlich gefeiert worden wie Anastasius Grün. Aber das Übermaß der Huldigungen war für die reizbaren Nerven zu viel. Am 7. April, also vier Tage vor dem eigentlichen Feste, schrieb er einem Freunde: „Ich bin fast halbtot; seit circa drei Wochen lebe ich eigentlich nicht mehr, ich bin nur eine Art Mechanismus, eine Spezies von Spieldose, welche das große Grundthema »Dank« in hunderterlei Variationen zu modulieren hat.“ Wie Antäus in der hellenischen Sage wollte er neue Lebenskraft suchen in der Berührung mit dem Boden der Heimat. Er ging nach Veldes, an seinen geliebten See. Als am 15. August seine Gattin und sein Sohn zu den Festspielen nach Bayreuth reisten, gab er ihnen nur ein Stück weit das Geleit, denn er fühlte sich den Anstrengungen in Bayreuth nicht gewachsen. Dann reiste er nach Hall am See. Da er sich aber leidend fühlte, begab er sich nach München, um dort mit seiner Familie zusammenzutreffen. Eine Erkältung, die er sich beim Besuch einer Kunstausstellung zugezogen hatte, verschlimmerte seinen Zustand. Von innerer Unruhe getrieben, fuhr er zurück in die Heimat, zunächst nach Graz. Von da wollte er nach Thurn am Hart reisen, aber es kam nicht mehr dazu. Als man ihn Morgens nach seinem Wunsche wecken wollte, fand man ihn bewegungslos im Bett; ein Gehirnschlag hatte ihn getroffen. Es wurde eine rechtsseitige Lähmung festgestellt. Allmählich kehrte die Sprache wieder; aber der Kranke vermochte nur wenig und mit großer Anstrengung zu reden. Seine nähere Umgebung erkannte er deutlich. „Ich möchte leben,“ sagte er vernehmlich. Mehrfach sprach er auch die Worte: „Nicht fertig, nicht fertig!“ Das bezog sich auf seine noch des Abschlusses harrenden literarischen Arbeiten. Er hatte sich zuletzt noch mit der Durchsicht seiner Gedichtsammlung „In der Veranda“ beschäftigt. Auch hatte er einen neuen Roman nach Art des „Pfaffen vom Kahlenberge“ im Kopfe fertig; der Titel sollte sein: „Friedrich mit der leeren Tasche und Johann XXIII.“ Aber der Tod ließ ihm keine Zeit mehr. Am 12. September, kurz vor vier Uhr Nachmittags, erlöste er ihn aus der qualvollen Agonie. Und nun wiederholte sich die Kundgebung der herzlichsten Teilnahme, die ihm Österreich und die ganze gebildete Welt vor einem halben Jahre erwiesen hatten, in überaus reichem Maße. Am 15. September fand die ergreifende Totenfeier in Graz statt. Die Leiche fand eine vorläufige Ruhestätte in einer offnen Kapelle an der Chorseite der Pfarrkirche des Dorfes Haselbach bei Thurn am Hart. Ein Jahr später wurde sie in dem prachtvollen Mausoleum beigesetzt, das ihm die Liebe der Gattin in Thurn am Hart hatte errichten lassen. Dort steht in der

Rotunde die treffliche, lebensgroße Büste des Unvergeßlichen. Ein andres Denkmal besitzt seit 1886 die Stadt Laibach. Schöner freilich ist das, das sich der allezeit Edle selbst in seinem letzten Willen gesetzt hat: „Alle meine eingekommnen Honorare gehn an die Wissenschaft zurück. Die Zinsen von 30000 fl. Konventionsmünze werden zu vier Stipendien für arme, hoffnungsvolle Jünglinge, zwei aus Krain, zwei aus Steiermark, verwendet. Auch was ferner für meine Schriften an Honorar einkommt, erhält dieselbe Bestimmung, immer ein Stipendium für Krain, das folgende für Steiermark. Meine Lieder dem Volke, der Ertrag dem Talent!" (Seine gesammelten Werke sind von L. A. Frankl herausgegeben worden, fünf Bände. Berlin, 1877, Grote.)

Und nun wenden wir uns der Würdigung seines dichterischen Schaffens zu. Die Anfänge liegen schon in der unfertigen Jünglingszeit. Denn schon in dem neunzehnjährigen Studenten regte sich der Poet, der bald an die Spitze der Freiheitssänger treten sollte. Sein erstes Gedicht, mit dem er an die Öffentlichkeit trat, führt den Titel: „Der Wahn" und ist am 10. März 1825 unter dem allerdings sehr durchsichtigen Decknamen Anton Alexander Bergenau in Bäuerles Theaterzeitung erschienen. Dieselbe Zeitung brachte in demselben Jahre noch mehrere Gedichte, andre fanden auch noch in den beiden nächsten Jahren Aufnahme in Gräffers Philomele, im Dresdner Merkur und in Hormayers Archiv. Bald vertauschte der junge Dichter den „Bergenau" mit dem bedeutungsvollen Dichternamen Anastasius Grün. Damit hat er kurz und scharf die Richtung seiner Poesie bezeichnet, indem er die Auferstehung — denn Anastasius ist der Auferstandne — mit dem Symbol der Hoffnung verband. Sein ganzes Dichten verklärt in mannigfachen Abwechslungen immer den einen Gedanken, daß aus den Trümmern der Vergangenheit ein neues Leben blühn werde.

Die nächsten Werke des jungen Dichters verrieten zuvörderst noch nicht, daß er vom Geiste der Julirevolution ergriffen war. Denn gerade in dieser politisch so erregten Zeit erschien die erste, ganz unpolitische Sammlung von Gedichten, die Anastasius Grün schon seit fünf Jahren vorbereitet und seiner Mutter gewidmet hatte, unter dem Titel: „Blätter der Liebe." Sie war nach Form und Inhalt nicht besonders bemerkenswert. Unmittelbarkeit und Innigkeit des Gefühls fehlen, und nur allzu oft stört die nüchterne Allegorie. Nur einzelne Stücke zeigen die dichterische Begabung, zum Beispiel „Mannestreue." Die meisten aber, die doch schlichte, einfache, leichtgeschürzte Lieder sein sollen, leiden unter einer allzu reichen Fülle von schweren Bildern und Gedanken. Dieser Fehler gab auch Grillparzer Veranlassung, dem jungen Dichter in einem böslaunigen Epigramm den Vorwurf zu machen, er verstehe wohl zu „bildern," aber nicht zu „bilden." Grillparzer dachte dabei wohl weniger an das zuweilen herbeigezwungne und sich in den Gedankenzusammenhang nicht leicht einfügende Bild, als vielmehr an den Fehler, daß nicht eben selten ein Bild in das andre ohne Vermittlung übergeht, daß es sich also, während der Sinn noch damit beschäftigt ist, sofort in ein zweites Gleichnis hinüberspinnt. Auch in seinen spätern Werken hat Grün diesen Fehler nicht zu vermeiden vermocht. Auf dem Reichtum und der zum Teil wundervollen

Schönheit seiner Bilder beruht der große Erfolg seiner Dichtungen nicht zum wenigsten. Anastasius Grün ist geradezu unerschöpflich in der Auffindung von Gleichnissen und Zügen der Verwandtschaft auf allen Gebieten des Lebens in der Natur und der Geschichte. Mit wunderbarer Bilderfülle vermittelt er glänzend und energisch den Gedankengang seiner Dichtung der Einbildungskraft; er schmeichelt ihn dem Leser oder Hörer förmlich ein. Aber er wußte, abgesehen von den Dichtungen geringern Umfangs, der Gefahr nicht aus dem Wege zu gehn, die dadurch der dichterischen Einheit drohte. Der Dichter, der eben ein Bild ergriffen hat, vergißt über dessen Ausmalung den ersten Gedanken und läßt sich zu einer neuen bildlichen Wendung anregen. Ein Beispiel für die fehlerhafte Häufung von Gleichnissen möge hier stehn. Die hervorragende Stellung der Fürstensöhne im Leben schildert der Dichter im „Letzten Ritter" wie folgt:

Wie herrlich, Fürstensöhne, steht ihr im Leben da!
Vom Hoffnungsstrahl wird trunken, wer euch ins Auge sah;
Die stolze Morgenröte ist euer glänzend Bild,
Wenn sie das goldne Frührot verschleiernd noch umquillt.
Ein Lenz seid ihr voll Blüten, in Knospen noch gewiegt,
Ein Himmel voller Sterne, noch vom Gewölk umschmiegt,
Ein Meer seid ihr voll Perlen, bedeckt von Flutennacht,
Ein Bild von Diamanten, verborgen noch im Schacht.

An den einzelnen Bildern ist nichts auszusetzen; sie sind sogar schön, aber ihre Häufung ermüdet die Phantasie. Julian Schmidt (Geschichte der deutschen Literatur seit Lessings Tode, Bd. 3, S. 89) vergleicht Anastasius Grün in Rücksicht auf die Behandlung des Bildes mit Schiller meist in glücklicher Weise. Während sich Schiller willenlos in sein Bild zu verlieren scheine, sei es doch immer der leitende Gedanke, der sie durchgeistige und zu einem harmonischen Ganzen gliedre; Grün dagegen werde durch die Ideenassoziation bestimmt, und an diesem organischen Gebrechen leide fast jedes einzelne Bild; der Dichter sei abhängig von seiner Vorstellung, sei nicht so weit Herr über sie, sie in das richtige Maß zu fügen, das nicht nur zur Schönheit, sondern auch zur Deutlichkeit notwendig sei. Damit stehe auch die Abwesenheit aller Melodie in Zusammenhang. Seine Gedichte hätten keinen Fluß, weil sie ohne Elastizität der Gestaltung seien.

Grillparzer ist übrigens in einem spätern Gedichte an Anastasius Grün, das nicht in seinen Gedichten veröffentlicht wurde (Neue Freie Presse vom 15. September 1876) der Kampfnatur des Dichters doch gerecht geworden, denn er sagt dort:

So wie sie [nämlich die Auersperge] in fernen Tagen,
Als der Muselmann gedräut,
Manche heiße Schlacht geschlagen
Und den Vaterherd befreit,
Ziert den Musenroß-Berittnen,
Ihren Sohn, der Kampf zumeist
Mit den Herz- und Geistbeschnittnen,
Den Ungläubgen an den Geist.

Die „Blätter der Liebe“ blieben in der revolutionären Aufregung der Zeit fast völlig unbeachtet. Der Dichter hat einzelne Stücke daraus später nach gehöriger Sichtung und Durcharbeitung in seine Gedichte von 1837 aufgenommen.

Einen festern Boden für seine Begabung fand er schon in seinem nächsten Werke, dem Romanzenkranze: „Der letzte Ritter,“ der noch in demselben Jahre wie die „Blätter der Liebe“ erschien und weit mehr Beachtung fand. Ein moderner „Teuerdank“ sollte das Werk sein. Wie seine erste Schöpfung, so war auch diese die Arbeit langer Jahre, ja sie reicht zum Teil noch in die Studienzeit zurück. So war zum Beispiel die Beschreibung des Maximiliandenkmals in der Innsbrucker Hofkirche und die Feier des Tiroler Freiheitskampfes gegen Frankreich schon 1829 fertig. Kaiser Maximilian der Erste, der kühne Jäger und spintisierende, liebenswürdige Phantast, der alles Große wollte, es aber nie erreichte, war ein Romanzenheld, wie ihn Anastasius Grün gerade brauchen konnte. Der Stoff und die Zeit deuteten schon die Richtung an, die der Dichter später so bestimmt einschlug. Nicht nur der erzgepanzerte Held sollte der verweichlichten Gegenwart, dem „seidnen Zeitalter,“ als ein Musterbild entgegentreten, sondern die Zeit Maximilians schien auch der Zeit des Vormärz zu ähneln. Es war eine Zeit der Vorbereitung wie diese, eine Periode, in der alte, überlebte Formen mit neuen, nach fester Gestaltung ringenden schon im Kampfe lagen. Aus der Schlaffheit und dem Dämmerzustande der Gegenwart wollte der Dichter seine Zeitgenossen aufrütteln, denn er klagt:

Träg unterm Baum des Lebens liegt unsrer Zeit Geschlecht,
Halb Schalksnarr und halb Weiser, halb König und halb Knecht;
Da liegt und schläft es reglos und scheint sich nur zu regen,
Um sich zur andern Seite zu neuem Schlaf zu legen.

Die Himmelstochter Begeisterung soll herabsteigen, um den „Unhold unsrer Zeit,“ das „schläfriglahme Scheusal, genannt Gleichgiltigkeit,“ zu bezwingen. Uhlands Rauschebartrhapsodien mochten den Dichter zu seinem Romanzenkranze angeregt haben. Wie dort, so findet sich auch hier, ja hier noch mehr, viel echter, anmutiger süddeutscher Humor, wie zum Beispiel in der Zeichnung des Hofnarren Kunz von Rosen, aus dem besonders des Dichters muntre Laune spricht. Zwar zeigt sich noch nichts von der eigentlichen Tagesparole, noch nichts von der leidenschaftlichen Sprache der freiheitbegeisterten Zeit, aber der neue Geist regt doch auch hier schon die Schwingen, denn der sterbende letzte Ritter weist seinen Erben Karl von Gent auf die reformatorischen Gedanken hin, wenn er ihm zuruft:

Dich rufen andre Kämpfe, die Schwerter rosten ein,
Ein Kampf wirds der Gedanken, der Geist wird Kämpfer sein:
Ein schlichtes Mönchlein predigt zu Wittenberg im Dom,
Da bebt auf seinem Thronsitz der Mönche Fürst zu Rom.

Ein neuer Dom steigt herrlich in Deutschland dann empor,
Da wacht mit Lichteswaffen der heilgen Streiter Chor:
An seinen Pforten möge der Spruch der Weisen stehn:
Ists Gottes Werk, wirds bleiben, wo nicht, selbst untergehn!

Am Altar weht ein Flämmchen, die Flamme wächst zur Glut,
Zur riesgen Feuersäule, rotlodernd fast wie Blut!
O fürchte nicht die Flamme, hellprasselnd himmelan!
Ein himmlisch Feuer zündet kein irdisch Haus euch an.

Geläutert schwebt aus Gluten dann der Gedank ans Licht
Und schwingt sich zu den Sternen! O hemm im Flug ihn nicht!
Frei wie der Sonnenadler muß der Gedanke sein,
Dann fliegt er auch wie jener zu Licht und Sonn allein.

Wie ein neuer Posa rief der Dichter diese Worte im Jahre der Julirevolution dem Österreich zu, das wie ein andres Spanien von Gedankenfreiheit nichts wissen wollte. Zwar genügte der „Letzte Ritter" noch nicht den höchsten Anforderungen, die man an ein Kunstepos stellen muß; denn noch war die Komposition zu lose, und die epische Plastik litt unter der zu starken Neigung für das Allegorisieren. Mit Recht forderte darum schon sein Kritiker, Enk von der Burg, der Benediktiner von Mölk, in den Wiener Jahrbüchern für die historische Romanze epische Genauigkeit, erkannte aber doch auch an, daß Anastasius Grün das, was er geben wollte, so gegeben habe, daß er die höchste Anerkennung verdiene. Viele der einzelnen Romanzen zeigen in der Tat eine wohltuende Wärme der Schilderung, und diese selbst verrät schon die Vorliebe für das später so vollendet ausgebildete humoristische Capriccio, das dem Dichter so vortrefflich „lag." Und vor allem weht in diesen Dichtungen ein Geist der Wahrheitsliebe, schwillt ein ernster Freiheitsdrang. Eine solche Sprache war in Österreich zu jener Zeit, zumal bei einem Gliede des deutschen Hochadels, etwas ganz neues und erregte deshalb ein nicht geringes Aufsehen. Wenn der Erfolg trotzdem nicht durchschlagend und bleibend war, so lag das vornehmlich in der Wahl des Stoffes; denn Kaiser Maximilian ist zwar eine ritterliche Erscheinung, entbehrt aber die kaiserliche Hoheit; er ist trotz der Martinswand und manchen andern Zügen nicht volkstümlich, sondern wirkt als Sonderling. Wegen der Metternichschen Zensurscherereien erschien das Werk bei Cotta in Stuttgart (in 9. Auflage 1881).

Wesentlich unpolitisch sind auch noch die „Gedichte der Periode von 1830/31." Auch hier ist noch nichts von politischer Anspielung zu merken. Der Dichter besingt Gottes erhabne Schöpfung; er preist das Gebirge, die Bäume und die Büsche, das lichte Wiesengrün, verherrlicht den Sturm auf dem See und erzählt uns, wie er der Hypochondrie ledig geworden sei, und was die Elfen leiden — kurz, er behandelt tausenderlei Dinge, die mit der Politik gar nichts zu tun haben. Nur der Freiheit widmet er einmal einige Verse:

Guten Abend, schöne Dirne,
Ei, und bringst du Röslein mir?
Eine Maid mit heitrer Stirne
Ist die Freiheit auch, gleich dir.

Ach, wann wird sie Rosen pflücken
Aller Welt, so wie du mir?
Wann die Welt ins Aug ihr blicken,
Ach, so gerne, wie ich dir?

Aber während Anastasius Grün bisher harmlos, fast konservativ aufzutreten schien, war der Geist der Julirevolution doch in ihm mächtig und trieb ihn zu einer neuen dichterischen Tat ganz andrer Art, die ihn mit einem Schlage auf den Gipfel seines nationalen Dichterruhms erhob. Völlig namenlos erschien 1831 in Hamburg bei Hoffmann und Campe ein Bändchen Gedichte unter dem harmlosen Titel: „Spaziergänge eines Wiener Poeten." Es war ein Bündel scharfgespitzter Pfeile, von denen jeder prachtvoll ins Schwarze traf. „Man war gewohnt, sagt Gottschall (Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Bd. 3, S. 90), sich unter einem Wiener Poeten einen Blumauer, einen Castelli u. a. zu denken, und wenn ein solcher Poet spazieren ging, so brachte er einige humoristische Knallbonbons, einige poetische Reminiszenzen aus dem Prater oder irgendeine Romanze aus dem Lande ob der Enns mit nach Hause." Und nun vernahm man von einem Anonymus, der sich freilich nicht lange in Dunkelheit hüllen konnte, plötzlich etwas ganz neues, ungewohntes, eine „politische Bergpredigt," „ein majestätisches Gewitter des Geistes, das sich über der alten Kaiserstadt entlud, Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag, drohend, zündend." Demosthenes war wieder erstanden, freilich nur im lyrischen Gewande. Uhland war das Werk gewidmet, dem schwäbischen Helden der Freiheit und des Rechts, dem der österreichische Dichter den entsprechenden Dank abstattete:

Jeder ficht mit eigner Wehre,
Priester kämpft mit dem Brevier,
Krieger mit dem Schwert und Speere,
Mit Gesang und Reimen wir.

In bequemen achtfüßigen Trochäen wurden hier mit schneidendem Witz und überlegner Kraft wuchtige Angriffe gerichtet, alle ad hominem, gegen den Mautkordon, die Niederträchtigkeit der verblödeten Zensur, die tückische Spionenriecherei, gegen Pfaffendummheit und Pfaffenbosheit, gegen den albernen Hochmut der Feudalen — kurz, um es mit einem Worte zu sagen, gegen die ganze unselige Regierungspfuscherei Metternichscher Prägung. In einer begeisterten, oft hymnenartigen Sprache verherrlichte der Dichter die politische und die soziale Freiheit, indem er sich bald in ganz unerhört kühner Weise unmittelbar an die Gegenwart wandte, bald prophetischen Geistes Zukunftsbilder malte. „Freiheit ist die große Losung, deren Klang durchjauchzt die Welt," das war das Motto dieser lyrischen Kriegserklärung. Mit vollem Bewußtsein hatte sie der Dichter erlassen; er wollte seine Zeitgenossen zu einer geistigen Freiheitsschlacht in Österreich begeistern, in Österreich, wo die Menschen unter dem Zwange des Passes, die literarischen Erzeugnisse unter dem der Zensur standen, und wo die ganze deutsche Literatur eigentlich verboten war. Und doch war die Tonart in diesen „Spaziergängen" nicht eigentlich revolutionär; nur „der heitre Sieg des Lichts" sollte erfochten werden, denn Anastasius Grün war bei aller freiheitlichen und fortschrittlichen Gesinnung jedem gewaltsamen Vorgehn abgeneigt. „Das Licht, schrieb er in einem Briefe an S. Brunner, nicht der Brand! Die Bewegung, nicht der Sturm! Der Bau, nicht die Zerstörung!" (Nord und Süd, September 1877, S. 396.) Dieselbe

Auffassung zeigt er auch noch an andern Stellen. So zum Beispiel sagt er in den „Spaziergängen“:

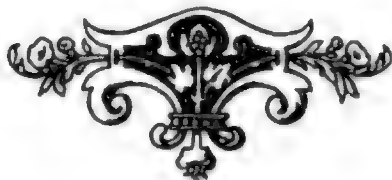
> Nicht das Schwert sei unsre Waffe, nein, das Wort, Licht und Gesetz!
> Denn der fröhlich heitre Sieger ist der schönste Sieger stets!

Und auch der Anfang seines „Bundesliedes“ in den Gedichten führt denselben Gedanken aus:

> Nicht mit Spießen, Mörsern, Stangen
> Ziehn wir in den heilgen Streit;
> Mag nach solchen Waffen langen,
> Wer nicht bessre hält bereit.

Die „Spaziergänge“ fanden fast überall eine begeisterte Aufnahme; denn das Herz des fünfundzwanzigjährigen Dichters schlug mit dem des Volkes für die Freiheit der Bewegung, des Wortes und des Glaubens. Das Buch war wie eine heilsame Arznei, die die von der Lethargie gebundnen Lebensgeister befreite, es klang darin wie lerchenhaftes Jubilieren, wie die Verkündigung einer frohen Botschaft von der Erlösung aus dumpfem Druck. Die durchaus künstlerische und von den höchsten Ideen getragne Art gewann dem Dichter die Zuneigung aller wahren Freunde der Menschheit und der Freiheit, auch über die schwarzgelben Grenzpfähle hinaus, im deutschen Vaterlande, „draußen im Reich,“ wie man damals sagte. „In der Wärme dieser neuen Lieder, sagt Wolfgang Menzel, spürte man den Einfluß der Juliussonne in Paris.“ Sie waren die „Musik der Zukunft,“ in denen nicht die Klage, sondern die Hoffnung überwiegt, und die ein freudiger und mutiger Ton durchzieht. Österreich, sagt derselbe Kritiker, habe nie einen bessern Sänger gehabt, einen bessern lyrischen Sänger gewiß nicht; höchstens sei ihm Walter von der Vogelweide in seinen Liedern an Kaiser und Papst an die Seite zu stellen. In vielen Gedichten der „Spaziergänge“ zeigt sich eine treffliche Anschaulichkeit, männliche Kraft und echte Stimmung, namentlich in denen, die dem Andenken Kaiser Josephs und andern lichten Bildern der österreichischen Geschichte gelten. Aber sie alle, obwohl sie nicht hohle Phrasen und leere Abstraktionen boten, sondern aus dem Leben hervorgegangen waren, hatten doch das Schicksal, das politische Gedichte eben haben, von denen ganz besonders das Wort gilt: habent sua fata libelli. Heute unter dem Einflusse der Stimmungen des Tages im Begeisterungssturme hochgepriesen, sind sie morgen, wenn die Bewegung abgeflaut ist, vergessen. Die Wirkung der „Spaziergänge“ wurde durch sein späteres dichterisches Schaffen kaum noch überboten. Es wäre deshalb nicht eben wunderbar gewesen, wenn sich der junge Dichter vom Erfolge hätte berauschen lassen. Davor jedoch bewahrte ihn die glückliche Anlage seiner Natur; er war ein stiller Sinner, ein ruhmscheuer Poet; alle Poeteneitelkeit lag ihm fern.

(Schluß folgt)



Der Fichtelberg

Kulturgeographische Bilder von Julius Pistor

Die Zahl derer, die alljährlich im Sommer die schattigen Täler und die sonnigen Höhen des Fichtelgebirges aufsuchen, ist im Vergleich mit andern deutschen Mittelgebirgslandschaften ziemlich gering. Noch weniger freilich kannte man in frühern Zeiten dies Gebiet aus eigner Anschauung, und man wußte kaum mehr davon, als daß es ein unwegsames und rauhes, mit dichten Forsten bestandnes Bergland sei, auf dem Main, Nab, Eger und Saale entspringen. Über seinen Aufbau vollends, seine Höhenlage und seine Stellung im Gebirgsbau Deutschlands herrschten bis in die neuere Zeit hinein vielfach irrige Ansichten, und es ist noch nicht allzu lange her, daß man aufgehört hat, vom Fichtelgebirge als von einem Knoten zu sprechen, der durch einander kreuzende Gebirgszüge gebildet werde. Nicht einmal seinen Namen hat uns das Mittelalter überliefert, und erst Matthias von Kemnat, ein Landeskind, der zu den ältesten Jüngern des deutschen Humanismus gehört, nennt den stark hervortretenden, von Ochsenkopf und Schneeberg überragten Westrand des Gebirges Fichtelberg, eine Bezeichnung, die dort noch heute hierfür im Volksmunde üblich ist. Seiner echt humanistischen Heimatliebe verdanken wir aber zugleich die erste Beschreibung dieses Gebiets, ein zwar eng umrahmtes, aber eigenartiges und anziehendes Bild, das er seiner Chronik Friedrichs des Ersten von der Pfalz einverleibt hat.

Gereizt durch die Wunderdinge, die das Volk von dem Gebirge zu erzählen wußte, ist er einst in jungen Jahren, als die Gicht seine Glieder noch nicht gelähmt hatte, mit einigen Genossen durch dichten Urwald zum Fichtelberg emporgestiegen. Die Ausdehnung des Gebirges, das zwei Herren, dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Markgrafen von Brandenburg, gehört, gibt Matthias nach der Schätzung von Förstern und Zinngräbern auf sechs Meilen in der Runde an. Kein Weg führt zu der Höhe hinan, und es ist gar nicht daran zu denken, daß man hinaufreiten könnte: Schluchten, Felsbrocken, umgestürzte Baumstämme und tausend andre Hindernisse, wie sie der Urwald dem eindringenden Menschen entgegenstellt, machen den Aufstieg sogar für einen rüstigen Fußwandrer höchst beschwerlich, wenngleich sich das Gebirge nur allmählich abdacht. Dann bedecken dichte Wälder, die neben Hirschen auch Raubtiere, wie Bären, Wölfe und Luchse, beherbergen, die Abhänge. Matthias sah hier Ahornbäume, Föhren, Fichten und Tannen von einer Größe, wie er sie sonst nirgends angetroffen hatte. Wer sich in diese Wildnis wagt, bedarf der Führung durch einen ortskundigen Förster, Schindelmacher oder Zinngräber, und es empfiehlt sich auch, Feuer und Proviant mitzuführen, denn der Weg ist weit, und das Gebirge hoch, so hoch wie sonst keins in deutschen Landen.

Digitized by Google

Seine Kuppen krönen wunderbare Felsbildungen, deren Gestein metallisch glänzt, als enthielte es Zinn oder Silber. Den Gebirgsstock überragen zwei Höhen. Er nennt ihre Namen nicht, aber nach seiner Darstellung können nur Ochsenkopf und Schneeberg gemeint sein. Am merkwürdigsten für ihn ist ein oben auf der Höhe liegender Bergsee, der heute gänzlich vermoorte Fichtelsee in der Seelohe, aus dem der Nab und dem Weißen Main Wasser zufließt. Damals waren seine Ufer schon so stark versumpft, daß auf eine Viertelmeile vom See der Boden unter den Füßen des Wandrers schwankte, und man sich nur unter Anwendung größter Vorsicht dem Gewässer nähern konnte. Kein Wasservogel, kein Fisch belebt angeblich diesen See, und auch der Winterfrost vermag ihn nicht in Fesseln zu schlagen. Diese höhern Lagen des Gebirges sind natürlich schwach besiedelt; nur vereinzelte armselige Dörfchen liegen hier und da in den Hochtälern. Tritt im Winter starker Schneefall ein, so sind die Leute dort so ziemlich von der Welt abgeschnitten, und es ist vorgekommen, daß sie in ihren Hütten verhungern mußten, wenn es ihnen nicht glückte, auf Brettern, die sie unter die Füße banden, um ein tieferes Einsinken in den Schnee zu vermeiden, nach den tiefer liegenden Ansiedlungen zu gelangen. Erst weiter abwärts liegen größere Ortschaften: Matthias nennt Kemnat, seine Heimat, ferner Weißenstadt, Berneck und Weidenberg.

Für die hydrographischen Verhältnisse des Gebirges zeigt Matthias wenig Interesse. Freilich waren diese hoch liegenden Gegenden damals noch sehr unwegsam, und die Anfänge der Flüsse, die dort entspringen, sind ja auch zu unscheinbar, als daß sie die Aufmerksamkeit eines Beobachters jener Zeit auf sich hätten ziehn können. Hätten sich dort so wildromantische Partien gefunden, wie sie etwa Matthias jüngerer Zeitgenosse Felix Fabri von Ulm in seiner Beschreibung des obern Rheines so anschaulich schildert, kein Zweifel, er würde sie gewiß nicht mit Stillschweigen übergangen haben. Man wird ihm ferner keinen schweren Vorwurf daraus machen können, daß nach ihm neben Nab und dem Weißen Main auch Saale und Eger dem Fichtelsee entfließen, daß weiterhin Rednitz, Pegnitz und der Rote Main am Fichtelberg entspringen; das sind Kleinigkeiten, wenn man bedenkt, daß noch zwei Menschenalter später der angesehene Geograph Sebastian Franck in seinem Weltbuche (1534) die Etsch zu einem Nebenflusse der Donau macht, und daß er, ein geborner Donauwörther, behauptet, die Isar fließe bei Passau in die Donau.

Wertvoller sind dagegen wieder seine Mitteilungen über die Bewohner des Gebirges, wenn auch hier ein Eingehn auf das Ethnologische, das doch nahe genug gelegen hätte, bei Matthias ganz außer Betracht kommt. Beobachtungen dieser Art lagen ihm offenbar fern; um so frischer ist das, was er sonst zu erzählen weiß. Allerlei Gesindel, dem anderwärts der Boden unter den Füßen zu heiß geworden ist, hat hier oben in dem wenig zugänglichen Revier seine Schlupfwinkel: Mörder, Ketzer aus dem nahen Böhmen und sonstiges lichtscheues Volk treibt da sein Wesen. Auch an Zauberern fehlt es nicht. Einer der angesehensten unter ihnen ist Meister Niklas, der Sternseher, der sich in der Einöde eine Hütte gebaut hat und wunderliches Zeug von dem Gebirge und seiner Zukunft weissagt: in etlichen Jahren soll, so läßt er sich hören, hier oben eine Stadt

entstehn, die größer werden wird als das volkreiche Köln am Rhein. Sonst stößt der Wandrer in der Wildnis nur hin und wieder auf einen Förster, Schindelmacher oder einen Zinner, der in den zahlreichen Gruben und Schächten nach Erz schürft; denn das Gebirge ist reich an Eisen, Blei, Zinn, Silber und Gold und bringt auch kostbare Granaten, Bergkristalle, Saphire, Chrysolithe, Topase, Amethyste usw. hervor, und Matthias selbst grub dort, wie er erzählt, nach blauer Farbe und brachte manchen schönen Stein mit nach Hause.

Dieser Mineralreichtum der Berge hat denn auch allerlei unternehmende Leute aus weiter Ferne ins Land gelockt. Gerade wie alten Sagen zufolge Venezianer oder Walen im Frankenwalde wie im Thüringer Walde und im Erzgebirge heimlich nach Metall gruben, so stößt man nach Matthias auch am Fichtelberg auf solche Fremdlinge, die, offenbar um nicht auffällig zu erscheinen, als Bettler verkleidet, dieselbe Hantierung treiben und den erbeuteten Schörl, ein minderwertiges Zinnerz, in „Schulsäcken" auf ihrem Rücken in die Heimat tragen. Hier und da ist es gelungen, einen dieser fremden Gäste zu greifen; man examinierte sie und erfuhr, daß man in Venedig allein diese Art von Zinnerz in vorteilhafter Weise zu schmelzen verstünde und darum den hohen Preis von fünfzig Gulden für den Inhalt eines solchen Sackes zahlte. „Von Wunders wegen" hat Matthias einst die Höhen erstiegen, und mit einem Ausdruck des Erstaunens über das Geschaute schließt er auch seine Schilderung: „Und endlich ist es nit alles zu schreiben, was Wunders uff dem Berg ist."

Zwei Menschenalter etwa nach Matthias Tode durchwanderte ein andrer deutscher Geschichtschreiber, der gelehrte Kaspar Brusch aus Schlackenwald im Egerlande, das benachbarte Fichtelgebirge, aber nicht nur zu seinem Vergnügen wie weiland Matthias, sondern von vornherein in der Absicht, auf Grund eigner Anschauung, „nicht von Hörensagen, wie itzt mancher tut," den Lauf der auf dem genannten Gebirge entspringenden Flüsse und weiterhin dieses selbst zu beschreiben. Das im ganzen recht dürre Büchlein, das er den Bürgermeistern und dem Rate der Stadt Eger in der Hoffnung widmet, von diesen dafür „ehrlich begabt" zu werden, enthält zunächst eine kurze Schilderung des Fichtelberges; diesem Teile schließt sich sodann, da er Main, Saale und Nab später besonders behandeln will, eine zwar sorgfältige, aber sehr trockne geographische Statistik des Egertales an, wobei das rein Geographische und das Landschaftliche so gut wie gar nicht zur Geltung kommt. Die zahlreichen geschichtlichen Notizen, die er beibringt, haben kaum mehr als örtliche Bedeutung und gehn auch nicht weit in die Vergangenheit zurück. So weiß er über die frühern Bewohner des Gebirges, das er übrigens nach dem Vorgang andrer nicht übel als einen Markstein deutschen Landes gegen Böhmen bezeichnet, und deren Schicksale nichts zu berichten, und nur gelegentlich teilt er einmal mit, daß auf der ausgedehnten Königsheide (zwischen dem Haupte des Fichtelberges und dem Städtchen Weidenberg) in grauer Vorzeit ein unbekannter König eine große Schlacht geschlagen haben müsse, denn noch heutigentags fänden dort die Bauern Menschengebeine, rostige Schilde, Helme und sonstige Waffenstücke in der Erde. Ebensowenig ist er imstande, genauere Angaben über das Alter und die Art der Besiedlung des Landes um den Fichtelberg zu machen, und er

begnügt sich mit der Annahme, daß dort vor zweihundert, ja noch vor hundert Jahren eine ungeheure greuliche Wildnis gewesen sei.

Auch sonst sieht man es dem Werkchen kaum an, daß sein Verfasser an Ort und Stelle Beobachtungen über Land und Leute angestellt hat, und nur hin und wieder wird die Einförmigkeit der Darstellung durch etwas Humor angenehm unterbrochen. Immerhin ist bei Brusch ein gewisser Fortschritt in der Kenntnis des Gebirges seit Matthias von Kemnat erkennbar. So führt er den Namen Fichtelberg mit Recht auf die Fichtenwaldungen zurück, die seine Höhen bedecken, und bekämpft die Ansicht der Leute, die mit Rücksicht auf den Wasserreichtum des Gebirges in der Bezeichnung Fichtelberg nichts andres als eine verderbte Form von Feuchtenberg sehen wollen. Weiß er ferner auch die geographische Lage des Gebirges nicht anders als nach den benachbarten politischen Territorien zu bestimmen, so zeigt er sich doch über dessen Gestalt und Ausdehnung wesentlich besser unterrichtet als sein Vorgänger: er ist imstande, etwa zwanzig mehr oder weniger bedeutende Erhebungen namhaft zu machen, ohne sich freilich über ihre Lage und Zusammengehörigkeit irgendwie zu äußern. Doch spricht er gelegentlich einmal von einem Höhenzuge, der das Fichtelgebirge mit dem Böhmerwalde verknüpfe, und es ist wahrscheinlich, daß er hierbei ganz richtig das Plateau von Waldsassen im Auge gehabt hat. Auch in der Kenntnis der Gewässer des Gebirges überragt er Matthias bedeutend. Bis zum geheimnisvollen Fichtelsee, der fischreich und unergründlich tief sein soll, scheint Brusch wegen des umgebenden sumpfigen Geländes nicht vorgedrungen zu sein, wohl aber weiß er, daß Eger und Saale nicht aus dem Fichtelsee kommen. Diese genauere Kenntnis des Geländes verdankt er offenbar einer im Jahre 1535 hier vorgenommnen Grenzberichtigung. Vorzüglich unterrichtet aber durch eigne Anschauung ist er über den Lauf der Eger und ihrer Zuflüsse, die er gewissenhaft einzeln aufzählt und näher beschreibt.

Die Erhebungen des Gebirges überschätzt Brusch gleich Matthias von Kemnat; er nennt sie sonderlich und greulich und meint, dieser Höhenlage verdanke das Land seine reine, gute Luft, die nirgends in Deutschland so gesund sei wie hier. Den Eindruck der Rauheit, den das Gebirge auf Matthias von Kemnat machte, scheinen im Laufe der Zeit die mannigfachen Rodungen, mit denen Brusch die zahlreichen Ortsnamen auf -reut in Verbindung bringt, etwas gemildert zu haben. Aber leider hielt mit der Lichtung der Wälder die Abnahme des Reichtums an Bodenschätzen, an Gold, Silber, Quecksilber, Schwefel und Edelgestein, gleichen Schritt, und von dem einst so blühenden Bergbau auf Zinn ist vollends gar nicht mehr die Rede. Trotzdem streiften angeblich noch zu Bruschs Zeiten Zigeuner wie auch Welsche aus Venedig und sogar aus Spanien in den Bergen umher und zogen mit den heimlich erbeuteten Schätzen wieder davon. Sie rühmten sich auch den Einheimischen gegenüber ihrer Schürfkunst und pflegten wohl zu sagen, „daß man an und um den Fichtelberg oft eine Kuh werfe mit einem Stein, der Stein sei aber besser denn die Kuh.“ Hin und wieder hat man an abgelegnen Stellen in den Bergen kleine Bücher mit Aufzeichnungen in italienischer, französischer und holländischer Sprache gefunden, die von diesen Fremdlingen herrührten; sie enthielten allerlei Angaben

darüber, wo und wie Gold, Edelgestein und Perlen zu gewinnen seien. Brusch selbst erhielt auf seiner Wanderung durch das Gebirge ein solches Walenbüchlein von einem angesessenen Geistlichen, scheint aber von dem Werte seines Inhalts nicht recht überzeugt gewesen zu sein. Trotzdem ruht seiner Meinung nach im Schoße des Fichtelberges noch unermeßlich viel edles Erz, und wie er bedauert, daß man die Walen mit ihrem Raube unbehelligt habe ziehn lassen, so kann er die Zeit kaum erwarten, wo der Erdboden die bisher neidisch zurückgehaltnen Schätze zu Nutz und Frommen der Landesherren und ihrer Untertanen wird herausgeben müssen.

Von der Unsicherheit in den Bergen weiß auch Brusch etwas zu erzählen. Freilich ist manches im Laufe der Zeiten besser geworden. „Denn vormals, meint er nicht ohne Humor unter Hinweis auf das unedle Handwerk adlicher Schnapphähne, die lieber einem vorüberziehenden Kaufmann zehn oder mehr Gulden abnahmen als einem Bettler einen Heller gaben, sind zuzeiten die Winde hier oben so stark gegangen und haben den Kaufleuten so kalt in den Busen geblasen, daß ihnen kein Geld in den Seckeln oder Watsäcken blieb.“ Die Landesherren und die wehrhaften Bürger von Eger haben zwar längst den Heckenreitern ihr schlimmes Handwerk gelegt und ihre „Hundslöcher“ zerstört, aber noch immer treibt sich verdächtiges Gesindel im Lande umher, und es ist denen, die auf dem Wege durch das Gebirge schwere Taschen mit sich führen, einige Vorsicht anzuraten. Dem rauhen, unwirtlichen Gepräge, das die Landschaft im ganzen noch trägt, entspricht völlig der Charakter der Bewohner. Die Bevölkerung ist zwar treuherzig und bieder, aber klotzig grob, „daher auch ein teutsch Sprichwort erwachsen, daß, wann man von einem groben, guten Knittel will sagen, spricht man: es ist ein grober Fichtelberger.“ Brusch nennt sie ein bäurisches, hartes und starkes Volk, das Hitze und Frost, Mühe und Arbeit wohl zu ertragen weiß und mutig und kräftig genug ist, den Kampf mit Eber und Bär aufzunehmen. So darf man es den Leuten im Grunde auch nicht verargen, wenn sie sich zu Kriegs- und grober Bauernarbeit mehr hingezogen fühlen als zur Pflege von Kunst und Wissenschaft, und Brusch muß sich redliche Mühe geben, um ein paar gelehrte Namen zum Ruhme des Landes zusammenzubringen, und greift zu diesem Zwecke bis nach Bamberg, Hof und Eger hinüber. Besser ist es dagegen mit der Musik und Sangeskunst bestellt, denn der guten Sänger gibt es in den Städten um den Fichtelberg so viele wie der Fichten, die seine Höhen umkleiden.

Wie Kaspar Brusch das von seiner Heimat aus öfter durchwanderte Tal der Eger eingehend in seinem Werkchen geschildert hatte, so stellte er auch eine Beschreibung der drei andern am Fichtelberg entspringenden Flüsse nebst einer kartographischen Darstellung des ganzen Gebiets in Aussicht. Aber dazu sollte es nicht mehr kommen. Andre, größere Arbeiten nahmen ihn in der nächsten Zeit in Anspruch, und als er sich dann, ein Jahrzehnt nach dem Erscheinen seiner Schrift, aufmachte, um durch Bereisung der zu beschreibenden Gegenden, zuvörderst des obern Maingebiets, Stoff für seine Arbeit zu sammeln, fand er (15. November 1549) unterwegs, noch ehe er sein Ziel erreicht hatte, ein vorzeitiges Ende durch Mörderhand.

Anderthalb Jahrhunderte später nahm der Magister Johann Will, Pfarrer zu Kreußen am Roten Main, gestützt auf reiche, durch wiederholte Wanderungen im Gebirge erworbne Erfahrung, Bruschs Plan wieder auf. „Das Teutsche Paradeiß in dem vortrefflichen Fichtelberg einfältig vorgezeiget“ nennt er seine dem damaligen Erbprinzen Georg Wilhelm von Brandenburg gewidmete Schrift und begründet diesen etwas wunderbaren Titel damit, daß auch die Dichter des Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz nicht mit Unrecht unter dieser poetischen Bezeichnung das Gebirge besungen hätten, denn ihm entströmten wie einst dem Paradiese vier namhafte Flüsse. Zunächst gibt er eine nähere Umgrenzung des Gebiets: im engern Sinne versteht er unter dem Fichtelberg die auch von Matthias von Kemnat und Kaspar Brusch so bezeichneten Höhen, also den Stock, der im Ochsenkopf und im Schneeberg gipfelt; doch kennt er auch den orographischen Zusammenhang dieses Gebiets mit den sich von hier in verschiednen Richtungen hinziehenden Erhebungen, und er rechnet im weitern Sinne zum Fichtelberg alle Höhen, die sich östlich bis zur Einmündung der Werdern in die Eger, südwärts bis zum Zusammenfluß der Waldnab und der Heidenab und gegen Westen bis zur Vereinigung der Rodach mit dem Main erstrecken; im Norden weiß er keine natürliche Grenze anzugeben, und er läßt die Ausläufer sich bis zu der Stadt Saalburg hinziehn.

Ausgedehnte Waldungen finden sich noch immer auf dem Gebirge, wenn auch mancher Bestand durch die lebhaft betriebne Eisenindustrie stark gelichtet worden ist. Am häufigsten kommt die Fichte vor, nicht selten in riesigen Exemplaren, insbesondre auf dem eigentlichen Fichtelberg. „Hier, sagt der offenbar dichterisch begabte Will, bekrönen die Fichten das hohe Fichtenhaupt, den sogen. Ochsenkopf: Fichten bedecken seine weit ausgestreckten Hörner, Fichten bekleiden alle Seiten, und Heidenfichten überschatten die starken Wurzeln, bepflanzen die tiefen Gründe und Täler, Fichten wachsen sogar auf hohen Felsen und großen Steinklippen, wovon sie ihre Wurzel zwischen den Ritzen und Klüften herunter zur Erde schlagen und sich dermaßen bevestigen, als wenn sie darauf zum ewigen Ruhm ihres Fichten-Vaters bestehen solten.“ Daneben nennt er dann noch die Tanne, Föhre, Eiche, Buche, Linde und den Ahorn, ohne freilich nur eine Andeutung über die Art und Häufigkeit ihres Vorkommens wie über das Verbreitungsgebiet der einzelnen Baumarten zu machen, und es ist nur eine Ausnahme, wenn er es erwähnenswert findet, daß die das Aischtal umgebenden Höhen noch mächtige Eichenwaldungen tragen.

Nicht gerade befriedigend sind auch seine Angaben über den Charakter und die Gliederung des Gebirges, wenngleich man hier mit Rücksicht auf die Schwierigkeit der Sache keine allzu hohen Anforderungen an einen Laien aus der Zeit des ausgehenden siebzehnten Jahrhunderts stellen darf. Immerhin wendet er dieser Seite seiner Aufgabe mehr Aufmerksamkeit zu als seinerzeit Brusch, und er ist ja auch in der Lage, hier wesentlich bessere Hilfsmittel zu benutzen als dieser. Die Übersicht über den Aufbau des Gebirges, über den Zusammenhang und den Verlauf der einzelnen Züge fehlt ihm gänzlich, wie schon ein Blick auf seine Karte zeigt, und nur den Fichtelberg selbst und die benachbarten Kuppen faßt er mit größerer Sorgfalt ins Auge. Am meisten

interessiert ihn der steinbesäte gewaltige Ochsenkopf mit seinen Fichtenwäldern, in dessen Klüften sich Eis und Schnee bis Mittsommer halten, und dessen moorigen Abhängen zahlreiche Quellen entfließen. Die Erklärung dieses Bergnamens macht ihm einige Schwierigkeit. Daß er mit dem Haustier in Verbindung zu bringen sei, darüber ist er keinen Augenblick im Zweifel: sind doch noch auf der Höhe des Berges zwei in Stein gehauene Ochsenköpfe zu sehen, ebenso wie dort vor einiger Zeit eine Säule stand, die dasselbe Symbol trug. Aber er wagt nicht zu entscheiden, ob er dies mit einer einstigen germanischen Opferstätte oder aber mit einem Scherz von Weidmännern in Verbindung bringen soll. Vielleicht rührt auch die Bezeichnung von der eigentümlichen, einem ruhenden Ochsen nicht unähnlichen Gestalt der Bergkuppen her, wobei der Ochsenkopf das Haupt des Tieres darstellt.

Bedeutend besser ist er über die hydrographischen Verhältnisse des Fichtelgebirges unterrichtet, dessen Wasserreichtum nach seiner Ansicht im Zusammenhang mit den ausgedehnten Mooren steht. Hier ist es namentlich das Quellgebiet der vom Fichtelberg herabrinnenden vier Flüsse, das er eingehend untersucht hat. Wie Brusch bekämpft auch er die weitverbreitete Ansicht, daß diese sämtlich, wie die Poeten singen, und die Maler es auf den großen fichtelbergischen Trinkgläsern bildlich darzustellen pflegen, ihren Ursprung in dem Fichtelsee haben. Er ist selbst (im Juni 1691) an Ort und Stelle gewesen und hat ihn genau besichtigt. „Was ist es denn nun vor ein See? ruft er erstaunt aus. Ein See und doch kein See. Ein See dem Nahmen nach, kein See in der Sach selbsten, sondern ein Sumpf mit einem zähen, aus gelblichten Mooß zusammengefilzten Wasen überzogen.“ Nur die Mitte dieses wunderbaren Wasserbeckens hatte damals die Pflanzendecke noch nicht erreicht. Übrigens war der Zugang zu ihm wegen der umgebenden Moräste gerade so gefährlich wie zu der Zeit des Matthias von Kemnat, wenn man auch hier und da Stangen über die bedenklichsten Stellen gelegt hatte. Die Jäger benutzen in der Regel, wenn sie hier dem Wilde nachstellen, besonders breite Schuhe, aber verwegne Dorfjungen laufen auch wohl, ohne eine solche Vorsichtsmaßregel anzuwenden, über die unheimlich schwankende Decke. Einsam am Ufer steht eine vom Sturm zerzauste Föhre, in deren Borke die seltnen Besucher ihre Namen einzuschneiden pflegen. Der See, der jetzt nur etwa ein Viertel Tagewerk mißt, war nach Aussage alter Förster früher weit umfangreicher, es lebten auch Fische in seinem Wasser, und Wildenten und andre Wasservögel tummelten sich auf ihm. Aber als man vor mehr denn fünfzig Jahren, so berichteten Wills Gewährsmänner weiter, von der pfälzischen Seite aus einen Stollen hineintrieb, um benachbarten Hammerwerken mehr Wasser zuzuführen, sank der See unter gewaltigem Krachen zusammen, sodaß er nunmehr einem Weiher gleicht. Übrigens wollen die Umwohnenden die Wahrnehmung gemacht haben, daß Regen zu erwarten ist, wenn Nebel aus dem Moor aufsteigen, aber heiteres Wetter, wenn sich die Nebel des Gebirges nach der Seelohe ziehn und gewissermaßen im Fichtelsee verschwinden.

Mit besondrer Ausführlichkeit spricht sich Will an verschiednen Stellen seiner Arbeit über die Erzeugnisse des Landes aus. Überreich sind die Forsten

an eßbaren Pilzen und mancherlei Waldbeeren, Nüssen, Bucheckern und Eicheln; die Fichten triefen von Harz, das in großen Mengen gewonnen und zu Pech verarbeitet wird, die Föhren liefern Kienruß, die ausgedehnten Heiden dienen der Bienenzucht. Dazu bieten die Waldungen so mannigfache tierische und pflanzliche Arzneimittel dar, daß sie die Leute in großen Mengen sammeln und zum Verkauf in die Städte bringen oder auch die Rohstoffe zu Pulvern, Latwergen, Säften, Salben, Pflastern und dergleichen verarbeiten. Will ist überzeugt, daß sich bei größerer Betriebsamkeit der Fichtelberger dieser Erwerbszweig noch heben lasse trotz dem Wettbewerb der Laboranten im Thüringer Walde, meint aber doch schließlich mit Rücksicht auf die dann wahrscheinlich eintretende Überproduktion: „Aber wohin damit?" Einiges Geld bringen sodann die hier und da vorhandnen Säuerlinge, so wenig sie auch von den Fichtelbergern beachtet werden, ins Land, indem sich alljährlich zahlreiche Kurgäste einfinden. Unter den Tieren, die die Waldungen beherbergen, nennt Will u. a. den Wolf, den Bären, den Luchs und die Wildkatze, dazu allerlei Geflügel: Taube, Ente, Gans, Hasel-, Birk- und Auerhuhn, ferner Fischgeier, Reiher und Steinadler. Er verkennt freilich den bedeutenden Flurschaden nicht, den das Wild anrichtet, aber dafür veranstalten die herrschaftlichen Förster zur Winterszeit, so oft neuer Schnee fällt, große Wolfsjagden, und die auf der Königsheide, im Silber- und im Sparneckerwald angelegten Bärenfänge machen manche Bestie unschädlich.

Der Holzreichtum des Gebirges hat zwar, wie auch schon Brusch klagte, infolge des starken Verbrauchs durch die vielen Hüttenwerke hier und da bedenklich abgenommen, aber immerhin ist der Fichtelberg noch imstande, Brenn-, Bau- und Werkholz nicht nur für den Bedarf seiner Anwohner, sondern auch für die Ausfuhr zu liefern. Künstlich angelegte Stauweiher helfen das Holz aus dem Walde fortschaffen, das dann teils in rohem Zustande, teils zu Brettern, Dielen, Latten, Weinpfählen, Fässern und Schreinen verarbeitet, auf den Flüssen nach der Oberpfalz, nach Böhmen, Thüringen und Meißen, vorzüglich aber den Main hinab nach den Rheinlanden und Holland verfrachtet wird. Die Gewässer selbst sind reich an Forellen, Hechten, Karpfen, Lachsen, Barben und Aalen; in den kleinen Bächen fängt man hauptsächlich Krebse, die karrenweise nach den Städten auf den Markt gebracht werden.

Daß das waldige und bergige Gelände keinen Überfluß an Getreide hat, versteht sich von selbst, und was den Obst- und Weinbau anlangt, so weist Will auf die „milden Culmina Bacchi, die fruchtreichen Obst- und Weingärten zu Culmbach" hin, „welche ihren alten und kalten Fichten-Vater mit dem besten Obst und einem feinen Land-Wein noch ziemlich laben und ergözen können." Dagegen ist der Flachsbau weit verbreitet und bildet die Grundlage des blühenden Leinengewerbes in Dorf und Stadt, und auch die Viehzucht ist bedeutend: neben Schaf, Ziege und Schwein ist das Rind von besondrer Wichtigkeit, das in den Ortschaften auf dem Gebirge zwar etwas unansehnlich ist, aber reichlich Milch, Butter, Käse und Talg liefert; in den tiefer liegenden Tälern hält man außerdem noch schweres Schweizer Vieh zum Schlachten und benutzt häufiger das Pferd als Zugtier. So stark hat sich im Laufe der Zeit die Viehzucht

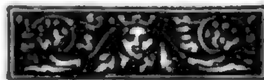
hier entwickelt, daß allmonatlich ganze Ochsenherden nach Franken, besonders nach Ebermannstadt und nach Nürnberg, und jedes Jahr unzählige Schweine, Schafe und Rinder auf die Bamberger Herbstmesse getrieben werden. Dann liefert das Rinderfett einen wertvollen Ausfuhrartikel: in Fässer verpackt, wird diese „Fichtelbergische Fettigkeit" auf Lastwagen, Schiffen und Flößen als marktgängige Ware nach den großen Städten Deutschlands verfrachtet.

Den einstigen Reichtum des Gebirges an Erzen überschätzt Will offenbar, wenn er meint, daß man vor drei Jahrhunderten hier mehr Gold und Silber, Kupfer und Zinn gefunden habe als an irgendeinem andern Orte in Deutschland, und wenn er die Wohlhabenheit der Nürnberger Burggrafen hauptsächlich auf den Besitz ertragreicher Bergwerke im Fichtelgebirge zurückführt; er irrt ferner, indem er den unruhigen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges und der darauffolgenden Kämpfe gegen Franzosen und Türken die Hauptschuld an dem Niedergang der Montanindustrie beimißt. Daß der Erzreichtum schon erschöpft sein könne, will er nicht glauben und ist vielmehr wie Brusch der Meinung, daß Gott die Ausbeutung der unzweifelhaft noch vorhandnen Bodenschätze spätern, bessern Zeiten vorbehalten habe. Aber immer noch liefert das Gebirge hier und da Diamanten, Jaspisse, gold- und silberhaltiges Antimon, Kupfer, Alaun, Marmor, rote und gelbe Erdfarben, wenn auch zum Teil nur in geringen Mengen. Dagegen blüht der Bergbau auf Eisen und die Eisenindustrie mächtig auf: in zahlreichen Hochöfen und Eisenhämmern namentlich des Nab- und des Egertales wird das Erz geschmolzen und zugerichtet und wird dann zur Herstellung von Geschützen und Kleinfeuerwaffen, von Öfen, Töpfen, Tiegeln, Pfannen, Sägen, Beilen, Schaufeln, von Draht und Nägeln usw. verwandt, um in dieser Form außer Landes geführt zu werden. Daneben beschäftigt die Verarbeitung des Holzes zu Orgeln, Uhren und Geigen, die Herstellung von Glas- und Porzellanwaren, das Pechsieden und Schmalzauslassen wie die Flößerei, die Arbeit in den Steinbrüchen und den Mühlwerken und das Hausiergewerbe einen großen Teil der Bevölkerung. Im Vergleich zu der Ausfuhr ist die Einfuhr nur gering: der Main bringt fränkische Weine ins Land, die Eger böhmischen Hopfen, die Nab von der Donau her Salz, und die Saale allerlei Gewandstoffe sowie Heringe und andre Seefische.

Daß die einfache Lebensweise und der Aufenthalt in der reinen Bergluft einen günstigen Einfluß auf die Gesundheit der Bevölkerung ausübt, weiß Will gleich Brusch zu berichten und stimmt diesem auch darin bei, daß er meint, am Fichtelberge wachse zwar viel ungeschlachtes Holz, und es mangle dortzulande auch nicht an groben und rohen Leuten, aber im ganzen sei es doch ein kernhafter, tüchtiger Menschenschlag, der viel angebornes mechanisches Geschick habe.

Aus dem Sagenborn des Fichtelgebirges, der damals noch viel reichlicher und reiner floß als heutzutage, hat Will nur gelegentlich geschöpft. So erzählt er einmal, daß sich dem Volksglauben zufolge auf Johannistag der Schoß des Gebirges an etlichen Orten auftue. Man braucht dann nur einige Stufen hinabzusteigen, und man wird des Schlüssels zu den unterirdischen Schatzkammern habhaft werden. Hier hängen Gold- und Silbererze wie Eiszapfen und Edelsteine und Perlen wie Zwiebelbündel von den Wänden herab. Einst stieg an

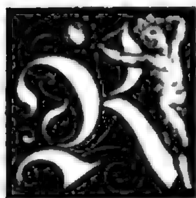
genanntem Tage Hans Rödel, ein Aschenbrenner von Bischofsgrün, mit seinem Weibe zum Ochsenkopf hinan, um für seinen Zweck geeignete Bäume auszusuchen, und gelangte von ungefähr in eine mit gleißenden Schätzen angefüllte Kammer. Aber ein grimmiger schwarzer Hund hielt Wache dabei. Erschrocken eilte er zurück an das Tageslicht, um sein Weib herbeizurufen. Als er mit diesem zurückkehrte, konnte er den Eingang zur Schatzkammer nicht mehr finden. Geister spielen auch in dem Walenbüchlein eine große Rolle. Klaus Gindel von Venedig — „oder woher er sonsten von der nächsten Stauden gewesen,“ setzt Will im Hinblick auf die echt germanische Namensform hinzu — besuchte nach den von ihm hinterlassenen Aufzeichnungen zweimal mit seinem Bruder den Fichtelberg und fand an zahlreichen Stellen, die er einzeln namhaft macht, gediegnes Gold und Silber, Diamanten und Rubinen, warnt aber die Leute vor den höllischen Geistern, die die Schätze bewachten und schon manchem den Tod gebracht hätten. Will schwört übrigens durchaus nicht ohne weiteres auf diese Walenbüchlein. Er gibt zwar zu, daß in frühern Zeiten als Hausierer verkleidete venezianische Goldsucher den Fichtelbergern wohl Hecheln und Mausefallen gebracht und heimlich edles Erz dafür weggetragen haben mögen, aber ob die von ihnen herrührenden geheimen Aufzeichnungen irgendwelchen Wert hätten, darauf müsse, so meint er, doch erst die Probe gemacht werden.



Menschenfrühling

Von Charlotte Niese

(Fortsetzung)



Rita erklärte jetzt das Kaffeetrinken für langweilig und verlangte den Garten zu sehen. Sie bewunderte ihn aber nicht, obgleich er schöne alte Bäume und Rasenplätze hatte, sondern erzählte gleich von den Hamburger Gärten an der Elbe und an der Alster. Und dann berichtete sie andre Dinge. Von Theater und Konzerten, von Schauspielern, die „süß“ waren, und von andern jungen Herren, mit denen sie Briefe wechselte, vom Heiraten und von andern Dingen, die sie nur geheimnisvoll flüsternd mitteilen konnte, während sich die jüngern Kleinstädterinnen um sie drängten und begierig jedes Wort einsogen.

Nur Anneli stand wieder abseits unter den Bäumen, betrachtete die blühenden Büsche und Rosen, sah in den grauen, bleiernen Himmel über sich und wünschte zum erstenmal in der kleinen versteckten Nische bei ihres Onkels Zimmer zu sitzen und nur seine leise Stimme zu hören. Keins der Mädchen bekümmerte sich um sie. Die gingen jetzt alle Arm in Arm um den Rasen, lachten manchmal gellend auf und versanken dann in andachtvolles Schweigen, bis es Rita Maller von neuem einfiel, nach der kleinen buntgekleideten Gestalt in der Ferne zu schauen, worauf sie Christel leichthin fragte, ob man sich nicht mit diesem Kinde, das doch nicht zu ihnen paßte, einen Spaß machen könnte. Einen Spaß? Christel dachte nach, und dann blitzte es in ihren Augen auf. Für einen Spaß war sie immer zu haben, auch wenn er schlecht war. Und Rita war außerdem augenblicklich ihre liebste Freundin, der man schon einen Gefallen tun mußte.

Während Anneli noch immer im Garten umherstand, hier eine Blume betrachtete, dort einen Stein aufnahm, den sie dann gleich wieder hinwarf, flüsterten die andern hastig miteinander, schrien ein wenig, lachten gleich wieder und kniffen sich gegenseitig in die Arme, als Christel, die einen Augenblick in das Haus gelaufen war, jetzt mit lauter Stimme nach Anneli rief.

Anneli, wo bleibst du? Gefällt es dir hier nicht?

Die Gerufne trat langsam näher. Etwas wie Feindseligkeit wehte sie von den großen Mädchen an, und ihre Augen bekamen einen trotzigen Ausdruck.

Ich möchte nach Haus, sagte sie.

Jetzt schon? Aber du mußt doch noch Pudding essen, den es erst nachher gibt. Nein, du darfst noch nicht gehn! Willst du mir nicht aus dem Schuppen eine Harke holen? Wir wollen mal an die Spatzennester hier an der Hauswand.

Wo ist der Schuppen? fragte Anneli mißtrauisch.

Christel zog einen Schlüssel aus der Tasche und gab ihn ihr in die Hand. Dort, am Zaun, der alte Bretterschuppen, worin wir unsre Gartengeräte haben. Du siehst doch, daß ich hier bei den Gästen bleiben muß, setzte sie flüsternd hinzu. Komm, Anneli, tu mir den Gefallen.

Anneli begann zu ahnen, daß irgend etwas gegen sie im Schilde geführt würde. Aber so schnell konnte sie sich nicht besinnen, und ungefällig wollte sie auch nicht sein. Sie ging also auf die alte Holzbaracke zu, die abseits unter den Bäumen hart an der kleinen Nebenstraße lag und einen unheimlichen Eindruck machte. Aber Anneli war nicht ängstlich. Wohl empfand sie es als unangenehm, daß die andern Mädchen plötzlich still wurden und ihr gespannt nachsahen. Doch die dummen Dinger taugten nichts, und Anneli wollte sich niemals mehr um sie bekümmern. Gegen Christel mußte sie immerhin gefällig sein, denn zu andern Zeiten war sie doch nett mit ihr gewesen.

Unter diesen Gedanken mühte sich Anneli ab, das Schloß des Schuppens zu öffnen. Es gelang bald; die Tür sprang auf, und eine schwere, sonderbare Luft kam ihr aus dem eingeschlossenen Raum entgegen. Ganz dunkel war er übrigens nicht; von oben her war ein Fenster in das Dach gelassen, und durch die Bretterwände kamen ebenfalls Lichtstreifen. Der graue Tag hatte sich wahrscheinlich entschlossen, der Sonne gegen Abend noch ein wenig Platz zu machen. Ein rosiger Schein kam gerade jetzt von oben her, und an der einen Wand, wo ganz breite Spalten waren, blitzte es auf.

Langsam ging Anneli in das düstere Innere. Sie sah sich nach den Gartengeräten um, aber es standen an den Wänden entlang nur rohgezimmerte Tische, auf denen etwas stand, und in der einen Ecke erhob sich eine dunkle Gestalt mit einem Hut auf dem Kopf und einem sonderbar sitzenden Rock.

Anneli schrie laut auf, wandte sich um und stürzte der Tür zu; sie war geschlossen. Als sie daran rüttelte, kam es ihr vor, als hörte sie Schritte, die sich eilig entfernten, und ein Geräusch, das wie unterdrücktes Lachen klang. Es wurde ihr klar, daß sie eingeschlossen worden war. Die großen Mädchen hatten sich einen Spaß mit ihr machen, und Rita Makler hatte sie wohl bestrafen wollen, weil sie etwas vom Begraben gesagt hatte und von der Hölle.

Von der Hölle! Anneli lehnte noch immer an der Tür und starrte die schmutzigen dunkeln Bretter der Wand an. Ihre Haare sträubten sich, und sie wagte nicht, sich umzudrehn. Dorthin, wo der Mann stand mit dem sonderbar sitzenden Rock, der auf seinem kahlen Totenschädel einen Hut trug, und dessen Beine nur aus Knochen bestanden. Nein, sie wollte ihn nicht mehr ansehen, sondern hier stehn bleiben, bis die Befreiung kam. Denn Christel konnte doch nicht zugeben, daß sie immer hier blieb, bis die Nacht kam. Und wenn sie es tat, dann würde Anneli morgen tot sein und begraben werden müssen, hier auf dem Kirchhof am See, weit von dem Eckplatz in Birneburg, weit von Vater und Mutter. Doch für die Toten gab es keine Entfernung; wenn sie in das Paradies kam, würde ihr

Vater dort sein und sich freuen. Und dann war alles vorüber: das Leben hier, die Sehnsucht nach dem Vater und nach der grauen kleinen Stadt; und vielleicht würde Tante Fritze, wenn sie später auch kam, im Paradiese viel netter sein als auf der Erde. Und das Kleid mit den Drachen würden die Engel nicht so häßlich finden wie Rita Maller und die andern Mädchen, und vielleicht —

Hinter Anneli huschte etwas. Sie mußte den Kopf wenden und sah ein großes schwarzes Tier an der Wand entlang laufen. Es war wohl eine Ratte. In der Backstube in Virneburg waren auch Ratten gewesen, und die Frau Bäckermeisterin hatte Fallen aufgestellt und Jesses Maria Joseph gesagt, wenn sie eine gefangen hatte. Ja, die Frau Bäckermeisterin! Was sie wohl sagen würde, wenn sie wüßte, daß Anneli mit einem Manne zusammen eingesperrt war, der nur aus Knochen bestand! Aber waren Männer aus Knochen böse? Konnten sie fluchen und schlagen wie wirkliche schlechte Menschen?

Anneli stand jetzt vor dem Skelett und betrachtete es aufmerksam. Es war nicht so schlimm. Der Hut saß ihm schief auf dem Schädel, es hatte eine kurze Pfeife im Munde, und der Rock wies unendlich viele Löcher auf. Armer Totenmann! Warum liegst du nicht ruhig in deinem Sarge und mußt hier in der häßlichen Scheune stehn? Was hast du verbrochen, daß du einen löchrigen Rock tragen und immer eine kalte Pfeife zwischen den Zähnen halten mußt? Diese Fragen hatte Anneli auf den Lippen, doch der arme Mann rührte sich nicht, noch antwortete er. Aber es kam der Kleinen vor, als machte er ein betrübtes Gesicht.

In dem Holzwerk raschelte es von neuem, und Anneli sah sich um. Nichts war zu entdecken, nur von oben her kam ein rotgoldner Strahl und spiegelte sich in allerlei Flaschen und Gläsern, die auf den rohgezimmerten Tischen standen. Und dann machte Anneli einen Sprung, durch den sie vor einen großen Glashafen gelangte, worin ein Kind stand. Ja, ganz gewiß, es war ein Kind! Es war klein und hatte ein vertrocknetes Gesichtchen, aber ein Paar ernsthafte offne Augen schauten in die Annelis, die eine wahnsinnige Angst packte, daß sie fast aufgeschrien hätte. Aber nein, die großen Mädchen, die vielleicht draußen auf ihr Geschrei warteten, die sollten den Spaß nicht haben. Mit zusammengepreßten Lippen stand sie, sah das Kind an und entdeckte, daß neben ihm noch ein kleines Wesen in einem andern Glase schwamm. Das hatte die Augen geschlossen und neigte das Köpfchen auf die Brust. Was ging hier vor? War hier ein König Herodes, der, wie in der Bibel, die Kinder tötete? Arme kleine Kinder, die sich nicht wehren konnten und nun in einem Glashafen verwahrt wurden? Wiederum hatte Anneli so viel zu denken, daß die Angst verschwand; aber sie wäre lieber im Freien gewesen als in dieser stillen Gesellschaft. Sie taten ihr nichts: weder der Mann noch die Kinder, sie waren so still, so sehr still, aber die Ratten raschelten von neuem, und die Sonnenstrahlen glitten von dem Dachfenster hinunter, zum Zeichen, daß der Tag zu Ende ging. Das Dachfenster gab Anneli einen Gedanken. Eine lange Leiter stand darunter, wahrscheinlich für den, der es öffnen mußte. Anneli lief hinauf, konnte das Fenster in die Höhe heben und steckte dann den Kopf in die frische Luft. Das tat gut, und sie konnte sich zugleich umsehen. Allerdings nur nach der kleinen Seitenstraße hin, wo Fred Roland wohnte. In diesem Augenblick kam er gerade aus seinem Häuschen, und Anneli nannte seinen Namen. Erstaunt blieb er stehn, und sie mußte lauter rufen, bis er sie aus dem Dachfenster lugen sah. Dann bedurfte es nur weniger bittender Worte, da war er behende zum Dach hinauf und zu ihr hinunter geklettert.

So — das ist also hier darin! sagte er, sich zufrieden umsehend. Ich habe es mir schon gedacht, ein Doktor muß immer solchen Kram haben!

Kram — Anneli war entsetzt. Fred, es sind tote Kinder und ein toter Mann. Hat Herr Doktor sie selbst totgemacht?

Dumme Gans! Fred lachte geringschätzig, aber dann sah er sich um, und seine Stimme wurde milder. Haben die Kränzchengänse dich hier vielleicht ein=

gesperrt? Ich hörte sie vorhin so juchzen. Siehst du, was willst du dich mit denen einlassen!

Ich tue ihnen was wieder! sagte Anneli, deren Augen zu funkeln begannen. Wenn ich nur wüßte, was! Fred, gib mir einen guten Rat!

Gleichmütig sah sich Fred in dem unheimlichen Raum um, dann begann er zu lachen und seinen Rat zu geben. Er war gerade damit fertig, als sich der Tür zögernde Schritte näherten.

Anneli, rief Christel, komm doch heraus! Weshalb bleibst du so lange? Ich habe die Harke schon anderswo gefunden!

Komm doch! flötete auch Rita. Bist du so gern im Dunkeln?

Beide Mädchen taten, als wäre Anneli freiwillig so lange in dem Schuppen geblieben, und öffneten die Tür erst ganz allmählich und dann unter allerlei Beteuerungen, wie sie nicht geahnt hätten, daß sie ins Schloß gefallen wäre.

Auf alle diese Reden hatte Anneli nur kurze Antworten, und sie sagte auch kein Wort, als sie nun wieder ins Freie gehn konnte. Fred hatte Zeit gehabt, unterdessen über das Dach zu verschwinden; die Mädchen waren auch zu sehr mit ihrem Streich beschäftigt, als daß sie auf Geräusch von Tritten hätten achten können. Ihre Aufmerksamkeit wandte sich der kleinen Gefangnen zu, die mit einem unerklärlichen Gesichtsausdruck neben ihnen herging, keine Spuren von Angst und von Tränen zeigte und nur eine Hand unter dem Kleide versteckt hatte.

Nun gibts auch Pudding! sagte Christel, der Annelis Schweigen etwas unbehaglich wurde.

Und das kleine süße Kind darf so viel essen, wie es will! setzte Rita lachend hinzu.

Anneli sagte immer noch nichts. Auch dann nicht, als sie wieder in das Zimmer trat, wo der Pudding mit der roten Sauce auf dem Tisch stand, und wo sie die andern Mädchen halb lachend, halb verlegen erwarteten. Jede war natürlich etwas enttäuscht, weil sie gehofft hatten, dieser Witz würde irgendwelche Folgen haben. Aber er hatte keine, und das war langweilig. Rita gähnte und sagte, in den Hamburger Gesellschaften wäre es viel lustiger als hier, wo es gar keinen Unterschied machte, ob die Mütter dabei säßen oder nicht, denn man spräche doch nur über die gewöhnlichsten Dinge. Sie tröstete sich aber mit dem Pudding, von dem sie sich sehr viel auf den Teller füllte, und dessen erste Probe sie gerade zum Munde führen wollte, als sie Annelis Augen auf sich gerichtet sah. Die Kleine hatte natürlich wieder den untersten Platz am Tisch, und da sie den Erwartungen der ältern Mädchen auch in der Furchtsamkeit nicht entsprochen hatte, so sprach niemand mit ihr.

Nur Rita blinzelte ihr jetzt spöttisch zu.

Nun, kleines Ringelnatterkind mit dem feinen Bettbezugkleid, war es nicht schön in der dunkeln Höhle?

Sehr schön! Anneli stand auf und sah sich mit funkelnden Augen um. Ich habe euch allen auch etwas mitgebracht!

Und mitten in den weichen Pudding hinein warf sie einen Gegenstand, bei dessen Anblick ein so wildes Geschrei und Geheul, eine Flucht aus dem Zimmer und in den Garten entstand, daß die Dienstmädchen erschrocken herzuliefen und dann nach dem Doktor riefen, der leider nicht zuhause war. Denn Rita Makler wand sich in Krämpfen auf dem Sofa, während die Bürgermeisterstochter unter dem Sofa heulte und schrie, daß sie ganz gewiß gleich sterben würde. Christel rief weinend um Hilfe nach allen vier Weltgegenden, und die andern zwei Freundinnen standen zitternd im Garten und wollten um keinen Preis wieder das Haus betreten.

Anneli war verschwunden, und auf dem Tisch, umgeben von Pudding und roter Sauce, lag eine lange, dürre, bräunliche Knochenhand.

6

Dieses Erlebnis im Kaffeekränzchen der jungen Mädchen machte von sich reden. Im Städtchen war lange nichts besonderes passiert; nun konnten einige Damengesellschaften gegeben werden, bei denen jede Teilnehmerin versichern konnte, daß zu ihren Zeiten so etwas nicht vorgekommen wäre.

Auch die Herren im Wirtshaus sprachen über diese Sache, und obgleich sie bis auf den Bürgermeister etwas milder urteilten und alles nicht so arg fanden, so war doch einer unter ihnen, der die Geschichte mit einiger Ausschmückung in eine größere Zeitung brachte. Der Bürgermeister war ganz besonders zornig, was seinen Grund darin hatte, daß Rita Makler nicht nur Krämpfe, sondern auch heftiges Heimweh nach ihrer Vaterstadt bekommen hatte. Obgleich sie dieser gerade fern bleiben sollte, da sie, wie ihre Mutter sagte, zu weit fortgeschritten in der Kultur war, so setzte sie es doch durch, daß sie das Städtchen mit einem andern Ort der Umgegend vertauschte.

Auf diese Art verlor der Bürgermeister sein Kostgeld von sechshundert Mark nur, weil Anneli unartig gewesen war, und weil Doktor Sudeck seinen Skeletten und Präparaten einen Aufenthaltsort gegeben hatte, der sich nicht dazu eignete.

Es erging also vom Magistrat an Doktor Sudeck die Weisung, jene Holzbaracke sofort abreißen zu lassen und ihren unheimlichen Inhalt an einen besser verborgnen Platz zu schaffen. Und da sich die Frau Bürgermeister wegen Rita Maklers plötzlicher Abreise ärgerte, so konnte sie es nicht lassen, an Frau Doktor Sudeck zu schreiben, ihre Christel sei schlecht erzogen und schlecht beaufsichtigt.

Frau Doktor Sudeck tat keinem Menschen etwas zuleide, und vor den heranwachsenden Töchtern der Mitwelt hatte sie ebensoviel Respekt wie vor ihrem eignen Kinde. Aber alles konnte sie sich doch nicht gefallen lassen, und sie verbot Christel, mit Karoline Lindig umzugehn, ein Verbot, das Christel mit lauter Stimme in der Schulstunde proklamierte, und das einen erregten Briefwechsel der Mütter zur Folge hatte. Das war noch nicht alles: Doktor Sudeck schrieb dem Magistrat einen groben Brief wieder, worin er mit dem Rechtsanwalt drohte, da niemand ihn hindern könnte, auf eignem Grund und Boden unschädliche Präparate zu verwahren: genug, die Stadt hatte reichlichen Gesprächsstoff, die Bäcker der Kaffeekuchen schmunzelten, und es wurde mehr Bier getrunken als jemals.

Nur Anneli hatte keinen Vorteil von ihrer Selbstverteidigung. Tante Fritze wollte sie einsperren und hungern lassen, und Onkel Willi betrachtete seine Nichte ebenso ratlos, wie wir einen fremden wilden Vogel betrachten, der uns in das Zimmer geflogen ist. Es wäre der Sünderin noch schlechter ergangen, wenn sich nicht der Kandidat Bergheim ins Mittel gelegt hätte.

Onkel Aurelius, der von Tante Fritze sofort die entsetzliche Geschichte hörte — Frau Doktor Sudeck hatte sie ihr noch an demselben Abend mitgeteilt —, war nicht so empört wie die andern Leute. Zwar erklärte er gleich, daß er gelben Pudding mit roter Sauce fürs erste nicht essen könnte, und daß er Cousine Fritze bitten müßte, ihm eine andre süße Speise zu geben, aber er nahm sich Anneli vor, ließ sich das Erlebnis von ihr berichten und urteilte nachher recht milde über sie.

Ärgere dich nicht so sehr, Fritze, sagte er zu seiner Cousine, hier in diesem Nest müssen sich die Leute gelegentlich verzanken, das gehört einmal dazu und wird schon wieder in Ordnung kommen. Die großen Mädchen tragen die Schuld. Sie wollen sich wie Erwachsne betragen, und doch ist jede Gans eine Weltdame gegen sie. Anneli hat sich ihrer Haut gewehrt. Schön wars nicht, aber Fred, der Putzmacherjunge, scheint ihr den Gedanken mit der abscheulichen Hand eingegeben zu haben. Verraten will sie ihn aber nicht, und das ist auch brav.

Fred Roland ist dabei gewesen? Tante Fritze stöhnte noch mehr. Natürlich, ich konnte es mir denken: die Mutter taugt auch nichts. Niemand kennt den Vater des Jungen.

Hm. Herr Aurelius räusperte sich. So etwas kommt vor, und das Äußere der Frau ist recht hübsch!

Nach solchen Frauenzimmern brauchst du nicht zu sehen! rief Tante Fritze, und begütigend streichelte der Kandidat ihre fette Hand.

Fritze, laß die Hitze. Ich habe doch Augen im Kopfe und weiß, was hübsch ist. Sonst hätte ich auch nicht immer so viel an dich gedacht und an die Zeit, als wir zwei jung und lustig waren. Weißt du noch, mein Fritzchen?

Die Gefragte konnte nur stumm nicken und dann tief seufzen. Ach Gott, die Zeit, wo der lustige Kandidat Aurelius und die lustige Fritze beim Erntebier auf dem Lande einen Walzer nach dem andern getanzt und sich nachher wild geküßt hatten, die Zeit lag lange hinter beiden. Und doch war es nicht übel, daran zurückzudenken und aus der Erinnerung eine blaue Hoffnungsblume wachsen zu lassen. Jung gefreit, hat schon manchen gereut, und die reifern Jahre können ein reifes Glück bringen.

Anneli wunderte sich über Tante Fritzes Sanftmut. Kam diese daher, daß sie bald „abrutschen" sollte, wie Christel ihr prophezeit hatte? Wenn die Kleine mehr Vertrauen zu der Tante gehabt hätte, würde sie berichtet haben, was sie gehört hatte, so aber vergaß sie das Wort schnell.

Onkel Willi, der sie doch etwas strafen wollte, ließ sie einige Bußlieder auswendig lernen. Da saß sie ganz geborgen in ihrer Nische, sah aus dem Fenster auf den See und seine grünen Ufer und lernte bedächtig und inzwischen Butterbrot essend: „Die Schuld, der ich mir bin bewußt, beängstigt mein Gewissen."

Die Schule ging inzwischen weiter. In der Privatstunde war Anneli am ersten Tage nach ihrem Abenteuer von allen Kindern umringt worden, die näheres darüber wissen wollten, was im Mädchenkränzchen geschehn sei. Aber Herr Gebhardt trat dazwischen und wünschte, daß Anneli in Ruhe gelassen werden sollte. Da sein Wort Gewicht hatte, so wurde die Kleine nicht weiter belästigt, und auch Rike Bindseil fragte sie nicht aus, obgleich die kleine Jungfer Lust dazu hatte. Sie erfuhr ja auch auf den Kaffeegesellschaften viel mehr, als Anneli ihr jemals berichten konnte, und begnügte sich ihr gegenüber nur mit einigen Ermahnungen über allgemeine Tugend und Ehrbarkeit, Ermahnungen, die Anneli nachgerade auswendig kannte und anhörte, wie man das Rauschen des Windes anhört.

Nur die Demoiselle Stahl ließ Anneli an einem der nächsten Tage durch ihre Stina zum Kaffee einladen, und da diese die Einladung nicht an Fräulein Fritze, sondern direkt an Anneli ausrichtete, so konnte die Kleine am Nachmittag verstohlen wegschlüpfen. Die alte Demoiselle saß in ihrem gewohnten Platz am Fenster und begrüßte Anneli lachend.

Nun, Kind, was hast du angerichtet? Die ganze Stadt ist in Aufregung über dich.

Laß das Gör man erst Kaffee trinken! schob Stina ein, die mit einem Brett voll Kuchen in das Zimmer trat.

So geschah es auch; denn Stina hatte mehr zu befehlen als ihre Herrin, und Anneli kam sich sehr wichtig vor, daß sie Kaffee trinken durfte wie eine Erwachsne und Kuchen essen konnte, soviel sie wollte. Dann berichtete sie wahrheitsgetreu, wie alles gewesen war, und wie sie es im Kreuzverhör bei Tante Fritze und Onkel Aurelius schon hatte erzählen müssen.

Demoiselle Stahl hörte aufmerksam zu, spielte mit den vielen Ringen an ihren Fingern und lachte in sich hinein.

Und Fred Roland soll dir geholfen haben?

Fred? Anneli wurde bei dieser Frage plötzlich rot.

Demoiselle, sagte sie dann nach kurzem Bedenken, ich glaube — ich weiß nicht — aber ich habe schon zu Onkel Aurelius gesagt, daß ich lieber nichts von Fred sagen will. Bürgermeisters sind ja so wütend, und wenn Fred nun vielleicht

ins Gefängnis kommt, oder wenn seine Mutter nicht mehr die Hüte für die Frau Bürgermeisterin machen darf, was dann?

Fragend sah sie mit ihren schimmernden Kinderaugen in die unruhig funkelnden der alten Demoiselle, und diese nickte gutmütig.

Hast schon Recht, Kind. Die Welt ist bös heutzutage, und mancher, der sie für gut gehalten hat, muß es spüren. Ich verrats auch nicht, das mit dem Fred, er wirds vielleicht auch schon allen Leuten gesagt haben. Er ist nicht bange, und seine Mutter haben die Damen hier nötig — sonst würden sie sie niemals eines Grußes würdigen.

Anneli konnte nicht fragen, was denn Frau Roland eigentlich getan hätte, sie mußte noch ein Glas Limonade trinken, und die Demoiselle zeigte ihr Bilder und erzählte Geschichten dazu. Sie handelten von alten Zeiten, und alle Menschen, die darin vorkamen, waren tot und begraben. Oder auch nicht begraben; sondern standen vielleicht irgendwo in einer dunkeln Ecke mit einem abgetragnen Rock am Leibe und einer Pfeife im Munde.

Anneli konnte ihr Erlebnis doch noch nicht vergessen. Gedankenlos antwortete sie auf die Fragen der alten Dame, die von ihrem Vater und ihrer Mutter wissen wollte, und als Stina sie beim Weggehn noch zurückhielt, um ebenfalls etwas zu fragen, da mußte sie ihre Worte mehrmals wiederholen, ehe Anneli sie verstand.

Onkel Aurelius? Ja, er ißt noch immer bei uns zu Mittag.

Kriegt er denn da was ordentliches, und wie kommt es eigentlich, daß er deine Tante du nennt?

Sie sind verwandt.

Als ob das wahr wär! Das glaub ich nicht, Kind. Abers so ist das in die Welt. Die Männers sind immer da verwandt, wo es einen guten Braten gibt. Ich sag es ja: sie taugen nix!

Stina hob den Arm und drohte zu den Fenstern des Kandidaten hinüber. Wenn ich einen Mann hätt, setzte sie grollend hinzu, er sollt mal sehen!

Aber Anneli nahm eilig Abschied und freute sich, als sie wieder in ihrem kleinen Raum neben dem des Onkels saß. Sie war doch nicht so frisch wie sonst, und das Erlebnis beschäftigte noch immer ihre Gedanken. Wenn sie die Augen schloß, sah sie das tote Kind mit den offnen Augen vor sich und dann das andre mit dem geneigten Köpfchen, und sie sehnte sich danach, jemand zu fragen, was Doktor Subeck eigentlich mit ihnen angefangen hätte, und ob die armen Kleinen nun keine Engel wären mit weißen Flügeln, wie sie selbst einer zu werden hoffte. Aber wen sollte sie fragen? Tante Fritze war ja nicht mehr so schlimm, Onkel Aurelius war besser, als sie gedacht hatte, und Onkel Willi saß so still und fleißig über seinen Büchern und Schreibereien, daß man ihn schon deswegen achten mußte. Aber fragen konnte sie doch keinen dieser Menschen.

Acht Tage waren hingegangen, und die Stadt sprach von andern Dingen. Auf dem See war ein Boot umgeschlagen, ein Insasse war ertrunken, und die alten Peters am Markt hatten in der Gewerbelotterie ein Pianoforte gewonnen. Ein Gewinn dieser Lotterie war noch nie in die Stadt gefallen, und daß er zu den alten Peters kam, die noch niemals Klavier gespielt hatten, war eine Laune des Schicksals. Herr Peters war ehemals Schornsteinfegermeister gewesen. Jetzt ruhte er von der Arbeit und hatte mit seiner Frau die goldne Hochzeit gefeiert. Sein Haus am Marktplatz war das älteste in der Stadt, und der Bürgermeister, der viel vom Abbrechen alter Häuser hielt, hätte es gern niederreißen lassen. Aber der alte Peters erklärte, daß er lieber in den engsten Schornstein der Stadt kröche, als daß er sein Haus verkaufte und abreißen ließe. Die andern Bürger gaben ihm Recht, sie meinten, ein altes Haus wäre behaglicher als ein neues, und wenn sich der Bürgermeister ärgerte, so schadete es nichts.

Ob der Bürgermeister wirklich ärgerlich war, verriet er nicht; wahrscheinlich hatte er den Verdruß zu den übrigen gelegt, den ein Stadtvater hin und wieder

schlucken muß, und als Herr Peters das Pianino erhalten hatte, auf dem weder er noch seine Frau spielen konnten, da erschien die Bürgermeisterstochter Karoline Lindig bei dem ehemaligen Schornsteinfegermeister und fragte im Auftrage ihrer Mama, wieviel Herr Peters für das neue Klavier, das gewiß nicht viel wert sei, haben wollte. Während sie noch vor dem alten Manne stand, der sie aus kleinen spöttischen Augen betrachtete, trat Christel Sudeck ebenfalls in das Zimmer und sollte dieselbe Bestellung von ihrer Mutter machen.

Weil aber Doktors und Bürgermeisters durch das verhängnisvolle Kränzchen und seine Folgen „verkracht" waren, so sahen sich die einst so liebenden Freundinnen nicht nur zornig in die Augen, sie sagten sich auch einige spitze Redensarten — zum Entzücken des alten Peters, der unter dröhnendem Gelächter versicherte, niemals geglaubt zu haben, daß ein elendes Klavizimbel ihm soviel Vergnügen bereiten könnte. Nie und nimmer würde er es hergeben.

Onkel Aurelius berichtete das alles an Tante Fritze. Untätig wie er war, lungerte er überall herum und hatte mit dem alten Peters gleich eine Art Freundschaft geschlossen, die auf dem beiderseitigen Müßiggang beruhte. Tante Fritze war nicht abgeneigt, diesem Stadtklatsch zuzuhören, wenn sie auch einen ermahnenden Blick auf Anneli richtete, die gerade am Tische saß.

Da Anneli wahrscheinlich sehr sorglos lächelte, so sagte ihre Tante, daß eines Kindes Unart erschrecklich viel Unheil in der Welt anrichten könnte.

Anneli wurde sehr traurig. Je mehr Zeit nach ihrem Streiche verging, desto weniger konnte sie verstehn, daß sie ihn verbrochen hatte. Sie empfand Sehnsucht nach Christel, die seit dem Kränzchennachmittag noch nicht wieder bei Rike Bindseil erschienen war, und die einige Tage zu Bett gelegen haben sollte. Nun schien sie wiederhergestellt zu sein, aber um Anneli hatte sie sich noch nicht wieder bekümmert und würde es vielleicht niemals mehr tun.

Nach dem Essen saß Anneli wieder in ihrem kleinen Alkoven und starrte trübselig auf das alte Gesangbuch, aus dem sie noch immer Verse lernen mußte. Onkel Willi war zwar nicht mehr so streng wie in den ersten Tagen und vergaß auch meist, sie abzuhören. Er schrieb sehr eifrig an einer Geschichte, und manchmal las er sich das Geschriebne laut vor. Anneli hörte mit halbem Ohr hin; manchmal war es hübsch, manchmal langweilig.

Die Geschichte handelte von einem Knaben, der im Schulmeisterhause groß geworden war, mitten auf der Heide, wo es wenig Bäume gab, nur Birken und Kiefern, wo aber im Sommer die roten Blüten dufteten, und die Bienen summten. Der Junge lag im Heidekraut, sah in den blauen Himmel und träumte von Königen und Königinnen, von Glanz und Pracht. Aber er war nur ein armer Lehrerssohn und sollte nichts andres werden als sein Vater. Dann setzte er es jedoch durch, auf die Schule und später auf die Universität zu kommen. Er hungerte, ihn fror, er gab Stunden, um sich Bücher kaufen, um auf der Leiter des Lebens mühsam weiter klimmen zu können. Und dann trat das in sein Dasein, von dem er sein ganzes Leben lang geträumt hatte: der Prinz. Er kam in das Königsschloß und durfte den König sehen und seine Gemahlin, durfte mit ihnen sprechen wie mit gewöhnlichen Menschen, und der Prinz liebte ihn, wie man einen Freund liebt. Es war alles so herrlich, so traumhaft schön, so ganz anders als die Wirklichkeit in der Kindheitsferne — das arme kleine Schulhaus und die rote Heide waren nur ein Traum gewesen, und er war wirklich ein Königssohn.

So wenigstens kam es mir vor, wenn ich Nachts allein in meinem großen Zimmer lag, wenn mir die seidnen Decken zu schwer wurden, und ich aufstehn mußte und mich anfassen und betasten, um mich davon zu überzeugen, daß ich wirklich derselbe Junge war, der einstmals auf Holzschuhen mühsam durch den Wintermorast der Heide gelaufen war, der nun an der königlichen Tafel speiste, und den die Vornehmen des Landes wie ihresgleichen behandelten.

Onkel Willi las sich laut vor, schrieb dann einige Sätze, strich sie aus und begann von neuem mit deutlicher Stimme zu lesen.

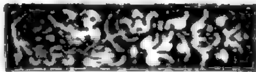
Soll ich weiter schreiben? Darf nicht das graue Gespinst der Vergessenheit

über das andre fallen? Besser wäre es vielleicht, und doch kann ich klaren Auges hinter den dunkeln Vorhang schauen. Ich bin alt geworden, es ist mir, als läge mein Leben unter mir, und ich sähe darauf aus der Vogelschau. Es war doch keine Sünde, daß die Liebe zu mir kam, und daß ich sie später nicht aus meinem Herzen reißen konnte. Ich tat ihr nichts, der kleinen Prinzessin, die immer lachte und lustig war, obgleich sie keine Eltern mehr hatte und nur aus Gnade Aufnahme am Hofe und eine dürftige Apanage gefunden hatte. Niemand fragte viel nach ihr: sie war arm und ohne Einfluß; wie oft hat sie beklagt, als Prinzessin auf die Welt gekommen zu sein! Ich mußte ihr von meiner Heimat erzählen, von der kleinen Schule mitten in der Heide, von den barfüßigen Kindern, die Morgens gelaufen kamen, um auf der Schiefertafel zu schreiben. Sie schlug in die Hände, sah mich mit ihren strahlenden Augen an und wünschte, auch einmal barfuß in die weite Welt laufen zu können! Ach Gott, es wäre alles so unschuldig und harmlos gewesen, wenn nicht die Menschen gekommen wären, die immer gleich Böses zu sehen glauben, und wenn nicht die Hofluft etwas giftiges wäre, das allmählich alle verdirbt, die in ihren Bereich gelangen —

Der Hofrat legte die Feder hin und schüttelte den Kopf.

Weshalb schreibe ich es eigentlich, murmelte er, nur damit es später ins Feuer geworfen wird? Und von Bruder Harald habe ich noch nichts erwähnt. Er aber gehört hinein, und ich mag nicht von ihm reden. Er ist tot, und ich bitte Gott, daß er in Frieden schlafen möge. Er hat es verdient, denn sein Leben war härter als meins — vielleicht auch einmal schöner —

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Die historische Reichstagssitzung vom 5. April. Bebel und die Landung in Tanger. Der Reichskanzler. Russische Anleihe, der deutsche und der englische Geldmarkt. Englische Flotte und englische Abrüstung.)

Die Reichstagssitzung vom 5. April hat einen historisch denkwürdigen Charakter erhalten. Nicht allein durch das, was in der Sitzung gesprochen worden ist. Die knappen, kurzen Sätze, in denen der Reichskanzler einen rechtfertigenden Rückblick auf die deutsche Marokkopolitik warf, bot sachlich wenig neues, aber sie waren eine authentische Festlegung dessen, was seit Monaten im Sinne der deutschen Politik ziemlich allgemein durch die Presse erkennbar geworden war. In einer Reihe von Blättern hatten diese Argumente allerlei Anfechtungen erfahren, die meist von Abstraktem und von Theorien ausgehend der konkreten Grundlage entbehrten. Im Reichstage dagegen hat die deutsche Marokkopolitik die aufrichtige Zustimmung aller Parteien, selbstverständlich mit Ausnahme der Sozialdemokratie, geerntet. Der Hauptredner des Tages, der Zentrumsabgeordnete Freiherr von Hertling, schloß mit einer auf allen Seiten mit wiederholtem lebhaftem Beifall aufgenommnen bestimmten Vertrauenskundgebung an „den gegenwärtigen verantwortlichen Leiter der deutschen Politik," einer Kundgebung, die so zu einem ausdrücklichen Vertrauensvotum wurde. Nicht nur für Algeciras, sie reicht weit darüber hinaus. Wenn Fürst Bülow nicht durch sein Unwohlsein verhindert worden wäre, noch einmal — wie er beabsichtigt hatte — das Wort zu nehmen, um Deutschlands Verhältnis zu den einzelnen Mächten darzulegen, so würde diese Vertrauenskundgebung, die sich die Redner der andern Parteien, mit Ausnahme von Bebel, alle ausdrücklich aneigneten, wahrscheinlich noch einmal in der unzweideutigsten Form wiederholt worden sein. Hoffentlich macht die Genesung und Kräftigung des Reichskanzlers so schnelle und gründliche Fortschritte, daß er die Rede noch bei der dritten Lesung des Etats nach Ostern halten kann.

Was Bebel anlangt, so schrieben wir vor acht Tagen an dieser Stelle: „Vielleicht erleben wir die Sehnsucht nach Bismarck auch noch bei Bebel, der ebenso gut wie den Geist Scharnhorsts auch den Geist Bismarcks anrufen kann.“ Das Heft war kaum in den Händen der Leser, da war es schon geschehn! An eben diesem historischen 5. April hat Bebel im Reichstage den Fürsten Bismarck gegen den jetzigen Reichskanzler angerufen, indem er sagte, unter Bismarck wäre die Reise nach Tanger niemals möglich gewesen, Bismarck würde auch die Konferenz von Algeciras nicht veranlaßt haben. Hierin stimmt Bebel mit einzelnen Preßorganen, die sich als bevorzugte Pfleger der Bismarckischen Politik geben, wörtlich überein. Das sollten auch jene bedenken. Die Abgeschmacktheit solcher Berufungen braucht hier nicht noch einmal erörtert zu werden, abgesehen davon, daß von einer „Reise nach Tanger“ gar nicht gesprochen werden kann. Es hat sich nicht um eine „Reise nach Tanger,“ sondern um eine gelegentliche Landung auf der Fahrt von Lissabon nach Gibraltar gehandelt. Herr Bebel ironisiert die Wendung in der Rede des Kaisers „ein freies Marokko.“ Selbstverständlich war damit nicht eine „Freiheit“ im Sinne europäischen Verfassungslebens gemeint, z. B. die Freiheit, unter der sich Herr Bebel offenbar sehr wohl befindet, sondern „frei“ ist vom Kaiser im Sinne von „unabhängig“ gebraucht worden, „frei von jeder Fremdherrschaft.“ Die Landung in Tanger hat gewiß einen originellen Charakter gehabt, außerhalb des sonst üblichen Schemas der Diplomatie und der traditionellen Gebräuche der Höfe, aber sie war an sich nicht nur nicht tadelnswert, sondern nützlicher als ein sonst vielleicht unvermeidlicher Flottenbesuch. Wie die Dinge damals standen, mußte die deutsche Flagge an der Küste von Marokko gezeigt werden, und es verdient alle Anerkennung, nicht Tadel, daß der Kaiser das in eigner Person vollzog. Wohlgemerkt, eine „Reise nach Tanger“ war es nicht. Aber da der Kaiser ohnehin dort vorüberfuhr, so würde Bismarck die Landung, vielleicht im Hinblick auf die damit verknüpfte persönliche Gefahr, nicht gern gesehen haben, aber mit dem Gedanken an sich wohl einverstanden gewesen sein. Es war eine Tat, der die Franzosen nichts entgegenzustellen hatten, die außerhalb aller diplomatischen Behandlung blieb, der französischen Bedrängung des Sultans gegenüber ein von der höchsten Autorität des Deutschen Reiches eingelegtes Gardez! — ohne Frankreich damit unmittelbar zu nahe zu treten. Gegen Frankreich gerichtete Kundgebungen waren vom Kaiser ausdrücklich zurückgewiesen worden, die Landung besagte nur: Wir sind auch noch da! Von einer „Mobilmachung“ des Kaisers für die „Reise nach Tanger,“ wie Herr Bebel annimmt, kann also gar nicht gesprochen werden. Der Tribünenwitz hat sich alsbald dieser Rede Bebels bemächtigt und sie für die Erkrankung des Reichskanzlers verantwortlich gemacht: es sei kein Wunder, wenn dem Fürsten Bülow bei dieser Rede übel geworden sei! Nun, Bebel hat schon Schlimmres geredet, auch mag ihm zugute gehalten werden, daß er unter ersichtlicher innerer Bewegung abbrach.

Der Unfall des Fürsten Bülow, der, wenn er ihm in der Wohnung begegnet wäre, nach außen kaum bemerkbar geworden sein würde, hat ihm nicht nur warme Sympathien des Reichstags, aus ganz Deutschland und dem ganzen Ausland eingetragen, wobei die Kundgebung im englischen Oberhause besonders erwähnenswert bleibt, sondern ist für die Parteien und die Presse in Deutschland, ebenso wie für den Kanzler selbst, ein recht ernstes memento geworden. Der Eindruck, daß ein plötzliches Ausscheiden des Fürsten Bülow ein schwerer Verlust für Deutschland sein würde, war allgemein und ist auch heute noch keineswegs überwunden. Man sah fast mit Schrecken auf eine Berufstätigkeit, die eben erst den Staatssekretär des Auswärtigen gebrochen hatte und nun den Reichskanzler selbst so ernst bedrohte. Fürst Bülow ist 57 Jahre alt, nur 7 Jahre jünger als sein Vater war, als er mit 64 Jahren den Anstrengungen des Dienstes im Herbst 1879 — ebenfalls als Staatssekretär des Auswärtigen — erlag. Diesesmal war es zum Glück eine vorübergehende Warnung, durch das Zusammenwirken einer Reihe äußerer Umstände, darunter auch die Nachwirkungen einer Entfettungskur, hervorgerufen; aber sollte es nicht angängig sein, durch personelle und organisatorische Maßnahmen den

verantwortlichen Träger der Reichspolitik und zugleich der gesamten Politik Preußens vor den Folgen einer sonst unvermeidlichen Überbürdung zu schützen? Fürst Bülow will während seines demnächst anzutretenden Urlaubs die Geschäfte in der Hand behalten. Gottlob, wenn er es kann. Hier und da ist von einer Stellvertretung die Rede gewesen. Für das Reich ist diese schon durch das Gesetz vorhanden, das den Staatssekretären in Vertretung des Reichskanzlers die Verantwortlichkeit für ihre Ressorts zuweist, für die Vertretung des Reichskanzlers im Bundesrat und dem Reichstage gegenüber ist außerdem besonders gesorgt, denn Graf Posadowsky führt offiziell den Titel: Stellvertreter des Reichskanzlers. In Preußen kann der Ministerpräsident im Staatsministerium vorübergehend durch den dienstältesten Minister vertreten werden, für eine längere Vertretung wäre in Ermangelung eines Vizepräsidenten, den Preußen seit dem Rücktritt Miquels nicht mehr hat, eine besondre Beauftragung nötig. Über die Untrennbarkeit beider Ämter besteht heute kein Zweifel mehr, der Ministerpräsident gibt dem Reichskanzler erst seinen vollen Inhalt. Aber eine Entlastung nach allen Richtungen hin sollte angestrebt werden. In diesem Sinne würde zum Beispiel die Einführung zweijähriger Etatsperioden im Reich wie in Preußen außerordentlich nützlich sein. Eine Vertretung, wie seinerzeit unter Bismarck durch Einführung eines Vizekanzlers, damals Graf Stolberg, der auch den Vorsitz im Staatsministerium hatte, wird hoffentlich nicht wieder beliebt werden, sie hat sich als dauernde Einrichtung nicht bewährt.

Man wird kaum umhin können, die so schnell in den Vordergrund getretene russische Anleihefrage als ein Nachspiel zu der Algeciras-Konferenz anzusehen. Das Geldbedürfnis Rußlands hat sich nicht etwa erst in den letzten Wochen oder Monaten angemeldet. Schon bevor die Zustimmung der Mächte zu der Konferenz im vorigen Jahre erfolgt war, war bekannt, daß Rußland in Bälde wenigstens zwei Milliarden aufnehmen müsse, und die Frage, wie sich der deutsche Markt dazu zu stellen habe, ist von sehr langer Hand her sorgfältig erwogen worden. Damals hieß es in Berlin: „Aber — erst Algeciras!“ Eine ähnliche Antwort mag darauf auch von Paris her erfolgt sein, vielleicht mit einer bestimmten Zusage verbunden. Wenigstens würde es nur eine solche erklärlich machen, daß die russische Politik vor und während der Konferenz stetig darauf gerichtet blieb, Deutschland zur Nachgiebigkeit zu bewegen und sogar dem Wunsche Ausdruck zu geben, daß ein Machtwort Kaiser Wilhelms den Schwierigkeiten, die von der deutschen Diplomatie gemacht würden, ein Ende bereiten möge. Die Genesis der Cassini-Depesche, die als ein Bruch der Deutschland gegebnen Zusagen angesehen wird und bei der von Deutschland Rußland gegenüber beobachteten Politik jedenfalls eine auffallende Undankbarkeit bekundet, scheint noch nicht völlig klar zu sein. Die Instruktion war auf alle Fälle verfehlt. Für die Verhandlungen wegen Casablancas kam sie zu spät. Dadurch aber, daß sie zu einer französischen Intrigue mißbraucht wurde, wurde ihr Zweck vereitelt, denn dieser Mißbrauch verhinderte Rußlands Vertreter, ihr in dem von Frankreich gewünschten Umfange Folge zu leisten, er sah sich im Gegenteil genötigt, sich der Verständigungsarbeit andrer Mächte anzuschließen. Im Grunde genommen ist die Cassini-Depesche ein neuer Beweis dafür, daß in Rußland die Einheitlichkeit des Staatswillens fehlt oder doch zeitweise versagt. Denn um gleichsam noch in der letzten Stunde den Franzosen gegenüber diligentiam zu prästieren, war weder die Depesche noch der Zeitpunkt ihrer Absendung angetan.

Vom preußischen Finanzminister soll schon vor der Cassini-Depesche ein Immediatbericht erstattet worden sein, der im Hinblick auf den eignen Geldbedarf die Ausschließung neuer fremder Anleihen vom deutschen Geldmarkt empfahl. Der Reichskanzler nahm Veranlassung, außerdem noch das Reichsschatzamt, die Reichsbank und die Seehandlung zu Gutachten aufzufordern, die in bezug auf die Lombardierungsfrage verschieden gelautet haben mögen, in bezug auf die Ausschließung fremder, in diesem Falle russischer Anleihen jedoch übereinstimmten. Daraufhin ist um die Mitte der vorigen Woche die Firma Mendelssohn & Co. durch den Reichskanzler davon in Kenntnis gesetzt worden, daß im Hinblick auf den eignen Geldbedarf Preußens

und des Reichs die Belastung des deutschen Geldmarkts mit einer fremden Anleihe nicht erwünscht sei; auch ist man mit der Ausschreibung der eignen Anleihen unmittelbar vorgegangen. Nun ist ja allerdings ein preußisch-deutscher Geldbedarf von 560 Millionen Mark nicht so gewaltig, daß deshalb dauernd finanzielle Vorsichtsmaßregeln nötig wären. Auf den Kopf der Bevölkerung kommen noch nicht zehn Mark, wobei eine Beteiligung des Auslandes außer Ansatz bleibt. Wir werden voraussichtlich einer starken Überzeichnung beiwohnen. Auf den Zeichnungsscheinen ist deshalb auch die Verpflichtung vorgemerkt, anstelle preußischer Anleihe Reichsanleihe anzunehmen, und umgekehrt. Dieses wohl nur aus Höflichkeit gegen das Reich, denn im allgemeinen werden preußische Anleihen aus naheliegenden Gründen den Reichsanleihen vorgezogen. Die Klausel hat darum nur den Zweck, etwaige Überzeichnungen der preußischen Anleihe der Reichsanleihe zuzuführen.

Da diese 560 Millionen Mark ziemlich leicht Abnahme finden werden, so entsteht die Frage: Was dann? Was geschieht, wenn Rußland sich später mit einem Anleiheversuch einstellt? Es wird auf das Verhalten Englands verwiesen. Allerdings scheint festzustehn, daß sich die britische Regierung gegenüber russischen Anleiheversuchen in London durchaus nicht ablehnend zu verhalten gedenkt, eher das Gegenteil. Dagegen beurteilen die großen englischen Bankhäuser die wirtschaftlichen Aussichten in Rußland ziemlich pessimistisch, namentlich im Hinblick auf die durchaus unberechenbare künftige russische Volksvertretung, von der noch niemand zu sagen vermag, ob sie einer heilsamen Reform Rußlands dienen oder der Mittelpunkt einer weitern revolutionären Bewegung sein wird. Auch die andre Erwägung, daß die Gewährung ausreichender Geldmittel nur der Fortdauer des jetzigen Regimes zugute kommen würde, ist vom Standpunkte der großen englischen Banken nicht von der Hand zu weisen. Bisher waren diese nur geneigt, sich mit sehr geringen Beträgen zu beteiligen. Wenn es sich aber bewahrheiten sollte, daß Frankreich selbst eine Milliarde braucht, die Fehlbeträge der letzten Jahresbudgets zu decken — zu deutsch wohl: die in den letzten beiden Jahren nötig gewesnen großen Rüstungsausgaben zu bezahlen —, so würde vielleicht auch der französische Geldmarkt kaum in der Lage sein, sich den russischen Freunden in vollem Umfange zu Willen zu erweisen, und Rußland würde dann doch in nicht ferner Zeit wieder an die deutsche Tür klopfen. Immerhin ist die russische Anleihefrage in gewissem Sinne in den Mittelpunkt der europäischen Politik gerückt, zumal da die Entscheidungen, die im Laufe dieses Jahres nach Eröffnung der Duma in Rußland fallen werden, auf die künftigen europäischen Konstellationen von tiefgreifendem Einfluß sein dürften.

Graf Lambsdorff kann mit der Cassini-Instruktion kaum etwas andres bezweckt haben, als der Welt zu zeigen, daß alle innern Schwierigkeiten Rußland nicht hindern, nach außen eine diplomatisch wirkungsvolle Politik zu betreiben oder wenigstens in einer solchen Rolle zu posieren. Dasselbe mag von den neuern russischen Vorschlägen für die Haager Friedenskonferenz gelten. Es sind das Versuche, nach außen hin zu betonen, daß die innern Schwierigkeiten die Großmachtstellung Rußlands nicht berühren, und daß alle die kaum lösbaren innern Probleme die russische Regierung nicht hindern, der Haager Konferenz ein recht umfangreiches Arbeitspensum zu überweisen. Das sieht schön aus, erwärmt eine Anzahl philanthropischer Gemüter in allen Ländern und — bereitet den einzelnen Regierungen Verlegenheiten, zu deren Beseitigung sie dann Rußlands mehr oder minder bedürfen. Es ist das alte Tradition der russischen Diplomatie, die auch unter ungünstigen äußern Umständen die Karten geschickt zu mischen versteht. Andrerseits läßt sich nicht von der Hand weisen, daß die Sympathien, die die Friedenskonferenz in England findet, verbunden mit den englischen Bestrebungen, das Völkerrecht im Sinne englischer Interessen (Getreidezufuhr zur See in Kriegszeiten) neu zu kodifizieren, der zweiten Haager Konferenz eine weit größere Bedeutung verleiht.

Zu Ehren des neuen englischen Kabinetts hat in London am 6. dieses Monats ein Festmahl stattgefunden, an dessen Tischreden, soweit sie von der Regierung stammen, wir Deutschen nicht gleichgiltig vorübergehn dürfen. Die erste galt der englischen Flotte. Der Erste Lord der Admiralität versicherte, daß die Flotte Groß-

britanniens noch niemals so gut ausgerüstet, noch nie so gut mit Offizieren und Mannschaften versehen, noch niemals so gut auf den Krieg vorbereitet gewesen sei wie gegenwärtig. Darüber läßt sich im Grunde nichts sagen, denn es ist die Aufgabe der Flotte, zumal der des von seiner Flotte abhängigen Englands, jederzeit in einem solchen Zustande zu sein. Lord Tweedmouth, der Redner, knüpfte daran noch die Versicherung, daß dies alles nicht in aggressivem Geiste geschehn sei. Der Premierminister Campbell-Bannerman folgte mit einer zweiten Rede, in der er, an den glücklichen Ausgang der Konferenz von Algeciras anknüpfend, ausführte, England wünsche der Freund aller andern Mächte zu sein und hege gegen keine böse Absichten. Alsdann aber ging er auf das Lieblingsthema der liberalen Partei über, die Verminderung der Militärlasten, „die so sehr auf die Nationen Europas drücken.“ England solle, ohne Langsamkeit zu zeigen, hierin das Beispiel geben, es müsse sich an die Spitze stellen. Die Rede schloß: „Ich hoffe, daß wir, wenn sich diese Pflicht England aufdrängt, vor ihr nicht zurückweichen werden.“ Unwillkürlich drängt sich der innere Widerspruch auf, der zwischen diesen beiden Reden liegt. Wenn der Erste Lord der Admiralität versichert, die englische Flotte sei noch niemals in einem so ausgezeichneten Zustande gewesen wie jetzt, so wird England die großen Opfer, die zur Erreichung dieses Zieles nötig waren, jedenfalls nicht gebracht haben wollen, um die so gewonnene Kriegsbereitschaft der Flotte dem zweifelhaften Spiel einer Abrüstung auszusetzen, was ihm niemand verdenken kann. Sobald aber die englische Flotte von der Abrüstung ausgeschlossen bleibt, hat die ganze philanthropische Idee keinen Wert mehr, denn die englische Flotte bewahrt dann ihre große Überlegenheit über alle andern. Man wird demnach Anregungen auf „Verminderung der Militärlasten,“ auch wenn sie in amtlicher Weise erfolgen sollten, erst dann ernst zu nehmen brauchen, wenn England wirklich mit einem großen Beispiel vorangeht, was es weder unter einem konservativen noch unter einem liberalen Kabinett tun kann und tun wird. Für ein Weltreich wird es immer Punkte am Horizonte geben, wo sich mehr oder minder ernste Gewitter zusammenziehn können. Was Deutschland betrifft, so sind unsre Gesetze, die die Ausübung der allgemeinen Wehrpflicht regeln, sowie unser Flottengesetz von 1900 eine unantastbare Grundlage unsers Wehrsystems. Wir können gezwungen sein, diese Grundlagen zu erweitern, aber Deutschland wird auf Menschenalter hinaus nie daran denken können, die Fundamente zu verlassen oder zu verringern, die ihm seine Unabhängigkeit und Integrität, die Erhaltung seines Friedens und seiner Wohlfahrt verbürgen. *g*

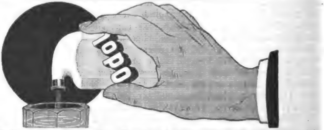
Ludwig Friedländer: Erinnerungen, Reden und Studien. (Straßburg, Trübner; 2 Bände.) Mit dieser Veröffentlichung von Nebenarbeiten hat der Verfasser der „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms“ der deutschen Bildung einen großen Dienst erwiesen und zugleich seinen Kollegen von der Philologie ein Muster geistiger Vielseitigkeit geboten, dem innerhalb dieses Kreises wenig an die Seite gesetzt werden kann. Die vierzehn mitgeteilten Aufsätze haben folgende Themen: 1. Aus alten Papieren, 2. Aus Königsberger Gelehrtenkreisen, 3. Drei ostpreußische Lehrer, 4. Rachel, 5. Aus Rom, 6. Erinnerungen an Turgenjew, 7. Drei akademische Reden, 8. Über die antike Kunst im Gegensatz zur modernen, 9. Das Nachleben der Antike im Mittelalter, 10. Kant in seinem Verhältnis zur Kunst und schönen Natur, 11. Kant in seinem Verhältnis zur Politik, 12. Reisen in Italien in den letzten vier Jahrhunderten, 13. Aus Italien, 14. Französische Urteile über Deutschland. Dabei bergen aber die Überschriften von Nr. 5, 9 und 13 ganze Serien von sechs, sieben und neun Spezialabhandlungen. Wer Friedländer nur nach diesen beiden Bänden beurteilen wollte, würde zu der Ansicht neigen müssen, daß er mehr Gegenwartsmensch als Historiker ist, denn die Mitteilungen über Altertum und Mittelalter sind zwar außerordentlich anregend und ideenreich, aber sie erschöpfen ihren Gegenstand nicht. Wollen und sollen das auch nicht. Hätte sie der Autor nicht für Skizzen gehalten, würde er sie in Fachzeitschriften oder als selbständige Publikationen vorgelegt haben. Was ins Bereich des Selbstbeobachteten, des

Selbsterlebten und in die moderne Zeit fällt, schildert Friedländer alles mit derselben Virtuosität und Hingabe; nur der Gehalt der Gegenstände selbst veranlaßt da Unterschiede in der Wirkung. Sehr stark sind diese Unterschiede zwischen dem ersten und dem zweiten Aufsatz. Jener führt in eine der rätselhaftesten Perioden deutscher Kultur, in das empfindsame Stammbuchtum, das sich neben Aufklärung und napoleonischem Realismus nicht bloß behauptet, sondern schließlich zu dem Mystizismus der in den „alten Papieren" wirklich auftretenden Madame Krüdener weiter entwickelt. Der zweite Aufsatz ist ein Denkmal des deutschen Idealismus: Schilderung des Königsberger Professorenlebens in der Zeit der Lobeck, Lehrs und Rosenkranz. Tempi passati — aber der heutigen Generation zur Beachtung zu empfehlen! Am liebsten würden wir den größern Teil dieses anekdotenreichen Kapitels hier abdrucken. An den Abschnitten „Aus Rom" und „Aus Italien" ließe sich zeigen, welche Leute zu Italienfahrern geeignet sind und welche nicht. Sehr verdienstlich und der Verbreitung wert ist auch das Schlußkapitel: „Französische Urteile über Deutschland," weil es unsern Optimisten die Augen öffnen muß über Gesinnung und Wesen unsrer westlichen Nachbarn. Es sind Urteile nur aus der Revue des deux mondes entnommen, also aus der Creme der französischen Gesellschaft. Darum um so lehrreicher und sehr anschaulich für den Grad der Verblendung, aber auch für deren Ursachen. Immer wieder ists die alte, oberflächliche Orientierung, die die novarum rerum studiosi Galli zu ihren Torheiten verleitet. So schreibt Lavisse (im Jahre 1886): „Die deutsche Erziehung ist wesentlich national, sie will Deutsche bilden. Die Helden der Vorzeit, Alarich, Theodorich usw. (!) werden so heiß geliebt, als lebten sie noch." Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

An unsre Leser

Durch einen allzu frühen Tod ist uns der Herausgeber dieser Zeitschrift, mit der er seit dreißig Jahren eng verwachsen war, entrissen worden. Aber die Richtung, die er ihr in unermüdlicher Arbeit gegeben hat, und in der er sich auf eine Reihe ständiger, gleichgesinnter Mitarbeiter gestützt hat, ist so fest vorgezeichnet, daß wir sie unbeirrt festhalten und weiter verfolgen werden. Nach wie vor werden die Grenzboten, unabhängig von jeder Parteidoktrin, nur dem Vaterlande dienen, unerschrocken werden sie das vertreten, was sie für gut und recht halten, unnachsichtlich werden sie alles bekämpfen, was sie als schädlich und verderblich erkennen, aufrecht und gerade wie der unvergeßliche Mann, der bisher ihre Seele gewesen ist und ihr das Gepräge seiner starken Persönlichkeit aufgedrückt hat.

Die Redaktion



Nach den übereinstimmenden Angaben hervorragender Forscher entspricht Odol zurzeit den Anforderungen der Hygiene am vollkommensten und wird daher als das beste von allen gegenwärtig bekannten Mundwässern anerkannt.

Wer Odol konsequent täglich vorschriftsmäßig anwendet, übt die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft denkbar beste Zahn- und Mundpflege aus.

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

65. Jahrgang

Nr. 16

Ausgegeben am 19. April 1906

Inhalt:

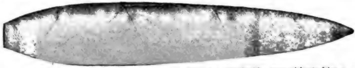
Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Die
Revisions- u. Vermögensverwaltungs-
Aktien-Gesellschaft

Berlin W. Unter den Linden 35 | Leipzig Brühl 75–77 | München Promenadenstrasse 10

übernimmt Vermögens- und Nachlassverwaltungen jeder Art.

Herrnhuter Zigarren-Versand: Abr. Dürninger & Co., Herrnhut i. Sa.
Hoflieferanten — Gegründet 1747



Deliciosas. Sumatra mit Felix-Havana, leicht bis mittelkräftig, ausgezeichnete feine u. pikante Qualität, außerordentlich preiswert. 1/20 Kisten Mk. 80.— per Mille.

Versandbedingungen: Gegen Nachnahme: 100 Stück franko, 300 Stück franko u. 2% Skonto, 1000 Stück franko u. 3% Skonto. — Nachnahmegebühr tragen wir. — **Illustrierte Hauptpreisliste kostenfrei.**

Grunows grammatisches Nachschlagebuch

Ein Wegweiser für jedermann durch die Schwierigkeiten der deutschen Grammatik und des deutschen Stils

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Preis: Gebunden 2½ Mark

Interessen und Ideale

Das Jahr 1906 ist ein Jahr voll der ernstesten Erinnerungen. Daß vor hundert Jahren, 1806, drei deutsche Mittelstaaten die Königskrone von Napoleons Gnaden erhielten, kann für uns kein Gegenstand der Freude oder gar des Stolzes sein, denn sie erhielten sie weder aus eigner Kraft, noch gereichte sie den deutschen Interessen zur Förderung, vielmehr war diese Rangerhöhung geradezu darauf berechnet, Deutschland nur noch mehr zu spalten und die also ausgezeichneten Fürsten um so fester an Frankreich zu fesseln; ja sie hat den Souveränitätsstolz ohne die entsprechende Grundlage tatsächlicher Macht lange Zeit in ungesunder und dem gemeinen Wohle schädlicher Weise gesteigert. Wir lehnen deshalb jede Feier dieser Ereignisse von deutschem Standpunkt aus grundsätzlich und bedingungslos ab. Wir denken vielmehr daran, daß das Jahr 1806 das Jahr der tiefsten Erniedrigung Deutschlands war, daß sich damals das tausendjährige Heilige römische Reich deutscher Nation auflöste, ohne durch eine andre Gesamtverfassung ersetzt zu werden, daß der Rheinbund die größere, reichere und höher kultivierte Hälfte Deutschlands unter das Protektorat, d. h. in die willenlose Abhängigkeit von Frankreich brachte, und daß der preußische Staat zusammenbrach. Wir glauben freilich leicht, weit über solche Möglichkeiten hinaus zu sein, und meinen wohl, eine solche Katastrophe wie die von Jena könne nicht wieder kommen. Seien wir nicht allzu zuversichtlich! Was bei Jena unterlag, das war nicht nur die mangelhafte Organisation des Heeres und des Staates, und am allerwenigsten hat es bei Jena und Auerstädt an Tapferkeit gefehlt. Wer einmal Vierzehnheiligen, den entscheidenden Punkt auf dem Jenaer Schlachtfelde, in der Umhüllung seiner Obstgärten, inmitten seiner Ackerfluren auf der völlig offnen, kahlen, fast baumlosen Hochebne gesehen hat, der weiß, welcher Heldenmut dazu gehört hat, gegen das vernichtende Feuer eines unsichtbaren und unerreichbaren Gegners diese Stellung anzugreifen. Woran es bei Jena fehlte, das war die kaltblütige Entschlossenheit und der feste Wille zum Siege, das waren moralische Defekte der Führung, das war der Geist dieser Führung, und daran trug das ganze Volk die Mitschuld in seiner einseitigen Schwärmerei

Digitized by Google

für rein humane, weltbürgerliche, ästhetische Bildung, die weder recht zu lieben noch recht zu hassen und am wenigsten zu wollen verstand. Wenn man aber nun meint, 1870 habe doch bewiesen, wie das geeinigte Deutschland zu fechten und zu siegen verstehe, ganz anders als das zerfahrne Deutschland von 1806, so vergißt man eins, daß nämlich jedes erreichte Ziel, die Lösung jeder Aufgabe den Blick auf neue, weitere Ziele, neue Aufgaben eröffnet, und daß wir nicht stehn bleiben durften und dürfen bei dem Ziele, eine europäische Großmacht zu werden — das sind wir —, sondern daß wir hinausmußten in die Welt, und da sind wir noch lange nicht am Ziele, und wer kann wissen, wieviel schwerere Kämpfe uns noch bevorstehn!

Ja noch mehr. Wer einige Jahrzehnte eigner Erfahrung überschaut, und wer sich nicht beirren läßt durch Feste und Festreden und patriotische Phrasen, die sich mit einem hartnäckigen Partikularismus ganz gut vertragen können und vertragen haben, wer sich nicht berauschen läßt durch stolze Erinnerungen, die doch nur dann Wert haben, wenn sie zu ähnlichem Tun begeistern, wer tief eingewurzelte Eigenheiten und alte Fehler unsers Volkes immer wieder an ihrer zerstörenden Arbeit sieht, der wird schwerlich geneigt sein, mit unbedingt fester Zuversicht daran zu glauben, daß wir die neuen großen Ziele so glücklich und sicher erreichen werden, wie wir die alten erreicht haben, und eher daran zweifeln, ob der Geist, der heute in breiten Schichten der Nation waltet, derselbe Heldengeist sei, der in unsern Einheitskriegen gewaltet hat, ob die Nation wirklich ihren Führern auf den neuen steilen Bahnen folgt und folgen wird. Wir denken hier nicht so sehr an unsre unsterbliche Parteizerklüftung, die beweist, daß wir aus unsrer unglücklichen Geschichte praktisch gar nichts gelernt haben; denn gerade die mächtigsten Parteien des Reichstags messen an dem Vorteil ihrer Partei die nationalen Angelegenheiten, und andre bilden sich ein, daß sie in ganz besondrer Weise die Nation vertreten; etwas andres ist im Grunde noch wichtiger. Das ist das, was die einen mit stolzem Selbstbewußtsein, das noch durch keine Erfolge gerechtfertigt ist, die andern mit tiefer Abneigung und Besorgnis den modernen Geist nennen. Wir sind zurückgefallen in die superkluge, unausstehliche Art der „Aufklärungszeit" des achtzehnten Jahrhunderts, die von gewissen, aprioristischen, unbewiesnen und unbeweisbaren Sätzen aus die Welt umzugestalten unternahm und mit der Geschichte brechen wollte. Die jahrtausendealten sittlichen Werte sollen umgewertet werden, gut und bös werden als veraltete Begriffe einer überwundnen Kulturperiode beiseite geworfen, der Mensch — jeder einzelne! — soll sich „ausleben," seinen Neigungen und Instinkten unbehindert folgen; die Ehe ist eine unbequeme Fessel, die das Weib entwürdigt; die hergebrachte, auf tausendjähriger Überlieferung beruhende Gesellschaftsordnung, die die natürlichen Unterschiede zwischen den Menschen anerkennt und jedem das zuteilt, was er durch eigne Arbeit oder durch Vererbung erringen kann, ist nur eine Schöpfung des Eigennutzes bestimmter Klassen schamloser Ausbeuter und muß einer neuen Ordnung weichen, die auf der angeblich natürlichen Gleichheit der Menschen beruht. Leider widersprechen diese Anschauungen einander diametral. Die einen wollen Staat und Gesellschaft in unerträgliche

Zwangsanstalten verwandeln, in denen jedes persönliche Leben untergehn müßte, die andern wollen den Menschen von allen sittlichen und gesetzlichen Fesseln befreien. Sie würden die Familie, das Palladium jeder Gesellschaft, auflösen und würden die Menschheit in eine Masse von zivilisierten Bestien verwandeln, unter denen die stärksten die schwächern knechten und auffressen würden, ärger als die schlimmsten Raubtiere der Wüste. Davon geben die Kraftmenschen der italienischen Renaissance den Beweis, die auch jenseits von Gut und Böse wandelten, wie die Phrase lautet, und die trotz aller Genialität ihr Volk zugrunde gerichtet haben. Aber so schwächlich und weichlich sind wir in einer langen Friedenszeit geworden, daß viele unter den Gebildeten an diesen Unsinn, der durch die Erfahrung tausendfach widerlegt ist — denn alle diese Lehren sind gar nichts Neues, „es ist alles schon dagewesen" —, der aber heute auf allen Gassen als heilbringende Wahrheit verkündigt wird, ohne eine Spur von Verantwortlichkeitsgefühl für das, was die Redner damit anrichten, wenn sie statt des Alten, das sie zerstören, einige dürftige Brocken als neue Religion anpreisen, entweder wirklich glauben, so fest wie ein Mönch sein Dogma, oder wenigstens meinen, es werde dabei doch vielleicht etwas Gutes herauskommen. Nein, es wird gar nichts dabei herauskommen als eine faulige Gärung. Leider ist gar keine Frage, daß auch unsre gebildete Jugend nicht unberührt bleibt von solchen Irrlehren (denn das sind sie), daß ihr oft genug die Begeisterungsfähigkeit, die rechte Wärme mangelt und ein lähmender altkluger Kritizismus, der niemals etwas Positives geschaffen hat, vorherrscht. Nein, es gibt ewige sittliche Wahrheiten und dauernde sittliche Errungenschaften, an denen zu rütteln unsühnbarer Frevel ist, und nicht die Verfolgung von Interessen leistet das Größte, sondern die Begeisterung für große Ideale. Denn die Interessen spalten ein Volk und ziehn es leicht sittlich herab, große Ideale dagegen wirken einigend und erhebend.

Daß Sonderinteressen, wenn sie nicht gebändigt werden durch die Unterordnung unter ein großes einigendes Ganze, ein Volk spalten, das zeigt alle Geschichte. Wir wollen vom alten Griechenland nicht reden; jeder weiß, in wie engen Grenzen sich die kleinen Teile dieses genialsten der Völker politisch abschlossen, wie sich die ärgsten Erfahrungen und die größten Männer vergeblich abmühten, diesen urwüchsigen, lebensvollen und kulturell so leistungsfähigen, aber politisch doch verderblichen Partikularismus zu brechen, bis endlich die harte Faust eines Monarchen diese ganze Kleinstaaterei in seine Gefolgschaft zwang, um nationale Ziele zu erreichen, die sie selbst auf sich gestellt niemals erreicht hätte, und die sie doch im Interesse der gesamten menschlichen Kultur erreichen mußte, die Hellenisierung des Ostens, den mächtigsten und erfolgreichsten Vorstoß des Abendlandes gegen den Orient, den die Geschichte kennt. Aber woran ist denn unser mittelalterliches Kaisertum und mit ihm die Größe der Nation zugrunde gegangen? Nicht an der italienischen Politik — das war die Ansicht der verstimmten und verärgerten Zeit nach 1848/49 —, denn die Kaiserkrone war nicht eine Dekoration, sondern der Schlußstein des deutschen Staatsgebäudes, weil sie die Herrschaft über die Kirche verbürgte, ohne die das Reich auch in den damaligen Kulturzuständen nicht bestehn konnte, auch

nicht ohne weiteres an dem Gegensatze zum Papsttum, der gar nicht auf Deutschland beschränkt war, weil er im Wesen der mittelalterlichen Kirche lag, sondern an der Untreue des hohen deutschen Adels, der nur sein Familieninteresse kannte und einer wirklichen Staatsgesinnung entbehrte, und an der trotzigen Selbstsucht der deutschen Stämme und Stammesteile, bis dann schließlich das Ziel beider war, nicht etwa an der Reichsgewalt teilzunehmen, wie beim englischen oder französischen Adel, sondern sich möglichst von der Reichsgewalt zu befreien, woraus denn schließlich die ganz unhistorische rheinbündische Souveränität und damit der Verlust der nationalen Unabhängigkeit erwuchs, und das alles, während ringsum die Völker zu großen geschlossenen Nationen wurden und die Welt unter sich teilten, ohne daß wir uns einen Anteil daran zu sichern vermochten, weil unsre ungeheuern Kräfte nicht zusammenwirkten, sondern einander lähmten und aufhoben. Deshalb kamen die Deutschen, die früher als alle andern großen Kulturvölker Europas ihre politische Einheit errungen hatten, obwohl diese ihrer Kulturstufe vorauseilte, nachdem sie verloren gegangen war, nur unter schweren Kämpfen zu einer ihren modernen Bedürfnissen und Aufgaben einigermaßen entsprechenden einheitlichen Gesamtverfassung; aber es gibt auch heute noch genug unerfreuliche Erscheinungen, die beweisen, daß wir uns noch keineswegs zu der Selbstverständlichkeit und Stärke des Nationalgefühls erhoben haben wie die Engländer oder die Franzosen oder auch nur die Italiener, die doch erst die Fremdherrschaft abschütteln mußten. Noch weit stärker wirkt ein andres altes Leiden unsers Volkes nach, das ist die ständische Zerklüftung. In den letzten Jahrhunderten unsers Mittelalters haben die deutschen Stände: Adel, Bürger und Bauern, durch kein nationales Gefühl zusammengehalten, einander bis aufs Blut gehaßt und bekämpft, bis dann diese verhärteten Gegensätze in dem großen Bauernkriege grimmig zusammenstießen, und die Kraft des deutschen Bauernstandes, der einst den ganzen Osten besiedelt hatte, gebrochen wurde auf Jahrhunderte. Und was trieb die Söhne desselben Volkes gegeneinander? Die hartnäckig und kurzsichtig verfolgten eignen Interessen jedes Standes. Der alte Waffenadel gönnte den Städten nicht ihren blühenden und täglich wachsenden Wohlstand, die Bürger sahen mit Haß und Verachtung auf die verarmenden Junker, die nichts konnten als ein Roß drücken und Frachtwagen berauben, beide zusammen preßten als Grundherren den Bauern aus und schalten ihn geringschätzig als einen tölpischen, ungeschickten, unwissenden Menschen, denn freilich an ihrer Bildung hatte er keinen Anteil. Und als das Landesfürstentum alle diese Stände gebändigt hatte, da war der ständische Staat doch nichts andres als ein Bündel von Ständen und ständischen Sonderinteressen ohne jede wirkliche Staatsgesinnung.

Leider sind wir auch heute noch nicht ganz darüber hinaus. Die Sozialdemokratie predigt den Klassenhaß und die Klassenherrschaft der Massen, sie zerreißt unser Volk in Gruppen, die einander gar nicht mehr verstehn, und gefährdet aufs schwerste die Einheit der Nation, und was sündigen tagtäglich unsre „bürgerlichen,“ „staatserhaltenden“ Parteien, wenn sie tagtäglich von dem Gegensatze zwischen Agrariern und Industriellen reden, und wenn jede Gruppe

der andern vorwirft, sie verfolge nur ihre eignen selbstsüchtigen Interessen, als wenn sie das nicht alle beide täten!

Und ist es nicht geradezu schmachvoll und ein Beweis für den Mangel an Opferwilligkeit für das große Vaterland, wenn das gebildete und besitzende liberale deutsche Bürgertum, das sich so gern für den Kern der Nation hält, zwar einmütig nach einer Verstärkung unsrer Flotte und nach Vermehrung der Reichseinnahmen ruft, aber gegen alle Steuervorlagen der Reichsregierung einmütig protestiert, weil sie natürlich Opfer an besondern Interessen fordern. Das ist nicht die Weise eines großen Volkes, große Aufgaben zu lösen, sondern ein jämmerlicher Rückfall in die Zeit des ständischen Staats, wo jeder Stand die möglichst kleinsten Lasten auf die eignen Schultern nehmen wollte und den andern die möglichst größten Lasten zuschob.

Ja als wenn es noch nicht genug wäre an der freilich künstlich aufgebauschten Scheidung zwischen Nord und Süd, von der übrigens der Norden viel weniger wissen will als der Süden, so konstruiert man wohl auch noch einen Gegensatz zwischen dem industriellen bürgerlichen Westen und den feudalen agrarischen „Ostelbiern," das heißt tatsächlich zwischen dem altdeutschen Mutterlande im Westen und den jüngern Kolonialländern im Osten, als wenn die Ostdeutschen nicht auch westdeutschen Blutes wären, dem die bald stärkere, bald schwächere Beimischung slawischen Blutes so wenig geschadet hat wie den Westdeutschen die Vermischung mit Keltenblut, und als ob nicht die neue Einigung Deutschlands vom Nordosten ausgegangen und nicht zum wenigsten von den viel geschmähten ostelbischen Junkern in zahllosen Schlachten erfochten worden wäre, während der altkultivierte Westen in ohnmächtige Kleinstaaten zerfaserte und sich die einst schlachtgewöhnten Schwaben und Franken als Reichsarmee lächerlich machten. Doch genug von diesen häßlichen Bildern!

Jedenfalls ist klar, daß die einseitige Verfolgung von Sonderinteressen nicht nur spaltet, sondern auch sittlich herabzieht. Denn alle Kultur beruht zuletzt auf der Bändigung des Egoismus, auf der Einordnung des Einzelnen in eine Gemeinschaft, der er nicht nur dient, sondern mit der allein er auch seine eigne Persönlichkeit entwickeln kann, denn der einzelne Mensch, auf sich allein gestellt, sinkt zum Barbaren oder zum Tier hinab; der „Übermensch" ist nicht nur ein unsittliches, sondern auch ein antisoziales, ein kulturfeindliches Ideal. Und was für den einzelnen Menschen gilt, das gilt auch für ganze kleinere oder größere Gruppen von Menschen. Denn gewiß können auch kleinere Gruppen manche Aufgaben für sich lösen, wie es die deutschen Städte des Mittelalters oft in glänzender Weise getan haben, aber andre weitergehende, höhere nur größere Gemeinschaften, und diese werden um so größer sein müssen, je größer die Aufgaben sind. Eine Reihe von Kulturaufgaben konnten und können die deutschen Einzelstaaten lösen, die größte, ohne die auch die Lösung jener Einzelaufgaben der Sicherheit entbehrte, die deutsche Kultur zu schirmen und in der Welt zur Geltung zu bringen, können sie nur im engsten Zusammenschluß und durch gemeinsame Organe lösen. Die, die sich dieser Erkenntnis versagten oder versagen, vermochten und vermögen ihren Egoismus oder den Egoismus ihres Standes oder ihres Staates nicht zu bändigen, sie verlangten und ver-

langen, daß ihre Sonderinteressen den Interessen der Gesamtheit vorangehn, daß diese, das Höhere, Umfassendere, jenen, dem Geringern, Engern, weichen soll, statt umgekehrt. Es ist ein verkehrter Standpunkt, das, was das Reich fordert, an dem Interesse der Einzelstaaten zu messen und zu fragen, ob es sich mit diesen Interessen verträgt. So aber sehen wir noch heute, daß so wichtige Fragen wie die im Grunde selbstverständliche Eisenbahnbetriebsgemeinschaft durchaus nach den Sonderinteressen der Einzelstaaten beurteilt werden, wie wir es schon erlebt haben, daß das Reichseisenbahnprojekt zum Schaden des Reichs und schließlich auch der kleinern Eisenbahnen besitzenden Einzelstaaten eben an diesen Interessen scheiterte. Haß und Neid, menschliche Regungen niedrigster Art, waren es, die einstmals die Stände des deutschen Volkes gegeneinander empfanden, und den Haß lehrt noch heute die Sozialdemokratie ihren klassenbewußten Anhängern, den Haß gegen die eignen Volksgenossen. Leider hat auch engherzige Beschränktheit unsre akademische Jugend lange genug beherrscht und beherrscht sie bis zu einem gewissen Grade noch jetzt; der Burschenschafter sieht in dem Korpsburschen seinen natürlichen Gegner, und seitdem man auch noch den konfessionellen Gegensatz in die Studentenschaft hineingetragen hat, droht Unverträglichkeit und Intoleranz die akademische Freiheit im Namen der akademischen Freiheit zu zerstören. Sie ist der Jugend unsrer deutschen Hochschulen unwürdig und eine schlechte Vorbereitung für nationales Handeln.

Ja, Interessen wirken spaltend und erniedrigend, Ideale einigend und erhebend. Denn das Ideal hebt den Einzelnen über sich selbst und die kurze Gegenwart hinaus, es fordert den Verzicht auf den Egoismus des Einzelnen und der Gruppen bis zur Selbstaufopferung. Was begeisterte die Kämpfer von 1813? Gewiß, das preußische Volk hatte jahrelang den härtesten Druck fremder Faust empfunden, hatte unter endlosen Einquartierungen, Lieferungen und Steuern geseufzt; aber was es zur Erhebung trieb, das war nicht vornehmlich der Wunsch, das alles abzuschütteln, denn indem es sich erhob, übernahm es nur neue, schwerere Lasten, das war vielmehr die Überzeugung, daß der alte ruhmvolle Staat seine Unabhängigkeit wieder haben müsse, um jeden Preis. Darum drängten sich Tausende und wieder Tausende freiwillig zu den Fahnen und gingen hinaus in Not und Tod, darum schieden sie sich von Eltern und Geschwistern, darum opferten andre Tausende das Letzte ihrer dürftigen Habe. Da dachte keiner an sich und sein Behagen, da kannte jeder nur ein Ideal, die Freiheit des Vaterlandes, und keiner zweifelte am endlichen Siege, keiner hörte auf die ängstlichen Stimmen solcher, die da sagten: „Schüttelt nur an euern Ketten, ihr werdet sie nicht zerbrechen!“ Und was trieb die gebildete Jugend, die todmüde zurückkehrte von den französischen Schlachtfeldern und daheim nichts von dem fand, was sie mit ihrem Herzblut hatte erstreiten wollen, die Einheit und Größe ihres deutschen Vaterlandes, unter die schwarz-rot-goldne Fahne der Burschenschaft? Etwa das Streben, auf diese Weise Karriere zu machen? Nein, auf diesem Wege waren damals nur Zurücksetzung und Verfolgung zu erwerben; was diese jungen Leute beseelte, das war eben die Idee von der Einheit und Größe Deutschlands. Warum wurden nachher

deutsche Professoren die beredtesten und geistvollsten Führer des Frankfurter Parlaments? Weil ihnen die deutsche Geschichtsforschung die wissenschaftliche Überzeugung gegeben hatte, daß dieses deutsche Volk das historische und urkundliche Recht habe auf seine politische Einheit. Wie viele haben damals für dieses Ideal endlose Arbeit, ja Freiheit und Leben geopfert! Und wahrlich nicht Ehrgeiz und persönlicher Vorteil trieben Bismarck vorwärts durch unendliche Kämpfe bis zum Ziele. Er hätte behaglich und sorglos als Landedelmann leben können, wonach er sich immer sehnte, aber er verzichtete auf jede Ruhe und Behaglichkeit, er blieb bis an sein Ende dem Satze treu: Patriae inserviendo consumor. Wer nun vollends einen großen nationalen Krieg erlebt hat, wie den von 1870, der weiß, wie da alles Persönliche schwindet vor der einen großen Idee des Vaterlandes, wie da jedes persönliche Opfer als etwas selbstverständliches erscheint.

Und eben deshalb wirkt eine solche große politische Idee auch einigend. Es war doch ein unvergeßliches Schauspiel, das in dieser Weise nie wiederkehren kann, zu sehen, wie damals, als 1870 der Kriegsruf erscholl, alle trennenden Schranken zwischen Nord und Süd fielen, wie die einmütige Begeisterung vom Bodensee bis zum Meere alle kleinlichen selbstsüchtigen Bedenken und alle Sonderinteressen und allen alten Hader wie mit einer Sturmflut hinwegschwemmte, wie eben diese unwiderstehliche nationale Strömung das Kaisertum durchsetzte, das historische und populäre Sinnbild deutscher Einheit, allen diplomatischen Bedenken und Ränken zum Trotz. Gewiß, auch die wohlverstandnen materiellen Interessen forderten wenigstens die wirtschaftliche und die diplomatische Einheit, aber wie wenig sie allein imstande waren, auch nur diese zu schaffen, das hatte eine fünfzigjährige Geschichte bewiesen. Ein großer nationaler Krieg als einigendes und erhebendes Heilmittel innerer Schäden läßt sich nun freilich nicht auf Tag und Stunde verordnen, er kommt als eine Fügung unerwartet und ungewollt, und das damalige nationale Ideal, die nationale Einheit kann für uns kein Ideal mehr sein, denn es ist Wirklichkeit, und das jüngere Geschlecht ist in dieser Wirklichkeit aufgewachsen. Aber das nationale Ideal ändert seine Gestalt, und unser neues Ideal muß es sein, diese Einheit auszubauen und Deutschland seine Stelle unter den Weltvölkern zu geben und zu sichern, die es heute noch nicht hat. Ein solches Ideal seinem hadernden und zankenden Volke aufzustellen, das war die Absicht Bismarcks, als er die Kolonialpolitik begann. Leider hat es seinen Zweck nur wenig erfüllt, sonst wären wir weiter.

Nur das religiöse Ideal entfaltet eine ähnliche Kraft wie das nationale, kein andres, weder ein soziales noch ein wissenschaftliches oder künstlerisches. Was für eine Summe von Selbstaufopferung bis zum Tode und von einigender Kraft, die Angehörige aller Völker und aller Stände zu einer unzertrennlichen Genossenschaft zusammenschloß, das Christentum in den ersten Jahrhunderten erwiesen hat, ist bekannt. Und nicht irdische Vorteile waren es, die später Hunderttausende aus allen Völkern des Abendlandes nach dem fernen Osten zum Heiligen Grabe trieben, daß sie unendliche Opfer an Hab und Gut willig darbrachten, die härtesten Entbehrungen ertrugen und am wenigsten den Tod in der Fremde scheuten, sondern die Idee, dort an der heiligsten Stätte

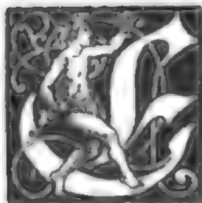
der Christenheit des eignen Heils gewiß zu werden, und die andre Idee, daß die Christenheit eine einzige große Gefolgschaft sein müsse und sei. Sicher haben sich auch von Anfang an sehr materielle Interessen der Herrschaft und des Handels eingemischt, aber sie haben auch hier ihre spaltende und erniedrigende Kraft bewiesen. Auch diese Ideale sind vergangen, aber die Nachwirkungen der Taten, zu denen sie begeisterten, haben die innere Entwicklung des Abendlandes auf Jahrhunderte bestimmt, und trotz allen Spaltungen in der Christenheit, die nicht die Religion, sondern die Theologie verschuldet hat, zeigt sich die christliche Kirche in der Mission noch heute als eine einige, zusammenwirkende Genossenschaft.

Um solche Ideale recht lebendig für das Volk zu machen, dazu bedarf es großer Persönlichkeiten, die sie vertreten und verkörpern. Es gehört zu den modernen Irrtümern, zu behaupten, die Verehrung großer Männer sei eine Verkehrtheit, denn die geschichtliche Entwicklung beruhe auf der Arbeit der Massen, und große Männer führten eben nur das aus, was diese bewußt oder unbewußt vorbereiteten und erstrebten, aber sie machten nicht die Geschichte. Daß sich auch ein Genie von seiner Zeit nicht trennen kann und auf ihren Grundlagen und mit ihren Mitteln wirken muß, das ist eine recht alte Weisheit, aber die Tätigkeit der Massen schafft immer nur Voraussetzungen und Möglichkeiten; ob diese und wie und wann sie zu entscheidenden Taten führen, das hängt von großen, ihre Zeit nicht nur verstehenden, sondern ihr auch voraus denkenden Männern ab. Goethe und Schiller, Bismarck und Luther sind uns doch noch etwas ganz andres als der bloße Ausdruck ihrer Zeit. Auf der Betrachtung großer Männer, ihres Wesens und ihrer Taten vor allem, nicht auf der Aufstellung historischer Entwicklungsgesetze, die im übrigen ihre wissenschaftliche Berechtigung haben, aber das Rätsel der Persönlichkeit nicht erklären, also auch in sich nicht aufnehmen können, beruht der sittliche Wert des geschichtlichen Studiums. Und eben dieses führt mit zwingender Gewalt zu der Überzeugung von dem Werte der großen nationalen und sittlich-religiösen Ideale gegenüber den erniedrigenden und spaltenden Sonderinteressen der Einzelnen und einzelner Kreise. Keinem Volke tut diese Überzeugung so bitter not wie heute dem deutschen.

Otto Kaemmel

Die Festungen Europas

Von B. Bruhns



in Kapitel in der Geographie, das in auffallender Weise vernachlässigt wird, ist die Lehre von den Festungen. Gewöhnlich werden im Unterricht die Hauptstädte der einzelnen Länder, die wichtigsten Handelsstädte und die bedeutendsten Industriegebiete eingehend besprochen, aber die Festungen werden nur nebenbei erwähnt. Auf den Karten sind sie durch die zackige Gestalt des Städteringes bezeichnet, auf bessern Karten werden auch häufig die eine große Festung um-

ringenden Forts mit angegeben; wenn man aber in den Lehrbüchern nachsieht, findet man manche fehlerhafte Angabe und vor allen Dingen über die eigentliche Bedeutung der Festungen keine nähere Nachricht. Und doch sind auch die Befestigungsanlagen ungemein wichtig, nicht nur im Kriege selber, sondern als Teil des Landesschutzes und dadurch, daß sie feindliche Übergriffe sehr erschweren, auch im Frieden. Es hat sich ja gerade in der allerletzten Zeit gezeigt, wie sehr die ungeheuern Rüstungen der europäischen großen Militärmächte dazu beigetragen haben, einen Krieg, der auch im günstigsten Falle große Opfer fordern würde, zu verhindern.

Die Ursache für das auffallende Schweigen unsrer Lehrbücher über das Festungswesen ist allerdings auch wohl verständlich, wenn wir bedenken, daß es sich hier um sehr diffizile Dinge handelt, die jeder Staat möglichst geheim zu halten sucht, über die der Verfasser deshalb sichere Nachrichten nicht leicht finden wird. Doch reicht dieser Grund allein nicht hin, denn dem, der näher nachforscht, steht auch in der allgemein zugänglichen Literatur genug Material zur Verfügung, ein klares Urteil zu gewinnen. Natürlich muß man nicht nach Einzelheiten forschen, die vor den Augen Unbefugter verborgen werden, oder wenn sie dem Gegner doch irgendwie zur Kenntnis gekommen sind, rasch verändert werden. Die rasche Veränderlichkeit vieler Einzelheiten in der Landesverteidigung mag auch mit dazu gewirkt haben, daß sich so viele scheuen, sie zu besprechen; denn was wir heute aus den Veröffentlichungen des letzten Jahrzehnts erfahren, ist vielleicht schon nicht mehr richtig oder wird in kurzer Zeit unrichtig. Rasch genug können unvorhergesehene Ereignisse der äußern Politik den Wert einer Festung ändern. Welchen Wert hat eine Festung heute? Das ist eine Frage, die so schwierig zu entscheiden ist wie kaum eine andre. Manche Festung, auf die Millionen verwandt worden sind, bleibt im Kriege, der unerwartet ausbricht, der einen unerwarteten Plan des Gegners enthüllt, unberührt oder zeigt eine ganz andre Bedeutung, als man vermutet hatte. Oft genug hat in Kriegszeiten das Spiel des Zufalls Orte als unwichtig gezeigt, für deren Schutz vorher gewaltige Anstrengungen gemacht wurden, andre aber als wichtig, die für keinerlei Verteidigung vorbereitet waren.

Wladiwostok war sehr gut vorbereitet und befestigt, aber größere Kämpfe um diesen Ort sind in dem russisch-japanischen Kriege nicht vorgekommen, dagegen sind ganz bedeutende Verschanzungen gewissermaßen auf freiem Felde entstanden bei Liaujang, bei Mukden und bei Tieling. Und ein andres Beispiel: Vor dem Kriege von 1870/71 glaubte sich Frankreich durchaus gesichert durch die große Zahl zum Teil sehr starker Festungen an seiner Grenze. Als dann aber der Krieg wirklich ausbrach, fielen fast alle nach kürzerer oder nach längerer Belagerung; Sedan und Metz wurden geradezu zum Verderben für Frankreich, indem sie die Heerführer verleiteten, sich auf ihren Schutz zu verlassen. Nicht nur die Festungen fielen in die Hände der Sieger, sondern auch die in ihnen eingeschlossenen Truppenmassen. Nur eine der größern Festungen hielt sich außer Paris bis zum Ende des Krieges durch die tapfere und zähe Gegenwehr ihres Verteidigers, des Obersten Denfert: Belfort. Sedan hat zwei Tage, Metz zehn Wochen, Straßburg etwas über sechs Wochen, Paris, das nur auf zwei

Monate mit Proviant versehen war, über vier Monate und Belfort fast fünfzehn Wochen Widerstand geleistet. Aus solchen Überlegungen erklärt sich eine gewisse Geringschätzung der Festungen, die wenigstens in Deutschland und in Österreich weit verbreitet ist. Aber sie geht auch entschieden zu weit, wenn sie, wie es zurzeit der Fall ist, dazu führt, daß die Frage der Landesverteidigung dem größern Publikum im wesentlichen als ein Buch mit sieben Siegeln erscheint. Denn man soll ja nicht etwa die Bedeutung einer Festung nur danach beurteilen, wie lange sie einem mit aller Energie geführten Angriff zu widerstehn vermag, sondern auch nach dem gewissermaßen moralischen Schutze, den sie gewährt, indem sie, wie zum Beispiel Wladiwostok, den Gedanken einer Besetzung gar nicht aufkommen läßt, es sei denn mit ganz außerordentlichen Truppenmassen, oder indem sie, wie Port Arthur, Straßburg und Belfort, einen recht bedeutenden Teil der mobilen Armee auf einen vom eigentlichen Kriegsschauplatz abliegenden Ort fesselt, oder wenn sie, wie die heutigen deutschen und französischen Grenzfestungen, eine feindliche Invasion zu einem kühnen Wagnis machen, dessen scheinbare Unüberwindlichkeit die beste Garantie für den Frieden ist. Man denke auch daran, daß zum Beispiel in England die Küstenbefestigung, solange sie von der Flotte unterstützt werden kann, eine Landung mit größern Truppenmengen zur Unmöglichkeit macht. Heute dienen die Rüstungen nicht mehr bloß für den Fall der aktiven Betätigung im Kriege, sondern noch viel mehr der passiven Abwehr jedes Versuchs, den Frieden zu brechen.

Wenn wir von den Festungen sprechen, müssen wir uns zuerst darüber klar sein, daß heute die Bedeutung der Festungen eine ganz andre ist als in frühern Zeiten, wenigstens soweit es sich um die europäischen Staaten handelt. Im Mittelalter bis in das siebzehnte Jahrhundert war die Eroberung der festen Plätze wesentlich das Ziel der Kriegführung. Feldschlachten waren natürlich nicht ausgeschlossen, aber die Entscheidung lag zumeist in dem Kampf um eine Stadt. Der Besitz der Stadt, zum Beispiel Magdeburgs, Straßburgs, war das Ziel und der Preis des Kampfes. Heute liegt das Entscheidende in der Feldarmee. Die einzelne Festung hat ihre wesentliche Bedeutung in ihrem Werte für das Feldheer, sei es daß sie ihm als Stützpunkt dient, oder daß sie das feindliche in seinem Vormarsch aufhält. Nur ganz selten ist die Hauptkraft der nationalen Verteidigung in einem festen Platz konzentriert, wie in Bukarest, Kopenhagen, den Befestigungen des St. Gotthard. Und auch hier ist noch immer die Möglichkeit vorgesehen, dem Feinde mit einer mobilen Truppe entgegenzutreten. Aber wir dürfen auch nicht zu weit gehn; der Hauptwert der Festungen liegt heute in dem Nutzen, den sie dem Feldheere gewähren, oder dem Schaden, den sie einem feindlichen zufügen können; außerdem hat aber die Festung in vielen Fällen auch ihre lokale Bedeutung. Der Weichsel-Narew-Waffenplatz bei Warschau ist ein ungeheurer Rückhalt für die größte russische Armee, aber er ist auch für Russisch-Polen der Zentralpunkt, ohne dessen Besitz eine Eroberung dieses Landes undenkbar ist, weder für Deutschland, noch — was nicht weniger bedeutungsvoll ist — für großpolnische Souveränitätsgelüste. Belfort bedeutet nicht nur die Sperrung der altberühmten Burgundischen Pforte, sondern auch die Herrschaft über das Departement. Port Arthurs Wert lag nicht nur in

seinem Charakter als Stützpunkt der russischen Flotte, sondern es war auch die Beherrscherin des Südendes der Halbinsel Liautung. Aber — und das ist wichtig — nicht der Fall einer Festung, auch wenn sie die Hauptstadt eines Landes ist, entscheidet endgiltig über den Krieg, sondern die Vernichtung der Armeen. Port Arthur, Sedan, Metz waren nur wichtige, aber nicht entscheidende Episoden des Krieges, entscheidend war zum Beispiel im russisch-japanischen Kriege die Vernichtung der russischen Seestreitkräfte. Noch etwas andres ist zu beachten. Die größten befestigten Orte früherer Zeiten hatten ihren Schutz in ihrer Umwallung, heute liegt der Schutz weit draußen bei den vorgeschobnen Forts, die eigentliche Umwallung, wenn sie auch ihren sehr großen Nutzen haben kann, kommt doch durchweg erst an der zweiten Stelle. Und das erklärt sich aus der ungeheuern Kraft der modernen Geschosse, die schon auf große Entfernungen hinaus ihre Wirkung ausüben.

Wie sieht eine große Festung aus, etwa Straßburg, Metz oder Paris? Betrachten wir auf dem Atlas den Plan einer dieser Festungen, so finden wir zunächst die eigentliche Stadt eingeschlossen von einer ununterbrochnen Umwallung mit Graben, die mitunter, wie bei Straßburg, noch eine besondre Zitadelle umschließt, in weiterer Entfernung aber eine Reihe von Forts, die bei Straßburg fünf bis sechs Kilometer von der Umwallung entfernt sind, bei Paris sogar bis über vierzehn Kilometer. Diese Forts bilden die äußere und erste Verteidigungslinie, und ihr Besitz wird vielfach schon über das Schicksal der Stadt entscheiden. Sie bewirken, daß sich der Gegner der Stadt selbst nicht so weit zu nähern vermag, daß seine Geschosse in das Innere einschlagen, und ermöglichen dem Verteidiger, seine Truppen in dem ganzen Gelände innerhalb des Fortgürtels, der zum Beispiel bei Straßburg etwa einem Kreis von sieben Kilometern Radius, also etwa 150 Quadratkilometern Fläche, entspricht, frei, d. h. von feindlichen Geschossen wesentlich unbehelligt, zu bewegen. Es ist von besondrer Bedeutung für eine Festung, diese äußere Verteidigungslinie möglichst weit und doch der verfügbaren Zahl von Verteidigern entsprechend nicht zu weit vorzuschieben. Bei Port Arthur war die erste Verteidigungslinie infolge der Gestalt der Halbinsel sogar bis zu vierzig Kilometer vorgeschoben. Aber die eigentlichen Forts waren wieder so nahe bei der Stadt, daß ihr Fall eine längere Verteidigung unmöglich machte. Für den Ausbau der Antwerpner Befestigung war vor kurzem von der Regierung eine äußere Linie von etwa zweiundzwanzig Forts in einem Abstande von sieben bis elf Kilometern von der eigentlichen Stadtumwallung vorgeschlagen (Militärwochenblatt 1905, Sp. 508). In den Zwischenräumen zwischen den einzelnen schon im Frieden völlig ausgebauten Forts werden im Kriege zur Verstärkung dieser Linie noch bewegliche Batterien und Einzelgeschütze möglichst gedeckt aufgestellt, die den großen Vorteil haben, daß ihre Stellung dem Gegner nicht bekannt ist, sie darum auch nicht oder nur wenig von ihm beschossen werden. Das rauchschwache Pulver vor allem hindert die Erkennung dieser wohlverdeckten Ziele.

Ist die äußere Linie an irgendeiner Stelle durchbrochen, so kann der Verteidiger in einer vollkommnen Festung noch einen zweiten Rückhalt finden, in der Linie der Umwallung, und im äußersten Notfall noch in der Zitadelle, wenn

er dann nach den jedenfalls sehr langen und verlustreichen Kämpfen überhaupt noch widerstandsfähig ist. Wo deshalb von alter Zeit her noch eine Zitadelle oder eine feste Burg besteht, wird sie zumeist erhalten, aber man wird kaum eine neue bauen. Denn jedenfalls ist der enge Raum einer Zitadelle nicht geeignet, dem Gegner noch wesentlichen Schaden zuzufügen, und wird höchstens um wenig Tage noch das Schicksal aufhalten. Wichtiger kann sie werden, wenn infolge der furchtbaren Leiden einer langen Beschießung und Belagerung in der Stadt selbst Unruhen ausbrechen, die den Kommandanten zwingen, sich gegen die eigne Bevölkerung zu schützen. Durch die weitvorgeschobne Fortlinie wird übrigens nicht bloß erreicht, daß die Stadt selbst im wesentlichen weniger zu leiden hat unter dem Ansturme des Gegners, sondern es wird auch der Besatzungstruppe die Möglichkeit zu weiter freier Bewegung geschaffen. Und das ist sehr wichtig, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß die Einengung auf beschränktem Raum, der Mangel an steter Bewegungsfreiheit die besten Truppen mit der Zeit furchtbar demoralisiert, sie zu Schlaffheit, Feigheit, Disziplinlosigkeit und sogar zu Revolten verführen kann. Es ist dies eine traurige Erscheinung aus der Psychologie des Krieges, mit der der Kommandant immer rechnen muß, wie man auch bei der Beurteilung eines Kommandanten oder Gouverneurs selber bedenken muß, daß eine monatelange Einschließung mit dem täglichen Bewußtsein, niemals in aktivem Ringen siegen zu können, sondern immer nur in passivem Widerstand aushalten zu müssen, furchtbar niederdrückend wirkt, die Energie des stärksten Mannes schließlich untergraben muß und ihn mehr und mehr in die Arme der Verzweiflung treibt. Gerade bei Port Arthur wird man aus diesem Grunde dem General Stößel nicht vorwerfen können, daß er um wenig Tage zu früh den aussichtslosen Kampf verzweifelt aufgab. Die ihm nach achtmonatiger zähester Verteidigung (nach elf Monaten des Kampfes und unausgesetzter Arbeit) aus seiner Kapitulation einen Vorwurf machten, würden anders urteilen, wenn sie sich in seine Lage, in das Elend aller der fürchterlichen Wochen und Monate hineinversetzten.

Natürlich ist es von besondrer Wichtigkeit, daß in den Forts und in der Stadt selbst hinreichendes Material für eine möglichst lange Verteidigung an Munition und Proviant vorhanden ist, und — das allerwichtigste — daß es ebenso wie die Mannschaften sicher untergebracht ist. Dazu dienen die bombensichern Kasematten, die zumeist in den Wällen als unterirdische Räume liegen. Häufig mehrere Stockwerke tief sind die von außen so einfach aussehenden Wälle ausgebaut und geschützt durch Stahlpanzerung oder Beton. Es hat sich als äußerst schädlich in Port Arthur erwiesen, daß diese Betondeckung vielfach zu schwach war, da man nicht erwartet hatte, daß die Japaner so schwere Geschütze über See bringen würden. Die Betondeckungen waren hier berechnet als Schutz gegen höchstens 15-Zentimeter-Geschütze, während die Japaner mit 28-Zentimeter-Haubitzen schossen. Wie stark die Munitionsvorräte sein müssen, geht zum Beispiel daraus hervor, daß nach General Stößels eigner Angabe in Port Arthur an manchen Tagen weit über eine Million Patronen verschossen worden sind, und daß der bei der Übergabe der Festung noch vorhandne Bestand von 82670 Granaten und $2^1/_4$ Millionen Patronen von einem einwandfreien, erfahrnen

Beurteiler (Major Schröter, Port Arthur, S. 60) als „ein minimaler" bezeichnet worden ist. In den Festungen steckt natürlich ein ungeheures Kapital, das vielfach Veranlassung gegeben hat, eine Beschränkung der Festungsanlagen zu befürworten. So hat Deutschland in fünfzehn Jahren für Neukonstruktionen von Festungen ungefähr 320 Millionen Mark ausgegeben (Militärwochenblatt 1905, Sp. 2121), und dabei hat sich besonders Deutschland in Festungsbauten auf das allernotwendigste beschränkt. So sind die Kosten der Erweiterungsbauten von Antwerpen, das schon bisher Festung allerersten Ranges war, auf 98 Millionen Franken angeschlagen worden. Frankreich hat seit 1870 bis 1901 etwa zwei Milliarden Franken für Anlage und Erhaltung der Festungen ausgegeben (Militärwochenblatt 1902, Sp. 614).

Wir haben bisher von den großen, den Festungen ersten Ranges gesprochen. Neben diesen gibt es aber eine große Anzahl kleinerer Festungen, die, wenn sie auch, wie etwa Glatz und Neiße, recht veraltet sind, als Plätze zweiten Ranges erhalten werden, sei es weil sie wie Germersheim oder Koblenz-Ehrenbreitstein einen wichtigen Durchgang oder Flußübergang sperren, sei es daß sie durch ihre uneinnehmbare Lage von Bedeutung werden können. Einige sehr kleine Werke, wie Königstein, Bitsch, die wie Sperrforts ihre Bedeutung wesentlich nur darin haben, daß sie die Benutzung gewisser Straßen verhindern, mögen andrerseits noch als eine Art großer Geldschränke zur Aufbewahrung wichtiger Kleinodien und Akten dienen. Auf den Gang des Krieges werden sie kaum bedeutenden Einfluß ausüben: der Gegner wird sie durch eine kleine Abteilung in entsprechender Entfernung einschließen und von der Außenwelt absperren, im übrigen aber an ihnen vorübergehn. Wichtiger noch sind die Reihen von Sperrforts, mit denen einige Staaten: Frankreich, Italien, Österreich, längs der Grenze alle bedeutendern Zugangsstraßen gesperrt haben. Wenn sie auch kaum längern Widerstand werden leisten können, so werden sie doch jedenfalls den Vormarsch der feindlichen Armee einige Tage aufhalten und dadurch der eignen Armee Zeit zur Sammlung und Vorbereitung verschaffen. Hierzu gehören zum Beispiel die neuen Anlagen Italiens an den Zugangsstraßen zum Simplontunnel. Deutschland hat nur ein solches Sperrfort in der Feste Boyen in Ostpreußen.

Andrerseits haben mehrere Staaten, namentlich Frankreich und Rußland, auch ganze Gruppen von Festungen errichtet, die nahe beieinander ein größeres Gebiet beherrschen und wesentlich als Stützpunkte einer großen Armee dienen. Im Schutze dieser Festungen können sich die Truppen sammeln, ohne daß der Gegner in der Lage ist, die zusammenrückenden Massen zu beobachten oder zu stören, bevor sie noch vollständig vorbereitet sind. Andrerseits kann sich auch eine Armee, die etwa schon eine Schlacht gehabt und Verluste erlitten hat, nach einem solchen befestigten Gebiet zurückziehn, wo sie Platz und Material vorfindet, sich zu reorganisieren. Denn man muß bei den heutigen Rüstungsverhältnissen mit Heeren von vielen Hunderttausenden rechnen, die sich auf engem Raum stören und die Vorräte in kurzer Zeit aufzehren würden. Handelt es sich aber um eine große Festungsgruppe, so wird es dem Gegner nicht möglich sein, durch Umzinglung etwa die Zufuhr vollständig abzusperren. Und doch liegen wieder die einzelnen Festungen nahe genug, zu verhindern, daß der

Gegner zwischen ihnen durchdringt. Auch für den Fall einer Schlacht selber ist es verständlich, daß die Schlachtlinie, die das Heer einnimmt, durch eine solche Festungsgruppe so weit verlängert werden kann, daß es unmöglich ist, sie auf dieser Seite zu umgehn und von der Flanke oder vom Rücken anzugreifen. Wir werden weiterhin diese Festungsgruppen noch einzeln zu erwähnen haben, hier seien nur als Beispiel aus älterer Zeit die italienischen Festungen angeführt: Verona–Peschiera–Mantua–Legnago und aus neuerer Zeit die französische Gruppe: Reims–Laon–La Fère.

Bevor wir nach diesen kurzen Vorbemerkungen, deren weitere Ausführung viel zu viel Raum beanspruchen würde — man findet viele weitere Angaben in dem Buche von Joseph Kürschner, „Armee und Marine, ein Ratgeber für alle Wehrpflichtigen" —, zu unserm eigentlichen Thema übergehn, seien die wichtigsten für diesen Aufsatz verwandten Quellen angegeben. Es ist vor allem das 1905 erschienene Heft 38 der „Mitteilungen des Ingenieurkorps," worin ein ungenannter, aber offenbar sehr gut orientierter Verfasser eine „Übersicht über die Landesbefestigungen Europas" gegeben hat. Daneben ist die Schrift des Majors Schröter, Mitglied des Ingenieurkomitees und der Studienkommission für die militärtechnische Akademie, benutzt: „Die Festung in der heutigen Kriegführung" (1903), und dazu sind die letzten Jahrgänge des Militärwochenblatts auf alle einschlägigen Notizen hin durchgesehen worden. Dagegen muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß sämtliche Atlanten, die ich durchgesehen habe, auch die großen, sonst so vorzüglichen von Andree und von Stiehler, vielfach unrichtige Angaben bringen. Manche sind begründet in den raschen Veränderungen der letzten Jahre, manche in der verschiednen Darstellungsmethode der Kartenzeichner, manche beruhen auch direkt auf der Unsicherheit der allgemeinen Kenntnis, von der ich vorhin gesprochen habe.

In der Gegenwart finden wir die stärkste Entfaltung des militärischen Lebens in Deutschland, Frankreich, Rußland und England. Als nach dem Kriege von 1870/71 Frankreich allmählich eine vollständige Reorganisation des Militärwesens begann, war sein erstes Ziel, sich gegen einen neuen deutsch-französischen Krieg zu sichern. Und da es, durch die Erfahrung gewitzigt, sich nicht allein der Feldarmee anvertrauen wollte, schützte es sich durch eine möglichst unüberwindliche Reihe großer Befestigungsanlagen, indem es sich natürlich an die schon vorhandnen Werke anlehnte. Von 1874 an entstanden unter der Leitung des Generals Seré de Rivière die Anlagen an der Nordgrenze mit den großen Fortfestungen Lille, Maubeuge nebst mehreren isolierten Sperrforts an der belgischen Grenze, Verdun mit einer ganzen Reihe von Sperrforts und schwächern Plätzen (Hirson, Montmédy, Longwy u. a.) an der mittlern Maas, Toul, Epinal mit der Gruppenbefestigung Position de Nancy an der Mosel (außerdem wieder viele Sperrforts, zum Beispiel Arches, Remiremont, Rupt u. a.). Dazu kommt noch das 1870/71 so heiß umstrittne Belfort mit den Gruppenbefestigungen von Montbéliard und des Lomont nebst dem Sperrfort Giromagny.*) Waren diese Festungen die erste Linie an der feindlichen Grenze, so wurden in

*) Anmerkung der Redaktion: Vergleiche hierzu den interessanten ausführlichen Artikel über „Die Befestigungen an der französischen Ostgrenze" in Nr. 9 des vorigen Quartals.

der zweiten Linie zwei gewaltige Festungsgruppen als verschanzte Räume ausgebaut, die imstande sind, einer ganzen Armee Manövrierfeld und Stütze zu gewähren. Das sind im Norden die im einzelnen schwächern Befestigungen von Reims, Laon, La Fère nebst dem Sperrfort Condé sur l'Aisne und im Süden, wo sich der Weg nach dem reichen Südfrankreich öffnet, die drei Fortfestungen Besançon, Langres, Dijon. Paris selbst aber, das 1871 doch noch hatte kapitulieren müssen, wurde so vergrößert und in eine so starke Festung umgewandelt, daß es als ein Ding der Unmöglichkeit erscheinen muß, die Stadt zur Unterwerfung zu zwingen. 130 Kilometer lang ist der Ring der Pariser Befestigung, und 1902 ist er noch mehr verstärkt worden dadurch, daß zwar die alte Umwallung im Westen und im Norden vom Bois de Boulogne an niedergelegt wurde, dafür aber eine neue geschaffen wurde, die von der Umgebung der Porte Pantin über die Werke von Aubervilliers, Fort de l'Est, Fort Double Couronne du Nord, Fort de la Briche zur Seine führt. Dadurch ist auch St. Denis von der Umwallung eingeschlossen (Militärwochenblatt 1902, Sp. 2608/09).

Ist schon im Norden dem kleinen Belgien gegenüber, das doch wohl kaum einen Angriff gegen Frankreich wagen wird, das Land durch die Festungen Lille und Maubeuge gesichert, da man mit Recht vermutet, daß die wohl garantierte Neutralität nicht beachtet werden wird, so sind ebenso der Schweiz gegenüber am französischen Jura mehrere Sperrforts angelegt, bei Montarliers, Rousses, Risoux, Eclouse, die verhindern sollen, daß deutsche Truppen unter Nichtachtung der Schweizer Neutralität durch das Aaretal, über den Jura und die mittlere Saône nach der Loire vordringen und durch deren Besetzung das nördliche Frankreich mit Paris von dem südlichen abschneiden. (S. Militärwochenblatt 1903, Sp. 3327.) Wie im Norden Paris, so ist im Rhônetal die zweite Stadt Frankreichs, Lyon, zu einer ganz gewaltigen Festung ausgebaut worden.

Durch sein Festungswesen hat Frankreich eine Grenzsperrung erreicht, die ihm große Sicherheit gewährt, zu deren Besetzung allein gegen Deutschland aber auch 600000 Mann, also fast die ganze aktive Armee nötig sein würde. Ursprünglich hatte man sich die Zeit sichern wollen, das Heer mobil zu machen, bevor der Feind zu tief in das Land einzudringen vermochte. Seit 1875 sind aber die Vorbereitungen für eine Mobilmachung so getroffen und ist das Eisenbahnnetz und das in den letzten fünfundzwanzig Jahren ungeheuer vergrößerte Kanalnetz so vervollkommnet worden, daß ein Grund zu ernster Besorgnis nicht mehr in dem Maße vorhanden zu sein scheint. Die Folge davon ist, daß man schon seit 1889 an eine Beschränkung der Festungen, ein Deklassement denkt. Im Jahre 1902 wurde ein Plan vom Kriegsminister dem Senat vorgelegt, aber wieder zurückgezogen; seitdem sind aber einzelne Werke schon aufgegeben worden. Die Ostgrenze freilich hat man vorläufig noch unberührt gelassen. (S. Militärwochenblatt 1902, Sp. 614.)

Während sich so unsre Nachbarn an der Grenze zunächst gegen eine feindliche Landarmee geschützt haben, hat auch Deutschland sein Gebiet gesichert trotz allem Gerede, wonach das schlagfertige Feldheer der beste Schutz sei, und daß es einer Festungskette nicht bedürfe. Mußte doch gerade Deutschland bei dem tief verletzten Nationalstolze des unruhigen und revanchelüsternen Nachbarn auch seiner-

seits auf der Hut sein. Diese Festungen schließen sich an die von der Natur gegebnen Verteidigungslinien an: an die Mosel in dem am weitesten westlich vorgeschobnen Teile von Lothringen (das gewaltig ausgebaute Metz nebst dem weniger bedeutenden Diedenhofen) und an den Rhein in seiner ganzen Längserstreckung: Köln und Straßburg als ganz modern ausgestattete große Fortfestungen, dazwischen die dritte Festung Mainz und die kleinern Anlagen von Wesel, Koblenz=Ehrenbreitstein, Germersheim, Feste Kaiser Wilhelm II. westlich von Straßburg, Neu=Breisach, Oberrheinbefestigungen bei Lörrach (seit 1902). An der Donaulinie liegen die starken Fortfestungen Ulm und Ingolstadt, die unter anderm dazu berufen sind, bei einem etwaigen Durchbruch der Franzosen durch die Schweiz den Übergang über die Donau freizuhalten. Die kleine aber kaum einnehmbare Feste Bitsch im Elsaß hat zwar keine entscheidende Stimme mitzureden, wird aber trotzdem erhalten als Eisenbahnsperre und wohl gewissermaßen als bomben= und feuersicheres Depot für wichtige Wertobjekte. Nicht alle diese Städte halten sich im Rahmen der alten Umwallung, und hier wie auch in andern Ländern mußten Teile der Umwallungen dem Erweiterungsbedürfnis zum Opfer fallen, so in Metz und Diedenhofen (1903), 1904 auch in Koblenz. Das bedeutet aber keineswegs ein Aufgeben der fortifikatorischen Bedeutung dieser Orte, ebensowenig wie etwa in dem französischen Lille, dessen Wälle 1903 ebenfalls zum Teil niedergelegt worden sind.

Im Gegensatz zu Frankreich ist in Deutschland die Hauptstadt nicht befestigt, auch Spandau zählt heute nicht mehr als Festung, dagegen ist noch das alte Magdeburg an einer der wichtigsten Zugangsstraßen, die am Rande der deutschen Mittelgebirge von West nach Ost führt, erhalten geblieben, nachdem es 1866 mit dreizehn Forts ausgebaut, das heißt nur für den Bedarf vorbereitet worden ist. Sein Hauptwert scheint nicht in seinem Charakter als Festung, die für eine lange Belagerung ausgerüstet ist, zu liegen, sondern in seiner Eigenschaft als Waffen= und Munitionsdepot, wo sich in Zeiten einer schweren Krisis die sich aus dem ganzen waffenfähigen Volke bildenden Landwehr= und Landsturmtruppen sammeln und ausrüsten können. Denn ist einmal die Elblinie bedroht, dann ist es Zeit, daß das ganze Volk zu den Waffen greift.

Solche ausgedehnte Grenzsicherungen fordern auch ganz besondre Maßregeln für einen raschen und leichten Verkehr, Maßregeln, die ihren Ausdruck vor allem in einem außerordentlich dichtmaschigen Eisenbahnnetz an den Grenzen und nach den Grenzen hin finden. So laufen zwischen Maubeuge und Epinal in Frankreich zwei, stellenweise sogar drei parallele Eisenbahnlinien nahe an der Grenze an der Mosel—Meurthe, an der Maas und Mosel und weiter westlich. Ebenso führen von Straßburg nach Metz zwei, stellenweise auch drei und vier getrennte Trakte. Zu den beiden Seiten des Rheins verkehren Eisenbahnen von Düsseldorf bis Basel, und noch zwei weitere Linien zwischen dem Rhein und der niederländischen Grenze sind für raschen Ortswechsel von Nord nach Süd und umgekehrt bereit. Nicht minder sind natürlich die Verbindungswege von dem Innern der Länder nach der Grenze vorbereitet. Dazu hat Frankreich mit ungeheuern Summen sein schon früher großartiges Kanalnetz zu einem strategisch ungeheuer wichtigen Hilfsmittel ausgebildet. (Militärwochenblatt 1905, Sp. 305 ff.)

Dienen also diese Anlagen in Friedenszeiten der wirtschaftlichen Entwicklung der von ihnen berührten Gebiete, so gewinnen sie eine vielleicht noch größere Bedeutung in Zeiten des Krieges.

Deutschland und Frankreich verfügen heute über die größte und am besten ausgebildete Landmacht, und beide sind bis nahe zur Grenze der Leistungsfähigkeit gerüstet, aber beide Staaten haben daneben noch gewaltige Seeinteressen zu verteidigen. Und hier auf der See ist der gefährlichste und mächtigste Gegner England. Es ist ein großer Vorteil für England, daß es, auf seinen Inseln isoliert, einen Landkrieg kaum zu fürchten braucht, wenn es nur seine Küsten gegen fremde Landungsgelüste hinreichend sichert und seiner Flotte für eine offensive Taktik gute Stützpunkte gewährt. Aus alter geschichtlicher Tradition richtet sich natürlich die Küstenbefestigung hauptsächlich gegen Frankreich, und erst in der allerletzten Zeit ist auch die Küste an der eigentlichen Nordsee mit der Front gegen Deutschland besonders berücksichtigt worden. Große, mit Fortgürtel versehene Kriegshäfen sind das in der Gegenwart sehr verstärkte Dover, ferner Portsmouth, Southampton, Portland-Weymouth, Plymouth an der Südküste Englands, Cork-Queenstown im Süden und Bearhaven im Südwesten von Irland, das letzte in der Nachbarschaft der großen Kabelstation Valentia Island. Daneben hat England zwei große Gruppenbefestigungen, weit ausgedehnte Anlagen von Küstensperren und Einzelbatterien, von denen die eine im Firth of Forth in der letzten Zeit besonders stark ausgebaut worden ist. Hier hat Leith mit Newhaven Seebefestigungen, während St. Margarets-Hope ein großer Kriegshafen und Flottenstation ist. Dann ist aber die Einfahrt in die Themse durch die beiden großen Kriegshäfen Sheerneß und Chatham und die starke Stellung bei Tilbury wohl gesichert. Von der sehr großen Reihe weiterer britischer Küstenbefestigungen seien genannt: Harwich—Ipswich mit Land- und Seebefestigungen, Yarmouth, Hull, Hartlepool, Seeham und Sunderland, Berwich, Dundee, Aberdeen, Greenock—Glasgow, Liverpool, Pembroke, am Bristolkanal, sowie auf Irland Belfast, Dublin und viele andre. Bei einer solchen Absperrung der allerdings auch sehr ausgedehnten Küste und bei dem großen Vertrauen, das der Engländer mit Recht seiner Flotte entgegenbringt, hat man auf eine Befestigung der Binnenstädte und namentlich Londons verzichtet.

Dem gegenüber haben sich auch Frankreich und Deutschland zu sichern gesucht. Beiden Ländern dienen die Küstenbefestigungen natürlich auch noch zum Schutze gegeneinander, da bei der heutigen Entwicklung der Kriegs- und der Transportflotten der Gedanke eines Truppentransports zur See im geeigneten Augenblick während des Ringens der Landarmeen nicht ausgeschlossen ist. Cherbourg, Brest, Lorient sind die drei großen Kriegshäfen der atlantischen Küste Frankreichs, Wilhelmshaven und Kiel die Deutschlands. Daß Kiel hier mit genannt werden muß, ist darin begründet, daß durch den Nordostseekanal Kiel in direkter Verbindung mit der Nordsee steht. Dünkirchen-Bergues, Calais, Boulogne, Le Havre, ferner St. Vaague de la Hongue und Omonville auf der Halbinsel Cotentin, St. Malo und die Insel Bréhat an der Küste der Bretagne sind mit Batterien mehr oder weniger stark ausgestattet. Ebenso sind die West- und die Südküste der Bretagne sowie die Mündungen der Loire (St. Nazaire), der

Charente (La Rochelle, Rochefort, Ile d'Aix, Ile d'Oléron, Seudremündung) und der Gironde (Royan und Blaye) mit Küstenbefestigungen gedeckt. Das ältere Gravelines bei Dünkirchen ist seit April 1902 aufgegeben worden, ebenso wie die Landfront von Lorient und die Umwallungen von La Rochelle und Rochefort. (Militärwochenblatt 1902, Sp. 1159.) Dagegen ist die Stellung von Brest durch den Ausbau der Forts auf der Insel Quessant in der letzten Zeit wesentlich verstärkt worden. (Militärwochenblatt 1905, Sp. 2827.)

Während Frankreich zum Schutze seiner Küste einer großen Anzahl von Befestigungsanlagen bedurfte und dabei doch noch, wie ein Blick auf die Karte lehrt, eine ganze Reihe ungedeckter Stellen aufweist, ist das Verhältnis für Deutschland mit seiner kürzern und nicht leicht zugänglichen Nordseeküste weit günstiger. Hier sind nur die Zugänge zu den großen Strömen durch starke Werke an der untern Elbe (Cuxhaven, Brunsbüttel), auf Helgoland und an der untern Weser (Geestemünde) und daneben natürlich auch die Einfahrt nach Wilhelmshaven gedeckt. Daß die Emsmündung, die neuerdings durch die Vertiefung des Emdner Hafens an Bedeutung gewonnen hat, nicht befestigt ist, mag seinen Grund darin haben, daß die Moore und Sümpfe des Hinterlandes einer Landungstruppe schwere natürliche Hindernisse bereiten. Dagegen ist bekannt, daß die Küste von Jütland und die dänische Grenze ungedeckt sind, und darauf beruhte das Gerücht, das im vorigen Sommer durch die Enthüllungen des französischen Exministers Delcassé entstand, wonach England versuchen würde, im Kriegsfalle eine größere Armee in Schleswig-Holstein zu landen. Eine starke Sicherung Kiels und des Nordostseekanals von der Landseite erscheint hier entschieden notwendig. (Siehe hierzu das Buch: Seestern, 1906, das gerade diesen Punkt eingehend mit erläutert.) Daß bei der eminenten Bedeutung, die die Elb- und die Wesermündung für Deutschlands Handels- und Kriegsmarine haben, ein englisches Helgoland als Stützpunkt englischer Schiffe eine fürchterliche Gefahr in sich schließen würde, ist einleuchtend. Man wird deshalb heute auch kaum mehr behaupten können, daß der 1890 dafür gezahlte Preis zu hoch gewesen wäre.

(Schluß folgt)

Anastasius Grün

Ein Gedenkblatt zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages

Von W. Berg

(Schluß)

ach der Vollendung der „Spaziergänge" sann Anastasius Grün auf ein neues Werk, das auch in gewisser Beziehung politisch, aber doch in ganz andrer Art innerlich sehr viel dichterischer sein sollte. Hatte er als „Spaziergänger" das vor Augen liegende handgreifliche Elend der Metternichschen Ära behandelt, so verließ er in der neuen Gedichtsammlung, die 1835 zu Leipzig unter dem Gesamttitel „Schutt" erschien, den österreichischen Boden und trat hinaus in das Gebiet

idealer und hyperidealer Geschichtsbetrachtung, wie K. Grün sagt, „in die transzendentale Welt übermenschlicher Hoffnungen und rosigster Zukunftsträume.“ Er feierte hier nach Gottschalls Wort „den Lenz der ganzen Menschheit.“ Vier poetische Visionen schildert er uns. Trotz ihrer einheitlichen Form sind sie durchaus verschieden voneinander. Der allen gemeinsame Grundgedanke ist der, daß der Freiheit, so wie sie eben der Dichter versteht, die Zukunft der Welt gehören wird. In allen vier Bildern verbindet sich seine eigentlich lyrische und anmutig schildernde Begabung mit der tief eingewurzelten Neigung zum politischen Erfassen des Stoffes. Es sind, wie Gottschall sie kennzeichnet, genial komponierte „allegorische Fresken von glänzendem Kolorit, mit denen der Dichter die Propyläen der freien Zukunft ausschmückt; es ist eine träumerische Musik des Gedankens, die zu immer vollern Akkorden anwächst und alle Dissonanzen in mächtig ergreifender Harmonie auflöst.“

Im ersten Teile, dem „Turm am Strande,“ führt er uns auf den Boden Italiens. Ein gefangner venezianischer Dichter büßt in traurigem Kerkerleben seinen Freiheitstraum. Die sehnsüchtigen Klagen, schwärmerischen Hoffnungen und wunderbaren Phantasien des Ärmsten, der uns an Byrons Gefangnen von Chillon erinnert, werden hier in einer herrlichen Sprache, mit fesselndem, ganz eignem Reiz, in einer Fülle von höchst anschaulichen Bildern dargestellt. Wie schön ist zum Beispiel das scheinbar unrichtige Bild in der Stelle, wo der Gefangne ein Schiff in der Ferne erblickt und voll Sehnsucht ausruft:

Es eilt mein Herz dir nach, nicht kann es rasten!
Es schwebt als Möwe über dunkler Welle
Und klammert schreiend sich an deine Masten!

Ergreifend ist auch der Abschluß dieses ohne Zweifel gelungensten Teils der Gesamtdichtung. Als der gefangne Dichter nämlich endlich aus seinem Kerkerelend befreit wird, da sind alle, die ihm im Leben lieb und wert waren, tot, und freiwillig kehrt er mit gebrochnem Herzen in sein Verlies zurück.

Wenn hier nicht nur die Einbildungskraft, sondern auch unsre Empfindungen lebhaft angeregt werden, so ist beides viel weniger der Fall in dem zweiten Teile, einer klösterlichen Elegie, betitelt: „Eine Fensterscheibe.“ Ähnlich wie der Bruder Martin in Goethes Götz fühlt der Dichter die Unnatur des Klosterlebens, das er in einer Reihe von Bildern vorführt. Da werden wir in die Messe geführt, ein fluchender, greiser Mönch tritt auf, wir sehen das üppige Gelage der Mönche, die Reihe der Äbte, erfahren von dem verfehlten Leben eines einst frohsinnigen Studenten, der im Kloster stirbt, u. a. Der Dichtung fehlt die straffe Gliederung, weil sie der Einheit der Situation entbehrt, und der Grundgedanke vom Widersinn des Klosterlebens hat Mühe, sich durch die Bilderfülle hindurchzuarbeiten. Aber auch hier finden wir die hohen Vorzüge der Grünschen Muse wieder, Bilder von höchster Schönheit und plastischer Wirkung. Schöner und schlagender zum Beispiel kann der Gedanke von der geistigen Unfruchtbarkeit eines bloß abstrakten Glaubenslebens nicht ausgedrückt werden als an der Stelle, wo der Dichter das Herz eines solchen starrgläubigen Priesters „eine Wüste ohne Quell und ohne Rose“ nennt, aus der „die graue, tote Pyramide Gott“ hervorragt.

Der dritte Teil des „Schuttes“ führt den Titel „Cincinnatus.“ Das ist der Name eines Schiffs, das uns hinüberführt in das neue Land der Freiheit jenseits des Weltmeeres. Von dem Trümmerfelde Pompejis, das die verschüttete und wieder ausgegrabne Vergangenheit bezeichnet, schlägt der Dichter, wie K. Grün schön sagt, „einen gewaltigen Irisbogen“ hinüber zu den transatlantischen Urwäldern und dem jungen Staatswesen Amerikas. Während Italiens Ruinen dem Dichter nur eine Stätte müßigen Genußlebens sind, sieht er in Amerika das Land der Arbeit, der schöpferischen Kraft, eine Stätte der Freiheit für alle, die dem unfrohen Leben auf der Heimatscholle entrinnen wollen. Ein poetisch schöner Gegensatz, glücklich erfunden und trefflich durchgeführt! Nur vergißt der Dichter, daß in das neue Paradies auch die alte Sünde mit eingewandert ist, die die Menschheit einst aus ihrem Paradiese verbannte.

Der Wiedergeburt der Menschheit gilt auch die letzte Abteilung, die Vision: „Fünf Ostern.“ Indem der Dichter von der Vorstellung der alten Legende ausgeht, wonach der Erlöser alljährlich in der Morgenstunde des Ostertages im Auferstehungskleide zum Ölberg zurückkehrt, entwirft er großartige Bilder der Vergangenheit, ihres Wandels und Wahns. Wir schauen mit Christus, wie Jerusalems Mauern, gebrochen von der Faust des römischen Überwinders, in Schutt und Trümmern liegen, ferner, wie mitten unter den blutbefleckten wilden Kreuzfahrern Gottfried von Bouillon in der wiedererstandnen heiligen Stadt betend kniet, wir erleben die Herrschaft der Mohammedaner, unter der die Kirchen veröden und zerfallen, und den abenteuerlichen Kriegszug Bonapartes, der an der Stadt des Friedefürsten vorbeizieht. Nachdem uns der Dichter so das Werden und das Vergehn aller irdischen Größe und Herrlichkeit und das Ringen und Streben der Menschheit an der Hand der Geschichte vor Augen geführt hat, schauen wir endlich im Bilde des fünften Ostermorgens das Ostern der Zukunft, wo die allgemeine Weltbeglückung zur Tatsache geworden ist, Gottes ewiger, heitrer Friede die Menschenkinder beseligt, und Krieg und Knechtschaft, Lug und Trug nicht mehr sind. Wir schauen hier also den idealen Zustand, worin sich der Dichter die menschheitliche Entwicklung als abgeschlossen vorstellt. Ein Liebespaar wird einst auf Golgatha ein formloses, eisernes Ding finden, den Halbmond, aber niemand, auch der älteste Greis nicht, wird darüber Auskunft geben können, ebensowenig wie über ein steinernes Kreuz, das man eines Tages ausgraben und im Garten aufstellen wird, wo es bald die Rosen dicht umranken werden. Das Lied schließt:

So steht das Kreuz inmitten Glanz und Fülle
Auf Golgatha, glorreich, bedeutungsschwer,
Verdeckt ists ganz von seiner Rosen Hülle,
Längst sieht vor Rosen man das Kreuz nicht mehr.

Damit ist der Dichtertraum, die Umwandlung des Christentums zur Religion der reinsten Menschenliebe, in Erfüllung gegangen.

Anastasius Grün wurzelt in der Gedankenwelt des josephinischen Zeitalters. Solchen Träumen, wie sie im letzten Osterbilde gemalt sind, kann sich

nur ein idealistischer Schwärmer hingeben, der die Menschheit liebt, aber nicht kennt. Ohne in seiner kirchlichen und religiösen Stellung dem Lehrinhalt und der wahren Frömmigkeit gegenüberzutreten, hat er doch kein Verständnis für den Ewigkeitswert des Christentums schlechthin. Diesen Ikarusflug können und wollen wir nicht mitmachen, in so lichte Höhen er uns auch führen mag, und auch damals, als der „Schutt" bekannt wurde, gab es viele sogar idealistisch hochgespannte Naturen, die über die „Verrosung" des Kreuzes den Kopf schütteln mußten. Andre fühlten sich enttäuscht aus einem andern Grunde. Sie hatten erwartet, der Dichter würde seine Harfe wieder unter den begeisternden Sturmesklängen demokratischer Lieder rauschen lassen, und nun bot er ihnen durchaus Tendenzloses, nur tiefsinnige Gedankenbilder ohne jede Beziehung zur Losung des Tages. So kam es, daß die Wirkung dieser Dichtungen nicht entfernt der gleichkam, die die „Spaziergänge" erregt hatten. Und dabei ist der „Schutt" viel poetischer empfunden und ausgeführt. Gerade hier finden sich Bilder und Gedanken von entzückender Schönheit und in reichster Fülle. Gottschall sagt nicht zu viel, wenn er den „Schutt" „zu den Perlen unsrer Poesie" zählt, „denen unsre klassische Dichtung nichts Ähnliches an die Seite zu stellen hat." (In 14. Auflage erschien das Werk 1877.)

Im Jahre 1837 folgten die „Gedichte," die zum fünfzehntenmal 1877 aufgelegt worden sind. Außer einigen ältern Gedichten, wie zum Beispiel aus den „Blättern der Liebe," die hier wieder Aufnahme fanden, bietet der Dichter eine große Anzahl neuer, die eine reiche Mannigfaltigkeit von Stoffen behandeln, zum Beispiel die Liebe, die Natur, die Verhältnisse des äußern und innern Lebens, besonders aber die Freiheit. Am anziehendsten sind wohl die Naturlieder, die von echt dichterischer Auffassung zeugen und wieder eine Menge der herrlichsten Bilder enthalten. Das Verhältnis, in dem Anastasius Grün zur Natur steht, ist überhaupt für seine ganze Dichterart höchst bezeichnend. Die Natur ist ihm der nie zu erschöpfende Born der Dichtung. Erst wenn er versiegt, ists auch mit der Poesie zu Ende. Diesen Gedanken drückt er in dem Gedicht „Der letzte Dichter" am schönsten aus. Das alte und doch ewig neue Weben in der Natur setzt er in die innigste Beziehung zu den Vorgängen in der Menschenseele. Im Werden und Vergehn in der Natur findet er den Boden für seine Auferstehungsidee, und die Idee der Freiheit, die ihm nicht Zügellosigkeit und schrankenlose Willkür ist, sondern ein sittlicher Begriff, eng gebunden an Gesetz und Recht, wird ihm durch die an sich freie, aber an bestimmte ewige Gesetze gebundne Bewegung der Naturgegenstände versinnbildlicht. Während ferner die Welt in geistiger Finsternis liegt, voll Unfreiheit und von Lüge und Haß beherrscht ist, erscheint ihm die Sonne als das Sinnbild des geistigen Lichts, der Wahrheit und der Liebe. Das Unbelebte in der Natur weiß er zu beleben und läßt es wie etwas Vernunftbegabtes an den menschlichen Vorgängen und Handlungen teilnehmen. So zum Beispiel hält die Luft den Atem an, hemmen die geschwätzigen Pappeln ihr Flüstern und fließt der Bach leise dahin wie im Zehengange, er, der vorher so fröhlich dahinrauschte, weil sie alle das Kosen und Flüstern Maximilians und Mariens von Burgund nicht stören wollen. Und auch tiefe sittliche Wahr-

heit kündet dem Dichter seine eindringende Naturbetrachtung. So zum Beispiel heißt es im „Pfaffen vom Kahlenberg“:

Der Lenz, kein Traumspiel unserm Geist,
Ist uns ein wahrer heilger Glaube,
Der reichen Lohn den Mühen verheißt
Und sich erfüllt in Korn und Traube;
Der im Entbehren, Dulden uns stärke
Durch stilles Hoffen und gute Werke;
Ein Priester, predigend seine Lehre,
Ist jede Blüte, jede Ähre.

Einige dieser Gedichte von 1837 sind ganz volkstümlich geworden, wie zum Beispiel „Das Blatt im Buche,“ „Die Brücke,“ „Der letzte Dichter,“ „Die Mannestreue,“ „Der Ring,“ „Goethes Heimgang“ u. a. Anklänge an Heinische Art fehlen nicht, zum Beispiel im „Vogelflug im Winter.“ Am lebhaftesten aber schlägt des Dichters Herz immer für das Vaterland, das Recht und die Freiheit. Wie edel zum Beispiel ist sein ethisches Glaubensbekenntnis:

Aufs Meer bin ich gefahren,
Zu schwören festen Eid,
Beständiges hier inmitten
Der Unbeständigkeit!

Dem Wahren, Rechten, Schönen
Zum Banner treu zu stehn!
Kann ich zu den Besten nicht klimmen,
Doch nie zu den Schlechten zu gehn!

Wo edel der Kampf, zu kämpfen,
Doch fern, wo Wahnwitz ficht!
Und Herz und Mund und Leben
Für Freiheit, Recht und Licht!

Prächtig sind die fünf Bilder „Aus Gastein,“ von erhabnem Schwunge der „Sturmvogel“ aus dem „Romanzero der Vögel.“ Gedichte wie „Maria Grün,“ „Der alte Komödiant,“ „Das Musikantendorf,“ „Lubomirski“ suchen ihresgleichen in der gesamten Literatur. Ein herrliches Zeitgedicht widmet der Dichter dem großen Jakob Grimm. Darin heißt es:

O Preis und Ruhm der Wissenschaft!
Es gibt der sonst so armen
Der Thron selbst heut als Ehrenwacht
Dragoner und Gendarmen!

Fürwahr, wo solche Männer fort
Verbannt, landflüchtig reisen,
Müßt strafend ihr nicht aus dem Land,
Nein, in das Land sie weisen!

Wie taucht da der deutsche Jammer wieder empor! — Als Romantiker ging Anastasius Grün, wenn ihn auch manches mit den Nachkommen der eigentlichen Schule verbindet, ganz eigne neue Wege, und gerade darauf beruht zum Teil sein Erfolg. Bisher hatte sogar der Liberalismus einen Unterschied zwischen der Überzeugung des Verstandes und den Neigungen des Herzens gemacht. Im hellen Lichte des Tages waren Verstand und Wille tätig, aber das Gemüt sehnte sich nach wie vor nach den Schauern der „mondbeglänzten Zaubernacht.“ Ganz anders Anastasius Grün. Er wagte es zuerst, die Interessen des modernen Lebens und dessen Gedanken in die Dichtung einzuführen und auch im Sonnenschein des Tageslebens die Romantik zu suchen. Sogar Eisenbahnen und Fabriken ging seine Dichtkunst nicht aus dem Wege. Seine „Poesie des Dampfes“ verherrlicht machtvoll den Menschengeist und den Beruf des modernen Dichters.

Ich will indes hinab die Bahn des Rheines
Auf schwarzem Schwan, dem Dampfschiff, singend schwimmen,
Den Becher schwingend, voll des goldnen Weines
Dir, Menschengeist, den Siegeshymnus stimmen.

Wie dir der Feuergeist die Flammenkrone
Herab vom stolzen Haupt hat reichen müssen,
Wie du dem Erdengeiste, seinem Sohne,
Das eh'rne Herz kühn aus der Brust gerissen.

Wie du zu beiden sprachst: Ihr sollt nicht rasten!
Daß fürder Mensch nicht Menschen knechten möge,
Geh, Feuer, du und trage seine Lasten!
Leb, Eisen, du und wandle seine Wege!

Ich weiß, daß deines Wandels Flammengleise
Kein Blümchen im Poetenhain bedrängen,
So wie des Heilgenscheines Glutenkreise
Kein Löckchen am Madonnenhaupt versengen.

Nein, Amt der Poesie in allen Tagen
Ists, hoher Geist, dein Siegfest zu verschönen,
Wie der Viktoria Goldbild überm Wagen
Des Triumphators schwebt, um ihn zu krönen.

Das ist himmelweit verschieden von der klassischen und der romantischen Anschauung, und mit Recht sagt Gottschall: „Grün ist unser erster wahrhaft moderner Lyriker, dessen Lorbeer keine Kritik zerpflücken wird.“

Lange Jahre hat Anastasius Grün seit dem Erscheinen seiner Gedichte nichts veröffentlicht. Sein nächstes Werk, „Die Nibelungen im Frack,“ erschien erst 1843, und zwar zu dem Zwecke, unberechtigte Angriffe abzuwehren. Der Dichter hatte in der Zwischenzeit erfahren müssen, daß man ihn verkannte. War Uhland der Vater des politischen Freiheitsgedichts gewesen, so hatte Grün es zum Hymnus ausgestaltet und ihm zugleich die epigrammatische Zuspitzung verliehen. Die „Spaziergänge“ hatten eine von ihrem Sänger freilich nicht beabsichtigte Schule gemacht. Es war eine moderne politische Lyrik herangewachsen, die allerdings ganz anders aussah als die Auerspergs. Grün verließ als politischer Dichter nie den Boden der Wirklichkeit; immer blieb er Deutscher und Österreicher, immer galt sein Zorn einem ganz bestimmten Elend, immer strebte sein Wille ganz bestimmte Neugestaltungen an. Die Modernen aber verloren sich ins Uferlose; sie suchten überall Ziele für ihre giftigen Angriffe und witterten überall „Apostasie.“ Wie maßlos und ungerechtfertigt Georg Herweghs Vorgehn gegen den Grafen Auersperg war, haben wir oben schon angeführt. Mußte der Dichter nicht tief erbittert sein über solche Verdächtigungen? Und aus diesem Ärger heraus entstanden die „Nibelungen im Frack.“ Sie waren „die Kriegserklärung — nach Gottschalls Ausdruck — gegen die neue politische Lyrik, die er eine Poesie der Grimasse, eine löschpapierne Zeitungspoesie und versifizierte Prosa nannte.“ Bauernfeld, Grüns Lebensbeschreiber, bezeichnete die „Nibelungen im Frack“ als eine reine Satire auf die Marotte. Der Dichter behandelte unter dem seltsamen

Titel einen seltsamen Stoff in der heroischen Nibelungenstrophe, die jedoch zu dem Wesen der Dichtung, als eines humoristischen Capriccios, nicht paßte. Der Held des wunderlichen Werkes ist ein verdrehter Musiknarr, ein Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Merseburg aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, der auf den ungereimten Einfall kam, einen Musikus haben zu wollen, der so groß wäre, daß er die Baßgeige wie eine Violine handhaben könne, und einen andern Musikus im Gegensatz dazu so zwerghaft, daß er die Violine wie eine Baßgeige zwischen den Knien strich. Nach langem Suchen sah der verdrehte Herzog seinen Lebenswunsch erfüllt. In dieses versifizierte Geschichtchen aus der Zopfzeit sind allerlei Seltsamkeiten hineingewebt, so zum Beispiel die himmellangen „Kerls" des preußischen Soldatenkönigs, der Zwerg des Zaren Peter und der Rabe des Thilo von Trotha in Merseburg. Der schrullenhafte Herzog war kein ungeeigneter Vertreter der verschnörkelten und an Wunderlichkeiten, Launen und seltsamen Zügen aller Art so reichen Zeit. In diese harmlos spielende Geschichte legte der Dichter seinen Widerspruch hinein gegen die Rolle eines poetischen Parteihäuptlings, die man ihm unausgesetzt zumutete, und den weitern Widerspruch gegen die allzugroße Absichtlichkeit, die die modernen lyrischen Kampfhähne von der Poesie forderten. Grün hat eine ganz andre Ansicht von der politischen Dichtkunst. Wohl verficht er eifrig die Berechtigung des politischen Liedes, aber er spricht sich mit tiefer Abneigung aus gegen die Gedankenlosen, die die Poesie zwingen wollten, „im Feldrock der Politik zu fechten." Die göttliche Dichtkunst soll man nicht dadurch entwürdigen, daß man sie in die Parteizänkereien des Tages hineinzieht.

Nie wird der Edelhirsch ackern, Waldrehlein gehn mit Säcken,
Strauchröslein Stuben heizen, und Nachtigall als Haushahn wecken.

Die ganze Art des launigen Gedichts ist fein poetisch und an sich vollendet, aber das Werk wirkte trotzdem nicht so recht, weil der Federkrieg, der nur auf das Verständnis kleiner Kreise berechnet war, in starker Verhüllung auftrat. Nur an einer Stelle, die durch den Vorwurf der „Apostasie" hervorgerufen war, klingt der politische Ton kräftig durch:

Wem ihren Strahl die Freiheit einmal durchs Herz gegossen,
Abfällt der nie und nimmer trotz sondrer Kampfgenossen!
Wir tragen der Freiheit Banner, nicht ihre Liverein:
Der Knecht will Unterknechte — der Freiheit selbst kein Sklav' ich sein!

Schmerzlich enttäuscht durch die Wendung, die die öffentlichen Angelegenheiten in der Revolutionszeit genommen hatten, war der Dichter, wie oben gesagt wurde, in sein Tuskulum Thurn am Hart geflüchtet. Dort beschäftigte er sich neben andern Aufgaben auch mit der Übertragung der „Volkslieder aus Krain," die durch ihn erst in die Weltliteratur eingeführt worden sind. Die im Spätherbst 1849 vorbereitete Sammlung erschien 1850. Eigentlich war es keine Übersetzung, sondern eine meisterhafte Wiederdichtung. Grün wollte „die bereits allmählich verklingende poetische Stimme dieses merkwürdigen Volksstammes" der Welt vermitteln. Höchst wertvoll ist die Vorrede, die das

Ergebnis sehr sorgfältiger und eindringender kulturgeschichtlicher Forschungen ist. Die Sammlung enthält Liebeslieder, Tierlieder, Vierzeilige u. a. m. Am bedeutendsten sind die Türkenlieder, in denen das slowenische Volk die Erinnerung an jahrhundertelange Kämpfe und Leiden oft in echt poetischer, ergreifender Weise niedergelegt hat.

Dasselbe Jahr brachte auch wieder ein größeres Werk, das alle Vorzüge und Schwächen der Grünschen Muse offenbart. Das ist „Der Pfaff vom Kahlenberg" (3. Auflage 1877). Es ist den Manen seines Lenau gewidmet, der längst schon lebendig tot war. „Dein Aug' umglitt der Schleier, den sie Krankheit nennen." Auch dieses bescheidnerweise sogenannte „ländliche Gedicht" ist die Frucht langer Jahre. Schon vor den Märztagen war es im wesentlichen fertig. Hier kommt ganz besonders der Österreicher zum Worte; denn das Gedicht ist ein Bild eigentümlich österreichischen Geschichts-, Kultur- und Naturlebens, das vom Dichter im innersten Wesen ergriffen und in blühender Sprache dargestellt wird. Als Hauptpersonen treten auf: Herzog Otto von Kärnten, der Fröhliche, sechster Sohn Albrechts des Ersten, ferner der Minnesinger Nithart, eine schalkhaft derbe Natur, ein Feind der Bauern, und endlich die wichtigste Person, der Pfaffe Wigand aus dem Kahlenberger Dorfe am Fuße des Kahlenberges und des Leopoldsberges. Karl Grün kennzeichnet ihn treffend als „eine herrliche Gestalt, halb Philosoph, halb Schäker, von unendlicher Gemütstiefe, frei mitten im Symbol und ein erhabner Politiker." In ihn hat der Dichter sein eigenstes Wesen hineingegossen. Alle drei durchstreifen das schöne österreichische Land, treiben allerhand Schimpf und Ernst und erforschen das Herz und den Sinn der Bauern. Der Dichter hat alte Schwänke vom Pfaffen Amis und vom Kahlenberger geschickt verschmolzen und durch frische Schilderungen des ihm so vertrauten österreichischen Landes belebt. Es fehlt dem Gedichte durchaus an innerer Einheit, und die epische Handlung selbst hat gar nichts Anziehendes. Aber wie wunderbar ist auch hier wieder das idyllische Element: die Schilderung der Jahreszeiten, der ländlichen Feste, die Genrebilder der Volksszenen usw. Überall findet der Dichter dabei Gelegenheit, die liebe Heimat poetisch zart zu verherrlichen. Es sei hier nur an einzelnes erinnert: an die wunderschöne Schilderung der Gotik am Stephansdome zu Wien, an die „Weinlese," den „Kelterspruch," ein Musterstück echten Humors, der unter Tränen lacht, an die Fahrt zum „Fürstenstein" in Kärnten, wo der Dichter ein Bild des alten freien Rechts zeichnet, wuchtig wie ein Fresko, worin der Bauer Edling den Landesfürsten selbst erst belehnen muß, damit dieser ein Recht ausüben kann. Nie hat ein Dichter die Heimat so gepriesen wie hier Anastasius Grün. Mit großen Gedanken und in herrlichen Bildern verklärt er hier ferner das freisinnige Fürsten- und Priestertum, das Fürstentum, das ein Herz hat für des Volkes Leiden und Freuden und sich unbekannt überall Liebe erwirbt, das Priestertum, das sich nicht büßerisch frömmelnd abkehrt vom heitern Lebensgenuß, sondern sich daran freut und echte Lebensweisheit predigt und vorlebt.

Neben diesem größern Werke spendete der Dichter in diesen glücklichen Tagen stillen Schaffens, fern dem politischen Treiben, noch manche kleinere Gabe,

wie z. B. die mächtige Romanze „Jagello“ im Österreichischen Frühlingsalbum von 1854. Auch gab er Lenaus sämtliche Werke heraus (Stuttgart, Cotta, 1855), nachdem der Nachlaß schon 1851 erschienen war, und fügte eine wertvolle Lebensbeschreibung und Charakteristik des unglücklichen Dichters bei. Ferner ist zu erwähnen das großartige Gedicht „Bei Radetzkys Bestattung,“ 1858.

Erst nach längerer Pause, 1864, erschien das letzte größere Werk, dessen Vollendung ihm noch vergönnt war: „Robin Hood, ein Balladenkranz nach altenglischen Volksliedern.“ Diese Urschriften sind nicht etwa übersetzt, sondern der Dichter hat aus ihnen etwas fast ganz Neues geschaffen. In der sehr umfangreichen und fesselnden Einleitung teilt er das durchaus richtige Ergebnis seiner kritischen Vorarbeiten mit, daß nämlich der Held des altenglischen Sagenkreises, jener Robin Hood (Robert Fitzooth), nicht, wie das Volk urteilte, der tapfre fromme Räuberhauptmann war, der sich jahrzehntelang gegen des Königs Krieger in den Wäldern hielt, sondern daß er als der letzte Hort des Widerstandes der bei Hastings besiegten Angelsachsen gegen den normannischen Eroberer anzusehen ist. In diesen Balladen verzichtet Anastasius Grün in feinem Verständnis des Stoffes ganz auf das ausschmückende Beiwerk, das in seinen eignen lyrisch-epischen Dichtungen durchaus an seinem Platze war, hier aber, wo es ganz und gar auf die Ursprünglichkeit des Volkstons ankam, die Wirkung beeinträchtigt haben würde.

In den letzten Jahrzehnten seines Lebens kam der Graf Auersperg infolge seiner regen parlamentarischen Tätigkeit nicht mehr so oft zu dichterischer Arbeit wie einst. Nur hier und da teilte er die eine oder die andre, früher noch nicht veröffentlichte Dichtung und auch zuweilen etwas Neues mit in den „Wiener Dioskuren“ (Jahrbuch des 1. Österreichischen Beamtenvereins, herausgegeben vom k. k. Hofrat Baron Falke), in dem „Jahrbuch des liberal-politischen Vereins zu Linz“ und an andern Orten. In den „Dioskuren“ von 1874 zum Beispiel steht das liebliche Lied „In Veldes“ und auch „Die Kapelle im See.“

Am Abend seines Lebens hatte er noch die Freude, eine Neuausgabe seiner „Spaziergänge“ zu erleben, der er ein Widmungsgedicht an den Neffen seiner Frau beifügte, den Obmann des Deutschen Vereins in Graz, Ignaz Grafen von Attems. Was er sonst in den letzten dreißig Jahren gedichtet und teilweise auch schon an verschiednen Stellen veröffentlicht hatte, sammelte er unter dem Titel: „In der Veranda. Eine Nachlese.“ Daß er die abschließende Hand nicht mehr an dieses Werk legen konnte, machte ihm das Sterben schwer. Es erschien erst nach seinem Tode, 1877, in demselben Jahre noch in dritter Auflage. Besonders daraus hervorgehoben zu werden verdienen die Gedichte an den Prinzen Johann, den Prinzen Eugen, ferner „Gneisenau in Erfurt“ und vor allem „Der Tambour von Ulm,“ worin der Dichter vier hochwichtige Ereignisse aus Österreichs neuester Geschichte vorführt, nämlich Novara 1849, Solferino 1859, Magna Charta (d. i. das Verfassungsjahr) 1861 und Allerseelen 1866. Alle diese Gedichte gehören mit zu den schönsten Gaben geschichtlicher Lyrik. Auch die Abteilung „Sprüche

und Spruchartiges" zählt zu dem Besten, was auf diesem Gebiete bisher geleistet worden ist. Sie bietet Lebensregeln und Weisheitsworte in knappster Form, zum Beispiel:

Weh dir, wenn Menschen zu verachten
Du nur gelernt im Selbstbetrachten!

und:

Die Seele warm,
Das Auge klar,
Die Lippe wahr,
Von Stahl der Arm,
Für andre sorgen,
Dein Heut, dein Morgen!

Der Titel der Gesamtdichtung hat eine symbolische Bedeutung. Der greise Dichter wollte damit sagen, daß er nicht mehr wie einst die Höhen ersteigen könne, sondern darauf beschränkt sei, von der Veranda aus Natur und Leben zu betrachten. Aber der Dichter ist, wie auch diese Früchte seines Alters zeigen, seinen Überzeugungen treu geblieben. Nie hat er den Kampf gescheut; immer trat er den Gegnern, die er gar nicht missen mochte, im Bewußtsein seiner guten Sache mit männlichem Mut entgegen. Noch in dieser Verandasammlung sprach er seine „Parole" aus:

Man schreibt auf manchen Stein:
„Er hatte keinen Feind!"
Als Lobspruch ists gemeint,
Doch schließts viel Schlimmes ein.
Es klänge grad so gut:
Ihm fehlte Herz und Blut,
Er ließ wie Kies sich treten,
Er ließ wie Ton sich kneten,

Sein Aug' war blind dem Lichte,
Sein Mund war stumm dem Wichte!
O raubt mir nicht am Grabe
Noch meine beste Habe,
Die Feinde, deren Zorn
Mein Stolz, mein Schmuck, mein Sporn!
Von jenem Worte rein
Laßt meinen Stein!

Wie er einst in jungen Jahren das Luthertum gefeiert hatte, so auch noch hier im greisen Haare:

Das Licht, entquollen einst in Strahlen
Dem Lämpchen jenes Bergmannssohns,
Es flog vom Schacht zu Höhn des Throns
Und leuchtet' einst auch diesen Talen.

Gesalbte Schergen doch zertraten
Mit plumpem Fuß den Funkenrest,
Die Finsternis begann ihr Fest,
Und Geistesnacht reift' ihre Saaten.

Sie heimsen ein; welch lustig Treiben!
Hei, wie der Peterspfennig springt!
Doch wo des Tetzels Büchse klingt,
Wird auch nicht fern der Luther bleiben!

In wunderbarer Frische und Energie trotz seiner beinahe siebzig Jahre bekannte er seinen alten Glauben:

Glauben an die Sonnenkraft,
Die im Menschengeiste lodert,
Glauben an den Lenz in Haft,
Der sein Recht des Freien fodert!

Glauben an das Vaterland,
An das alte, große, eine,
Ob auf ein gerissnes Band
Heute noch manch Auge weine!

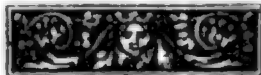
Was da strebt, blüht und gedeiht,
Spiegle klar und treu mein Auge,
Das die junge, neue Zeit
Voll und freudig in sich sauge.

Und ihr Bild, noch halt ichs fest
Mit den frischen Farben allen,
Wenn die müde Wimper läßt
Drüber ihren Vorhang fallen!

In den letzten Lebensjahren hatte er sich am liebsten in dem schönen Veldes am See aufgehalten. Ihm galt auch sein Schwanenlied vom Sommer 1876:

Bote des Himmels zugleich und Blume der Erde,
Steuert ein einzelner Schwan durch diese Wellen —
Wellengeriesel und glühende Flimmerlichter
Reißen tanzende Furchen in seine Flächen.
Und der Bilder Konturen erfaßt ein Zittern,
Daß ihr Band sich löst, in Stücke zerrissen,
Daß der Berge Säulen, querüber gespalten,
Daß die Gletscher zerborsten, die Wälder gebrochen. —
Über den Schwankenden schwebst du, einsamer Lotse. —
Über dem Wellenspiel der fliehenden Stunde,
Über dem Zeitenschutte und Völkerstaube,
Über den Urnen aschegewordener Herzen,
Ihrem Wünschen und Dulden, Irren und Hoffen,
Lebt geläutert fort, wonach sie gerungen,
Schwebt der Wahrheit ewiger Lichtgedanke.

Ja, ein Wahrheitsucher ist Anastasius Grün gewesen sein Leben lang, bis der Tod ihm die Augen und die Lippen schloß. Graf Auersperg sei geschieden, so schrieb K. Grün in dem Nekrologe von 1876, aber Anastasius Grün lebe, der Auferstеher mit jedem Frühling, mit jedem grünen Blatte, und auch Graf Auersperg lebe noch, wenn wirs genauer bedächten, der unerschrockne Verteidiger des Rechts, der Herold des Lichts. Und so ist es. Der freisinnige, charaktervolle Politiker, der warmherzige Freund des Volkes und zugleich, untrennbar mit ihm verbunden, der hinreißende, für Recht, Freiheit, Vaterland und Wahrheit allezeit begeisterte Poet: er gehört zu denen, die das deutsche Volk nie vergißt, in allen Zeiten. Er trägt die Krone der Unsterblichkeit.



Antonio Fogazzaro

Von René Prévôt

Will man in einer Zeit, wo die literarische Unzuverlässigkeit des internationalen Büchermarkts der Kritik die ernste Pflege guter heimatlicher Produktion, die Auffindung und die Unterstützung nationaler Talente zu der ersten Pflicht macht, einem fremdländischen Schriftsteller das Wort reden, dann muß man gute Gründe dafür haben. Daß sich in den Werken des Norditalieners Antonio Fogazzaro nach dem Urteil einiger seiner Landsleute recht vieles findet, was dem deutschen Geiste nahe, vielleicht sogar näher verwandt ist als dem italienischen, daß er öfters für deutsche Sinnesart (z. B. in Mistero del poeta) tiefes Verständnis an den Tag gelegt hat, war jedoch für unsern Entschluß, ihn dem deutschen Publikum vorzustellen, weniger bestimmend als der Umstand, daß wir in ihm eine der glänzendsten, international bedeutendsten Erscheinungen unter den Streitern um die idealistische Wiedergeburt der Literatur begrüßen dürfen.

Überall dort, wo vor zwanzig Jahren der sogenannte Naturalismus geblüht hat, macht sich schon seit einiger Zeit die Reaktion fühlbar. Man mußte eines schönen Morgens einsehen, daß jenen Aposteln exakter Lebensbeobachtung, die kein Problem irdischen Seins unergründet lassen wollten, die seelische Seite menschlicher Geschicke allzuwenig beachtenswert erschienen war. In ihrer krassesten Form tritt diese Einseitigkeit im italienischen „Verismus" zutage. Ist doch das künstlerische Temperament der südlichen Völker an sich schon zu prunkhaft farbenfroher, sinnenfälliger Veräußerlichung geneigt. Was Wunder dann, daß diese Eigentümlichkeit durch die veristische Methode in peinlichster Weise auf die Spitze getrieben wurde.

Während in der italienischen Lyrik der deutsche Einfluß (Chamisso, Heine usw.) vorwiegend gewesen ist (ich nenne Namen wie Carducci, Guerrini u. a.), ging in dieser ganzen Entwicklungszeit der italienische Roman Hand in Hand mit dem französischen. Literarische Vergleiche sind immer unzutreffend. Und doch können wir mit gewissem Rechte Namen wie Capuana, Tronconi, Verga, Frau Serao den Zola, Goncourt, Flaubert, Maupassant gegenüberstellen, von den Legionen anlehnungsbedürftiger kleinerer Talente ganz zu schweigen. Und beinahe zugleich und in ähnlichem Sinne vollzog sich in beiden Literaturen der Umschlag: Maeterlinck, Bourget, Maurice Barrès einerseits, andrerseits vor allem Gabriele d'Annunzio und Antonio Fogazzaro. Diese Persönlichkeiten, von denen jede ihre eignen Wege geht, näher zu charakterisieren ist hier nicht der Ort. Der vergeistigende, idealisierende Zug ist es, der sie bei aller sonstigen Verschiedenheit in Art und Bedeutung verbindet. Wie weit und wie tiefgehend diese Unterschiede im einzelnen sind, wollen wir in großen Zügen an einer Gegenüberstellung skizzieren, die uns zugleich auf den Mann führt, mit dem wir uns hier zu beschäftigen haben. Gabriele d'Annunzio, der dem deutschen Publikum wohlbekannte Verfasser des Fuoco, der Città morta, der Gioconda, der Gloria usw., gilt allenthalben als der Vorkämpfer der literarischen Wiedergeburt in Italien. Weit über die heimatlichen Grenzen hinaus trugen ein verdienter Erfolg und — Eleonore Duse den Namen des Dichters, der mit melodischem Wortklang das Ohr, mit prunkendem Farbenspiel das Auge und durch eine reiche Harmonie makelloser Formenschönheit die Seele zu berauschen weiß. Daß er unter dem Schutte der Alltäglichkeit, den die Veristen zu Bergeshöhe aufgehäuft hatten, den ewigen plastischen Schönheitsbegriff herausgrub und in neuem Festgewand zur Schau stellte, das ist d'Annunzios unbestrittnes Verdienst. Vollkommen losgelöst scheint er in seiner Zeit zu stehn, ein weithin sichtbarer Baum mit schlankem Stamm und seltsam bunten Blättern. Keine Linie gibt es, die von den Naturalisten zu ihm herüberführte. Er ist nicht wie sie ein Gestalter des Lebens der vielen, so verschieden gearteten Menschen, er ist ein Dichter eigner, farbiger und schwüler Träume. Ganz verzehrt vom Durste nach sinnenberauschender Schönheit, weiß er wenig nur von den andern Qualen, die in den Seelen der Menschen brennen. Aus den Tiefen des Lebens rette dich zur lichten Höhe schrankenlosen Schönheitsgenusses! So spricht d'Annunzio, und das Ringen um dieses Ideal ist der Grundzug seines Lebenswerkes, Freud und Leid der von ihm geschaffnen Seelen. Diese Charakteristik

will nicht erschöpfend sein. Immerhin dürfte sie, zumal in dem von uns beabsichtigten Vergleich, das spezifisch Ästhetische in d'Annunzios Kunst- und insbesondre auch seiner Weltanschauung klar hervorheben.

Antonio Fogazzaro ist von anderm Holze. Ein schlichter Baum von unauffälliger Gestalt, dem man nur aus der Nähe ansieht, daß er etwas mehr bedeutet als seine Nachbarn, daß er von kernigerm, edlerm Stoffe ist. Einnehmend berührt in einer Glanzzeit literarischen Arrivistentums und marktschreierischer Massenproduktion von vornherein der Umstand, daß der Dichter, der heute in seinem vierundsechzigsten Lebensjahre steht, erst sechs größere Werke veröffentlicht hat. Diese sechs Bücher, die räumlich nur ein winzig kleines Stück Erde umfassen, bergen aber eine ganze große Welt psychologischer Entwicklung, menschlichen Höhenflugs. Da sie, wie wir sehen werden, zugleich ein abgeschlossenes Ganze bilden, einen Abschnitt, dem der Dichter nichts mehr hinzufügen kann, so ist die Kritik berechtigt und in der Lage, jetzt schon ein Urteil abzugeben.

Eins muß vorausgeschickt werden: Antonio Fogazzaro ist gläubiger Katholik. Ein entschiedner Gegner veräußerlichter Religionsauffassung und weltlichen Kirchentums, sieht er in dem alten mystischen Ideal eines Franz von Assisi das höchste Ziel menschlicher Vollendung. Wer diese Anschauung nicht teilt, mag sich bei der Lektüre des abschließenden, soeben erschienenen Buches Il Santo bei allem künstlerischen Genuß auch eines quälenden Gefühls rein menschlicher Art vielleicht nicht erwehren können. Doch wird jeder wahrhaft religiös empfindende Mensch, ohne Unterschied der Konfession, dank der vollendeten Darstellungskunst alle die schweren ethischen Kämpfe, die Fogazzaros Werke füllen, lebhaft mitempfinden. Wir hätten auch sagen können: den Kampf, denn es ist immer dasselbe seelische Motiv, das in mannigfaltigster Gestaltung wiederkehrt: der quälende, zehrende Zwiespalt zwischen den Sinnen und dem Geiste, zwischen Sensualismus und Spiritualismus, zwischen geschlechtlicher und vergeistigter Liebe. Ganz abgesehen davon, daß Antonio Fogazzaro eigne innere Erlebnisse vor uns entwickelt, dürfte diese seine entschiedne, zielbewußte Stellung zum Liebesproblem noch eine äußere Veranlassung gehabt haben. Im Nachlaß eines Mannes, der sein Vorläufer genannt werden kann, des Verfassers der Promessi Sposi, findet sich ein interessantes Urteil über die ethische Zulässigkeit der Liebesliteratur. „Der Schriftsteller soll nicht, sagt Manzoni, so von der Liebe reden, daß er dem Herzen seines Lesers diese Leidenschaft näher bringt. Freilich, Liebe ist ein notwendig Ding in dieser Welt. Aber es wird ihrer immer genug geben. Sechshundertmal mehr als nötig zur Fortpflanzung unsrer ehrenwerten Rasse! Es ist also nicht nötig, daß man sich Mühe gebe, sie zu hegen und zu pflegen. Man läuft damit Gefahr, sie dort hervorzurufen, wo sie nicht vonnöten ist. Andre Tugenden gibt es, die ein Schriftsteller nach Kräften in den Seelen seiner Leser festigen sollte: so die Güte, die Nächstenliebe, die Selbstentsagung usw." Diese Worte, die nicht der Künstler, wohl aber der Moralist Manzoni niedergeschrieben hat, machten, wie wir aus einem am 28. März 1887 zu Florenz gehaltnen Vortrage schließen dürfen, auf den Moralisten Fogazzaro einen tiefen Eindruck, so wenig sich auch der Künstler

Fogazzaro bedingungslos mit ihnen befreunden konnte. Und so hat er denn, sein innerstes Doppelwesen versöhnend, in seinen unter dem Titel Ascensioni umane gesammelten ethischen Abhandlungen sowohl als auch insbesondre durch das lebendige Beispiel der in seinen Romanen gestalteten Charaktere den Menschen eine höhere Auffassung von der Liebe zu geben versucht, die nichts herabziehendes, des menschlichen Adels unwürdiges an sich hat. In belletristischer Form ethische Werte ins Volk zu tragen, ist also das tiefere Motiv von Fogazzaros Schaffen. Ziehn wir nun die angesetzte gegensätzliche Parallele zu d'Annunzio aus: dort ästhetische, hier ethische Kultur. Und die literarische Methode? Von Fogazzaro führt eine Linie zurück zum Naturalismus. Auch für ihn ist die genaue Lebensbeobachtung die Quelle, aus der er schöpft. Nur daß er den seelischen Dingen, den psychologischen Tatsachen besondre Beachtung schenkt, im höchsten und wahrsten Sinne also ein Lebensgestalter genannt werden muß. Sein erster Roman Malombra, ein künstlerisch nicht einwandfreies, allzu phantastisches Werk, bleibt als die erste Stufe dieses Entwicklungsgangs wichtig. Hier kämpft der geistig hochstehende Schriftsteller Corrado Silla gegen die an hysterischer Überreizung krankende Marina den Kampf um seine Manneswürde. Psychologisch tiefer und menschlich größer ist Daniele Cortis.*) Hier finden wir Mann und Weib in derselben hohen geistigen Auffassung von der Liebe versöhnt zu gemeinschaftlichem Kampfe gegen die ehebrecherische Versuchung. „Schau, sagt Cortis, ich bedarf der Liebe und des Leids um meiner Liebe willen. Dann bin ich glücklich, dann fühl ich in mir wie eine Lebensflamme, wie einen Gottessegen, ich werde mir bewußt meiner Manneswürde, meiner Kraft. . . . Und wenn ich dich liebe, Elena, wie sollte mein höchstes Glück nicht ewige Dauer dieser Liebe heißen, Opfer alles dessen, was wir opfern müssen heute und immer, nur im Bewußtsein, daß auch du mich liebst, und daß deine Liebe ebenso stark, ebenso edel ist wie die meine." Und die biblischen Schlußworte, in denen Fogazzaros Idealismus erschöpfenden Ausdruck findet und mit der Gewalt des brausenden Bergstroms ausruft: „Unvermählt sind sie vereint im Geiste, nicht im Fleisch. So einen sich Gestirne und Planeten in ihrem Lichte, so paaren sich Palmen nicht mit der Wurzel, sondern mit der Krone!"

Als drittes Buch veröffentlichte Fogazzaro Mistero del poeta,**) den schlichten Roman zweier Seelen, die das Schicksal auseinanderreißt, als sie sich nach langem, qualvollem Suchen eben gefunden haben. Hier haben wir keine Sinnenversuchung mehr, die den Geist zum Kampfe herausfordert; hier ist alles Seele, leises Ausklingen in Todesschmerz, über den hinaus die Liebe weiterlebt. Die drei folgenden Romane sind ein zusammenhängendes Ganze.***) Piccolo mondo antico ist ein Eheroman. In der Kleinwelt eines oberitalienischen Städtchens lebt das liebenswürdige junge Paar Franco und Luisa Maironi. Er ist ein Schwärmer für alles Hohe und Schöne, Dichter, Musiker und Patriot zugleich,

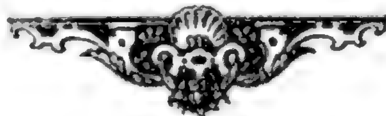
*) Deutsch von A. Dulk-Scheu in Engelhorns Romanbibliothek.

**) Deutsch von E. Müller-Röder. Verlag von Hüpeden und Merzyn, Berlin.

***) Die Kleinwelt unsrer Väter, deutsch von E. Gagliardi; Die Kleinwelt unsrer Zeit, deutsch von M. v. Weißenthurn, beide bei Joseph Kösel, Kempten.

sie eine stille, tiefangelegte, klar und gerade denkende Natur. Unbewußt tragen die beiden Prachtmenschen diese innern Kontraste nebeneinander her, bis sie eines Tages im politischen und materiellen Lebenskampfe, der über sie hereingebrochen ist, elementar aufeinanderplatzen. Erst am Sterbelager des im Freiheitskampfe für das Vaterland gefallnen Franco kommt es zur vollen innern Versöhnung. Dem Liebesbunde dieser beiden entsprießt nach des Vaters und kurz vor der Mutter Tode jener Piero Maironi, den Fogazzaro zum Träger seiner höchsten Ideale erwählt, den er aus einem die Gottheit suchenden Lebenskämpfer zu einem geläuterten Lebenssieger, zu einem „Heiligen" werden läßt. Im Piccolo mondo moderno beginnt diese Entwicklung und vollendet sich in Il Santo. Eine schöne Frauengestalt steht neben dem Helden im Mittelpunkte, Jeanne Dessalle, die fast unsre ganze Sympathie für sich allein gefangen hält, die in ihrer idealen Liebe mit mütterlicher Entsagung dem einsamen Wege des Piero Maironi von ferne folgt, der an ihrer edeln Seele vorbei in völliger, weltflüchtiger Askese das Heil sucht, der endlich als religiöser Schwärmer und Neuerer von der klerikalen Partei verfolgt wird und mitten im modernen Rom an körperlicher Ermattung und Seelenqual den Märtyrertod stirbt. Daß Il Santo ein Markstein innerhalb Fogazzaros Entwicklung sein werde, deuteten wir vorhin in der Erwägung an, daß es nicht möglich sein dürfte, in der Form eines Romans des Dichters Lieblingsproblem mystisch-religiöser Verinnerlichung noch eine Stufe höher zu führen. Und bei aller Vergeistigung ist Fogazzaros Kunst doch zu wirklichkeitsfroh, als daß er es auch nur versuchen könnte.

Keine, wenn auch noch so eingehende Inhaltsangabe wäre imstande, dem Leser auch nur eine entfernte Vorstellung von des Dichters Meisterschaft, die nicht minder in der feinen, treffenden Kleinmalerei als in der lückenfreien Durchgestaltung der tiefsten Konflikte ruht, vorzuzaubern. Wir haben deshalb fast ganz darauf verzichtet und uns nur bemüht, den leitenden Grundgedanken herauszuschälen. Wir sahen, es ist ein fortwährendes Aufsteigen des allmählich sich läuternden Menschen zur Askese als dem höchsten sittlichen Ideal. Über den absoluten ethischen Wert sowohl als auch über die praktische, volkserzieherische Brauchbarkeit dieses Ideals, die dem Ethiker Fogazzaro offenbar vorgeschwebt hat, haben wir nicht zu entscheiden. Uns liegt nur ob, anzuerkennen, daß es dem Künstler gelungen ist, die so wenig zeitgemäße Gestalt seines Helden Piero Maironi in unsre moderne Welt hineinzustellen, ohne einerseits in unwahrscheinliche Phantasterei und Sentimentalität, andrerseits in unkünstlerische Tendenz zu verfallen. Man darf gespannt sein, welche Wege der Dichter in Zukunft betreten wird. Und wenn er zurückkehrt zu den weniger seltnen, weniger einsamen aber lebenswarmen und liebenswerten Menschen des Piccolo mondo antico, dann mag er aus seinem Künstlertum die Kraft und das Selbstvertrauen schöpfen, dieses Niedersteigen von seiner ethischen Höhe nicht als Rückschritt zu empfinden.



Bosnien und die Herzegowina

Reiseeindrücke von Max Reihlen

(Schluß)

Als Österreich-Ungarn die türkische Erbschaft in Bosnien antrat, standen dort eine halbe Million Mohammedaner einer ganzen Million Christen gegenüber. Die ganze Tiefe des gegenseitigen Hasses geht schon daraus hervor, daß die Christen ihre islamitischen Landsleute, die jetzt noch denselben Dialekt sprechen, noch immer als Türken bezeichnen, während doch fast kein osmisches Blut mehr im Lande ist. Über die historische Berechtigung dieses Hasses kann nach dem gesagten kein Zweifel sein. Unklar und weder aus Vernunftgründen noch aus geschichtlichen Gründen zu verstehn ist es, daß sich die 700000 griechisch-orientalischen und die 350000 katholischen Christen mit ähnlichen Gefühlen betrachten. Das einzige, was sich darüber sagen läßt, ist, daß man kein Recht hat, gerade in Bosnien von den verschiednen christlichen Konfessionen zu verlangen, daß sie sich vertragen sollen, wenn das doch anderwärts auch nirgends der Fall ist!

Die meisten der Griechisch-Orientalischen sind in den letzten zwei Jahrhunderten aus andern türkischen Provinzen, namentlich aus dem Sandschak Novibasar und aus Serbien eingewandert und werden deshalb im Lande nie anders als als Serben bezeichnet, während sie sich selbst Orthodoxe nennen. Die Serben erfreuten sich bei den Türken womöglich eines noch größern Maßes von Verachtung als die Katholiken, wahrscheinlich schon deshalb, weil ihr Patriarch Untertan des Sultans war, und zweitens wegen ihrer mehr als geringwertigen Geistlichkeit.

In dieser Beziehung standen die Katholiken, vertreten durch die Franziskaner, viel besser da. Den Franziskanern war es gelungen, noch im Jahre 1463, im Jahre der Eroberung, von dem Sultan ein Privilegium zu bekommen, das ihren dreizehn Klöstern mit den zugehörenden 50000 Seelen freie Religionsübung zusicherte. Während der ganzen türkischen Herrschaft verstanden sich die Franziskaner mit den Machthabern zu stellen, und sogar als sie bei dem Aufstand im Jahre 1594 schwer kompromittiert worden waren, wurde ihnen das Privilegium zwar beschnitten aber nicht ganz entzogen. Welche Künste sie dabei angewandt haben, weiß ich nicht, daß sie sich aber der jeweiligen Situation anzupassen verstanden haben, war mir alsbald klar, als ich in der jetzt noch halb mohammedanischen Stadt Jajcé die beiden ersten Franziskaner im Schnurrbart und mit dem Fes auf dem Kopf antraf. Ich muß gestehn, daß ich beim ersten Anblick beinahe hinausgeplatzt wäre, nachher aber sagte ich mir: Warum

Digitized by Google

sollen die armen Franziskaner keinen Schnurrbart und Fes tragen, wenn sich die Bischöfe in China einen Zopf und Pfauenfeder zu tragen erlauben konnten?

Daß die katholische Kirche in den Bogumilen- und den Türkenzeiten nicht unterging, ist großenteils das Verdienst der Franziskaner. Sie waren es, die wenigstens in ihren Klöstern in dem hintersten Winkel der Seitentäler einen regelrechten Gottesdienst durchführten und Schule hielten; sie haben in Gegenden, wo der Fanatismus der Türken namentlich im letzten Jahrhundert die ärmlichste Holzbude für gottesdienstliche Zwecke zertrümmerte, unter freiem Himmel Gottesdienst gehalten, sie haben die Verbindung mit Rom und mit Wien aufrechterhalten, sie haben dem getretnen Volk immer wieder von der alten Herrlichkeit des katholisch-bosnischen Königreichs und von dem verräterisch umgebrachten und schimpflich verscharrten König erzählt, sie haben mit dem Volke gelebt und gekämpft, und wenn List und Diplomatie erschöpft waren, sind sie auch mit Blut und Leben für ihren Glauben eingetreten. Noch jetzt ist die Bedeutung dieses populären Ordens im Lande sehr groß. Ein Franziskaner, mit dem ich in der Herzegowina reiste, erzählte mir, daß sie jetzt noch von hundertfünfzig Pfarreien achtzig versehen.

Auf welcher Kulturstufe Bosnien im Jahre 1878 stand, geht schon aus folgenden zwei Tatsachen hervor. Die Landwirtschaft, die über 90 Prozent der Bevölkerung beschäftigte, bediente sich noch des römischen Pfluges, und zwar mit hölzerner Pflugschar, und konnte nur mit Widerstreben von der Regierung zum Gebrauch der umsonst gelieferten eisernen Pflüge gebracht werden. Zwei Mißernten, die unglücklicherweise aufeinander folgten, wurden auf Rechnung der neuen Pflüge geschrieben. Bei meinem Besuch der blühenden reichsdeutschen Ansiedlung Rudolfstal erzählte mir der frühere Bürgermeister und Gastwirt Hörmann, was er mit seinem modernen Pflug erlebt habe. Seine serbischen Nachbarn hätten mit Staunen gesehen, welche tiefe Furchen er aufgerissen habe, aber dann hätten sie gesagt: Wir können diesen Pflug nicht brauchen, denn der reißt ja alles Unkraut heraus, und was sollen dann unsre Kühe auf dem Brachacker fressen?

Diese Bemerkung war nach der Lage der Sache ganz richtig, denn die Bauern in Bosnien hielten einen so großen Viehstand, daß sie tatsächlich die Brache als Weide benutzten und außerdem das frische Laub der Waldbäume in ausgedehntem Maße heranziehn mußten. Trotzdem war die Durchfütterung des Viehes durch den Winter immer eine Art Hungerkur. Deshalb war auch die Qualität des Viehes entsprechend, und was die Pferde anlangt, so höre ich jetzt noch die Entrüstung, mit der mir ein Einheimischer erzählte, es stehe in einem Reisewerk, daß die Bosnier kleine aber ausdauernde pferdeartige Tiere hätten.

Die Erträge des Ackerbodens, dessen reinen Erdgeruch „die Seele der Landwirtschaft“ nie verpestete, waren entsprechend. Entschieden höher als die Landwirtschaft stand das Handwerk, das, ganz in mittelalterlicher Art im kleinen betrieben, vielfach Erzeugnisse hervorbrachte, die bei uns als Kunsthandwerk hochgeschätzt werden. Die Schätze des Museums in Sarajewo an getriebnem Metall, Teppichen, Stickereien und eingelegten Waffen geben davon

Zeugnis. Die reichen Erzlager wurden ebenfalls im Kleinbetrieb auf die urtümlichste Art ausgebeutet, die Salzlager gar nicht, obgleich Salz im ganzen Balkan ein seltner und äußerst gesuchter Artikel ist. Nur zwei Solquellen wurden zur Salzgewinnung ausgenutzt.

Daß das Volk überhaupt künstlerischen Geschmack hat, beweisen die in den Hausgemeinschaften hergestellten, vielfach sehr geschmackvoll ausgeführten Kostüme der Bauern und die kunstvollen selbstgeschnitzten Spinnrocken, mit denen der Bursche sein Mädchen zu beschenken pflegt.

Diesen reichen Anlagen und schätzenswerten Leistungen der Einzelnen gegenüber waren die Leistungen des Staats gleich Null. Die allgemeine Sicherheit und die Rechtssicherheit waren so, daß sich in den fünfziger Jahren außer drei Ragusaner Kaufleuten und einigen wandernden Schneidergesellen kein Fremder im Lande aufhielt. Später wurde es etwas besser, doch kam kein nennenswerter Handel in Gang. Fahrbare Straßen gab es überhaupt nicht, sodaß die österreichische Armee ihren gesamten Bedarf auf Tragtieren nachführen mußte, was sehr zur Erschwerung und zur Verschleppung der Okkupation führte. Dagegen gab es seit 1870 eine Eisenbahn von der kroatischen Grenze bis Banjaluka. Diese war allerdings nach dreijährigem Bestehn „aufgelassen," und was die Schienen anlangt, von den Zigeunerschmieden als Alteisenlager benutzt worden, während die Kunstbauten von selbst zerfielen. Gasthäuser in europäischem Sinne gab es überhaupt nicht, dagegen Bierhäuser, wo man im Lande gebrautes, nach österreichischer Art hergestelltes Bier bekam. So sehr hatten sich die Bosnier als Mohammedaner doch nicht in echte Orientalen verwandelt, daß sie nicht das Bedürfnis eines Mitteldinges zwischen gemeinem Wasser und gebranntem Wasser gefühlt hätten.

Um wieder auf den Staat zurückzukommen, so überließ dieser das Schulwesen den einzelnen Konfessionen. Die Mohammedaner lernten in der Hauptsache den Koran, und die Katholiken und die Serben nichts, abgesehen von den Schülern der wenigen Franziskanerklosterschulen. Was das Sanitätswesen anlangt, so war Allah hier in keiner Weise vorgegriffen worden. Die Volksseuchen, die Deutschland im Mittelalter verheerten, die Pocken, die Lustseuche, der Aussatz und andre interessante Hautkrankheiten, waren so „schön" vertreten, daß die Hautspezialisten der ganzen Welt nach der Eroberung ihre Kongresse in Bosnien abhielten. Um den Aussatz, zu Deutsch Lepra, an den bei uns glücklicherweise nur noch die Sondersiechenhäuser erinnern, kennen zu lernen, habe ich mich auch in das berühmte Landeskrankenhaus in Sarajewo begeben und habe dort zufällig während der Visite etwas gesehen, was mich lebhaft an unser Mittelalter und an die schauerlichen Ritterromane mit unterirdischen Kerkern und faulendem Strohlager erinnerte. Es wurde ein gut aussehender Mann mit ausgedehnten Geschwüren am Bein aufgenommen, und als man den Verband abnahm, steckten aus den Geschwürsbuchten lange Insektenmaden, die „Würmer" der Bibel, die Köpfe heraus, ohne daß dies bei den Ärzten oder bei den andern Kranken großes Aufsehen erregt hätte.

Damit will ich aber meine Schilderung des alten Bosniens schließen und andre, freudenvollere Töne anstimmen, aber nicht ohne vorher darauf hinge-

wiesen zu haben, daß auch manche von den Mohammedanern eingeführte Einrichtungen mir beneidenswert erscheinen. Diese sind: erstens die strenge Scheidung von Geschäftsstadt und Wohnvierteln, zweitens die strenge Einhaltung des Ruhetages, drittens die strenge Durchführung des Einfamilienhauses und der Heilighaltung der Gräber.

Wer heute nach Bosnien kommt und auch nur eine Ahnung hat von den frühern Zuständen, der kann sich nicht genug wundern über das, was Österreich-Ungarn in so kurzer Zeit fertig gebracht hat; aber auch wer ohne alles weitere seinen europäischen Maßstab anlegt, der wird zunächst sagen müssen, daß man recht bequem reist: die Verkehrsmittel, Eisenbahn, Post, Straßen sind vollständig auf der Höhe, das gesamte Personal, mit dem der Reisende in Berührung kommt, ist entgegenkommend und spricht fast ohne Ausnahme ein vollständig genügendes Deutsch. Für gute Wirtshäuser ist an allen in Frage kommenden Orten gesorgt. Für den Fremden, der gar zu weit von der befahrnen Straße abweicht, stellt die Regierung außerdem noch Unterkommen in den Gendarmeriekasernen zur Verfügung. Ich selbst habe einmal in der Amtsstube einer solchen Kaserne in einem tadellos aufgeräumten Zimmer und in einem geradezu fabelhaft weißen Bett übernachtet und mich vor dem Einschlafen nur gewundert, daß in einem so neuen Lande schon so viel Verordnungsblätter u. ä. vorhanden sein konnten, wie auf diesem abgelegnen Platz auf mich herunterschauten.

Die erste und am nächsten liegende Frage an den kühnen Bosnienreisenden ist gewöhnlich die nach der persönlichen Sicherheit. Daß diese Frage unbedingt bejaht werden kann, spricht Bände für die Tätigkeit der Regierung. Es wird bestimmt versichert, daß seit Jahren keinem Fremden mehr etwas zugestoßen sei. Für die Sicherheit des ganzen Landes gegen etwaige Insurrektion sorgt eine Menge kleiner Befestigungen, die auf den Anhöhen zerstreut liegen. Diese haben jeweils ein mit Stacheldraht abgegrenztes Glacis, das man besser nicht betritt, sonst erscheint plötzlich auf der Zinne der Festung ein Bosniak und schreit herunter: Hundert Schritt, oder ich schieß! Zur Verwendung im Ernstfall dürften diese Forts nicht mehr kommen, seitdem ein Eisenbahnnetz von fast 1000 Kilometern und außerdem 2500 Kilometer fahrbare Straßen für rasche Beförderung von Truppen zur Verfügung stehn. Im Anfang war der Dienst in diesen kleinen Plätzen sehr anstrengend, und trotz aller Wachsamkeit ist es, wie ich schon erwähnt habe, noch vier Jahre nach der Okkupation zu einem Mohammedaneraufstand gekommen, dessen Bewältigung nicht ohne Opfer erreicht worden ist. Jetzt ist der Hauptfeind da oben die Langeweile. Die Regierung hat gegen die Mohammedaner alle nur erdenkliche Rücksicht geübt. Trotzdem war es für die einstigen Herren des Landes keine Kleinigkeit, sich unter das Regiment des Giaur zu beugen. Ein alter reichsfreier Ritter, der plötzlich in das Zeitalter des allgemeinen Stimmrechts versetzt worden wäre und sich zum Ersatz und zum Trost für das verlorne Fehderecht auf den Schutz des bürgerlichen Gesetzbuchs verwiesen gesehen hätte, würde schwerlich angenehmer berührt gewesen sein, als es der stolze bosnische Beg war, wenn er von heute auf morgen vor seinen elendesten christlichen Hintersassen staatsrechtlich nichts mehr voraus haben sollte.

In Bosnien und in der Herzegowina gibt es nämlich noch einen Stand von unfreien Bauern, die Kmeten genannt werden. Das Wort bedeutet sprachlich ursprünglich nichts andres als Bauer. Die rechtliche Stellung des Kmeten ist jetzt etwa die eines unabsetzbaren Erbpächters. Früher aber war der Kmet mehr oder weniger ein an die Scholle gebundner Leibeigner. „Ich habe mir sechzehn Kmeten gekauft, die ich jetzt freilassen will, natürlich nicht umsonst," erzählte mir gelegentlich ein Herr in Banjaluka. Den etwa 6000 meist mohammedanischen größern Grundbesitzern stehn 85000 freie Bauern gegenüber, worunter vor allem die kleinen mohammedanischen Besitzer und außerdem ebensoviele Kmeten, die in der überwiegenden Mehrzahl Christen sind.

Die Türken lebten vor der Okkupation nur von den Naturalabgaben und den Fronden dieser Kmeten, und die Besorgnis, daß die Österreicher die Kmeten freigeben, d. h. ihnen, den Mohammedanern, ihr Land umsonst abnehmen würden, war unbeschadet des religiösen Fanatismus jedenfalls die Haupttriebfeder ihres zähen Widerstandes. Die Regelung der Kmetenfrage, bei der die Wünsche der Mohammedaner und die der Christen einander diametral gegenüberstanden, war die schwierigste Aufgabe der neuen Regierung. Sie hat sich aber jedes jähen Eingriffs in die bestehenden Verhältnisse enthalten und nur einerseits die gegenseitigen Rechte und Pflichten scharf umgrenzt und andrerseits dem Kmeten die Möglichkeit gegeben, sich frei zu machen. Eine sehr zweckmäßige Maßregel scheint mir die zu sein, daß der Kmet eine Art Vorkaufsrecht auf das von ihm innegehabte Grundstück hat. Wenn sein Herr das Grundstück verkaufen will, so kann der Kmet ein volles halbes Jahr lang, nachdem der Kauflustige und der alte Besitzer über den Preis einig geworden sind, zu dem ausgemachten Preise selbst als Käufer eintreten. Zurzeit sind schon über zwanzigtausend Bauern auf dem einen Teil ihres Grundstücks selbständige Besitzer, während sie für einen andern Teil noch Kmeten sind. Die Österreicher haben mit dieser vorsichtigen Regelung nicht bloß ihren einheimischen Mohammedanern gegenüber klug und weise gehandelt und für etwaige weitere Okkupationen auf der Balkanhalbinsel politisch richtig vorgearbeitet, sondern sie haben auch im wahren Interesse der für wirtschaftliche Selbständigkeit noch unreifen Mehrzahl der Kmeten gehandelt. Man erinnere sich nur an die Folgen der unvermittelten Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland, durch die der Adel vielfach heruntergekommen ist, ohne daß der Bauer in die Höhe gekommen wäre. In der deutschen Kolonie Rudolfstal habe ich zum Beispiel erfahren, daß sich von einer ganzen Anzahl benachbarter serbischer Kmeten, die durch eine serbische Bank in Agram aus nationalem Interesse unter den günstigsten Bedingungen freigekauft worden waren, nur ein Teil auf seinem Besitztum halten konnte, weil sie nicht zu wirtschaften verstanden.

Der Weg, auf dem die Kmetenbefreiung vor sich gehn wird und vor sich geht, führt einerseits durch die wirtschaftliche Schule und — da man zwischen Una und Drina noch im Mittelalter lebt — durch das Kloster, andrerseits durch die landwirtschaftlichen Unterstützungskassen der Regierung. Gelingt es den unfreien Bauern, die mohammedanischen Grundbesitzer auf dem Boden der Landwirtschaft zu überflügeln, so wird alles Wohlwollen der Regierung die Türken nicht vor dem Niedergange schützen.

Zurzeit werden sie begünstigt wie unsre elsässischen Notabeln; sie werden mit Vorliebe in den Staatsdienst gezogen; wer sich irgendwie loyal zeigt, erhält das Recht, Waffen zu tragen, die Bürgermeister der beiden Hauptstädte sind Mohammedaner, das Rathaus in Sarajewo, das monumentalste und durch seine Lage am meisten ins Auge fallende Gebäude, ist im prunkvollsten orientalischen Stil gebaut, für ihre Rechtsschule ist eins der schönsten Gebäude Bosniens aufgeführt worden, für den mohammedanischen Unterricht in den öffentlichen Schulen wird in jeder Weise gesorgt, überhaupt allen Anforderungen ihres Kultus im weitestgehenden Maße Rechnung getragen. Auf die alten Mohammedaner, die noch die Zeiten des Halbmonds als Männer erlebt haben, macht alles das keinen Eindruck. Finster und mürrisch reiten oder schreiten die hagern bärtigen Gestalten in ihren bis auf die Knöchel reichenden pelzverbrämten Röcken durch die Straßen, ohne den Giaur eines Blickes zu würdigen; man meint, die grimmig dreinsehenden Holzschnitte aus der Zeit der Türkennot, die Sultane und Großwesire, vor denen Wien zitterte, seien lebendig geworden. Und doch glaubt man ihnen anzusehen, daß sie ihr Kismet erkannt haben. Besonders fanatisch sollen noch die Weiber sein und gelegentlich ostentativ vor dem Abendländer ausspucken. Mir ist das nicht passiert, sie haben mich offenbar nicht für voll genommen. Unter den jüngern Männern begegnet man aber auch wohlgenährten, behaglich aussehenden, die sich mit der Lage der Dinge offenbar ausgesöhnt haben. Einige Herrensöhne sollen sich auch schon mit Verständnis in die Rolle des flotten Bruder Studio hineingefunden haben.

Wie weit die Mohammedaner politisch zuverlässig sind, entzieht sich der Beurteilung. Übrigens sollen auch die Griechischkatholischen, die „Serben," in diesem Punkte nicht über alle Zweifel erhaben sein. Die Herrschaft Österreich-Ungarns stützt sich am festesten auf die Katholiken, die in Österreich die Vormacht ihres Glaubens und in dem Kaiser den Befreier vom Türkenjoche sehen.

Am ersten Sonntag meines Aufenthalts in Sarajewo ging ich gegen neun Uhr in die erzbischöfliche römische Kathedralkirche, einem äußerlich sehr einfachen Bau von mäßigen Dimensionen in den Formen des Übergangsstils, dessen säulengetragnes Innere einen unerwartet feierlichen Eindruck macht. Kurz nach meinem Eintritt begann sich die Kirche mit Andächtigen zu füllen, die bald mit ausgebreiteten Armen, bald mit zusammengelegten Händen betend und sich verneigend während des ganzen Gottesdienstes den Zeremonien mit sichtbar tiefer Inbrunst folgten. Es waren meist Bauern aus der Umgebung, denen man die innere Befriedigung förmlich ansah, daß sie jetzt in einer so schönen Kirche bei Orgelschall und Glockenklang beten durften. Die vornehme Welt fehlte, die geht zu den Jesuiten.

Ebenso vorsichtig wie in der Kmetenfrage geht die Regierung in Sachen des Militärs und der Schule vor. Bosnien stellt bis jetzt nur wenig Regimenter; auch hier wird den Mohammedanern wieder entgegengekommen, indem man sie zwar in Reih und Glied mit den Christen stellt, aber statt der Mütze ihren Fes tragen läßt. Statt der Schulpflicht ist eine Art Recht an unentgeltlichen Schulunterricht aufgestellt. In den Städten und zum Teil auch auf

dem Lande bestehn öffentliche Volksschulen, in denen sogar die Lehrmittel unentgeltlich sind. Ich hatte Gelegenheit, eine solche Schule in Banjaluka zu sehen, und muß gestehn, daß ich nicht nur über das gute Gebäude erstaunt war, sondern auch über die Lehrmittel, denn ich fand nicht bloß Wandkarten und Globen, sondern sogar eine kleine naturwissenschaftliche Sammlung. Am meisten wunderte mich freilich, daß unter den Christen beider Konfessionen auch Türkenbüblein, natürlich im Fes, saßen.

Das merkwürdigste ist, daß die Serbenbuben zum Teil auf ihr Reservatrecht, auf ihre eignen Bücher in dem griechischen Alphabet verzichten und die lateinisch gedruckten Schulbücher der Katholiken benutzen. Neben den kommunalen Volksschulen und den höhern staatlichen Schulen bestehn übrigens auch konfessionelle Schulen. Deutsch wird in allen Schulen gelehrt. Ein besondrer Nachdruck auf das Deutsche wird in der Steinbeißischen Fabrikschule in Doberlin gelegt, und mit wirklich großem Erfolge. Eine höhere deutsche Privatschule, in einem sehr schönen Gebäude und in der schönsten Lage untergebracht, besteht in Sarajewo.

Ein ganz besondres Interesse wendet der Staat dem landwirtschaftlichen Unterricht zu und scheint das Richtige getroffen zu haben mit der Ausgestaltung von Bauernhöfen zu Mustergütern, deren Nachahmung für die dort ausgebildeten Bauernsöhne im Bereich der Möglichkeit liegt. Freiwillige Hilfsarbeiter hat der Staat in dieser Beziehung an den deutschen Kolonisten mit und ohne Kutte. Die mit Kutte sind die Trappisten von Maria Stern, die, im Jahre 1868 aus den Rheinlanden ausgewiesen, sich bei Banjaluka angesiedelt haben und dort jetzt ein großes Kloster besitzen, worin Landwirtschaft mit allen Nebenbetrieben, namentlich Bierbrauerei und Käsebereitung, betrieben wird.

Die Trappisten haben sich, wie seinerzeit bei uns die Zisterzienser, ein großes Verdienst um die Bodenkultur erworben durch ihr Vorbild und die Ausbildung der vielen Bauernsöhne, die bei ihnen arbeiten. Ihre ausgedehnten Felder, an denen ich vorbeigefahren bin, als ich zu den Deutschen nach Rudolfstal fuhr, waren schon so sauber hingebügelt wie bei der landwirtschaftlichen Akademie Hohenheim, während auf den serbischen Äckern zum Teil noch Stoppeln standen. Die Trappisten haben aber auch die nötige gute Meinung von sich und haben sich bekanntlich vor etwa einem Jahr angeboten, Niederbayern zu zivilisieren, was allerdings sogar dem Dr. Heim zu toll war. Anspruchsloser, aber für ihre Umgebung eben so nützlich als Lehrer sind die bäuerlichen reichsdeutschen Ansiedler, im ganzen etwas mehr als dreitausend Seelen, worunter annähernd die Hälfte Protestanten. Sie sind im ganzen Vrbastal von Banjaluka bis zu seiner Mündung in die Save angesiedelt, wo sie alle möglichst in der Nähe der Landstraße wohnen, jeder umgeben von seinem Grundbesitz wie die Germanen des Tacitus. Ihre beiden Dörfer Rudolfstal und Windthorst erstrecken sich dadurch auf eine Länge von etwa zwanzig Kilometern und machen deshalb keinen rechten Eindruck.

Ich fuhr bis an die beiden Kirchen von Rudolfstal, die einander friedlich gegenüberstehn wie glücklicherweise die Bauern selbst, und ließ mich von dem protestantischen Mesner herumführen.

Nach allem, was ich sah und hörte, kommen die Leute gut vorwärts, aber unter harter Arbeit und unter Entbehrungen. Mein Führer, der allerdings kein Bauer, sondern Schuhmacher war, hatte noch nicht einmal den guten Wein gekostet, den auf den benachbarten Höhen welsche Tiroler bauen!

Vor der Okkupation kamen für die Landwirtschaft eigentlich nur der Mais und die andern Körnerfrüchte in Betracht. Durch die Bemühung der Regierung wurde die Zuckerrübe eingeführt und zu einem sehr lohnenden Artikel gemacht. Die Kartoffel, die früher nur in Nordbosnien gebaut wurde, hat sich überall eingebürgert, und der Tabakbau, der vorher ebenfalls nur sehr gering war, liefert jetzt jährlich das Material zu mehr als vierzig Millionen Zigaretten, die in den Regiefabriken hergestellt werden. Der Gesamtertrag an Bodenprodukten hat sich in zwei fünfjährigen Perioden in vierzehn Jahren gerade auf das Doppelte gesteigert. In derselben Zeit machte die Gesamtzunahme des Viehstandes 157 Prozent aus.

Der Staat wendet auch dem Forstwesen die nötige Aufmerksamkeit zu. Wer nur auf der Eisenbahn durch Bosnien und die Herzegowina reist, wird von den dortigen Waldverhältnissen ein ganz falsches Bild bekommen. Er wird in Bosnien fast nur geringe Wälder und in der Herzegowina überwiegend kahlen Karstboden sehen. In Wirklichkeit macht der Wald über 50 Prozent der Gesamtfläche von Bosnien und der Herzegowina zusammengenommen aus. Beide Länder zusammen sind so groß wie Württemberg, Baden und die Reichslande.

Der bosnische Hochwald allein würde Baden ganz bedecken, der Staatswald ganz Württemberg. Der vom forstmännischen Standpunkt aus minderwertige, weil der Landwirtschaft zu stark tributpflichtige Teil des Staatswaldes und die Privatwaldungen zusammen hätten auf Hessen nicht Platz. Gerade in der Umgebung der Ortschaften ist der als Weide benutzte Wald ein charakteristischer Teil der Landschaft. Da gibt es Buschwälder, die aussehen wie nach einem schweren Hagelschlag; nichts ist verschont als das Farnkraut, dessen Saft bekanntlich nicht einmal die besten Bandwürmer standhalten, und der Nußbaum mit seinen Blättern, deren Wirkung mancher von seinen ersten Rauchversuchen her kennt. Einen solchen nur von den Ziegen niedergehaltnen Wald muß man gesehen haben, wenn man beurteilen will, wie viel die Forstleute Bosniens jetzt schon in der Wiederherstellung solcher Wälder geleistet haben, und die Zeit wird kommen, wo es die Geldmittel erlauben werden, auch den Karst der Herzegowina wieder aufzuforsten.

Mittlerweile ist es eine Hauptfrage der Forstverwaltung, den Reichtum des Landes, die überalten Bestände der Urwälder auf den mehr als 2000 Meter emporsteigenden Bergzügen auszunutzen. Die Regierung hat zu diesem Zwecke Verträge mit privaten Unternehmungen geschlossen, wie das Deutsche Reich in Kamerun, nur daß Bosnien dabei besser zu fahren scheint. So hat das Steinbeißische Unternehmen allein mehr als 150 Kilometer Eisenbahnen im Gebirge angelegt und so einen Anschluß an das dalmatinische Eisenbahnnetz und damit eine Verbindung Bosniens mit Spalato geschaffen, während die Weiterführung der bosnischen Staatsbahn nach dieser zweitwichtigsten österreichischen Seestadt bisher von Ungarn mit Rücksicht auf Fiume verhindert worden ist.

Auch die Ausbeutung der andern Naturschätze, Eisen, Kohlen und Salz, sowie die der Wasserkräfte durch Private ist in erfreulichem Aufschwung. Am meisten sieht der Fremde gewöhnlich von dem, was durch die Regierung für das Kunsthandwerk geschieht und geschehen ist durch Errichtung von Regierungswerkstätten, in denen die halbvergessenen Künste der Metalltechnik und der Teppichweberei in altem Geschmack aber mit den Hilfsmitteln der Neuzeit gelehrt und geübt werden. Die Regierung hat aber nicht bloß für den wirtschaftlichen Aufschwung, sondern auch für die geistige Kultur in höherm Sinne gesorgt, und dies ist hauptsächlich das Verdienst des jüngst gestorbnen Reichsfinanzministers von Kallay. Es war ein großes Glück für Bosnien, daß in der kritischen Zeit ein Mann von weitem Blick an der Spitze der gemeinsamen Finanzen stand, daß dieser Mann ein Magyar war, und daß er bei dem Kaiser und König sehr viel galt.

Von dem hohen Wert der wissenschaftlichen Landeserforschung an sich und deren Rückwirkung auf die wirtschaftliche Erschließung durchdrungen und in der glücklichen Lage, Männer zu finden, die für ihre Wissenschaft wie für ihre zweite Heimat Bosnien gleich begeistert waren, hat er diese Männer nicht nur in die entsprechenden Stellungen gebracht, sondern ihnen auch, ohne zu knausern, die nötigen Mittel zur Durchführung ihrer Arbeiten zur Verfügung gestellt.

So entstand unter anderm das berühmte Museum in Sarajewo, das durch rasches Zugreifen in der Zeit des großen Umschwungs aller Verhältnisse in der Lage war, Schätze aus der bosnischen Vergangenheit, die einzig in ihrer Art sind, und die in Gefahr waren, ganz oder wenigstens für das Land verloren zu gehn, zu erwerben.

Aber nicht bloß für das Edle und das Gute, sondern auch für den Glanz und den Schimmer wußte Kallay Gelder flüssig zu machen. Dazu rechne ich manches von dem, was er zur Hebung des Fremdenverkehrs getan hat. Man findet die von ihm errichteten Regierungshotels nicht bloß da, wo der Kaufmann hinkommt, sondern auch an touristisch wichtigen Plätzen; alle großen landschaftlichen Schönheiten sind bequem zugänglich gemacht worden, auf den schönsten Bergen sind Unterkunftshütten, zum Teil durch Reitwege erreichbar, die dem Fremden unentgeltlich zur Benutzung stehn. Ja sogar die Forellen in den Bächen und die Gemsen auf den Bergen werden dem Besucher gastfreundschaftlichst zur Verfügung gestellt, wenn er nur irgendeine Empfehlung beibringen kann. Dafür, daß sich die drei vorgemerkten Gemsen auch treffen lassen, scheint allerdings nicht garantiert zu werden. Ich habe wenigstens einmal im Fremdenbuch einer Schutzhütte in der Herzegowina einen erbarmungswürdigen, durch mehrere Tage sich hinziehenden Eintrag eines Jägers gelesen, den seine drei Gemsen zum Narren gehalten haben.

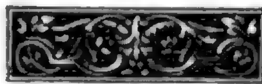
Die Krone von Kallays Schöpfungen zur Hebung des Fremdenverkehrs ist die Ausgestaltung des schon von den Türken benutzten sehr heilkräftigen heißen Schwefelbades Ilidze bei Sarajewo zu einem „fashionabeln" Kurort in der Art des Herkulesbades, der Perle Ungarns. Es wird Kallay der Vorwurf gemacht, daß er mit der zwar nicht üppigen aber sehr gediegnen

Ausgestaltung dieser seiner Lieblingsschöpfung der wirtschaftlichen Entwicklung Bosniens um Dezennien vorausgeeilt sei, weil diese und andre Einrichtungen zur Hebung des Fremdenverkehrs bis jetzt Zuschuß brauchen. Abgesehen von dem ideellen Gewinn, dem der persönliche Verkehr mit dem Westen für die zum Teil doch recht einsam sitzenden Offiziere und Beamten bringt, glaube ich, daß die Spekulation auf das Bekanntwerden Bosniens und die Ausbeutung seiner Sehenswürdigkeiten auch finanziell einschlagen wird. Wenn Bosnien jetzt schon seinen Haushalt selbst bestreiten kann, so durfte Kallay auch diesen Wechsel auf die Zukunft ruhig ausstellen. Ich meinerseits habe das Andenken des zweiten Schöpfers von Bosnien gesegnet, so oft ich zum Schluß schöner aber anstrengender Tage in Sarajewo und dessen Umgebung mich Abends der herrlichen Therme von Ilidze erfreuen durfte.

Österreich-Ungarn hat viel für sein Neuland getan, es hat Bosnien der europäischen Kultur gewonnen, aber es war nicht bloß gebend, sondern auch empfangend.

Österreich-Ungarn durfte, um nur eins zu nennen, sich und der Welt zeigen, daß die innern Zwistigkeiten seine staatsbildende Kraft doch nicht ganz aufgezehrt haben, daß es noch imstande ist, eine Beamtenschaft aus allen Nationalitäten des Reichs zusammenzustellen, die von der Reichsidee beherrscht ist, eine Beamtenschaft, mit der eine Kulturarbeit geschaffen werden kann, wie sie Maria Theresia auf der Höhe der Macht Österreichs in dem verödeten Südungarn geleistet hat.

Die Reise durch dieses Kolonialland, mitten im alten Europa, hat mich manches, was wir zuhause haben, mit kritischen Augen zu betrachten gelehrt, und einen alten Skrupel hat sie mir gründlich genommen: nach den materiellen und den ideellen Vorteilen, die durch die Okkupation den Bosniern wie den Österreichern in demselben Maß erwachsen sind, ist mir jeder Zweifel darüber vergangen, ob zivilisierte Nationen das moralische Recht haben, in Ländern niedrer Kultur ungerufen einzugreifen und zugleich kolonisierend und zivilisierend vorzugehn.



Menschenfrühling

Von Charlotte Niese

(Fortsetzung)

Anneli saß ganz still. Sie hatte es aufgegeben, ihren Gesang zu lernen, und die Rechenaufgabe für Herrn Gebhardt schob sie zur Seite. Es war hübsch, ihren Onkel so sprechen und lesen zu hören. Später, wenn sie groß war, wollte sie ihn bitten, alles noch einmal lesen zu dürfen.

Aber Onkel Willi sprach nicht weiter. Er war aufgestanden und an das Fenster getreten, das er öffnete.

Was willst du? fragte er auf die Terrasse hinaus, und Fred Rolands Stimme antwortete:

Darf Anneli nicht einen Augenblick herauskommen?

Fred stand unter des Hofrats Fenster und schien mit einem Stock daran geklopft zu haben.

Anneli sprang hastig auf.

Ich darf doch zu Fred gehn, Onkel?

Der Gefragte fuhr mit der Hand über die Stirn.

Weshalb stört er mich? seufzte er. Meine Gedanken waren anderswo.

Aber was fragte Anneli nach Onkel Willis fernen Gedanken! Ihrer Meinung nach gab er ihr die Freiheit, und gleich darauf stand sie hochaufatmend neben Fred, der ihr gleichmütig zunickte.

Na, du lebst ja noch! Die dummen Gänse haben gesagt, du würdest hier gefangen gehalten und bekämst nur trocknes Brot zu essen.

Ich bin doch immer in der Privatstunde und bei Rike Bindseil gewesen, begann Anneli.

Nun ja — ich sagte es gleich: die dummen Gänse, Frida und Christel, haben mal wieder gelogen. Sie sagten, du dürftest nie mehr in die Stadt kommen, und da wollte ich doch einmal sehen, ob es wahr ist. Mutter hat heute ein Weißbrot mit Rosinen darin gebacken, weil ich eine gute lateinische Arbeit gemacht habe, nun kannst du zu uns kommen und Kaffee dazu trinken, Mutter erlaubt es!

Wie fein, wie fein! Das war alles, was Anneli in ihrer überwältigenden Freude sagen konnte; aber Fred verstand doch, daß sie sich glücklich und geehrt fühlte.

Während beide Kinder der Stadt zugingen, sprach er weiter:

Ich habs ja gleich gesagt, daß Fräulein Pankow nicht so schlimm sein würde. Schließlich hatte ich ja den feinen Gedanken, und du hast ihn nur ausgeführt. Ich kann mir denken, wie die Gänse schrien!

Er lachte, und Anneli sah ihn voller Bewunderung an.

Sie schrien sehr, sagte sie langsam, aber Rita Makler ist gleich von Bürgermeisters weggegangen, und sie gab sechshundert Mark Kostgeld!

Das ist nicht viel, belehrte er sie. Frau Bürgermeisterin hat gesagt, unter achthundert täte sie es nicht wieder.

Woher weißt du das?

Fred lachte. Ich weiß alles. In unsrer Tertia wird alles erzählt. Einer von den kleinen Bürgermeistern ist darin, und ich muß ihm manchmal beim Lernen helfen. Ich weiß auch, daß sich Christel Sudeck und Karoline bald wieder vertragen werden, aber der Bürgermeister und Doktor Sudeck sind noch böse aufeinander.

Die Kinder gingen jetzt durch die schmale Straße zum Rolandschen Häuschen, und Anneli warf einen angstvollen Blick auf den düstern Schuppen, der noch immer auf derselben Stelle stand.

Fred bemerkte das und lachte wieder.

Du bist doch nicht bange vor den alten Knochen da drinnen? Ich habe schon einmal wieder hineingesehen, aber durch das Fenster konnte ich nicht steigen, es war fest geschlossen, und an die Tür ist ein Schloß gelegt worden. Schade drum, es hat mir alles gut gefallen!

O Fred! Mehr konnte Anneli nicht sagen. Der Junge aber warf den Kopf in den Nacken.

So etwas muß man sehen können, wenn man Arzt werden will. Und ich will es. Ich will ein großer berühmter Doktor werden, und Mutter soll bei mir wohnen, und alle Leute, die jetzt nicht wissen, ob sie Mutter zuerst Guten Tag sagen sollen, die werden den Hut ganz tief vor ihr ziehn, sonst mache ich sie nicht wieder gesund!

Anneli achtete nicht auf Freds letzte Worte, sie stand jetzt zaghaft in der kleinen Flur des bescheidnen Rolandschen Hauses und knickste beinahe ehrfurchtsvoll vor Frau Roland, die sie freundlich begrüßte.

Gut, daß du kommen durftest, Anneli. Ich wollte gern, daß du uns einmal besuchtest!

Frau Rolands Stimme klang weich. Anneli hatte plötzlich Tränen in den Augen, was wohl daher kam, daß seit ihres Vaters Tode kein Mensch so sanft mit ihr gesprochen hatte. Aber sie wischte sie verstohlen weg, und als der Kaffee kam, das Weißbrot mit den Rosinen darin, da hätte sie sich leise in den Arm kneifen mögen, weil sie immer wieder zweifeln mußte, daß sie in dieser fremden Stadt so behaglich an einem kleinen Kaffeetisch sitzen und hören konnte, was Fred Roland erzählte.

Er führte natürlich die Unterhaltung, weil er doch ein Junge und überdies auch so klug war. Sogar seine Mutter betrachtete ihn mit Ehrerbietung, und Anneli konnte kaum begreifen, daß er mit ihr, dem kleinen dummen Mädchen, sprechen mochte.

Er zeigte ihr das Bild seines Urgroßvaters, der französischer Tambourmajor gewesen, mit dem großen Kaiser Napoleon nach Deutschland gezogen und nicht wieder weggegangen war. Freds Mutter hatte den alten Mann noch als Kind gekannt und sich von ihm wundervolle Geschichten erzählen lassen. Von dem König Ludwig, den der damals junge Soldat auf dem Revolutionsplatz hatte enthaupten sehen, und von der Königin Marie Antoinette, die ebenfalls hatte sterben müssen, weil das Volk sie nicht mehr hatte leiden können.

Ehrfurchtsvoll betrachtete Anneli eine kleine verblaßte, eben angetuschte Zeichnung, die einen bärtigen Soldaten in grüner Uniform darstellte. Das war Urgroßvater Roland, der alle diese Sachen erlebt hatte und noch unendlich viel mehr. Schlachten in Spanien, in Rußland und in Deutschland, Siegesglanz und elende Niederlage. Alles hatte er durchgekostet, bis er endlich nach Norddeutschland kam, dort von vielen Wunden genas und als ehrsamer Schuster sein Leben beschloß.

Schade, daß dein Urgroßvater nicht mehr lebt! sagte Anneli, als Fred seine Erzählung beendet hatte.

Sehr schade! bestätigte er eifrig. Mit dem hätte man noch sprechen und ihn fragen können, was für ein Gesicht der König machte, als man ihm den Kopf abschlug!

Fred! rief seine Mutter ermahnend; er aber wurde rot und trotzig zugleich.

Mutter, die hohen Herren taugen alle nicht viel. Ich weiß es aus der Weltgeschichte, und eine Republik, wo alle Leute gleich sind, ist das beste.

Auch in der Republik gibt es vornehme und geringe Leute, entgegnete Frau Roland, aber das wollte Fred nicht glauben. Er schalt auf alle Kaiser und Könige und endlich auf den Bürgermeister der kleinen Stadt, weil er behauptete, daß sich dieser gerade so viel einbildete wie ein König.

Anneli verstand nicht, was er sagte, es war ihr auch einerlei. Sie glaubte noch niemals so behaglich gesessen zu haben wie hier in diesem traulichen Stübchen mit den weißen Vorhängen und den Blumen an den Fenstern. Niemand ermahnte sie oder war mit ihr unzufrieden, und sie brauchte nichts auswendig zu lernen. Sie vergaß, wie unartig sie gewesen war, und daß die großen Mädchen gewiß niemals wieder mit ihr sprechen würden.

Zwei Stunden dauerte dieser glückliche Zustand, dann brachte Frau Roland die Kleine wieder auf das Schloß. Sie mußte noch zu Demoiselle Stahl, um ihr gewaschne Morgenhauben zu bringen, und Anneli durfte das Körbchen mit seinem kostbaren Inhalt tragen.

Vorher hatte Fred ihr noch seine Tauben gezeigt, für die er auf dem Boden ein kleines Ställchen gezimmert hatte, und Anneli durfte die gelbe Kropftaube, die ein so böses, und die blaue Möwe, die ein so gutes Herz hatte, bewundern. Und zum Abschied schüttelte ihr der Junge kräftig die Hand.

So, nun darfst du auch einmal wiederkommen. Im ganzen kann ich keine Mädchen leiden, aber daß du es nicht gleich in der ganzen Stadt ausposaunt hast, ich wäre es gewesen, der dir den Gedanken mit der Knochenhand eingegeben hätte, das habe ich doch anständig gefunden. Ich habs ja nachher selbst in der Klasse

erzählt, weil es eine so großartige Idee war, doch das war etwas andres. Du bist keine Klatschliese, und deshalb habe ich dich heute eingeladen, weil ich erfahren wollte, wie es dir ginge!

Frau Roland sprach nachher mit Anneli, während sie sie durch die Stadt begleitete, vom schönen Wetter, und daß die Erdbeeren bald reif sein würden, aber Anneli hörte nicht auf sie. Sie war stolz, daß Fred Roland sie gelobt hatte, und daß er sie nicht unter die Kränzchengänse zählte. Nun mochte Tante Fritze noch mehr ermahnen, und Onkel Willi sie noch ein Dutzend Gesangbuchverse lernen lassen: es schadete alles nichts.

An diesem Abend konnte Anneli zum erstenmal wieder beten, ohne an die armen kleinen Kinder und den schlotternden Mann dort hinten in dem düstern Schuppen denken zu müssen.

Das Grausen war vergangen, und wenn auch die Erinnerung wiederkam, so war sie doch verknüpft mit Fred Roland und seinem Wohlwollen. Und das war unbezahlbar.

7

Bald nachher geschah das Unerwartete, daß sich Christel eines Tages bei Anneli einstellte.

Wir wollen dich wieder in Gnaden annehmen, sagte sie. Mit Bürgermeisters Karoline bin ich auch wieder gut. Laß die Alten sich in den Haaren liegen, das soll uns Wichse und Pomade sein. Wir Jungen können nicht solange miteinander feind sein. Ich habe doch nur einen kleinen Scherz mit dir gemacht, und du hast dir darauf etwas Abscheuliches ausgedacht. Fred Roland wird dir wohl dabei geholfen haben, er lacht, wenn ich ihn frage, aber im Grunde genommen war es kein schlechter Gedanke.

Christel sprach hastig weiter. Von dem Schornsteinfeger Peters, der sein gewonnenes Klavier weder an Bürgermeisters noch an Subecks verkaufen wollte, obgleich er es nicht gebrauchen konnte.

Er ist eklig, setzte sie hinzu, Karoline und ich haben uns ein ganz klein wenig bei ihm gezankt, weil wir beide gern das Klavier haben wollten. Nun hat er Karoline neulich auf der Straße gefragt, ob wir uns nicht noch einmal in die Haare geraten wollten. Daraufhin haben wir uns gleich vertragen und uns ewige Freundschaft geschworen. So ein Kerl muß noch einmal seine Strafe haben.

Ehe Anneli hierauf etwas sagen konnte — sie wußte allerdings kaum eine Erwiderung —, sprach das ältere Mädchen schon von andern Dingen.

Sind deine Tante und Kandidat Bergheim verlobt, und haben sie sich schon geküßt?

Anneli riß die Augen auf und dann auch den Mund, was Christel zum Lachen brachte.

Mach nicht so ein Schafsgesicht, Kind, und dann besinne dich. Haben sich der Kandidat und deine Tante geküßt?

Nein! entgegnete Anneli mit Überzeugung, und dann mußte sie laut lachen. Aber Christel, so alte Leute küssen sich nicht. Das habe ich nie gesehen!

Du hast überhaupt noch nichts gesehen, und du weißt von nichts in der Welt! Ich sage dir, die ganze Stadt spricht davon, daß der Herr Kandidat deine Tante heiraten wird. Die Waschfrau hat neulich gesehen, wie die zwei Hand in Hand gesessen haben, und Frau Steuereinnehmer ist im Schloßpark spazieren gegangen und hat bemerkt, wie sie sich zärtlich angesehen haben. Ja, glaube mir, sie werden sich heiraten!

Meinetwegen. Anneli lachte und meinte: Onkel Aurelius ist ganz nett.

Du nennst ihn schon Onkel? Das muß ich Karoline erzählen! Dann ist es natürlich so weit, und ihr kriegt eine Hochzeit ins Haus. Eine Kindtaufe gibts aber nicht. Papa hat heute zu Mama gesagt, Kinder würden nicht mehr kommen!

Wie schade! sagte Anneli bedauernd, und Christel zuckte die Achseln.

Hast du die kleinen quarrigen Dinger gern? Da solltest du einmal in der Nähe sein, wenn Papa impft. Dann wirst du dich auch für das Zetergeschrei bedanken. Nun sage schnell, wie es gekommen ist, daß du bei Rolands Kaffee getrunken hast?

Sie hatten mich eingeladen.

Das glaube ich nicht. Du hast dich natürlich angedrängelt, was ich unbescheiden finde. Bei Jungen muß man sich nicht andrängeln, das ist unweiblich, und Frau Roland ist kein Verkehr für dich. Ihr Ruf ist nicht ganz in Ordnung, die Frau Bürgermeisterin hat es neulich auch gesagt. Dann ist sie nur eine Putzmacherin, und dein Onkel ist ein Hofrat. Also paßt das auch nicht zusammen. Sollte aber aus Fred etwas ordentliches werden, ist es immerhin möglich, daß ich ihn heirate. Die Eltern brauchen es noch nicht zu wissen, und du darfst keinem Menschen sagen, was ich dir anvertraue!

Will Fred dich denn?

Selbstverständlich. Christel sprach mit Überzeugung. Er ist doch ein armer Junge, und mein Vater ist der erste Doktor hier und hat einen Orden. Wenn meine Eltern tot sind, dann erbe ich alles von ihnen: das Haus, den Garten, ihr Geld. Also wird sich Fred schön freuen, wenn ich ihn nehme. Du aber darfst dich nicht bei Fred Roland andrängeln, auch nicht bei der Mutter, ich erlaube es dir nicht und werde dir sehr böse, wenn du es doch tust!

Christel war heute sehr gesprächig und bemerkte nicht, wie still Anneli wurde. Sie dachte an Fred Roland, das gemütliche Zimmer, worin seine Mutter wohnte, und daran, wie gern sie wieder einmal dorthin gehn würde. Und nun wollte es Christel nicht haben.

Beide Gefährtinnen saßen am Fenster in Annelis Schlafzimmer, von dem man auf die Schloßterrasse und auf den See mit seinen grünen Ufern sah. Christel achtete nicht auf die Gegend, endlich aber öffnete sie den Fensterflügel und lehnte sich hinaus.

Wieviel rote Dächer siehst du denn von der Stadt? Wohl über hundert, und dort am See auch die alte Baracke von Peters mit dem Klavier darin. Auf den alten Mann bin ich sehr böse, und wenn Rita Makler auch keine Treue gehalten hat und in der Freundschaft falsch gewesen ist, und wenn es auch gut sein mag, daß sie weg ist, so ist es in einer Beziehung doch sehr schade, denn sie würde mir einen guten Rat geben, wie man dem alten Kerl einen Schabernack spielen könnte. In Hamburg ist man doch klüger als hier! Ach, Anneli, sieh schnell aus dem Fenster! Dein neuer Onkel kommt und deine olle Tante! Ach, wenn sie sich jetzt doch einen Kuß geben wollten! Ich könnte es gleich Karoline erzählen.

Beide Kinder versteckten sich hinter die Vorhänge und lugten neugierig auf die Terrasse, gerade als hätten sie niemals zwei ältere Leute miteinander spazieren gehn sehen. Aber das Wort Verlöbnis übte seinen Reiz aus, nicht allein auf das größere Mädchen, sondern auch auf Anneli.

Gemütlich schlenderte Onkel Aurelius neben Tante Fritze her. Er rauchte aus einer langen Pfeife, und sein rötlich angehauchtes Gesicht sprach von Behagen und Sattheit, aber auch auf Tante Fritzens kleinem, gewöhnlich so mürrischem Antlitz lag heute ein hellerer Schein. Vielleicht war es die Abendsonne, die dieses Licht hervorbrachte, vielleicht auch eine geheime Hoffnung, die mit ihrem sanften Strahl ein alterndes Dasein vergoldete.

Eifrig redete Tante Fritze auf den Kandidaten ein, der wie ein Schlot rauchte und gelegentlich eine zustimmende Bewegung machte. Aber weder küßten sich die zwei alten Leute, noch berührten sich ihre Hände. Sie sprachen auch nur vom Lüften der Betten und vom Einmachen des Obstes, zum großen Leidwesen Christels, die an ihre Romane dachte und hier einige Liebeserklärungen erwartete. Beim

Abschied schärfte sie der jüngern Freundin noch ein, ganz besonders auf die Zärtlichkeiten des Paares zu achten, und setzte hinzu, daß Anneli sie auch einmal wieder besuchen dürfte, eine Erlaubnis, die dieser kein großes Vergnügen bereitete. Sie empfand jetzt doch Scheu vor den großen Mädchen, und die Ehre, mit ihnen verkehren zu dürfen, hatte sie zu teuer erkauft. Und Christel, die sie eingesperrt hatte, hatte dafür kein Wort der Entschuldigung gefunden.

Wenn ihr dann auch der Verkehr bei Rolands untersagt wurde, dann war es besser, neben Onkel Willis Arbeitszimmer zu sitzen und auf das zu hören, was er sich selbst erzählte. Oder in Rike Bindseils Zimmerchen, in das die Sonne sehr heiß scheinen konnte, wo es aber doch still war, und wo Rike geduldig an Annelis Strumpf arbeitete oder eine kleine Vorlesung über die Geheimnisse einer Hemdennaht hielt.

Christel Sudeck hatte sich wegen Bleichsucht von der Handarbeitsstunde abgemeldet, und Anneli konnte die kleine Lehrerin ganz für sich allein haben. Es war oft langweilig, und Anneli kam spät und ging früher, als sie eigentlich durfte. Aber es war doch wiederum gemütlich, hier am Fenster zu sitzen, auf die leere Straße zu sehen, wo die Hunde im Sonnenschein schliefen, und die Spatzen unbekümmert um sie herumpickten, bis eine große graue Katze langsam auf einer Türschwelle erschien und mit funkelnden Augen um sich sah. Die Hunde wachten auf, die Spatzen flogen scheltend davon, es gab Gebell und ein zorniges Fauchen. Aber die Störung ging vorüber, und die Hunde schliefen wieder ein.

Mamsell Bindseil war in dieser Zeit stiller als sonst. Ehemals war sie zuweilen zu Tante Fritze gekommen, jetzt ließ sie sich selten sehen, und Fräulein Pankow gab keine Kaffeegesellschaften mehr.

Sogar Anneli fiel dies auf, und sie fragte Rike Bindseil, weshalb sie niemals mehr auf das Schloß käme.

Fräulein Fritze liebt keinen Besuch mehr, entgegnete die kleine Handarbeitslehrerin spitzig. Sie hat zu viel für den Herrn Kandidaten zu sorgen.

Anneli konnte nicht widersprechen.

Ja, Onkel Aurelius ist viel bei uns. Zum Mittagessen immer, und meist auch zum Tee.

Du nennst ihn schon Onkel? erkundigte sich Rike Bindseil, und die Gefragte lachte.

Dabei denke ich mir nichts, Rike. Ich glaube auch nicht, daß Tante Fritze und er sich heiraten werden, wie Christel meint. Sie sagt, ich soll auf sie achten, aber sie küssen sich wirklich nicht.

Von solchen Dingen darfst du nicht sprechen! sagte Rike hastig und begann von den Schwierigkeiten eines zu nähenden Rockes zu berichten. Aber ihre Stimme war frischer geworden, und zum Abschiede schenkte sie Anneli ein köstliches rotes Zuckerplätzchen.

Anneli hatte es noch im Munde, als sie auf dem Heimweg Stina Böteführ begegnete, die mit einem großen Korb am Arm in die Stadt ging, um Besorgungen zu machen. Ihre finstere Miene hellte sich bei Annelis Anblick auf, und sie winkte sie zu sich heran.

Nu, Gör, ich hab dir so lang nich gesehen! Du spielst woll mit dein Onkel Aurelius!

Er ist gar nicht mein Onkel! versicherte Anneli, und Stina lächelte verächtlich.

Er wird es werden, Kind. Glaub du man an mir. Ich sollt dein Tante Fritze nich kennen, die war immer so. Na, die kann denn auch was erleben, denn die Männers sind gräsig. Da kann ich ein Lied von singen.

Sie küssen sich nicht! versicherte Anneli, und ihre Freundin schob den Korb von einem Arm zum andern.

Ist auch nicht nötig, entgegnete sie kurz. Abersten, was der Kanderdat ist — sie machte eine drohende Bewegung —, der soll sich bloß in acht nehmen. Er

hat fünf Brautens gehabt. Fünf! Kannst dich sowas denken? Abers die Männers können bös sein!

Mit großen Schritten eilte sie davon, und als Anneli nachher in der Rechenstunde saß und über einer schweren Aufgabe grübelte, schob sich immer wieder der Gedanke in ihre Seele, ob Herr Gebhardt auch so ein böser Mann sei, dem man nichts glauben dürfe.

Nachher vergaß sie die düstern Worte und freute sich, daß sie der Lehrer freundlich aus klaren Augen betrachtete.

Nach Schluß der Stunde lief sie eilig den Schloßberg hinan und fast gegen einen Herrn, der auf halber Höhe stand und seine Blicke über die schöne, lachendgrüne Gegend schweifen ließ. Er war nicht mehr jung, hatte eine schlanke, magere Gestalt und trug ein altes Jagdkostüm, das seinem scharfgeschnittnen Gesicht und den leicht ergrauten Haaren gut stand.

Mit einem lächelnden Blick betrachtete er Anneli.

Nun, kleine Dame, siehst du mich nicht, daß du mich in Grund und Boden rennst?

Ich bin keine Dame, lautete ihre prompte Entgegnung. Ich bin Anneli Pankow.

Anneli Pankow! Er wiederholte den Namen, und sein lächelndes Gesicht wurde ernst. Dann klemmte er sich ein Glas ins Auge und betrachtete die Kleine genau.

Fabelhaft! murmelte er.

Was ist fabelhaft? erkundigte sie sich neugierig. Daß ich Anneli Pankow heiße? Ich bin Annaluise getauft, aber es ist ein langer Name, und Tante Fritze sagt immer Anna.

Der Herr ließ seine Augen noch immer auf ihr ruhen.

Ich bin dein Onkel Bodo, sagte er endlich.

Mein Onkel Bodo? Anneli starrte den Fremden an, daß dieser mit einer leichten Verlegenheit zu kämpfen schien, die er dann mit einer Bewegung abschüttelte.

Liebes Kind, wundre dich nicht allzusehr. Ich bin der Bruder deiner Mutter, heiße Bodo von Falkenberg und wohne auf Falkenhorst. Da ich von dir gehört habe, will ich deinen Onkel, den Hofrat, bitten, dich uns für eine Weile zu überlassen. Wir müssen uns doch kennen lernen.

Hast du jetzt erst von mir gehört? Annelis Staunen war im Wachsen. Hast du gar nicht gewußt, daß ich lebte? Und meine Mutter war deine Schwester? Weißt du denn auch nicht, daß sie lange tot ist? Sie liegt in Birneburg begraben, mitten zwischen den Bergen und in der Dornenecke des Kirchhofs. Aber jetzt wachsen dort Rosen. Du bist wohl dagewesen?

Herr Bodo von Falkenberg antwortete nicht gleich, sondern zog hilflos an seinem ergrauenden Schnurrbart.

Fabelhaft! sagte er halblaut vor sich hin.

Fabelhaft? Sagst du immer fabelhaft?

Jetzt begann er zu lachen.

Du bist neugierig, kleine Dame, sehr neugierig. Aber die Damen haben bekanntlich diese vorzügliche Eigenschaft. Nun bitte ich dich, mich zu deinem Onkel, Herrn Pankow, zu führen, ich möchte mit ihm reden.

Anneli lief voraus in das Schloß, über den Korridor ihrer Wohnung und öffnete hastig die Tür von des Onkels Arbeitszimmer.

Onkel Willi, da kommt ein andrer Onkel, ein Bruder meiner Mutter. Ist das wahr, Onkel Willi?

Der Hofrat erhob sich von seinem Schreibtisch und strich nach alter Gewohnheit über das dünne silberne Haar.

Herr von Falkenberg, sagte er dann gemessen. Ich freue mich, Exzellenz einmal bei mir zu sehen.

Mein lieber Herr Pankow — der andre nahm einen wohlwollenden Ton an. Bitte, sagen Sie nicht Exzellenz zu mir. Wir haben uns doch ehemals gut gekannt, und wir waren oft recht vergnügt miteinander. Und wenn diese Geschichte nicht gekommen wäre — Sie habens auch nicht gewollt, ich weiß es —, dann hätten wir uns vielleicht nicht aus den Augen verloren. Nun aber bitte ich Sie um eine kleine Audienz unter vier Augen. Diese junge Dame — er zeigte auf Anneli, die neben ihm stand — hat gewiß etwas andres zu tun!

Anneli fand nicht, daß sie anderweitig etwas zu tun hatte. Aber sie verschwand zögernd aus dem Zimmer und begab sich in die Küche, wo Tante Fritze um diese Zeit meist zu finden war. Heute rührte sie eifrig einen appetitlich aussehenden Kuchenteig, und Onkel Aurelius saß ihr gegenüber mit dem aufgeschlagnen Kochbuch in der Hand.

Vanille verbessert den Geschmack des Sandkuchens, las er vor, als Anneli mit ihrer Neuigkeit die friedliche Gemeinschaft störte.

Tante Fritze, ich habe einen neuen Onkel bekommen. Er heißt Bodo von Falkenberg und wollte allein mit Onkel Willi sprechen.

Sei nicht so geräuschvoll! ermahnte Tante Fritze mürrisch. Ist der vornehme Herr also wirklich gekommen? Es war an der Zeit, nicht wahr, Aurelius? Die ganzen Kosten für das Kind haben wir allein tragen müssen, und Willis Einnahme ist klein. Und dann der Privatunterricht und die Kleidung. Nicht wahr, Aurelius?

Während des Sprechens rührte sie eifrig weiter, und Onkel Aurelius schmunzelte beim Anblick der Schaumblasen, die aus der gelblichen Masse stiegen.

Sehr schön, liebe Fritze! Nun, wie gesagt, die Vanille, und endlich ein Gläschen Rum. Nur so viel, daß der Teig locker wird, und dann wird alles in die Backform geschüttet.

Er war so eifrig, daß er kaum auf Tante Fritzens Worte geachtet hatte. Erst als der Sandkuchen vorsichtig dem Ofen überantwortet worden war, nahm er einen Teelöffel, mit dem er die Backschüssel auskratzte und Anneli den Inhalt in den Mund steckte.

Schmeckt der Teig nicht gut, Kind? Schon in roher Form ist er der Zunge angenehm; wie ganz anders noch wird er munden, wenn die Macht des Feuers ihn in den passenden Zustand versetzt hat. Für Sandtorte habe ich immer eine große Schwäche gehabt.

Onkel hat die Eier geliefert, schob Tante Fritze ein, und wenn du artig bist, darfst du auch ein Stück haben.

Und der neue Onkel? Darf er auch probieren? erkundigte sich Anneli, die jetzt die Schüssel allein auskratzte, aber den plötzlich aufgetauchten Verwandten doch nicht vergessen hatte.

Jetzt erschien Onkel Willi in der Küche.

Herr von Falkenberg wird bei uns essen, sagte er eilig. Er bittet darum, keine Umstände zu machen, und das ist auch mein Wunsch.

Er verschwand ebenso rasch, wie er gekommen war; ehe jedoch Tante Fritze ein Wort sagen konnte, kam er noch einmal zurück.

Für Anneli muß ein Koffer mit Wäsche und Kleidern gepackt werden. Sie wird heute Abend mit ihrem Onkel nach Falkenhorst fahren.

Du lieber Gott! Als er wirklich gegangen war, schnappte Tante Fritze förmlich nach Atem. Keine Umstände soll ich machen, und dabei haben wir nur kalten Braten und Milchsuppe! Aurelius, ist es nicht schauderhaft? So ein Mensch bekümmert sich sonst niemals um uns, und dann muß er gerade kommen, wenn wir nicht einmal Fleischsuppe haben. Und weil der Sandkuchen gebacken wird, habe ich keinen Nachtisch, und ich glaube, der Mann ist irgendwo Gesandter gewesen.

Onkel Aurelius hatte das Kochbuch zusammengeklappt und betrachtete sich nachdenklich im Küchenspiegel.

Keine Hitze, liebe Fritze! Laß du den Mann nur ruhig Milchsuppe und kalten

Braten essen, wenn er niemals Schlechteres genossen hat, dann soll es mich freuen. Zum Nachtisch kannst du Arme Ritter geben. Sie sind schnell zu bereiten und für den Herrn von Falkenberg insofern tröstlich, als er wohl ehemals ein armer Ritter gewesen, aber durch eine reiche Frau aus diesem Zustand erlöst worden ist.

Du gehst doch nicht weg, Aurelius! rief Tante Fritze angstvoll, als der Kandidat sich noch immer im Spiegel betrachtete.

Er schüttelte würdevoll den Kopf.

Ich bleibe. Mein Vorhemd habe ich vorgestern umgebunden, und es ist ebenso sauber wie mein Kinn, das heute rasiert worden ist. Setze du nur eine reine Haube auf, Fritze, und dann bilde dir nicht ein, daß eine Exzellenz etwas besondres ist. Aus der Ferne habe ich schon öfters Exzellenzen gesehen, die sehr reparaturbedürftig waren, mehr als du und ich, liebe Fritze. Laß Anneli dir beim Tischdecken zur Hand gehn, und ich werde inzwischen das Weißbrot für die Armen Ritter schneiden.

Anneli half wirklich nach besten Kräften, und obgleich Tante Fritze beim Mittagessen sehr heiß war, und auch der Kandidat trotz seinen Reden zuerst verlegen mit den Augen klappte, so ging doch alles sehr gut. Herr von Falkenberg aß die Milchsuppe ohne Zucken, lobte den kalten Braten und bat Tante Fritze um das Rezept zu den Armen Rittern.

Sie kochen ausgezeichnet, Fräulein Pankow, versicherte er. Sie tuns ja auch selbst, und das ist das Wahre. Die Kochkunst ist eine Wissenschaft, über die noch lange nicht genug nachgedacht worden ist! Als ehemaliger Diplomat kann ich es beurteilen.

Herr von Falkenberg war sehr freundlich, besonders gegen den Hofrat, an den er sich immer wieder wandte, und dem er viel erzählte. Aber auch Tante Fritze erhielt ihre Liebenswürdigkeiten, und der Kandidat wurde allmählich unbefangen.

Anneli saß schweigend bei den Erwachsnen, erst als der Onkel sie am Schluß der Mahlzeit fragte, ob ihr Koffer schon gepackt sei, schüttelte sie den Kopf.

Noch nicht, Onkel Bodo. Es ist auch vielleicht nicht nötig.

Weshalb nicht? Herr von Falkenberg zog die Augenbrauen hoch.

Weil ich lieber hier bleiben möchte. Ich kenne dich ja gar nicht.

Du wirst mich kennen lernen, entgegnete der Onkel lächelnd, aber Anneli sah ihn ernsthaft an.

Weshalb habe ich dich früher niemals gesehen? Vater ist lange krank gewesen, und du bist nicht gekommen, und meine Mutter —

Der Hofrat hob die Tafel auf.

Liebe Fritze, ich hoffe, daß du Annelis Sachen schnell zusammenpacken wirst. Ich freue mich für dich, wandte er sich an seine Nichte, daß du das schöne Falkenhorst kennen lernen darfst. Auf vier Wochen bist du von deinen Verwandten eingeladen, dann wirst du hoffentlich gern zu uns zurückkehren.

Herr von Falkenberg wurde auf diese Weise einer Antwort enthoben, was ihm nicht weiter unlieb zu sein schien. Aber er strich noch an seinem Schnurrbart und sprach sein Lieblingswort „Fabelhaft" vor sich hin, als Anneli schon von Tante Fritze in ihr Zimmer gezogen und hastig ermahnt wurde, ihre Siebensachen zu packen.

Alles ging merkwürdig schnell, obgleich Anneli einen Augenblick heftig aufweinte und Sehnsucht nach dem empfand, das sie dahinten lassen sollte. Vier Wochen, das war eine lange Zeit, und als das Kleid mit den wunderlichen Tieren sowie das Notwendigste eingepackt worden war, schlüpfte sie in den Schloßhof und betrachtete wehmütig den moosbewachsnen Brunnenjüngling, der immer lachte, einerlei, ob es regnete, oder ob es schönes Wetter war. Und als Stina des Wegs kam, mußte ihr die schreckliche Neuigkeit sofort mitgeteilt werden, die diese mit düsterm Kopfschütteln entgegennahm, worauf sie die Kleine gleich zu ihrer Demoiselle geleitete.

Denken Sie man bloß, Mamsell, nu geht unser Kind hier wieder weg. Die einzige von den Pankows, mit der man sprechen mag.

Die alte Demoiselle saß am Fenster und betrachtete eifrig ihr Bilderbuch.

Es geht alles vorüber, sagte sie heiter. Alles, auch der bitterste Abschied.

Du mein Gott! Stina wurde verdrießlich. Sowas is ja schrecklich anzuhören, und denn zu son Kind! Mamsell, Sie müssen ein büschen trösten! Ich glaub, das is vonnöten.

Sie deutete auf Anneli, deren Augen schon wieder voll Tränen standen, und die alte Dame zog sie an sich.

Du wirst wiederkommen, Kindchen. Alles kommt wieder. Und vielleicht weinst du, wenn du Falkenhorst wieder verlassen sollst. Es ist ein schönes Gut, und dein Onkel war immer ein braver Mann.

Es gibt keine braven Männers! murmelte Stina; aber die alte Demoiselle lachte nur über sie.

Sei du still, wer weiß, was du nach einem Jahre sagen wirst! Ohne Männer wäre die Welt noch langweiliger, als sie so schon ist. Und nun gib Anneli ein Stück Schokolade mit auf die Reise!

Stina gehorchte und brachte Anneli nach dem Abschiede von der Demoiselle bis zu ihrer Wohnung.

Allerhand Ermahnungen gab sie ihr und machte dabei auch eine Bemerkung über den Kandidaten, der mit Tante Fritze zusammen kochen sollte, und von dem erzählt wurde, daß er keine Bibel im Hause hätte, sondern nur das Buch vom gesunden und kranken Menschen und eine Unterweisung im Bratenspicken.

Aber Annelis Aufmerksamkeit war nicht bei Stinas Reden, und als sie nachher Onkel Aurelius Lebewohl sagte, da empfand sie lebhafte Teilnahme für ihn. Betrübt stand er in der Küche vor dem Backofen und betrachtete die verbrannten Überreste der Sandtorte. Der vornehme Besuch hatte für das Backkünstlerpaar doch zu aufregend gewirkt; sie hatten die Sandtorte vergessen, und ihre verkohlten Überreste stimmten den Kandidaten wehmütig.

Es waren so schöne Eier und so gute Vanille, liebe Fritze, sagte er. Und nun ist alles umsonst gewesen.

Annelis vornehmer Onkel ist an allem schuld! rief Tante Fritze zornig, und Anneli schämte sich dieses Onkels von Herzen.

Der Abschied war kühl, nur Onkel Willi strich freundlich über ihr wildes Haar und wünschte ihr viel Vergnügen.

Vergnügen — bei diesem Worte schüttelte Anneli den Kopf; als ihr Blick dann wieder auf Tante Fritze fiel, die das Rezept des verunglückten Sandkuchens noch einmal durchlas, da ging sie zu ihr zurück und küßte sie leise und halbwegs entschuldigend. Weil sie ja gewissermaßen doch auch schuld an dem Unglück war.

Tante Fritze murmelte ein erstauntes Wort, klopfte sie dann aber auf die Schulter.

Nun, dann leb wohl! Du kannst am Ende nicht allzuviel dafür.

Als Anneli nachher mit dem neuen Onkel auf einem leichten Jagdwagen aus der Stadt fuhr, war es ihr angenehm, daß Tante Fritze ziemlich freundlich mit ihr gesprochen hatte.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Deutschland und Amerika. Der Reichskanzler und die Möglichkeit seiner Entlastung. Eine neue Haager Friedenskonferenz.)

Die Osterzeit hat die Tagesgeschichte um zwei neue politische Kundgebungen bereichert, von denen für uns die wichtigste die des Präsidenten der Vereinigten Staaten an die deutschen Kriegervereine ist. Schon die Worte, mit denen er die Einladung der alten deutschen Soldaten an den deutschen Botschafter begleitete: er habe ihm Mitteilungen zu machen, von denen er wünsche, daß sie in Amerika, in Deutschland und auf der ganzen Erde vernommen würden, bekunden hinlänglich, welchen Wert Präsident Roosevelt selbst auf seine Kundgebung legt. Diese wiederum ist von so warmen Sympathien getragen, wie sie sonst von seiten des Oberhauptes einer mächtigen Nation ohne die Grundlage eines formellen Bündnisses kaum gedacht werden kann, und wenngleich der Präsident wohl auch in Absicht hatte, neuern deutschfeindlichen Ausstreuungen in der Presse der Vereinigten Staaten damit entgegenzuwirken, so liegt in „der Betonung der Aufgabe der amerikanischen Diplomatie, die engen Bande, die Deutschland mit Amerika verbinden, immer fester zu knüpfen, um so mehr, da nirgend auf der Welt größere Bewunderung für Deutschland und seinen Herrscher gehegt werde als in Amerika," doch der scharf pointierte Ausdruck so warmer Sympathien, daß sie in jedem andern Falle ein geschriebnes Bündnis annähernd, wenn nicht völlig, ersetzen würden. Auch die Art, wie Präsident Roosevelt auf die Algeciraskonferenz einging, schließt ein Stück Geschichte ein. Er verkündet damit nachträglich für alle Welt, was in engern politischen Kreisen ja längst bekannt war, daß Amerika und besonders der Präsident an dem Zustandebringen der Konferenz einen hervorragenden Anteil haben. Denn dadurch, daß der Präsident den deutschen Standpunkt: „gleiches Recht für alle" einnahm und den Botschaftern Frankreichs und Englands die bestimmte Erwartung aussprach, die Konferenz werde auf dieser Basis zustande kommen, hatte er im vorigen Jahre den Widerstand Englands und Frankreichs gegen den Konferenzgedanken gebrochen. Auf eine Differenz mit Amerika, die bei diesem oder einem spätern Anlaß eine große Tragweite erhalten konnte, wollten es beide Nationen doch nicht ankommen lassen. Wenngleich sich die amerikanische Diplomatie dann in Algeciras ziemlich in der Reserve hielt, um nicht die deutschfeindlichen Strömungen in der Presse der Vereinigten Staaten in Bewegung zu bringen, so ist sie doch für Deutschland in allen Hauptfragen ein wertvoller Freund gewesen. Amerika hatte selbstverständlich an den Details der Organisation kein unmittelbares Interesse, wohl aber an deren allgemeinem Rahmen, der so beschaffen sein mußte, daß er das gleiche Recht für alle wirklich verbürgte. In diesem Sinne ist auch die Erklärung zu verstehn, die von der amerikanischen Seite bei der Unterzeichnung zu Protokoll gegeben worden ist. Amerika will für die Durchführung der Organisation, die die Konferenz beschlossen hat, nicht in Anspruch genommen werden, weil vorläufig seine Interessen in Marokko zu geringfügig sind. Aber es würde sofort wieder auf dem Plan erscheinen, wenn sich die in Algeciras getroffne Vereinbarung als unzulänglich erweisen oder grundsätzlich verletzt werden sollte.

Ebenso wie der Inhalt der Kundgebung ist auch die Tatsache, daß der Präsident Wert darauf legte, sie an eine Abordnung alter deutscher Soldaten zu richten, mit besondrer Freude zu begrüßen. Es liegt darin nicht nur der Ausdruck der hohen Wertschätzung des deutschen Heeres, dem diese Männer zum Teil noch im Beurlaubtenstande angehören, sondern indem sich der Präsident diese alten Soldaten als unmittelbare Zuhörer seiner hochbedeutenden Worte wählte, verlieh er diesen auch dadurch eine über die augenblickliche Bedeutung weit hinausgreifende Tragweite.

Auch der zum Schluß geäußerte Wunsch eines dauernden Einvernehmens zwischen Deutschland und Frankreich, dem Kaisertum und der Republik, hat in diesem

Munde den Wert einer Anregung, die kaum erfolgt sein würde, wenn der Präsident nicht sicher wäre, daß sie von beiden Staaten sympathisch aufgenommen werden würde, mit der beiderseitigen Bereitwilligkeit zur Annäherung. Vergleicht man seine Rede mit der fast gleichzeitigen des französischen Ministerpräsidenten in der Deputiertenkammer zu Paris, so wird man bei dieser allerdings leicht erkennen, daß sich Herr Bourgeois Mühe gibt, hinter den wohlwollenden Worten, die der deutsche Reichskanzler im Reichstage über Frankreich geäußert hatte, nicht zurückzubleiben. Aber irgendein direkter Hinweis oder auch nur der Ausdruck eines Wunsches auf ein dauerndes Einvernehmen mit Deutschland ist in der Rede des französischen Ministers nicht enthalten. Ob er einen Schritt weiter gegangen sein würde, wenn er die Rede Roosevelts vorher gekannt hätte, muß dahingestellt bleiben. Man kann sogar, wenn man die Rede unter eine sehr scharfe Lupe nehmen will, in der starken Betonung des Zweibundes, den Frankreich in Algeciras auf die Probe gestellt habe, eine politische Reserve gegenüber Deutschland finden, wie überhaupt in dem etwas breiten Hinweise auf Frankreichs „Bündnisse und Freundschaften". Aber wenn man in Betracht zieht, daß für eine französische Regierung, zumal bei einem solchen Anlaß, das Phrasenbedürfnis und die dekorative Ausstattung viel wichtiger und notwendiger ist als für eine deutsche, so kann man solche Hinweise ohne weiteres als Ausstattungsstücke von dem sonstigen Inhalt in Abzug bringen. Frankreich ist seit einer Reihe von Jahren jeder deutschen Anregung auf ein gelegentliches freundschaftliches Zusammengehn ausgewichen. Vielleicht gestaltet sich das jetzt anders. Sowohl die Konferenz in Algeciras als diese neueste Kundgebung des Präsidenten der Vereinigten Staaten machen erkennbar, daß eine Politik der Revanche und der Ranküne auf die ihr notwendigen internationalen Sympathien doch nur in beschränktem Umfange zu rechnen hätte, und daß, wenn irgendeine Koalition mit der Absicht umginge, eine größere Krisis zu entfesseln, sie sich vorher würde vergewissern müssen, daß sie dabei nicht gegen die Wünsche und die Interessen Amerikas verstieße. Große Konflikte werden ohnehin heutzutage kaum noch lokalisiert oder auch nur auf Europa beschränkt werden können. Sie werden dadurch etwas unwahrscheinlicher oder enthalten die Gefahr, den größten Umfang anzunehmen, vor denen der russisch-japanische Krieg ja nur mit Not und Mühe bewahrt worden ist.

In Deutschland wird es wohl nur eine geringe Zahl ernster Politiker geben — und diese ausschließlich in den Kreisen der deutschen Landwirtschaft —, die einem Bündnis mit Amerika oder einem einem Bündnisvertrage gleichwertigen Verhältnis nicht von ganzem Herzen zustimmen würden. Ob die Vereinigten Staaten nach ihren Verfassungsverhältnissen überhaupt in der Lage sind, geschriebne Schutz- und Trutzbündnisse außerhalb des amerikanischen Kontinents einzugehn, ist, zumal bei der fluktuierenden Zusammensetzung des Senats, dem die Entscheidung darüber zusteht, eine schwer zu beantwortende Frage, die schon aus dem einen Grunde bisher nicht praktisch geworden ist, weil den Vereinigten Staaten bis jetzt die Machtmittel fehlten, außerhalb Amerikas mit Nachdruck kriegerisch auftreten zu können. Die amerikanische Marine wächst erst allmählich in größere Aufgaben hinein, und ein Landheer aufzustellen, das außerhalb der Vereinigten Staaten gegen eine Großmacht zu operieren vermöchte, sind diese vorläufig wohl außerstande, oder richtiger ausgedrückt, haben sie bisher noch nie die Absicht gehabt. Amerika wird jedoch, nachdem es einmal seinen Platz im Rate der Mächte eingenommen hat und mit allem Nachdruck behauptet, nicht umhin können, sich auch auf solche Möglichkeiten einzurichten, bei denen es die Wahrung seiner Interessen allein oder im Bunde mit andern Mächten seiner Wehrkraft überlassen muß. Die amerikanische Flotte reicht heute schon aus, sich den europäischen Seemächten, die mit Amerika oder dessen Freunden in Konflikt geraten sollten, recht unangenehm fühlbar zu machen, sodaß Freunde und Verbündete der Vereinigten Staaten keineswegs nur auf deren diplomatische Hilfe angewiesen wären. Aber auch diese allein ist schon

wertvoll genug. Schon bei den internationalen Verhandlungen völkerrechtlicher Natur, die etwa im Laufe dieses Jahres bevorstehn, wird die Stellung Amerikas zu den einzelnen Fragen für Deutschland von nicht geringem Werte sein. Die Gegnerschaft zu Amerika, in der sich heute noch ein nicht geringer Teil der deutschen Landwirte befindet, wird offenbar in dem Maße abnehmen, als sich der Export landwirtschaftlicher Erzeugnisse von Amerika nach Europa im Laufe der Jahre mindern muß, teils durch gesteigerten Konsum und verminderten Anbau in Amerika selbst, teils durch Ausfuhr auch nach andern Weltteilen. Nicht zum wenigsten auch wohl durch eine gesteigerte Leistungsfähigkeit der deutschen Landwirtschaft selbst, die durch ihre eigne Produktion immer der beste Regulator fremder Einfuhr sein wird. Wir sehen, daß die Vereinigten Staaten die Maßnahmen gegen die Einwanderung fort und fort verschärfen und sich energisch dagegen wehren, mit dem Abhub aller andern Länder beehrt zu werden. In ähnlicher Weise, wie die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten, wird auch deren Ausfuhr im Laufe der Zeit einer allmählichen Umgestaltung unterliegen. Schon klagt ja auch die deutsche Industrie an einzelnen Stellen recht lebhaft über amerikanische Konkurrenz, aber alle diese wirtschaftlichen Bedenken werden das Deutsche Reich nicht abhalten dürfen, politisch in die Hand Amerikas kräftig einzuschlagen, denn es leistet damit seinem Frieden die größten Dienste, dem Frieden, dessen Landwirtschaft wie Industrie zu ihrem Gedeihen bedürfen, und hinter den alle Zollfragen weit zurücktreten müssen. Die Zeit wird auch für den Gegensatz, der in dieser Hinsicht zwischen Amerika und Europa — nicht mit Deutschland allein — besteht, den Ausgleich bringen, der in der Entwicklung der innern amerikanischen Verhältnisse schließlich von selbst gegeben ist. Auch für Amerika wird der heimische Markt immer der beste Abnehmer bleiben.

Die Erkrankung des Reichskanzlers hat für einen Teil unsrer Presse das Thema seiner Entlastung auf die Tagesordnung gesetzt. Auch die Grenzboten haben sich damit beschäftigt und auf die Notwendigkeit zweijähriger Etatsperioden hingewiesen, deren Einführung die gesamten Reichsgeschäfte von einem auf ihnen lastenden schweren Druck befreien würde, der sich natürlich an den obersten Stellen der Reichsverwaltung am meisten fühlbar macht. An und für sich ist ein bundesstaatlicher Organismus schon unendlich schwieriger zu leiten — und Schwierigkeit bedeutet in diesem Falle einen viel größern Aufwand von Zeit und Arbeitskraft — als der Organismus eines Einheitsstaates. Der Reichskanzler hat aber nicht nur die ganze Arbeit des Ministerpräsidenten irgendeines der großen Reiche, sondern auch noch die des preußischen Ministerpräsidenten zu leisten, die bei dem unausgesetzten Fluß unsrer Gesetzgebung, bei der immer größern Ausdehnung der Verwaltung, dem Anwachsen der Staatszwecke ein reichlich erschöpfendes Tagewerk für einen tüchtigen Arbeiter ist. Da beide Funktionen voneinander nicht zu trennen sind, denn in dieser Untrennbarkeit kommt die Führung Deutschlands durch Preußen zu ihrem sachgemäßen Ausdruck, so bleibt dem König von Preußen immer nur übrig, als Ministerpräsidenten einen Mann zu suchen, dessen Erfahrung, Sachkenntnis und Arbeitskraft diesem Doppelamte gewachsen sind, zu dem sich schließlich auch noch die Leitung des preußischen Ministeriums des Auswärtigen gesellt, die wegen der Beziehungen Preußens zu den deutschen Bundesstaaten selbstverständlich von der größten Wichtigkeit bleibt. Der preußische Minister der auswärtigen Angelegenheiten ist heute nur noch Minister für die deutschen Beziehungen Preußens und darum von der Person des Reichskanzlers untrennbar, noch untrennbarer als der Ministerpräsident. Diese Häufung der Ämter erscheint an sich naturwidrig, weil sie an die Arbeitskräfte und an die Leistungsfähigkeit eines Einzelnen zu große Ansprüche stellt. Aber sie ist die natürliche und logische, darum auch unvermeidliche Folge des deutschen Verfassungsorganismus. Zu Bismarcks Lebzeiten ist von seinen Gegnern, gelegentlich auch von seinen Anhängern, oft genug die Meinung ausgesprochen worden, daß die Verfassung des Deutschen Reiches, und namentlich der Reichskanzlerposten, ihm auf den Leib zugeschnitten worden sei. Jetzt ist ein halbes Menschenalter nach seinem Ausscheiden

vergangen, und keiner seiner drei Nachfolger ist imstande gewesen, irgendeine durchführbare organisatorische Erleichterung oder Umgestaltung des Amtes in Vorschlag zu bringen. Die Trennung zwischen dem Reichskanzlerposten und dem des Ministerpräsidenten, die zu Bismarcks Zeiten einmal auf ein Jahr versucht worden war, hat unter Caprivi bekanntlich eine Wiederholung erlebt, die aber auch da keine zwei Jahre gedauert hat und seitdem nicht wieder erneuert worden ist, auch schwerlich noch einmal versucht werden wird. Denn sie bedeutet doch nicht mehr und nicht weniger als eine capitis diminutio des Reichskanzlers und kann unter Umständen zu dessen völliger Entgleisung führen, wenn er eines Tages den preußischen Ministerpräsidenten nicht mehr hinter sich hat, wie das ja auch der Ausgang der Ära Caprivi gewesen ist. Will man darum ernstlich nach einer Entlastung des Reichskanzlers suchen, so kann das nur auf dem Gebiete geschehen, dessen Geschäfte ihn am meisten belasten, und das ist das parlamentarische. Durch die alljährliche Wiederkehr der Reichshaushaltsberatung wird sowohl in den Stadien der Vorberatung innerhalb der Reichsämter und im Bundesrat als auch während der Plenar- und der Kommissionsverhandlungen im Reichstage die Inanspruchnahme des Reichskanzlers durch die von ihm zu gebenden Entscheidungen, die dadurch notwendigen Konferenzen, Sitzungen und Besprechungen, Verhandlungen mit dem Kaiser, mit deutschen Bundesregierungen und Bundesfürsten ins unendliche vermehrt. Gerade bei dem Reiche, als einer bundesstaatlichen Einrichtung, wäre mit zweijährigen Etatsperioden um so leichter auszukommen, als tatsächlich die so empfindliche Frage des Budgetrechts dabei viel weniger in Betracht kommt als in den Einzelstaaten. Denn das Budgetrecht im Reiche ist ein doppeltes, einmal das der Bundesstaaten durch ihre Regierungen und deren Vertretung im Bundesrate, zum andern das persönliche der Abgeordneten, und wenn sich die Regierungen bereit erklären würden, mit einer zweijährigen Betätigung dieses Rechts statt mit einer alljährlichen vorlieb zu nehmen, so können das auch die Abgeordneten, ohne dem Volksrecht, das sie vertreten, irgend etwas zu vergeben. Wie sich die Bundesregierungen zu der Frage stellen, ist bisher noch nicht erprobt worden. Die Entscheidung würde bei Preußen liegen, Bayern, das die Einrichtung in seinem eignen Lande schon hat, würde kaum Schwierigkeiten machen. Man könnte überhaupt darauf kommen, die Frage generell zu behandeln, ob denn unter den heutigen Verhältnissen bei einer so demokratischen Reichsverfassung und bei dem so weit gediehenen Ausbau des konstitutionellen Wesens in Deutschland zweijährige Etatsperioden nicht allgemein genügen sollten, zumal da die dadurch gewonnene Zeit der bessern Vorbereitung der gesamten Gesetzgebung, die Etats einbegriffen, zugute kommen würde.

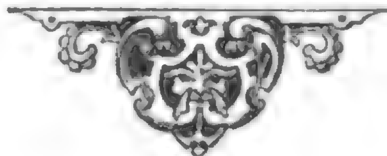
Abgesehen von dieser Einrichtung ist im ganzen Betätigungskreise des Reichskanzlers und Ministerpräsidenten keine Reform erkennbar, die irgendwie zu seiner Entlastung führen könnte. Es muß doch auch damit gerechnet werden, daß wir nicht immer Reichskanzler in voller Manneskraft haben können, sondern daß sie entweder im Amt altern oder wie weiland Fürst Hohenlohe alt in das Amt hineinkommen. Schon aus diesem Grunde würde es wünschenswert erscheinen, von den Obliegenheiten des Reichskanzlers alles hinwegzunehmen, was unnötig eine dauernde Erschwerung bedeutet und keinerlei Beeinträchtigung seines Wirkungskreises zur Folge haben würde. Wir maßen uns nicht an, darüber zu urteilen, wie der Reichskanzler selbst über zweijährige Etatsperioden denkt, die sowohl ihn wie die gesamte Reichsverwaltung, den Bundestag, den Reichstag und alle einzelnen Bundesregierungen in hohem Maße entlasten würden. Die rechnerisch technischen Schwierigkeiten, die mit dem Übergang von einjährigen zu zweijährigen Perioden verbunden sein würden, können dabei kaum in Betracht kommen.

Zu den politischen Aufgaben dieses Jahres sollten sich auf neue Anregung Rußlands wichtige internationale Verhandlungen auf dem Gebiete des Völkerrechts gesellen. Rußland hat eine neue Friedenskonferenz nach dem Haag in Vorschlag gebracht, mit einem recht umfangreichen Programm, das eine große Reihe von

Fragen der schwerwiegendsten Natur umfaßt. Aber auch der panamerikanische Kongreß, der wesentlich dazu bestimmt ist, Konflikte wie die mit Venezuela in einen völkerrechtlichen Rahmen zu bringen und die Frage auszutragen, wieweit ein fremder Staat berechtigt sei, seine Forderungen oder die seiner Angehörigen mit Gewalt durchzusetzen, anstatt sie den geordneten Gerichten des betreffenden Landes zu überlassen, wird die Diplomatie der Mächte in Anspruch nehmen. Notwendig erscheint es, diese Verhältnisse für die mittel- und die südamerikanischen Staaten, die dabei in Betracht kommen, völkerrechtlich zu ordnen, weil jedes Vorkommnis dieser Art die Gefahr in sich schließt, die Vereinigten Staaten in den Konflikt hineinzuziehn und dadurch der Sache eine auch für die nicht beteiligten Mächte große grundsätzliche Bedeutung zu geben. Anders als durch die Anerkennung einer Vormachtstellung der Vereinigten Staaten oder der Zuständigkeit ihres obersten Bundesgerichts wird die Angelegenheit kaum zu lösen sein. Wünschenswert ist es sicher allen Mächten, von der Notwendigkeit entbunden zu werden, unter Umständen gegen Staatengebilde des amerikanischen Kontinents mit bewaffneter Hand einschreiten zu müssen.

Bei der Einberufung der Haager Konferenz war Rußland selbständig vorgegangen. Ob es sich vorher mit England oder Frankreich ins Benehmen gesetzt hatte, bleibe dahingestellt. Mit Berlin war es jedenfalls nicht geschehn. Von der englischen ministeriellen Seite wird bedauert, daß Rußland in das Programm nicht auch die Frage der Abrüstung oder doch der Beschränkung der Flottenbudgets, eine der Resolutionen der ersten Haager Konferenz, mit aufgenommen habe, und es mehren sich die Andeutungen, daß das heutige englische Kabinett geneigt sein könnte, diese Frage zum Gegenstande besondrer Verhandlungen zwischen den Mächten zu machen. Seitdem ist berichtet worden, die russische Regierung habe für dieses Jahr den Konferenzvorschlag zurückgezogen. Etwa, um ihn erweitert durch die englischen Wünsche wieder aufnehmen zu können? Trau schau wem! Auch diese Perspektiven machen es wünschenswert, daß Fürst Bülow recht bald in voller Kraft und Gesundheit wieder seines Amtes walten möge, denn recht geheuer sieht es in der uns umgebenden Welt nicht aus. **g**

Amalie Haizinger und Gräfin Louise Schönfeld-Neumann. Biographische Blätter, gesammelt von Helene Bettelheim-Gabillon. (Wien, Carl Konegen.) Die Namen der beiden Frauen, die hier geschildert werden, haben in der Geschichte des neuern deutschen Schauspiels einen guten Klang und ragen insbesondre aus der Chronik des alten Wiener Burgtheaters ruhmvoll hervor, „Mama Haizinger in ihren Mütterrollen, ihre Tochter als Naive von ungewöhnlicher Anmut noch heute unvergessen. Nicht zum erstenmal wird den beiden Künstlerinnen ein literarisches Denkmal gesetzt, unter andern sind sie von Holtei und Laube wiederholt gewürdigt worden. Frau Bettelheim hat sich nichtsdestoweniger durch die eingehendere Darstellung ihrer Taten und Schicksale ein Verdienst erworben; ihr Buch versetzt den Leser traulich in alte idyllische Zeiten, wo für die gebildeten Klassen der Groß- und Mittelstädte das Theater ein Zentrum des geistigen Lebens war. Sie sind, für Norddeutschland wenigstens, unwiederbringlich dahin, nur in Wien lebt in einer dünnern Lösung ihr Geist noch fort. Hier spielen Kritiken und Kritiker noch eine wichtige Rolle, auch die Mehrzahl der auf den Markt kommenden Schauspielererinnerungen erscheint in Wien. Für den Literar- und Kunsthistoriker von Fach bringt das Buch mancherlei neue Einzelheiten. Als Probe geben wir daraus die Notiz, daß es Louise Neumann war, die Julius Stockhausen der Öffentlichkeit zugeführt hat.



Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte.

65. Jahrgang

Nr. 17

Ausgegeben am 26. April 1906

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Denkmals-Wirtschaft auf dem Kyffhäuser

unmittelbar unter d. Denkmal. Eigentum d. Kyffhäuserbundes.
Wagen auf den **Bahnhöfen** Roßla, Berga-Kelbra und Frankenhausen. — Großartige Aussicht! Vortreffliche Bedienung! Gute Speisen und Getränke! Angenehmes und billiges Nachtquartier inmitten der Waldesstille! 50 Betten! Für größere Vereine und Gesellschaften wird der von Professor Schmitz und Maler Unger künstlerisch ausgestattete Kaisersaal, eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges, zur Verfügung gestellt.

— Vorbestellungen — zu richten an die
Denkmals-Wirtschaft auf dem Kyffhäuser.

BAD ELSTER

500 Meter über dem Meer, gegen Winde geschützt, inmitten ausgedehnter Waldungen und Parkanlagen, an der Linie Leipzig-Eger. Besucherzahl: über 10000. Saison: 1. Mai bis 30. September. 12 Aerzte.

Bad-Elster berühmt durch seine Glaubersalzquelle, alkalisch-salinische Eisenwässer, Eisen-Mineral-Moorbäder, kohlensaure Stahl- und Mineralbäder. Im Albertbade alle Arten der Hydrotherapie, Lichtbehandlung, Massage etc. Inhalatorium. Grosses Sonnen- und Luftbad.

Bad-Elster bewährt sich bei Frauenkrankheiten, allgemeinen Schwächezuständen, Blutarmut, Bleichsucht, Herzleid., (Terrainkuren), Erkrank. d. Verdauungsorgane (Verstopfung), der Nieren u. der Leber, Fettleibigk., Gicht u. Rheumatismus, Nervenleiden, Lähmungen, Exsudaten.

Prospekte und Wohnungs-Verzeichnis postfrei durch die **Königl. Badedirektion.**

Winterkuren mit Benutzung der Kurmittel des Bades.

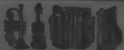
Bad-Elster Sanatorium
von Sanitätsrat Dr. Köhler.

Sämtliche physikalische Heilmethoden. Diätkuren. 2 Aerzte. Abteilung für 1. Herz-, Nerven-, Stoffwechsel-, Frauenleiden; 2. Bewegungsstörungen (Gelenkleiden, Lähmungen, Tabes, Ischias) Orthopädie.

Bad-Elster Kinderabteilung
in besonderer Villa.

Mediko-mechanisches Institut.

J. A. Henckels Zwillingswerk in Solingen
fabriziert u. empf.: Messer u. Gabeln f. Küche u. Haus — Messer f. d. Gewerbe u. Künste — Hirschfänger u. Jagdmesser — Scheren f. alle Zwecke.
Hauptniederlage: **Berlin W,** Leipzigerstraße 118.
Eigene Verkaufs-Niederlagen: Cöln a. Rh., Hohestraße 144 — Dresden, Wilsdrufferstraße 7 — Frankfurt a. M., Roßmarkt 15 — Hamburg, Gr. Johannisstraße 6 — Wien I, Kärnthnerstraße 24.



Kauft Musikinstrumente von der Fabrik **Hermann Dölling jr.**
Markneukirchen i. S. No. 713.
Kataloge gratis und franko.
Über Ziehharmonika Extra-Katalog.
Reparaturen an allen Instrumenten, auch wenn nicht von mir gekauft, gut und billigst!

Die russische Armee nach dem Kriege gegen Japan

Ueber die Demobilmachung der russischen Armee und deren Rücktransport vom Kriegsschauplatze nach der Heimat werden fortwährend die widersprechendsten Nachrichten verbreitet. Mit bestimmter Sicherheit läßt sich folgendes sagen: Bis jetzt sind in ihren heimatlichen Standorten im europäischen Rußland von der Feldarmee vollzählig nur die zum 13. Armeekorps (Smolensk) gehörenden Truppenteile und Behörden eingetroffen. Es ist das Armeekorps, das sich während der beginnenden Friedensverhandlungen noch auf der Ausreise befand, angehalten wurde und dann als erstes die Rückfahrt antreten konnte. Außerdem ist noch das 4. sibirische Armeekorps, das westlich vom Baikalsee, in Omsk, Irkutsk usw., seine Standorte hat, teils mit der Bahn, teils in Fußmärschen zurückbefördert worden, nachdem es durch die Entlassung der Reserven auf seinen Friedensstand von zwei Reserve-Infanteriebrigaden gebracht worden ist. Sonst haben nur Reservisten und die jedem Transport zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit zugewiesenen Begleitkompagnien aus aktiver Mannschaft die Heimat erreicht. Alle übrigen Bestandteile der ehemaligen Mandschureiarmee, mit Ausnahme natürlich der an Ort und Stelle aufgelösten sibirischen, Amur-, Transbaikal- und Ussuri-Kosakenheere des zweiten und des dritten Aufgebots, befinden sich entweder noch auf der Eisenbahn (das 1., 10. und 17. Armeekorps mit den Ural-, Don- und Orenburg-Kosakenregimentern zweiten Aufgebots) oder auf der Rückfahrt zur See nach Odessa (die 14. Infanteriedivision vom 8. Armeekorps nebst Reserven), oder sie sind noch gar nicht in Marsch gesetzt (das 4., 9., 16. und 19. Armeekorps, die sechs europäischen Schützenbrigaden und die während des Krieges aus sechs europäischen Reservedivisionen gebildeten sibirischen Armeekorps Nr. 5 bis 7). Die nicht mit aufgeführte 15. Infanteriedivision vom 8. Armeekorps wird mit den letzten Schiffstransporten nach Odessa abgehn und wird im Laufe des Mai hier erwartet. Nach zuverlässigen Meldungen mußten insgesamt 12500 Offiziere, 917000 Mann und 270000 Pferde zurückbefördert werden. Berücksichtigt man dazu den großen Eisenbahnstreik, der monatelang eine ordnungsmäßige Benutzung der nur eingleisigen sibirischen

Bahn für Militärtransporte ganz unmöglich gemacht hatte, daß dann neue Verkehrsstockungen an der Baikalumgehungsbahn eintraten, und daß tatsächlich auch heute noch, trotz allen gegenteiligen Behauptungen, nur vier Züge täglich für die Rückbeförderung von Truppen zur Verfügung gestellt werden können, so kann es nicht erstaunlich erscheinen, wenn sogar Optimisten in Rußland mit der Behauptung hervortreten, daß nicht vor Mitte August d. J. die Truppentransporte aus der Mandschurei beendigt sein werden. Erst Mitte Mai sollen die sich gegenwärtig auf der Eisenbahn befindenden Truppen vom 1., 10. und 17. Korps sämtlich ihr Reiseziel erreicht haben. Es mag zum Vergleich eingeschaltet werden, daß von dem japanischen Feldheere die letzte Division (die zehnte) schon Ende März die Rückreise angetreten hatte.

Zugleich mit der allmählichen Auflösung des russischen Feldheeres ist nun die wichtige Frage aufgeworfen worden, aus welchen Bestandteilen sich wohl das Truppenaufgebot zusammensetzen werde, das Rußland für die Zukunft im fernen Osten lassen werde. Aus leicht erklärlichen Gründen sind offizielle Daten darüber bisher nicht verbreitet worden, aber aus guter Quelle verlautet doch so viel, daß man sich nicht mit schwachen Kräften begnügen will. Es sollen darum nicht nur die vier sibirischen Armeekorps, die schon vor dem Kriege in Ostasien standen, dort verbleiben, sondern auch das 5. und das 6. sibirische Korps, die aus der 54. und der 61. oder der 55. und der 72. Reserveinfanteriebrigade im Kriege gebildet worden waren, sollen bestimmt zu der neuen Okkupationsarmee gehören. Und nicht genug damit, heißt es, daß auch noch die kürzlich formierten beiden Schützenarmeekorps von je drei Brigaden dem Bestande der Besatzungen des fernen Ostens einverleibt werden. Auch auf Friedensfuß wird dieses Heer eine Kopfstärke von 160000 Mann mit 1200 Geschützen erreichen.

Der Vollständigkeit halber muß bei der Demobilisierung der russischen Armee schließlich auch noch erwähnt werden, daß es sich hierbei nicht allein um das Feldheer handelt, sondern daß davon auch sehr bedeutende Reserveformationen des Friedensstandes berührt werden, die im Laufe des Krieges zu Besatzungszwecken in der Heimat, an Stelle der ins Feld gerückten Formationen aufgestellt worden waren. Auch hier ist die Abwicklung der Geschäfte nicht immer ganz glatt vonstatten gegangen, zumeist weil es an klaren Befehlen von den vorgesetzten Stellen aus fehlte, dann aber auch wegen der Unruhen, die durch lokale Verhältnisse bei der Massenentlassung der Reservisten hervorgerufen worden sind. Immerhin ist es doch bis jetzt schon erreicht, daß fast alle diese 256 mobilen Reserveinfanteriebataillone bis auf ihre Friedenskader reduziert worden sind, und auch von den vierzehn Reserveartilleriebrigaden, die zu Besatzungszwecken neu formiert worden waren, haben schon neun ihren normalen Stand wieder erreicht. Nur die zahlreichen europäischen und kaukasischen Kosakenheere des zweiten und des dritten Aufgebots, die zu denselben Zwecken wie die Schwesterwaffen aufgeboten worden waren, sind noch nicht aufgelöst worden, weil die Regierung in diesen unruhigen Zeiten ihrer noch bedarf; es heißt sogar jetzt, daß ihre Auflösung erst nach erfolgter Rückkehr der gesamten Feldarmee in ihre Friedensstandorte erfolgen könne.

Trotzdem die Regierung und insbesondre die Militärverwaltung, wie wir gesehen haben, sowohl mit dem Heimtransport der Armee vom Kriegsschauplatz wie mit der Demobilmachung aller Verbände noch für Monate vollauf zu tun haben werden, nehmen die großen Heeresreformen, die der Kaiser und seine Ratgeber seit dem Kriege mit Japan durchgearbeitet haben, ihren gedeihlichen Fortgang und haben zum nicht geringen Teil schon Gesetzeskraft erhalten. Solche Reformen von durchgreifender Kraft und Bedeutung sind aber auch unerläßlich, wenn anders die Armee nicht in einem etwaigen spätern Kriege abermals Schiffbruch erleiden und ihren militärischen Wert völlig verlieren will. Denn je mehr man in die Einzelheiten des eben beendeten Feldzugs zwischen Rußland und Japan eindringt und den Gründen nachgeht, wie es gekommen ist, daß das einst so mächtige Heer mit seiner großen kriegerischen Vergangenheit eine so furchtbare Niederlage erleiden konnte, desto überzeugender wird es für jedermann klar werden, daß nicht allein die veralteten taktischen Vorschriften, die mangelhafte Bewaffnung und Ausrüstung oder die fehlerhafte Führung diese schwere Katastrophe herbeigeführt haben, sondern daß mindestens ebenso sehr der innere Organismus des Heeres, die mangelnde Fürsorge für die Mannschaft, das Fehlen tüchtiger Unteroffiziere und nicht zuletzt ein ganz unzulängliches Offizierkorps schuld an diesem tragischen Verhängnis gewesen sind.

Unter den gesetzlich schon festgelegten Neuerungen, die nun dem Heere neue Fundamente schaffen sollen, ist als erste die Verkürzung der Dienstzeit — für die Infanterie und die fahrende Artillerie von vier auf drei Jahre, für alle übrigen Waffen von fünf auf vier Jahre — zu nennen, Vorteile, die sogar schon den Ende November vorigen Jahres eingetretnen Rekruten zugute kommen sollen. Berücksichtigt man dazu, daß zum Beispiel die drei Dienstjahre des russischen Infanteristen, der im September zur Entlassung kommt, dadurch nominell nur 1030 Tage betragen, von denen noch dazu jährlich hundertzwanzig dienstfreie Tage (Sonn-, Feier-, Festtage, Regimentsfeste usw.) in Abzug zu bringen sind, so kann in Zukunft wohl schwerlich von einer übermäßigen dienstlichen Inanspruchnahme des Soldaten die Rede sein, die früher oftmals Gegenstand der Klage des Volks gewesen ist. In Verbindung mit der Verkürzung der aktiven Dienstzeit ist die Dienstpflicht in der Reserve verkürzt und diese selbst in zwei Klassen dergestalt eingeteilt worden, daß es von jetzt ab jüngere und ältere Jahrgänge gibt, von denen die ältern nur im Bedarfsfalle zur Komplettierung der Feldtruppen herangezogen werden dürfen. Durch alle diese Maßnahmen wird die Armee in Kriegszeiten, besonders bei den Feldformationen, nicht unbedeutend verjüngt, während sich für die Bevölkerung eine fühlbare Erleichterung auch in der Verwendung der Reserve zweiter Klasse bemerkbar machen dürfte.

Einen breiten Raum in den militärischen Reformen nimmt weiter eine sehr beachtenswerte Verfügung über die Kapitulantenunteroffiziere ein. Werden damit auch noch nicht alle Probleme der gerade bei der russischen Armee besonders schwierigen Unteroffizierfrage gelöst, so ist doch unstreitig ein guter Anfang gemacht. Und zwar insofern, als alle Stellen der Feldwebel und der Wachtmeister sowie der Zugunteroffiziere grundsätzlich mit Kapitulanten besetzt

sein müssen, was bisher nicht der Fall war. Außerdem erhalten die Kapitulanten eine Jahreszulage von 180 Rubeln. Und ferner werden zur Ausbildung der Kapitulanten innerhalb der Divisionen besondre Schulen eingerichtet, zu denen die Unteroffiziere nach Ablauf des ersten Kapitulationsjahres kommandiert werden. Ein Examen am Schluß des Kursus entscheidet über die Ernennung des Kapitulanten zum Portepeeunteroffizier, der in den ersten drei Jahren eine jährliche Zulage von 240 Rubeln, dann eine solche von 300 Rubeln erhält. Nach ununterbrochen zehnjähriger Kapitulation, davon acht Jahre als Portepeeunteroffizier, bekommt der Unteroffizier, wenn er ausscheiden will, 1000 Rubel.

Zu den großen reorganisatorischen Maßnahmen für das Unterpersonal gehört endlich noch die Erhöhung der Kompetenzen für die Mannschaften. Die Unzulänglichkeit der Bezüge der russischen Soldaten an Sold, Kost, Bekleidung und anderweitigen Verpflegungsbedürfnissen war ja freilich schon vor dem Kriege mit Japan als ein schwerer Übelstand erkannt und empfunden worden. Aber immer hieß es, daß aus Mangel an den notwendigen Geldmitteln nur in sehr geringem Maße und gewissermaßen nur temporisierend geholfen werden könne, und eine Besserung der Staatsfinanzen abgewartet werden müsse. Nicht allein, daß durch diese Knappheit der Kompetenzen bei immer steigender Teuerung der Lebensbedürfnisse die Unzufriedenheit der Mannschaften erregt wurde, litten dadurch auch der Dienstbetrieb und die Ausbildung. Die Truppenteile und die einzelnen Mannschaften waren zur Beschaffung durch die von der Staatskasse nicht hinreichend gewährten Bedürfnisse genötigt, Arbeiten ökonomischer Natur, darunter auch als Mietlinge außerhalb der Garnison, zu leisten, die sie dem eigentlichen militärischen Dienst entzogen, und mußten sogar das Fehlende von ihrem mehr als dürftigen Solde oder aus eignen Privatmitteln bestreiten. Überdies gestaltete sich der Ökonomiebetrieb und das Kontrollsystem dadurch zu einem außerordentlich schwierigen und unübersichtlichen, daß die Truppenteile, damit sie mit den gewährten Kompetenzen auskamen, Übertragungen aller und oft sehr dunkler Art von einem Etat in den andern vornehmen mußten. In allen diesen Verhältnissen hat nun ein kaiserlicher Ukas in unerwartet weitgehender Weise Wandel geschafft, er hat bestimmt, daß die Löhnung, die Verpflegung der untern Chargen und ihre Bezüge an sonstigem Material auskömmlich erhöht werden, sodaß die materielle Lage des Heeres von jetzt ab ein weit mehr zufriedenstellendes Bild zeigen wird als bisher.

Zar Nikolaus ist aber nicht nur darauf bedacht, das Los der untern Chargen seiner Armee zu bessern und für sie allenthalben modernere Verhältnisse zu schaffen, sondern auch dem Offizierkorps gilt ganz besonders sein Interesse, nachdem die im Kriege gegen Japan auch in der Leistungsfähigkeit der Offiziere aller Grade hervorgetretenen Mängel auf die Notwendigkeit schleuniger und einschneidender Reformen mit großer Bestimmtheit hingewiesen haben. Nachdrückliche Unterstützung in diesen anerkennenswerten Bestrebungen findet der Kaiser bei seinem Kriegsminister, dem General Rediger, der mit eisernem Besen und ohne Ansehen der Person zwischen alle Unfähigkeit fährt und einzig und allein die Kenntnisse und die Leistungen bei der Beförderung

und bei der Qualifikationsverteilung eines Offiziers an die erste Stelle gesetzt wissen will. Wenn man aber verstehn will, welche Riesenarbeit hierbei geleistet werden muß, und was für Schwierigkeiten zu überwinden sind, ist es unerläßlich, einen Blick in die ganz eigentümlichen Verhältnisse zu tun, wie sie heute bei dem russischen Offizierkorps liegen.

Das hauptsächlich durch finanzielle Rücksichten hervorgerufne System des den Truppenteilen selbst obliegenden und einen gewaltigen Verwaltungsapparat fordernden Ökonomiebetriebs (außer Verpflegung auch Bekleidung und Ausrüstung, Traineinrichtungen, Unterkunftsangelegenheiten usw.) hat es mit sich gebracht, daß sehr viele und darunter meist die befähigtsten Offiziere dauernd dem Frontdienst entzogen wurden, und dieser trat überhaupt der administrativen Tätigkeit gegenüber ganz zurück. So wurde auch bei den Qualifikationen zur Beförderung auf die Leistungen der Offiziere im Verwaltungsfach das Hauptgewicht gelegt, während die, die bei der Ausbildung der Truppen die Hauptarbeit hatten, gewissermaßen als minderwertig angesehen und auch materiell viel schlechter gestellt waren. Abgesehen von dieser Ungerechtigkeit hatte die Bevorzugung der „Nichtfrontoffiziere", deren es in jedem Regiment, außer dem Adjutanten, sechs bis sieben gibt, den Nachteil, daß ihnen, wenn sie in den praktischen Dienst zur Übernahme von Kommandostellungen zurücktraten, die Vorübung dazu fehlte, wodurch die Ausbildung der Truppen natürlich litt. Diese Erscheinung zeigt sich schon, wenn Offiziere, die oft schon als Unterleutnants dem Frontdienst entzogen und ununterbrochen bis zum Stabskapitän weiter avancierend im Verwaltungsfach geblieben sind, eine Kompagnie, Eskadron usw. erhalten, noch mehr aber in den höhern, noch verantwortlichern Kommandostellungen, obwohl bei der Beförderung dazu nicht mehr allein die Alterstour, sondern daneben auch die besondre Eignung maßgebend ist oder sein soll.

Im allgemeinen galten bisher bei der russischen Armee für die Beförderung folgende Grundsätze: Bis zum Kapitän (Rittmeister) einschließlich erfolgt das Avancement nach vierjährigem Verbleib in der vorausgehenden Charge. Mithin kann ein bei der Truppe eingetretner Offizier nach zwölfjähriger Dienstzeit, davon er je vier Jahre als Unterleutnant, Leutnant und Stabskapitän zugebracht hat, zum Kapitän befördert und als solcher Kompagniekommandeur werden. Da nicht immer offne Stellen vorhanden und Versetzungen zu andern Regimentern wenig im Gebrauch sind, verzögert sich jedoch die mit der Beförderung zum Kapitän verbundne Übernahme einer Kompagnie (Eskadron) häufig um mehrere Jahre, es finden deshalb Nachpatentierungen statt.

Bei der Beförderung zum Stabsoffizier (Oberstleutnant, da der Majorsgrad bei der ganzen Armee nicht mehr existiert) gilt, genügende Qualifikation vorausgesetzt, nur für die sich bei der Garde, den Spezialwaffen und den nichtregimentierten in bevorzugten Stellungen (z. B. Generalstab, Militärbildungswesen, Justizintendantur) befindenden Offiziere die Anciennität oder ein bestimmter Verbleib in der frühern Charge.

Bei der Armeeinfanterie und Kavallerie dagegen findet nur unter beschränkter Innehaltung der Alterstour eine „Auswahl" statt, sodaß etwa die

Hälfte der den sonstigen Avancementsbedingungen genügenden Kapitäne (Rittmeister) nach ihrem Dienstalter zur Beförderung eingegeben wird, während die übrigen, darunter auch die nicht in den Generalstab eingereihten ehemaligen Akademiker, als „besonders qualifiziert" beurteilt und früher berücksichtigt werden. So gibt es Kapitäne und Rittmeister, die schon nach vierjährigem Verbleib in dieser Charge Oberstleutnant (bei der Garde Oberst) werden, während andre, wenn sie überhaupt dazu gelangen, zwölf und mehr Jahre auf die Beförderung warten müssen. Viele und oft sehr tüchtige Kapitäne haben bis dahin die „Altersgrenze" überschritten und werden mit ihrer geringen Pension verabschiedet.

Ähnliche Grundsätze gelten für das Avancement von Oberstleutnants zu Regimentskommandeuren oder zu Kommandeuren selbständiger Truppenteile (darunter auch die Batterien).

Die nunmehr vom Kaiser ins Auge gefaßten Reformen sind folgende:

Bis zum Oberstleutnant, also nicht mehr bis zum Kapitän und Rittmeister einschließlich, sollen die Beförderungen nur nach der Alterstour und nur innerhalb des Truppenteils erfolgen. Dieses, um das sogenannte „Springertum" und das „Fortloben" zu verhindern. Dafür sollen alle Kapitäne (Rittmeister) zuvor mit Erfolg einen Stabsoffizierkursus durchmachen. Damit die Beförderung zu einer höhern Charge nicht mehr allein von der mehr oder minder einseitigen Beurteilung der direkten Vorgesetzten abhänge, sollen die Kandidaten, namentlich wenn es sich um die Beförderung zum Kommandeur eines selbständigen Truppenteils handelt, einer kollektiven Wahl durch die im nächsten höhern Range stehenden, derselben höhern Truppeneinheit (Armeekorps) angehörenden Offiziere unterliegen. So würde zum Beispiel ein zum Regimentskommandeur eingegebner Oberst von einer aus den Brigadekommandeuren desselben Armeekorps zusammengesetzten Kommission durch Ballotement ausgewählt werden. Auf die eigentlichen militärischen Leistungen und die Befähigung zur Führung soll dabei das Hauptgewicht gelegt werden. Um dieses zu ermöglichen, erscheint es notwendig, die Truppenteile von dem Ökonomiebetrieb zu entlasten und die dazu bisher notwendig gewesenen Offiziere durch Beamte zu ersetzen. Die Hauptarbeit ist der Intendantur zu übertragen. Die Befehle zu dieser Reform sind schon erlassen.

Den die Qualifikationen erteilenden direkten Vorgesetzten wird strenge Unparteilichkeit und gründliches Eingehn auf die Eigenschaften des Kandidaten zur Pflicht gemacht, und die Befähigung zur Ausstellung solcher Qualifikationen soll als einer der Hauptpunkte zu der Beurteilung des betreffenden Vorgesetzten gelten.

Die Einsicht in die Qualifikationen soll den Beurteilten jederzeit offen stehen.

Auch in den untern Graden sind nur die wirklich brauchbaren Offiziere zum Avancement zuzulassen, alle nicht geeigneten Leute aber sind rechtzeitig zu entfernen. Die Übernahme von „Nichtfrontstellungen" soll frühestens nach zweijähriger praktischer Dienstzeit als Unterleutnant erlaubt sein und muß durch Wiedereinstellung in die Front unterbrochen werden.

Hand in Hand mit der Neuregelung der Beförderungsvorschriften für die russischen Offiziere gehn die ebenso wichtigen Bestrebungen zur Weiterbildung der Offiziere in taktischer und sonstiger militärwissenschaftlicher Hinsicht. Die Vorgesetzten sollen dafür nicht nur, was ihre Untergebnen betrifft, Sorge tragen und deren Beschäftigungen persönlich leiten, sondern sich selbst vervollkommnen, besonders in der Führung. So sollen zum Beispiel die Divisionskommandeure jährlich mindestens eine ihnen von den kommandierenden Generalen zu erteilende strategische Aufgabe lösen. Damit man die Leistungsfähigkeit der kommandierenden Offiziere und die taktische Ausbildung der gesamten Truppe besser prüfen könne, sollen die Besichtigungen nicht mehr vorher angesagt oder zu bestimmten Zeitpunkten, sondern unerwartet durch Alarmierung vorgenommen werden und sich hauptsächlich nur auf die Lösung von Aufgaben im Gelände erstrecken usw. Man arbeitet speziell nach dieser Richtung hin in den höchsten militärischen Kreisen mit großem Eifer und verspricht sich auch von der strikten Durchführung dieser befohlenen Reformen die besten Ergebnisse für die Gesamtheit des Heeres.

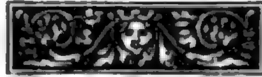
Beabsichtigt ist auch noch die Beschaffenheit des Offizierkorps dadurch zu bessern, daß die Regimenter fortan ihre Junker in größerm Umfang als bisher selbst annehmen und ihre jungen Offiziere nicht mehr wie jetzt direkt als solche, also ohne sie vorher gekannt zu haben, aus den Kriegs- und den Junkerschulen überwiesen erhalten.

Dadurch war eine Wahl zum Offizier in dem Sinne, wie es bei andern großen Armeen der Fall ist, ausgeschlossen, und es fehlte den einzelnen Offizierkorps ein individuelles, das Interesse an ihren Mitgliedern verstärkendes und auch den ganzen Dienstbetrieb förderndes Gepräge.

Bei dem bisherigen System der Militärbildungsanstalten waren überdies die Kriegs- und die Junkerschulen, in die die Eleven meist direkt aus den Kadettenkorps oder von der Schulbank eintreten, nach den Waffengattungen gesondert. Die Garde sowie die Spezialwaffen erhielten dabei auf Kosten der übrigen Armee die in wissenschaftlicher Hinsicht besten, aber nicht immer auch die sich für die betreffende Waffengattung am meisten eignenden Abiturienten. Dadurch trat zwischen dem Offizierkorps der verschiednen Truppengattungen eine gewisse Entfremdung, andrerseits aber auch Einseitigkeit in der Durchbildung, das heißt Mangel an Kenntnis der übrigen Waffen ein, die das Zusammenwirken erschwerte. Man will nun, um eine allgemeinere militärische Vorbildung zu fördern, gemeinsame Schulen für alle Waffengattungen errichten und den Schülern erst nach deren Absolvierung eine Spezialausbildung für die von ihnen gewählte oder für die für sie von den Vorgesetzten am geeignetsten befundne Waffe geben. Auch die Verwirklichung dieses Plans würde jedoch eine so große Umwälzung des Militärbildungswesens hervorrufen, daß sie nur durch eine Reihe von vorbereitenden Übergangsperioden zu ermöglichen sein wird.

Wir haben in unsern vorstehenden Ausführungen natürlich kein ganz abgeschlossenes Bild von aller der Arbeit und fieberhaften Tätigkeit geben können, die gegenwärtig bei allen militärischen Instanzen im benachbarten russischen Reiche herrscht, weil man den Kriegserfahrungen die praktischen Lehren nach

Möglichkeit auf dem Fuße folgen lassen will. Uns kam es auch mehr darauf an, zu zeigen, wie man in Rußland in durchaus richtiger Erkenntnis des Wichtigsten und des Notwendigsten das Messer sofort an die Wurzel alles Übels gelegt hat und nicht mit reglementarischen Neuerungen und dergleichen begonnen hat, für die die rechte Zeit erst kommt, wenn alle Resultate des Krieges durch das Sieb gewissenhafter Prüfung gegangen sein werden.



Karl der Erste, König von Rumänien

Am 20. Mai 1866 saß auf dem Dampfer, der von Belgrad kam, um seine Reisenden donauabwärts zu führen, in der zweiten Klasse, allein, ohne Reisegefährten, inmitten einer sehr gemischten und zweifelhaften Gesellschaft, ein junger Mann von siebenundzwanzig Jahren. Der Dampfer war in seiner sonst regelmäßigen Fahrt gehemmt worden. Österreich machte mobil gegen Preußen, und die starken Truppenbewegungen nahmen auch die Wasserstraßen in Beschlag. Der junge Mann, der früh am Morgen — es war Pfingstsonntag — in Basiasch an Bord gekommen war, hätte inmitten der nichts weniger als feinen Reisegesellschaft der zweiten Klasse durch sein Äußeres Aufmerksamkeit erregen können, wenigstens an diesem Platze. Er war von gesundem, frischem Aussehen und von mittlerer Gestalt, die keine besondre Körperkraft verriet, sich aber in der Folgezeit als von einer ausdauernden Zähigkeit und einer großen Bedürfnislosigkeit erwies. Das dunkle Haupthaar und der dunkle Bart ließen kaum auf einen Deutschen schließen. In den regelmäßigen, fast weichen Zügen, denen die ernsten Augen und die vollen, edel geschwungnen, fast immer geschlossenen Lippen den Anschein eines höhern Alters verliehen, lag ein Ausdruck, der für den Reisenden einnehmen mußte. Es prägte sich viel Menschenliebe, ein starkes Selbstgefühl, aber ohne Hochmut und Überhebung, viel Entschlossenheit und eine reine Seele darin aus. Der Reisende schrieb, er schrieb mit sichtbarer Aufmerksamkeit, jedes Wort prüfend und überlegend, er schrieb inmitten von schmutzigen, recht übelduftenden Frachtsäcken, er schrieb an den — Kaiser Franz Joseph von Österreich. Er schrieb, daß er auf der Reise nach Rumänien sei, um die ihm angebotne rumänische Krone anzunehmen, und daß er das keineswegs in feindlicher Absicht gegen Österreich tue, vielmehr wünsche, die freundlichsten Beziehungen zu dem mächtigen Nachbarstaate zu unterhalten. Der das schrieb, war Prinz Karl von Hohenzollern, den die Rumänen am 20. April durch ein Plebiszit zu ihrem Fürsten gewählt hatten. An Bord des Dampfers waren mehrere deutsche Kavaliere, die den Fürsten begleiteten, sich aber, um dessen Inkognito zu wahren, fern hielten. Und noch eine politisch wichtige Persönlichkeit war auf dem Schiffe: Joan Bratianu, der bedeutendste Politiker, den Rumänien damals hatte, ein für die Zukunft seiner Heimat glühender Patriot. Aber auch er näherte sich hier noch nicht dem Prinzen.

Was war der Grund dieser geheimnisvollen Reise? Die Pariser Konferenz hatte sich mit fünf gegen drei Stimmen dahin ausgesprochen, daß die Rumänen einen einheimischen Fürsten wählen sollten. Beugten sich die Rumänen diesem Befehl, so handelten sie gegen den ausgesprochnen Willen des Volkes und ganz entschieden gegen das Interesse des Landes; denn die Wirtschaft der einheimischen Fürsten war ohne jeden Kredit für die Zukunft. Rußland war aus leicht begreiflichen Gründen gegen die Wahl eines fremden Fürsten, sogar gegen die Union, die Türkei desgleichen. Auch Österreich sah diese Entwicklung ungern, und durchaus unsympathisch war ihm ein Hohenzoller auf dem rumänischen Throne. Geschichtlich merkwürdig war die Haltung Frankreichs. Es begünstigte nicht nur die Wahl des Prinzen von Hohenzollern, sondern erklärte sogar, daß es etwaige Zwangsmaßregeln von Rußland oder der Türkei nicht dulden werde. Und dasselbe Frankreich stolperte und stürzte vier Jahre später hart zu Boden über die Wahl eines andern Hohenzollern, des ältern Bruders des Fürsten von Rumänien, des Erbprinzen Leopold.

Wie sollte nun Prinz Karl auf rumänischen Boden gelangen? Auf dem Seewege Genua-Konstantinopel? Die Türken hätten ihn nicht durchgelassen. Durch Rußland? Dann mochte man vielleicht noch lieber mit den Türken zu tun haben. Es blieb der Weg durch Österreich. Das aber lag schon in gärendem Konflikt mit Preußen, die Kriegserklärung konnte jeden Tag kommen. Österreichische Machenschaften hatten dafür gesorgt, daß sich in Rumänien allgemein die Nachricht verbreitete, Karl von Hohenzollern habe die Wahl abgelehnt, wodurch dort große Aufregung entstand, aber auch große, freudige Überraschung, als der neue Fürst ganz unerwartet den rumänischen Boden betrat. Es galt mithin, Vorsicht zu gebrauchen, damit die Österreicher den Hohenzollern nicht erkannten, als er durch ihre Lande reiste. Zweifellos hätten sie ihn festgehalten, als preußischen Offizier und in ihm, ein günstiges qui pro quo, den Fürsten von Rumänien. Daß sie ihn füsiliert haben würden, wie sich ein rumänischer Diplomat recht taktlos in Gegenwart des Prinzen und dessen Vaters unmittelbar vor der Abreise von Düsseldorf äußerte, war, gelinde gesagt, eine Torheit.

Der Prinz hatte seinen wichtigen Brief an den Kaiser Franz Joseph vollendet und schaute nun, wenn auch ernste, schwere Gedanken hegend, voll begreiflicher Ungeduld seinem Ziele entgegen. Da kam Turnu-Severin, die erste rumänische Stadt, in Sicht. Karl von Hohenzollern raffte sich geistig tatkräftig auf. Ein energischer, starker Wille gewann die Oberhand über das so natürliche Niedergedrücktsein, das die ganze Reise hervorgerufen hatte. Kaum war das Schiff an der Landungsbrücke befestigt worden, betrat er diese sofort, wiewohl der Kapitän ihn zurückhalten wollte, da ja seine Fahrkarte nach Odessa lautete. Aber Prinz Karl hörte nicht auf ihn, er lächelte fast, als ihm, da er den Fuß auf den nun für ihn sichern Boden Rumäniens setzte, die Worte des Kapitäns nachklangen: „Bei Gott, das muß der Prinz von Hohenzollern sein!"

Bratianu folgte eilend, zog ehrerbietig seinen Hut und begrüßte als erster Rumäne seinen Fürsten auf rumänischem Boden. Die vielen Leute, die zufällig

am Ufer standen, hatten keine Ahnung, wer der Fremde sein konnte; sie wußten nicht, daß sich in diesem Augenblick, am Nachmittag des 20. Mai 1866, hier vor ihren Augen eine Tatsache vollzog, die für ihr Vaterland von Folgen begleitet sein würde, wie sie damals wohl kaum jemand erwartete, und wäre er noch so optimistisch gewesen.

Was führte Karl von Hohenzollern nach Rumänien? Menschliche Kritiksucht ist immer rasch zur Stelle, Handlungen, besonders wenn sie von gesellschaftlich Höherstehenden begangen werden, satirisch zu beleuchten. An ideale Beweggründe denken wenige. Verwandt ist diese Neigung mit der, der sich oft die Besten anfänglich nicht ganz entschlagen können, eine Art Schadenfreude zu empfinden, wenn dem Nächsten ein Unternehmen scheitert, wenn ihm etwas zustößt, das den gehofften Vorteil verhindert. So wurde auch der Schritt, den Prinz Karl unternommen hatte, von vielen Seiten ziemlich spöttisch beurteilt. Die einen meinten, den preußischen Kavallerieoffizier gelüste es nach einem Abenteuer, andre erachteten seinen Schritt als eine Tat des Hochmuts, noch andre zuckten mitleidig und überlegen die Schultern und dachten an unüberlegtes Handeln eines noch unerfahrnen jungen Mannes. Sogar aus der interessanten Unterredung, die Karl von Hohenzollern mit Otto von Bismarck am 19. April 1866 hatte, zuckte etwas wie Humor hervor, so wichtig und schwerwiegend auch sonst die Worte waren, die der Minister, dessen Stern eben am Horizont aufging und bald so mächtig aufstreben sollte, sprach: „Und selbst falls Sie nicht reussierten — Sie würden hierher zurückkehren und sich stets mit Vergnügen eines Coups erinnern dürfen, der Ihnen nie zum Vorwurf gereichen kann." Der spätere große Kanzler täuschte sich insofern in dem Prinzen, als er meinte, der könnte sich mit Vergnügen an den mißlungnen Coup erinnern, wenn er gezwungen würde, zurückzukehren. Hierin lag gerade die psychologische Seite des Problems, das der Schritt des Prinzen für solche, die ihn nicht tiefer kannten, enthielt, das Rätsel, das damals so wenige verstanden, und das heute ungezählte verstehn, die deshalb Karl von Rumänien bewundern und seine Tätigkeit würdigen.

Es gibt einen Ehrgeiz, den die Tugend gebiert. Diesen Ehrgeiz hatte der damals noch junge Mann, und noch heute ist er in dem Könige vorhanden. Es war der Ehrgeiz eines tiefangelegten Charakters, der sich nicht begnügte mit dem ihm durch Zufall und ohne persönliches Verdienst gewordnen Vorzug der fürstlichen Geburt mit allen ihren gesellschaftlichen Prärogativen. Nicht als ob Karl von Hohenzollern nicht stolz gewesen wäre! König Karl war allezeit stolz, aber er hat den wahren Stolz des ganzen Mannes, den Stolz, dem Hochmut fremd ist, der hochgemut nach Hohem strebt, der Großes, Tüchtiges im Leben leisten will. Das war der Beweggrund, der Karl von Hohenzollern veranlaßte, alles zu verlassen, um was ihn Millionen vielleicht beneideten, und darin lag auch die Stärke, die ihn befähigte, sein großes Lebenswerk fort- und auszuführen, wenn auch oft, sehr oft alle Mühe, alle Sorge, alle Zähigkeit vergeblich und erfolglos zu sein schienen. Es war der edle Ehrgeiz eines Mannes, der den festen Glauben an eine Mission hatte.

„Ich schwöre treu zu sein den Gesetzen des Landes, die Religion hochzuhalten, die Unantastbarkeit des vaterländischen Bodens zu schützen und zu

regieren als ein konstitutioneller Fürst.“ Das war der Eid, den Fürst Karl nach seinem Eintritt in Rumänien schwor. Und in seiner ersten Proklamation sagte er: „Mit der Hilfe Gottes und einer Hingebung ohne Grenzen werde ich streben, meinem neuen Vaterlande eine glückliche Zukunft zu geben, die würdig ist seiner Vergangenheit.“ Hierbei muß man sich erinnern, daß die beiden Fürstentümer, bevor sie unter türkische Oberhoheit und russischen Schutz sanken, eine große ruhmreiche Geschichte gehabt haben. Hat nun Karl von Rumänien diesen Schwur gehalten und sein Versprechen erfüllt? Man lese die vier so inhaltreichen Bände: „Aus dem Leben König Karls von Rumänien. Aufzeichnungen eines Augenzeugen“, die uns einen tiefen Einblick in das ungeheure Arbeitsfeld gewähren, auf dem Fürst Karl von 1866 bis 1881 tätig war, aber nicht nur in die Erfolge, sondern auch in das Scheitern so manches Unternehmens, in alle die Kämpfe, die da ausgekämpft werden mußten, in die Rastlosigkeit und Zähigkeit, die der König anwenden mußte, um endlich zu erreichen, was er erstrebt, oder aber auch mißlingen zu sehen, was er für gut erachtete. Welches Arbeitsfeld der König in den vierzig Jahren bestellt hat, das verraten die zwei starken Bände: Charles I, Roi de Roumanie. Chronique—Actes—Documents, publiés par Démètre A. Sturdza. Tome I 1866—1875, Tome II 1876—1877. Wohlverstanden, diese 1980 Quartseiten enthalten die offiziellen Aktenstücke nur bis zum Jahre 1877. Und was brachten erst die Jahre nach 1877? Zunächst den furchtbaren russisch-türkischen Krieg, bei dem Rumänien in die denkbar schwierigste Lage zwischen die kriegführenden Mächte, Rußland und die Türkei, gestellt wurde. Karl hat ungemein viele Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, aber — so unglaublich es klingt nach den überaus wichtigen Diensten, die er den in größter Bedrängnis schwebenden Russen mit seiner wackern Armee leistete — so verzweifelt wie die inner- und die außerpolitische Lage nach dem Kriege war, wo die russische Diplomatie den schuldigen Dank für die Rettung der russischen Armee aus großer Not den Rumänen dadurch abstattete, daß sie die Absicht zeigte, es zu vergewaltigen, und wo die europäischen Mächte um des lieben Friedens willen, d. h. der eignen Sicherheit wegen, den jungen, aufstrebenden Staat im Stiche ließen und ein Handelsgeschäft trieben, hatte sie sich vorher und nachher nie gezeigt. Sie wollten Rumänien die sehnlichst erstrebte und tapfer erkämpfte Unabhängigkeit nur dann gewähren, wenn den Russen ihrem Wunsche gemäß Bessarabien zurückgegeben würde. Und auch in dieser so heikeln Lage lenkte Karl das Staatsschiff mit sichrer Hand, sodaß es nach schlimmen Stürmen den Hafen erreichte, wo ihm die Unabhängigkeit, die Loslösung von der türkischen Vasallität zum Lohne wurde, der Vasallität, die schon König Wilhelm den Ersten 1866, als der Neffe nach Rumänien gehn wollte, so unwürdig für einen Hohenzoller deuchte. Man hat damals — auch in Deutschland, Geffcken schrieb eine Broschüre darüber — das Verhalten Rumäniens gegen die Türkei scharf beurteilt und es nicht korrekt gefunden. Heute, wo man mehr Einsicht in die Verhältnisse hat, denkt man anders. Die Spannung zwischen Rumänien und der Türkei bestand schon vorher, ehe der Krieg ausbrach. Die obwaltenden Zustände erlaubten kaum eine andre Lösung.

Warum sollte überdies Rumänien verurteilt sein, ewig Vasall eines Staates zu bleiben, dessen Rechte auf der Gewalt des Stärkern über den Schwächern beruhten? Heute beweisen die Zustände besser als alle Deduktionen spitzfindiger Gelehrsamkeit, daß es ein Segen für Rumänien war, frei zu werden, und nicht nur ein Segen für Rumänien, sondern auch für Europa, sogar für die Türkei selbst. Nie herrschte zwischen Konstantinopel und Bukarest ein besseres Einverständnis als nach dem Kriege, nach der Unabhängigkeitserklärung.

Die Anerkennung der rumänischen Unabhängigkeit durch die europäischen Mächte erfolgte 1880, und ein Jahr später die Erhebung Rumäniens zu einem Königreiche. Am 22. Mai dieses Jahres begeht Rumänien diesen so wichtigen Tag, der für Karl auch eine Krönung seiner außerordentlichen Leistungen gewesen war. Aber einen Stillstand gab es für ihn nicht. Eine neue Aufgabe war zu den vielen vorhandnen gekommen: die Dobrudscha, die nach dem Kriege Rumänien zugesprochen worden war, in jeder Richtung zu heben. Auch eine Krönung in ihrer Art, eine Krönung der unablässigen Kulturarbeiten ist die vom Könige seit Jahren so sehnlich erstrebte Brücke über die Donau zwischen Cernavoda und Feteschti. Ein Brückenbau ist für unsre heutige Zeit nichts außergewöhnliches mehr — wohl aber die Donaubrücke Regele Carol I. Zunächst muß betont werden, daß diese gewaltige Brücke, die auf dem Kontinent nicht ihresgleichen hat, die sich über zwanzig Kilometer erstreckt, mit einem Kostenaufwande von 34 Millionen Franken durch rumänische Ingenieure gebaut worden ist. Die Brücke hat ferner eine sehr wesentliche wirtschaftliche und sogar eine politische Bedeutung. Sie bringt die Dobrudscha dem Mutterlande näher und hat in dieser Richtung politischen und militärischen Vorteil, sie eröffnet die kürzeste Verbindung mit dem europäischen Westen. Ganz Westeuropa kann nun seine Produkte in viele Teile des Ostens billiger bringen als vorher. Sie führt nach dem stark aufblühenden rumänischen Hafen Constanza, worin mit einem Aufwande von 50 Millionen Franken Hafenbauten vorgenommen worden sind. Vor dem Jahre 1866 gab es kaum eine Flußschiffahrt in Rumänien, heute ist Strom- und Seefahrtwesen in mächtigem Aufschwung. Jetzt sieht Constanza jährlich schon mehr als 700 Fahrzeuge einlaufen, rumänische Post- und Passagierdampfer vermitteln den Verkehr mit Konstantinopel und mit Smyrna. Bald geht der Verkehr in Verbindung mit dem Norddeutschen Lloyd bis nach Amerika. Noch vor fünfzehn Jahren kostete der Quadratmeter Boden in Constanza 10 Centimes, heute wird er mit 10 bis 15 Franken bezahlt. In Constanza sehen Einsichtige das rumänische Odessa der allernächsten Zukunft.

Als Karl 1866 in das Land kam, ging die Fahrt von Turnu-Severin nach Bukarest auf halsbrechenden Wegen, die man nicht Straßen nennen konnte. Heute gibt es weit mehr als 20000 Kilometer Staatsstraßen, Distriktsstraßen und Kommunalstraßen. Am 1. November 1869 wurde die erste Eisenbahn in Rumänien eröffnet, 70 Kilometer von Bukarest nach Giurgiu. Heute gibt es schon beinahe 3500 Kilometer Eisenbahnen. Bis 1869 gab es österreichische und russische Postämter in Rumänien, es bestanden deren etwa vierzig; heute gibt es natürlich nur rumänische, und ihre Zahl hat sich auf das

Zwanzigfache gesteigert. Telegraphen- und Telephonverbindungen beherrschen das ganze Land.

Von der größten Bedeutung für Rumänien ist die Landwirtschaft.*) Sie ist immer noch und wird es noch lange bleiben eine Hauptquelle des Nationalwohlstandes. Auch hier hat König Karl eine große, segensreiche Tätigkeit entfaltet, hier, wie überall, wie das seine Art ist, durch das Beispiel, das er gibt, anfeuernd. Auf den Krondomänen, die ihm der Staat gegeben hatte, richtete er Musteranstalten jeder Art ein, die andre anspornten, nachzuarbeiten, besonders auch auf dem Gebiete der Hausindustrie, von Kirchen und Schulen. Im Jahre 1866 war die so segensreiche Bauernbefreiung und die innere Kolonisation noch am Anfange ihres Werdens. Heute bietet das rumänische Land ein andres Bild. Etwa 600000 Bauern bebauen nun 1400000 Hektar der Regierung gehörender Ländereien und weitere 1300000 Hektar, die dem Großgrundbesitz zustanden. Mehr als die Hälfte der Bodenfläche, die im ganzen etwa 13 Millionen Hektar umfaßt — es wird aber immer noch neues Kulturland gewonnen —, ist jetzt bebaut, während zum Beispiel in dem benachbarten Serbien noch sechs Siebentel des Bodens unkultiviert sind.

Kurz, wo immer wir hinsehen, auf allen Gebieten des innern und des äußern staatlichen Lebens hat sich unter König Karl in den vierzig Jahren, die er jetzt regiert, ein gewaltiger Aufschwung bemerkbar gemacht. Handel und Industrie, Kunst und Wissenschaft**), Agrarpolitik, Bergbau, Forstwissenschaft, Kommunikation, Staatsfinanzen, die so stehn, daß zum Beispiel deutsches Vertrauen mehr als eine Milliarde in rumänischen Anleihen angelegt hat, und last not least, äußeres wie inneres politisches Wesen, Leben und Ansehen sind außerordentlich gestiegen. Das bezeugt auch die errungne Unabhängigkeit, die Erhebung des Landes zu einem Königreiche, der vielfältige persönliche Verkehr des Königs mit den mächtigsten Monarchen Europas, wobei der Besuch des Kaisers Franz Joseph in Bukarest und der des Königs in Petersburg als von hervorragender Bedeutung für den europäischen Frieden genannt werden dürfen. Schwerwiegend waren auch die Worte Kaiser Wilhelms des Zweiten, die er in seinem gehaltvollen Briefe vom 22. Mai 1891 an den König schrieb: „... und zugleich die Hoffnung auszusprechen, daß ... auch die sichern politischen Beziehungen Rumäniens zu dem Deutschen Reiche, wie sie seit Jahren unter der erleuchteten Regierung Eurer Majestät bestehn, auch für die kommende Zeit erhalten werden mögen.“ Welcher Unterschied zwischen

*) Wie Griechen und Römer Vorgänge in der Natur, Vogelflug, Gewitter usw. als günstige oder ungünstige Zeichen bei wichtigen Anlässen deuteten, so machte es 1866, als Fürst Karl die Hauptstadt betrat, einen sehr guten Eindruck, daß der für die rumänische Landwirtschaft so ersehnte und nötige Regen in derselben Stunde zu fallen begann.

**) Einen sehr wesentlichen Einfluß auf die Förderung der Wissenschaft hat auch die Academia Romana, über deren bedeutende Tätigkeit eine mir vorliegende Schrift: L'activité de l'Academie Roumaine de 1804—1905. Trois rapports de M. Démètre Sturdza (der frühere Ministerpräsident) Aufschluß gibt. König Karl ist Ehrenpräsident der Akademie, aber auch selbst durch Vorträge tätig. So ist ein von ihm gehaltener geschichtlicher Vortrag: „Nikopolis 1396—1877—1902“ bei der Schlesischen Verlagsanstalt von S. Schottländer (Breslau, 1905) erschienen.

1866 und heute! Und in der innern Politik hat der König durch seine feste aber auch versöhnliche Haltung ungemein viel dazu beigetragen, daß sich die früher so ungebundnen politischen Leidenschaften dem Wohle des Landes untergeordnet haben. Man muß das Temperament der Rumänen in Betracht ziehn, wenn man Vergleiche anstellen will. Heute aber gibt es wohl noch Heißsporne, wie überall, aber keine politischen Fanatiker, die nach dem Auslande schielen. Alle arbeiten sie mit am Wohle des Vaterlandes, und inmitten dieser fluktuierenden Verhältnisse, dieser Politiker, die so gern auf ihre liberale Konstitution hinweisen, hat König Karl einen persönlichen Einfluß und eine Machtfülle erlangt, über die mancher sogenannte absolute Herrscher nicht verfügt. König Karl hat seinen Schwur und sein Versprechen als Fürst, als Herrscher des Landes vollauf gehalten.

Als Fürst Karl im Mai 1866 auf seiner rasenden Fahrt von Turnu-Severin nach Bukarest eilte, begegnete er bei Piteschti dem sich auf dem Marsche befindenden zweiten rumänischen Linieninfanterieregiment. Er ließ seinen Wagen halten und schritt, unter klingendem Spiel und begeistertem Hurra der Soldaten, die Front ab. Als er dann mit Joan Bratianu die Reise fortsetzte, sagte er die sehr bezeichnenden Worte: „Die Freude, mit der mich die Soldaten begrüßten, hat mich zwar gerührt, aber wenn ich erst das Heer in die eigne Hand nehme, wird es bald ein andres Ansehen bekommen."

Wie konnte auch den Offizier aus der strammen preußischen Schule, die kaum drei Wochen später die tapfere, tüchtige österreichische Armee in unerhörter Weise zerschmetterte, wobei der eigne Bruder des Fürsten, Prinz Anton, sein junges Leben lassen mußte, diese schlechte Nachahmung der französischen Armee und die verwahrloste Haltung der Soldaten, sogar der Offiziere, befriedigen? Wenig Tage nachher nahm der Fürst Gelegenheit, eine Anzahl von Offizieren, die in einer politischen Angelegenheit einen Kollektivwunsch ausgesprochen hatten, zu sich kommen zu lassen und zu ihnen unter anderm zu sagen: „Der Schwur verpflichtet den Soldaten zum vollständigen Gehorsam. Weder die Handlungen des obersten Kriegsherrn noch die ihn leitenden Beweggründe dürfen einer Kritik unterworfen werden. Die Politik muß dem Soldaten fernbleiben. Seine einzige Aufgabe ist die Verteidigung seines Souveräns und seines Vaterlandes, und zwar bis zum letzten Atemhauche gegen jeden Feind." Was hat nun König Karl aus der kläglichen rumänischen Armee gemacht? Es genügte eigentlich nur eine einzige Antwort, und diese Antwort lautet: „Der russisch-türkische Feldzug von 1877/78 hat den Beweis geliefert." Es ist nicht zuviel gesagt, daß damals die beobachtende Welt über die hervorragenden Leistungen der von Karl geschaffnen rumänischen Armee erstaunte, die vor Plewna die Feuertaufe erhielt, vor dem Plewna und vor dem tapfern Osman Pascha, der den Russen so gefährlich geworden war, daß sie ihren Stolz vergaßen und die Rumänen um Hilfe anriefen. Während vor dem Jahre 1866 der rumänische Soldat nicht felddiensttüchtig war, stellte Fürst Karl schon 1877 eine Armee von 114000 Mann und 200 Geschützen gegen die Türken auf. An dem furchtbaren Tage von Griwitza duldete es

den Fürsten nicht auf seinem Beobachtungsposten. Er sprengte mitten unter seine Tapfern und feuerte sie an. Da umringten die der Zahl nach zusammengeschmolznen Soldaten ihren Kriegsherrn, jubelten ihm begeistert zu und stürzten sich abermals auf die furchtbar befestigte Redoute. Gewiß hat die Diplomatie viel dazu beigetragen, Rumänien zu dem zu machen, was es heute ist, aber der Armee fällt der Löwenanteil zu, denn sie hat mit ihrem Blut unter ihrem Führer, dem Fürsten Karl, die Unabhängigkeit des Landes und dessen Würde als Königreich erworben.

Unausgesetzt ist der König bemüht, die Schlagfertigkeit der Armee, ihre Disziplin zu fördern, zu stählen, und sowohl das Land wie auch die Dynastie haben heute in der Armee eine feste, zuverlässige Stütze. Das Land vermag heute im Mobilisierungsfalle mehr als 550000 Mann aufzustellen. Die Ausbildung geschieht nach preußischem System, die Bewaffnung ist vortrefflich; für die Infanterie ist das Mannlicher-Repetiergewehr eingeführt worden, die Artillerie hat Kruppsche Gußstahlgeschütze. Daß die Armee nicht stille steht, hat unter anderm auch die große Parade vor Kaiser Franz Joseph 1896 bewiesen, wo auf dem Plateau von Cotroceni bei Bukarest nicht weniger als 22000 Mann Infanterie, 3000 Mann Kavallerie und 106 Geschütze beteiligt waren. Sowohl der Kaiser wie alle fachmännischen Berichterstatter sprachen ihre ungeheuchelte Bewunderung über die Haltung dieser Truppen aus. So hat König Karl auch als der oberste Kriegsherr gehalten, was er versprochen hat.

Bei der Beurteilung hervorragender Männer, die in der Politik oder als Feldherren oder als Gelehrte und als Künstler Werke für die Nachwelt schufen, darf man keinen zu strengen Maßstab anlegen, man darf ihren Charakter nicht unter eine allzuscharfe ethische Lupe nehmen, nicht verlangen, daß sie, rein menschlich betrachtet, auch groß und ohne Tadel dastehn. König Karl kann diese Behandlung mit der Lupe vertragen. Wenn wir hierauf nicht des Nähern eingehn, so wird man das begreifen und verstehn. Das ist eine Arbeit, die den Zeitgenossen eigentlich nicht zusteht. Soviel aber darf und muß gesagt werden: König Karl kam als junger, vollkräftiger Mann in das Land. Sein Beispiel hat die lockern Sitten dieses Landes, die wegen der Pariser Erziehung und wegen des halborientalischen Einflusses keine feste Grundlage hatten, in hervorragendem Maße gebessert. Nicht nur als Regent und als Soldat ist er ein Vorbild, er war und ist es auch als Mensch.

Die politischen Gegner hatten ihn, bevor er noch das Land betreten hatte, als körperlich inferior, heruntergekommen dargestellt. Die Rumänen, die 1866 nach Düsseldorf kamen, nahmen eine ganz andre Ansicht mit. In Karl offenbart sich dem Beobachter eine seltne Seelengröße. Wie groß hat er allezeit dem früher recht gehässigen Parteigetriebe und deren Organen, den Äußerungen einer sehr zügellosen Presse gegenübergestanden! Der Schmutz, den die politische Leidenschaft umherspritzte, hat ihn nicht getroffen. Seine Großmut wurde höchstens von seinem Edelmut übertroffen. Wie blutete nicht sein Herz, als er auf dem Schlachtfelde die furchtbaren Verheerungen der Kugeln sah, während er gegen sich selbst von spartanischer Härte war! Hand in Hand mit dieser

Menschenfreundlichkeit und Güte, die nie auf den Rang und die Geburt allein sahen, sondern auf das Individuelle im Menschen, auf dessen Leistungen, geht ein Zug, der ihm nicht minder zur Ehre gereicht, das ist seine Dankbarkeit gegen jedermann. Ihm ist eigen, alles zu verstehn und alles zu verzeihen, aber nicht alles zu vergessen. Wohl das Schlimme, das Unrecht, was man ihm angetan hat, niemals aber das Gute. König Karl ist eine dankbare Natur. Man darf sein Leben, vom menschlichen Standpunkt aus betrachtet, mit einem Bilde bezeichnen. Als Karl von Hohenzollern nach Rumänien kam, da stellte er an seinem Fürstenthrone neben dem Schilde des Landes, das er von da an nie anders als seine Heimat, sein Vaterland betrachtet hat, auch den blanken Schild des eignen Hauses auf. Heute nach vierzig Jahren ist dieser Schild noch ebenso blank, glänzend und staubfrei wie damals. König Karl hat ihn auch als Mensch rein gehalten, und so dürfen wir sagen: Karl von Rumänien ist auch als Mensch betrachtet der Hochachtung seiner Mitmenschen im vollsten Sinne wert.

Es würde eine Lücke in unsrer kurzen Übersicht sein, wollten wir nicht auch der Frau hier gedenken, die mit ihm, länger als es die Dauer eines Menschenlebens ist, alle seine Mühen, seine Arbeiten, seine Hoffnungen, ihr Scheitern und ihr Erfüllen geteilt hat. Seit dem 26. März 1869 ist Königin Elisabeth, Prinzessin von Wied, dem König angetraut. Wir sprechen hier nicht von der geistigen Begabung, die der Königin als Carmen Sylva so hohen Ruf erworben hat. Ganz besonders in den schweren Tagen des Krieges 1877/78 hat auch sie die Herzen der Rumänen erobert: Fürst Karl auf dem Schlachtfelde, Elisabeth am Lager der Verwundeten und in der Sorge für die Hinterbliebnen.

Unter den vielen Geschenken, die zu der goldnen Hochzeit 1884 dem Vater des Königs, dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, gewidmet wurden, war auch ein kostbarer Schrank, den König Karl und Königin Elisabeth den Eltern gesandt hatten. Es war ein Bild auf diesem Schranke angebracht, das König Karl in einem Kahne auf bewegter See im Königsmantel darstellte, wie er ruhig und fest am Steuer sitzt und in das sturmbewegte Meer schaut. Der Kahn trug die Aufschrift: Saevis tranquillus in undis. Und unter dem Kahne hatte man — es sind durchaus zutreffende Worte! — die Strophe aus Uhlands „König Karls Meerfahrt“ angebracht:

Der König Karl am Steuer saß,
Der hat kein Wort gesprochen,
Er lenkt das Schiff mit festem Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen.

Sigmaringen — Karl Theodor Zingeler

Die Festungen Europas

Von B. Bruhns

(Schluß)

Die politische Entwicklung hat es mit sich gebracht, daß sich Deutschland in ähnlicher Weise wie gegen Frankreich auch gegen Rußland zu decken suchen mußte, und umgekehrt Rußland gegen Deutschland und Österreich, während die deutsch-österreichische Grenze eines solchen Schutzes nicht bedarf. Aber die Ostgrenze Deutschlands bietet wesentlich andre Verhältnisse als die Westgrenze. Hier bedeutet der Rhein für eine Invasion großer feindlicher Truppenmassen ein schweres Hindernis, das zwar wohl überwunden werden könnte, aber nur, wenn die mobile deutsche Armee außerstande sein sollte, aktiv einzugreifen. Diese Möglichkeit ist ihr aber dadurch verbürgt, daß der vermutlich erste Kriegsschauplatz, Elsaß-Lothringen, mit den zwei sehr starken Zentren der Verteidigung, Metz und Straßburg, ausgestattet wurde, denen sich nördlich als drittes Köln anschließt, und dadurch, daß außerdem durch die Rheinfestungen der deutschen Armee ein leichter, rascher Verkehr von einem Ufer zum andern so lange ermöglicht bleibt, als nicht diese Festungen durch Truppenmassen vollständig abgeschlossen sind. Ähnlich steht es mit der Donaulinie, die allerdings erst an der zweiten Stelle in Frage kommen könnte, wenn nämlich Frankreich, durch die Schweiz durchbrechend, versuchen sollte, mit einer zweiten Armee durch Bayern vorzudringen. Im Westen würden die natürlichen Hindernisse Schwarzwald und Jura, weiterhin die Donau die dauernde Absperrung dieser Südarmee vom Hauptkriegsschauplatze dem deutschen Heere wohl ermöglichen, dem dabei die Festungen Ulm und Ingolstadt immer den Übergang über den Strom und die Vorbereitungen zu aktiven Gegenstößen ermöglichen. Eine Gefährdung Mitteldeutschlands würde hier nach menschlichem Ermessen nur erst nach einer vollkommnen Vernichtung der Landarmee und nach völliger Absperrung der großen Festungen denkbar sein.

Im Gegensatz zum Westen hat Ostdeutschland zwei ziemlich isolierte Landesgebiete, Ostpreußen und Schlesien, dazwischen aber eine breite Pforte, die von Russisch-Polen aus über die Warthe und die Oder mitten in das Herz von Deutschland führt. Von den beiden isolierten Gebieten ist das südliche entsprechend den russischen Eisenbahnverbindungen sowie durch die im Südosten liegenden Wälder und endlich durch die Nachbarschaft zu dem verbündeten Österreich, dessen Truppen sich hier mit den deutschen leicht würden vereinigen können und so der russischen Armee in der Überzahl gegenüberstehn würden, anscheinend weniger gefährdet. Darin liegt offenbar der Grund, daß die Hauptstadt (Breslau) nicht befestigt, sondern nur als Waffendepot eingerichtet ist. Zudem würde ein durch Schlesien

Digitized by Google

erfolgender Angriff einer russischen Armee nur dann sicher durchgeführt werden können, wenn zugleich eine Nordarmee die in Ostpreußen und Posen angesammelten Truppen so stark in Anspruch nähme, daß diese nicht selbständig und in Verbindung mit den österreichischen Truppen vorgehend die Verbindungen im Rücken stören können. Von viel größerer Wahrscheinlichkeit ist ein Angriff auf Ostpreußen und auf die untere Weichsel, Gebiete, die bei dem durchaus und nach der ganzen geschichtlichen Entwicklung Rußlands begründeten Streben nach einer Vergrößerung der Küstenlinie auch unter allen Umständen das Ziel sein müssen, das Rußland zu erreichen trachtet. Diese Provinz verlangt darum ebenso wie Elsaß-Lothringen einen ganz besondern Schutz durch starke Festungen, die nicht nur hinreichend passiven Widerstand zu leisten vermögen, sondern auch als Stützpunkte für angriffsweise vorgehende Truppen dienen können. Solche Festungen sind Königsberg, dessen Eingang zur See durch Pillau gedeckt ist, und an der Weichsellinie Thorn und Danzig mit den dazwischenliegenden Brückenbefestigungen Kulm (erst seit 1903), Graudenz und Marienburg. Das Sperrfort Boyen, das aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammt, hat heute insofern einen gewissen Wert, als es die Eisenbahn zwischen Bjelostok und Königsberg sperrt.

Nun bleibt noch die mittlere Zone, das große Eingangstor zwischen Weichsel und Oder, das aber durch die natürlichen Verhältnisse, Seen und Sümpfe (Netzebruch, Warthebruch, Obrabruch) einer Invasionsarmee sehr viel Schwierigkeiten bereitet. Es ist gesichert durch die sehr starke Fortfestung Posen, deren Wirkungsbereich im Nordosten an den von Thorn anschließt und im Südwesten bis zum Obrabruch reicht. In zweiter Linie zwischen Posen und Berlin liegt in der günstigsten Lage als Armeestützpunkt das neuerdings sehr stark ausgebaute Küstrin. Die Oder endlich zwischen Obramündung und Schlesien würde nur an einer Stelle einen guten Übergang ermöglichen, der durch die Festung Glogau gesichert ist. (Siehe hierzu die sehr lesenswerte kleine Schrift eines deutschen Offiziers: „Die Befestigung und Verteidigung der deutsch-russischen Grenze." 4. Aufl., Berlin, Mittler und Sohn, 1901.) Da ein deutsch-russischer Krieg jedenfalls auch vielfache Aktionen zur See, namentlich Landungsversuche zur Folge haben würde, so finden wir an der Ostseeküste eine Reihe starker Seebefestigungen. Pillau bei Königsberg und Neufahrwasser sowie Weichselmünde bei Danzig sichern die Verbindung dieser Festungen mit der See, während Swinemünde das bei seiner geringen Entfernung von Berlin für die Hauptstadt sehr wichtige Stettin jederzeit offen hält. Im übrigen aber liegt der Küstenschutz mehr in der systematisch ausgebauten Küstenflotte, der dadurch allerdings auch eine große und verantwortungsvolle Aufgabe zufällt. Daß übrigens auch das Eisenbahnnetz im Osten sehr dichtmaschig bis an die Grenze und bis an die Küste sowie von Myslowitz bis Memel und von Memel bis Kiel führt, lehrt ein Blick auf die Karte.

Auch Österreich hat seine russische Grenze durch Festungen gedeckt, ist aber durch die schwierig zu überwindende große Schranke der Karpathen wesentlich vor Deutschland begünstigt, hat zudem auch außer Galizien kaum ein für Rußland begehrenswertes Kampfziel. Wir finden deshalb hier nur die beiden großen

Fortfestungen Krakau und Przemysl, während Lemberg und anscheinend auch Jaroslaw nur für den Kriegsfall vorbereitet sind. Rußland hat nun offenbar zwei Aufgaben zu erfüllen, wenn es seine Grenzen gegen eine deutsche oder eine deutsch-österreichische Invasion sichern will: es hat zu verhindern, daß Deutschland durch die Ostseeprovinzen auf Petersburg vorgeht, und hat andrerseits das von Deutschland und Österreich gemeinsam bedrohte Russisch-Polen, oder wie es heute heißt, die Weichselprovinz, zu sichern. In dem ersten Falle muß Deutschland unbedingt, wenn es sich nicht wie Napoleon der Erste in ein verwegnes Abenteuer stürzen und seine Verbindungen im Rücken gefährden will, alle Zufahrtstraßen in seine Gewalt bringen. Diese hat aber Rußland vor allem durch die Fortfestung Kowno gesichert, während Grodno die aus Polen kommende Straße sperrt. Das dazwischen liegende Olita verstärkt beide Positionen. Tiefer im Lande hatte früher Dwinsk eine gewisse Bedeutung als Festung, ist aber zurzeit nur noch Depotplatz. Dagegen sollen die Seebefestigungen bei Libau, Ust-Dwinsk (Hafen von Riga) und Reval ein Zusammenwirken des feindlichen Landheeres mit der Flotte verhindern. Vor allem aber liegt der größte Schutz für Rußland in den großen Entfernungen, deren Sicherung für eine Invasionsarmee einen ungeheuern Truppenaufwand fordern würde.

Dagegen würde Polen als der erstrebte Kampfpreis und von zwei Seiten angegriffen aller Wahrscheinlichkeit nach der Hauptkriegsschauplatz sein. Hier hat Rußland durch den großen Weichsel-Narew-Waffenplatz: Warschau–Nowogeorgiewsk–Zegrze (Sierok) mit zahlreichen Forts, durch die Fortfestungen Iwangorod und Brest-Litowsk sowie durch die kleinern Werke Pultusk, Rozan, Ostrolenka, Lomza, Ossowiec ein mächtiges Festungsviereck gebildet, das schon jetzt, wo es noch nicht völlig ausgebaut ist, zur Defensive und zur Offensive gleich mächtig erscheint. Im Süden als Seitendeckung gegen Österreich und zugleich als Sperrung der nach Südrußland führenden Straße schließen sich die beiden verschanzten Lager Luzk und Rowno sowie das Sperrfort Dubno an. Ungeheuer weite Sumpfländer begrenzen im Osten und im Südosten diese riesigen Befestigungen.

An der Ostsee hat Rußland seinen wichtigsten Stützpunkt in Kronstadt vor Petersburg; neuerdings hat es aber in dem Streben, einen möglichst lange eisfreien Hafen zu gewinnen, Libau sehr vervollkommnet. Wyborg und Sweaborg (bei Helsingfors) haben daneben geringere Bedeutung. Zur See muß freilich nach der Vernichtung seiner ganzen brauchbaren Flotte Rußland vorläufig darauf verzichten, eine Vorherrschaft zu behaupten. Im äußersten Norden ist zurzeit eine neue Seefestung, Torneå, im Entstehn, was mit der soeben vollendeten großen schwedischen Felsenfestung Boden am Luleå-Elf zusammenhängt. Dieses Gebiet hat durch die neuen Bahnen, die Schweden und Norwegen bis zum Luleå-Elf und von dort bis Narvik am Vest-Fjord über das Gebirge sowie nach Torneå zum Anschluß an die finnische Nordbahn gebaut haben, eine größere Wichtigkeit bekommen. Das russische Reich ragt mit einem Zipfel von Finnland bis nahe an die Nordwestküste Skandinaviens, und es liegt wohl der Gedanke nahe, daß Rußland eines Tages dazu kommen werde, sein Reich auf Kosten Norwegens und Schwedens bis an das Meer auszu-

dehnen. Darum hat sich Schweden einen wichtigen Stützpunkt geschaffen mit der sehr starken und mit vierzig Panzertürmen ausgestatteten Festung Boden, während Norwegen im Jahre 1904 für die Befestigung der Nordküste schon Pläne ausgearbeitet hatte. (Siehe Militärwochenblatt 1904, Sp. 108, 363.) Um die Angaben über die nordischen Reiche zu vervollständigen, seien für Norwegen noch die größern Seebefestigungen bei Christiania, Christianssand und Drontheim sowie die weit schwächern bei Bergen genannt. Schwedens wichtigste Flottenstützpunkte liegen dagegen in Karlskrona und in Stockholm, dessen Seebefestigung 1903 beendet worden ist. (Militärwochenblatt 1904, Sp. 2084.) Weniger wichtig sind die Anlagen bei Göteborg und bei Faröfund auf Gotland. Seit der Trennung der beiden Staaten sind sämtliche an der innern Landgrenze liegenden Werke als ältere, wenig wertvolle Anlagen aufgegeben und entfestigt worden.

Das kleinste und schwächste Glied in der Familie der Ostseestaaten ist Dänemark, und doch ist es durch seine Lage ungemein wichtig. Beherrscht es doch mit seinen Inseln vollständig die Verbindung zwischen der eingeschlossenen Ostsee und dem weiten offnen Weltmeer. In dieser beherrschenden Lage liegt für das wirtschaftlich und politisch so wenig selbständige Staatswesen die wichtigste Bürgschaft für die Erhaltung seiner Souveränität, da jeder der drei größern Staaten, Deutschland, Rußland, Schweden, die schwerste Schädigung seiner Interessen darin sehen würde, wenn irgendeine fremde Macht von dieser Meerespforte Besitz ergreifen sollte. Neben diesem internationalen Schutz muß aber auch das an Hilfskräften schwache Land für seine persönliche Verteidigung unbedingt darauf bedacht sein, alle seine Kräfte auf einen Punkt zu konzentrieren, und so finden wir hier in Kopenhagen ein typisches Beispiel einer Zentralbefestigung, die hauptsächlich in den Jahren 1886 bis 1895 ausgebaut und noch in letzter Zeit wieder durch Erweiterungsbauten verstärkt worden ist. Daneben ist bisher noch jeder weitere Versuch einer Grenzsicherung nach modernen Grundsätzen unterblieben, und auch die in den letzten Jahren empfohlne Anlage einer neuen Festung in der Nähe von Viborg ist zurzeit nur noch Projekt geblieben.

In ähnlicher Weise haben Holland und Belgien die Hauptkraft ihrer Verteidigung in die Städte Amsterdam und Antwerpen gelegt, die beide sehr stark ausgerüstet sind und als Fortfestungen im Falle einer Neutralitätsverletzung Schutz gewähren sollen. Antwerpen insbesondre hat dadurch eine besondre Berühmtheit erlangt, daß es gewissermaßen als eine Musterfestung nach den Plänen des bedeutendsten Theoretikers im Festungswesen der letzten fünfzig Jahre, Brialmont, gebaut worden ist (1859 wurde der Neuausbau begonnen). Freilich sind durch die Fortschritte in der Waffentechnik, namentlich durch die Steigerung der Tragweite und Durchschlagskraft der Geschütze, zweimal, 1878 und 1905, Erweiterungsbauten unbedingt notwendig geworden. Neben diesen beiden Zentralfestungen haben die namentlich in den Niederlanden sehr zahlreichen kleinern Anlagen nur nebensächliche Bedeutung. Sie dienen hier in Holland zum größten Teil zum Schutze der Küste: Helder, Mündung der Maas (Brielle), des Haringvliets und der Wester-Schelde, andrerseits der Verstärkung von Amsterdam:

Neue holländische Wasserlinie, Muiden, Utrecht, und als Sperrforts: Westervoort an der Yssel, Crèvecoeur an der Maas u. a. Aber man hat berechnet, daß als Besatzung aller dieser Festungen und Forts allein 100000 bis 120000 Mann notwendig sein würden, eine Zahl, die das kleine Land kaum würde stellen können. Einen guten Schutz hat es übrigens auch in dem gewaltigen Kanalnetz, mit dessen Hilfe große Strecken Landes leicht unter Wasser gesetzt werden können. Allerdings wird auch dieser Schutz illusorisch, wenn im Winter diese Wasserflächen zufrieren. In Belgien sind Lüttich und Namur große ältere Fortfestungen zur Sicherung der Maaslinie. Termonde sollte in der letzten Zeit nach dem Wunsche der Regierung als wertvoll für den Schutz Antwerpens verstärkt werden, aber die Kammer verweigerte die Geldmittel. (Militärwochenblatt 1905, Sp. 2288.)

Während Luxemburg gar nicht mehr befestigt ist, hat die Schweiz ganz besondre Befestigungen. Offenbar sind im Falle eines deutsch-französischen oder eines österreichisch-französischen Krieges die den Alpen selbst vorgelagerten niedrigern Teile im Norden und im Nordwesten der Schweiz am meisten gefährdet. Ihr Schutz würde aber eine ungeheure Anzahl von Einzelanlagen fordern, deren Erhaltung und wirksame Verteidigung dem kleinen Lande unmöglich wäre. Die Schweiz hat sich deshalb darauf beschränkt, in den Alpen selbst, wohin ein feindliches Heer nur mit sehr schwerer Mühe eindringen könnte, einen Zufluchtsort zu schaffen, der in kriegerischen Zeiten die bewaffnete Miliz aufnehmen und ihr einen Rückhalt gewähren könnte. Dieser liegt am St. Gotthard, wo er zugleich die wichtige Verbindungsstraße vom Norden nach Italien sperrt. Im Jahre 1889 begonnen, sind die Gotthardbefestigungen mit der Zeit immer größer und stärker ausgebaut worden. Daneben treten die andern ältern Sperrbefestigungen durchaus zurück, die aus den Sperren bei St. Maurice im Rhônetal und bei St. Luciensteig im Rheintal bestehn, dort wo dieses Tal von der ostwestlichen Linie vom Engadin und vom Vintschgau über den Flüelapaß nach dem Walensee und nach Zürich geschnitten wird. Zwei unbedeutendere Feldstellungen werden noch vorbereitet zum Schutz der Kanäle zwischen Walen- und Züricher See und zwischen Neuchâteler und Bieler See.

Mit zwei Hauptlandfronten hatte sich Deutschland gegen Frankreich und gegen Rußland zu schützen, da das befreundete und verbündete Österreich, wie es selbst keine Festungen an der Nordgrenze unterhält, auch auf deutscher Seite keine nötig macht. Denn das kleine Königstein, das nur das Elbtal sperrt, während alle andern böhmisch-sächsischen Pässe offen sind, kann in keiner Weise als hinreichende Grenzsicherung angesehen werden. Ebenso hat auch Italien seine zwei Landfronten zu sichern, gegen Frankreich und gegen das zurzeit zwar verbündete, aber mancherlei Streitpunkte bietende Österreich. Zumeist aber sind es kleinere Sperrforts, die das Land gegen eine fremde unerwartete Invasion schützen sollen. So finden wir im Westen eine große Reihe Forts im Tale der Dora Baltea an der Straße vom Kleinen St. Bernhard, im Tale der Dora Riparia und des Chisone an der Mont-Cenisbahn und der Paßstraße des Mont Genèvre, ferner im Sturatale (vorbereitet) und eine ganze Gruppenbefestigung am Col di Tenda, durch den die neue Bahn von Turin

nach Nizza führt. Im Anschluß an den Bau des Simplontunnels sind neuerdings noch die drei Forts bei Iselle, Varzo und Crevola im Norden als Sicherung des reichen Piemont dazugekommen. Dagegen sind jetzt die Befestigungen von Casale und von Alessandria bis auf die Zitadelle dieser Stadt verschwunden. (Siehe Militärwochenblatt 1904, Sp. 2551 und 1905, Sp. 150.) Eine ganze Reihe von Forts an der Grenze der Ligurischen Alpen und des Apennin sowie an der Küste dienen ferner dazu, einen Einmarsch französischer Truppen durch Ligurien, wie ihn zum Beispiel einst Napoleon der Erste ausführte, zu erschweren. Diese Reihe hat ihr Ende an der starken Fortfestung Genua, dem weiter östlich das als großer Kriegshafen ausgerüstete und befestigte Spezia folgt. Umgekehrt hat auch Frankreich seine italienische Grenze durch die zwei großen Fortfestungen Briançon und Grenoble sowie durch viele Forts gesichert.

Stärker noch oder mindestens ebenso stark ist die Sicherung an der österreichischen Grenze. Hier finden wir zunächst in der Poebene das alte berühmte Festungsviereck Verona, Legnago, Mantua, Peschiera, von denen heute aber nur noch bei Mantua einige ältere Werke stehn, während Verona in allerneuster Zeit erst wieder ausgebaut wird. Hier sollen elf neue Forts errichtet werden (Militärwochenblatt 1904, Sp. 2856). Dagegen liegen zahlreiche Sperrforts an allen über die Grenze führenden Straßen, so unter anderm bei Rivoli und bei Monte Lessini östlich vom Gardasee an der Bahn von Innsbruck—Trient nach Verona. Neuerdings ist auch im Ogliotale bei Legno am Tonalepaß ein Fort entstanden als Antwort auf die Restaurierung der österreichischen Befestigungen im Sulzberg (Fort Strino). (Militärwochenblatt 1904, Sp. 627 und 2015.)

Wie seit dem Kriege von 1870 zwischen Frankreich und Deutschland ein wirklich ehrlicher Friede noch immer nicht eingetreten ist, so stehn sich auch Österreich und Italien noch heute nach vierzig Jahren seit dem letzten schweren Konflikt ohne gegenseitiges Vertrauen gegenüber. Die südtirolischen Landschaften sind ja dem Volkstume und der Sprache ihrer Bewohner nach im Grunde italienisch, und andrerseits ist ja Venezien als natürliche Pforte der Ostalpenländer nach dem Mittelmeer wirtschaftlich eng mit Tirol und Österreich verknüpft. Den soeben genannten italienischen Schutzanlagen entsprechen demnach auch natürlich starke Befestigungen auf österreichischer Seite. Das Zentrum dieser ist die von Forts rings umgebne Stadt im Etschtal, Trient, während die ringsum von hier aus nach Italien führenden Paßstraßen mit Sperrforts gedeckt sind; so das Tal Judikarien, der Gardasee bei Riva, das Brentatal bei Levico, der Rollepaß im Osten. Die ältere Festung Franzensfeste wird heute kaum mehr lange Widerstand leisten können. Weiter östlich sind vor allem die Zugangsstraßen aus dem italienischen Piavetal in das Pustertal durch die Sperrbefestigungen bei Landro und bei Moos (beide nicht weit von Toblach) und die Bahnlinie von Udine am Tagliamento nach Tarvis an der Sau ebenso wie die über Cividale führende Straße durch die Sperren bei Malborgeth, Flitsch und Predil geschlossen. Auf italienischer Seite stehn diesen, wie wir hier noch nachträglich erwähnen wollen, wichtigere Befestigungs-

anlagen an derselben Bahnlinie bei Osoppo und Chiusaforte gegenüber, während wir im Piavetal Pieve als die bedeutendste finden. — Auch weit in der Westecke Tirols, an der Schweizer Grenze, hat Österreich zwei Alpenforts, Nanders am Eintritt des Inn nach Tirol und Gomagoi am Stilfser Joch, beide, wie ein Blick auf die Karte lehrt, offenbar gegen einen Einbruch italienischer Truppen durch den äußersten Zipfel der Ostschweiz und daran vorbei berechnet.

Den Parallelismus zwischen Deutschland und Italien können wir noch erweitern, wenn wir uns an ihren Anteil am offnen Meer erinnern. Nur ist die italienische Küste viel ausgedehnter als die deutsche, und es würde dadurch eine weit größere Zahl starker Seebefestigungen verlangen, als — wohl mit Rücksicht auf die enormen Kosten — tatsächlich vorhanden sind. Wir haben schon oben die ausgedehnten Befestigungen bei Genua (6) und den großen Kriegshafen von Spezia genannt. Dazu kommen neben einigen kleinern Küstenbefestigungen wie am Monte Argentario als weitere große Stützpunkte der Flotte im Westen Livorno, das neu befestigt wird, Civitavecchia (31), Gaeta, Messina (18), dessen Meerenge sehr stark befestigt ist. Auf der Herrschaft über diese Meerenge beruht ja die Sicherung des Zusammenhalts zwischen Sizilien und dem Festlande. Dazu müssen wir noch am Nordende von Sardinien die starken Seebefestigungen und Werftanlagen von Maddalena (18) nennen, die nicht nur für die Herrschaft über die Insel einen — wohl kaum ausreichenden — Rückhalt gewähren, sondern mehr noch in Gemeinschaft mit den Festlandhäfen der Flotte als Basis und Zuflucht dienen. An der Südküste Italiens ist Tarent (12), an der Ostküste Ancona (4) schwach, stärker Venedig (8) ausgebaut. Die hier in Klammern beigefügten Zahlen geben die Verteilung der Torpedoflotte auf die einzelnen Häfen an (nach einer Mitteilung im Militärwochenblatt von 1904, Sp. 1715).

Das eben genannte Messina ist auf Sizilien der bedeutendste und am besten ausgebaute befestigte Platz, mit seinen Forts ringsherum ein großes verschanztes Lager, aber es ist nicht der einzige Platz. Palermo, Milazzo, Trapani, Syrakus und Porto d'Augusta sind nach der Seeseite, zum Teil freilich gegenüber modernen Waffen durchaus ungenügend, gesichert. Weit wichtiger dagegen ist das Projekt, die im Innern als Knotenpunkt liegende Stadt Castrogiovanni, das alte Enna, zu einer großen Festung auszubauen. Diese würde gewissermaßen als Zentralfestung die Herrschaft über die Insel dem Königreiche immer noch sichern, auch wenn, wie man im Falle eines französisch-italienischen Krieges erwarten muß, ein starkes Landungskorps von Bizerta aus Sizilien besetzen sollte. Girgenti oder Licata an der Südküste würden von dieser in der neusten Zeit sehr erweiterten französischen Seefestung in zwölf Stunden bequem erreicht werden können. (Militärwochenblatt 1905, Sp. 532.)

Vergleicht man diese italienische Küstensicherung etwa mit der der britischen Inseln, so kann man keinen Augenblick darüber im unklaren bleiben, daß sie durchaus nicht ausreicht, eine feindliche Landung zu verhindern. Im Gegensatz zu England sind deshalb die Befestigung der Hauptstadt und die Erhaltung eines bedeutenden mobilen Heeres eine absolute Notwendigkeit, zumal da auch

die italienische Flotte nicht allzu mächtig ist. Wir finden deshalb Rom mit einem weiten Kranz von Forts umgeben. Das Adriatische Meer, das auf der italienischen Seite den Kriegshafen Venedig aufweist, ist auch die Pforte, durch die Österreich Anteil an der Herrschaft über das Meer gewinnt. Aber auch Österreich hat nur einen großen Kriegshafen in Pola an der Südspitze von Istrien, während Cattaro am nördlichsten Zipfel von Dalmatien nach der Land- und nach der Seeseite befestigt ist. Alle andern dazwischen liegenden Seefestungen, die die Karten angeben, sind wertlose veraltete Anlagen. Erst in der letzten Zeit ist der Plan aufgetaucht, in Sebenico einen zweiten großen Kriegshafen zu bauen, der mit dem italienischen Ancona auf derselben Breite liegen würde. (Militärwochenblatt 1905, Sp. 1995.) Wie weit dieses Projekt gediehen ist, ist freilich nicht bekannt.

Ihrem militärisch-geographischen Charakter nach sind Pola und Cattaro zwei wesentlich verschiedne Typen. Pola ist gewissermaßen der österreichische Ausfallhafen, ähnlich wie etwa Port Arthur in Ostasien, von dem aus im Kriege die Operationen zur See ausgehn würden. Und dasselbe würde von Sebenico gelten. Eine Landung etwa italienischer Truppen werden sie nicht unmöglich machen. Die Landung braucht man aber kaum zu befürchten, da an der ganzen Küste entlang die Berge so nahe an das Meer herantreten, daß sie ein einigermaßen rasches, erfolgreiches Operieren fremder Truppen äußerst erschweren, wenn nicht unmöglich machen. Eisenbahnen von der Küste in das Innere, die jedenfalls einer Invasionsarmee als Etappenlinie dienen müßten, gehn nur aus von Triest, Rovigno—Pola, Fiume und eine kurze von Sebenico—Spalato. Ihre Benutzung wird wohl durch Minensperren leicht verhindert werden können. Dagegen liegt das Südende von Dalmatien, die Umgebung von Cattaro, durch die die österreichische Herrschaft nur widerwillig tragende Herzegowina von dem übrigen österreichischen Besitz getrennt. Der voraussichtliche Kriegsschauplatz liegt unbedingt dort, wo Italien seinen wichtigsten Kaufpreis suchen muß, in Tirol. Wohl aber ist es denkbar, daß von Montenegro oder von einer fremden überseeischen Macht dieser Zipfel von Cattaro begehrt wird. Diese Stadt ist deshalb als Punkt passiver Resistenz aufzufassen.

Es ist bekannt, daß man die politischen Verhältnisse der Balkanhalbinsel noch in keiner Weise als dauernd geregelt betrachtet. Die Balkanstaaten sind wohl für den Augenblick abgegrenzt, aber bei der großen Menge überall verborgen liegenden Zündstoffs kann jederzeit ein Krieg ausbrechen. Die Art, wie sich die einzelnen Staaten für diesen Fall vorbereitet haben, zeigt sich besonders klar in dem Charakter der Festungsverteilung. Österreich-Ungarn, das einen Einbruch feindlicher Truppen hier kaum zu fürchten hat, das zudem seine Hauptstärke in seiner allzeit schlagfertigen Armee sieht, hat nur zwei ältere Plätze in Siebenbürgen (Karlsburg) und Slawonien (Peterwardein), dagegen vier befestigte Orte, Straßensperrpunkte, in Bosnien (Sarajewo) und der Herzegowina (Bilek, Trebinje und Mostar), dort wo am ehesten noch montenegrinische und serbische Banden versuchen können, das unsichere Okkupationsgebiet gegen Österreich aufzuwiegeln.

Den ganz ungeordneten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen in Serbien und in Montenegro entsprechend haben diese Länder gar keine befestigten Plätze, außer etwa Nisch in Serbien, das als verschanztes Lager ausgebaut werden soll. Auch die Türkei ist nur wenig vorbereitet, am stärksten noch in dem durch seine Lage so ganz besonders gekennzeichneten Konstantinopel und auf den Dardanellen, während sonst nur noch etwa Adrianopel als vorbereitetes Lager gegen eine bulgarische Invasion in Frage kommen könnte. Dieses Land dagegen hat die stärksten Sicherungsmaßnahmen getroffen, die, wenn sie auch nur durch einen Bruch der Verträge möglich waren, doch ein gutes Zeugnis von der Tatkraft der Regierung ablegen. Hier findet man zunächst hart an der serbischen Grenze eine Reihe nur auf Infanterieverteidigung vorbereitete Stellungen, hinter denen in zweiter Linie eine Reihe kleinerer Forts liegt, armiert mit 15-Zentimeter-Geschützen und je 3 bis 7 Kilometer voneinander entfernt, sowie die unvollendete Festung Widdin. Die dritte Stellung bildet die Hauptstadt Sofia, die im Westen durch Verschanzungen auf einem vorliegenden Höhenzug stark gesichert ist. Außerdem hat Bulgarien an der Donaugrenze gegen Rumänien die Festungen Nikopoli, Rustschuk und Silistria sowie an der großen westöstlich zum Schwarzen Meere führenden Straße Schumla und Varna. (Siehe Militärwochenblatt 1904, Sp. 105.)

Rumänien hat ähnlich wie Dänemark, Belgien, Holland eine große Zentralfestung ausgebaut, nämlich Bukarest mit 18 Panzerforts, 18 Panzerzwischenwerken und einem Gesamtumfang von 75 Kilometern; daneben aber hat es dort, wo ein russischer Einfall zu befürchten ist, die Sperrbefestigungen Galatz, Nemoloassa und Fokschani errichtet, die bestimmt sind, für die Versammlung der eignen Truppen Zeit zu schaffen. An der Eisenbahn Bukarest-Schwarzes Meer (Constantza) sind zur Sicherung des Übergangs über die Donau Vorbereitungen getroffen. Griechenland hat nur am Piräus einige Befestigungen.

Dagegen seien hier noch die russischen Befestigungen am Schwarzen Meer aufgeführt: Otschakow an der Einfahrt in den Dnjepr, Sewastopol als großer Kriegshafen auf der Halbinsel Krim, Kertsch-Jenikale an der Einfahrt ins Asowsche Meer und Batum an der östlichen Küste nahe bei der türkisch-kleinasiatischen Grenze. Im Innern besitzt Rußland außer den schon an der deutsch-österreichischen Grenze und an der Ostsee genannten Festungen noch die vier „Depotfestungen“ Dwinsk, Bobruisk, Kiew, Bendery, die einst selbständige Festungen waren, heute aber nur noch große Stapelplätze von Kriegsmaterial sind.

Wir kehren vom äußersten Südosten und Osten Europas wieder zum Anfang zurück. Im westlichen Mittelländischen Meer liegt wirtschaftlich wie politisch die Hegemonie in den Händen Frankreichs. Ganz abgesehen von dem bedeutenden Fernverkehr, der von Marseille ausgeht, ist für Frankreich das Mittelmeer die breite offne Verbindung mit seiner reichen Kolonie Algier, mit dem Schutzstaat Tunis und mit Marokko. Darin eben liegt der ganz besonders hohe Wert der nordafrikanischen Küstenländer für Frankreich, daß sie dem Mutterlande so nahe sind. Auch in militärischer Beziehung ist die Mittelmeerküste für Frankreich sehr günstig. Der westliche Teil mit seinen versandenden Häfen und Etangs bedarf kaum eines besonders kostspieligen Schutzes. Die

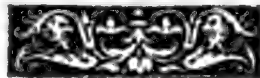
einzige größere Stadt Cette, die bisher noch befestigt war, ist bis auf ein Fort aufgegeben worden. (Militärwochenblatt 1902, Sp. 1159.) Dagegen beginnen von der Rhône, an deren Mündung schon einige Küstenwerke bei Bouc liegen, die großen Städte, die teils als Flottenstützpunkte ausgebaut, teils durch Batterien und sonstige Werke geschützt sind. Marseille und Toulon sind die beiden sehr großen und starken Kriegshäfen, bei Cassis, La Ciotat, Hyères, Tropez, Fréjus, Château d'Agay, Cannes, dem Golf von Jouan und Antibes liegen Küstenbatterien, während Nizza-Villefranche von der Land- und der Seeseite stärker befestigt ist. Dieser europäischen Küste gegenüber liegt die afrikanische mit den Hauptseefestungen und Kriegshäfen Oran, Algier, Philippeville (je mit 12 Torpedobooten und 6 Unterseebooten ausgestattet [Militärwochenblatt 1905, Sp. 1325]) und dem sehr bedeutenden Bizerta, das wir schon als Ausfallhafen gegen Sizilien genannt haben. Die andern Befestigungen bei Bône, Tunis und Sfax sowie auf der Insel Djerba spielen daneben eine untergeordnete Rolle.

Während in Nordafrika und in dem eigentlichen Festlande das Hauptgewicht der Verteidigung in der Landarmee liegt, ist die Insel Korsika ein isoliertes Gebiet, nach dessen Besitz wohl eine fremde Macht durch die Landung von Truppen streben könnte. Hier handelt es sich deshalb vor allem um die Sperrung der Haupthäfen und um besondern Küstenschutz. Als wichtigster Stützpunkt der Flotte wird zurzeit Porto Vecchio im Südosten ausgebaut, während die andern Häfen für die großen Kriegsschiffe ungeeignet sind. Bastia, Bonifacio, Ajaccio sind zu Land und zu Wasser gedeckt, in Calvi und Ile Rousse an der Nordwestküste sind Neuanlagen geplant. Unterseeboote werden auch hier überall zur Verteidigung eine große Rolle spielen.

Noch bleibt uns übrig, kurz die Pyrenäenhalbinsel zu besprechen. Von Frankreich durch das hohe, schwer passierbare Gebirge getrennt, bedarf es an dieser Grenze nur geringer Anlagen. An der im Osten vorüberführenden Straße hat Frankreich die alte Festung Perpignan 1904 bis auf die Zitadelle vollständig aufgegeben und sie aus der Reihe der Festungen gestrichen, während bei Port Vendres nur noch der Torpedohafen und einige Sperrposten geblieben sind. (Militärwochenblatt 1904, Sp. 1471 und 1692.) Spanien hat dagegen an dieser östlichen Straße die alten Plätze Figueras und Gerona, von denen das letzte für den Ausbau als verschanztes Lager vorgemerkt ist. Auch im Westen hat Frankreich abgerüstet und von Bayonne nur noch die Zitadelle erhalten, während Spanien in Fuentarrabia—San Sebastian am Meer ein großes verschanztes Lager hat. Pamplona, Jaca und das schwache Lerida sollen helfen, die nördlich vom Ebro liegenden Provinzen zu schützen, während am Ebro selbst für den Ausbau von Miranda am Oberlauf, Zaragoza am Mittellauf, Tortosa am Unterlauf wohl der Wille vorhanden ist, das Geld aber anscheinend fehlt. Wichtiger noch als für den Fall eines französisch-spanischen Konflikts mögen diese Festungen für die Niederhaltung eines innern Aufruhrs werden. Während sonst das ganze Binnenland außer einigen ältern wenig wertvollen Plätzen keine Festung weiter aufweist, liegen an der Küste eine ganze Reihe stolzer Städte mit befestigten Häfen, von denen wir als wichtigste nennen: Santoña, Santander, Ferrol, La Coruña im Norden, Vigo (neuerdings ver-

stärkt) im Nordwesten, Cadiz, Tarifa, Algeciras im Süden, Cartagena, Valencia, Barcelona im Osten. Dazu kommt noch Ceuta an der Küste Nordafrikas und Mahon und Palma auf den Balearen. Portugal hat in Lissabon eine sehr starke Zentralfestung ähnlich wie Belgien in Antwerpen und an der von Lissabon nach Spanien führenden Eisenbahn die mit Außenwerken befestigte Stadt Elvas. Und zum Schluß sei noch auf die als uneinnehmbar geltende englische Felsenfeste Gibraltar hingewiesen, die jedenfalls, wenn sie auch die Meerenge nicht durchaus sperrt, doch ebenso wie Malta ein wichtiger Stützpunkt der englischen Flotte ist.

Es ist ein langer Weg, den wir durch ganz Europa zurückgelegt haben, und diese große Menge durch das gegenseitige Mißtrauen geschaffner Festungen und Schutzanlagen ist eigentlich ein düsteres Bild. Aber es ist auch ein Bild großer selbständiger Macht und großen Reichtums, der sich hinter diesen Stahlpanzern und Wällen und Kanonen immer mehr und mehr anhäuft. Gewappnet bis an die Zähne, trotzig einander drohend suchen die Staaten Europas nicht den Krieg, sondern den dauernden, sichern Frieden.



Christentum und Kirche in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft

In gewissen Kreisen ist die Meinung verbreitet, die konfessionelle Spaltung gefährde das Deutsche Reich. Mir scheint diese Furcht auf Einbildung zu beruhen. Den ihre Einheit rühmenden Katholiken halten die Protestanten mit Recht entgegen, die Zerklüftung des Protestantismus beweise nicht Schwäche, sondern einen geistigen Reichtum, aus dem Kraft quelle. Warum sollte das nicht auch vom ganzen deutschen Volke gelten, das sich außer den vielen protestantischen Denk- und Glaubensrichtungen auch noch der katholischen erfreut? Wenn Parteihaß einen Staat zerstörte, dann brächten die Protestanten das Zerstörungswerk für sich allein fertig, denn die Simplicissimusleute und die konservativen Protestanten, die Linksliberalen und die ostelbischen „Brotverteuerer“, die Sozialdemokraten und die „Scharfmacher“ hassen einander weit grimmiger als die gläubigen Protestanten und die Katholiken. Wäre Übereinstimmung des ganzen Volkes in einem religiösen oder religionsfeindlichen Glauben die unentbehrliche Grundlage des Staates, dann gingen wir auf alle Fälle der politischen Auflösung entgegen, denn durch die Vernichtung des Katholizismus würde die Fülle der Glaubensmeinungen, der metaphysischen und ethischen Theorien noch bunter werden, als sie so schon ist. Einheit erzwingen wollen in einer Zeit, die zu immer stärkerer Differenzierung fortschreitet, ist Utopie. Als Ziel der konfessionellen Entwicklung sollen wir nur eine Einigung im Auge behalten, die sich darauf beschränkt, daß die positiv gerichteten religiösen Parteien einander gegenseitig verstehn, einander die historische und die ideelle Berechtigung

zuerkennen, womit die Gehässigkeit, die in der konfessionellen Kontroverse vielfach noch zutage tritt, und gewisse häßliche Begleiterscheinungen des Streites von selbst wegfallen würden — nicht die Gefahr, die nicht beseitigt zu werden braucht, weil sie nicht vorhanden ist; Unbequemlichkeiten freilich erwachsen dem Staate aus der Mehrheit der Konfessionen; die muß er sich gefallen lassen wie die übrigen Unbequemlichkeiten unsers verwickelten Kulturlebens. Als einen tüchtigen Schritt zur erreichbaren Einigung darf man ein Sammelwerk begrüßen, das die Firma B. G. Teubner in Leipzig und Berlin veranstaltet. Es ist: Die Kultur der Gegenwart betitelt und soll in zwei Teilen und vierundzwanzig Abteilungen alle wichtigen Kulturgebiete behandeln. Die soeben erschienene vierte Abteilung des ersten Teils, herausgegeben von Paul Hinneberg, hat zum Gegenstande: Die christliche Religion mit Einschluß der Israelitisch-jüdischen Religion (zwei fortlaufend paginierte Bände Lexikonformat von zusammen 752 Seiten, gebunden 11 und 8 Mark). Das spezifisch Katholische ist von katholischen Gelehrten behandelt worden, und die zusammen arbeitenden Vertreter der beiden Konfessionen sind einander so weit entgegen gekommen, als es unter den heutigen Umständen möglich ist. Eine kurze Überschau soll das zeigen.

Die alttestamentliche Religion hat Julius Wellhausen bearbeitet. Ohne gelehrten Apparat stellt er hier gemeinverständlich und anziehend dar, was er in dicken gelehrten Bänden bewiesen zu haben glaubt. Das Hauptergebnis seiner Forscherarbeit, die sich auf eine Reihe demselben Ziele zustrebender Vorarbeiter stützt, besteht bekanntlich darin, daß es eine mosaische Gesetzgebung niemals gegeben habe; daß die Priester sie erfunden hätten, um dem Jahvekult Autorität zu verleihen, der dem von den Propheten geläuterten Gottesbegriff zum Siege über die alte Naturreligion verhelfen sollte, daß demnach die Bücher des Alten Testaments, die sich als die ältesten geben, in Wirklichkeit die jüngsten seien, und daß im Sinne dieser aus edeln Beweggründen unternommnen Erdichtung die Königsgeschichte überarbeitet worden sei. Sollte diese Auffassung heute wirklich in der protestantischen Theologie unbestrittene Geltung erlangt haben? Was ich gelegentlich dagegen eingewandt habe, das hat ja kein Gewicht in der wissenschaftlichen Welt. Aber in der zweiten Ausgabe der Real-Enzyklopädie von Herzog und Plitt hat vor zwanzig Jahren Herm. L. Strack die Unhaltbarkeit der Graf-Wellhausenschen Hypothese nachgewiesen (in dem Artikel: Pentateuch), und seine Gründe scheinen mir unwiderleglich zu sein. Ob eine neuere Ausgabe der Enzyklopädie einer andern Auffassung Raum gegeben hat, weiß ich nicht, doch meine ich auf jeden Fall, der Herausgeber des Sammelwerks hätte in einer Anmerkung konstatieren sollen, daß es noch angesehene protestantische Theologen gibt, die von Wellhausen bedeutend abweichen. Übrigens fühlt dieser selbst die Unzulänglichkeit seines Versuchs, die göttliche Offenbarung aus der israelitischen Geschichte hinauszuargumentieren. Er schildert den Gegensatz der Propheten und überhaupt der großen Denker zur Kultur ihres Volkes und ihrer Zeit und fragt: „Woher aber kommen in Israel (und analog in Griechenland) diese Männer des Geistes? Die Israeliten sagen: Jahve hat sie erweckt, es sind die Männer Gottes. Eben in diesen Männern sehen sie die Offen-

barung Gottes, eine Offenbarung außerhalb solcher lebendiger Träger kennen sie nicht. Über diese Antwort werden auch wir schwerlich hinauskommen, obwohl das gottbegnadete Individuum dabei Mysterium bleibt. Denn wenn man von innerer Anlage der Griechen und der Israeliten redet, so ist das keine Lösung des Rätsels, sondern nur eine Verschiebung. Noch weniger freilich werden die Israeliten dadurch begriffen, daß sie Semiten, oder die Griechen dadurch, daß sie Indogermanen sind." Die Analogie mit den Griechen leugne ich. Plato verstehn wir durchaus als Blüte der humanen hellenischen Volksart, aber Jesajas und das humane Deuteronomium nicht als Erzeugnis des blutgierigen wildfanatischen Semitismus Vorderasiens. Zu dem ersten Mysterium des Volks- oder Rassengenius kommt also hier ein zweites.

Adolf Jülicher schreibt über „Die Religion Jesu und die Anfänge des Christentums bis zum Nicänum".. Gleich auf der ersten Seite finden wir einen Gedanken, den ich schon oft ausgesprochen habe. „Mit allen Urzeiten hat die des Christentums das gemein, daß sie zum großen Teil im Verborgnen liegt." Fügen wir mit einem neuern protestantischen Apologeten bei, das müsse so sein, weil ein Glaube, der auf unwiderleglich nachweisbaren, in derber Körperlichkeit sichtbaren Tatsachen beruhte, keine sittliche Tat und überhaupt kein Glaube mehr wäre. Doch liegen die Person, die Geschichte und die Lehre Jesu nicht so im Verborgnen, daß gar nichts zuverlässiges darüber auszusagen wäre. „Meist hebt sich [in den Evangelien] das Fremde von dem Ursprünglichen so deutlich ab, der Diamant von dem geschliffnen Glas, daß das Vertrauen zu diesem Echten, das neben allem glitzernden Schein seine einzigartige Leuchtkraft behauptet, wahrlich kein leichtfertiges ist. . . . Die Zeit, wo man in der Wissenschaft fragen durfte, ob es einen geschichtlichen Jesus gegeben hat, ist vorüber. . . . Der Zauber frischen Lebens, der das Bild Jesu noch in den ungeschickten Holzschnitten der Synoptiker umwebt, spottet jeder Hypothese, die ihn zu einem bloßen Produkt religionsgeschichtlicher Faktoren oder gar zum Helden eines pseudogeschichtlichen Romans degradieren will." Demnach findet der neueste derartige Versuch, der von Kalthoff, keine Stelle mehr in der Wissenschaft. Was nun die Bedeutung dieser wunderbaren Persönlichkeit betrifft, der die geschichtliche Wirklichkeit nicht abgesprochen werden kann, so schreibt der Verfasser ganz richtig: „Wer Ernst macht, hat bei Jesus nur die Wahl zwischen dem Zugeständnis eines neuen Geistes voll neuer Gewalt, der natürlich auch die Zukunft für sich in Anspruch nahm, oder [der Annahme] einer wahnsinnigen Selbstüberhebung, die kein eschatologischer Enthusiasmus entschuldigt, einem [eines] verblendeten Verkennen[s] seiner Zeit, das ein Zutrauen zu dem Urteil des so schwer Enttäuschten auch sonst nicht duldet." Jülicher wählt selbstverständlich das erste. „Paulus [auch den machen die um Kalthoff zu einer mythischen Figur] ist für uns die klarste Gestalt im Neuen Testament." Aus der Darstellung der Lehre des Apostels heben wir die folgenden schönen Sätze hervor: „Mit felsenfestem Vertrauen sieht er dem Tage entgegen, wo mit der letzten Sünde auch der Tod aus der Welt verschwindet, nicht etwa dadurch, daß alles sich in nichts auflöst, was ja gerade der höchste Triumph des Todes wäre, sondern dadurch, daß alles voll ausgefüllt wird von göttlicher Lebenskraft, Gott

alles in allen ist. . . . Da bleibt kein Raum für eine Hölle mit ewigen Qualen der Verdammten, nicht einmal dem Satan wird ewige Pein zugedacht; die von der Sünde nicht lassen konnten, versinken eben in den Tod, das heißt in das Nichts, und wenn kein Objekt für diesen Vernichter mehr übrig ist, ist er sich selbst anheimgefallen; auf dem Platz bleiben nur Gott und die Guten." Folgende Stelle, die Paulus ganz katholisch erscheinen läßt, wird den Katholiken zu großer Genugtuung gereichen. „Befangenheit in allgemeinen Vorurteilen seiner Zeit [wie das der Unterordnung des Weibes unter den Mann oder das der Dämonenfurcht] . . . wird man ihm billigerweise nicht schwer anrechnen. . . . Sehr massive Vorstellungen von fast zauberhafter Wirkung eines Exkommunikationsdekrets verrät er 1. Kor. 5, 4 ff.; Taufe und Abendmahl als eigentliche Sakramente, heilige Handlungen mit physisch-sittlicher Wirkung auf jeden Teilnehmer hat er, durch seine Christusmystik unterstützt, in den Mittelpunkt eines neuen Kultus gerückt; ich zweifle nicht, daß er auch von feierlicher Handauflegung unter Anrufung des Namens Christus eine Übertragung höherer Kraft auf das Objekt erwartete." Die Gnosis des zweiten und des dritten christlichen Jahrhunderts wird ganz in der hergebrachten Weise charakterisiert; Eugen Heinrich Schmitt, der diese Schwärmerei als die höchste und die wahre Religion und Philosophie preist, scheint also in der theologischen Welt nicht durchgedrungen zu sein. Nur dem Marcion, der von Haus aus ein ehrlicher und enthusiastischer Pauliner gewesen sei, habe die Kirche unrecht getan, sonst sei sie mit ihrem Kampfe gegen die Gnostiker im Recht gewesen. Diesem Kampfe verdanke sie die Förderung ihrer Organisation und die Begründung einer christlichen Wissenschaft, freilich aber sei sie nicht ohne Schädigung daraus hervorgegangen: „Mit seinem Mißbrauch der Gedankenfreiheit hat der Gnostizismus die Kirche auf endlose Zeit herübergedrängt nach der andern Seite, zu einem förmlichen Kultus der Tradition, zu einem schließlich bornierten Zorn gegen jede neue Knospe oder gar Blüte." Wie im Kampfe gegen die Gnostiker und sonstige Feinde die Gemeindeverfassung und die Hierarchie ausgebildet worden sind, wird sehr schön dargestellt. In Sätzen wie die folgenden findet die katholische Kirchenverfassung ihre Rechtfertigung: „Selbst die besten Geschütze [wie der Bibelkanon und die regula fidei] helfen nicht, wenn man keine Bedienung für sie hat. Die Willkür wird zuletzt mit jeder Formel und mit jeder Tradition fertig, falls ihr kein fester Wille gegenübersteht. Solcher Wille lebt nur in Menschen. Bewundernswert still und leicht hat die christliche Religion die Mannschaft für ihre Festungswälle geworben und sie streng militärisch organisiert. Jede Gemeinde zerfällt um 150 in Leitende und Geleitete, in Gebende und Empfangende, in Klerus und Laien. . . . Die Kleriker sind Berufsbeamte, allesamt auf Lebenszeit berufen; für ihren Unterhalt sorgt die Gemeinde, die sich wenigstens den Bischof selber wählt, aber ihn nicht etwa absetzen kann. . . . Trotz allen Bitterkeiten, die Tertullian über den numerus episcoporum ausgießt, der sich an die Stelle der Kirche setze, ist die Einrichtung des Bischofsamts für die Kirche ein Segen, ist sie unvermeidlich gewesen. Bei der Menge von Aufgaben, die sich die Gemeinden gestellt hatten, waren Menschen nötig, die sich ihnen nicht nur gelegentlich widmeten: die Abhaltung des Gottesdienstes, die Auslegung der Schrift,

die Prüfung auftretender Lehrer, die Unterweisung der Taufkandidaten, die Propaganda unter den Ungläubigen, die Seelsorge unter den Gläubigen, Aufsicht über die sittlichen Zustände in den Familien, Pflege der Armen und Kranken, Fürsorge für würdige Bestattung der Toten, Aufrechterhaltung des Verkehrs mit andern Gemeinden erforderten die volle Kraft von mehr als einem Manne; und je bedrängter die Lage der Kirche war, um so größere Vollmacht mußte sie ihren Leitern anvertrauen.... Die Gemeinden um 200 wollten regiert werden, darum wurden sie regiert; der Klerus hat sich in die Kirche nicht räuberisch eingeschlichen, sondern ihr nur den Willen getan. Durch das monarchische Regiment wurden den Gemeinden die zumal auf hellenischem Boden sonst grassierenden Parteitreibereien erspart, und wie sollten zweifelhafte Fragen der Lehre oder der Disziplin auf Synoden anders entschieden werden als durch Majoritätsbeschlüsse der berufnen Vertreter der Gemeinden — wenn eben ihre definitive Entscheidung als dringendes Bedürfnis erschien?" Es versteht sich, daß die monarchische Entwicklung nicht eher zur Ruhe kommen konnte, als bis sie in der monarchischen Spitze der Gesamtkirche ihr Ziel erreicht hatte. Nachdem Jülicher die Wurzeln des werdenden Kirchenrechts aufgedeckt hat, fährt er fort: „Man kann der Kirche vorwerfen, daß sie in dem Maße, als sie sich ausbreitete, durch ihre Rechtsordnungen den Staat geschwächt hat; allein man darf nicht vergessen, was sie ihm brachte, indem sie ihn einschränkte. Der Bund zwischen christlicher Kirche und Staat hat die zivilisierte Menschheit auf eine höhere Stufe gehoben. Erst in diesem Bunde ist der Mensch im Menschen zur Anerkennung gelangt, und sind der geschichtlichen Entwicklung die Ziele gesteckt worden, zu denen sie sich jetzt bewegt. Der wahre Kosmopolitismus, die Ideen der geistigen Freiheit, der Gleichheit und Brüderlichkeit sind erst auf diesem Boden eine Macht geworden, und die christliche Gottesidee bestimmte als ein still aber mächtig wirkender Koeffizient den Gang der Geschichte und sicherte wie den Adel so die Verantwortlichkeit der Persönlichkeit." Was insbesondre den römischen Staat betrifft, so wurde die Kirche, genauer „die bischöfliche Konföderation", ein internationaler Staat in diesem Staate. „Sie schob sich an die Stelle des zentralen römischen Militarismus; denn dieser versagte nicht nur, sondern wurde, indem er auseinanderfiel, eine Hauptursache des Verfalls des Staats; die Legionen waren die permanenten Herde der Revolution und die Generale die gebornen Prätendenten.... Was die Zeit und der Staat verlangten, war eine universale, monotheistische Religion — von pyramidaler Struktur, also mit breitester Basis und einer sicher [deutlich?] ausgebildeten Spitze, philosophisch und sakramental zugleich. Warum sollte man eine solche Religion erst konstruieren oder erfinden? Sie war schon vorhanden. Im Christentum war das alles viel besser gegeben, was Elagabal, Alexander Severus und Maximus Daza gesucht hatten, und dazu besaß es ein mächtiges Priestertum, das dem Staate die zuverlässigsten Kräfte zuzuführen vermochte. Die Religionsentwicklung innerhalb des Staats führte also direkt auf das Christentum," und Konstantin hat das erkannt. Beide Teile verloren und gewannen bei der Verbindung miteinander. Die Kirche „wäre niemals die große, einheitliche Kirche geworden ohne die Hilfe des Staates".

Die orientalische Kirche, die russische mit einbegriffen, ist ein halb toter Körper und bereitet darum einer genauen und wahrheitsgetreuen Beschreibung viel weniger Hindernisse und Schwierigkeiten als die sehr lebendige, wandelbare und vielgeteilte abendländische. Das Urteil über sie steht denn auch allgemein fest, und eine Abhandlung „Griechisch-orthodoxes Christentum" mußte zwar der Vollständigkeit wegen aufgenommen werden, aber ihr Verfasser, Nathanael Bonwetsch, hat uns nichts neues zu sagen, und wenig, was besonders hervorgehoben zu werden verdiente. Doch mag eine Stelle aus der Charakteristik der griechischen Kirche des vierten und des fünften Jahrhunderts mitgeteilt werden. „Mit aller Energie nahm die Kirche den Kampf auf gegen die Unzucht. Die in dieser Hinsicht sittliche Haltung vieler Kaiser ist ein Zeichen für das, was die Kirche hierin erreichte. Aber eine Verchristlichung des Hauses ist nicht erfolgt. Ebenso blieb der Unterrichtsbetrieb vorchristlich. Die in vieler Hinsicht so glänzend vertretne Predigt verliert doch schon durch Rhetorik an lebenskräftigem Inhalt. Dazu erscheint schon jetzt das ganze Leben in der Ehe und im Beruf nur noch als ein halb frommes, von dem darum ein völliges Durchdrungensein von christlichem Sinn nicht mehr gefordert werden könne. Das sittliche Ideal ist nämlich jetzt das Mönchtum. Das hellenische Bild des asketischen Weisen, dem Orient entstammender Dualismus und der christliche Gedanke ungeteilter Hingabe an Gott sind hier unter einer neuen lebendigen Empfindung von der Größe der religiösen Güter zur Einheit verschmolzen."

Zwei Katholiken berichten über die katholische Kirche des Abendlandes. Aus Karl Müllers „Christentum und Kirche Westeuropas im Mittelalter" heben wir nur hervor, daß er zeigt, wie der Feudalismus und Heinrich der Dritte die eigentlichen Begründer der mittelalterlichen Theokratie gewesen sind; denn dieser deutsche Kaiser, der die Vollstreckung der kluniazensischen Reform übernahm, ist es gewesen, „der die Wendung erzwang, durch die das Papsttum zu seiner neuen universalen Stellung emporgeführt und in den welterschütternden Kämpfen zwischen Kirche und Staat die eigentliche Papstkirche begründet wurde". Giesebrecht hat das schon vor vierzig Jahren klargemacht, aber Gemeingut der Gebildeten scheint die Kenntnis dieser Tatsache noch nicht geworden zu sein. Franz Xaver Funk schreibt über „Katholisches Christentum und Kirche Westeuropas in der Neuzeit". Wir führen sein Urteil über die Jesuiten an. Die Ausbreitung des Ordens und der Einfluß, den er errang, bewiesen „ebenso seine Energie wie das Vertrauen, das ihm zuteil wurde. Diese Stellung war aber nicht ohne Gefahren. Sie weckte in ihm ein hohes Selbstbewußtsein, und er zeigte seine Eigenmächtigkeit bisweilen auch gegenüber dem Apostolischen Stuhl, namentlich in den Missionen von Indien und China, wo er sein Akkommodationsverfahren auch nach seiner Verwerfung durch die oberste Kirchenbehörde noch längere Zeit fortsetzte. [In dieser Angelegenheit haben jedoch damals Männer wie Leibniz den Jesuiten recht gegeben, und heute tun das wiederum Kenner Chinas.] Noch mehr machte er seine Stellung gegenüber den andern kirchlichen Kreisen geltend. Im Kampfe gegen theologische Schulen und Parteien war er nur zu sehr selbst Partei; im Jansenistenstreit betätigte er einen Eifer, der weithin verletzend wirken mußte. So erstanden ihm auch zahlreiche Gegner. Die Mängel

und Fehler wurden zwar reichlich durch die großen Verdienste aufgewogen, aber sie boten den Gegnern immerhin eine Waffe usw." Diese Darstellung ist matt und oberflächlich, aber Bedeutung verleiht ihr der Umstand, daß sie in den Tagen, wo Hoensbroech in der akatholischen Presse das große Wort führt, in eine von protestantischen Theologen veranstaltete Sammlung Aufnahme gefunden hat. Nicht allgemein bekannt dürfte die Tatsache sein, die Funk aus der Zeit der französischen Revolution anführt, daß von der Erlaubnis zu heiraten, die die Zivilkonstitution von 1790 dem Klerus gewährte, zweitausend Priester, darunter einige Bischöfe, Gebrauch gemacht haben. Die Geschichte der katholischen Kirche in Großbritannien fertigt der Verfasser mit fünf Zeilen ab, ohne die blutigen Katholikenverfolgungen zu erwähnen. Hat er sich damit das Recht erkauft, über die spanische Inquisition und die blutige Verfolgung der Protestanten in den Niederlanden schweigen zu dürfen, oder haben sich die sämtlichen Mitarbeiter dahin verständigt, daß die partie honteuse der Kirchen pietätvoll verdeckt zu lassen sei? Das zweite scheint der Fall zu sein, denn auch die Hexenprozesse werden, wenn ich nichts übersehen habe, nur zweimal genannt, eben nur genannt. Diese Praxis halte ich nicht für richtig. Gewiß ist es verwerflich, wenn man, wie Hoensbroech tut, statt der Geschichte einer großen Institution nur ihre Skandalchronik gibt, aber erwähnt werden muß das Skandalöse in einer Darstellung des Kirchenwesens; denn soweit hat Hoensbroech Recht, daß dieses Skandalöse die Göttlichkeit der Kirche im dogmatischen Sinne des Wortes widerlegt, und zwar nicht bloß die der Papstkirche, sondern auch die der Kirchen von Genf und Wittenberg. Dieser Folgerung scheint ein andrer katholischer Mitarbeiter, Mausbach, vorbeugen zu wollen, indem er schreibt, die Unfehlbarkeit komme nur dem Lehramte, nicht dem Hirtenamte der Kirche zu. Lehre und Praxis sind jedoch unlösbar miteinander verschmolzen, und die zweite kann nur insoweit christlich genannt werden, als sie die Verwirklichung der ersten ist. Die Hexenprozesse sind ebenso wie die Exorzismen die praktische Betätigung des Dämonenglaubens, und indem die Zauberei teils als Betrug oder Halluzination, teils als böswillige Verleumdung, die sogenannte Besessenheit als eine Krankheit erwiesen wird, enthüllt sich die kirchliche Dämonenlehre als ein heidnischer Aberglauben. Die Geschichte der Ketzerverfolgungen und der Religionskriege aber muß man darstellen, um die christliche Kirche von einem schweren Vorwurf einigermaßen zu entlasten. Eine wahrheitsgetreue Darstellung nämlich beweist, daß abgesehen von den Ketzerstreitigkeiten des vierten und des fünften Jahrhunderts, die aus der griechischen Disputierwut entsprangen, der Glaubensfanatismus einzelner Schwärmer immer nur dann blutige oder flammende Exzesse erzeugen konnte, wenn sich irgendein politisches Interesse seiner als Vorwand bediente, daß also diese traurigsten Begebenheiten der Weltgeschichte keineswegs so eng mit dem Wesen der Kirche zusammenhängen, wie man gewöhnlich annimmt, und daß sie in keiner Zeit der Gesinnung der Masse der gläubigen Christen entsprochen haben. Über die plenitudo potestatis super gentes et regna, die der Cäsarenwahnsinn mittelalterlicher Päpste in Anspruch nahm, schreibt Funk, die Absetzung der Königin Elisabeth durch Pius den Fünften im Jahre 1570 sei der letzte bedeutsame Akt gewesen, in der sich diese Anmaßung äußerte.

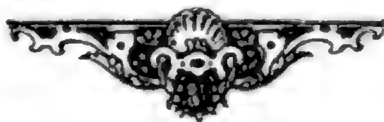
Der französische Episkopat habe im ersten der vier gallikanischen Artikel dem Papste dieses Recht abgesprochen und die weltliche Gewalt für unabhängig erklärt, und 1826 hätten die französischen Bischöfe diese Erklärung wiederholt. „Ähnlich verwarfen die Bischöfe Irlands am 25. Januar 1825 jede direkte oder indirekte Jurisdiktion oder Gewalt in weltlichen Dingen, die sich der Papst im britischen Reiche zueignen könnte. Seit dieser Zeit besteht über den Punkt keine ernstliche Kontroverse mehr. Der römische Stuhl hat sich über ihn zwar nicht eigentlich geäußert; nach seiner Gewohnheit, Rechte, die er besaß, oder Lehren, die er vertrat, nicht ausdrücklich zurückzunehmen, konnte er dem Artikel nicht eine förmliche Billigung erteilen; und aus seinem Schweigen zu jenen Äußerungen des französischen und des irischen Episkopats ist nicht etwa Zustimmung zu folgern, da es durch die Umstände geboten war. Immerhin aber darf man aus seinem langjährigen Schweigen schließen, daß das fragliche Recht von ihm selbst nicht mehr festgehalten wird, und wenn es je anders wäre, hat dieses Recht durch den Lauf der Dinge in der Neuzeit tatsächlich jede Bedeutung verloren." Nach einer Übersicht über die Entwicklung der kirchlichen Orden, besonders in Frankreich, heißt es: „Bei den segensreichen Diensten, die ein großer Teil der Orden der Menschheit leistet, wird kein Unbefangner dieser Entwicklung seine Achtung versagen. Andrerseits drängt sich aber auch dem Katholiken die Frage auf, ob hier nicht zugleich eine Hypertrophie vorliegt, und ob darin nicht auch einer der Gründe zu erblicken ist, aus denen jüngst in Frankreich der gewaltige Rückschlag gegen die Orden eintrat. Und die gleichen Bedenken erheben sich gegenüber einigen andern Erscheinungen, wie die starke Zunahme der Wallfahrten und Pilgerfahrten, der Häufung der Ablässe, der Einführung neuer kirchlicher Andachten. Man mag, weil es wie in allen so besonders in diesen Dingen schwer ist, Maß zu halten, hier ein mildes Urteil walten lassen. Aber auch so vermag der ruhige Beobachter den Gedanken nicht zu unterdrücken, daß hier die richtige Grenze überschritten, mehr äußere Werkheiligkeit als innere Frömmigkeit gefördert wird. Am meisten zu beklagen ist, daß es hier auch die kirchlichen Obern teilweise an der entsprechenden Einsicht und Vorsicht fehlen lassen." Über die Kirchenspaltung urteilt Funk: „Die Zeit hat den Beweis geliefert, daß die religiöse Spaltung, so sehr sie einerseits zu beklagen ist, doch andrerseits auch wieder dem Guten dienen kann. Tatsächlich besteht sie demnächst seit vier Jahrhunderten, und es ist keine Aussicht, daß sie je wieder gehoben werde. Mögen darum die einzelnen Konfessionen bewahren, was sie Wahres und Gutes zu besitzen glauben, und mehr und mehr lernen, in gegenseitigem edelm Wetteifer miteinander im Frieden zu leben."

„Protestantisches Christentum und Kirche in der Neuzeit" von Ernst Troeltsch ist der längste und zugleich der wertvollste sämtlicher Beiträge. Er enthält das Schönste, Beste, Gründlichste und Klarste, was ich jemals über die Entwicklung des protestantischen Glaubens, Lebens, Kirchentums und Sektenwesens gelesen habe, und er ist mit einer grundehrlichen Wahrhaftigkeit geschrieben, deren klarer Blick von keinem Vorurteil, von keiner Leidenschaft getrübt wird. Möge ein Sonderabdruck diese unvergleichliche Leistung den allerweitesten Kreisen zugänglich machen! Der Versuch, den Hauptinhalt auszugsweise mit-

zuteilen, würde nur eine Verstümmelung des schönen Ganzen ergeben. Ich muß mich damit begnügen, auf einige besonders wichtige Gedanken hinzuweisen. Die Größe der Leistung der mittelalterlichen Kirche wird voll anerkannt. Aber „die christliche Idee war mit dem Katholizismus nicht erschöpft und befreite sich bei der allgemeinen Gärung des Systems zu einer gemütvollen und tiefsinnigen Neubildung, ebenso wie neben ihr die andern Kräfte des künstlerischen, wissenschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Lebens sich verselbständigten". Was schon Ranke erkannt hatte, daß das lutherische Christentum durchaus eine Frucht des katholischen ist, beweist Troeltsch ausführlich und gründlich in einer glänzenden Darstellung, die der Satz einleitet: „Der Protestantismus ist zunächst in seinen wesentlichen Grundzügen und Ausprägungen eine Umformung der mittelalterlichen Idee, und das Unmittelalterliche, Moderne, das in ihm unleugbar enthalten ist, kommt als Modernes erst in Betracht, nachdem diese erste und klassische Form des Protestantismus zerbrochen oder zerfallen war." Die Stelle, an der Luther das katholische System durchbricht, ist dessen Herz: die Sakramentenlehre. Nach Luther ist die Gnade nicht eine durch Vermittlung äußerlicher Zeremonien eingegossene Kraft, sondern sie wirkt vom gesprochenen Worte aus rein menschlich durch die Vermittlung des Gedankens. Dieses Neue jedoch, das die Zukunft enthielt, wurde für die damalige Gegenwart unwirksam gemacht durch die Verkoppelung mit dem Glauben an die übernatürliche Autorität von Bibel und Kirche und mit der „aufs höchste gesteigerten Lehre von der Erbsünde". Die Wiedertäufer haben den Zukunftskeim ergriffen, aber ihn durch mystische Schwärmerei und sektiererischen Separatismus am Aufgehen gehindert. „Die Zeit war nicht reif für das Täufertum, und das Täufertum war nicht reif für die Zeit." In England ist der Keim zuerst aufgegangen, anfangs noch in enthusiastisch-mystischer Verhüllung bei den Independenten und den Quäkern, dann unverhüllt bei Locke und den übrigen Psychologen, in Deutschland bei den Pietisten. „Der rein innerlich und psychologisch gefaßte göttliche Geist geht leise über in die Vernunftanlage des menschlichen. Daraus folgt schließlich die Idee der staatlichen Toleranz, die Nichteinmischung des rein äußerlichen und legalen Staates in die Innerlichkeit des frommen Gefühls und des Gewissens, die Freigebung der Kirchen- und Gemeindebildung von seiten des Staates, der Independentismus und Kongregationalismus", Ideen und Grundsätze, von denen Luther und Calvin, und noch mehr ihre orthodoxen Jünger und die protestantischen Obrigkeiten, sehr weit entfernt gewesen waren. „Ein Kirchensystem von der Ausschließlichkeit der neuen protestantischen Kirchen kann nicht in einer Mehrzahl von Kirchen existieren, ohne daß diese untereinander in die bittersten Gegensätze geraten; wie nach innen die Polizei, so müssen nach außen die Diplomaten und die Kanonen den symbolischen Büchern ihren Zwangskurs verleihen." Aus der Charakteristik Calvins und seiner Kirche sei zweierlei hervorgehoben. „Nur schwer ergibt sich Luther in die Kleinheit der Christenschar. Calvins Härte, der diese Kleinheit [und demgemäß die ewige Verdammnis der ungeheuern Mehrheit der Menschen] aus dem Wesen Gottes folgerte, ist ihm fremd." Der Calvinismus ist wesentlich asketisch; nur besteht sein Asketismus nicht in zwecklosen Selbstpeinigungen, sondern in rastloser nützlicher Arbeit und im Verzicht auf Genuß.

Die Richtung auf solche Betätigung der Religion wurde durch den Umstand gefördert, daß die Masse seiner Bekenner aus fleißigen und sparsamen Kleinbürgern bestand. So schafft „der Calvinismus durch rationale Anspannung der Arbeitleistung ohne genießende Hingabe an den Arbeitertrag den Boden für die kommende Blüte des Kapitalismus, der von Holland, dem hugenottischen Frankreich und vor allem von England und Amerika ausgeht". Mit der Freiheit, wie sie von manchen heutigen Liberalen verstanden wird, hat der reformierte Republikanismus nichts zu schaffen. „Der leitende Staatsmann Neuenglands, Winthrop (gestorben 1649), definiert in einer seiner Staatsschriften: civil liberty is liberty to that only, which is good, just and honest. Und vor ihm hatte Hooker erklärt, es sei das natürliche Recht der Edeln, Weisen und Tugendhaften, die Sklavenseelen (them, which are of servile disposition) zu regieren." Das entspreche durchaus, meint Troeltsch, dem aristokratischen Gedanken der calvinischen Prädestination. Nach Preisgabe der kirchlichen Kultur sei die Masse der protestantischen Gebildeten heute mit Darwin und Renan beim kirchenfeindlichen Individualismus angelangt. „Ob das alles ein so großer und reiner Fortschritt ist, wie die Lobredner der individualistischen Kultur meinen, und wie die vom Druck der kirchlichen Kultur Befreiten es zunächst wirklich empfanden, das ist hier nicht zu erörtern." Wenn Troeltsch meint, der praktische Amerikaner empfinde den Widerspruch zwischen Kirchenglauben und Wissenschaft nicht, weil er, eben als Praktiker, zu rationalistischer Konsequenzmacherei nicht neige, und weil er noch zu wenig gesättigt sei mit den Ideen, „die auch von der wissenschaftlichen Seite her die Dogmatik auflösen", so möchte ich dazu bemerken, daß die Volksmasse auch in der Alten Welt in diesem Sinne amerikanisch ist, daß nur die denkenden den Widerspruch wirklich empfinden, und daß der Unglaube der Massen, auch vieler Gebildeten, nur gedankenloses Nachplappern ist, das man beliebt, weil man aus irgendeinem weniger idealen Grunde mit der Kirche und ihren Leitern zerfallen ist. Goethe ist nach Troeltsch keineswegs ausschließlich antikisierender Ästhet gewesen, sondern „eine neue Kombination der uralten Elemente der europäischen Kultur, der Antike und des Christentums". Das Christentum, schreibt er im Zusammenhange damit, „hat nie ohne Ergänzungen und Hinzuziehungen existiert". Sehr richtig! Ich habe oft daran erinnert, daß Jesus seine Jünger das Salz der Erde nennt, womit gesagt ist, daß seine Religion eine Würze, aber nicht die alles andre ersetzende Speise für die Menschenseele ist, und gezeigt, daß das Christentum, wenn es wohltätig wirken soll, sowohl der Antike als der weltlichen Kultur bedarf. Aber diese Elemente dürfen wiederum nicht auf die Mitwirkung des Christentums verzichten wollen. Die christliche Liebestätigkeit nennt Troeltsch unentbehrlich, und sie ist nicht das einzige, womit die Kirche der Welt dient.

(Schluß folgt)



Memphis und die Pyramiden

Von Ed. Högl in Eisleben

Wiederholt schon hatten uns die Pyramiden gewinkt, wenn wir auf der Zitadelle Kairos oder auf dem Gipfel des Mokattam stehend die Blicke über die Stadt mit ihrem lärmenden Leben in das stille Feld hinüberschweifen ließen, wo einst die Bewohner von Memphis ihre Toten bestatteten. Doch zunächst reizte uns der Strudel des Kairoer Lebens mehr als das düstere Reich des Anubis. Vor unserem Eintritt in das Land der Pharaonen mußten wir das moderne Ägypten kennen lernen. Jetzt haben wir Kairo nach allen Richtungen hin durchwandert, seine herrlichen Moscheen gesehen und das Leben und Treiben auf seinen Straßen bewundert; wohl möchten wir noch länger hier verweilen, um einen tieferen Einblick in das morgenländische Leben zu gewinnen, als es ein so kurzer Aufenthalt erlaubt, aber der Reiseplan muß bei der knapp bemessenen Zeit streng eingehalten werden, und die für Kairo bestimmte Zeit ist verstrichen. Auch das Wasser des Nils ist schon bedenklich gefallen, und wenn wir in Oberägypten noch die Nildampfer benutzen wollen, wird es die höchste Zeit zum Aufbruch, denn bis Assuan ist es noch eine weite Reise. Doch etwas ist noch notwendig, bevor wir uns dem alten Ägypten zuwenden, das ist der Besuch des großen Museums der ägyptischen Altertümer. Der Khedive Ismail, der so viel getan hat, Ägypten aus vieltausendjährigem Schlaf zu neuem Leben zu erwecken, hat es erbaut und die ungeheuren Schätze, die durch die Ausgrabungen des französischen Archäologen Mariette, der in seinem Auftrage ganz Ägypten bis nach Nubien hinauf durchforschte, zutage gefördert worden sind, darin aufgespeichert. So bietet das Museum einen Einblick in die gesamte Kultur des ältesten Volkes dieser Erde, das in einem geordneten Staatswesen lebte, wie man ihn besser nirgends erhält, weder in den Tempeln noch in den Gräbern der alten Ägypter. Das hätte vor hundert Jahren niemand geahnt, daß der Staub der Wüste solche Schätze berge. Wohl wußte man damals manches von dem großen Kulturvolk, das einst Ägypten bewohnt hat, aus der Bibel und aus den Reisebeschreibungen griechischer und römischer Schriftsteller, wohl sah man mit Bewunderung die Riesenbauten der Tempel und der Pyramiden, die sich in der trockenen Luft Ägyptens so gut erhalten haben, aber wie konnte man eine genauere Kenntnis erlangen von dem Kulturstande dieses längst vergangenen Volkes, von seinen Sitten und Gebräuchen, von seiner Kunst und seiner Wissenschaft, solange noch der Sand der Wüste sorgsam die Gräber verbarg, über die er sich im Laufe der Jahrtausende gelagert hatte, und die in ihrem Innern die Erzeugnisse dieser Kultur unberührt von Luft und Licht bewahrten, und solange noch die geheimnisvolle Schrift, die in den Tempeln die großen Flächen der

Pylonen, die Schäfte der Säulen und die Obelisken über und über bedeckte, ein ungelöstes Rätsel war. Erst als Napoleon mit einem großen Stabe europäischer Archäologen nach Ägypten kam, begann die wissenschaftliche Durchforschung des Landes; man ergründete, was bisher als etwas Mystisches und Wunderbares angesehen worden war, und das „Wunderland" der Pharaonen trat in die Wirklichkeit zurück. Von der einschneidendsten Bedeutung für die Erforschung des ägyptischen Altertums, ein hervorragendes Ereignis in der archäologischen Wissenschaft, war die Entzifferung der Hieroglyphen durch den französischen Gelehrten Champollion. In Rosette im Nildelta fand man einen Basaltblock, der Inschriften in drei verschiednen Schriften aufwies, in Hieroglyphen, in demotischer Schrift — Volksschrift — und in griechischer Schrift. Im griechischen Text der Inschrift las man, daß die ägyptischen Priester angeordnet hätten, dieser Text, der ein Dekret zu Ehren des Ptolemäus Epiphanes enthält, solle dreimal niedergeschrieben werden, und zwar „in heiliger, in demotischer und in griechischer Schrift." Damit war der Schlüssel zur Lösung des Rätsels der Hieroglyphen gegeben, denn die hieroglyphische Inschrift mußte eine Übersetzung des griechischen Textes ins Ägyptische enthalten. Man suchte nach Wörtern, die im Griechischen und im Ägyptischen übereinstimmend lauteten; das konnten nur Eigennamen sein. Man fand den Namen „Ptolemäus", der im ägyptischen Text durch eine Anzahl im Königsringe eingeschlossener Hieroglyphen dargestellt sein mußte. Für eine Reihe von Lauten kannte man jetzt die Zeichen der hieroglyphischen Schrift. Zugleich fand Champollion auf einem Obelisken in Philä zwei Königsringe, von denen einer den Namen „Ptolemäus" enthielt, während der andre, wie aus einer griechischen Inschrift am Fuße des Obelisken hervorging, den Namen „Kleopatra" enthalten mußte. An den Stellen der in beiden Namen übereinstimmenden Laute fand man in der Tat auch die gleichen hieroglyphischen Zeichen. Für die weitere Entzifferung der Hieroglyphen war damit die Grundlage geschaffen worden, und nach einigen Jahren angestrengter Tätigkeit war das Rätsel der Hieroglyphen gelöst. Der Irrtum, in dem man bisher befangen gewesen war, daß die Zeichen der ägyptischen Schrift Symbole ganzer Begriffe wären, war beseitigt, man hatte gefunden, daß sie Laute darstellten, wie jede andre phonetische Schrift, wenn es auch daneben noch eine ganze Reihe von Zeichen gab, die Begriffe ausdrückten. Jetzt konnte man die ungeheure Masse der Inschriften in den Tempeln und den Gräbern entziffern, und man fand eine große Anzahl bekannter koptischer Wörter darunter, sodaß man einen guten Teil der Inschriften übersetzen konnte; im übrigen suchte man ihren Sinn und ihre Bedeutung zu erraten. Nicht lange währte es, und man konnte Inschriften und Papyrus, die in großen Mengen gefunden wurden, lesen und lernte aus ihnen die Geschichte der Ägypter, ihre Staatseinrichtungen, ihre Religion und ihr Wissen kennen.

Die untern Räume des großen Bulaker Museums enthalten die Werke der ägyptischen Skulptur: Sarkophage, Altäre, Stelen, Sphinxe und Statuen, die fast alle dem von den Ägyptern so sehr gepflegten Totenkultus gedient haben. Besonders zahlreich sind die Statuen, die den Toten in die Grabkammern gestellt wurden und nach den religiösen Vorstellungen der Ägypter der Seele des

Verstorbnen zum Aufenthalt dienten, wenn die Mumie der Verwesung anheimfiel. Denn ohne den Körper konnte die Seele nicht leben, und wer wußte, ob nicht die Mumie, so sorgsam man sie auch gegen Verwesung sicherte, endlich doch in Staub zerfallen würde; dann mußte ein Ersatz für den Körper in der Grabkammer vorhanden sein, und dazu sollte die Statue dienen. Diese mußte natürlich, wenn sie die Verbindung von Körper und Seele aufrecht erhalten sollte, ein möglichst getreues Abbild des Verstorbnen sein, und so sind denn auch fast alle ägyptischen Statuen, sofern sie nicht Götterbilder darstellen, Porträtstatuen. Idealfiguren, wie sie die Griechen geschaffen haben, waren den Ägyptern unbekannt; ihre Kunst betätigte sich darin, lebenswahre Bilder zu schaffen, und darin haben sie Hervorragendes geleistet. Mag man den ägyptischen Künstlern auch Unbeholfenheit in der Ausführung ihrer Figuren vorwerfen, die gegenüber den klassischen Werken griechischer Kunst steif und ungelenk erscheinen, die Personen stehn doch vor uns, wie sie vor vier- oder fünftausend Jahren lebten, und ihr Charakter spiegelt sich in ihren Zügen. Was schufen denn die Griechen an Kunstwerken zu einer Zeit, als die ägyptische Kunst längst ihren Höhepunkt überschritten hatte, als sich an den Ufern des Nils von seiner Mündung bis tief nach Nubien hinein herrliche Tempel in großer Zahl erhoben, die geschmückt waren mit den gewaltigen Kolossen der Statuen der Pharaonen aus dem härtesten Gestein? Hölzerne Grabstelen und Zyklopenmauern, nichts weiter. Freilich kann man die Werke der ägyptischen Kunst auch aus ihrer höchsten Blütezeit nicht den künstlerischen Erzeugnissen Griechenlands an die Seite stellen; sie hielten den Vergleich nicht aus. Aber der Boden, auf dem diese Kunst erwuchs, war auch ein andrer. Der Ägypter, der sich in harter Arbeit mühte, seine Lebensbedürfnisse der schweren, ausgedörrten Erde abzuringen, und dessen Handel die Schrecken und die Gefahren der Wüste bedrohten, konnte nie eine Kultur hervorbringen, wie sie sich der lebensfrohe Grieche schuf, dessen gesegnetes Land ihm ohne allzu große Mühe reichen Ertrag lieferte, und dessen Sinn nicht durch den Anblick ungeheurer Wüsten verdüstert, sondern durch den Blick auf das weite blaue Meer erfreut wurde, das seine waldbedeckten Berge bespülte und seine Handelsflotten nach allen Ländern trug. Heiter wie sein Land mußte die Religion des Griechen und damit auch seine Kunst werden; düster und ernst mußte den Ägypter seine Wüste stimmen; er schuf sich keine Götter, die wie Menschen auf dem Olymp thronten und sich an allen Lebensgenüssen ergötzten — Scheusale und Gespenster in widernatürlichen Gestalten, mit häßlichen Tierköpfen auf Menschenleibern betete er an.

Wie lebenswahr die Ägypter ihre Figuren gestalteten, dafür ist das trefflichste Beispiel die berühmte Statue aus Sykomorenholz, die Mariette bei seinen Ausgrabungen in Sakkarah fand und Scheoh el beled (Dorfschulze) nannte, weil die Fellachen, als sie die Figur ans Tageslicht beförderten, ganz ernsthaft erklärten, das sei ja ihr Dorfschulze. Die Statue ist vortrefflich erhalten und stellt wahrscheinlich einen Fronvogt dar, der einen langen Stock in der linken Hand haltend die Feldarbeiter beaufsichtigt. Es ist ein wohlbeleibter Herr, der uns anschaut, als erwarte er etwas von uns. So schaute er vor fünftausend Jahren auf seine Arbeiter. Älter vielleicht noch — man schätzt ihn auf sechs-

tausend Jahre — ist ein Schreiber, der in Kalkstein verewigt worden ist; er hockt demütig auf den Knien, als wenn er soeben sein kalligraphisches Kunstwerk, worin er getreulich die Zahl der Ochsen und der Hühner auf dem Gute seines Herrn verzeichnet hat, seinem Gebieter übergeben hätte und nun mit Furcht und Zagen und unter gespannter Erwartung abwarte, ob er Lob oder Schläge für seine Arbeit empfangen werde. Das stupide Gesicht verrät den niedern Sklaven. Eins der schönsten Werke der ältesten Zeit der ägyptischen Kunst, das schon vor der Erbauung der Pyramiden entstanden ist, ist die Doppelstatue des königlichen Prinzen Rahotep und seiner Gemahlin Nefert. Beide sind bemalt, er dunkel, sie hell. Die Prinzessin trägt eine gewaltige Perücke, wie man sie auch auf Mumienköpfen gefunden hat; ihr Kostüm ist einfach, sie ist in einen hellen Mantel gehüllt, der beinahe bis auf die Füße reicht; ihr Gemahl ist nur mit einem schmalen Lendenschurz bekleidet. Beide sitzen steif auf mächtigen Sesseln. Auch der Erbauer einer der großen Pyramiden von Gizeh, der Pharao Chefren, ist aus seiner Gruft hervorgeholt worden, allerdings nur in steinerner Kopie, aber man merkt ihr an, daß sie den Pharao darstellt; er sitzt majestätisch auf seinem löwengeschmückten Thron, die Hände liegen auf den Knien. Die Statue ist nicht aus Kalkstein, wie die meisten übrigen Figuren, sondern, wie es sich für den Pharao geziemt, aus dem härtesten Material gemeißelt, aus Diorit, damit sie für die Ewigkeit halte. Sie ist mit dem königlichen Kopfschmucke bedeckt, das Kinn ist wie bei allen Pharaonenstatuen und Götterbildern mit dem „Osirisbart“ geziert, einem glatten Zapfen, der wie eine Stütze des Kopfes aussieht. Leider nur als Bruchstück einer großen Statue aus schwarzem Granit ist der wunderschöne Kopf des Pharaos Haremheb oder des Sohnes Ramses des Zweiten, Menephtah, erhalten, ein jugendliches Antlitz mit schwermütigem Ausdruck, von dem Charmes schreibt: „Es war ein Königsjüngling, stehend und in der linken Hand einen mit einem Widderkopf endigenden Insignienstab haltend. Für die jugendliche, fast kindliche Anmut, den süß-melancholischen Zauber dieses gleichsam von der Vorahnung eines schmerzlichen Verhängnisses umschatteten entzückenden Antlitzes gibt es gar keinen Ausdruck. Wie hat man nur in einem so harten Stoffe, wie es der Granit ist, die Augen so frei, die Nase so fein, die Lippen so lebensvoll und weich zu meißeln vermocht, als ob sie in Wachs modelliert wären? Sicherlich stehn wir hier vor einem der schönsten Überbleibsel von dem, was die ägyptische Plastik an Bildsäulen geleistet hat. Ein exquisiteres Werk hat keine Kunst je hervorgebracht.“

Im allgemeinen lassen sich zwei Arten von Statuen unterscheiden, die einen stellen die Personen auf würfelförmigen Sesseln sitzend dar, kerzengerade an eine Platte gelehnt, den Kopf geradeaus gewandt, die Hände liegen auf den Knien, die sich fast berühren, die andern stellen stehende Personen in gerader Haltung dar, die Arme hängen herab und sind selten vom Körper getrennt, der linke Fuß steht etwas vor, auch die stehenden Figuren sind meist hinten durch eine bis zum Kopf hinaufreichende Stütze gehalten, mit der die Körper verwachsen sind. Neben den Männern sind häufig ihre Frauen dargestellt, die sich an den Körper des Mannes anlehnen und diesem kaum bis

an die Schultern, häufig nur bis an die Knie reichen, wodurch das Übergewicht des Mannes veranschaulicht werden soll.

Die Götterbilder sind meist fratzenhafte Ungeheuer. Zu welchen Verirrungen die Ägypter bei der Darstellung ihrer Götter gelangt sind, zeigt die Serpentinstatue der Göttin Taurt, der Hebamme der Göttinnen und Königinnen: ein aufrecht stehendes Nilpferd mit halb geöffnetem Rachen, den Kopf bedeckt die Perücke der Königinnen, die Arme hängen lang herab und laufen in Klauen aus, die sich auf Amulette wie auf Spazierstöcke stützen; der fette Leib und die schlaff herabhängenden Brüste vervollständigen das widerliche Bild. Das war die „große" Göttin, zu der die Wöchnerinnen beteten. Die Statue ist in Theben von Fellachen bei der Feldarbeit gefunden worden.

Bewundernswert ist, wie die Ägypter den härtesten Stein zu bearbeiten wußten, trotzdem daß ihnen nur unvollkommne Werkzeuge zu Gebote standen. Sie müssen mit unglaublicher Geduld das spröde Material mit ihren kleinen Meißeln behandelt haben. Man sieht die Bildhauer auf zahlreichen Bildern an den Wänden der Gräber bei der Arbeit, aus großen Blöcken die Figuren herauszuhauen. Die linke Hand hält den kleinen Meißel, der ursprünglich aus Stein, später aus Metall bestand — ob aus Eisen oder Bronze, ist ungewiß —, die rechte Hand führt den hölzernen birnenförmigen Schlegel. Die Politur erzeugten sie durch Reiben mit Quarzstücken. Welche Mühe muß es gekostet haben, mit solchen Hilfsmitteln eine Figur von mehr als siebzehn Metern Höhe aus einem einzigen Granitblock zu hauen, wie die Kolossalstatue Ramses des Zweiten im Ramesseum bei Theben!

Im obern Stockwerke des Museums werden die Königsmumien aufbewahrt, deren Entdeckung einem glücklichen Zufall zu verdanken ist. Fellachen fanden in der Nähe des Tempels von Der-el-Bahari bei Theben eine Höhle, die voll von Mumien und Gegenständen des Totenkultus war. Die schlauen Burschen verrieten aber den Fund nicht, sondern fingen an, einen schwunghaften Handel mit den gefundnen Gegenständen zu treiben. Allmählich fiel es auf, daß zahlreiche Amulette, Papyrusrollen und Statuen in den Handel kamen, die alle aus der Zeit der achtzehnten Dynastie stammten. Man forschte nach und zwang die Fellachen, den Fundort anzugeben. Die Höhle wurde freigelegt, und man fand darin nicht weniger als fünfunddreißig Mumien von Pharaonen und Angehörigen der königlichen Häuser und Tausende von Gegenständen des Totenkultus, darunter viele goldne und silberne Geräte. Wahrscheinlich haben zur Zeit der zwanzigsten Dynastie, als große Diebesbanden die Gräber der Pharaonen nach Schätzen durchwühlten, die ägyptischen Priester die Mumien der Pharaonen, um sie vor den Leichenräubern zu schützen, zusammen mit dem übrigen Inhalt der Gräber in dieses Versteck gebracht, da sonst die Anhäufung der Leichen in dieser Höhle nicht zu erklären ist. Es war ein reicher Erwerb für das Museum; die Mumien der berühmtesten Pharaonen hatte man gefunden und konnte der staunenden Welt die Männer zeigen, die einst Ägypten beherrscht und seine Wunderbauten errichtet hatten. Da liegt in seinem Sarkophag nach dreitausendjähriger Ruhe aus seiner Gruft hervorgeholt Ramses der Zweite, der „Große", der Pharao der Bibel, der die Juden zu Frondiensten zwang und sie für seine

Riesenbauten Ziegel streichen ließ. In diesem Kopfe, der jetzt eingetrocknet vor uns liegt, aber dessen Gesichtszüge noch deutlich genug hervortreten, daß man den willensstarken Herrscher daraus erkennen kann, entstand einst der Gedanke, den kolossalen Säulensaal des Tempels in Karnak, der auf Erden nicht seinesgleichen hat, das Ramesseum in Theben und viele andre Tempel zu bauen und sie mit Kolossalstatuen seiner Person zu schmücken, und der Wille, der einst diesen Körper regierte, zwang rücksichtlos Hunderttausende von Menschen, die furchtbare Arbeit zu verrichten, die der Bau dieser Riesenwerke forderte. Neben ihm liegt Aahmose, der um 1500 v. Chr. das Land von der fünfhundertjährigen Fremdherrschaft der Hyksos, Beduinen, die aus Syrien eingewandert waren, befreite. Auch die beiden größten Kriegshelden Ägyptens, dessen Pharaonen im allgemeinen nicht an kriegerische Eroberungen dachten, Thutmose der Dritte, der das Reich bis an den Euphrat ausdehnte, und Seti der Erste, der die Hethiter besiegte, ruhn jetzt in den Räumen des Museums. Die Mumien sind wunderbar gut erhalten und zeugen von der Balsamierungskunst der Ägypter. Für die Gräber wählte man sorgsam eine Stelle, die von den jährlichen Überschwemmungen des Nils nicht erreicht wurde, damit nicht das Wasser die Mumien zersetze. Man hat noch kein einziges Grab gefunden, das vom Wasser erreicht würde. Da der Boden von keinem Regen durchnäßt wird, lagen die Mumien vollkommen trocken, sonst hätten sie sich auch trotz der sorgfältigsten Einbalsamierung unmöglich drei-, vier- und mehr tausend Jahre erhalten können. Wie unversehrt oft Mumien gefunden wurden, zeigt der Bericht eines Ägyptologen, der in Theben die Mumie eines jungen Weibes fand: „Ihr Haupthaar, die Rundung und überraschende Regelmäßigkeit ihrer Gestalt überzeugten mich sofort, daß sie ihrerzeit eine Schönheit und in der Blüte ihrer Jahre in das Grab gestiegen war; selbst die Araber waren über die eigentümliche Schönheit ihres Wuchses und die vollkommne Haltung dieser Mumie so betroffen, daß sie dieselbe wiederholt ausgruben, um sie ihren Weibern und Nachbarn zu zeigen.“ Bevor man die Leibe einbalsamierte, schnitt man Herz und Eingeweide heraus, die in besondre Krüge gelegt und der Leiche mit ins Grab gegeben wurden. An die Stelle des Herzens, das nicht in der Leiche bleiben durfte, weil es beim Totengericht vor Osiris gewogen werden mußte, damit das Maß der Schuld, die der Tote auf sich geladen hatte, festgestellt würde, legte man einen Skarabäus aus Stein, das Amulett des heiligen Mistkäfers, der in der ägyptischen Religion von derselben Bedeutung war wie das Kreuz in der christlichen Religion. Dann wurde die Leiche sorgfältig mit Leinwand umwickelt und in einen Sarg gelegt, der die Form einer Mumie hatte. Auf diesen Sarg malte man heilige Sprüche aus dem Totenbuche, von dem auch ein Exemplar mit ins Grab gelegt wurde.

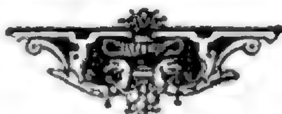
Daneben enthält das Museum eine Anzahl von Skarabäen und andern Amuletten, von Statuetten, von goldnen und bronzenen Ringen, von Schmucksachen und Hausgeräten, die man bei den Mumien fand. Das Kunsthandwerk der Ägypter muß hoch entwickelt gewesen sein; besonders die Schmucksachen sind sehr fein gearbeitet. Aus Perlen, Korallen und Türkisen schnitt man alle möglichen Figuren; zierliche Gefäße fertigte man aus Ton und Terrakotta. Prachtvolle Schmucksachen aus Gold und Silber mit Zellenschmelz sind im Grabe

der Prinzessin Nubhotep ein Dahschur gefunden worden: goldne Brustschilder mit eingelegten Steinen, die so fein sind, daß man sie kaum mit dem bloßen Auge erkennt; goldne Ringe mit eingravierten Namen, Goldmuscheln, in die die Steine in Form einer Lotosblume eingelegt sind. Auf einem goldnen Brustschilde breitet ein Geier seine Flügel über den Pharao aus. Einer der schönsten Gegenstände ist eine Krone aus Golddraht, die aus einem Kranz von Lotosblumen besteht. Erst kürzlich ist wieder ein großes Grab in Theben entdeckt worden, das man Thutmose dem Vierten und der Königin Hatasu zuschreibt; leider waren die Schätze, die man gefunden hat, noch nicht zur Schau gestellt; sie standen in großen Kisten verpackt in der Halle des Museums.

Der erste größere Ausflug von Kairo führte uns zu den Ruinen von Memphis. Frühmorgens mit dem ersten Zuge fuhren wir nach Bedrachein, einem Fellachendorfe etwa zwanzig Kilometer südlich von Kairo, wo das gewaltige Trümmerfeld von Memphis, das sich am linken Nilufer bis nach Kairo hinaufzieht, beginnt. Voll froher Erwartung, die ältesten Kulturdenkmäler der Erde zu sehen, bestiegen wir die Esel, die am Bahnhof in Bedrachein in großer Zahl die Reisenden erwarten, und ritten durch prächtige Palmenwälder nach Sakkarah, der Stätte des alten Memphis. Der Weg führt an den Ruinen des Tempels des Sonnengottes Ptah vorbei, einst des höchsten Gottes der Ägypter, als Memphis die Hauptstadt Ägyptens war. Der sagenhafte König Menes, der der erste menschliche König Ägyptens gewesen sein soll, nachdem die Götter selbst, Ptah an der Spitze, nach der ägyptischen Überlieferung das Land regiert hatten, soll Memphis gegründet haben. Nach den Königslisten, die der ägyptische Priester Manetho aufgestellt hat, und die uns in den berühmten Steintafeln in dem Tempel von Abydos erhalten sind, soll dies vor siebentausend Jahren geschehen sein. Wir stehn auf den Trümmern der ältesten Kulturstätte der Menschheit! Von Menes beginnt die endlose Reihe der ägyptischen Könige, die mehr als viertausend Jahre lang das Land beherrschten. Etwa zwei Jahrtausende lang hatten sie ihren Sitz in Memphis und schufen dort in der Blütezeit der ägyptischen Kunst des alten Reiches die gewaltigen Bauwerke, die noch heute die Menschheit mit Erstaunen erfüllen.

Von dem großen Tempel des Ptah ist wenig übrig geblieben. Von Palmen beschattet liegen zwei riesige Steinkolosse Ramses des Zweiten, die einst zu Ehren des Pharaos im Tempel errichtet worden waren, am Boden; neben dem einen, der acht Meter lang und aus Granit gemeißelt ist, steht die zwei Meter hohe gewaltige Doppelkrone, die dem Pharao vom Kopfe fiel, als er stürzte. Alles andre ist verschwunden; wollte man es wieder suchen, so fände man es in den Fundamenten und Mauern der Häuser von Kairo, wohin es die Araber geschleppt haben, die die Trümmer von Memphis beim Bau ihrer Stadt als Steinbruch benutzten. Von Sakkarah überschaut man das ausgedehnte Totenfeld von Memphis; so weit der Blick reicht, reiht sich in der Wüste Grab an Grab, Pyramide an Pyramide.

(Fortsetzung folgt)



Menschenfrühling

Von Charlotte Niese

(Fortsetzung)

8

Die Welt veränderte sich schnell. An einem Morgen war Anneli noch über den Schloßhof gelaufen und hatte sich geschmeichelt gefühlt, von Stina Wöhlcke angeredet zu werden; am nächsten Tage wanderte sie in den Ställen von Falkenhorst umher; der Kutscher und der Ackerknecht verbeugten sich vor ihr, und sie durfte die Teckelhündin Rosa und ihren diesjährigen Sohn Ulfer bewundern, der eigentlich hätte groß werden sollen und nach dem Urteil Sachverständiger doch klein bleiben würde.

So ging es mit mancherlei Dingen. Was groß werden sollte, blieb klein, aber das Umgekehrte konnte auch einmal vorkommen. Bernd Falkenberg sagte diese Weisheit mit wichtiger Miene, wie er denn überhaupt Anneli mit einer gewissen Herablassung behandelte, obgleich sie seine rechte Cousine war, und er auch vollständig bereit war, die Verwandtschaft anzuerkennen.

Es gibt immer einige Leute, die verkehrt heiraten, meinte er. Herr Lindemann sagt, das sei schon immer vorgekommen. Langweilig ist es, und besser wäre es, du hießest nicht gerade ganz einfach Pankow und hättest wenigstens ein „von" vor dem Namen. Aber du hast es nicht, und deine Schuld ist es auch nicht.

Bernd war ein blonder Junge von etwa dreizehn Jahren, der nicht ganz leicht lernte und sich mit seinem Hauslehrer, Herrn Lindemann, oft etwas ergänzte. Aber er hatte ein gutes Herz und würde noch besser gewesen sein, wenn ihn nicht das Bewußtsein seiner Vornehmheit manchmal hochmütig und eigenwillig gemacht hätte.

Ich kriege nämlich das ganze Gut, sagte er schon am ersten Tage seiner Bekanntschaft zu Anneli.

Wann? erkundigte sich diese.

Wenn Papa tot ist.

Wird er denn bald sterben?

Bernds blondes Gesicht rötete sich. Ach nein, natürlich nicht. Ich meine nur, später einmal. Das Vermögen kommt überhaupt von Mama her; Papa hat Falkenhorst nur übernehmen können, weil sie Geld hatte.

Alles das verstand Anneli nicht ordentlich, aber es war ihr auch einerlei. Sie lief in dem weiten Gutshaus umher oder in dem großen Garten, dessen grüne Rasenflächen mit alten Bäumen eingefaßt waren, sie freute sich über den Hühnerhof und über den Obstgarten, über die fetten kleinen Schweinchen des Viehstalles und über den eigensinnigen kleinen Pony, der Bernd gehörte, und auf dem auch sie manchmal vorsichtig reiten durfte.

Falkenhorst mit allem, was dazu gehörte, überwältigte sie. Da war keine kleine Stadt mit holprigen Straßen, da waren keine größeren Mädchen, vor denen sie Scheu empfand, keine Schularbeiten, keine Bußlieder zum Auswendiglernen. Hier waren Wald und Feld, Garten und Ställe, Freiheit und Fröhlichkeit. Es war fast so schön wie in Birneburg, wo sie ungebunden gewesen war, und wo

die Leute nicht so gemessen wandelten wie in der nordischen Stadt, wo sie lachten und tanzten, auch wenn sie kein Geld hatten.

Daß hier auf Falkenhorst ebenfalls Menschen waren, beachtete Anneli zuerst kaum. Dazu waren die Eindrücke anfangs zu mannigfaltig und zu fremdartig. Allmählich aber sah sie sich auch in dem großen Herrenhause um und erfuhr dann bald, daß die alte Frau mit den kalten Augen ihre Großmutter, Frau von Falkenberg, war.

Sie wohnte in einem Flügel ganz für sich, und Anneli mußte ihr jeden Tag eine steife Visite machen, etwa eine Viertelstunde auf einer Stuhlkante sitzen und darüber nachdenken, was sie mit der alten Frau sprechen sollte.

Frau von Falkenberg selbst sagte nicht viel. Sie saß in ihrem Lehnstuhl, machte eine feine Strick- oder Häkelarbeit und sah nur gelegentlich zu Anneli hinüber, die mit den Beinen in der Luft baumelte und an den Hund Cäsar, an den Pony Marius, an die süßen, eben aus dem Ei gekrochnen Küchlein dachte, die die Hühnerfrau ihr vorhin gezeigt hatte.

Anneli hatte noch niemals eine Großmutter näher gekannt, und ihre Begriffe von einer solchen waren andre gewesen.

Die Großmütter in Birneburg waren gemütlicher, vertraute sie Bernd an, wenn sie nach seinen Stunden mit ihm umherlief.

Er zuckte bedächtig die Schultern. Großmutter hat viel Verdruß gehabt im Leben. Besonders mit deiner Mutter!

Wer sagt das? fuhr Anneli auf, und Bernd legte ihr beschwichtigend die Hand auf den Arm.

Sei nicht gleich so böse und frage Mutter Maren, die weiß alles.

Anneli vergaß aber, sich nach Mutter Maren umzusehen. Das war eine stille, alte Frau mit weißen Haaren und weißer Haube, die mit der alten Frau von Falkenberg zusammen wohnte, sie bediente und geräuschlos ihres Weges ging. Gelegentlich klopfte sie wohl um die Mittagsstunde bei Anneli an, bürstete ihr das Haar, sah ihre Kleider nach und verrichtete alle die kleinen Dienstleistungen, die einem vornehmen kleinen Mädchen zukommen. Anneli ließ sich auch alles gefallen, aber ihre Gedanken waren nicht bei der Dienerin, sondern flatterten in die bunte Welt draußen, in das freie Leben, das sie in dieser Weise nie gekannt hatte.

Onkel Bodo schien sich über sie zu freuen. Wenn er ihr begegnete, richtete er ein gütiges Wort an sie, und dasselbe tat seine Gemahlin, die Tante Lilli hieß, und die so zart und schlank war, daß sie wie eine weiße Lilie einherschwebte. Die junge Frau von Falkenberg war von sehr schwacher Gesundheit. Sie mußte immer geschont werden und war schon eine Zeit lang auf Reisen gewesen, weil sie dies rauhe Klima nicht vertragen konnte. Sie und ihr Gemahl nahmen alle Mahlzeiten für sich ein, und die Kinder aßen mit dem Hauslehrer zusammen. So kam es, daß Anneli und Bernd fast ganz auf sich angewiesen waren. Sie waren es beide zufrieden.

Der Sommer kam mit Glanz und Sonnenschein. Die Blumen dufteten, die Früchte reiften, um sie herum wuchsen Tiere der verschiedensten Art: war es da ein Wunder, daß die Kinder sich aus den Menschen nicht allzuviel machten und auch eine gelegentliche Ermahnung des Hauslehrers mit Gleichmut hinnahmen?

Herr Lindemann war ein etwas pedantischer junger Mann, der noch ein Examen vor sich hatte und in seinen Mußestunden eifrig dafür arbeitete. Daß er sich dann nicht um seinen Zögling kümmerte, war selbstverständlich und Bernd sehr angenehm.

Dafür werde ich ihm später eine extragute Pfarre besorgen, sagte er huldvoll zu Anneli, mit der er im Obstgarten die Erdbeeren plünderte.

Kannst du das denn? fragte Anneli.

Ganz gewiß. Wenn ich erst Gesandter bin oder Minister, werde ich alles können! Papa ist doch auch Gesandter gewesen.

Muß man nicht furchtbar viel lernen, wenn man so etwas werden will?

Unsereins nicht! versicherte Bernd. Wenn man von guter Familie ist und Geld hat, dann kann man alles werden. Sogar Herr Lindemann sagt es, obgleich er manchmal etwas gegen den Adel hat. Adel allein macht es auch nicht mehr, das Geld gehört dazu. Es ist gottlob durch Mama in die Familie gekommen. Sie war viel jünger als Papa, aber sie hat ihn doch geheiratet, vielleicht deswegen, weil er Exzellenz war und ein Gesandter. Aber sie sind sehr glücklich geworden, und ich werde auch glücklich werden.

Behaglich aß Bernd die roten Erdbeeren, steckte hin und wieder eine der schönsten in Annelis Mund, nickte ihr zu und sprach dann weiter.

Eigentlich ist es schade, daß du kein Junge geworden bist, dann könnte ich noch besser mit dir spielen. Aber Mama sagte gestern zu Papa, es sei gut, daß du ein Mädchen wärest. Da könntest du Gouvernante in feinen Häusern werden.

Gouvernante? Anneli schob die ihr gebotne Erdbeere zur Seite. Was ist das?

Das weißt du nicht? Gouvernante ist so etwas wie Herr Lindemann, nur eine Dame. Das heißt, beinahe eine Dame. Bei Schlinskis ist eine, weil dort drei Komtessen sind. Sie unterrichtet und darf, wenn kein Besuch da ist, mit am Tisch essen, und vielleicht darf sie nachher den Lehrer oder den Inspektor heiraten. Es ist eine sehr nette Stellung.

Ich will keine Gouvernante werden! rief Anneli empört. Ich will einen Gesandten heiraten und Exzellenz genannt werden!

Bernd lachte, dann wurde er halb mitleidig.

Das geht nicht. Deine Mutter hat keine gute Heirat gemacht, du bist bürgerlich und hast kein Geld, du bist also wirklich nichts. Es tut mir leid, und wenn ich erst das Gut habe, will ich dir jährlich gern etwas geben, aber möglicherweise wird es meine Frau nicht zugeben. Jedenfalls mußt du doch Gouvernante werden.

Herr Lindemann erschien im Garten, um nach Bernd zu suchen, der noch eine Arbeit zu machen hatte, und Anneli blieb allein zwischen den Erdbeeren. Aber der Appetit auf die köstlichen roten Früchte war ihr vergangen.

Seit diesem Tage öffnete sie die Augen mehr als bisher, dachte nicht immer an die Tiere im Stall oder an den kleinen braunen Cäsar, den sie anfing, sehr zu lieben, sie saß manchmal bei Mutter Maren in ihrer kleinen, saubern Stube und sah zu, wie diese einen feinen Faden an ihrem schnurrenden Rädchen spann, und sie versuchte gelegentlich auch, mit ihrer Großmutter zu sprechen.

Der Verkehr mit Mutter Maren war nicht schwer. Wohl war es eine schweigsame Frau, die nicht ungefragt den Mund öffnete; aber wenn zwei klare Kinderaugen sie forschend betrachteten, und eine bittende Stimme sie ausfragte, dann mußte sie doch antworten.

Ganz allein am Spinnrad zu sitzen ist langweilig. Da kommen die Gedanken und huschen in die Ferne — in die Zeit, wo man jung und nicht einsam war, als in der Welt noch allerhand passierte, und man es mit erlebte. Die Jugend hat einen goldnen Schimmer, besonders wenn sie schon in weiter Ferne liegt, und kommt ein holdes Stimmchen und fragt nach der goldnen Zeit, da vergißt man, daß es nur ein Kind ist, dem dieses Stimmchen gehört.

Von Mutter Maren hörte Anneli viel über ihre Mutter. Sie war jung gewesen und schön und eigenwillig. Die Familie Falkenberg hatte damals am Hofe des Königs gelebt, und ein vornehmer Hofherr hatte Annaluise Falkenberg zur Frau begehrt. Sie aber hatte ihr Herz an Harald Pankow gehängt, den jungen Bruder des Hofrats, der auf seine Kosten studierte, und der auf besondre Erlaubnis seinen Bruder Willi im königlichen Schloß besuchen durfte. Wie es gekommen war, konnte Mutter Maren nicht sagen, aber eines Tages waren der Student Pankow und ihr schönes gnädiges Fräulein miteinander davongegangen und hatten nach einigen Tagen gemeldet, daß sie den Ehebund geschlossen hätten.

Wenn Mutter Maren an diesen Bericht kam, dann hielt sie mit Spinnen inne, seufzte, schaute aus dem Fenster in den grünen Garten und besann sich eine Weile, ehe sie weiter sprach.

Es war eine so schreckliche Geschichte und eine Schande für die Familie Falkenberg gewesen. Es war ja gut, daß der alte Herr von Falkenberg schon tot war, aber für die gnädige Frau, die immer den Kopf so hoch getragen hatte, und für Herrn Bodo, der damals schon eine Stellung bei der Gesandtschaft bekleidete — für die zwei war es gewesen, als stürzte die Welt ein.

Auch Anneli schämte sich, wenn sie Mutter Maren so aufgeregt sah. Es kam ihr vor, als trüge auch sie Schuld daran, daß die alte Frau von Falkenberg nachher so krank gewesen war, daß sie hart geworden und unversöhnlich war, daß sie ihrer Tochter niemals hatte verzeihen wollen. Auch dann nicht, als das Unglück zu der schönen Annaluise gekommen war, die bis jetzt nur das Glück gekannt hatte.

Nachdem sich Harald Pankow verheiratet hatte, war es nichts mehr mit dem Studieren gewesen. Er war mit seiner jungen Frau in die Welt gezogen, nach Süddeutschland, oder Gott weiß, wohin. Das Unglück reiste mit ihnen. Annaluise war immer krank gewesen, ihre Kinder starben, eins nach dem andern, nur ein armes kleines Mädchen blieb am Leben, und dann legte sich die Mutter selbst zum Sterben. Nun war auch Harald Pankow tot, und wenn die Leute Recht hatten, die ehemals behauptet hatten, Annaluise Falkenberg hätte ihn geheiratet, und er nicht sie, dann war die Geschichte noch wunderlicher.

Auf den Schluß achtete Anneli niemals. Sie mußte nur daran denken, daß sie das arme kleine Mädchen war, das nicht starb wie seine ältern Geschwister, das weiterleben und wahrscheinlich Gouvernante werden mußte. Warum war sie nicht tot und lag still in der steinigen Kirchhofecke bei Vater und Mutter, warum lebte sie und mußte sich schämen, auf der Welt zu sein?

Mit düsterm Blick stand sie eines Tages vor dem Ölgemälde, das ein kleines Mädchen mit goldbraunem Haar und einem trotzigen Gesicht darstellte. Das Bild hing in einem der Gesellschaftszimmer hinter einer Portiere; wer es nicht sehen wollte, der brauchte es nicht. Aber Bernd zeigte es seiner Cousine.

Das ist deine Mutter. Großmutter hat das Bild nicht in ihren Zimmern haben wollen. Deshalb hängt es hier. Papa ist nicht so arg böse, setzte er wohlwollend hinzu, und ich bin auch nicht so.

Diese Gesellschaftsräume wurden nicht immer geöffnet; aber gelegentlich kam doch Besuch, und Anneli schlich sich zu dem Bilde und betrachtete es vorwurfsvoll. Wenn sie dann ihr Gedächtnis abmühte, bis die Gestalt einer blassen, zarten Frau vor ihr erstand, dann konnte sie wieder nicht begreifen, daß dieses trotzige Kind und die blasse Frau ein und dieselbe Persönlichkeit sein sollten.

Aber nicht immer schämte sich Anneli der Sünden ihrer Eltern. Der Sommer wurde warm, der Garten war herrlich, und Onkel Bodo zeigte sich immer gütig.

Er erlaubte, daß Anneli vom Kutscher Reitstunden erhielt, er sorgte dafür, daß Herr Lindemann sie täglich ein wenig unterrichtete, damit sie nicht alle Weisheit vergesse, und als sie ihn ernsthaft fragte, ob sie schon wirklich daran denken müßte, Gouvernante zu werden, lachte er und klopfte sie auf die Wange.

Zuerst wollen wir noch vergnügt sein, liebes Kind!

Sie sah ihn ernsthaft an.

Es tut mir leid, daß meine Mutter euch so viel Kummer gemacht hat; aber ich kann wahrhaftig nichts dafür. Und wenn du meinen Vater gesehen hättest, Onkel Bodo — er war wirklich gut und ist immer so fleißig gewesen —, du hättest ihn gern gehabt. Die Frau Bäckermeisterin sagte, er hätte für mich bis zu seiner letzten Stunde gearbeitet. Und wenn er auch nicht adlich war — Annelis Stimme begann zu zittern, aber sie brachte ihren Satz tapfer zu Ende —, Onkel Bodo, ich glaube, dem lieben Gott macht es nichts aus, ob man Falkenberg heißt oder Pankow. Und ich habe meinen Vater schrecklich lieb, wo er ist, da will ich auch hin!

Herr von Falkenberg rückte an seinem Augenglas, küßte Anneli auf die Stirn und ging dann mit einigen Worten davon, die die Kleine nicht verstand. Aber an diesem Tage noch ließ die schöne schlanke Frau Lilli von Falkenberg das kleine

Mädchen in ihre Gemächer kommen, sprach lange mit ihr und erlaubte ihr, einige Prachtwerke zu besehen.

Mutter Maren wurde in diesen Tagen wieder sehr schweigsam, und Bernd tat etwas beleidigt.

Du brauchst doch nicht gleich zu klatschen, sagte er, als Anneli ihm Vorwürfe wegen seiner schlechten Laune machte.

Beide Kinder hatten in der Bahn geritten und standen jetzt vor dem Hundezwinger mit seinen vielen kleinen Insassen. Anneli hatte Cäsar auf dem Arm, und Bernd wollte ihn ihr wegnehmen.

Ich habe nicht geklatscht! entgegnete sie, den Hund mit aller Gewalt festhaltend.

Du hast es getan! Bernd ließ ihr endlich den Hund und kraute ihn hinter den Ohren. Mama und Papa sind böse auf mich, weil ich gesagt habe, du solltest Gouvernante werden, und ich darf nicht mehr erzählen, daß deine Mutter eine unpassende Heirat gemacht hat. Mutter Maren hat auch einen kleinen Wischer gekriegt, also mußt du doch geklatscht haben. Das darfst du nicht, ich kann dir sonst niemals wieder etwas erzählen!

Aber er wurde doch gleich wieder zutraulich und berichtete, daß am Nachmittage Schlinskis kämen. Der Graf, die Gräfin, die Komtessen und ein Junge, der dort zum Besuch sein sollte. Der Reitknecht hatte die Anmeldung gebracht, und Bernd sollte seinen neuen Sammetanzug tragen.

Du hast doch auch ein gutes Kleid? fragte er, und Anneli sah nachdenklich an dem ihren hinunter. Es war das starke Kattunkleid mit den Fabeltieren darin. Es wollte sich niemals abnutzen und vertrug die größten Strapazen. Aber einen erstaunten Blick der schönen Frau von Falkenberg hatte Anneli seinetwegen gleich anfangs aufgefangen.

Und obgleich Anneli noch niemals Komtessen gesehen hatte, so erschienen sie ihr furchterweckender als die Drachen ihres Gewandes. Rita Maller aus Hamburg war zwar schon schlimm gewesen, aber vor einer Komtesse würde sie nicht bestehn können.

Ich will lieber bei Mutter Maren im Zimmer bleiben, sagte sie nach kurzem Besinnen. Ein andres Kleid habe ich nicht, und dieses hat ein Lehnstuhlüberzug werden sollen.

Ob Bernd etwas erwiderte, wußte Anneli nicht mehr. Sie wurde sehr bald zu ihrer Großmutter befohlen, zu einer Tageszeit, wo sie ihr sonst nicht nahen durfte.

Die alte Frau von Falkenberg stand zwischen lauter alten Kisten und Kasten, und die französische Kammerjungfer der jungen Gnädigen faßte bald hier und bald dort hinein, schüttelte den Kopf, sagte etwas in ihrem zierlichen Französisch und nickte endlich eifrig. Die Großmutter sagte nicht viel, sie fühlte nur Annelis grobes Kleid an und zog es ihr dann von den Schultern.

Als die Schlinskis einige Stunden später in ihrem Viergespann vorfuhren, Graf und Gräfin die Gutsherrschaft begrüßten, und die drei Komtessen steif und ein wenig gedrechselt in der Halle umherstanden, richteten sich ihre Augen auf Anneli, die jetzt auch die Halle betrat. Sie trug ein gelblichweißes Spitzenkleid, und ihr Haar fiel aufgelöst über ihre Schultern.

Scheu sah sie zu den fremden Mädchen hinüber; aber Bernd kam ihr entgegen und riß sie in die Mitte des Raumes.

Meine Cousine Anneli! sagte er stolz, und die Komtessen gaben ihr die Hand und waren bei näherer Bekanntschaft um kein Haar anders als andre Mädchen. Auch ihr Vetter, irgendein junger Baron, zeigte sich in keiner Beziehung verschieden von den Jungen der kleinen Stadt. Er war vielleicht nur ein wenig dümmer.

Die Kinder unterhielten sich gut miteinander, liefen im Garten umher, aßen Obst und besahen die Hunde und die Pferde. Nachher wurde Schokolade getrunken und dazu lebhaft gesprochen. Die Komtessen hatten eine neue Gouvernante

bekommen, über die sie sich lebhaft beklagten. Sie zankte mit ihnen, hatte die jüngste der Schwestern schlagen wollen und würde wohl bald wieder entlassen werden.

Kann man Gouvernanten entlassen? fragte Anneli beklommen, und die Erzählerin lachte über diese Frage.

Na, und ob! Wir haben schon fünfzehn gehabt.

Sie versuchte, sie aufzuzählen, aber Ferdi, der junge Baron, wollte auch einmal zu Wort kommen.

Habt ihr neulich in der Zeitung gelesen, wie ein kleines Mädchen einen Totenschädel in Schokolade und Schlagsahne geworfen hat?

Aber Ferdi!

Die kleinen Komtessen schüttelten sich; er aber freute sich seiner Geschichte, und daß sie angehört wurde.

Ja, ganz gewiß! Diese Sache ist hier in der Nähe passiert, und zwei junge Damen sind gleich vor Schreck totgeblieben. Es hat in der Zeitung gestanden, und es ist gewiß wahr!

Nach dieser Geschichte wurde noch eine andre erzählt, die noch unglaublicher und schrecklicher war, die älteste Komteß wußte sie, und bald schwirrte es um Anneli von Geisterspuk und ähnlichen Abenteuern. Sie selbst war still geworden. Es konnte ja nicht ihr Erlebnis sein, das Ferdi zum besten gegeben hatte, aber sie mußte doch daran denken.

Die kleinen Komtessen waren sehr nett mit ihr, und sie hatte sie auch ganz gern. Aber als der ganze glänzende Besuch wieder von dannen gefahren war, ging sie in den Flügel, wo ihre Großmutter wohnte, und klopfte an die Wohnzimmertür.

Herein! rief es, und Anneli schob sich vorsichtig in das Zimmer, wo Frau von Falkenberg ihre Zeitung las.

Darf ich das Kleid hier wieder ausziehen?

Die alte Dame nahm ihre Brille ab, um ihre Enkelin besser betrachten zu können. Es war noch hell, und das zartgebaute Kind in dem duftigen Spitzenkleid und dem goldigen, losen Haar brachte noch mehr Licht in das dunkelnde Gemach.

Du darfst das Kleid behalten. Angèle muß es nur noch ordentlicher nähen.

Anneli schüttelte den Kopf.

Großmutter, das Kleid ist zu fein für mich. Wenn ich nun bald wieder nach Haus komme, kann ich es doch nicht tragen. Tante Fritze würde es auch nicht waschen mögen.

Nach Haus? Die Großmutter wiederholte das Wort.

Ja, ich meine zu Onkel Willi und Tante Fritze. Da gehöre ich doch hin, und wenn ich nachher so oft entlassen werde, kann ich auch nicht so fein sein.

Frau von Falkenberg schaute sie erstaunt an.

Ich verstehe dich nicht, Annaluise.

Ihre Stimme klang kühl, wie gewöhnlich, wenn sie mit ihrer Enkelin sprach, aber Anneli war diese Kühle gewohnt.

Als Gouvernante wird man ewig entlassen, Ada Schlinski sagte es; manchmal fünfzehnmal. Da kann man doch keine Spitzenkleider tragen. Und Ferdi ist ein gräßlicher Junge! Der hat so eine abscheuliche Geschichte erzählt!

Welche? fragte die Großmutter, doch Anneli konnte sie nicht über die Lippen bringen. Sie war zu scheußlich. Sie dachte noch daran, als sie im Bett lag und einschlafen wollte. Aber der Schlaf ließ auf sich warten, hundert Bilder stiegen vor ihr auf und zerflatterten wieder. Fremde vornehme Menschen mit hochmütigen Gesichtern, dazwischen ein Heer weggejagter Gouvernanten, und über allem ein Totenkopf und Ferdis alberne Stimme.

War es nicht besser in Birneburg gewesen, bei der Frau Bäckermeisterin und im Frieden des Kirchhofeckchens? Bei diesem Gedanken kam auch schon die Ruhe.

Lieber Jesu, bleib bei mir, sei du meines Lebens Zier. Steh mir bei im Erdenleide bis zur ewigen Himmelsfreude.

Nach diesem Sommertag kam der Sommerregen. Der Garten wurde häßlich, und das große Gutshaus kalt. Bei Frau Lilli brannte im Kamin ein Feuer, und auch die alte Frau von Falkenberg ließ heizen, aber die Kinder flüchteten sich in den warmen Stall, zu Cäsar und den Ponys, oder sie liefen durch den Regen in den Gemüsegarten und aßen unreifes Obst.

Anneli war etwas mehr um ihre Großmutter. Wie es kam, wußte sie selbst nicht, aber sie saß jetzt manchmal in der behaglich und altmodisch eingerichteten Wohnstube und las etwas aus der Zeitung vor oder machte eine kleine Handarbeit. Die Augen der alten Frau schienen nicht mehr ganz so kalt zu sein, und ihre Stimme war manchmal freundlicher, aber sie sagte niemals sehr viel. Anneli wußte ja auch jetzt, daß sie auf sie böse war wegen ihrer Mutter, und sie tat ihr manchmal leid. Deshalb suchte sie selbst freundlich zu sein, und zuweilen wurde sie sogar zutraulich, lachte und erzählte, was sie dachte und erlebt hatte. Den eignen Kummer über die Mutter hatte Anneli halbwegs vergessen. Gelegentlich betrachtete sie noch ihr Bild, und Bernd machte eine weise Bemerkung, das war aber alles. Das Leben hatte hier zu viel schönes, sogar beim sanften Sommerregen und beim sauchenden Sturm. Denn auch dieser machte, trotz dem Junimonat, seine Aufwartung und warf so viel kleine Äpfel von den Bäumen, daß es jammerschade gewesen wäre, wenn man sie einfach hätte liegen lassen.

Aber Herr Lindemann erschien hinter den Kindern im Obstgarten und hielt eine Rede, die er, wie Bernd sagte, später auf der Kanzel verwenden konnte. Von Cholera handelte sie, von Leibschmerzen und ähnlichen angenehmen Dingen, sodaß sich Anneli und Bernd rasch aus dem Staube machten und sich darin einig waren, daß es keine unangenehmern Wesen geben könnte als Hauslehrer, Gouvernanten vielleicht ausgenommen. Aber das dachte Anneli nur allein für sich in ihrem bekümmerten Herzen.

Es war ein Sonntagmorgen, und die Falkenhorster wollten alle in das benachbarte Dorf zur Kirche fahren. Sogar Tante Lilli stand in ihrem weißen Tuchkostüm in der Halle und betrachtete nachdenklich Annelis Kleid mit den wunderlichen Figuren darin, das diese, wie immer, trug.

Frau Lilli hatte ein sanftes, verträumtes Gesicht. Weh tun wollte sie keinem Menschen, aber sie dachte auch wenig an andre. Schon zweimal hatte sie sich vorgenommen, Anneli ein neues Kleid machen zu lassen, aber sie hatte es immer wieder vergessen. Da kam der Postbote und brachte Zeitungen und Briefe. Anneli sah, wie die Sachen in das Zimmer des Schloßherrn gebracht wurden, und zum erstenmal kam ihr der Gedanke, wie es Onkel Willi wohl gehn möge. Von Schreiben war beim Abschied nicht die Rede gewesen, aber sie mußte sich doch wohl einmal vor Papier und Löschblatt setzen. Das Löschblatt war sehr notwendig, denn die Tinte kleckste immer so abscheulich.

Anneli war noch mit diesen Gedanken beschäftigt, als sie von Mutter Maren zu der Frau Großmutter gerufen wurde. Die alte Dame stand in ihrem schwarzen Kirchenkleide am Fenster und hielt einen Brief in der Hand, den ihr Onkel Bodo wohl gebracht hatte. Denn Herr von Falkenberg war auch da, zog an seinem Schnurrbart, klemmte sein Glas in das Auge und ließ es gleich wieder fallen, wie er immer tat, wenn er an wichtige Dinge dachte.

Bei Annelis Eintritt ging er geräuschlos hinaus, und seine Mutter wandte sich der Kleinen zu. Sie räusperte sich mehrmals.

Liebe Anneli, sagte sie, ich habe dir etwas trauriges mitzuteilen. Deine Tante Fritze ist krank — nein, ich will dir lieber gleich die Wahrheit sagen, sie ist tot, sanft am Herzschlag gestorben.

Tante Fritze ist tot. Anneli wiederholte mechanisch die Worte. Und dann hörte sie im Geiste eine schrille Stimme sprechen. Tante Fritze wird bald abrutschen! Nun war sie abgerutscht.

Bist du sehr traurig? fragte Frau von Falkenberg, mit ungewohnter Güte in das blaß gewordne Gesicht des kleinen Mädchens schauend.

Langsam schüttelte Anneli den Kopf. Ich kann nicht traurig sein, Großmutter. Wie es kommt, weiß ich nicht, aber Tante Fritze wird es wahrscheinlich einerlei sein, ob ich traurig bin oder nicht. Sie ist jetzt gewiß im Himmel, und vielleicht sieht sie meinen Vater —

Ernsthaft hielt sie inne und sprach dann leise weiter:

Ich habe meinen Vater lieb, Großmutter, und es tut mir so leid, daß du böse auf ihn bist!

Frau von Falkenberg unterbrach sie.

Dein Vater ist tot. Über das Grab hinaus hört das Bösesein auf. Ich gönne dem Toten den Frieden und wünsche ihn auch deiner Tante. Du mußt deinem Onkel einige liebevolle Worte schreiben.

Schreiben? Anneli machte große Augen. Nun ist er doch ganz allein, und ich muß zu ihm. Papa hat oft gesagt, es wäre ein Glück, daß ich bei ihm sein könnte. Nun will ich auch Onkel Willi nicht allein lassen.

Für Anneli war es selbstverständlich, daß sie wieder zu ihrem Onkel ging. Die Falkenhorsts suchten sie erst von ihrem Vorhaben abzubringen, dann aber sagte die Großmutter, man sollte sie gewähren lassen, und Herr Bodo stimmte ihr bei. Todesnachrichten und ähnliche Dinge liebte er durchaus nicht, aber er streichelte Annelis Wangen und versprach, daß er sie bald einmal besuchen wollte. Seine Frau versprach dasselbe, vergaß es jedoch gleich wieder, und die Großmutter trug Mutter Maren auf, Annelis Sachen wieder in den kleinen schwarzen Koffer zu legen, der die Kleine schon vom Rhein her begleitet hatte, und den sie nun wieder nach Hause mitnahm.

Sie waren alle traurig: der Kutscher im Stall, der Reitknecht, bei dem Anneli reiten lernte, und vor allem Bernd, der laut zu schelten begann und behauptete, seine Cousine wäre dazu da, bei ihm zu bleiben.

Dann aber fuhr schon ein Wagen vor das Haus; schüchtern legte Anneli ihre Lippen auf die welke Wange der Großmutter, fiel Onkel Bodo um den Hals und küßte Bernd, daß er einen dunkelroten Kopf bekam und eilig davonstürzte. Gleich darauf kam er mit einem zappelnden Gegenstande wieder, den er ihr zum Geschenk machte. Das war Cäsar, über den sich Anneli so freute, daß ihr der Abschied leicht wurde. Mutter Maren begleitete sie. Die Alte war wieder etwas redseliger geworden und erzählte auf der langen Fahrt allerhand Geschichten, aber Anneli hörte nur den Rädern zu. Sie knirschten im Sand und sagten: Abrutschen, abrutschen! Wir müssen alle abrutschen und wissen nur nicht die Zeit.

Cäsar bekümmerte die Musik nicht. Er lag auf Annelis Schoß und schlief bald ein, und endlich folgte sie seinem Beispiel.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Italien und der Dreibund. Botschafter Graf Lanza. Die wirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands und Rußlands. Kein Lombardverbot. Der Reichskanzler. Herr von Holstein. Das Osterei des Reichstags.)

Aus der Polemik italienischer Blätter über oder gegen Deutschlands Haltung nach dem Ausgange der Marokkokonferenz ist eine Äußerung der römischen Stampa bemerkenswert, die behauptet, viel zu der Verstimmung zwischen Berlin und Rom habe der Umstand beigetragen, daß Italien in Algeciras eine auf seine Veranlassung in den Dreibundvertrag bei dessen Erneuerung eingefügte Bestimmung zu wenig beachtet habe, worin sich die Verbündeten verpflichten, „diplomatisch oder mit Waffengewalt jede Verletzung des status quo im Mittelmeer zu verhindern“. So scharf wird diese Bestimmung kaum gefaßt sein, aber daß für einen solchen Fall eine gemeinsame Verständigung der drei Mächte in Aussicht genommen worden ist, gilt in unterrichteten Kreisen für zutreffend. Danach war Italien durch Sinn und Wortlaut der Dreibundakte verpflichtet, in Algeciras mit Deutschland zu gehn, und zwar in einem über die bisherigen Annahmen weit hinausreichenden Maße verpflichtet. Die italienischen Staatsmänner behaupten jetzt, Deutschland habe gegen Italiens Erwartung zu früh nachgegeben und dadurch Italien im letzten Augenblick die Möglichkeit einer Deutschland unterstützenden Vermittlungsaktion genommen. Viel Glauben werden die Italiener damit in Berlin nicht gefunden haben, ebenso wie mit der andern Behauptung, sie hätten Visconti=Venosta in Algeciras freie Hand lassen müssen. Es sei das seine Bedingung für die Übernahme des Mandats gewesen, die italienische Regierung habe sich deshalb in ihrer Einwirkung auf Ratschläge beschränkt gesehen und sei nicht in der Lage gewesen, ihm von Fall zu Fall Instruktionen zu erteilen. Auch wenn das alles richtig wäre, läge doch die Erwägung nahe, weshalb ein bundestreues Italien seine Vertretung auf einer Konferenz, die dazu bestimmt war, einen Gegensatz zwischen Deutschland und Frankreich in einer Angelegenheit auszugleichen, die die Bedeutung einer allgemeinen Prinzipienfrage angenommen hatte, seine Vertretung einem Staatsmanne von ausgesprochen französischen Anschauungen übertrug. Visconti=Venosta ist in der italienischen Politik immer der Vertreter des Zusammengehns mit Frankreich gewesen. Er war im Sommer 1870 bei Ausbruch des Deutsch=französischen Krieges Minister, die militärischen Vorbereitungen, die Italien damals traf, gehören der Geschichte an. Viktor Emanuel war bei seinem Besuche in Berlin 1873 ehrlich genug, zuzugeben, daß er gewillt gewesen sei, an dem Kriege gegen uns teilzunehmen; Italien ist daran nur durch die rapide Entwicklung der Ereignisse zwischen dem 4. August und dem 2. September, dann allerdings auch durch die Haltung der Linken des Parlaments verhindert worden. Die italienische Aktionspartei, die im Spätherbst das Garibaldische Korps nach Frankreich sandte, schien bei Ausbruch des Krieges entschlossen zu sein, eine Beteiligung Italiens zu verhindern, später begünstigte die Regierung die Garibaldische Expedition wohl mehr mit der Absicht, diese Elemente aus Italien los zu werden. Aber im Grunde genommen ist Visconti=Venosta heute noch derselbe, der er 1870 war, in Rom hat deshalb auch wohl kein Zweifel bestanden, wie seine Ernennung zum Vertreter Italiens in Algeciras von Deutschland beurteilt werden würde. Voraussichtlich sind die Italiener mit derselben Anschauung wie die Franzosen zu der Konferenz gegangen, daß Deutschland dort schließlich nachgeben werde, und daß es sich in Algeciras eigentlich nur um die Auffindung einer annehmbaren Formel handle, eine Anschauung, die namentlich auf der englischen Seite bestand und von dieser wohl in Rom ebenso wie in Paris und Petersburg mit Nachdruck vertreten worden ist. Die Italiener sahen somit allerdings wohl keinen Anlaß, sich über eine Sache aufzuregen, von der sie annahmen, daß Deutschland ungeachtet der sehr bestimmten Sprache seiner Diplomatie nachgeben werde, und wobei sie ihre Rechnung bei Frankreich zu finden glaubten. Von einer gewissen Bewegung in der italienischen Presse abgesehen, die ja auch in den in beiden Häusern des Parlaments an die

Regierung gerichteten Interpellationen zum Ausdruck gelangt ist, glaubt man wohl in Italien nirgend an Folgen, die sich aus der Haltung der italienischen Regierung für das Dreibundverhältnis ergeben könnten. Der Dreibund sichert Italien vor Feindseligkeiten Österreichs, und der Wert Italiens im Dreibunde besteht für Deutschland darin, daß die österreichische Armee damit für die eigentlichen Zwecke des Bundes intakt bleibt. Solange Italien nicht an eine andre Kombination glaubt, die es ihm mit Erfolg ermöglichen würde, gegen Österreich Krieg zu führen, wird es immer zu der Verlängerung des Dreibundes bereit sein, wobei Italien der empfangende, nicht der gebende Teil ist. Deutschland und Österreich wiederum werden in die Erneuerung der Abmachung mit Italien wohl so lange willigen, als diese Österreich eine loyale Deckung für die Integrität seiner welschen Landesteile bietet. An diesem einen Punkte hängt hauptsächlich jede Verlängerung des Dreibundes.

Die Veränderung in den Beziehungen Italiens zu Deutschland kommt jedoch unverkennbar in der Veränderung des Berliner Botschafterpostens zum Ausdruck, die von Rom signalisiert wird. General Lanza, Italiens langjähriger Vertreter in Berlin, war in seiner Person die Inkarnation des intimen Verhältnisses, das zu Umbertos Zeiten zwischen Rom und Berlin bestand. Mit der Thronbesteigung des jetzigen Königs ist hierin ein Wandel eingetreten, die frühere Intimität ist verblaßt und hat schon wiederholt eine gegenteilige Färbung angenommen. General Lanza hat deshalb schon zweimal seinen Wunsch nach Enthebung von dem Berliner Posten zu erkennen gegeben, ist aber beidemal durch den Wunsch des Kaisers, der ihn ebenso als Diplomaten wie als Soldaten schätzt, bestimmt worden, auszuhalten. Diesesmal scheint es Ernst zu werden. Lanza sah seine Stellung als unmöglich geworden an von dem Augenblick, wo Tittoni und sein Amtsvorgänger geheime Abmachungen mit Frankreich trafen, die Deutschland vorenthalten wurden. Der General erkennt jetzt mit Bedauern, daß er zu lange in Berlin ausgehalten hat und dadurch wider Willen Vertreter einer Politik geworden ist, deren Loyalität ihm nicht mehr als einwandfrei galt und gelten konnte. Jetzt wird es darauf ankommen, wie Italien den Berliner Posten zu besetzen gedenkt, zumal bei dem Eifer, den Herr Tittoni, der bisherige Minister des Auswärtigen und nunmehrige Botschafter in London, dort entwickelt, um die Befestigung der englisch-französisch-italienischen Bündnispolitik zu betreiben. Ein neuer Dreibund, der es Italien ermöglichen soll, seine alten Absichten auf Südtirol und Triest zu verwirklichen! Rußland ist wohl als der Vierte im Bunde gedacht. Es ist also Delcasséche Politik, die Herr Tittoni in London betreibt. Die Abneigung der Engländer, an Österreichs Integrität zu rühren — sie behaupten ja fortgesetzt in allen Weltteilen, daß Deutschland im Begriffe stehe, Österreichs deutsche Landesteile an sich zu reißen, und daß sich „Europa" gegen diese Verschiebung des Gleichgewichts vorsehen müsse —, wird aber auch Tittoni nicht überwinden. Die Zerstückelung Österreichs, die England Deutschland verwehren zu müssen glaubt, kann es unmöglich Italien gestatten. König Eduard hat seinem bevorstehenden Besuch in Neapel einen „privaten" Mantel angehängt, teils wohl in der Empfindung, daß sich der Golf von Neapel gegenwärtig zu festlichem Gepränge nicht eignet, teils wohl in der andern Erwägung, daß eine ostentative „Begegnung in Neapel" die Gesamtlage um einen neuen Grund der Beunruhigung bereichern würde in einem Augenlick, wo nach der Spannung von Algeciras alle Welt, Englands öffentliche Meinung nicht zum wenigsten, Ruhe verlangt. Der „private" Besuch soll die Tatsache äußerlich abschwächen, vielleicht aber auch den Italienern nahelegen, für allzu übertriebne Projekte keine Rechnung auf England zu machen. Italien wird guttun, sich vorzusehen, daß es gelegentlich nicht zwischen zwei oder gar drei Stühlen zu Boden kommt.

In den letzten Tagen ist der russische Telegraph außerordentlich beredt gewesen, die wirtschaftlichen Verhältnisse Rußlands in einem möglichst günstigen Lichte zu zeigen. Dem lag wohl die Absicht zugrunde, der ungünstigen Beurteilung der wirtschaftlichen Lage des Reichs, wie sie in der Martinschen Publikation und in einzelnen deutschen Blättern zum Ausdruck gelangt ist, entgegenzuwirken. Es fällt

in dieser Richtung namentlich die starke Betonung auf, daß die russische Regierung jetzt nach Rückkehr großer Teile des Heeres aus Ostasien militärisch hinreichend in der Lage sei, Agrarunruhen, falls und wo immer solche überhaupt zu befürchten seien, mit allem Nachdruck zu verhindern. Der immer wiederkehrende Hinweis auf bevorstehende Bauernaufstände größten Umfangs ist es ganz besonders, der das Vertrauen in die Wiederkehr wirtschaftlicher Ordnung und finanzieller Erstarkung Rußlands beeinträchtigt hat. Die Martinsche Publikation leidet offenbar an großer Einseitigkeit und an vielen Übertreibungen, enthält daneben aber zweifellos viel Richtiges. Ob sich die Duma als ein Werkzeug der Sammlung und der Ordnung oder als ein neues Element der Zersetzung erweisen wird, ist eine noch völlig offne Frage, von deren Beantwortung wohl die ganze weitere Entwicklung Rußlands abhängen dürfte. Die Duma kann sich, in geschickter Regierungshand, als der starke Hebel erweisen, mit dessen Hilfe Rußland aus dem Sumpfe seiner jetzigen Verhältnisse hoch herausgehoben wird. Entgleitet sie aber der Hand der Regierung, erweist sich die Regierung nicht als stark oder verständig genug, die Führung zu behalten, so können die Verhältnisse leicht unberechenbar werden. Beachtenswert erscheint das stärkere Hervortreten der konservativen, altrussischen Richtung, die von Reformen „westlicher“ Art überhaupt nicht viel wissen will, sondern nur „Selbstherrschaft, Rechtgläubigkeit und Volkstum“ als die drei Säulen der russischen Macht anerkennt. Es ist dies das natürliche Gegengewicht zu dem extremen Radikalismus auf der andern Seite. Die Entscheidung wird bei den gemäßigten Elementen liegen, die einerseits eine den nationalen Eigentümlichkeiten des russischen Lebens angepaßte Verfassung und deren loyale Durchführung anstreben, andrerseits verhindern möchten, daß die militärische Diktatur das Ende vom Liede ist.

Eine solche würde unvermeidlich werden, wenn der Radikalismus von links oder rechts die Oberhand gewinnen sollte. Für die gemäßigten Elemente wird der Weg um so schwieriger werden, als hinter dem Radikalismus auf der linken Seite alle die revolutionären Elemente der verschiedensten Gattung stehn, die ein Interesse daran haben, Rußland nicht zur Ruhe kommen zu lassen, und die Gegensätze zu vertiefen. Diese arbeiten dann allerdings für die militärische Diktatur. Die Martinschen Übertreibungen, wie sie neuerdings u. a. in der Forderung eines Lombardierungsverbots der russischen Werte zutage getreten sind, haben in der deutschen Presse einen ziemlich einmütigen Widerspruch erfahren, wohl ein Beweis, daß die öffentliche Meinung in Deutschland angesichts der finanziellen Lage Rußlands wohl Vorsicht üben, aber Feindseligkeiten gegen Rußland nicht gutheißen will. Ein Lombardverbot wäre eine direkt feindselige Maßregel gewesen, die zudem nicht nur Rußland, sondern auch alle deutschen Besitzer russischer Papiere schwer geschädigt haben würde. Zu solchen Maßnahmen liegt weder in den finanziellen noch in den politischen Verhältnissen ein Anlaß vor. In dem Augenblick, wo andre Nationen Rußland einen zwar teuern, aber immerhin großen Kredit gewähren, würde ein deutsches Lombardverbot eine direkt provozierende Maßregel sein, die nicht nur Rußland, sondern auch seine Kreditgeber träfe. Auch würde sich Deutschland damit jede Beteiligung an der künftigen wirtschaftlichen Erschließung Rußlands abschneiden, die doch immerhin Ziel und Aufgabe jeder einsichtigen russischen Regierung bleiben muß. Sodann darf bei allen Maßnahmen, die unsre wirtschaftlichen Beziehungen zu Rußland zum Gegenstande haben, der augenblickliche Handelsverkehr nicht außer Ansatz bleiben. Rußlands Einfuhr nach Deutschland belief sich im Jahre 1905 auf mehr als eine Milliarde Mark, von denen etwa 130 Millionen auf Edelmetalle kommen. Die reine Warenausfuhr aus Rußland nach Deutschland stellt sich nach den Veröffentlichungen des Reichsanzeigers also für 1905 auf 961 Millionen Mark gegen 805 Millionen für 1904. Es ist sonach ungeachtet des Krieges eine Zunahme von 156 Millionen Mark zu verzeichnen, eine Zahl, die allerdings teils durch die Erhöhung der für die Berechnung maßgebenden Einheitswerte, teils durch die Vermehrung der Getreideeinfuhr um 587000 Tonnen entstanden ist. Die deutsche Ausfuhr nach Rußland hat an Steinkohlen, Salz und Eisenwaren bedeutende Zunahmen zu verzeichnen. Wenn

das für 1905 während des Krieges und der innern Wirren der Fall war, die für weite Distrikte Rußlands nicht nur den Geschäfts-, sondern auch den Eisenbahnverkehr lähmten, so liegen die Folgerungen für die Zeiten friedlicher normaler Entwicklung recht nahe.

Fürst Bülow soll nach den neuern Dispositionen Berlin erst nach seinem Geburtstage (3. Mai) verlassen, seine Anwesenheit bei der dritten Lesung des Etats ist damit aufgegeben. Dagegen darf man annehmen, daß er, bevor er den Urlaub antritt, den Kaiser, der um diese Zeit in der Hauptstadt oder in Potsdam anwesend sein wird, wieder sehen und sprechen kann, wie denn seine fortschreitende Kräftigung ihm wohl schon in den nächsten Tagen den Empfang einzelner Persönlichkeiten ohne Gefährdung seines Zustandes ermöglichen wird. Erörterungen in einzelnen Kreisen, die eine über das Stellvertretungsgesetz hinausgehende allgemeine Vertretung des Reichskanzlers zum Gegenstande haben, etwa wie in den Jahren 1879 bis 1882 die sogenannte Vertretung Bismarcks durch den Grafen Stolberg-Wernigerode, kommt bis jetzt nur eine akademische Bedeutung zu, jedenfalls so lange, als nicht feststeht, ob und in welchem Umfange Fürst Bülow die Geschäfte während seiner Abwesenheit in der Hand behält. Das Stellvertretungsgesetz hat immerhin einen Reichskanzler zur Voraussetzung, der die leitenden Gedanken für die allgemeine Politik gibt, der die wichtigern Fragen im Auge behält und von dem vorbehaltnen Rechte, jederzeit eingreifen zu können, Gebrauch zu machen vermag. Zum Glück besteht alle Hoffnung, daß das bei dem Fürsten Bülow während seines Urlaubs der Fall sein wird.

Das Ausscheiden des Geheimrats von Holstein aus dem Auswärtigen Amte hat zu umfangreichen publizistischen Erörterungen Anlaß gegeben. Im Grunde genommen sollte es nicht auffallen, daß sogar ein sehr verdienstvoller Beamter mit neunundsechzig Jahren in den Ruhestand tritt, zumal bei stark geminderter Sehkraft. Mit dem Eintritt eines neuen Staatssekretärs war das ohnehin vorauszusehen. Die Tätigkeit des Freiherrn von Richthofen hatte zum großen Teil auf anderm Gebiete gelegen, in der Leitung der auswärtigen Politik war der Dirigent der politischen Abteilung der hauptsächlichste Gehilfe des Reichskanzlers geworden. Aber doch immer nur der Gehilfe. Polemiken, auch in ausländischen Zeitungen, die den Sachverhalt so darstellen, als ob Herr von Holstein wider bessern Willen und Einsicht des Reichskanzlers der deutschen Marokkopolitik ihre Bahnen vorgezeichnet, ihr das zeitweise ernste Gepräge verliehen und eine direkte Verständigung mit Frankreich hintertrieben habe, entsprechen nicht den Tatsachen. Fürst Bülow sieht doch auch nicht so aus, als ob er sich seine politischen Entschließungen von seinen Untergebnen oktroyieren ließe. Gerade die Entschädigungsvorlage für den Reichstag hat zum Beispiel den Beweis des Gegenteils gebracht. Der Kanzler hat sie mit sehr großem Nachdruck im preußischen Staatsministerium gegen dessen scharf dissentierende Ansichten durchgesetzt. Noch viel weniger würde er sich in der auswärtigen Politik, seinem eigensten Gebiete, die Richtschnur vorzeichnen lassen. Herr von Holstein ist deshalb auch keineswegs ein „Opfer“ der Marokkopolitik oder des Konferenzergebnisses. Das beweist unter anderm die Verleihung der Brillanten zum Roten Adlerorden, gerade für die Marokkopolitik, sowie die weitere Tatsache, daß er sein erstes Abschiedsgesuch schon zu Neujahr eingereicht hatte. Die unmittelbare und einzige Ursache ist die, daß mit dem Eintritt des Herrn von Tschirschky als Staatssekretär die bisherige Bewegungsfreiheit des Herrn von Holstein ganz natürlich Einschränkungen erleiden mußte, die ihm nicht zusagten, weil das Maß von Selbständigkeit, das er für sich beanspruchte, mit der Betätigung des Staatssekretärs kollidieren mußte. Erörterungen darüber, ob das notwendig zur Verabschiedung führen mußte, haben jetzt, nachdem die vollendete Tatsache vorliegt, keinen Wert mehr. In Herrn von Holstein hat das Auswärtige Amt zweifellos eine bedeutende Kraft verloren, für den Augenblick wohl unstreitig die bedeutendste. Aber es mag sein, daß eine Häufung von Reibungen aller Art, wie sie mit dem langjährigen Verbleiben auf einem Posten nicht selten verbunden sind, keinen andern Ausweg offen ließ.

Daß dem Reichstage versprochene Opfer: die Gewährung einer Entschädigung an die Mitglieder ist, wenn auch nicht zu Ostern, so doch noch in den Osterferien im Bundesrate zustande gekommen und ist der Gegenstand weitgehender publizistischer Erörterungen. Im ganzen entspricht der Inhalt den Andeutungen, die darüber seit längerer Zeit in Umlauf waren und längst durch die Presse bekannt geworden sind. In der Begründung der Vorlage ist jede politische Erwägung oder Berührung der Prinzipienfrage sorgfältig vermieden worden. Da der Grundsatz einer Entschädigung von den Regierungen einmal angenommen worden ist, liegt kaum ein Grund vor, das Für und Wider noch in der Begründung abzuwägen, es wäre wohl auch nicht ganz leicht gewesen, für eine so schwer wiegende Änderung der Verfassung eine ausreichende schriftliche „Begründung" zu entwerfen, zumal da wohl kaum eine der im Bundesrate vertretenen Regierungen aus voller Überzeugung an die Sache geht. Zu einer politischen Begründung müßte bis in die Verhandlungen, die der Errichtung des Norddeutschen Bundes vorausgingen, und bis in die Zeiten der Versailler Verträge zurückgegriffen werden, auch wäre bei dem Versuch einer politischen Begründung der Vorlage vielleicht doch die eine oder die andere Regierung stutzig geworden. Die vom Grafen Posadowsky als „Stellvertreter des Reichskanzlers" gezeichnete Vorlage ist viel weniger eine Konzession der einzelnen Regierungen an den Reichstag, zu der sie wohl nicht so leicht zu haben gewesen wären, als eine Konzession an den Reichskanzler, der sich schließlich der Meinung des Grafen Posadowsky angeschlossen hatte, daß sich das Versagen der parlamentarischen Reichsmaschine auf anderem Wege ohne große innere Schwierigkeiten, für die der Augenblick nicht gegeben sei, nicht beseitigen lasse, daß er aber für die Fortdauer dieses Zustandes die Verantwortung nicht länger übernehmen könne. Richter jeder politischen Maßregel ist der Erfolg. Vorausgesetzt, daß das Gesetz überhaupt zustande kommt, wird damit ein großes Prinzip aufgegeben und dem demokratischen Zuge der Zeit ein gewaltiges Zugeständnis gemacht werden. Wirklich dem demokratischen? Oder war der Gedanke, daß das höchste Ehrenamt der Nation unbesoldet und unentschädigt sein müsse, nicht viel demokratischer?

Jedenfalls kommen wir damit ein großes Stück von dem Idealismus zurück, der einst die Wiege des jungen Reiches umgab und in der Zusammensetzung des Reichstags von 1867 bis zur Mitte der siebziger Jahre seinen Ausdruck fand.

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

65. Jahrgang

Nr. 18

Ausgegeben am 3. Mai 1906

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Sicherheitsfonds 306 Mill. Mk. **GERMANIA** Sicherheitsfonds 306 Mill. Mk.

Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin

Leibrenten-Versicherung

zu den günstigsten Bedingungen bei der höchsten Sicherheit.
Bisher ausgezahlte Renten: 31 Millionen Mark.

Gesetzlich geschützt.

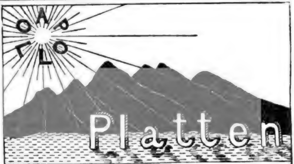
Trierischer Winzer-Verein A.-G.

TRIER

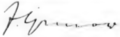
Vereinigung von Winzer-Genossenschaften und Winzern zum Vertrieb garantiert **naturreiner Weine** von der Mosel und Saar. Faß- und Flaschenweine von 70 Pfg. an.
Ausführliche Preislisten zu Diensten. — Lieferant vieler Offizier- und Zivil-Kasinos.

Filialen: Berlin SW. 12., Zimmerstraße 29 Leipzig, Reichsstraße 33/35.

Benutze nur die allerbesten, seit Jahren bewährten Platten wie:



Unger & Hoffmann
Akt.-Ges. Dresden-Berlin.



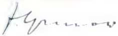
Geboren 11. Oktober 1845
Gestorben 1. April 1906

Digitized by Google

Johannes Grunow

Die Grenzboten [illegible]
Aber dieser Boden [illegible]
Als sie gegründet [illegible]
Gedanken der ne[illegible]
servativen Element[illegible]
Deshalb trugen die Grenzboten [illegible]
Charakter, auch in kirchlicher B[illegible]
in den sechziger Jahren diese R[illegible]
Freytag sich damals die Verwirkl[illegible]
Wege denken konnte, haben die G[illegible]
Liberalismus mitgemacht, aber [illegible]
beigetragen. Als dann die Bismar[illegible] [illegible] Zielen zu
strebte, schlossen sich die Grenzbot[illegible] [illegible] Busch ganz
an Bismarck an und unterstützten di[illegible] [illegible] seit 1866.
Während in der Redaktion Hans Blum [illegible] tätig waren,
machte Johannes Grunows Einfluß [illegible] der die
Verbindung mit Bismarck herstellt[illegible] [illegible] de
großen Staatsmanns war, zeigt schon die Publikation
von Moritz Busch: „Graf Bismarck und seine Leute [illegible]
wurden die Grenzboten ein wichtiges Organ des R[illegible]
Unabhängigkeit aufzugeben; die Artikel mit de[illegible]
berechtigtes Aufsehen. Nach dem Ausscheide[illegible]
Grunows Persönlichkeit auch in der Re[illegible]
G. Wustmanns Tätigkeit richtete sich we[illegible]
Gebiet, und es ist sein Verdienst, daß die [illegible]
halten und keine Schlapperei in dieser Bez[illegible]
gab den Grenzboten seit dieser Zeit Johan[illegible]
Leitung auch im allgemeinen, als sich be[illegible]

Grunows starke Persönlichkeit, sein [illegible]
Ablehnung aller Parteidoktrinen und Parteiinte[illegible] [illegible] Kampfe
mit allem, was ihm als schädlich, verderblich [illegible] erschien,



Geboren 11. Oktober [illegible]
Gestorben 1. April [illegible]

Digitized by Google

Johannes Grunow und die Grenzboten

Die Grenzboten haben immer auf nationalem Boden gestanden. Aber dieser Boden blieb nicht immer von derselben Beschaffenheit. Als sie gegründet wurden, da war die einzige Partei, die den Gedanken der nationalen Einigung vertrat, die liberale; die konservativen Elemente widerstrebten ihr kurzsichtig und eigennützig. Deshalb trugen die Grenzboten jahrzehntelang einen ausgesprochen liberalen Charakter, auch in kirchlicher Beziehung. Unter Gustav Freytags Führung trat in den sechziger Jahren diese Richtung besonders kräftig hervor. Weil Gustav Freytag sich damals die Verwirklichung der nationalen Einheit nur auf liberalem Wege denken konnte, haben die Grenzboten wohl manche Irrtümer des damaligen Liberalismus mitgemacht, aber auch viel zur Aufklärung der nationalen Fragen beigetragen. Als dann die Bismarckische Politik denselben nationalen Zielen zustrebte, schlossen sich die Grenzboten unter der Leitung von Moritz Busch ganz an Bismarck an und unterstützten die preußische Politik, namentlich seit 1866. Während in der Redaktion Hans Blum und Gustav Wustmann tätig waren, wuchs Johannes Grunows Einfluß auf sie immer mehr. Er war es, der die Verbindung mit Bismarck herstellte. Daß er ein warmer Bewunderer des großen Staatsmanns war, zeigte schon die Publikation der Aufzeichnungen von Moritz Busch: „Graf Bismarck und seine Leute 1870/71." Seitdem wurden die Grenzboten ein wichtiges Organ des Kanzlers, ohne jemals ihre Unabhängigkeit aufzugeben; die Artikel mit dem Kometenzeichen erregten berechtigtes Aufsehen. Nach dem Ausscheiden Hans Blums trat Johannes Grunows Persönlichkeit auch in der Redaktion in den Vordergrund, denn G. Wustmanns Tätigkeit richtete sich wesentlich auf das literarisch-ästhetische Gebiet, und es ist sein Verdienst, daß die Grenzboten auf stilistische Sauberkeit halten und keine Schlapperei in dieser Beziehung dulden. Die politische Richtung gab den Grenzboten seit dieser Zeit Johannes Grunow, und er übernahm die Leitung auch im allgemeinen, als sich beide Männer trennten.

Grunows starke Persönlichkeit, sein sicherer Blick für alles Wichtige, seine Ablehnung aller Parteidoktrinen und Parteiinteressen, seine Freude am Kampfe mit allem, was ihm als schädlich, verderblich, ungesund, unnatürlich erschien,

Digitized by Google

seine Neigung, gegen den Strom zu schwimmen, den Lesern auch recht unangenehme Wahrheiten geradeheraus zu sagen, das alles gab dem Blatte die Richtung. Aber im einzelnen empfingen die Grenzboten die wichtigsten Anregungen an den unvergeßlichen Grenzbotenabenden im Thüringer Hof, die eine kleine Gruppe stehender Leipziger Mitarbeiter allwöchentlich zu zwanglosen Unterhaltungen vereinigten; aus ihnen, die sich zuweilen auch zu scharfen Debatten zuspitzten, ist mancher Artikel, manche Besprechung einer wichtigen Publikation hervorgegangen. Andre fruchtbare Anregungen kamen ungesucht aus dem weiten Kreise der regelmäßigen oder gelegentlichen Mitarbeiter in ganz Deutschland, Österreich, Italien, England und Frankreich und über Europa hinaus, Mitarbeiter, die auch nach Grunows Tode den Grenzboten treu geblieben sind. Es war Grunows Grundsatz, seine Mitarbeiter nicht zu suchen, es kam ihm auf berühmte Namen gar nicht an, sondern auf die Sache, und die eigentlich politischen Artikel erschienen deshalb immer ohne Namen. Auch in literarisch-ästhetischer Beziehung hatte Grunow seine sehr bestimmten Ansichten, an denen er festhielt. Aber in diesem Festhalten steckte Charakter, und so manches ist wieder von den Grenzboten gefördert worden, was der modischen Richtung widersprach, aber gesund und kräftig war. Ein bequemer Redakteur war Johannes Grunow nicht; seine Mitarbeiter, auch bewährte, mußten sich zuweilen „Zurechtstutzungen“ stilistischer und andrer Art gefallen lassen; viele haben es ihm gedankt, manche nahmen ihm das übel und zogen sich zurück. So hat es ihm an bittern Erfahrungen nicht gefehlt, manche gereizte Korrespondenz endete mit einem Bruche. Namentlich die Romane und die Novellen, die er in seiner Zeitschrift brachte, arbeitete er zum Teil in einer Weise durch, wie kein andrer Redakteur oder Verleger; er lernte sogar Dänisch, um die Übersetzungen aus dem Dänischen (von Bröndsted, Baudiß u. a.) kontrollieren zu können. Denn er war im Grunde eine feinsinnige, sanguinische Künstlernatur. In seiner Jugend wäre er am liebsten Maler geworden, und auch seine novellistische Begabung war ganz bedeutend.

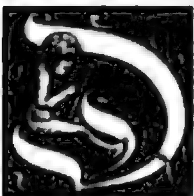
Politisch fragte er nicht nach Konservativ und Liberal, und seitdem Bismarck auch die konservativen Kräfte für die nationale Arbeit sammelte, sind die Grenzboten seine Parteigänger gewesen, auch nachdem sich ein Teil der Liberalen von ihm losgesagt hatte. Sie bewahrten ihm ihre Sympathien, auch als er aus dem Amte geschieden war, aber sie hüteten sich, seine Opposition mitzumachen, denn die Sache ging ihnen auch hier über die Person; sie bauten auf die Kraft und die Begabung des Kaisers, und sie haben sich darin nicht getäuscht. Sie unterstützten deshalb seine Politik nach Kräften, aus Überzeugung, unabhängig wie immer, und sie wußten, daß er das anerkannte; sie machten weder die Nörgel- und Schmollpolitik mit, der so viele Patrioten verfielen, noch huldigten sie der überschwenglichen Burenschwärmerei, die dem Kaiser bittres Unrecht tat; sie sahen auch hier nur das deutsche Interesse und wollten niemals etwas wissen von der törichten Hetze gegen England, die sich so schwer gerächt hat. Für die deutsche Kolonial- und Weltpolitik und die Verstärkung unsrer Flotte sind sie immer entschieden eingetreten, wie vorher für die Sozialgesetzgebung, und jede konfessionelle Verhetzung haben sie auf

das bestimmteste abgelehnt, zuweilen scharf bekämpft. Daß sie dabei so manchen Abonnenten verloren, störte Johannes Grunow niemals; er war sicher, daß er wenigstens ebenso viele neue gewann. Denn er war nicht wesentlich Geschäftsmann, dazu war er viel zu sehr Idealist; er wollte seine Grenzboten, sein Lieblingskind, den Gegenstand seiner unablässigen Sorge und einer unermüdlichen Arbeit, zu einem führenden Organ der nationalen Presse machen, vor allem zu einem Organ unabhängiger Leute, die etwas Selbständiges, Gedachtes und Erlebtes zu sagen hatten.

Nun ist er dahingegangen, vor der Zeit. Den stattlichen, aufrechten Mann, aus dessen blauen Augen unter buschigen Brauen, der hohen freien Stirn und dem aufstrebenden vollen weißen Haar seine ganze energische Persönlichkeit sprach, hat eine tückische schleichende Krankheit gefällt. Er hat auch gegen sie gekämpft, er wollte sich nicht werfen lassen, er rang auch hier gegen den Strom. Bis in seine letzten Wochen kümmerte er sich um die Gestaltung der Hefte und um manche Einzelheiten; erst der Tod nahm ihm die Leitung aus der Hand. Die Grenzboten sind in den 65 Jahren ihres Bestehens treue Führer und Begleiter der Gebildeten des deutschen Volkes gewesen, und sie werden es auch ferner bleiben. Die Grundlage und die Tendenz sind ihnen gegeben, aber die schließen nicht aus, daß die Grenzboten fernerhin auch Gebieten ihre besondre Aufmerksamkeit zuwenden werden, die bis dahin wegen der überwiegenden Berücksichtigung der politischen und der wirtschaftlichen Fragen manchmal zu kurz gekommen sind.

Otto Kaemmel

Persönliches über Johannes Grunow



Der letzte Brief, den ich von unserm verewigten Freunde erhielt — er war vom 2. März und nach längerer Unterbrechung geschrieben —, hatte folgenden Anfang: „Ich bin sehr krank gewesen, vor allem mutlos und kraftlos; man hat mir so oft gesagt, ich müsse mich schonen und dürfe gewisse Arbeiten nicht mehr tun, daß ich mir schließlich habe sagen müssen, meine Arbeit sei überhaupt überflüssig — selbstverständlich, denn jedes Leben hat sein Ende, einmal reißt der Faden ab, und dann lebt die Menschheit weiter, ohne daß der Einzelne weitern Einfluß auf ihr Wirken hätte. Es ist ganz eigentümlich, wenn man sich diese Dinge klar macht, und ich spürs, wie man aus dem lebendigen Leben herauswelkt, ohne daß dieses in seiner Totalität eine Veränderung erleidet.“ Nicht in seiner Totalität, konnte ich ihm darauf nur antworten, aber in sehr wesentlichen Teilen. Denn soviel war doch klar, daß das Abscheiden dieses außerordentlichen Mannes in seinem Kreise noch lange, lange nachgefühlt werden mußte.

Eine seltene Begabung machte ihn in gleicher Weise geschickt zu schriftstellerischer Tätigkeit wie zum Gedankenaustausch mit Menschen. Als Geschäftsmann, der er zunächst sein mußte, hatte er zur Lektüre immer nur wenig

zusammenhängende Zeit gehabt, und er fühlte und bezeichnete gern sein Wissen als Stückwerk, aber wer ihn kannte, mußte seine weite, auf lauter selbsterworbne Kenntnis gegründete Bildung bewundern. Ihm war die Fähigkeit eigen, sich leicht zu orientieren, sich schnell in neue Gegenstände zu finden, und mit den wachsenden Jahren hatte er bei seinem niemals ruhenden Fleiße doch ungeheuer viel gelesen. Ob er zu den Menschen von hervorragendem Gedächtnis gehört hat, weiß ich nicht, er selbst meinte es nicht, aber jedenfalls trug er die Früchte seiner Belesenheit wie sein Taschengeld bei sich; Aufzeichnungen und Sammlungen zu machen, wie wir Büchermenschen pflegen, hatte er sich nie die Zeit gelassen. Eine Schule des Wissens waren ihm mit den Jahren die Grenzbotenmanuskripte geworden, die er zum großen Teile selber las und korrigierte. Mit welcher Sicherheit er hier den einzelnen Sachen gegenüberstand, das war manchmal zum Erstaunen. Es hat ja beinahe alles schon mal in den Grenzboten gestanden, man braucht sich nur daran zu erinnern, meinte er dann bescheiden. Dies mochte hauptsächlich für das weite Gebiet der sozialen und der wirtschaftlichen Fragen gelten, worin er sich als Redakteur an der Hand seiner fachmännisch geschulten Mitarbeiter allmählich heimisch gemacht hatte. Politisch hatte er früh seinen eignen Standpunkt, der sich natürlich mit den Zeitläufen, mit seiner Erfahrung und seiner persönlichen Entwicklung geändert hat, der aber in seiner Festigkeit jeder neuen Situation gegenüber für andre etwas überzeugendes hatte. Die schöne Literatur und die Kunst waren ihm häusliches Gut, Teile seiner menschlichen Bildung. Wie er mit wenig Ausnahmen nur solche Romane oder schönwissenschaftliche Bücher verlegte, die ihm persönlich zusagten, so überwachte er mit seinem Geschmack und seinem Urteil auch diese Art von Beiträgen zu den Grenzboten auf das sorgfältigste; eine übersehene Kleinigkeit konnte ihn nachträglich verdrießen, wenn sie ihm nicht konform schien. Ich habe selbst erlebt, daß er einmal einen ausgedruckten Bogen in einem Roman ganz neu drucken ließ, nur weil darin ein einzigesmal „Buonarotti“ stehn geblieben war. In der bildenden Kunst leitete ihn eine feine, wirklich künstlerische Empfindung, die aber auch sein ganzes Leben durchdrang. Er konnte nichts unordentliches und saloppes leiden, aber auch nichts, was sich prätentiös und virtuosenhaft vordrängte; nur das Einfache und Natürliche war für ihn schön. So war es auch mit seiner eignen Erscheinung, seinen Bewegungen, seiner Art sich zu äußern, und wie er sich kleidete. Man konnte ihn einen Lebenskünstler nennen. Was ihn anzog oder abstieß, sagte ihm sein Gefühl. Gab er andern darüber Rechenschaft, so merkte man, wie er innerlich daran beteiligt war. Er hatte nichts doktrinäres. Sein natürlicher Takt wies ihm den Standpunkt, und seine Gefühlswärme legte jedem seiner theoretischen Urteile einen Grund von Sympathie oder auch Antipathie unter. Wie oft habe ich an Grunow denken müssen, wenn mir das Schillersche Wort einfiel: Ihm gaben die Götter das reine Gemüt, wo die Welt sich, die ewige, spiegelt! Denn ein kindlich reines Gemüt hatte sich diesem männlich starken Charakter gesellt. Bezeichnend für ihn waren gewisse Lieblingsausdrücke in der Schätzung von Erzeugnissen der Literatur und der Kunst. Eine Sache mußte vor allem „gesund“ sein. Damit war durch alles Perverse der modernen Richtungen ein dicker Strich gezogen.

Aber auch das rein „künstlerische“ Tändeln mit inhaltlosen Nichtigkeiten mochte er nicht. Andrerseits befriedigte ihn ebensowenig die bloße Absicht, der Wille zum Guten, ohne die künstlerische Wirkung. Dafür hatte er die Rubrik „Schwächlich“, bei der er ganze Gruppen von Schriftstellern unterbrachte. Bei der Zerfahrenheit unsrer heutigen sogenannten schönen Literatur war sein fester Geschmack in literarischen Dingen eine wahre Wohltat für die Grenzboten. Sein Kunstgeschmack war für mein persönliches Gefühl zu klassizistisch, womit auch das zusammenhing, daß es ihm für die Grenzboten niemals zuviel werden konnte mit den stark ins Kraut geschossenen Reisebeschreibungen über Stätten antiker Kultur. Aber diese niemals aus dem Konzept zu bringende, warme Verehrung der klassischen Bildung in jederlei Gestalt hatte doch auch etwas ungemein rührendes. Das war die Macht einer großen Idee über ihn. Denn an seine Gymnasiastenzeit konnte er unmöglich allzuviel freundliche Erinnerungen bewahrt haben, wie ich aus seinen Erzählungen wußte. Er schrieb selbst nicht häufig, und er bedauerte das: er müsse aller acht Tage ein grünes Heft fertig machen, was seine Zeit ganz ausfüllte. Nahm er die Feder in die Hand, so ging es leicht und schnell. Er beherrschte unsre Sprache wie wenige. Alles Wustmannsche Erziehung und etwas guter Wille, pflegte er zu sagen. Aber die Korrektheit tat es nicht allein. Alles, was er schrieb, war von einer natürlichen Anmut, einer ungesuchten Einfachheit und Klarheit. Darin übertraf er nach meinem Gefühl alle seine Mitarbeiter. Man fühlte den Menschen, die ganze Person.

Das machte auch den mündlichen Verkehr mit ihm so ertragreich. Aus jeder Unterhaltung gewann er Belehrung, und er wußte das Gespräch unmerkbar so zu lenken, daß es für ihn fruchtbar wurde. Im größern Kreise verhielt er sich gern zuhörend, und dann war es ein Genuß, die stillredenden Züge dieses schönen Kopfes zu beobachten und der Richtung seiner sinnenden lichtblauen Augen zu folgen, denen doch nichts entging. Trat eine Pause ein, so nahm er eine fremde Äußerung, die sonst wohl hätte verloren gehn können, auf und verhalf ihr zu ihrem Recht, indem er die Unterhaltung daran weiterführte. Diese Kunst habe ich oft an ihm bewundern müssen. Er war kein Unterhaltungstyrann, wollte nicht immer das Wort haben und monologisierte niemals. Ergriff er aber das Wort, so sprach ein kluger Mann, und in so verbindlicher Weise, daß er einem die Meinung aus der Seele zu nehmen schien. Dieses Gefühl wird mancher gehabt haben, der Gelegenheit hatte, mit ihm zusammenzukommen. Wenn man mit Möser spricht, so fängt man an zu glauben, man wisse etwas und sei etwas, sagte einst Lichtenberg. Bei Grunow war diese Gabe kein bloßes Naturgeschenk, sondern eine Frucht seiner Herzensbildung und seiner Selbsterziehung. Er hatte einen bis zum Eigensinn steigerungsfähigen Willen, und ohne den würde er sicher nicht soviel im Leben geleistet haben, dazu eine lebhafte, warme, ja kochende Empfindung, aber er wußte sich meisterhaft zusammenzunehmen. Bei heftigen Meinungsdifferenzen konnte er äußerlich ruhig erscheinen, und man mußte ihn schon recht genau kennen, wenn man ihm etwas von innerlicher Erregung anmerken wollte. Ihr höchster Grad gab sich in ganz akuten Fällen darin für den Näherstehenden zu erkennen, daß er stillschwieg.

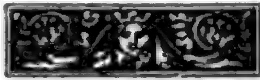
In allen meinen Lebensabschnitten ist es mir zuteil geworden, einzelne Männer zu finden, die gleich bei den ersten Begegnungen einen Eindruck von solcher Überlegenheit auf mich machten, daß ich mir sagte: Da brauchst du lange, um hinanzukommen, — und ich habe das Glück gehabt, sie im Laufe der Zeit zu Freunden zu gewinnen. Die meisten waren älter, manche bedeutend älter als ich, und je älter ich selbst geworden bin, desto lauter sagt mir jeder neue Tag, wieviel ich ihnen zu danken habe. Grunow war etwas jünger, und als wir uns kennen lernten, standen wir schon beide in einem Alter, wo man eigentlich keine Freundschaften mehr schließt von der Art, die Menschen innerlich und allseitig verbindet. Wenn sich mein Verhältnis zu ihm dennoch allmählich zu einer alle unsre Lebensinteressen umfassenden geistigen Gemeinschaft ausgebildet hat, so kam das, weil die Sache, die uns zusammenführte, und in die er seine ganze reiche Persönlichkeit gelegt hatte, mir sein Herz schneller öffnete, als es andre Arten des menschlichen Verkehrs gekonnt hätten.

Im Sommer 1894 schickte ich einen kurzen Aufsatz an die Redaktion der Grenzboten, der erst nach einiger Zeit gedruckt wurde. Der zweite trug mir eine Karte des Herausgebers ein, auf die folgenden erhielt ich Briefe mit feinen, ausdrucksvollen Schriftzügen und von einer überraschend individuellen Färbung, und nach Jahresfrist stand plötzlich eines Tages unter der Tür meines Zimmers eine hochgewachsene, männlich schöne Gestalt, kraftvoll, mit weißem Schnurrbart in dem blühend frischen Gesicht, in der ich eher einen Rittergutsbesitzer oder einen Oberst in Zivil vermutet hätte als meinen neuerworbnen Freund. In den folgenden Jahren habe ich ihn manchesmal besucht, zu den wöchentlichen Grenzbotenabenden und in seinem Hause, seinem traulichen Hause, bis er in schwere Krankheit fiel und seinen Wohnsitz auf das Land hinaus verlegen mußte. Zwischen die Besuche legten sich Perioden eines schriftlichen Verkehrs, der immer lebhafter wurde und immer ausführlicher. Von meiner Seite war das natürlich, da es sich dabei meist um Grenzbotenaufsätze handelte; für ihn und seine stark belastete Zeit bedauerte ich diesen Arbeitsaufwand, den ich vergebens einzuschränken suchte. Ich habe während meines ganzen Lebens keiner einzelnen Person einen solchen Schatz von anregenden und fördernden Mitteilungen zu verdanken gehabt. Wir verstanden uns mit der Zeit in allem, und ich wußte gewöhnlich schon im voraus, was er auf eine einzelne Frage sagen würde. Für mich hatte dieses Verhältnis der Übereinstimmung den Vorteil, daß ich mir alles, was ich für die Grenzboten schrieb, als an seine Person gerichtet denken konnte; ich durfte niederschreiben, was mir in die Gedanken kam, denn ich wußte, daß er, was nicht nach seinem Sinne war, zu ändern oder zu unterdrücken verstehn würde. Bedenkt man, mit wie vielen er auf ähnliche Weise verkehren mußte, so steht man wie vor einem Wunder vor solcher Arbeitskraft und geistiger Beweglichkeit. Einem Wunder, das sich auch wirksam erwies!

Er inspirierte seine alten Mitarbeiter und zog neue an sich. Er hielt die zahlreichen Fäden in seiner Hand und stellte eine Einheitlichkeit her, aus der nur selten Dissonanzen hervorklangen. Riß dann ein Faden, und er ließ sich nicht wieder anknüpfen, so konnte das eben nicht anders sein. Von diesem

Auf und Ab seiner Tätigkeit hat er selbst einigemal Rechenschaft gegeben, am nachdrücklichsten im ersten Heft des vierten Quartals von 1891 („Fünfzig Jahre!"). Da werden Personen (Gustav Freytag, Julian Schmidt usw.) und Dinge berührt, namentlich Zustände der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts aufgeklärt, die jetzt nur noch wenigen bekannt sind, und die in der legendarischen Beleuchtung von heute wesentlich anders erscheinen, und man kann auch zwischen den Zeilen lesen, was Grunow aus seiner Zeitschrift gemacht hat. Vielleicht nimmt der eine oder der andre, der über die spätern Grenzboten Urteile hörte und weitergab, ohne die frühern zu kennen, einmal das höchst interessante Heft in die Hand. Ich wollte nur von Grunow reden und nicht von den Grenzboten, deren Weg fest vorgezeichnet ist, aber dieser Hinweis schien mir notwendig, nachdem sich das Grab über ihm geschlossen hat. Ich wollte um den Freund klagen, den mir unersetzlichen, der nun vor mir hingegangen ist.

Dresden — Adolf Philippi



Erinnerungen an Johannes Grunow

Im März 1889 schickte ich eine kurze pädagogische Betrachtung an die Redaktion der Grenzboten. Nach ein paar Tagen kam die Korrektur und eine Karte von Grunow: Ich sei der geborne Grenzbotenmitarbeiter und möge nur mehr schicken. Was er mir von da an gewesen ist, habe ich im zweiten Teile meiner Lebenserinnerungen (S. 171) kurz angedeutet; jetzt wo er uns verlassen hat, verpflichtet mich die Dankbarkeit und drängt mich das Herz, es etwas ausführlicher zu sagen.

Die erste Karte habe ich oft und lange angeschaut, nicht bloß, weil sie mir eine hoffnungschwere frohe Botschaft brachte, sondern auch, weil mich die Schriftzüge erfreuten: langgezogne feine Haarstriche, kräftige, kurze steile Grundstriche, ein edler Schwung sagten mir: das ist ein klarer, fester, zuverlässiger Mann, und dabei ein Mann, der das Schöne liebt. Der lebhafte Verkehr, der sich zwischen uns entspann, hat diesen ersten Eindruck vollauf bestätigt. Häufige persönliche Berührung war leider ausgeschlossen, weniger durch die Entfernung, denn ich hätte, oft und freundlich eingeladen, jedes Jahr wochenlang in seinem gastlichen Hause weilen können, als durch meine Schwerhörigkeit. Diese hinderte, daß es zu einer fließenden Unterhaltung kam, und da ein Schwerhöriger überhaupt nur mit einer unmittelbar neben ihm sitzenden Person sprechen, nie in das Gespräch einer Tafelrunde eingreifen kann, so konnte auch die Teilnahme an den Mittwochssitzungen der Leipziger Grenzbotenmänner im Thüringer Hof, so interessant sie für mich war, weder mir noch den andern eine Frucht bringen. Darum habe ich nur sechs kurze Besuche, den letzten 1902, gemacht, Grunow von Angesicht zu Angesicht als den kennen gelernt, den mir schon seine Briefe gemalt hatten, und mich seiner vortrefflichen Gattin, seiner liebenswürdigen Kinder, seines gemütlichen Heims erfreut, auch seine Schwiegereltern kennen gelernt und die Bekanntschaft mit ihnen, namentlich mit der gemütvollen, dichterisch schaffenden Frau Krais bis zu ihrem Tode brieflich gepflegt.

Auch der Verkehr mit Grunow ist also wesentlich ein schriftlicher geblieben. Er hat sich nicht auf das Geschäftliche beschränkt. Schon wenig Wochen nach jenem ersten Kärtchen kam ein langes Schreiben, das mir seine beglückende Häuslichkeit schilderte, und natürlich mit entsprechenden vertraulichen Mitteilungen erwidert wurde. Seitdem haben wir einander über unsre Erlebnisse, Freuden, Leiden und Sorgen auf dem laufenden erhalten. Aber den größten Teil unsrer Korrespondenz beanspruchte freilich die Erörterung von Gegenständen, die in den Grenzboten behandelt wurden oder behandelt werden sollten, und das waren so ziemlich alle Gegenstände, die in Parlament, Presse und Literatur vorkommen. An Stoff also fehlte es nicht, und sich auf ihn einzulassen, dazu drängte fast allwöchentlich bald die Übereinstimmung, bald der Gegensatz unsrer Ansichten. Was uns verband, das war der Geschmack und waren die Grundsätze. Wir liebten beide das Gesunde, Einfache, Natürliche in Lebensführung, Ethik und Literatur und hatten Widerwillen gegen alles Krankhafte, und waren beide positiv gerichtet, wollten aufbauen, nicht zerstören, die Kritik auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens zwar scharf geübt wissen, aber eben nur im Dienste der schaffenden und der erhaltenden Kräfte, nicht zur Ergötzung der Boshaften oder zur Zerstörung. Dabei aber bestand zwischen uns nichts weniger als eine prästabilierte Harmonie, sodaß einer nur das Echo oder die Ergänzung des andern gewesen wäre, sondern wir gerieten aller Augenblicke in Fechterstellung gegeneinander. Er war Sprößling und Mitglied des Leipziger Patriziats, sächsischer Protestant, hatte die große Zeit von 1866 bis 1871 in dem begeisterungsfähigen und empfänglichen Alter vom einundzwanzigsten bis zum sechsundzwanzigsten Jahre und in der geistigen Atmosphäre durchlebt, die Treitschkes Geist beseelte, und als die sozialen Fragen an ihn herantraten, konnte er sie bei aller Humanität und Christlichkeit zunächst doch von keinem andern Standpunkt aus beurteilen als von dem des Unternehmers, auf den ihn die Vorsehung gestellt hatte. Ich war von Haus aus arm, lebte in dürftigen Verhältnissen, war katholischer Geistlicher gewesen, hatte mich im häufigen Verkehr mit armen Leuten und in Ausübung meiner Berufspflicht daran gewöhnt, die Gesellschaftspyramide mehr von unten als von der Spitze aus zu betrachten, hatte bis zum Jahre 1866 der großdeutschen Idee gehuldigt und war zwar durch die Ereignisse von deren vorläufiger Undurchführbarkeit überzeugt worden, war auch nicht blind für Bismarcks Größe, stand ihm aber doch bloß als respektvoll kühler Kritiker gegenüber. Daraus ergaben sich genug Unterschiede, ja Gegensätze im Auffassen und im Empfinden. Dazu kamen die Schwierigkeiten, die ihm seine Stellung als Herausgeber und Redakteur bereitete. Meine Beiträge erwarben den Grenzboten manche neuen Freunde, stießen aber dafür die alten ab, und Grunow mußte sich von ihnen vieles sagen lassen, was das Gegenteil von Schmeichelei war. Nun war er nicht im geringsten philisterhaft, ängstlich oder furchtsam. Soweit er persönlich meine Ansichten zu billigen vermochte, ließ er sie in den Grenzboten äußern, unbekümmert darum, wie sie auf alte Freunde wirken mochten, und ich habe in den Grünen so manches aussprechen dürfen, was kein andres bürgerliches Organ aufgenommen hätte. Aber die Rücksicht auf die Existenz der Wochenschrift zog doch gewisse Grenzen. Wurde diese vernichtet, so war ja

auch mir das Mundstück verstopft. Auch der Ausweg, die Grenzboten in einen ganz andern Boden zu verpflanzen, war aus vielen Gründen ungangbar und hätte mir nicht einmal etwas genützt, denn der andre Boden hätte nur der einer Oppositionspartei sein können, und ich bin weder Sozialdemokrat noch „freisinnig“ noch ultramontan, sondern „Eigenbrödler“. Ein paarmal habe ich ihm vorgeschlagen, aus den Grenzboten einen allen Richtungen zugänglichen Sprechsaal zu machen, wie in England das Nineteenth Century einer war. Darauf einzugehn verwehrten ihm sein Charakter und sein Herausgebergewissen. Er fühlte sich verpflichtet, in politischen, religiösen, ethischen und ästhetischen Dingen seinen Lesern auf dem Wege voranzugehn, der zum Heile des deutschen Volkes und Vaterlandes führe, und von dem er glaubte, daß er ungefähr in der Richtung liegen müsse, die Bismarck eingeschlagen hatte. Es bereite ihm ja Vergnügen, scherzte er einmal, zu sehen, wie jeder seiner Freunde ein andres Steckenpferd tummle, aber habe er sie vor seinen Wagen gespannt, dann dürften sie nicht nach allen Richtungen auseinander laufen wollen. So oft ich also in Beiträgen für die Grenzboten oder in Privatäußerungen die Grenzen überschritt, die er innehalten zu müssen glaubte, wusch er mir in vier bis acht Seiten langen Briefen den Kopf. Aber niemals ist es ihm eingefallen, mir die Freundschaft zu kündigen oder mir den Stuhl vor die Tür zu setzen, auch in der spätern Zeit nicht, wo er mich eigentlich nicht mehr brauchte, weil er sich mit seinem bedeutenden Organisationstalent einen tüchtigen Stamm regelmäßiger Mitarbeiter gezogen hatte, und weil ihm auch gute Beiträge in Fülle zuflossen.

Ich habe mir oft nachträglich Gewissensbisse darüber gemacht, daß ich ihn zu langen Briefen verleitete oder reizte, mit denen er sich noch dazu meist den Sonntag verderben mußte, wo meine Sendungen gewöhnlich ankamen. Für einen Schwerhörigen, dem so selten der Genuß mündlicher Aussprache zuteil wird, ist schriftliche Expektoration ein Bedürfnis. Grunow hatte natürlich dieses Bedürfnis nicht. Für ihn war das Briefeschreiben Berufsarbeit, denn er führte eine Zeit lang die ganze Redaktionskorrespondenz allein, und er war mit Berufspflichten überladen. Er leistete neben der Leitung seines Geschäfts etwas, was damals wahrscheinlich kein andrer Verleger außer ihm getan hat: er pflegte alle Buchmanuskripte stilistisch „durchzuackern“, wie er sich ausdrückte, und nach Wustmanns Ausscheiden aus der Redaktion auch die Grenzbotenmanuskripte. Und er verrichtete unermüdlich diese Schulmeisterarbeit, obgleich sie seiner Neigung wenig entsprach. Er sehnte sich danach, Arbeiten unternehmen zu können, die ihm Freude gemacht hätten. Am liebsten, schrieb er einmal, würde er Geistlicher geworden sein. Aber sein natürlicher Beruf wäre die Novellistik gewesen. Die kleinen hübschen Novellen, die er herausgegeben hat, und andre Grenzbotenbeiträge, zu denen er sich die Zeit abstahl, bekunden seine poetische Begabung. Er hatte einen großen Roman angefangen, mußte ihn aber liegen lassen. Als er vorm Jahre schrieb, er hoffe nächstens eine Arbeit zu vollenden, die ihm am Herzen liege, gratulierte ich ihm zur Erfüllung seines alten Herzenswunsches. Er antwortete, ich sei im Irrtum, daran dürfe er nicht mehr denken, es handle sich um eine — deutsche Grammatik. Dieser mühsamen und wenig anziehenden Arbeit hat er also unter körperlichen Schmerzen seine letzten Kräfte gewidmet, um der vielfach miß-

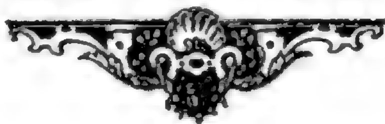
handelten deutschen Sprache zu Hilfe zu kommen, die er leidenschaftlich liebte als die Erscheinungsform der deutschen Volksseele, die nicht gesund bleiben könne, wenn man ihren Sprachleib verkrüppele. So ist er also in ununterbrochner Arbeit das Opfer des kategorischen Imperativs geworden. Denn daß er sich so viele Jahre lang keine regelmäßige Erholung gegönnt, den ganzen Tag und Abend, auch die Sonntage und die Tage in der Sommerfrische am Schreibtisch zugebracht hat, ist sicher die Ursache seiner Krankheit gewesen. Anstatt seinen eignen novellistischen Schaffenstrieb zu befriedigen, hat er dem vieler andrer Gelegenheit dargeboten, sich zu betätigen. Er hat eine Reihe von Talenten in die Öffentlichkeit eingeführt, um die sich dann, nachdem sie durch ihn bekannt geworden waren, andre Verleger gerissen haben. Von den meisten Erzählungen und Romanen, die bei ihm, gewöhnlich zu Weihnachten, herauskamen, hat er mir je ein Exemplar geschenkt. Das war jedesmal eine köstliche Christbescherung, die mir die Abende der Wintersonntage zu ebenso vielen Festen gemacht hat.

Nun müßte ich eigentlich eine Blütenlese aus seinen Briefen zusammenstellen, wenn ich ihn zu seiner Charakterisierung selbst sprechen lassen wollte. Es ist ja auch vorgekommen, daß er mich über einen Gegenstand informierte und mir die Grundzüge angab, nach denen er zu behandeln wäre, so bei einem Schriftsetzerstreik; aus einer Briefstellensammlung würde man ersehen, wie er über Tagesfragen dachte, die er wohl besser als mancher andre selbst hätte publizistisch beantworten können, wenn er die Zeit dazu gehabt hätte. Aber da muß ich nun ein beschämendes Bekenntnis ablegen: Ich habe — o Barbarei! — alle seine Briefe bis auf einen verbrannt! Im Jahre 1868 hatte ich bei einer Nachlaßregulierung ganze Schränke voll Briefe zu mustern und zu vernichten, was eine sehr mühsame und langweilige Arbeit war, die mir noch dazu allerlei Ärgernis zuzog. Da beschloß ich: Diese Unannehmlichkeit willst du denen, die einmal deinen Nachlaß zu ordnen haben werden, ersparen. Ich verbrannte darum von Zeit zu Zeit alle empfangnen Briefe, mit Ausnahme der wenigen, die Urkundenwert hatten, und zwar, je mehr sich das Material häufte, in desto kürzern Perioden. Erwägungen, die nicht vor die Öffentlichkeit gehören, bestärkten mich in meiner Praxis, die ich nicht aufgeben zu dürfen glaubte, als Grunows Briefe ankamen, bei deren Vernichtung es mir immer einen Stich gab, weil sie mir schon wegen der Handschrift lieb und dann durch Inhalt und als Freundesgabe teuer waren; auch um andre Briefe hat es mir oft leid getan, denn es waren auch unter ihnen viele gar schöne. Hätte ich denken können, daß ich Grunow überleben würde, dann hätte ich die seinen gesondert von der dem Untergang geweihten Masse aufgehoben und erst nach Auswahl der für die Veröffentlichung geeigneten Stellen vernichtet. Aber dieser Gedanke ist mir niemals gekommen. Grunow war beinahe dreizehn Jahre jünger als ich und mit mir verglichen an Größe und Kraft ein Riese. Seine leichten Erkrankungen machten mich nicht besorgt. Auch Goethe und Bismarck sind oft krank gewesen und dabei in großer Rüstigkeit über achtzig Jahre alt geworden. Daß ich in den letzten Jahren den Anblick seiner lieben Schriftzüge oft lange entbehren mußte, war mir schmerzlich, aber weil ich wußte, daß er nach seiner ersten schweren Niederlage noch kränkelte, bat ich selbst, alle nicht unbedingt notwendige Schreiberei zu unterlassen, erwartete jedoch zuversichtlich,

daß seine Kraftnatur schließlich siegen werde. Erst ein kurzer Bericht seines Kompagnons vom 26. März hat mir ernstliche Besorgnis eingeflößt; ohne diesen würde mich die Todesnachricht völlig unerwartet getroffen und ganz außer Fassung gebracht haben. Den erwähnten einen Brief zu vernichten, konnte ich nicht übers Herz bringen, weil er ein ganz besonders rührender Beweis seiner freundschaftlichen Gesinnung war. Er ist vom 19. Juni 1893 datiert und im Krankenbett mit Bleistift geschrieben. Ich hatte drei Wochen lang keine Zeile von seiner Hand bekommen und die Vermutung geäußert, daß er böse sei. Er erzählt nun in dem vier Seiten langen Briefe mit scherzendem Humor — an Humor fehlte es seinen Briefen nie — die Geschichte seiner Erkrankung (Ursache war die Erkältung, die er sich auf einer mit seiner Gattin unternommnen Harzpartie zugezogen hatte) und erklärt meine Vermutung für unbegründet. Übelnehmisch sei er nicht. „Sie sollten hören, was für Schmeichelhaftigkeiten wir uns manchmal sagen am Stammtisch — wenn Sie mich wirklich einmal ärgerten, kriegten sie gleich was im Stammtischton. Aber es ist ja überhaupt keine Möglichkeit dazu vorhanden." Nicht bloß Möglichkeit; leider habe ich ihn in den folgenden Jahren wirklich manchmal geärgert. Er schließt: „Das Lesen wird Ihnen wohl ebenso sauer werden [durchaus nicht] wie mir das Schreiben. Ich habe es als Schwitzkur benützt, aber nun bin ich fertig und wie gebadet!" Frau Grunow hat an den Rand geschrieben, sie habe sehr gezankt, als sie, von einem Ausgang zurückgekommen, das lange Schriftstück erblickt habe; ich möge daraus ersehen, wie sehr ihn meine irrige Vermutung betrübt habe. Er hat sich, bis in seinen letzten Brief vom vorigen Oktober hinein, immer als den mir zu Dank Verpflichteten hingestellt, während die Dankesschuld ganz auf meiner Seite ist. Denn wenn ich auch in einer kritischen Übergangszeit den Grenzboten einen vielleicht nicht unwichtigen Dienst geleistet habe, hat sich doch die Lage seitdem in der oben angegebnen Weise geändert. Was dagegen mich als Empfangenden betrifft, so hat mir erst Grunow zu einer anständigen und verhältnismäßig gesicherten Existenz verholfen, hat mich durch den Verlag meiner Bücher im Publikum bekannt gemacht, und ohne die reiche Fülle von Rezensionsexemplaren, die mir von den Grenzboten in regelmäßigen Abständen zugehn, wäre meine Schriftstellerei in einer aller literarischen Hilfsmittel entbehrenden Kleinstadt gar nicht möglich.

Daß nun dieser edle Mensch, den der liebreichste und gewissenhafteste Familiensinn beseelte, von schrecklichen Erkrankungen der geliebten Gattin und teurer Kinder heimgesucht werden, daß ihn selbst, den zartfühlenden und schuldlosen, ein grausames Leiden jahrelang plagen, der Tod den kraftvollen Mann lange vor dem natürlichen Endziel des Menschenlebens, und ehe er seine Aufgaben in der Familie und in seinem Unternehmen völlig gelöst hatte, hinwegraffen mußte, das gehört zu den Rätseln, deren das Leben voll ist. Ihm sind sie jetzt gelöst; möge ich nach nicht zu langer Frist mich mit ihm der Lösung freuen dürfen.

Carl Jentsch



Die ungarische Krise

Von Julius Patzelt in Wien

Die ungarische Krise ist beendet! So liest man wenigstens in den meisten Tagesblättern. Wie in einem Sensationsromane löste sich der Knoten, der sich täglich fester zusammenzuziehn schien, in wenig Stunden, und nichts ist begreiflicher als die Frage, wer der deus ex machina war, der die Lösung so spielend vollbrachte. Vergebens sucht man in den großen Blättern nach einem Worte der Aufklärung, obgleich sie einen sehr interessanten Beitrag zur modernen Staatsgeschichte bildet.

Welches waren die Elemente der ungarischen Krise?

Nach der landläufigen Darstellung hatte in Ungarn die an die Überlieferungen von 1848 anknüpfende Strömung die Oberhand gewonnen, die in der dualistischen Reichsverfassung vom Jahre 1867, die eine Reihe von Angelegenheiten als für Österreich und Ungarn gemeinsam erklärt hatte, die Ursache aller politischen und wirtschaftlichen Mißstände in Ungarn sieht und darum der reinen Personalunion mit Österreich zustrebt. Zu diesem Zwecke wurde nicht nur die Forderung nach wirtschaftlicher Trennung beider Reichshälften erhoben, sondern auch die Verfügung über den ungarischen Teil der gemeinsamen Armee, die nach dem Wortlaute der Verfassung ausschließlich der Krone zusteht, für den ungarischen Reichstag reklamiert. Die Krone widerstrebte aus begreiflichen Gründen diesen Forderungen, suchte ihnen aber durch sehr weitgehende Zugeständnisse bis zu einem gewissen Punkte entgegenzukommen und stützte sich dabei auf die liberale Regierungsmehrheit im ungarischen Reichstage, die durch die Sünden einer jahrzehntelangen Herrschaft allerdings schon sehr morsch und brüchig geworden war. Aber die Opposition war unerbittlich und erzwang schließlich die Auflösung des Abgeordnetenhauses, und als die Neuwahlen vollzogen waren, befand sich die oppositionelle Koalition in der Mehrheit, während die liberale Partei, wenn auch nicht vernichtet, so doch aus dem Spiele der parlamentarischen Kräfte so ziemlich ausgeschaltet war.

Der Konflikt zwischen Krone und Opposition war damit zu einem Konflikt zwischen Krone und Parlament geworden, aus dem monatelang vergeblich ein Ausweg gesucht wurde, da beide Streitteile zähe an ihrem Standpunkte festhielten.

Das ist in wenig Strichen die Geschichte der letzten ungarischen Krise, aber man wird sich vergeblich bemühen, aus ihr die plötzliche Beilegung des Streits zu erklären, wenn man nicht auch die wirtschaftliche Entwicklung Ungarns in den letzten Jahrzehnten berücksichtigt, die eine Macht hervor-

gebracht hat, deren Existenz und Bedeutung für die Politik gewöhnlich übersehen wird.

Trotz vielen ausgezeichneten politischen Eigenschaften hat dem Magyarentum seit jeher jede wirtschaftliche Befähigung gefehlt, und es ist noch nicht so lange her, daß ein ungarischer Staatsmann den Gedanken in allem Ernste aussprach, es sei am besten, die gesamte staatliche Verwaltung in Ungarn zu verpachten. In der Tat zieht ja auch der ungarische Großgrundbesitzer aus seinen Liegenschaften einen weit größern Ertrag, wenn er sie verpachtet, als wenn er sie selbst bewirtschaftet. Ohne zielbewußte Wirtschaftspolitik gibt es aber kein modernes Staatswesen, und als an Ungarn die Aufgabe herantrat, sich in ein solches umzuwandeln, war es fast ausnahmslos auf fremde Kräfte, auf fremde Hilfe angewiesen. Das war in der Zeit, wo der wirtschaftliche Liberalismus in ganz Europa in der höchsten Blüte stand. Seitdem ist in den meisten andern Staaten längst eine rückschrittliche Bewegung eingetreten, wenn es auch das spekulative Kapital verstanden hat, die Stellung, die es sich damals errungen hatte, zum großen Teil zu behaupten. In Ungarn aber repräsentiert es das einzige wirtschaftspolitische Element im Lande, und darum beeinflußte es seit 1868 die Entwicklung des Landes in immer stärkerm Maße, zumal da es in der liberalen Partei eine willige Trägerin seiner Interessen auf dem Gebiete der Gesetzgebung und der Verwaltung gefunden hatte. Dem spekulativen Kapital verdankt Ungarn, was man den wirtschaftlichen Aufschwung nennt, vor allem die Hebung seines Staatskredits, die allerdings nicht das Ergebnis einer wirklichen Erstarkung, sondern das der innigen Beziehungen der Pester Großbanken mit der bisherigen liberalen Regierungspartei ist. Daß an dem wirtschaftlichen Aufschwunge Ungarns, den es der Hochfinanz verdankt, vieles Potemkinade ist, ist allenthalben bekannt, beweist doch die stetig zunehmende Auswandrung, daß die Hauptquelle der Einnahmen Ungarns, der Ackerbau, mehr und mehr versiegt, und daß die Industriepolitik nicht imstande ist, dafür einen Ersatz zu bieten. Wie sollte das auch sein! Auch in dieser Beziehung haben die Pester Banken nichts andres getan, als die alte Sehnsucht des Magyarentums, eine eigne Industrie zu besitzen, um ihren Konsum vom Auslande unabhängig zu machen, in ihrem Interesse zu verwerten. Durch staatliche Subventionen müsse eine nationale Industrie geschaffen werden! lautete die Losung. Millionen wurden in den letzten Jahrzehnten dafür aus Steuergeldern geopfert und flossen zum allergrößten Teil in die Taschen findiger Spekulanten, die als Gegenwert nichts als eine armselige Treibhauspflanze boten, die die „vaterländische“ ungarische Industrie auch heute noch ist. Daß dadurch wohl das Verhältnis zu Österreich, das bis dahin zum großen Teile den ungarischen Konsum an Industrieartikeln befriedigte, immer mehr getrübt wurde, wirkliche neue wirtschaftliche Werte aber in Ungarn nicht geschaffen wurden, liegt auf der Hand, und wenn sich diese Überzeugung in Ungarn bis heute nicht Bahn gebrochen hat, so liegt dies daran, daß die fast durchweg unter dem Einflusse der Pester Banken stehende ungarische Presse nicht die liberale Wirtschaftspolitik, sondern die wirtschaftliche Gemeinschaft mit Österreich für den unleugbaren wirtschaftlichen Niedergang des Staates verantwortlich zu machen pflegt.

Trotzdem hatte sich aber in den letzten Jahren in der Bevölkerung eine Unsumme von Groll über die Wirtschaftspolitik der liberalen Partei angehäuft, und darauf war auch die schwere Niederlage zurückzuführen, die die liberale Partei unter der Führung Tiszas bei den letzten Wahlen erlitt. Die Abgeordneten der Agrarpartei, die (katholische) Volkspartei und ein großer Teil der Unabhängigkeitspartei waren auf Grund von Programmen gewählt worden, die sich mit aller Schärfe gegen die liberale Wirtschaftspolitik kehrten, und es schien, als ob die Niederlage der liberalen Partei auch einen Umschwung in wirtschaftlich-politischer Beziehung nach sich ziehn werde.

So wurde in den Konflikt, in den Krone und Parlament infolge der Wahlen von 1905 gerieten, auch die Pester Hochfinanz hineingezogen, hatte sie doch das allergrößte Interesse daran, daß mit der bisherigen liberalen Partei nicht auch der Geist der liberalen Wirtschaftspolitik aus Gesetzgebung und Verwaltung verschwinde. Das zu verhindern konnte in einem Lande, das wie kein andres von dem Wohlwollen der großen, den Geldmarkt beherrschenden und die Kurse „regulierenden" Finanziers abhängig ist, allerdings nicht schwer fallen; aber einerseits standen sich die Anschauungen der Krone und der Opposition über die strittige national-staatsrechtliche Armeefrage zu schroff gegenüber, und andrerseits hatte die Opposition auf die Stimmung ihrer über die wirtschaftlichen Sünden der liberalen Partei erbitterten Wähler zu viel Rücksicht zu nehmen, als daß man sofort an die Lösung des Konflikts hätte gehn können.

Das Wie war den führenden Bankinstituten des Pester und des Wiener Geldmarkts wohl im vorhinein klar gewesen. Als sich während der Verfassungskämpfe in Österreich die Börse anschickte, den Staat zu strangulieren, um ihn zu politischen Reformen in ihrem Sinne zu zwingen, erklärte der alte Rothschild, als ihm deshalb Vorstellungen gemacht wurden: „Das Kapital hat kein Vaterland, es kennt nur Zinsen!" Auch in dem ungarischen Konflikt war der Hochfinanz der Kernpunkt des Streites: ob dem Kaiser oder dem ungarischen Reichstage die Verfügung über den ungarischen Teil der gemeinsamen Armee zustehe — gleichgiltig; er kam für sie nur insoweit in Betracht, als im gegebnen Augenblick der eine oder der andre Teil zum Nachgeben gezwungen werden mußte, und da, als die Zeit reif war, die Opposition standhaft blieb, wurde eben die Krone genötigt, die Segel zu streichen, während man die Opposition zum Aufgeben ihrer antiliberalen wirtschaftspolitischen Ideen zwang.

Am 11. April d. J. lief der Termin ab, innerhalb dessen nach dem Wortlaute der ungarischen Verfassungsgesetze die Neuwahlen für den Reichstag ausgeschrieben werden mußten. Die Krone stand vor der Alternative, entweder den Wahlkampf, dessen Ausgang mindestens sehr zweifelhaft war, zu wagen, oder aber sich über die Verfassung hinwegzusetzen und die Neuwahlen hinauszuschieben. Bei dem bekannten peinlich konstitutionellen Sinne des Kaisers mußte erwartet werden, daß es ihm sehr schwer fallen würde, sich für die Verschiebung der Neuwahlen zu entscheiden, andrerseits aber war sich auch die ungarische Opposition darüber klar, daß in dem Augenblicke, wo die Krone

die Verfassung einmal beiseite geschoben hätte, die Position der monarchischen Gewalt stärker werden mußte, zumal da der Opposition kein Mittel zu Gebote stand, sich einer absolutistischen Ordnung der Dinge mit Erfolg zu widersetzen. Der 11. April bedeutete also das kritischste Datum in der Entwicklung der Krise, und nun setzte die Hochfinanz nach beiden Seiten den Hebel an, um ein Kompromiß, das vor allem ihren Ansprüchen gerecht wurde, zu erzwingen.

Der Opposition gab man sehr deutlich zu verstehn, daß die Zeit gekommen sei, wo sie Vernunft annehmen müsse, nicht so sehr hinsichtlich des staatsrechtlich militärischen Inhalts ihres Programms, als vielmehr in ihrer wirtschaftlichen Anschauung. Für das Magyarentum könne es keine andre Wirtschaftspolitik geben als eine liberale; ihr verdankte die Nation ihren Aufschwung seit 1870, und ihre herrschende Stellung sei in dem Augenblicke vernichtet, wo sie die wirtschaftlich liberalen Prinzipien aufgäbe und sich von der Pester Hochfinanz trennte, die den ungarischen Staatskredit in der Hand habe; schlage die Opposition ein, dann könne sie von der Regierung Besitz nehmen, im andern Falle würde aber dem Ministerium Fejervary im Falle von Neuwahlen alle mögliche finanzielle Hilfe geboten werden.

Dieselbe Erpressertaktik wandte man auch nach der andern Seite hin an. Zunächst wurden die Pester und die Wiener Blätter des finanziellen Syndikats, das nunmehr die Lösung der ungarischen Krise in die Hand genommen hatte, nicht müde, in den düstersten Farben die furchtbare Verantwortung auszumalen, die die Krone auf sich nähme, wenn sie die Wahlen nicht zu dem verfassungsmäßigen Termine ausschreibe. Zugleich erhielt der Ministerpräsident Baron Fejervary die vertrauliche Mitteilung, daß er nach dem 11. April wegen der finanziellen Bedürfnisse der Regierung vergeblich an den Geldmarkt appellieren würde, da die leitenden Banken nicht mehr in der Lage seien, dem Staate unter einem ausgesprochen absolutistischen Regime Vorschüsse zu geben, weil sie sonst fürchten müßten, im Lande boykottiert zu werden.

Diese Drohung, den Kredit abzuschneiden, wirkte hier wie dort. Was der Opposition nicht gelungen war, wurde im Handumdrehen erreicht: die Krone willigte ein, daß die Opposition nach Belieben ein Kabinett bilde, ohne ihre staatsrechtlich-militärischen Forderungen fallen zu lassen, die Opposition aber sicherte die Bewilligung der schwebenden, von den Delegationen schon bewilligten Teilkredite für die Artillerieorganisation zu, behielt sich aber vor, in dem neuen, auf Grund des neuen Wahlgesetzes zu wählenden Reichstage, dem die Erhöhung der Präsenzstärke der Armee und alle weitern militärischen Mehrforderungen überlassen werden sollen, auf ihr militärisch-staatsrechtliches Programm zurückzukommen.

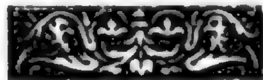
Die Anteile der beiden Streitteile sowie des „ehrlichen" finanziellen Maklers an dem Kompromisse lassen sich also folgendermaßen skizzieren: die Krone erhält die Genehmigung der allernotwendigsten militärischen Mehrforderungen; die Opposition kommt in den Besitz der Regierungsgewalt, ohne den Standpunkt der Krone in der strittigen Armeefrage anzuerkennen; das finanzielle Syndikat erhält aber in der Person des Ministerpräsidenten Wekerle einen

Vertrauensmann in dem Kabinett, dem die Aufgabe obliegt, darüber zu wachen, daß die Politik der Regierung sich nicht von den Traditionen der liberalen Wirtschaftspolitik entferne. Daß ihm das gelingen werde, dafür bürgt seine erprobte Geschicklichkeit und die geringe Widerstandsfähigkeit magyarischer Politiker gegen die Argumente der Börse.

Am schlechtesten bei dem Handel ist die Krone weggekommen: ihr wurde nur ein kurzfristiger Waffenstillstand gewährt, und zwar unter Bedingungen, die sie außer stand setzten, nach Ablauf dieser Frist noch einmal mit Aussicht auf Erfolg den Kampf um ihre Rechte an der Armee aufzunehmen; denn indem sie der Opposition die staatliche Administration ausliefert, schwindet für sie jede Möglichkeit, im Falle des sicher zu erwartenden Wiederausbruchs des Verfassungskonflikts die staatliche Verwaltung wieder in die Hand zu bekommen, da es doch natürlich die erste Sorge des neuen Kabinetts sein wird, der Beamtenschaft für den Fall, daß die Krone ihre Majestätsrechte über die Armee nicht aufgeben sollte, auf die passive Resistenz gehörig einzudrillen.

Die Hauptsache in dieser Hinsicht ist schon geschehen, da es sich bestätigt, daß die unter dem Ministerium Fejervary wegen Widersetzlichkeit suspendierten Beamten wieder eingesetzt und die an ihrer Stelle neu ernannten aber einfach entlassen oder pensioniert werden, obgleich sie in vielen Fällen mit Lebensgefahr den dem Könige geschwornen Eid gehalten und die Anordnungen der Regierung durchgeführt hatten.

In demselben Maße als das Kompromiß für die Krone ungünstig ist, ist es für die Opposition günstig, allerdings ist ein bedeutender Teil ihres Machtzuwachses nur scheinbar, da sich die dritte politische Macht in Ungarn, die Hochfinanz, durch ihre Intervention nunmehr als höchste Instanz etabliert hat, durch Dr. Wekerle das Kabinett beherrscht und der Krone oder dem Parlament ihre Gunst zuwenden wird, je nachdem sich jene oder dieses ihren Forderungen fügt. Die Lösung der ungarischen Krise ist damit zu einem Schulbeispiel für die seltsamen Machtverschiebungen im modernen Staate geworden.



Die Steuerlast der landwirtschaftlichen Bevölkerung Preußens

Friedrich der Große schrieb in einem Briefe an Voltaire: „Die Landwirtschaft ist die erste aller Künste, ohne die es keine Könige, Kaufleute, Poeten, Philosophen geben würde. Es existieren keine andern wahren Reichtümer als die, die der Boden hervorbringt.“ Hundert Jahre später bezeichnete Bismarck in einer seiner klassischen Reichstagsreden den Bauernstand als „die Grundfeste des Staates“. Und heute, wo der in der Ära Caprivi herabgesetzte frühere Zollschutz der landwirtschaftlichen Produkte wiederhergestellt worden ist, sieht man auf den Bauernstand als auf den wichtigsten Bestandteil unsrer Bevölkerung,

schon allein deshalb, weil er auf absehbare Zeit hinaus einen Rekrutenersatz für unser Heer liefern wird, wie es kein andres Gewerbe vermag. Daß aber bei der zentralen Lage unsers Vaterlandes im Herzen von Europa alles auf die Erhaltung der Unnachahmlichkeit unsrer Armee ankommt, bedarf keines Beweises, denn was hilft uns aller Wohlstand und wirtschaftlicher Aufschwung, wenn uns böse Nachbarn, wie sie es früher so oft getan haben, der Früchte unsers Fleißes wieder berauben könnten!

Bei der in immer weitere Kreise gedrungnen Überzeugung von der Bedeutung unsrer Landwirtschaft ist es um so auffallender, daß die Grafen Königsmarck und Mirbach-Sorquitten kürzlich im preußischen Herrenhause feststellen konnten, daß landwirtschaftliche Betriebe der Monarchie mit 45 bis 50 Prozent ihres Reinertrages zu Steuern und Abgaben herangezogen werden. Charakteristisch bei ihren Ausführungen war, daß sie ganz dieselben Argumente ins Feld führten, die einst Bismarck im Jahre 1879 verwandt hat. Daß das Vermögen des Landwirts frei in der Sonne den scharfen Augen des Fiskus preisgegeben ist, während fast alle andern Vermögensarten mehr oder minder der Kontrolle entzogen sind, kann eben nur jemand voll würdigen, der diese Tatsache am eignen Fleische empfunden hat. Gerade deshalb ist es so gut für einen Minister, wenn er selbst Grundbesitz hat, da er dann erst so recht merkt, wie das Regiertwerden tut, und wo die „Untertanen" der Schuh drückt.

Es ist eines der größten Verhängnisse der Reichstagspolitik, daß auf dem wichtigen Gebiete der Reichsfinanzgesetzgebung die Vorschläge Bismarcks nicht angenommen worden sind. Mit genialem Blick hatte er erkannt, daß es eine wichtige Aufgabe der preußischen Regierung sei, „den Druck der direkten Steuern auf die Landwirtschaft zu vermindern und die Gemeinden von Armen- und Schullasten, von Zuschlägen zu Grund- und Personalsteuern und andern drückenden direkten Abgaben zu entlasten". Zur Erreichung dieses Zieles war in der Allerhöchsten Botschaft vom November 1881 auf die Eröffnung ergiebigerer Einnahmequellen durch indirekte Reichssteuern hingewiesen, und die sozialen Versicherungsgesetzentwürfe waren von Bismarck nur für den Fall der gleichzeitigen Einführung des Tabakmonopols eingebracht worden. Die sozialen Gesetze mit ihrer Belastung des Etats traten in Kraft, aber aus parteipolitischen Rücksichten wurde damals die indirekte Steuerquelle nicht erschlossen. Damit wurde nicht nur die Festigung des Reiches durch neue und ergiebige Finanzen auf Jahrzehnte hinaus verhindert, sondern auch die Entlastung der überbürdeten Landwirtschaft von direkten Steuern hintertrieben.

Die Miquelsche Steuerreform hat allerdings bewirkt, daß in vielen Regierungsbezirken der preußischen Monarchie jetzt weniger „Staatssteuern" erhoben werden, als ohne die Reform gezahlt werden müßten, aber seit 1879 sind so zahlreiche neue andre Abgaben und Lasten für die preußische Landwirtschaft hinzugekommen, daß dieser Umstand nur wenig ins Gewicht fällt. Im Jahre 1879 betrug, wie Bismarck damals im Reichstag ausführte, die Summe der direkten Steuern und Abgaben eines mittlern landwirtschaftlichen Betriebes im Westen des Staats durchschnittlich 20, im Osten aber oft bis zu 30 Prozent des Reineinkommens. Diese Belastung wurde damals als eine

exorbitant hohe betrachtet und mit als Grund für die geforderten Kornzölle angeführt, die hauptsächlich die auswärtigen Kornproduzenten treffen und so den Steuerdruck der inländischen Getreidebauer etwas ausgleichen sollten.

Wenn es wirklich ein Glück der Nation sei, so argumentierte Bismarck, vor allen Dingen wohlfeiles Getreide zu haben, so sollte man annehmen, daß man anstatt immer höherer Steuern eher eine Prämie auf den Getreidebau im Lande gelegt oder es doch wenigstens im höchsten Interesse der öffentlichen Ernährung gefunden hätte, daß der inländische Getreidebau möglichst steuerfrei wäre, damit er recht wohlfeil den Konsumenten versorgen könnte. Statt dessen sei kein Gewerbe im ganzen Lande so sehr besteuert wie die Landwirtschaft. Vergleicht man aber die jetzige Steuerbelastung von 30 Prozent (im Westen und in der Mitte der Monarchie) und von 45 Prozent (im Osten) mit der von 20 bis 30 Prozent im Jahre 1879, so werden wir mit Schrecken gewahr, wie wenig die Worte des getreuen Eckart gefruchtet haben. Und doch geht die Sache so auf die Dauer nicht weiter, wenn nicht ernste wirtschaftliche Folgen eintreten sollen. Diese Überlastung mit direkten Steuern ist schon jetzt der Hauptgrund der hohen landwirtschaftlichen Produktionskosten, die also nur dann wesentlich vermindert werden können, wenn die direkten Steuern gleichmäßig auf alle Erwerbskreise verteilt und dadurch die Landwirte weniger in Anspruch genommen würden.

Die Produktionskosten setzen sich im allgemeinen zusammen aus den direkten Steuern und Abgaben, den indirekten Steuern, den Arbeitslöhnen, den Ausgaben für das tägliche Leben, den Ausgaben für künstlichen Dünger, Kraftfutter und Maschinen, den Zinsen des in dem Grundeigentum investierten Kapitals und unter Umständen noch aus den Schuldzinsen. Von allen diesen Posten läßt sich bei den Anforderungen, die an einen modernen intensiven Wirtschaftsbetrieb gestellt werden, außer dem für Steuern und Abgaben kein einziger wesentlich herabsetzen. Je nach dem größern oder dem geringern Maße persönlicher Tüchtigkeit mögen geringe Schwankungen vorkommen, aber das Ausschlaggebende bleiben doch immer die Geldaufwendungen für die zuerst genannten Posten, die außerdem nicht nur einen unverhältnismäßig großen Teil der Produktionskosten ausmachen, sondern auch ebenso unerbittlich wie Schuldzinsen eingetrieben und deshalb vor allen andern Summen bezahlt werden.

Die Folge dieser Zustände wird sein, daß alle, die es nur irgend können, ihren Grundbesitz verkaufen. So hat Graf von Mirbach-Sorquitten schon die Konsequenz seines Standpunkts gezogen und zwei westpreußische Güter — natürlich an deutsche Erwerber — veräußert wegen der zu hohen kommunalen Belastung. Noch schlimmer als die Großgrundbesitzer sind aber die Bauern daran, denn sie können sich gegen die amtlich beliebte Veranlagung zu den Staats-, den Kreis- und den Kommunalsteuern so gut wie gar nicht wehren. Während der städtische Kapitalist nur so viel versteuert, als er selbst angibt, wird bei dem ländlichen Eigentümer genau geschätzt, wieviel wohl sein Grundbesitz wert ist, und wieviel er einbringt. Dabei ist es vorgekommen, daß ein Bauer, dessen Besitz zufälligerweise in zwei Kreisen lag, in beiden mit dem vollen Einkommensteuersatze zur Kreissteuer herangezogen wurde, und daß er

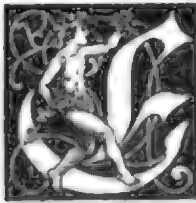
dies mehrere Jahre nicht bemerkte, weil ihm diese Veranlagung bekanntlich nicht direkt mitgeteilt wird, sondern nur in den Listen verzeichnet steht, die eine kurze Frist lang ausgelegt werden. Ein andrer mittlerer Grundbesitzer hat mehrere Jahre einen um das Doppelte zu hohen Beitrag zur landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaft bezahlt, weil sich diese in der Gefahrenklasse geirrt hatte, worüber ihn aber weder der Gemeinde- noch der Amtsvorsteher noch der Sektionsvorstand aufklären konnte. Von hundert Bauern wissen noch nicht fünf, weshalb sie die einzelnen Steuern und Abgaben in der ihnen bekannt gegebnen Höhe zu zahlen haben, denn ihnen sitzt der Autoritätsglaube — was ja an sich gewiß sehr erfreulich ist — noch so in Fleisch und Blut, daß sie in der Regel ohne Zaudern alles zahlen, was „von oben" befohlen wird. Es ist darum geradezu eine Ehrenpflicht der Regierung, mehr als bisher die Veranlagung aller Steuern und Abgaben einer genauen Nachprüfung unterziehn zu lassen. Die meisten Bauern sind jetzt gar nicht mehr in der Lage, sich in Steuersachen Rat zu verschaffen, da die Landräte infolge der eingetretnen bureaukratischen Überlastung keine Zeit mehr haben, täglich den Landbewohnern, die vertrauensvoll zu ihnen kommen, Aufklärung zu erteilen. Vielleicht könnten aber die Pastoren und die Lehrer alljährlich bei der Regierung einen kurzen Informationskursus über die Steuer- und andre einschneidende Gesetze durchmachen und dann ihrerseits in den Gemeinden aufklärend wirken und diese schwierige Materie allen, die sie um Rat fragen, verständlich machen.

Der größte Fortschritt in der Besteuerung der Landwirtschaft wird aber dann eintreten, wenn die Regierung den Grundsatz weiter verfolgt, einerseits den ungeheuerlichen Prozentsatz der Steuer vom Reineinkommen herabzusetzen und andrerseits die Steuerkraft durch volkswirtschaftliche Maßnahmen zu vermehren. Alles, was der Staat durch Aufrechterhaltung des Zollschutzes, durch Förderung der Kredit-, der Kauf- und der Verkaufsgenossenschaften, durch staatliche Amortisation der Schuldenlasten, durch weitern Ausbau des Neben- bahn- und des Kleinbahnnetzes, durch innere Kolonisation, durch Erleichterung der Kultur von Ödländereien zunächst für die heimische Landwirtschaft tut, steigert nicht nur deren Steuerkraft, sondern kommt der Gesamtheit zugute, weil die bessern Einnahmen der Landwirtschaft die Grundlagen einer Belebung des ganzen wirtschaftlichen Lebens, insbesondre auch der Industrien unsers Vaterlandes bilden werden.

Es ist deshalb im Interesse des ganzen Deutschen Reiches, daß die heimische Landwirtschaft intakt erhalten und gestärkt werde, zumal da die internationale Konkurrenz sicher mit der Zeit an Bedeutung verlieren wird. Schon jetzt sind die Vereinigten Staaten von Amerika an einem Wendepunkt angelangt, wo sich der in den letzten Jahrzehnten betriebne Raubbau geltend macht und zu der künstlichen Düngung nötigt, und bald werden sie all ihr Korn selbst brauchen für die sich so rapid vermehrende Bevölkerung. Argentinien wird allerdings in steigender Proportion Europa mit Getreide überschütten, aber auch dort wird die Zeit kommen, wo der Boden erschöpft sein und durch die eingewanderte Bevölkerung ein stärkerer innerer Konsum eintreten wird. Deshalb kommt in der Übergangszeit alles darauf an, daß die heimische Landwirtschaft gekräftigt

und befähigt werde, immer größere Getreide- und Viehmengen zu liefern — eine Aufgabe, der sie um so leichter wird gerecht werden können, wenn die direkten Steuern und damit die Produktionskosten herabgesetzt werden. Jedenfalls müßte die preußische Regierung, ehe sie zu neuen direkten Reichssteuern ihre Zustimmung gibt, zunächst durch eine Enquete genau ermitteln, wie sich die Belastung der Landwirtschaft mit direkten Steuern in den einzelnen Provinzen stellt, und zwar nicht die Gesamtbelastung aller Betriebe einer Provinz, sondern die Belastung einzelner Betriebe im Verhältnis zu ihrem Reinertrage, da nur diese Feststellung ein richtiges Bild von der Sachlage gibt.

Eine französische Kriegsphantasie



Es ist auffallend, daß die Kriegsgerüchte nicht verstummen wollen. Die Marokkofrage bietet u. a. noch nicht genügenden Grund zu dieser Beunruhigung der öffentlichen Meinung, denn die damit verknüpften Interessen liegen, namentlich dem deutschen Empfinden, doch recht fern. Weit mehr Einfluß hat jedenfalls die Presse, die sich in England wie in Frankreich darin gefällt, auf kriegerische Gelüste Deutschlands hinzuweisen und gewisse Äußerungen, die an hoher Stelle gefallen sind, ganz unberechtigterweise als „Säbelgerassel“ zu deuten. Wenn man, wie der Verfasser dieser Zeilen, im Nordwesten der Schweiz, etwa gleich weit entfernt von der deutschen und von der französischen Grenze lebt, da hat man reichlich Gelegenheit, zu erfahren, wie lebhaft die Befürchtung vor einem deutsch-französischen Kriege ist, und wie auf aller Zunge die Frage liegt: Wer trägt die Schuld an diesen Zwistigkeiten? Wer rüstet? Wer wird beginnen? Wird es überhaupt zum Kriege kommen? Diese Fragen kann man täglich hören, und den politischen Anschauungen entsprechend, die nun einmal hier in weiten Kreisen herrschen, hört man meist die Antwort, daß Deutschland die Schuld trage, und daß Deutschland durchaus nichts gegen einen neuen Waffentanz mit Frankreich einzuwenden haben werde; vielfach geht man sogar so weit, unsern Kaiser verantwortlich zu machen und ihm Kriegsgelüste zuzuschreiben. Da hilft auch aller Hinweis auf die Friedensbestrebungen seiner ganzen Regierungszeit, auf das Entgegenkommen, das er Frankreich gegenüber jederzeit beobachtet hat, auf seine wiederholten Äußerungen noch in der jüngsten Zeit, namentlich in der Thronrede bei der Eröffnung des Reichstags, nichts, sondern man glaubt nun einmal, daß Kaiser Wilhelm gern des Schwertes Schärfe auch einmal erproben möchte.

Wer hat nun aber eigentlich dieses Kriegsgeschrei veranlaßt, und wer trägt die Schuld daran, daß man in weiten Kreisen an einen Krieg glaubt oder doch geglaubt hat? Wenn wir diese Frage ganz unparteiisch beantworten wollen, müssen wir die Schuld in der Hauptsache jenseits der französischen Grenze finden und einen großen Teil der französischen Presse verantwortlich machen,

die nicht aufhört, die Chancen eines französisch-deutschen Krieges zu besprechen und abzuwägen, die Befestigungen und die Besatzung der Ostgrenze zu beurteilen und alarmierende Nachrichten über deutsche Kriegsgelüste und Rüstungen zu verbreiten. Vor kurzem lasen wir in der „Straßburger Post“ eine Korrespondenz aus Niederbronn, also unmittelbar an der französischen Grenze, worin es hieß: „Seit der Ära Boulanger und der Schnäbelcaffäre ist unstreitig auf dem Lande nicht so viel von einem bevorstehenden Kriege gesprochen worden wie zur jetzigen Zeit! Überall: in der Wirtschaft, in der Werkstatt (zumal in der Schmiede), im Krämer- und Metzgerladen, beim Friseur, an der Waschbank und sogar im Schulhof ist das unheimliche Kriegsgespenst der Gegenstand der Erörterung“ usw. Ernsthafte französische Blätter geben diese echt französische Aufregung auch zu, machen aber in der Hauptsache die nationalistische Presse dafür verantwortlich. Es ist aber durchaus nicht nur diese, die in dieser Richtung wirkt; man braucht nur an die sehr beachtenswerten Artikel im Matin zu erinnern aus der Feder eines frühern Ministers, der über nicht genügende Kriegsvorbereitung an der Ostgrenze klagt, und man wird begreifen, daß in weiten Kreisen, innerhalb und außerhalb der Armee, der Gedanke an einen bevorstehenden Krieg Boden gewonnen hat. Wir haben nicht die Absicht, diese Veröffentlichungen unsrer westlichen Nachbarn näher zu verfolgen, so interessant es wäre, und so wertvoll solche Feststellungen möglicherweise einmal für den Politiker sein können, nur auf eine literarische Veröffentlichung möchten wir hinweisen, weil sie so recht geeignet erscheint, das heiße Blut der Franzosen zu erregen, und weil sie außerdem in sehr ansprechende Form gekleidet ist.

Das am 24. November v. J. erschienene Heft der illustrierten Wochenschrift La Vie illustrée trägt als Titelbild eine Ansicht von Paris; eine Hand hält darüber einen preußischen Infanteriehelm; dazu die Worte: La guerre déclarée, La France envahie. Das ganze Heft, eine Doppelnummer, enthält die Erzählung von dem Ausbruch des französisch-deutschen Krieges, von seinem Verlauf und von seinem für Frankreich siegreichen Ende und ist mit ganz hervorragend schön ausgeführten Photographien geschmückt, u. a. mit einer großen, über vier Blatt reichenden Ansicht der Schlacht bei Namur, die am 3. November stattfand. Die Namen der französischen Generale, die vorkommen, sind nur wenig verändert.

Ein kurzer Auszug aus dem sehr lebendig geschriebnen Bericht dürfte die Leser interessieren, um so mehr, als Konsequenzen verschiedner Art daraus gezogen werden können. Der Verfasser, der sich als General Langeroy unterzeichnet, erzählt, daß er am Nachmittag des 23. Oktobers im Cercle zu Paris seine gewohnte Partie gespielt habe mit General Brangère, dem Generalissimus der französischen Armee, dem Senator Ouvrard und dem Direktor der Eternité. Da habe ein Diener eine Depesche für den General Brangère gebracht, aus deren Form — gelb mit blauem Siegel — der Erzähler sofort gesehen habe, daß sie vom Chef des Generalstabes komme. Brangère sei beim Lesen der Depesche erblaßt, seine Züge hätten sich verzogen, und er habe sich schnell erhoben mit der Bitte, ihn zu entschuldigen, da der Minister ihn sofort zu sprechen wünsche. Zugleich habe er ihm — Langeroy — zugeflüstert: Man macht sechs Korps

mobil! Behalte das für dich! und sei fortgeeilt. Die Partie wurde mit Hilfe eines Ersatzmannes weiter gespielt, als Ouvrard ans Telephon gerufen wird. Er kehrt in der höchsten Aufregung zurück und fragt: Wißt ihr, was passiert ist? — Nein. — Unser Gesandter in Berlin hat soeben, heute um drei Uhr, seine Pässe zugestellt erhalten. — Aber was ist der Grund, der Vorwand? — Die Geschichte mit dem englischen Schiffe, das im Kanal durch das deutsche Handelsschiff Kaiser Wilhelm überfahren worden ist. — Aber das ist ja unsinnig! Das geht uns doch nichts an! — Deutschland verweigert jede Erklärung, jede Entschädigung, und die englische Admiralität mobilisiert daraufhin die Flotte. — Die Admiralität, das mag sein! Aber wir? — Wir sind im Kriegszustande, oder doch annähernd. Der Kaiser führt seine Drohungen aus. Ihr erinnert euch seines letzten Trinkspruchs, über den man so gelacht hat: „Wenn ich mich mit irgend jemand zanke, so meine ich damit Frankreich...“ — Es ist merkwürdig, wie dies an die Affäre Benedetti erinnert!

Es ist also wirklich der Krieg! fährt Langeroy in seiner Erzählung fort. Er war ja unvermeidlich, und zwar aus Gründen, gegen die wir nichts tun konnten, und die durch keine Zugeständnisse aus der Welt geschafft werden konnten. Zunächst: der Gedanke der Weltherrschaft, den der Kaiser hegt, die Annexion Österreichs, die Ausdehnung der deutschen Machtsphäre auf Kleinasien, die Vernichtung der englischen Marine, die politische und die wirtschaftliche Herrschaft über Europa. Hierzu noch das beständige Anwachsen des Sozialismus, der Mißkredit des Militarismus, die Überproduktion der Industrie und als deren Folge der Mangel an Absatzquellen, kurz eine Menge von Bedrohungen für die Zukunft der Dynastie, Unzufriedenheit, Elend usw. Und als Beispiel dafür die Revolution in Rußland, das Aufleuchten der Freiheit, die Übertragung dieser Zustände nach Deutsch-Polen, wo die verdreifachten Garnisonen kaum noch genügen, die Revolution niederzuhalten. Als einziges Mittel für einen Monarchen, der seinen Thron wanken fühlt, bleibt nur übrig, sein Land in ein auswärtiges Abenteuer zu stürzen.

Auf der Straße die gewöhnliche Bewegung, noch niemand weiß etwas. Ein Linienbataillon marschiert vorüber; es zählt einen Kommandanten, vier Hauptleute an der Spitze der vier Kompagnien und weniger als zweihundert Mann. Auf den Boulevards werden jetzt schon Extrablätter ausgerufen: „Beleidigung des Gesandten in Berlin! — Krieg!“ Wenig Minuten später: „Versammlung der Minister! Mobilmachung!“ — Am Abend verkünden die Blätter schon, daß deutsche Kavallerie in Nancy eingerückt ist, und daß der Kaiser von Österreich den Kaiser Wilhelm aufforderte, an England Entschuldigungen zu richten.

Um zehn Uhr begibt sich General Langeroy nach der Redaktion der l'Eternité, wo man ihm sagt, daß ein Ultimatum im Laufe des Nachmittags nach Berlin gerichtet worden sei, das Erklärungen oder Entschuldigungen verlangt. Bis zehn Uhr habe man auf eine Antwort gewartet; da sie nicht eingetroffen sei, so sei jetzt — elf Uhr — soeben der Mobilmachungsbefehl erlassen worden. — Man wisse, daß am Schluß der deutschen Kaisermanöver am Main die Truppen nicht entlassen, sondern 150000 Mann, zur sofortigen Unter-

stützung der Besatzung von Elsaß-Lothringen bestimmt, im Dienst behalten worden seien. Vor dem Hotel der deutschen Gesandtschaft stehn zahlreiche Wagen, die das Gepäck aufladen. Das Kriegsministerium ist hell erleuchtet.

25. Oktober. General Langeroy begibt sich nach dem Kriegsministerium, wo jetzt General Brangère über die Verwendung der Offiziere entscheidet; er will erfahren, welche Stellung ihm übertragen werden wird. Man sagt ihm, daß sich der Generalissimus mit seinem Stabe nach dem Eiffelturm begeben habe. Der General folgt ihm dahin und erfährt zunächst durch einen Ordonnanzoffizier, daß heute früh die Nachricht eingelaufen sei, daß die Spitzen des sechzehnten und des achten deutschen Korps Etain und Longuyon mit vier Belagerungsparks erreicht hätten, das Jägerbataillon von Longwy sei gestern bei Artenay überfallen und gefangen genommen worden, nachdem es vier Stunden gegen fünfzigfache Übermacht standgehalten hätte. Den General Brangère trifft er im obersten Gelaß des Eiffelturms, wohin er sich mit seinem Stabschef, General de la Barre, zurückgezogen hat. Er begrüßt mich, erzählt General Langeroy weiter, zu meiner größten Überraschung mit den Worten: Guten Morgen, kommandierender General der Armee von Dijon! Auf meine erstaunte Frage antwortet er: Ja, deine Ernennung ist soeben vom Präsidenten der Republik unterzeichnet worden, bleibt aber während vierzehn Tagen noch geheim. — Und die Armee von Dijon? — Sie ist nicht im bisherigen Mobilmachungsplan vorgesehen; dies bietet eine Garantie dafür, daß die Spione ihre Formierung nicht kennen. Wenn uns das Glück begünstigt, wird die Armee den Namen Armee vom Elsaß erhalten. Vorläufig mußt du noch warten, und wenn du Lust hast, kannst du mich begleiten. Ich werde glücklich sein, dich an meiner Seite zu haben. Morgen bricht das große Hauptquartier nach dem Lager von Châlons auf. — Plötzlich ertönt ein Glockenzeichen, und einem Apparat entrollt ein Papierstreifen, auf dem zu lesen ist: „Nancy 9½ Uhr. 11. Division räumt Plateau von Malzéville, zieht sich nach dem Walde la Haye zurück; feindliche Avantgarde von Château-Salins gekommen, zählt mehr als 30000 Mann, 60 Batterien.“ — General Brangère überlegt einen Augenblick und begibt sich nach einer Klaviatur, deren Elfenbeintasten die Namen der hauptsächlichsten Festungen tragen. Er drückt die den Namen Toul führende nieder. Eine Glocke ertönt, und der General spricht ins Telephon: Sind Sie es, Mangin? (Mangin kommandiert das zwanzigste Korps.) Vollständige Räumung von Nancy gemäß Order 41 D.

So wird mit einem Worte über die Aufgabe von Nancy entschieden. — Man mußte darauf vorbereitet sein, und es war demnach richtig, im voraus alle Maßnahmen zu treffen. Ich habe immer gegen die Torheit protestiert, Nancy zu befestigen. Die einzige richtige Art, die große lothringische Stadt zu befestigen, ist, sich jederzeit zur Offensive bereit zu halten.

Bei dieser Gelegenheit machte General Brangère einige Angaben über seinen Aufenthalt auf dem Eiffelturm. Er sei hier, sagte er, an der Quelle der drahtlosen Telegraphie, die ihn mit allen Forts verbinde und zugleich möglichst weit entferne von allen äußerlichen Einflüssen, Anfragen usw. und unerreichbar für Unberufne und Aufgeregte. Ebenso sei es für seine Offiziere und Sekretäre.

„Mein Generalstab schläft und ißt hier oben. Wir leben wie auf einem Kriegsschiffe; ich bin der Steuermann, und mein Horizont scheint sich mir bis zur Grenze auszudehnen."

27. Oktober. Verhandlung des Generals Langeroy in der vierten Abteilung des Kriegsministeriums mit dem Generaldirektor der Eisenbahnen über die Vereinigung der Armee von Dijon, der ihm zugedachten. Die Tableaus werden noch diese Nacht angefertigt. Alles wird gut gehn; man glaubt nicht, was man mit unsern Eisenbahnen leisten kann, wenn das Material zur rechten Zeit und am rechten Orte bereit ist. — Man erfährt soeben, daß auf dem Bahnhofe zu Magdeburg zweihundert Eisenbahnwagen verbrannt sind; welche Störung erleiden dadurch die deutschen Truppentransporte!

28. Oktober. Im Lager (von Châlons) geht es zu wie in einem Ameisenhaufen. Die erste Division der Kolonialtruppen — von Paris — wurde diese Nacht ausgeladen, die zweite trifft heute Abend von Lorient, Brest und Cherbourg ein, die dritte wird morgen von Toulon erwartet. General Brangère ist der Ansicht, daß man im Anfange die kleinen Affären vermeiden und den törichten Ehrgeiz dämpfen müsse, der früher so oft zu unnötigen Opfern geführt habe. Der Heldenmut, eine Stellung zu behaupten und sich dort aufzuopfern, habe oft zu den schlimmsten Katastrophen geführt, namentlich 1870. Nach unsern heutigen Lehren sollen die Grenztruppen in der Art der Katzen kämpfen: ein kräftiger Schlag mit der Kralle und — verschwunden. Das Rückzugsgefecht ist schwierig; man muß zur rechten Zeit das Gefecht abbrechen und sich nicht festnageln lassen; für den Soldaten bedarf es des Verständnisses der Operationen, wodurch seine Moral gehoben wird. Die Tatsache des Zurückweichens muß ihm den Eindruck eines schlechten Scherzes machen. In ganz Europa ist es nur unser Soldat, der zu den Rückzugsgefechten, die so vielfache Resultate zeitigen, verwandt werden kann, weil er allein imstande ist, zu verstehn, was man damit erreichen will; ich habe immer befohlen und werde künftig noch bestimmter befehlen, daß man die Leute über die Situation unterrichtet, ehe man irgend etwas unternimmt; nichts langweilt, entnervt und entmutigt unsern Soldaten so sehr, als wenn er als Maschine behandelt wird. Wenn ich als Korpskommandant die Kritik abhielt, so gab ich Befehl, die Mannschaften hinzutreten zu lassen, und ich empfand eine wahre Freude, wenn ich die intelligenten Blicke des gewöhnlichen Soldaten sah, der mir zuhörte, wenn ich den oder jenen Fehler rügte, wenn ich die oder jene taktische Maßnahme empfahl. Er folgte mir, er hatte mich verstanden!

Im Laufe des Nachmittags fanden im Lager Übungen mit den neuen schweren Geschützen statt, und zwar mit dem besten Erfolge. Zunächst haben die 75-Millimetergeschütze geschossen, dann die kurzen 155-Millimetergeschütze. Nach einigen Probeschüssen ist es, als ob die Hölle losgelassen sei. Die Erde erzittert, und ein furchtbarer Lärm erschüttert unser Ohr. Ich schaudere bei dem Gedanken, daß Tausende von Menschen bald durch solche Stürme hinweggerafft werden sollen! Die Resultate sind überwältigend; von den Laufgräben, den Blendungen ist nichts geblieben, überall Löcher von zwei Metern und mehr. Und diese Geschütze, die solche Erfolge erreichen, bewegen sich jetzt mit derselben

Leichtigkeit im Gelände wie die der leichten Artillerie. Früher nur als Festungs- und Belagerungsgeschütze verwandt, werden sie auf den Schlachtfeldern der Zukunft ohne Zweifel eine große Rolle spielen, wie schon bei Liaojang und bei Mukden.

Am Abend zeigte mir General Brangère auf der Karte die Stellungen der beiderseitigen Truppen, die nach dem Eintreffen der Nachrichten eingetragen werden. Rot für die Deutschen, blau für die Franzosen. Ich überzeuge mich, daß der Feind das Gros seiner Streitkräfte in dem Dreieck zwischen Rhein und Mosel nördlich von der Linie Straßburg—Nancy versammelt. Die Avantgardenarmee steht an der Maas. Es ist dies der klassische Einmarsch nach der oft durch ihren Großen Generalstab vorgetragnen Lehre: auf dem kürzesten Wege über Verdun auf Paris marschieren. Unsrerseits haben die Grenztruppen die Höhen der Maasufer besetzt. Sie haben bis jetzt, den Vorschriften des Generalissimus entsprechend, kein größeres Gefecht angenommen. Weiter zurück stehn unsre Armeen in dem Rechteck Vouziers, Vitry-le-François, Château-Thierry, La Fère. Fünf Kavalleriedivisionen versammeln sich bei Rethel, zwei andre bei Neufchâteau. Die zwölf Kürassierregimenter werden im Lager zurückgehalten, wo sie zwei Reservekavalleriedivisionen bilden.

Bis jetzt ist General Brangère zufrieden. Unsre Mobilisierung hat sich ohne wesentliche Störung vollendet. Das vierzehnte und das fünfzehnte Korps, die zur Beobachtung gegen die Alpen bestimmt waren, werden zu uns stoßen infolge des Telegramms des Königs von Italien an den Präsidenten der Republik, das den Inhalt hat, daß die Italiener die besten Wünsche für die Erfolge unsrer Waffen hegen. Dies bedeutet die vorhergesehene Auflösung des Dreibundes. Die Reservisten sind, trotz den pessimistischen Prophezeiungen, mit Ruhe und Bereitwilligkeit zu ihren Truppenteilen gestoßen. Die Disziplin ist tadellos; nur in Limoges haben sich Zügellosigkeiten ereignet, die ihren Grund in antimilitaristischen Kundgebungen fanden; sie wurden von der Bevölkerung selbst mit Waffengewalt unterdrückt. Der Generalissimus ist erstaunt über die relativ geringe Energie des feindlichen Vormarsches. Die Deutschen haben entschieden mehr Truppen an der Maas als wir; warum gehn sie nicht energischer vor? Die Forts zwischen Toul und Verdun — dies läßt sich nicht leugnen — bieten nur ein illusorisches Hindernis; trotz ihrer Betonierung und ihrer Türme würden sie nicht vier Stunden den neuen Explosivgeschossen widerstehn. Dieses Zögern beunruhigt uns.

29. Oktober. Die zwei Forts Troyon und Génicourt sind heute Nacht eingeschlossen worden. Alle Grenztruppen haben Befehl erhalten, auf das linke Maasufer überzugehn. Toul und Verdun sind von ihren Garnisonen verlassen worden. Die hauptsächlichsten Übergänge der Argonne werden durch Batterien sehr schwerer Geschütze gesichert. Die Stimmung aller Truppen, obgleich sie zurück marschieren, ist ausgezeichnet, auch der Truppen, die schon im Feuer waren. Aus den besten Truppen, Zuaven und zwölf Jägerbataillonen, will General Brangère eine Reserve bilden, die er zu seiner persönlichen Verfügung hält, um entscheidende Schläge auszuführen. Bei dem vierten Jägerbataillon bemerkt man, daß die Knöpfe mit blauem Stoff umwickelt sind, mit Stücken

von den Halstüchern. Ebenso sind die Säbelscheiden der Offiziere mit dunkelm Tuch umhüllt, während die Griffe der Bajonette und der Säbel gebräunt sind. In einem Gefecht, das dieses Bataillon neben einem Linienbataillon geführt hat, hat dieses 33 Prozent mehr Verluste gehabt als die Jäger, weil es glänzende Waffen und Knöpfe zeigte. Es sollen jetzt an alle Truppen entsprechende Befehle ergehn.

30. Oktober. Die Kolonialtruppen machen einen sehr günstigen Eindruck; die schlimmen Elemente, die man früher häufig bei ihnen fand, sind verschwunden. Die Verpflegung geschieht nicht mehr, wie 1870, mit lebendem Vieh, sondern durch konserviertes Fleisch. Die erste Armee, die die Avantgarde bildet, hat während des ganzen Tages die Maasübergänge südlich von Verdun verteidigt. Der deutsche Angriff zeigt nicht die Energie, die die deutschen Taktiker so hoch stellen. Sie haben diesen Krieg gewollt und sollten ihn nun mit um so größerer Energie beginnen, als sie für einige Tage noch eine unleugbare Übermacht haben. Warum lassen sie es daran fehlen? Mein Erstaunen ist so lebhaft, daß ich den Generalissimus um seine Ansicht frage. Beim ersten Wort unterbricht er mich. Er hat dieselben Beobachtungen gemacht und teilt mir mit, daß auch die großen Operationen zur Vereinigung der Armeen ein unbegreifliches Zögern verraten. Die Spitzen der Kolonnen legen täglich zehn bis zwölf Kilometer zurück; die Parks und die Fuhrwerkskolonnen scheinen am Rhein festzukleben. Sollten sie Angst haben? Um zu wissen, woran man ist, will General Brangère die ganze Avantgardenarmee nebst der fünften Kavalleriedivision die Maas überschreiten lassen, um Verdun zu gewinnen. Von dort aus soll die erste Armee den Vormarsch antreten und die Situation aufklären.

1. November. Im Hauptquartier ist ein englischer Offizier in Zivil eingetroffen: Lord Huntley, einer der Souschefs des englischen Generalstabs. Er soll mit dem Generalissimus die Grundzüge eines Vertrags feststellen, der das gemeinsame Handeln beider Nationen regelt. Huntley teilt uns mit, daß 100000 Mann englischer Truppen zwischen London und Dover stehn, daß eine Transportflotte unter Dampf in Portsmouth liegt, um sie an einem beliebigen Ort auszuschiffen, daß die Mittelmeer- und die Kanalflotte vor Plymouth vereinigt sind. Das Geschwader von Hongkong habe die Feindseligkeiten schon eröffnet, indem es die deutschen Niederlassungen im Meerbusen von Kiautschou zerstört habe. Auch von Rußland ist die Rede; es mobilisiert nach Kräften. Es wird bestimmt, daß die englische Armee einen günstigen Augenblick abwarten soll, tätig einzugreifen. Unter Umständen würde man sie veranlassen, die Linie der Somme zu besetzen; aber Brangère flüstert mir zu, daß er vorziehn würde, auf ihre Mithilfe zu verzichten — was ich begreife.

2. November. Seit dem frühen Morgen hat sich ein heftiges Gefecht an der Mosel entlang südlich von Verdun entsponnen. Das Fort des Camp des Romains hat während der Nacht kapituliert; Fort Paroches hat das Feuer eingestellt, und der Feind hat bedeutende Streitkräfte in den Wald von Marcaulieu, auf dem linken Ufer, werfen können. Um 10 Uhr trifft die Meldung ein, daß die Deutschen unterhalb St. Mihiel sechs Schiffbrücken geschlagen haben. Truppen aller Waffengattungen debouchieren fortwährend durch den Paß von Spada. Der Generalissimus befiehlt das Vorgehn der zweiten

Armee, die zwischen Revigny und Bar-le-Duc steht. Trotz diesen Tatsachen ist er erstaunt. Er bittet mich, nach der genannten Richtung hin zu rekognoszieren; wegen des Widerspruchs in den Bewegungen des Feindes befürchten wir eine uns gestellte Falle. Ich werde zu erkunden suchen, ob es sich um eine Schlacht der Vortruppen handelt oder nur um eine einfache Demonstration. Um 11 Uhr 30 Minuten passiert mein Automobil Triaucourt. Die Truppen sind im Marsch auf St. Mihiel. Beim Stabe des fünften Korps, das ich in Vaubecourt kreuze, erfahre ich, daß ein Deserteur am Morgen den Kaiser in St. Mihiel gesehen hat; er hat dann auf einer Schiffbrücke die Maas passiert, zugleich mit dem Kronprinzen und Graf Haeseler. Vor mir findet Gefecht statt; St. Mihiel brennt, durch unsre Geschosse in Brand geschossen. Die Deutschen greifen unsre vordersten Linien heftig an, die sich langsam auf die Haupttruppe zurückziehn. Unsre Artillerie scheint dem Feinde große Verluste zuzufügen.

Um 4 Uhr endet die Dunkelheit das Gefecht. Ich kehre nach dem Lager zurück.

3. November. Das ist entschieden eine Schlacht! Die Deutschen müssen auf dem linken Maasufer mindestens eine Armee in Tätigkeit haben. Ihnen gegenüber verteidigen vier französische Korps die Übergänge der Aire. Auch in der Richtung auf Mezières, längs der ganzen Kette der Vogesen bis gegen Belfort wird gekämpft. Es scheint sich um eine allgemeine Offensive an der ganzen Grenze zu handeln. Von Stunde zu Stunde treffen die Meldungen über den Stand der Dinge ein. Und trotzdem haben diese Tatsachen dem Generalissismus ebensowenig wie mir eine bestimmte Ansicht über die Situation schaffen können. General Brangère will, ehe er einen endgiltigen Entschluß faßt, das letzte Mittel der Erkundung, den Luftballon, anwenden. Gegen Mittag steigt er auf mit dem Chef des Generalstabs, General Barre. Er bewegt sich in südöstlicher Richtung und kehrt um 4 Uhr zurück. General Barre ist ganz blaß; der Ballon hat das Gelände zwischen Maas und Mosel erkundet. Außer der Armee, die unterhalb St. Mihiel im Gefecht ist, hat er weiter rückwärts nur kleine Abteilungen gesehen, keine tiefen Kolonnen, keine Ansammlung von Truppen an den wichtigen Kreuzungspunkten wie Etain, Conflans, Thiaucourt, Beaumont! Was ist aus dem Gros der feindlichen Streitkräfte geworden, deren Anwesenheit noch tags zuvor überall gemeldet wurde? General Brangère ist nicht so erstaunt, als man es bei diesem plötzlichen Verschwinden von 600000 Mann denken sollte. Die Erkundung des Ballons hat seine Vermutungen nur bestätigt. Er sagt: „Die feindlichen Massen sind nach Norden abmarschiert."

Diese Annahme wird Schlag auf Schlag durch zahlreiche Meldungen bestätigt. Zunächst treffen Depeschen von Luxemburg, Arlon, Dinant, Namur ein, daß die feindliche Kavallerie im Bereiche der Hautes-Fagnes erschienen ist und nach und nach alle Punkte der Eisenbahnlinie Luxemburg-Namur besetzt. Der Kaiser ist früh in Luxemburg gesehen worden. Von Lüttich meldet man, daß eine Avantgarde von 60000 Mann im Vormarsch vom Lager von Malmedy begriffen ist: starke Abteilungen marschieren von Köln und Koblenz gegen die belgische Grenze. Auf der Bahnlinie von Metz, Thionville, Trier, Köln gegen die Maas war während der ganzen Nacht ein unausgesetzter Zugverkehr. Die

bei Mezières stehende französische Division ist durch einen energischen Angriff auf Signy-l'Abbaye zurückgeworfen worden.

Der Schleier ist gerissen! Die Deutschen haben bis jetzt bei Verdun nur mit einer Avantgarde demonstriert; das Gros ihrer Truppen marschiert gegen die belgische Maas, dann jedenfalls gegen die Sambre, um den Paß der Oise zu gewinnen; die französische Hauptarmee wird auf dem linken Flügel umgangen, von Paris abgeschnitten, vom Meere getrennt, d. h. von den Hilfsmitteln aller Art, die sie von England aus erhalten könnte. Die Neutralität Belgiens und Luxemburgs ist für die Deutschen ein toter Buchstabe. Während der ganzen Nacht verhandelte Brangère mit dem Chef des Generalstabs, dem Direktor der Eisenbahnen und der Etappenlinien und mit den kommandierenden Generalen.

5. November. Der Generalissimus hat seine Maßregeln getroffen, um den Schlag zu parieren. Die erste Armee bleibt an der Maas und setzt sich in Verbindung mit den Garnisonen von Toul und von Verdun, um die deutsche Avantgarde zu vernichten, die sich bis an die Aire in der Nähe von Clermont hin verirrt hat. Diesesmal haben die Deutschen zu viel Kühnheit gezeigt, indem sie auf das Unvorhergesehene ihrer Strategie rechneten und auf die Ungenauigkeit und die Verzögerung der Meldungen.

Seit gestern bewegen sich unsre hauptsächlichsten Streitkräfte in nordöstlicher Richtung: Straßen, Eisenbahnen, Kanäle, alle Verbindungen werden ausgenützt. Die Impedimenta sind in den Kantonnements zurückgelassen worden; die Infanterie marschiert ohne Tornister, die Patronen und Lebensmittel in den Taschen, einige Kochgeschirre auf dem Kompagniewagen. Endlich sehe ich, daß die Umstände zu dieser Erleichterung des Soldaten gezwungen haben, die ich so oft vergeblich beantragt hatte.

Eine kräftige Offensive hat uns gestern Abend wieder in den Besitz von Mezières gesetzt. Die Deutschen hatten wirklich schon Transporte auf der Linie Thionville, Mezières, Givet organisiert.

6. November. Was machen nun eigentlich die Belgier angesichts dieser Ereignisse? Man sagt, daß sie Lüttich aufgegeben haben und sich auf Antwerpen zurückziehn. Jedenfalls haben sie nichts getan, die Maasübergänge zu verteidigen, nicht einmal die Brücken gesprengt. Mehr noch als wir haben sie sich durch die Ereignisse überraschen lassen; wie hätten sie auch annehmen können, daß der Kaiser von Deutschland, der gute Freund ihres Königs, den schwarzen Plan hegen könnte, seine Soldaten durch ihr Land marschieren zu lassen, ohne vorher „Hab acht“ zu rufen! Und trotzdem haben die Anzeichen nicht gefehlt, wie zum Beispiel die Schaffung dieses Lagers von Malmedy vor den Toren von Lüttich. Wenn ein Lager auf solchem Fuße errichtet wird, mit Baracken und Lebensmitteln für 100000 Mann, Eisenbahnmaterial, Munitionsdepots usw., so sind die unmittelbaren Nachbarn wohl berechtigt, einigermaßen mißtrauisch zu werden. Es ist wahr, daß die Deutschen in der Kunst Meister sind, das Mißtrauen einzuschläfern. Das Lager von Malmedy! Es sollte nichts sein als ein Übungsgelände für Schießübungen, ausdrücklich in einer unbewohnten Gegend ausgewählt, mit der Absicht, Unglücksfälle zu vermeiden. Nur um zu verhindern, daß Spaziergänger von verlornen Kugeln oder Geschossen erreicht würden, wurde das Lager mit einem Drahtzaun umgeben, der

von den Schildwachen streng bewacht wurde. In diesem geheimnisvollen Lager fanden ab und zu große Truppenansammlungen statt, und Generalproben wurden abgehalten. Die Belgier werden bedauern, daß sie den authentischen Ratschlägen ihres Königs nicht gefolgt sind, der wohl einsah, daß die beste Sicherung der Neutralität in einer durch Zahl und Organisation starken Armee beruht. Belgien ist ein reiches Land, es muß sich deshalb vor Dieben in acht nehmen; die Lektüre der kleinsten großdeutschen Broschüre hätte ihnen zeigen können, daß sich im tiefsten Frieden schon Spitzbuben in ihren mächtigsten Kassenschrank Eingang verschafft hatten: 60000 Deutsche haben sich in Antwerpen, dem großen Scheldehafen, niedergelassen!

9. November. Maubeuge ist gefallen, trotz den in aller Eile unternommnen Arbeiten. Nichts ist so gefährlich und so trügerisch als nur scheinbare Befestigungen: es ist dies ungefähr alles, was wir an unsrer Nordgrenze hatten. Ich bin, sagt General Langeroy, entschiedner Feind der vereinzelten Forts; sie werden nie den Feind aufhalten. Hingegen müssen an den Grenzen befestigte Lager errichtet werden und befestigte Zonen in ganz andrer Herstellung als bisher. In den Felsen gesprengte Minenkammern, Stahlpanzerungen, Türme, und als Artillerie Geschütze des allerschwersten Kalibers: 220, 270 und 320 Millimeter. Diese Befestigungen sollen nicht unbedingt eine Stadt umschließen. Ich möchte das Wort Belagerung aus dem Wörterbuch streichen. Wer von Belagerung spricht, spricht von einer zernierten Truppe und von einer Zivilbevölkerung, die in ihrem Leben und in ihrem Eigentum bedroht ist. Man kann Toul, Verdun, Lyon, sogar Paris belagern; man belagert aber nicht eine Armee, die gewisse befestigte Punkte benutzt, um zu manövrieren und um zu schlagen. Der General empfiehlt im Anschluß an diese Auslassungen die Herstellung von vier befestigten Stützpunkten etwa bei Maubeuge, bei Toul, Vesoul und Lyon. Diese würden zur Sicherung der Grenzen nach der Landseite hin genügen.

10. November. Die Ereignisse beschleunigen sich und können mehr und mehr übersehen werden. Die Hauptmenge der Deutschen hat die Maas zwischen Lüttich und Namur überschritten und ihren Vormarsch an der Sambre fortgesetzt. Die Vortruppen erreichen le Chateau-Cambrésis. Das Ziel dieses ersten Teils des Vormarsches ist offenbar das Plateau von St. Quentin. Der zweite Teil würde durch eine Linksschwenkung bezeichnet werden, um in die linke Flanke, beinahe in den Rücken der großen französischen Armee zu stoßen. Hier kommt der Verfasser nochmals auf die ganz ungenügende und im Prinzip unrichtige Sicherung der Nordgrenze zu sprechen: eine Menge kleiner Forts nach Vaubanscher Bauart, deren Erhaltung sehr viel Geld fordert, und die einem feindlichen Einmarsch durchaus kein ernstes Hindernis bereiten können. Nur bei Maubeuge sind einige Erdwerke errichtet worden, die man mit dem stolzen Namen eines „befestigten Lagers“ belegt hat. Anstatt dessen hätte man dort eine förmliche Operationsbasis schaffen sollen, die es einer Armee ermöglicht hätte, in drei Tagemärschen die Sambre und die Maas zu erreichen. Dann wäre mit einemmal die Nordgrenze gesichert gewesen! Man hält eine Armee nur mit einer Armee auf. General Brangère ist im Begriff, den Beweis dafür zu liefern.

Der Feind hat den plötzlichen Abmarsch unsrer Hauptstreitkräfte nach dem Norden nicht vorhergesehen, nicht für möglich gehalten. Und trotzdem ist es

Tatsache; heute Abend treffen die Spitzen unsrer vier Armeen, nachdem sie in fünf Tagen und fünf Nächten 120 Kilometer zurückgelegt haben, in die Linie Avesnes—Givet ein; in den folgenden 24 Stunden werden die Korps aufrücken, und die ganze aufgeschlossene Masse wird bereit sein, in die linke Flanke der deutschen Kolonnen zu stoßen, die zwischen Namur und Landrecies in einer Tiefe von hundert Kilometern auf beiden Seiten der Sambre echeloniert sind. Der Erfolg dieses bewundernswerten Marsches ist der Geschicklichkeit, der Kunst des Generalissimus zu danken, der die Armee wie eine gut geölte Maschine hat gehn lassen.

11. November. Gestern Abend hat eine feindliche Kavalleridivision Brüssel besetzt. Die englische Armee beendet heute Abend ihre Landung in Dünkirchen, Ostende, Brügge und Antwerpen. Andrerseits vervollständigt sich die belgische Armee täglich durch Freiwillige und Bürgergarde. Wenn sich unsre Verbündeten etwas beeilen, gegen die Maas zu marschieren, so wird die Lage der Deutschen ganz kritisch. Eine andre gute Nachricht: der raid einer detachierten Brigade hat uns Thionville ausgeliefert. Ein Nachtmarsch hat die Überraschung begünstigt. General Dalstein hat persönlich die Truppen beglückwünscht, die uns wieder in den Besitz einer Zitadelle Lothringens gesetzt haben.

14. November. Der feindliche Generalstab scheint endlich die Gefahr erkannt zu haben. Man meldet uns eine Rückzugsbewegung der deutschen Kolonnen an der Sambre entlang. Am Nachmittag haben unsre Truppen nach einstündiger Beschießung Maubeuge wieder genommen. Am Nachmittag ziemlich heftiges Gefecht im Osten der Stadt. Das Dorf Salles-sur-Sambre wird von uns genommen und das Zentrum der feindlichen Stellung durchbrochen. Gefangne sagen aus, daß der Kaiser persönlich das Gefecht leitete. Wenn der oberste Chef persönlich ein Arrieregardengefecht leitet, so ist dies ein Beweis für eine Nervosität, die von günstiger Vorbedeutung für unsern endlichen Erfolg ist.

Die Avantgarde der vierten französischen Armee überschritt heute die Maas bei Dinant, indem sie die Seitendeckung des Feindes auf Namur in Unordnung zurückwirft. Alle Brückentrains marschieren an der Spitze unsrer Kolonnen, sodaß heute noch vier Brücken über die Maas geschlagen werden können, und morgen wird die ganze vierte Armee bei Tagesanbruch auf dem rechten Ufer stehn. General Brangère will die Sehne des Bogens halten, den die Maas bei Namur bildet; gelingt das Manöver, so finden die feindlichen Kolonnen den direkten Weg auf Köln und Koblenz gesperrt.

15. November. Um 10 Uhr, fährt der Verfasser fort, komme ich in Dinant an, im Gefolge des Generalissimus. Die Abteilungen der vierten Armee überschreiten unausgesetzt den Fluß auf der Stadtbrücke und auf drei Schiffbrücken, die diese Nacht geschlagen worden sind. Wir fahren im Automobil auf der nach Assesse an der Luxemburg—Brüsseler Bahnlinie führenden Straße. Der General will die vordersten Linien erreichen, da sich möglicherweise noch vor Einbruch der Nacht ein entscheidendes Gefecht entspinnt. In nördlicher Richtung hört man Kanonendonner. In Spontin kreuzen wir eine Abteilung deutscher Gefangnen. Ihre große Jugend, ihr kindliches Aussehen fällt auf. Einige Kilometer vorwärts Assesse stoßen wir auf den General Hurschmitt, den Kommandanten der vierten Armee. Er ist sehr befriedigt und meldet, daß seine

Kavallerie unterhalb Namur die Maas erreicht hat. Es sei ihm gelungen, bei Namur etwa drei feindliche Armeekorps zurückzuwerfen, und er bedürfe nur drei seiner fünf Armeekorps, sodaß er zwei dem Generalissimus zur Verfügung stellen könne. „Sehr gut, sagt Brangère, ich werde demnach Ihre zwei Korps auf das linke Ufer dirigieren. Dort, zwischen Sambre und Maas, steht ein großer Teil der feindlichen Streitkräfte. Zum Abzug bleiben ihnen nur die Brücken über die Sambre. Von morgen an werde ich sie zwischen den beiden Flüssen einschließen können."

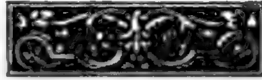
Das Große Hauptquartier liegt Abends in Fosse, ungefähr in der Mitte des Winkels, der von beiden Flüssen gebildet wird. Dorthin sind Abends 11 Uhr die Armeekommandanten zusammenzuberufen. Abends trifft eine Depesche ein: Die englisch-belgische Armee hat Brüssel wieder besetzt. Die Avantgarde biwakiert vor Waterloo.

16. November. Heute haben wir bei Namur einen wirklichen Sieg erfochten. Zwei deutsche Korps von den sechs, die uns gegenüberstanden, sind gänzlich geschlagen und in die Maas geworfen worden. Der Rest hat die Sambre überschreiten können. Die Nacht hat eine vollständige Niederlage verhindert. Der Kaiser persönlich stand uns gegenüber. Während der Nacht Einmarsch in Namur. Alle Befehle zur Ausnutzung des Sieges werden erlassen. Der Feind darf nicht Zeit haben, zur Besinnung zu kommen. Um Mitternacht läuft die Nachricht ein, daß ein Teil der deutschen Armee, die an der Maas zurückgelassen worden war, mit ihrem Chef, dem Prinzen von Oldenburg, kapituliert hat. Zugleich erhält General Langeroy den Befehl, sofort zur Übernahme des Kommandos der für ihn formierten Armee abzugehen; sie wird den Namen „Armee vom Elsaß" führen. Vor Ablauf von vier Tagen sollen fünf Korps und zwei Kavalleriedivisionen bei Belfort stehn.

17. November. Während der Fahrt nach dem Ort seiner Bestimmung wirft der General einen Rückblick auf die Ereignisse der letzten vierzehn Tage. Er gedenkt der großen Gefahr, die ihnen in dieser Zeit gedroht hat, und die aus einer vorgefaßten Idee entstand. Seit fünfunddreißig Jahren hatte man wie an einem Glaubensartikel daran festgehalten, daß der einzige wunde Punkt der Grenze die 150 Kilometer lange Linie zwischen Verdun und Epinal sei. Sie war mit Befestigungen versehen, die zum großen Teil illusorisch waren; hinter dieser Barriere wollte man Deckungstruppen ansammeln, genau ebenso stark wie die in Elsaß-Lothringen stehenden. Auf dieser Idee beruhten alle Mobilisierungspläne, alle Entwürfe zur Versammlung der Truppen. Durch die Bedrohung mit einer Invasion an dieser Stelle, sagt General Langeroy, hatte uns der Feind hypnotisiert. Die Möglichkeit eines Einbruchs auf andern Punkten der Grenze: Jura, Luxemburg, Belgien, erschien uns ausgeschlossen. Wir verließen uns auf die Neutralität der Grenzländer, eine eingebildete Barriere, die ein entschlossener Feind nie zögern wird, zu verletzen. Diese Neutralität der Nachbarn benutzten wir als Vorwand, diese Grenzen nicht zu sichern. Und dies trotzdem, daß der Gesamtplan, den General Rivière aufgestellt hat zur Verteidigung der Grenzen, eine Reihe von verschanzten Lagern im Norden von Verdun bis ans Meer und im Süden bis zur Rhône ins Auge faßt. Die finanzielle Unmöglichkeit, diesen Riesenplan durchzuführen, brachte es dahin, daß

man sich auf die Verteidigung der Maaslinie beschränkte. Wir sind immer vorbereitet gewesen auf einen Einmarsch der Deutschen von Osten her und haben nie an die Möglichkeit gedacht, daß den in Elsaß-Lothringen stehenden Truppen nur eine demonstrative Rolle zufallen könne.

Was nun die Armee anlangt, so fordert der General die Erziehung zur Offensive und zur Vaterlandsliebe; diesen beiden Forderungen müsse das „Volk in Waffen" genügen.



Memphis und die Pyramiden

Von Ed. Högl in Ellwürden

(Fortsetzung)

Wir wenden uns zunächst dem Häuschen zu, worin Mariette wohnte, als er die Ruinen von Memphis vom Wüstensand befreite, und das jetzt den Reisenden als Frühstücksraum dient. Hier wird abgestiegen, und unsre Fellachen tragen die Frühstückskörbe, die man uns fürsorglich vom Hotel mitgegeben hat, in die kühlen Räume des Hauses, um sie vor der versengenden Glut der Sonne zu schützen; wir selbst wollen erst die Gräber besuchen, bevor wir uns an Speise und Trank laben. In der unmittelbaren Nähe des Hauses liegt das Serapeum, die Gruft der heiligen Apisstiere, die Mariette auffand, und deren Entdeckung er wie folgt schildert: „Ich gestehe, daß ich, als ich am 12. November 1851 zum erstenmal in die Apisgruft eindrang, so tief von Erstaunen ergriffen wurde, daß diese Empfindung, obgleich fünf Jahre seitdem vergangen sind, noch immer in meiner Seele nachklingt. Durch einen mir schwer erklärlichen Zufall war ein Gemach des Apisgrabes, das man im dreißigsten Jahre Ramses des Zweiten vermauert hatte, den Plünderern des Denkmals entgangen, und ich war so glücklich, es unberührt wiederzufinden. Dreitausendsiebenhundert Jahre hatten nichts an seiner ursprünglichen Gestalt zu ändern vermocht. Die Finger des Ägypters, der den letzten Stein in das Gemäuer einsetzte, das man, um die Tür zu verkleiden, errichtet hatte, waren noch auf dem Kalk erkennbar. Nackte Füße hatten ihren Eindruck auf der Sandschicht zurückgelassen, die in einer Ecke der Totenkammer lag. Nichts fehlte an dieser Stätte des Todes, in der seit beinahe vierzig Jahrhunderten ein balsamierter Stier ruhte. Mehr als einem Reisenden wird es schrecklich erscheinen, hier jahrelang allein in einer Wüste zu leben; aber Entdeckungen wie die der Kammer Ramses des Zweiten lassen Eindrücke zurück, denen gegenüber alles übrige in nichts versinkt, und die man immer neu zu beleben wünscht."

Die Gruft besteht aus einem etwa dreihundert Meter langen, drei Meter hohen und sechs Meter breiten Schacht, der in den Felsen getrieben ist. Ein breiter Gang, über den die Sarkophage hineingerollt sind, führt in die Gruft hinab. Im Innern des Felsens sind an beiden Seiten des Ganges große Nischen ausgehauen, in denen die kolossalen Granitsarkophage der Apisstiere stehn. Vierundzwanzig Särge sind erhalten, jeder aus einem Block gehauen und an den äußern Seiten spiegelblank poliert. Das Gewicht eines solchen

Kolosses berechnet man auf mehr als sechzigtausend Kilogramm. Welche ungeheure Mühe muß es gekostet haben, diese schweren Blöcke von Syene am obern Nil, wo der Stein gebrochen wurde, mehr als tausend Kilometer weit teils zu Lande, teils zu Wasser hierher zu schleppen; welche Verschwendung von Arbeitskraft, nur zu dem Zwecke, den Kadaver eines Tieres zu bestatten! Diese Riesensärge sind geräumig genug, daß sich vierundzwanzig Personen bequem darin bewegen können. Siebenhundert Jahre lang haben die ägyptischen Priester hier die heiligen Stiere begraben. Die Inschriften auf den Sarkophagen und auf den Stelen und den Votivtafeln, die man in der Gruft fand, enthalten die Daten des Geburts- und des Todesjahres jedes Apis und den Namen des regierenden Pharaos und ermöglichen es, die Reihe der Apisperioden und die der Dynastien von Ramses dem Großen an genau festzustellen. Fünfundzwanzig Jahre lang wurde der heilige Apis in den Räumen des nach ihm benannten Tempels, der sich einst über dieser Gruft erhob, von eignen Priestern gehegt und gepflegt. Überlebte er diesen Zeitraum, dann wurde er von den Priestern ertränkt, und ein Nachfolger trat an seine Stelle. Die Bestattung erfolgte unter großer Prachtentfaltung und verschlang ungeheure Summen; soll doch zur Zeit der Blüte des Apisdienstes die Bestattungsfeier gegen hundert Talente, das sind nach unserm Gelde etwa eine halbe Million Mark, gekostet haben. Man kann daraus ersehen, von welcher Bedeutung der Apisdienst im ägyptischen Kultus war. Der Apis war das heilige Tier des memphitischen Gottes Ptah, dessen Leben sich nach der Vorstellung der Ägypter im Apis wiederholte und erneuerte; deswegen war man eifrig bedacht, einen neuen Apis zu finden, wenn der alte starb oder nach Ablauf seiner Periode getötet werden mußte; und es war nicht leicht, ein den rituellen Anforderungen entsprechendes Tier zu finden; es mußte ganz schwarz sein, mit einem weißen Dreieck auf der Stirn, eine helle Ader mußte über den Rücken laufen; unter der Zunge mußte es das Zeichen des heiligen Käfers tragen, erst dann war es geeignet, als Apis in den Tempel einzuziehn. Später verknüpfte man den Apisdienst mit dem Kultus des Osiris, des Gottes der Unterwelt, und bildete aus beiden eine neue Gottheit Serapis, die bald weit über die Grenzen Ägyptens hinaus im ganzen Reiche der Römer in hoher Verehrung stand.

Als Mariette in die Apisgruft eindrang, fand er eine große Anzahl Särge schon erbrochen und ihres Inhalts beraubt; die Araber hatten schon vor Jahrhunderten die Gräber entdeckt, die Sarkophage nach Schmucksachen durchsucht und zum Zeichen ihrer Verachtung des heidnischen Tierkultus Steine auf die Deckel der Sarkophage geschichtet. Nur zwei Särge standen unberührt und enthielten kostbare Gegenstände. Der Boden des Ganges und der untere Teil der Sarkophage war mit Goldblättchen bedeckt, die gesammelt wurden und mehr als vier Kilogramm wogen. In einer Seitenkammer, die nie zuvor geöffnet worden war, fand man in einem Sarkophage Stier- und Menschenknochen beisammen, das Grab eines Sohnes Ramses des Zweiten, der Priester im Apistempel gewesen und mit einem heiligen Stier in dieselbe Gruft gelegt worden war.

In der Nähe des Serapeums liegt eine Anzahl hochinteressanter Gräber des alten Reiches. Es sind große viereckige Gebäude mit kahlen, nach innen geneigten Wänden und oben wagerecht abgedeckt, die wie abgestumpfte Pyramiden

aussehen. Diese Gräber nennt man Mastaba. Die Mastaba ist das „ewige Haus" des Toten, worin er nach seinem Erdenleben wohnt. Denn die Ägypter glaubten an die Unsterblichkeit nicht nur der Seele des Menschen, sondern des Menschen überhaupt. Starb ein Mensch, so schied sich von der Leiche die Seele, die nach Westen flog, wo die Libysche Wüste lag, hinter der am Abend die Sonne verschwand, und durch die Schrecken und Gefahren des Totenreiches, der Amentregion, die Gefilde der Seligen erreichte. Neben der Seele trennte sich noch etwas andres von dem toten Körper, etwas, von dem sich die Ägypter nur verworrene Vorstellungen machten, ein Doppelwesen, das teils materiell teils immateriell war, der Schemen, der „Ka", wie ihn die Ägypter nannten. Der Ka blieb bei der Mumie und lebte fort; ihm mußte ein Haus errichtet werden, in dem er wohnen konnte, und dieses Haus mußte ewig stehn, sollte nicht der Ka heimatlos werden und umherirren. Darum verwandten die Ägypter so unendliche Mühe auf den Bau ihrer Gräber, um sie gegen alle äußern Einflüsse zu schützen. In der Kapelle der Mastaba wohnte der Ka, daneben in der Gruft ruhte die Mumie. Ohne die Mumie, von der er von Zeit zu Zeit wieder Besitz ergriff, konnte der Ka nicht leben, die Mumie mußte also solange wie möglich erhalten bleiben; deshalb konnte auf die Balsamierung der Leiche nicht genug Sorgfalt verwandt werden. Auch die Seele kehrte bisweilen aus dem Reiche der Götter zurück und besuchte die Mumie in ihrer Gruft; auch sie mußte die Mumie wiederfinden, oder sie verging im Totenreiche. Dieser Glaube hat die Ägypter angespornt, in der Kunst des Balsamierens das Höchste zu erreichen, und die Mumien, die heute nach fünftausendjährigem Schlaf aus dem Sande der Wüste hervorgeholt werden, zeugen davon, wie vortrefflich es die alten Ägypter verstanden, die Leichen zu erhalten; ließe man die Mumien in ihren Gräbern, wo weder Wasser noch Luft sie zersetzen, sie würden noch lange Zeiten überdauern. Aber endlich müssen sie doch zu Staub zerfallen, und das mußten sich auch die Ägypter sagen, die vielleicht gar nicht einmal an einen so langen Bestand der Mumien glaubten, wie wir ihn kennen. Mit Grauen mußten sie sich fragen, was dann aus dem Ka und der Seele werden sollte, wenn sie die Mumie nicht mehr vorfanden. Es mußte ein Ersatz geschaffen werden für die Mumie, wenn sie verging, ein Ersatz, den Ka und Seele für den Körper des Verstorbnen halten konnten, und von dem sie ebenso gern Besitz ergriffen wie von diesem selbst. Als solcher Ersatz war am geeignetsten die Statue des Verstorbnen, die diesem möglichst ähnlich sein mußte. Man verfertigte also Porträtstatuen und stellte sie in den Serdab der Mastaba, wo der Ka mit ihnen verkehren konnte. Zu Hunderten hat man diese Statuen, die den Verstorbnen darstellen, und deren Porträteigenschaft unverkennbar ist, in den Gräbern gefunden. Meist bestehn sie aus Kalkstein, zuweilen auch aus Holz; die Reichern ließen ihre Statuen aus härterm Gestein, wie Granit, Basalt und Diorit, anfertigen in der Hoffnung, sie dadurch länger zu erhalten. Aber schließlich konnte auch die Statue durch irgendein Verhängnis zerstört werden, und der Ka war sich selbst überlassen. Um diese Gefahr zu beseitigen oder doch abzuschwächen, stellte man zwei und mehr, bisweilen bis zu zwanzig Statuen in den Serdab. Dann hatte man alles getan, was zu tun war, den Ka und die Seele vor dem Untergang zu bewahren.

Wie der Ka an den Körper gebunden war und zum Fortleben einer Wohnung bedurfte, so mußte er auch, genau wie der Verstorbne zu Lebzeiten, mit Speise und Trank ernährt werden. Ohne irdische Nahrung konnte auch der Schemen nicht bestehn. Darum trugen, sobald die Mumie in die Syringe gelegt und die Gruft verschlossen worden war, die trauernden Verwandten und die Priester, die für den Totenkult zu sorgen hatten, Speise und Trank für den Schemen in die Kapelle des Grabes und legten es auf den Opfertisch; verließen sie dann das Grab, so kam der Ka und labte sich an den dargebrachten Gaben. Aber auf die Pietät der Verwandten und die Fürsorge der Priester konnte nicht lange gerechnet werden, auch wenn man den Tempeln fromme Stiftungen zuwandte und in den Stiftungsurkunden den Priestern die Pflicht auferlegte, für seinen Ka zu sorgen, wie es ein Nomarch von Siut zur Zeit des mittlern Reiches, Hapdefae, tat, dessen Stiftungsurkunden gefunden sind: seine fünf Statuen, die er, wie es üblich war, schon zu Lebzeiten in seinem Grabe hatte aufstellen lassen, sollten von der Priesterschaft des Tempels alljährlich an den großen Festtagen Opfer an Brot, Bier und Fleisch empfangen, insbesondre sollten sie, wenn bei den großen Feiern im Tempel der Opferstier geschlachtet und gebraten würde, ein gutes Stück davon erhalten; das bedang er sich in einem Vertrag aus und vermachte dafür, denn umsonst taten die Priester nichts, dem Tempel seine Grundstücke und sein Vieh. Es verdient bei dieser Gelegenheit erwähnt zu werden, wie geschickt die Ägypter bei der juristischen Konstruktion ihrer Verträge verfuhren; der Nomarch war selbst Hoherpriester des Tempels und somit der Vertreter des Tempels; nun konnte er als Hoherpriester nicht einfach den Tempel verpflichten, seinem Ka Opfer darzubringen; er half sich damit, daß er in seiner Eigenschaft als Hoherpriester mit sich selbst in seiner Eigenschaft als Privatmann einen Vertrag abschloß, durch den er das fragliche Bratenstück für seinen Ka dem Tempel gegen einen bestimmten Preis abkaufte; um ganz sicher zu gehn, ließ er die Priester den Vertrag bestätigen. Sollten die Priester einmal aufhören, den Ka mit Speise und Trank zu versorgen — und daß sie es nach nicht allzu langer Zeit taten, hatte man ja vor Augen —, dann mußte in andrer Weise für den Lebensunterhalt des Ka gesorgt werden. Magische Formeln und Gebete schrieb man an die Gräber und beschwor die Vorübergehenden bei dem Heiligsten, was es für sie gab, doch ja nicht zu versäumen, das übliche Gebet für den Ka des Verstorbnen, das „tausend an Brot, Bier, Ochsen und Gänsen", die man ihm wünschte, zu sprechen. Durch den Spruch dieser Formel, dachte man, gelange der Ka in den wirklichen Besitz der Gegenstände, die man ihm wünschte. Aber auch auf die Frömmigkeit der Vorübergehenden war kein Verlaß, man mußte sich ein Unterpfand verschaffen, das eine größere Sicherheit für den Schemen bot. Wie man sich Statuen als Ersatz für die Mumie geschaffen hatte, so verfiel man jetzt auf den Gedanken, die regelmäßige Zufuhr von Speisen und Getränken dadurch zu ersetzen, daß man den Verstorbnen in Bildern darstellte, wie er aß und trank. Wenn sich der Ka an den Wänden des Grabes selbst betrachten konnte, wie er seinen Hunger stillte und seinen Durst löschte, das mußte ihm genügen, dann aß und trank er mit. So begann man die Wände der Gräber über und über mit bunt bemalten Reliefs zu schmücken, die das alltägliche Leben darstellten. Hier

konnte der Schemen sehen, wie er gelebt und gewirkt hatte, wie er auf dem Felde seine Sklaven beaufsichtigte, die für ihn säten und ernteten, die ihm sein Vieh hüteten, für ihn die Früchte des Gartens pflückten, seine Kleider webten und sein Brot bereiteten; wie er seine Nahrung auf der Jagd und beim Fischfang fand, wie er mit seiner Familie aß und trank. Für den Ka war das alles Wirklichkeit und gewährleistete ihm ein glückliches, unbegrenztes Dasein. Zum Überfluß legte man ihm noch gerupfte Gänse aus Kalkstein auf den Opfertisch der Kapelle. Eine Anzahl kleiner Statuetten, Uschebti, „Antworter" genannt, gab man dem Toten mit ins Grab, das waren seine Sklaven, die antworteten, wenn er sie rief, und alle Arbeit für ihn besorgten, um seine Bedürfnisse zu befriedigen. Sie nahmen ihm die schwere Feldarbeit ab, sie pflügten seinen Acker und bewässerten ihn, sie besorgten sein Vieh und mahlten sein Getreide, sie bereiteten ihm sein Brot und machten ihm seine Kleider, sie halfen ihm beim Jagen und beim Fischen. So konnte der Schemen bestehn.

Die besterhaltne Mastaba ist die des Ti und seiner Gemahlin Neferhotep, ein Raum, in den ein abschüssiger Weg hinabführt. Die Fellachen gehn voran und entzünden die Talglichter, um das Innere des in völliger Finsternis vor uns liegenden Grabes zu erhellen. Zunächst tritt man in eine geräumige Vorhalle, von der aus der Schacht zur Grabkammer führte, wo der Sarkophag gestanden hat. An beiden Seiten des Eingangs ist der Besitzer des Grabes, Ti, dargestellt; er war ein hoher weltlicher und geistlicher Würdenträger, der mehreren Pharaonen gedient hat und so hohe Ehren genoß, daß ihm eine Prinzessin des königlichen Hauses, Neferhotep, zum Weibe gegeben wurde, die man mehrfach neben ihm abgebildet findet. Ein schmaler Korridor führt zu mehreren kleinern Räumen und zum Serdab. Ti muß ein begüterter Mann gewesen sein, denn für seinen Ka hat er überreichlich gesorgt. Nicht weniger als zwanzig Statuen des Ti fand man im Serdab; leider war nur eine einzige erhalten, die jetzt im Bulaker Museum in Kairo steht. Außerdem sind die ganzen Wände des Grabes von oben bis unten mit Flachreliefs geschmückt, die bemalt waren, und deren Farbe zum Teil noch vortrefflich erhalten ist. Die Reliefs schildern uns das Leben des Ti und geben uns ein Bild davon, wie zur Zeit des alten, des memphitischen Reiches ein wohlhabender Ägypter lebte. Wir erfahren, daß der Tote ausgedehnte Ländereien mit zahlreichen Dörfern besaß. Die Einwohner der Dörfer waren ihm steuerpflichtig; seine Vögte, die mit Stöcken versehen sind, schleppen eine Anzahl säumiger Steuerzahler heran und bringen sie vor die Schreiber des Ti, die, am Boden hockend, die schuldigen Tribute in ihre Listen eintragen. Ein Zug von sechsunddreißig Weibern naht sich dem Ti und bringt Brot, Feldfrüchte und Geflügel; neben jeder steht der Name des Dorfes, dessen Abgaben sie bringt. Die Sklaven des Grundherrn bestellen das Land; hier führt einer den Pflug hinter einem Gespann Ochsen, dort treiben andre eine Herde Ziegen über das gepflügte Land und lassen die Saat in den Boden treten. Wir sehen, daß die Bewässerung des Landes früher genau so geschah wie heute. Zum Dreschen des Getreides bedient man sich einer Herde Ochsen, die über das Getreide getrieben wird und es mit ihren Hufen drischt. Mit kleinen Sicheln wird das Getreide geschnitten, und auf Eseln wird es fortgeschafft; Kamele gab es im alten Ägypten noch

nicht, sie sind erst durch die Araber eingeführt worden. Ochsen und Gänse werden geschlachtet, Fische werden ausgenommen und gesalzen. Schreiber sind beschäftigt, den Viehbestand auf den Gütern festzustellen, Töpfer drehen Gefäße aus Ton, brennen und bemalen sie, Seiler drehen Stricke; Kühe werden gemolken, und Federvieh wird gerupft; Leinen wird gewebt, und Schuhzeug verfertigt. Hier wird die große Totenbarke des Ti gezimmert, dort schwimmt sie auf dem Nil und trägt die Mumie des Verstorbnen zum Grabe hinüber. Die Jagdvergnügen des Ti werden geschildert; man sieht ihn auf einem Nachen stehend, seine Diener an Größe weit überragend, in das Papyrusdickicht des Stromes fahren und auf Nilpferde und Krokodile jagen, Tiere, die man heute im untern Laufe des Nils nicht mehr antrifft. Auch die Fischerei und den Vogelfang scheint er geliebt zu haben, die Fische werden vom Boot aus gestochen, die Vögel werden in großen Netzen gefangen; neben einem mit Vögeln reich gefüllten Netze steht geschrieben: „Sie sind für den Ka des Ti." Fürwahr, dieser Ka konnte nicht Not leiden, wenn er Nahrungsmittel und alle Notdurft des Lebens in solcher Hülle und Fülle ständig vor Augen hatte; allerdings mußte er gute Augen haben, diese ägyptische Finsternis zu durchdringen, die ihn in den dicken Mauern der Mastaba unter dem Sande der Wüste umgab; uns waren sogar beim Lichte der Kerzen, die die Fellachen trugen, die Bilder an den Wänden nur schwer erkennbar, und eine freudige Überraschung gab es, als plötzlich einer der Fellachen Magnesiumlicht erstrahlen ließ und die Räume des Grabes für einige Zeit taghell erleuchtete. Allerdings forderte er dafür auch einen nicht geringen Backschisch.

Auch in den übrigen Gräbern findet man die Wände bedeckt mit Reliefdarstellungen ägyptischen Lebens, vor allen in den Mastabas des Mera und Ptahhotep. Dieser letzte enthält besonders berühmte Reliefs von Jagd- und Ruderszenen, Tierleben und Landschaften, die Maspero, der Nachfolger Mariettes in der Leitung des Bulaker Museums, wie folgt beschreibt: „Am Fuße der Wand flutet der Nil; Kähne fahren hin und her, Matrosen schlagen sich mit den Ruderstangen. Darüber sind die Ufer, die den Fluß begrenzen, dargestellt; im Gras versteckte Sklaven fangen Vögel. Noch weiter oben werden Nachen gebaut, Seile geflochten, und die gefangnen Fische aufgeschnitten und gesalzen. Endlich sieht man unter dem Karnies die nackten Hügel und das wellenförmige Terrain der Wüste, in der Gazellen von Windhunden verfolgt werden, und fast nackte Jäger das Wild mit dem Lasso fangen. Die einzelnen Felder entsprechen dem Vorder-, Hinter- und Mittelgrunde der Landschaft, nur hat der Künstler diese nicht in der richtigen Perspektive gezeigt, sondern getrennt und übereinander gesetzt."

Wie vortrefflich schmeckte das Frühstück auf der schattigen Veranda des gastlichen Hauses! Der französische Gelehrte hat es den Reisenden hinterlassen, die zu den Gräbern wandern, deren Entdeckung seinem Scharfsinn und seinem Eifer zu verdanken ist, und die er mit vieler Mühe wieder zugänglich gemacht hat. Auch die Fellachen erhielten ihr Teil; nur den geräucherten Schinken, der ihnen angeboten wurde, wiesen sie mit Abscheu zurück; ihre Hunde waren in der Beziehung verständiger. Dann wurden die Esel wieder bestiegen, und wir ritten durch den Sand der Wüste immer hart am Fruchtlande entlang den

großen Pyramiden von Gizeh zu, die bald in der Ferne erschienen. Links lag die endlos weite, gelblich schimmernde Wüste, deren wellenförmiges Hügelland daran erinnert, daß sie einst von den Fluten des Mittelländischen Meeres bedeckt gewesen ist, rechts zog sich der schmale Streifen fruchtbaren Landes, von Kanälen durchschnitten, am Nil entlang. Die Luft war rein, denn der kaum merkbar wehende Wind vermochte nicht den Staub der Wüste aufzuwirbeln, und so trocken, daß man die Hitze kaum empfand. Es ist das Gräberfeld von Memphis, über das wir reiten; der Saum der Wüste ist bedeckt mit Mastabas und Pyramiden. Die größte von diesen im Verhältnis zu den Titanenbauten von Gizeh winzig erscheinenden Pyramiden ist die sogenannte Stufenpyramide von Sakkarah; immerhin ein mächtiger Bau, der stufenförmig ansteigt. Wir reiten vorbei, denn diese Pyramide bietet wenig Interessantes. Immer gewaltiger treten die großen Pyramiden hervor, immer größer erscheint ihr scharf gezeichnetes Dreieck, das sich vom blauen Himmel abhebt, und nach einstündigem Ritt halten wir vor den majestätischen Bauten der ältesten Pharaonen und fragen staunend, wie Menschenhände diese Gebirge aus Steinblöcken haben aufrichten können. Man muß die Pyramiden gesehen haben, wenn man ihre Größe ganz erfassen will. Von diesen ungeheuern Steinmassen, die mehr wie ein Naturgebilde als wie ein Werk von Menschenhand erscheinen, die sich in mächtiger Breite aufgelagert nach oben mehr und mehr verjüngen, bis sie in eine Spitze auslaufen, die höher zum Himmel ragt als die meisten unsrer mächtigen Dome, kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Die größte der Pyramiden, die Pyramide des Cheops, hat hundertundsiebenunddreißig Meter Höhe; man könnte, wenn sie hohl wäre, den großen Dom von St. Peter in Rom hineinstellen, er würde die Wände der Pyramide nicht berühren. Und dieser ganze gewaltige Raum ist mit Steinblöcken ausgefüllt! Zwei und eine halbe Million Kubikmeter Stein enthält die Pyramide, Material genug, die ganze Grenze des Deutschen Reichs mit einer Mauer von drei Metern Höhe und einem halben Meter Dicke zu umgeben. Es sind die Wunder der alten Welt, die wir betrachten. Vor beinahe fünftausend Jahren sind sie errichtet worden, die ältesten Werke, die von Menschen gebaut sind; sie waren schon uralt, als Abraham nach Ägypten kam; sie sahen die Juden Ziegel streichen für die Bauten der Pharaonen unter dem Stocke der Vögte. Ganze Völker, ganze Kulturen, ja sogar ganze Religionen haben sie überdauert; sie sahen das Volk der Ägypter vergehn, das dreitausend Jahre lang zu ihren Füßen gelebt und eine hohe Kultur entwickelt hatte; Perser, Griechen und Römer sahen sie ins Land kommen, Alexander und Cäsar schauten bewundernd zu ihnen auf. Sie sahen das Christentum sich ausbreiten und der islamischen Religion weichen. Kairo entstand, und der Halbmond leuchtete von den Moscheen. Und als Napoleon kam und das alte Ägypten aus seinen Gräbern zu neuem Leben erweckte, konnte er seine Soldaten vor die Pyramiden führen und ihnen zurufen: Vier Jahrtausende schauen auf euch herab!

(Schluß folgt)

Der genesende Reichskanzler

Als Fürst Bülow am 5. April dieses Jahres angesichts des Reichstags zusammengebrochen war, und die Kunde davon das Vaterland durcheilte, gab es wohl keinen im öffentlichen Leben stehenden Deutschen, der nicht in jener Stunde im Geiste mit dem Reichskanzler seine politische Rechnung beglichen hätte. Es wird dem dritten Nachfolger Bismarcks einige Tage später auf dem Krankenbett eine erfreuliche Linderung gewesen sein, zu erfahren, daß durch alle Parteien des Reichstags wie durch alle Schichten der Bevölkerung, bei denen vaterländische Erwägungen überhaupt noch Geltung haben, der eine Gedanke einhellig überwog, das Ausscheiden des Fürsten Bülow werde einen großen Verlust für das Land bedeuten. Wie oft ist in jenen Tagen von den verschiedensten Seiten her das Wort erklungen: Nur keinen Kanzlerwechsel! Je emsiger und tiefer sich die Zeitungen aller Farben in dieses Thema versenkten — das Ergebnis war wohl immer dasselbe. Die einen hatten an dem Reichskanzler dieses, die andern jenes auszusetzen, aber alle waren einig in der Schlußfolgerung, daß ein Wechsel in der Besetzung des Kanzlerpostens das Unerfreulichste sei, was Deutschland im jetzigen Augenblick begegnen könne.

Jene vielfache Prüfung des Wertes, den Fürst Bülow für Deutschland nach den verschiedensten Richtungen hin hat, eine gründliche, vorurteilslose Abschätzung dessen, was wir an ihm haben, hat die Deutschen dazu geführt, sich über die Unterschiede klar zu werden, die zwischen den einzelnen Nachfolgern Bismarcks bestehn.

Bismarck ist der einzige, der von innen in das Amt hineinwuchs, das um ihn und durch ihn sich riesengroß gestaltete; er war zugleich Staatsmann der innern wie der auswärtigen Politik gewesen, er war als Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen des führenden Staates, als Schöpfer der Reichsverfassung der gegebne Reichskanzler. Seine Nachfolger sind von außen, aus dem Heere und aus der Diplomatie, in das Amt hineingegangen und mit dem Reichskanzler zugleich unvermeidlich preußischer Ministerpräsident geworden, ohne sich mit der innern Politik Preußens und des Reiches je befaßt zu haben. Das bedingte sowohl den Parlamenten und den Parteien als auch dem Bundesrat und dem preußischen Staatsministerium gegenüber einen sehr großen Unterschied, den zu überwinden nur dem Fürsten Bülow gelungen ist. Denn das preußische Ministerpräsidium ist der Boden, aus dem die Institution des Reichskanzlers herausgewachsen ist, auf dem sie steht, in dem sie wurzelt.

Ein großes Volk kann nicht immer von gigantischen Erscheinungen, von Riesengestalten regiert werden. Die titanische Kraft ist nur da am Platze, wo

Digitized by Google

sie gebraucht wird. Als die Stunde gekommen war, das Reich zu schaffen, bedurfte Deutschland des Mannes, der gleichsam den Erdball auf seine Schultern nahm. Mehr als ein Menschenalter ist darüber hingegangen, die Zeiten sind andre geworden. Der fortschreitende innere Ausbau, bei dem von einer Generation zur andern die Auffassungen und die Bedürfnisse wechseln, die Volkszahlen, die sozialen Schichten sich ändern, die Notwendigkeit eines Existenzkampfes dank den von Bismarck gelegten Grundlagen nicht mehr unmittelbar in die tägliche Rechnung eingestellt zu werden braucht, erheischt anders beschaffne Kräfte. Wir sind in ein Zeitalter hineingewachsen, das es weniger als seine Aufgabe ansieht, Prinzipienfragen in harten und leidenschaftlichen Kämpfen auszutragen, als das Kulturleben und die innere wirtschaftliche Entwicklung der Nation durch allmähliche Überbrückung von Gegensätzen und durch ein wenn auch nur vorübergehendes Zusammenfassen der Parteien zu gemeinsamer Wirksamkeit zu fördern. Eine solche Aufgabe stellt den leitenden Staatsmann selten vor große Entschließungen und bietet keine Gelegenheit zu heroischen Taten. Der Heroismus würde uns im Gegenteil Entscheidungen aufdrängen, bei denen alles, was vor einem Menschenalter gewonnen und seitdem mühsam aus- und aufgebaut worden ist, leicht zum Einsatz eines großen Spieles werden könnte. Bismarck hat schon vor einem Vierteljahrhundert Deutschland als „saturierten Staat" bezeichnet. Er hatte dabei nicht einen solchen im Auge, der nur seinem politischen Verdauungsbedürfnis auf der Bärenhaut zu genügen willens ist, sondern er wollte damit aussprechen, daß Deutschland, nach außen fest umfriedet, von keinem seiner Nachbarn an irgendeiner Grenze des Reiches etwas begehre, weder nach der russischen noch nach der österreichischen, weder nach der französischen noch nach der Meeresseite hin. Unsre Nachbarn sind, sofern sie uns in Ruhe lassen, vor uns absolut sicher; es gibt kein Dorf in Europa, dessen Besitz für Deutschland erstrebenswert wäre. Ob in fernerer Zukunft die kleinern Staaten an unsern Grenzen, ob die Schweiz, die Niederlande, Dänemark in irgend ein engeres wirtschaftliches Verhältnis, aus dem sich andre Anknüpfungen ergeben könnten, zu Deutschland treten wollen, das können wir getrost einer künftigen Zeit überlassen; dem heutigen Geschlecht steht nicht zu, die Aufgaben der Enkel vorwegzunehmen. Die künftige politische Gestaltung unsers Weltteils hängt teils von großen Krisen ab, denen wir gewachsen bleiben müssen, deren Eintritt sich aber nicht ahnen und nicht voraussehen, vor allen Dingen aber nicht beschleunigen läßt; zum andern Teile von wirtschaftlichen Entwicklungen, die ihre Gesetze in sich selbst tragen. Bleibt es Tradition in unserm Staatsleben, so viel wie möglich den rechten Mann am rechten Platze zu haben, so werden künftige Stürme uns den Ereignissen ebenso gewachsen finden, wie dies in den Jahren 1866 und 1870 der Fall gewesen ist. Ebenso wird das Deutschland, das die Grundlage zu seiner Einigung im Zollverein legte, dereinst auch für weitere Bedürfnisse die Form zu finden wissen, falls die Zeit und der Anlaß dazu kommen werden. Freilich wird es dazu die Grundlagen seiner Verfassung intakt erhalten müssen, deren stärkste das Vertrauen der Bundesstaaten untereinander ist.

Der berufne Wächter dieses Vertrauens ist der Reichskanzler.

Inzwischen bleibt der innere Ausbau des deutschen Hauses die Hauptaufgabe. Wer jemals im Leben gebaut hat, weiß, daß der Bauherr nicht nur von seinen Wünschen und seinen Mitteln, sondern vom Architekten und dessen Befähigung, mehr fast noch von den Handwerkern, ihrem Können und ihrer Pflichttreue abhängt. Nicht anders ist es bei dem politischen Bau, insbesondre bei dem innern Ausbau. Die äußern Formen eines Hauses lassen sich je nach Lage und Verhältnissen mit fester Hand vorzeichnen, bei dem innern Ausbau aber, wo es auf das Zusammenwirken der wirtschaftlichen, politischen und religiösen Parteien innerhalb und außerhalb des Reichstags ankommt, wo nicht, wie beim Kriege, ein starker Wille entscheidet, sondern die Gesamtheit aller deutschen Regierungen, unter Berücksichtigung der Anschauungen und des Willens ihrer Fürsten, der Zusammensetzung ihrer Landtage und vieler andrer in Betracht kommender Einflüsse, wird es immer eine besondre Kunst bleiben, den angestrebten Zweck selbst auch nur annähernd in der gewollten Gestalt zu erreichen.

Fürst Bülow hat bei mehr als einem Anlaß gezeigt, daß er dieser Kunst gewachsen, in ihr bis zu einem gewissen Grade Meister ist. Ihm ist nicht die Aufgabe zugefallen, ehernen Trittes durch seine Zeit zu schreiten, ein Reich zu gründen, Throne umzustoßen, selbständige Staatsgebilde zu zerstören, unterworfnen Gegnern den Frieden zu diktieren und eine neue Kaiserkrone vor der Welt aufzurichten, er ist nicht an einen neuen Wendepunkt in der Geschichte, an den Scheideweg großer Völkerschicksale gestellt. Aber in der internationalen Politik zeigen sich unaufhörlich neue Erscheinungen und neue Verhältnisse, und nach innen bleibt ihm immer noch die an Schwierigkeiten überreiche Pflicht, alle bei der Regierung Deutschlands mitwirkenden Kräfte, die Reichsinstanzen, den Reichstag inbegriffen, die sämtlichen Bundesregierungen, die öffentliche Meinung, kurzum alle die vielfachen Elemente, die heute für politische Entschließungen in die Wage fallen, nicht nur unaufhörlich im Auge zu behalten, sondern ständig auf sie einzuwirken und die oft einander widerstrebenden Einflüsse auf eine für alle annehmbare, aber doch keinem direkt zuwiderlaufende Mittellinie hin zu vereinigen. Diese Aufgabe des Reichskanzlers, in dessen Hände das Wohl und Wehe Deutschlands gelegt ist, legt ihm den schwersten Dienst auf in der Beratung des Kaisers. Der Reichskanzler muß in der Politik wie in der Gesetzgebung das Wünschenswerte als Ziel festhalten und es nach Maßgabe der Erreichbarkeit fördern. Das gilt insbesondre von den an ihn herantretenden Geboten oder Wünschen des Kaisers, dessen Stellung durch die ihm zugleich obliegenden Machtbefugnisse der preußischen Krone dem obersten Reichsbeamten gegenüber recht kompliziert ist. Es sind viele Fälle denkbar, wo Fürst Bülow als preußischer Ministerpräsident aus der vollsten Überzeugung Ja und als Reichskanzler ebenso aus der vollsten Überzeugung Nein zu sagen hätte. Ihm persönlich wird die endgiltige Entscheidung erleichtert dadurch, daß er den mitbestimmenden Elementen der Gesetzgebung persönlich gegenübersteht und aus Parlament und Presse die Stärke des Fluidums erkennt, mit dem er operieren, oder das er bekämpfen soll. Anders der Souverän. Der Souverän ist selten oder nie in der Lage, aus eigner Kenntnis oder Erkenntnis das Widerspiel der Kräfte abzumessen, denen er gebieten soll, er muß sich da

auf seinen ersten Berater verlassen, und zwar in einer Weise, die diesem die uneingeschränkte Bürgschaft des vollsten Vertrauens gewährleistet. Dieses Vertrauen ist die Basis seines Handelns nicht nur, sondern seiner ganzen Stellung. Wir wissen aus Bismarcks Erinnerungen sowie auch aus vielen andern zeitgenössischen Aufzeichnungen, daß es für den ersten Kanzler des Reiches oft sehr schwer gewesen ist, vor und nach Königgrätz, vor und nach Sedan, die Zustimmung seines königlichen Herrn zu seinen Ratschlägen zu erlangen, daß es harter Kämpfe, des vermittelnden Eintretens des Kronprinzen, in mehrfach wiederholten Fällen sogar des Abschiedsgesuchs bedurfte, den Willen des Kaisers und Königs mit den Ratschlägen des Ministers in Übereinstimmung zu bringen. Ursprünglich hatte Bismarck bekanntlich gar nicht beabsichtigt, den Kanzlerposten zu übernehmen, er ist durch Savignys Ablehnung dazu gekommen. Aber dadurch, daß seine Riesengestalt an diese Stelle trat, wuchs der Kanzlerposten sofort zu einer bis dahin unbekannten Größe und Bedeutung empor. Mit ihm selbstverständlich die des Bundes- und Reichsoberhauptes. Der deutsche Kaisertitel, der seinem ersten erlauchten Träger anfänglich nichtssagend und inhaltleer erschien, gegen den sich die stolze Machtfülle des ruhmgekrönten preußischen Königtums aufbäumte, was war im Laufe eines einzigen Jahrzehnts aus ihm geworden! Wie glorreich überragend leuchtete er vor den Zeitgenossen an dem Tage, wo Kaiser Wilhelm sein müdes Haupt zur Ruhe legte! Aber es kann nicht unausgesprochen bleiben, daß die Bedeutung der kaiserlichen Würde wesentlich abhängig ist von der Bedeutung ihres ersten Beraters. Mit der Befähigung des Reichskanzlers und der Bedeutung seines Amtes steigt und sinkt die Kaiserkrone, wer immer ihr Träger sein möge. Es war ein schwerer Irrtum, den Caprivi in seiner ersten Kanzlerrede beging, als er die Ansicht aussprach, die durch das Ausscheiden Bismarcks entstandne Lücke werde durch den Kaiser ausgefüllt werden. Der Platz des Monarchen ist nicht in der Bresche. Ebenso ist es irrig, anzunehmen, daß ein großer Reichskanzler den Kaiser in den Schatten stelle. Mit der Größe des Reichskanzlers, mit der Größe der Aufgaben, die er sich stellt, wächst in demselben Maße die Größe des Kaisers, denn die Entscheidung, die oberste Führung auch der größten Aufgaben, steht bei ihm. Kaiser und Kanzler sind beide nicht nur Persönlichkeiten, sondern Institutionen des Reiches. Sie ergänzen einander und wachsen durch gegenseitige Beeinflussung zusammen, zwei Quellflüsse eines Riesenstromes, deren einer des andern bedarf, wenn sie zur segentragenden Völkerstraße werden sollen. Kann schon eine angestammte Landesherrlichkeit, die auf mehrhundertjährige Dauer und große Traditionen zurückschaut, einen mittelmäßigen oder schlechten Minister auf die Dauer nur schwer ertragen, ohne selbst in ihrem innersten Gefüge Schaden zu leiden, um wieviel mehr ist es bei dem Haupte der Fall, das über Deutschland leuchten soll. Uhlands Ausspruch bei der Beratung der Frankfurter Reichsverfassung, „daß der deutsche Kaiser mit einem Tropfen demokratischen Öles gesalbt sein müsse“, ist zu einem prophetischen Wort geworden. Der spätere erste deutsche Kaiser bemerkte damals, „daß man sich einen Tropfen wohl gefallen lassen könne, in der Frankfurter Verfassung sei jedoch ein ganzer Eimer davon enthalten“. Aber Kaiser Wilhelm der Erste hat einen sehr großen Teil jenes demokratischen Öles, das ihm im Jahre 1849

widerstrebte, später als Kaiser über sich ergehn lassen und ergehn lassen können, weil vor dem im Feldlager aufgerichteten Kaiserthrone die Riesengestalt seines Reichskanzlers stand, dessen eherne Hand um das königliche Haupt eine Strahlenkrone gewunden hatte, so reich, daß sie durch keine, wie immer geartete Verfassungsbestimmung verdunkelt werden konnte. Damit unsre demokratische Reichsverfassung erträglich und lebensfähig werde, ist vor allen Dingen ein starker Reichskanzler nötig, der nicht nur zwischen den fünfundzwanzig Einzelstaaten und dem Reichsoberhaupte, auch zwischen diesem und dem Reichstag erfolgreich steht, sondern der dem Könige von Preußen die Entschließungen des Kaisers zu erleichtern und ebenso den schnell vorwärts stürmenden Reichswagen an Preußens konservative Schwerkraft zu binden vermag. Bismarck hat es als die Ursache seiner Erfolge bezeichnet, daß es ihm gelungen sei, den König und das preußische Heer in den Dienst des nationalen Gedankens zu stellen, einen Dienst, dem beide in den Jahren 1848/49 energisch widerstrebt hatten. Aber um so mehr sah er als die Pflicht des Reichskanzlers an, darüber zu wachen, daß beiden dieser Dienst möglich bleibe.

Unter den drei Nachfolgern des Fürsten Bismarck ist der jetzige Reichskanzler sein erster und bedeutendster Erbe geworden dadurch, daß er nicht nur der Träger dieses Titels, sondern in Wirklichkeit Reichskanzler ist und dem Reichskanzlerposten seinen Inhalt wieder zurückgegeben hat, der unter seinen beiden Vorgängern zum großen Teil verloren gegangen war. Mit dem Fürsten Bülow ist „der Reichskanzler" wieder in die entscheidende Bedeutung gerückt, die ihm verfassungsmäßig zukommt, und die für Deutschland notwendig ist, wenn das Reich bestehn und die Kaiserwürde nicht Gefahr laufen soll.

Das zu erreichen, ist dem Fürsten Bülow nicht leicht geworden. Er wurde aus dem diplomatischen Frontdienst nach Berlin berufen nach langer Abwesenheit vom Vaterlande. Unsern politischen Parteien und ihrem gesamten innern Getriebe war er fremd, an der Gesetzgebung und der Verwaltung des Reichs und Preußens hatte er noch keinen Anteil genommen. Aber dies sicherte ihm einen gewissen Vorzug der Unbefangenheit. Er trat in das höchste politische Amt des Reiches ohne Vorurteile und ohne jede Gegnerschaft. Er kam aus Ländern, Rumänien und Italien, in denen er ein gewissenhafter Beobachter des dortigen politischen Lebens und des parlamentarischen Wesens gewesen war. In Rumänien hat das Königtum Karols verstanden, sich ungeachtet einer urdemokratischen Verfassung durchzusetzen und sich allen feindlichen innern und auswärtigen Einflüssen gegenüber glorreich zu behaupten. Gewissenhafte Pflichttreue des Monarchen, der sich im Kriege als Feldherr, im Frieden als weiser, umsichtiger und vorausschauender Staatsmann bewährt hat, hat dort der Krone einen Platz hoch über allen Parteikämpfen gewonnen und siegreich behauptet; der König erfreut sich der höchsten Achtung des Landes nicht nur, sondern des gesamten Europas. Nicht viel anders war es in dem Italien Umbertos. König Umberto war kein Genie, hatte auch nicht die starke Initiative seines Vaters, aber er war ein tapferer, furchtloser, auf den Schlachtfeldern wie den Seuchen gegenüber bewährter König, zuverlässig in allen seinen Beziehungen. Italien war unter seiner Regierung — abgesehen von der verunglückten abessinischen Expedition — ohne die nervöse unbefriedigte

Unruhe, die es gegenwärtig seit einer Reihe von Jahren bekundet. Der König hatte in der Anlehnung an Deutschland und an der Herzlichkeit des Verhältnisses zum Berliner Hofe die vollen Bürgschaften für Italiens nationale Integrität gefunden und betrachtete den Dreibund nicht nur als einen deckenden Schirm für sich und sein Land, sondern als ein Bundesverhältnis, worin auch er jederzeit voll zu leisten bereit war, was die Verhältnisse von ihm beanspruchen könnten. In beiden Ländern mit ihrem hochentwickelten Parlamentswesen hatte der Gesandte und Botschafter von Bülow erfahren, wie sich bei einiger Staatsklugheit mit Parlamenten regieren lasse, und es ist ihm tatsächlich nicht so schwer gefallen, das, was er dort in der Theorie gelernt, in der deutschen Praxis zur Anwendung zu bringen. Zu den starken Mitteln seines großen Vorgängers zu greifen, waren Zeiten und Persönlichkeiten nicht angetan. Die Grundübel des deutschen parlamentarischen Wesens, wie sie teils in der konfessionellen Spaltung, teils in der Anwesenheit fremdsprachiger Bevölkerungsteile, in den Traditionen der Bewegung von 1848, in einem Rest von partikularistischen und in einer großen Summe wirtschaftlicher Gegensätze wurzeln, hat er bisher so wenig wie Bismarck zu überwinden vermocht, aber es ist ihm doch immerhin gelungen, in großen Augenblicken und für ernste Fragen eine feste Majorität um sich zu vereinigen, denn mit Ausnahme der Sozialdemokratie ist keine Partei vorhanden, die ihn grundsätzlich, kein Gegner, der ihn persönlich bekämpft. Wohl aber hat ihm die Herzlichkeit seines Wesens, eine liebenswürdige und liberale Zugänglichkeit viele Freunde erworben.

Ein wohl noch größerer Aufwand von Geschicklichkeit als dem Reichstage gegenüber war in der Beratung des Reichsoberhaupts notwendig. Als der Botschafter von Bülow nach Berlin kam, im Sommer 1897, regierte Kaiser Wilhelm der Zweite schon neun Jahre, die nicht ohne tiefere Eindrücke und Erfahrungen an ihm vorübergegangen waren. Er war nicht mehr ein Anfänger im Königsamt. Der neue Staatssekretär mußte sich nicht nur in Wesen und Art dieses Monarchen einleben, sondern mußte auch mit dem Fürsten Hohenlohe rechnen, der ihm schon auf der Pariser Botschaft ein wohlwollender Vorgesetzter war, mit seiner Person sehr wenig hervortrat, aber doch zu allen Fragen, zu denen der auswärtigen Politik aus alter diplomatischer Neigung, um seiner verfassungsmäßigen Verantwortlichkeit willen Stellung nahm. In diesem Wechselspiel zwischen einem jungen Monarchen und einem hochbetagten, im Parlament ziemlich einflußlosen Reichskanzler hatte sich der neue Staatssekretär seine Stellung zu schaffen. Es war ihm das in einer Weise gelungen, daß, als er selbst drei Jahre später der Nachfolger des Fürsten Hohenlohe wurde, seine Ernennung fast allseitig mit Beifall und mit einer gewissen Zuversicht begrüßt wurde. Fürst Bülow machte es sich damals zu der ersten Aufgabe, die unnötigen politischen Gegensätze aus unserm öffentlichen Leben auszumerzen, die Verstimmungen gegenüber der Krone zu beseitigen, die bei der großen Anhängerschaft des Fürsten Bismarck, angesehenen Männern von ausgesprochen nationaler Gesinnung, in den landwirtschaftlichen Kreisen Deutschlands auf Grund der Handelsverträge von 1894, bei den Konservativen in Preußen auf Grund der Behandlung der Kanalfrage bestanden. Das alles ist ihm gelungen. Die Wege, die er zu diesen Zielen

eingeschlagen hat, unterstehn selbstverständlich der Kritik, nicht zum wenigsten seiner eignen. Ein andrer hätte vielleicht manches anders gemacht; ob besser, ist eine Frage für sich. In der Politik entscheidet der Erfolg, und diesen Erfolg darf Fürst Bülow voll für sich in Anspruch nehmen. Eine vorurteilslose Kritik kann nicht außer Auge lassen, daß bei der Beseitigung von Verstimmungen der Vermittelnde immer mit beiden Teilen zu rechnen hat, und es mag für heute dahingestellt bleiben, ob der Widerstand, den der Kanzler beseitigen mußte, bei der Krone oder bei den Parteien der stärkere war. Denn der neue Reichskanzler konnte nicht nur darauf ausgehn, der Krone jene konservativen und nationalen Kreise zurückzugewinnen und sich in ihrem Vertrauen festzusetzen. Um Wirkungen zu erreichen, mußte er vor allen Dingen das Vertrauen des Monarchen selbst erlangen und sich darin behaupten. Das war sicherlich die viel schwierigere Aufgabe, obendrein wenn sie erreicht werden mußte, ohne daß sich dabei der Reichskanzler als solcher zu viel vergab.

Fürst Bülow war sich im Hinblick auf seine beiden unmittelbaren Vorgänger darüber klar, daß der Reichskanzlerposten eine starke Persönlichkeit erheische. Nicht eine solche, wie sie von mancher Seite verlangt wird, die bei jeder Gelegenheit mit der Faust auf den Tisch schlägt, wohl aber eine Persönlichkeit, die viel Autorität hat oder doch erwirbt, damit sie der Krone gegenüber ihre Ratschläge, im Bundesrat, im preußischen Staatsministerium und in den Parlamenten ihre Ansichten mit Erfolg durchsetzen kann. Dazu gehört notwendig die Überzeugung dieser Kreise, daß der Reichskanzler nichts unnötiges verlangt, nichts unter dem Eindruck von Zufälligkeiten oder Launen begehrt, sondern daß er nach wohlüberlegten Plänen, nach klaren und bestimmten Grundsätzen, mit festem Blick in die Zukunft handelt, und daß er die hinreichende Widerstandskraft hat, Dinge, die seiner Überzeugung und seinem Pflichtbewußtsein widersprechen, abzulehnen, gleichviel, ob es sich um Wünsche der Krone, der Einzelstaaten oder der Parteien handelt. Nach dem Tode des Fürsten Hohenlohe ist ebenso wie bei seinem Rücktritt anerkannt worden, daß seine besten Leistungen darin bestanden hätten, Dinge zu verhindern, die dem Deutschen Reiche zum Nachteil gereicht haben würden. Erfahrung und Altersweisheit verliehen in dieser Beziehung dem hochbetagten Reichskanzler auch dem Kaiser gegenüber eine Autorität, die er an sich wohl nicht gehabt haben würde. Dem Fürsten Bülow ist bei seiner Erkrankung die Anerkennung zuteil geworden, daß ein wesentlicher Teil seiner Arbeitskraft, deren Überspannung ihn auf das Krankenlager geworfen hat, durch solche Arbeit in Anspruch genommen werde, bei der es sich um Verhinderung von Schritten und Maßnahmen handle, die als nachteilig für Deutschland anzusehen er sich verpflichtet halte.

Ein leitender Staatsmann muß mit allen Einzelheiten der Lage, in der er sich befindet, und der er dienen soll, rechnen. Es wird dabei zunächst immer die Person des Monarchen in Betracht kommen, die nach Maßgabe ihrer Neigungen und Anschauungen, ihres Temperaments, vor allem ihrer verfassungsmäßigen Befugnis, für den Reichskanzler hauptsächlich maßgebend ist. In der Politik eines Staates gibt es augenblickliche und bleibende Interessen. Es muß darauf gesehen werden, daß die bleibenden nicht zugunsten der augenblicklichen geschädigt werden, andrerseits ist zu erwägen, wieweit den Bedürfnissen des

Augenblicks doch nachgegeben werden kann oder muß, ohne daß ein bleibendes Interesse berührt wird. Es gehört viel Klugheit und viel Selbstverleugnung dazu, da den rechten Weg zu finden, oft mit schnellem, von der Minute abhängigem Entschluß. Sicherlich gehört mehr Entschlußkraft dazu, einen in greifbarer Nähe winkenden Scheinerfolg abzulehnen, um die Zukunft nicht zu schädigen, als um des augenblicklichen Beifalls willen Interessen preiszugeben, die niemals oder nur mit großen Opfern wieder zurückgewonnen werden können, auch wenn sich eine starke populäre Strömung dafür ausspricht. Stark impulsive Naturen werden oft leichter geneigt sein, mit schnellem Entschluß nach augenblicklichen, leicht erreichbaren Lorbeeren zu greifen, während der sorgfältig abwägende Monarch oder Staatsmann immer sein et après? an den Rand schreiben wird.

Fürst Bülow darf, wenn er nach Wiedergewinnung der Kräfte seine Geschäfte im ganzen Umfange aufnimmt, es in dem Bewußtsein tun, daß er in der Nation ein hohes Vertrauen und reiches Verständnis gewonnen hat. Es ist ihm das im Reichstage von den verschiednen Parteien ausdrücklich bezeugt worden. Er darf daraufhin schon etwas wagen. Dies gilt für die auswärtige wie für das Gebiet der innern Politik. Einem andern Reichskanzler würde es vielleicht kaum möglich gewesen sein, dem Gedanken einer Entschädigung der Reichstagsabgeordneten bei der preußischen Krone, bei den deutschen Fürsten, im preußischen Staatsministerium und im Bundesrat Eingang zu verschaffen und nach Überwindung vieler Widerstände zur Annahme zu bringen, wie dies dem Fürsten Bülow allerdings unter Einsetzung seiner ganzen persönlichen Autorität gelungen ist. Man darf es ohne Bedenken aussprechen, daß Krone und Fürsten, Bundesrat und preußisches Staatsministerium die Vorlage nicht dem Reichstage, sondern dem Reichskanzler bewilligt haben. Auch der Widerstand der konservativen Kreise in dieser Frage würde wahrscheinlich jedem andern Reichskanzler gegenüber viel größer und hartnäckiger gewesen sein. In diesem Zusammenhange ist auch noch ein Wort darüber zu sagen, daß Fürst Bülow den vielfachen Anregungen aus konservativen Kreisen, und nicht nur aus diesen, den Kampf gegen die Sozialdemokratie weniger auf der Parlamentstribüne als durch die Gesetzgebung und die Verwaltung, im praktischen Leben, zu führen, keine Folge gegeben hat. Initiativanträge in dieser Richtung, die sehr nahe gelegen hätten, und zu denen reichlich Anlaß gegeben war, sind im Reichstage nicht eingebracht worden. Die Regierungen ihrerseits waren sich wohl darüber klar, zumal nach der Behandlung der Arbeitswilligenvorlage, des letzten gesetzgeberischen Versuchs dieser Art, daß ein neuer Schritt auf diesem Gebiete bei der Zusammensetzung des Reichstags keine Aussicht auf Erfolg habe. Ebenso daß es ohne Grundlage besondrer politischer Vorgänge auch nicht möglich sei, den Reichstag aufzulösen und Neuwahlen unter der Parole der Bekämpfung der Sozialdemokratie zu veranlassen. Es war für Deutschland ein verhängnisvoller Tag, als im Jahre 1890 das Sozialistengesetz fiel, es würde als dauernde Einrichtung für das Vaterland noch lange von großem Segen gewesen sein, an allen, die damals den Fall des Gesetzes direkt oder indirekt herbeigeführt haben, haftet eine große Verantwortlichkeit. Aber auch hier bringt keine

Ewigkeit zurück, was man dem Augenblicke ausgeschlagen hat. Ein solches Gesetz, wenn es einmal da war, konnte in perpetuum konserviert werden. Ist es einmal abgeschafft, so ist es unwiederbringlich verloren, es sei denn, daß große Notstände zu Maßnahmen ähnlicher Art führen. Es gehört nun ein starker Glaube dazu, der Hoffnung Raum zu geben, daß die Diäten zu einer solchen Umgestaltung des Reichstags führen werden, die entweder auf den Rückgang der Sozialdemokratie im Hause stark einwirkt oder gesetzgeberische Maßnahmen gegen sie ermöglicht. Wie jede Hochflut wird ohne Zweifel auch die sozialdemokratische einmal verlaufen, freilich nicht, ohne viel unwiederbringlichen Schaden zurückzulassen. Aufgabe einer weisen Politik wird es somit immer bleiben, diesen so weit aus seinen Ufern getretnen Strom mit allen zulässigen Mitteln, die Aussicht auf Erfolg bieten, wieder in den Lauf einzudämmen, der dem berechtigten Kern der sozialen Bewegung entspricht, und der in unsrer fast bis ins unendliche ausgedehnten sozialpolitischen Gesetzgebung längst seine Richtung erhalten hat.

Fürst Bülows Erkrankung hat ihm deutlicher, als es vielleicht so bald bei einem andern Anlaß möglich gewesen wäre, gezeigt, daß er über einen großen Schatz von Vertrauen in der Nation verfügt, bei den Fürsten, den Regierungen und vor allen Dingen im Reichstage, ganz abgesehen von dem Vertrauen des Kaisers, über das er selbst wohl der beste Richter ist. Er wird daraus um so mehr den Entschluß geschöpft haben, die wiedergewonnene Vollkraft weiter dafür einzusetzen, den Reichskanzlerposten mit dem Geiste seines Schöpfers zu erfüllen: der verantwortliche politische Führer unsers Volkes zu sein. Fürst Bülow ist sicher, daß die Nation aufatmen wird, wenn sie ihn erst wieder in voller Gesundheit auf seinem Stuhl im Reichstage sieht, und wenn die auf allen Lippen schwebende Frage: Wer leitet? ihre endgiltige und befriedigende Antwort gefunden haben wird. Er ist der Staatsmann, der mit diesem kostbaren Pfunde zu wuchern weiß.

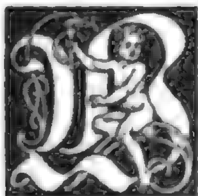
Hugo Jacobi

Menschenfrühling

Von Charlotte Niese

(Fortsetzung)

9



War das dieselbe Stadt mit den roten Dächern, den kleinen Häusern und den holprigen Straßen? War sie immer so klein gewesen, und das Schloß dort oben so unansehnlich und schlecht gehalten?

Die Dämmerung des Sommersonntags schlich schon durch die Gassen. Die Leute saßen vor der Tür und erzählten sich etwas, und Doktor Sudeck rief den herrschaftlichen Wagen an, daß er bei ihm anhielte. Wenn Anneli darin wäre, sollte sie vorläufig nicht auf das Schloß, sondern bei Sudecks im Hause bleiben.

Bei Sudecks! Anneli konnte sich kaum besinnen, da saß sie schon in Christels Giebelstübchen, ihr Koffer wurde die Treppen hinaufgebracht, und Cäsar schnüffelte auf dem Hausboden umher. Er war halb Teckel, halb Rattenfänger, daher hatte

er ein lebhaftes Verlangen nach Ratten und Mäusen. Anneli aber sehnte sich nach dem großen Gutshaus, nach Bernd und dem weiten Garten.

Was bedeutet aber die Sehnsucht? Es ist eine graue Frau mit grauem Schleier und traurigen Augen. Sie hüllt dich in ihre Schleier und bringt dich zum Weinen mit ihren trostlosen Blicken. Doch wenn du nach ihr greifen willst, so ist sie niemals dagewesen.

Christel berichtete schon lange etwas, und Anneli horchte allmählich auf sie. Onkel Willi war aus Schreck über Tante Fritzes Tod heftig erkrankt. Eine Pflegeschwester, Lene genannt, wohnte bei ihm, um für ihn zu sorgen, und Tante Fritze war noch nicht begraben. Sie war mit ihrem schwarzseidnen Kleide und einer neuen Haube angetan, die Frau Roland gemacht hatte, und wenn Anneli wollte, konnte sie sie noch einmal sehen.

Dann kicherte Christel über Onkel Aurelius, der einen so entsetzlichen Schreck bekommen hatte, weil Tante Fritze vor seinen Augen in der Küche gestorben war. Sie hatte ein neues Gericht für ihren Kandidaten bereiten wollen. Ob er sie schließlich doch noch geheiratet hätte? Frau Doktor Subeck sagte, sie könnte es sich nicht denken, und obgleich Christel nicht viel auf das Urteil ihrer Mutter gab, so schenkte sie ihr in diesem Falle doch halbwegs Glauben.

Anneli lag schon lange in einem kleinen schmalen Bett, das Subecks in Christels Zimmer gestellt hatten, als diese noch immer schwatzte. Sie saß auf ihrem eignen Bett, kämmte sich das blonde, farblose Haar und berichtete allerhand Stadtneuigkeiten. Rita Makler sollte wieder zurückkehren. In der benachbarten kleinen Stadt wollte sie nicht bleiben, weil es dort keine Lateinschüler gab, und Herr Peterleins Vater hatte seine Apotheke verkauft und wollte von seinem Gelde leben. Nun war er also noch feiner geworden, und wenn Herr Peterlein hier ausgelernt hatte, wollte er nach Hamburg in ein großes Geschäft gehn.

Vielleicht heirate ich ihn, sagte Christel. Besonders, wenn ich zu lange auf Fred Roland warten muß. Vorher aber spiele ich den alten Peters einen Streich.

Die alten Peters? Anneli suchte sich den Schlaf aus den Augen zu reiben. Wer waren die alten Peters?

Doch sie schlief ein, ehe sie die Antwort hörte, und am nächsten Morgen dachte sie nur noch an Onkel Willi und an Tante Fritze. Sie vergaß sogar Cäsar, der die Nacht unter ihrem Bett geschlafen hatte und nun lustig neben ihr hertrottelte. Er war immer lustig, und Anneli wollte es auch sein, als sie jedoch den Schloßberg hinauflief, zitterte ihr kleines Herz, und ihre Augen standen voll Tränen.

Es war gut, daß ihr Onkel Aurelius begegnete, sie mit feierlicher Miene begrüßte und ihr eine kleine Rede hielt, des Inhalts, daß wir alle sterben müßten, besonders wenn wir ein schwaches Herz hätten. Tante Fritze wäre, so erzählte er, auch schon alt gewesen und hätte ein gutes Leben hinter sich gehabt. In der letzten Zeit hätte sie allerdings Verdruß gehabt. Der Bauer, der ihr die jungen Hähne hätte bringen wollen, hätte nicht Wort gehalten und sie in die Stadt in den „Großherzog", den ersten Gasthof, gebracht, und die frisch eingemachten Erdbeeren wären, ohne erkennbaren Grund, in Gärung geraten. Und wenn man dann ein schwaches Herz habe — der Kandidat zuckte noch einmal die Achseln und ließ Anneli allein in die Wohnung ihres Onkels gehn, aus der sie vor kurzem ausgezogen war, und die sie nun so verändert wiederfand. Eine unfreundliche Pflegeschwester öffnete ihr die Tür, und Onkel Willi saß nicht vor seinem Schreibtisch, sondern lag im Bett, in seinem bescheiden, fast dürftig eingerichteten Schlafzimmer, worin als der einzige Schmuck nur ein großes Bild an der Wand hing. Es stellte eine schöne Frau vor mit einer kleinen Krone auf dem Haupte. Anneli mußte sie ansehen, während sie mit dem Onkel sprach, der ihr freundlich die Hand reichte. Er freute sich, seine kleine Nichte wiederzusehen; aber er konnte nicht viel sprechen. Seine Lungen waren immer schwach gewesen, nun war der Schreck über den Todesfall mit einer Erkältung zusammengekommen, und er mußte sich erst wieder auskurieren und beruhigen.

Schwester Lene holte Anneli bald wieder vom Bett ihres Onkels und sagte ihr dies. Sie hatte eine etwas harte Stimme, und Anneli empfand Scheu vor ihr. Aber dann öffnete sie plötzlich die Augen und starrte Tante Fritze an, die im schwarzseidnen Kleide mit wachsgelbem Gesicht vor ihr lag. Die Kerzen brannten und knisterten, es roch nach Firnis und nach Blumen. Die Fenster waren verhängt, und das Tageslicht huschte nur verstohlen in das dunkle Gemach.

Anneli wollte aufschreien, aber Schwester Lene legte ihr die Hand auf den Mund.

Du wirst dich doch nicht so töricht anstellen, sagte sie mit ihrer harten Stimme. So werden wir alle einmal!

Aber Anneli freute sich, als sie wieder draußen war, wo die Sonne schien, und der See unter ihren Strahlen funkelte. Cäsar, der auf sie gewartet hatte, sprang bellend an ihr empor, wedelte mit dem Teckelschwanze und zeigte ihr eine Maus, die er inzwischen gefangen hatte.

War das Leben nicht schön? Mit einem scheuen Blick streifte Anneli die verhängten Fenster des Schlosses und konnte es Onkel Aurelius nicht verdenken, daß er lieber hier unter den grünen Bäumen wandelte als drinnen war und über den Tod nachdachte.

Der Kandidat stand an einem Ende der Terrasse und sprach mit Stina Böteführ, die mit einem Korbe voll Eßwaren aus der Stadt gekommen war und in der Hand ein Paar junge Tauben trug, die sie wohl für ihre Demoiselle zubereiten wollte.

Stina kochte gut. Obgleich Tante Fritze weder Demoiselle Stahl noch ihr Dienstmädchen ausstehn konnte, so hatte sie das doch immer zugeben müssen. Der Kandidat hörte auch nachdenklich auf das, was Stina ihm sagte, und ihr Gesicht war nicht so finster als sonst.

Anneli freute sich jetzt, daß sie unten in der Stadt wohnen durfte, in dem weinumsponnenen Doktorhaus, wo es häufig klingelte, und wo allerhand bresthafte Leute Heilung suchten. Heilung war besser als Tod, und Vater und Mutter Sudeck waren gute Leute. Der Doktor war manchmal etwas mürrisch, besonders wenn er Nachts herausgerufen worden war, und die Doktorin sprach viel über Stadtgeschichten. Aber gegen Anneli waren beide freundlich, und sie fühlte sich bald hier zuhause — trotz dem dämmrigen Garten, wo die Bäume so dicht wuchsen, und der Schuppen noch immer auf derselben Stelle stand, düster, geheimnisvoll mit seinem schauerlichen Inhalt. An diese Stelle ging Anneli niemals, und auch nicht an die Hecke, in der so viele Löcher waren, daß man mit leichter Mühe hindurchkriechen konnte. Freilich wohnte Fred Roland in dem kleinen Gäßchen, und sie hörte manchmal seine Stimme. Aber Fred war ja nichts für Anneli; Christel wollte ihn heiraten, und diese ging vor, weil sie jetzt schon vierzehn Jahre alt geworden war. Anneli mußte noch lange mit dem Heiraten warten, sie hatte ja auch ihren Cäsar, der jeden Tag niedlicher und verständiger wurde. Er hatte kein Heimweh nach Falkenhorst und bellte den ganzen Tag hinter Spatzen her, und wenn er diese nicht sah, hinter etwas Eingebildetem, das ihm gerade so viel Spaß machte, als sähe er Mäuse und Spatzen.

Nach einigen Tagen wurde Tante Fritze begraben. Es war kein großes Begräbnis, aber die Honoratioren der Stadt folgten doch dem Sarge, und Frau Bürgermeister gab hinterher einen Leichenkaffee, wie sie es immer tat, wenn eine von ihren Freundinnen gestorben war. Man sprach dann nur Gutes von der Verstorbnen, was bei ihren Lebzeiten nicht immer der Fall gewesen war, und Rike Bindseil weinte sogar und wollte keine Kuchen essen. Sie war die einzige, die es nicht konnte, und die andern Damen sagten, sie stellte sich nur so an.

Christel hatte diese Mitteilung von ihrer Mutter und berichtete sie natürlich gleich Anneli weiter, worauf diese nicht recht wußte, was sie sagen sollte, und nachdenklich einen Zuckerkringel zerbiß, den die Doktorin aus der Kaffeegesellschaft mitgebracht hatte. Über Tante Fritze weinen konnte sie nicht mehr.

Sie ging jetzt täglich zu ihrem Onkel, und er freute sich über ihre Besuche. Aber er lag noch immer im Bett und bedurfte der Schonung.

Sterben will ich noch nicht gern, sagte er beinahe entschuldigend. Dann bist du ja ganz allein, und ich bin auch noch nicht fertig.

Er spielte mit dem Haufen beschriebner Blätter, die ihm die Schwester gebracht hatte, und dann hob er die Augen zu dem stolzen Bild über seinem Bett.

Eigentlich gehört das Bild nicht hierher, sagte er. Tante Fritze hat es hierher gehängt, und da es nicht viel Ähnlichkeit hat, so sagte ich nichts dagegen.

Wer ist die Dame? fragte Anneli, und der Onkel zögerte einen Augenblick mit der Antwort.

Es ist eine stolze deutsche Fürstin, erwiderte er dann. Ehemals war sie eine liebliche kleine Prinzessin, aber das ist lange her.

Er sprach von andern Dingen; dann erschien Schwester Lene und schickte Anneli nach Hause.

Einige Menschen schicken einen immer nach Hause, unausstehliche Geschöpfe, die man selbst wegschicken möchte, dorthin, wo sie kein Kind mehr ärgern können. Aber meist lassen sie sich nicht vertreiben.

In der kleinen Stadt begannen jetzt die Ferien. Das Gymnasium schloß seine Türen, Herr Gebhardt ging auf Reisen, und die meisten Lehrer und Schüler mit ihm. Sogar Frau Roland war eines Tages mit ihrem Fred an die See gereist, was von den vornehmen Damen der Stadt übel vermerkt wurde. Eine Putzmacherin brauchte sich nicht zu erholen, und der kräftige Junge erst recht nicht. Als Frau Sudeck mit dieser Kritik aus einem Kaffee kam, wurde ihr Mann böse.

Frau Roland hat die Erholung sehr nötig, und der Junge muß mit, um ihr Gesellschaft zu leisten. Ihr seid alle Klatschweiber!

Das kommt daher, daß man seine Studentenliebe heiratet, dann wird sie ein Klatschweib! sagte Christel nachher zu Anneli. Sie war zugegen gewesen, als ihre Mutter diese Zurechtweisung erhalten hatte, und hatte sich im stillen darüber gefreut.

Wenn ich Fred heirate oder Herrn Peterlein, werde ich ihnen niemals etwas vorklatschen.

Wer von ihnen soll es denn eigentlich sein? fragte Anneli beklommen, aber Christel zuckte die Achseln und streichelte Cäsar, den auch sie sehr liebte.

Wie kann ich das wissen! Die Heirat ist eine Lotterie. Das habe ich noch gestern in einem wunderhübschen Buche gelesen.

Christel las jetzt viele wunderhübsche Bücher. Sie hatten gelbe Umschläge und manchmal bunte, sonderbare Titelbilder. Männer und Frauen, die sich küßten, oder halbangezogne Damen. Anneli betrachtete die Bilder mit Erstaunen, aber Christel ließ sie ihr nicht lange. Sie sagte, das paßte noch alles nicht für Anneli und paßte eigentlich nur für den Bürgermeister, der von jeder Reise solche Bücher mitbrächte. Aber Karoline und sie läsen gern nette Geschichten, und wenn Anneli ein Wort darüber ihrer Mutter sagte, dann würde sie bestraft werden. Anneli dachte nicht an Klatschen. Sie freute sich über den Sommer, das warme Wetter, und daß sie keine Schularbeiten zu machen brauchte, daß Cäsar jeden Tag älter und verständiger wurde, beinahe gar nicht mehr dem unbekannten Lustigen in der Luft nachsprang, das nur er sehen konnte, und täglich mit ihr in die Handarbeitsstunde ging, dort brav unter ihrem Stuhle saß und nur in die Luft schnupperte, wenn Rike Bindseil nebenan etwas Fleischernes kochte.

Rike Bindseil verreiste nämlich nicht und gab auch keine Ferien. Handarbeiten sind nicht anstrengend, erklärte sie, und manche Mutter war ihrer Ansicht und schickte ihre Tochter in die Nachmittagsstunden, wo es allerdings immer sehr heiß war, da die Sonne auf die herabgelassenen hellen Rouleaux schien.

Anneli ging noch immer Morgens hin, und eigentlich sollte Christel sie begleiten. Aber diese hatte keine Lust, blieb einfach weg und bat Rike, sie nicht zu verraten.

Sieh einmal, Bikchen, ich bin jetzt zu groß, als daß ich immer häkeln und stricken möchte. Um Weihnachten will ichs wohl wieder tun. Aber jetzt muß ich mich ausleben!

Was ist ausleben? fragte die kleine Lehrerin betroffen, und Christel lachte.

Das weißt du natürlich nicht. Früher hat man von solchen Sachen nichts gewußt, aber Rita Makler weiß ganz genau, was es ist.

Ich kann Rita Makler nicht leiden, entgegnete Bikchen, worauf Christel sie auf die Schulter klopfte.

Du kennst sie nicht, mein altes Kind. Sie kann sehr nett sein, und ich finde es einfach komisch von der Bürgermeisterin, daß sie sie nicht wieder in Pension nehmen wollte, obgleich sie zweihundert Mark mehr geben und dann nur einmal in der Woche Frikandellen essen wollte. Es ist doch ein schönes Geld, und Anneli gibt bei uns nicht so viel. Aber der Hofrat soll schlecht bei Kasse sein.

Auf diese Weise erfuhr Anneli, daß Kostgeld für sie bezahlt wurde. Es war ein schöner Gedanke, und sie freute sich darüber, wenn es auch ärgerlich war, nicht so viel geben zu können wie Rita Makler.

In diesen Tagen lief sie auch einmal zum Friedhof. Nicht aus Sehnsucht nach Tante Fritze, sondern weil sie einmal nach den Toten hier draußen sehen wollte.

Dann aber stand sie doch vor dem schmucklosen Erdhügel, unter dem Tante Fritze ruhte, und dachte darüber nach, ob sie jetzt auch wohl noch so viel an gegorne Erdbeeren und an die jungen Hähne denken müßte, die ihr vor der Nase weggekauft worden waren.

Ehe Anneli den Kirchhof verließ, kam ihr Rike Bindseil nach. Sie trug einen kleinen Kranz, den sie auf Tante Fritzes Grab legte, und sagte allerhand Wehmütiges über Leben und Sterben, über Tod und Begräbnis. Sie war doch nett, Anneli ging gern mit ihr dem Friedhofstore zu und war überrascht, als sie den Kandidaten Bergheim draußen stehn und anscheinend auf sie warten sah.

Onkel Aurelius! Ich habe dich so lange nicht gesehen! Warst du schon oft bei Tante Fritze hier draußen?

Ich war auf Reisen! entgegnete er ernst, und Rike Bindseil übernahm den Rest der Antwort.

Der Herr Kandidat geht nicht gern auf den Kirchhof! Nicht wahr, Herr Kandidat? Viele bedeutende Männer lieben den Friedhof nicht!

Es ist auch sehr verdrießlich! murrte Onkel Aurelius. Zuerst hatte ichs hier sehr angenehm, denn meine Cousine konnte gut kochen. Sie war ja alt, aber die Kochkunst hat mit dem Alter nichts zu tun. Im Gegenteil, die Erfahrung ist bei dieser Kunst die Hauptsache. Nun aber stehe ich sozusagen allein. Ich habe jetzt einige Zeit auf Reisen gelebt, aber das Wirtshausessen bekommt mir nicht. Die Morgenfrau aber, die jetzt meine kleine Wirtschaft besorgt, kann nicht einmal Kaffee kochen!

Ich weiß. — Rike blieb stehn, und ihr kleines Gesicht wurde rot. Wie gern hülfe ich Ihnen, Herr Kandidat, und etwas kochen kann ich wohl auch. Aber —

Etwas kochen! Er schüttelte den Kopf. Liebe Rike, Sie sind eine gute Seele; aber eine Handarbeitslehrerin kann nicht viel kochen. Sie brät sich meist Kartoffeln, und die liegen mir zu schwer im Magen.

Rike senkte betrübt den Kopf.

Ich hülfe Ihnen so gern! wiederholte sie, und Onkel Aurelius lächelte freundlich.

Ihre Teilnahme tut mir wohl. Ein armer Junggeselle hat es schwer. Doch das Leben ist angefüllt mit ernsten Dingen. Komm, Anneli, wir wollen Fräulein Bindseil zusammen nach Hause bringen!

Behaglich plaudernd schritt er neben der kleinen Rike her, die über das ganze Gesicht strahlte und sogar mehrmals leise auflachte.

Onkel Aurelius konnte gut erzählen, auch Anneli hörte ihm gern zu, bis er sich endlich mit einigen Scherzreden verabschiedete, um seinen Abendschoppen einzunehmen.

Anneli hatte die kleine Rike niemals so heiter und glücklich gesehen, und am nächsten Tage lag noch der Abglanz dieser Heiterkeit auf ihrem Gesicht. Am dritten Morgen aber weinte sie bitterlich und schickte Anneli wegen heftiger Kopfschmerzen nach Hause. Es waren aber keine Kopfschmerzen, die ihr die Tränen entlockten, sondern der Umstand, daß Stina Böteführ vom Kandidaten dazu ausersehen worden war, seinen kleinen Hausstand in Ordnung zu halten und für ihn zu kochen. Demoiselle Stahl verlangte wenig Bedienung, und Stina konnte bequem noch einen kleinen Hausstand in der Nähe besorgen. Jedermann, der sie kannte, wußte, daß sie gut für den Kandidaten sorgen würde, und daß er klug gehandelt hatte, sich gerade an diese tüchtige Person zu wenden. Aber Rike Bindseil weinte noch einige Tage länger, und sogar Christel hatte Mitleid mit ihr und schenkte ihr einen alten zerlesnen Roman, der den Titel „Das gebrochne Herz“ führte. Aber sie erfuhr nicht, ob sich die arme Rike sehr über dieses Geschenk freute.

10

Anneli fing in dieser Zeit an, sich etwas nach Freundschaft zu sehnen, aber sie fand niemand, der ihre Gefühle erwiderte. Da verschloß sie ihr kleines liebebedürftiges Herz und ging allein ihre Straße.

Auch Christel veränderte sich, aber nicht zu ihrem Vorteil. Ihre Lustigkeit verschwand, sie wurde bei jedem Tadel empfindlich und war heute mit Rita Makler, am nächsten Tage mit Karoline „heiß“ befreundet. Rita war ja wieder in der Stadt, wenn auch in einem andern Hause; sie hatte immer die schönsten Hüte und sah über Anneli hinweg wie über einen kleinen Wurm am Wege. Karoline Lindig war dagegen freundlich gegen die Kleine, wie es ihre Art und auch die ihrer Familie war. Wenn Bürgermeisters auch für aufgeblasen galten, so hatten sie doch gute Herzen.

Mit Subecks war ihr Verhältnis auch wieder in Ordnung. Beim Vogelschießen hatten sich Doktor und Bürgermeister über die kleine Uneinigkeit ausgesprochen. Der Schuppen blieb bestehn, erhielt noch ein Vorlegeschloß, und sein unheimlicher Inhalt blieb darin.

So war also alles wieder beim alten, nur eins kam neu dazu: der Spuk. Seitdem man wußte, was im Subeckschen Garten aufbewahrt wurde, sahen bevorzugte Augen gelegentlich einige kleine Gespenster in der Gasse oder hinter der Gartenhecke huschen, und die alte Frau Peters, die in der Dämmerung zu Frau Roland gehn wollte, bemerkte eine lange weiße Gestalt, die neben ihr her schritt und erst verschwand, als sie um Hilfe schrie.

Frau Peters wollte schon früher einmal Gespenster gesehen haben, aber nachher war es nichts gewesen. Sie war kränklich und alt; eigentlich durfte man ihr diese kleine Ausschweifung ihrer Phantasie nicht übelnehmen; aber als Christel von der Geschichte hörte — jedermann in der Schule erfuhr sie —, da geriet sie in heftigen Zorn.

Diese Schornsteinfeger sollen von mir hören! drohte sie Anneli gegenüber. Sie spotten über mich. Erstens des Klaviers wegen, zweitens weil bei uns Gespenster sein sollen. An diesem Wahnsinn bist du schuld, Anneli, du hast uns in übeln Ruf gebracht. Aber ich verzeihe dir in Anbetracht deiner Jugend. Du wußtest nicht, was du tatest, aber Frau Peters ist so alt wie Methusalem, ihr verzeihe ich nicht, und ich werde mich an ihr rächen. Rache ist etwas schönes, Rita Makler sagt es auch. Sie hat sich auch einmal an einem Onkel gerächt, der sie immer neckte. Sie legte ihm einen Schwärmer in das Bett, und er verbrannte sich das Bein. Dafür ist sie von Haus gekommen; aber man kann sich doch nicht alles gefallen lassen.

Solche und ähnliche Reden hielt Christel täglich, und Anneli hörte auf sie, wie man auf das Rauschen des Wassers hört: sie konnte nicht alles verstehn, was das größere Mädchen sagte, aber es war ihr gleich. Der Sommer lag still und friedlich über der kleinen Stadt. Wie ausgestorben waren ihre Gassen, und nur Abends saßen die Leute vor den Haustüren und erzählten sich alte, vergangne Geschichten. Anneli hörte sie noch plaudern, wenn sie oben im Giebelstübchen im Bett lag und ihre Träume sie zu umspinnen begannen. Die Träume von der grauen Stadt in den Eifelbergen wurden blasser, aber wenn sie die Augen schloß, dann sah sie Falkenhorst vor sich liegen und hörte seine Bäume flüstern. Mutter Maren saß am Spinnrade und erzählte die Geschichte von dem eigenwilligen gnädigen Fräulein, die sie eigentlich nicht erzählen durfte, und im Gesellschaftszimmer an der Wand hing das Bild des kleinen Mädchens mit den trotzigen Augen.

Onkel Willi wurde wieder gesunder. Von Tante Fritze hörte er nicht gern reden, wenigstens sagte das Schwester Lene, die noch immer bei ihm war und auch keine Anstalten machte, ihn zu verlassen. Es ging auch wohl nicht anders: irgend jemand mußte für ihn sorgen, weil er immer noch schwach war, aber Anneli konnte Schwester Lene nicht leiden, und wenn Christel Frau Peters etwas Schlechtes wünschte, dann gingen Annelis Gedanken zu Schwester Lene, und sie konnte den lieben Gott nicht verstehn, daß er gerade sie auf die Welt gesetzt hatte.

Anneli wäre gern wieder auf das Schloß gezogen und in ihr kleines behagliches Zimmer. Aber in diesem Zimmer wohnte Schwester Lene und versicherte einmal über das andre, daß Anneli sehr gut bei Subecks aufgehoben wäre.

Anneli mußte sich damit begnügen, täglich zu ihrem Onkel zu gehn und auf dem gewohnten Platz in der Nische zu sitzen. Onkel Willi gab ihr dann auf, etwas Französisch zu lernen oder ein Buch zu lesen. Er saß wieder an seinem Schreibtisch, beschrieb einige Blätter oder saß untätig und schaute vor sich hin. Er war noch oft müde, seine Nichte konnte es an seinem Gesicht sehen, aber er klagte nicht und versuchte zu arbeiten.

Die Kleine dachte in dieser Zeit niemals an die alte Demoiselle; doch einmal, als sie am Schloßhof vorüberging, sah sie sie in der warmen Sonne sitzen. Über ihr blies der Triton an seiner zerbrochnen Muschel und sah dabei ganz fröhlich aus. Die Sommertage waren auch zu schön, als daß er hätte an sein Alter und an seine zerbrochnen Glieder denken können. Sangen nicht die Vögel lustige Weisen, und hatte sich nicht Cäsar eine kleine lächerliche Kläffstimme zugelegt, die er überall erschallen ließ? Er war reizend, konnte schon apportieren und beinahe auf den Hinterbeinen sitzen und in den Vorderpfoten eine Rose halten. Eine Rose, die Christel hinten im Garten von einem der hohen Stämme gepflückt hatte, und die sie dem Hunde dann ins Halsband steckte.

Christel liebte den Hund, und er liebte sie. Anneli war es manchmal etwas kränkend, wenn Cäsar eben so eilfertig hinter Christel herlief wie hinter ihr und ebenso süß in Christels Bett schlief wie in dem ihren. Aber den Tieren kann man nicht gebieten, sie verschenken ihre Liebe, an wen sie wollen.

Doktor Subeck behauptete, daß Christel den Hund lieber hätte als ihre Eltern, eine Bemerkung, auf die seine Tochter nur ein Achselzucken hatte.

Alte Leute sagen oft etwas Verrücktes, äußerte sie nachher zu Anneli, während sie vor ihrem Spiegel stand und sich aufmerksam betrachtete. Ihr schmales Gesicht war voller geworden und ihre Augen glänzender. Rita Makler hatte ihr schon gesagt, daß sie hübsch werden würde, und deshalb trug sie jetzt auch ein weißes Kleid, einen weißen Hut mit roten Rosen darauf und freute sich auf eine kleine Kaffeegesellschaft, die bei Rita Makler stattfinden sollte, und wo sie die Hübscheste sein wollte. Rita hatte Besuch von einem jungen Mädchen aus Lübeck erhalten. Sie sollte dumm sein, aber es war doch schön, jemand Fremdes kennen zu lernen.

Wenn hier doch nur einmal etwas passierte! setzte Christel hinzu. Totschlag, Feuersbrunst oder dergleichen. Aber so etwas gibt es ja nicht, wir haben

Ferien, und Herr Peterlein ist auch verreist. Ist das nicht zu arg? Gerade habe ich mir ausgedacht, daß ich ihm einen langen Brief schreiben wollte. Rita sagt, dem Manne, den man liebt, muß man seine Gefühle schreiben, nun verreist er, und ich weiß seine Adresse nicht.

Mit diesen Worten ging sie, und Anneli lief seelenvergnügt mit Cäsar im Garten herum. Es war doch nett, daß es einen Herrn Peterlein gab, den Christel heiraten konnte. Sie huschte sogar in die Nähe des geheimnisvollen Schuppens und lugte durch die Hecke nach dem Rolandschen Hause. Das aber stand dort mit verhängten Fenstern und sah aus, als schliefe es fest.

Christel kehrte heiter aus ihrer Gesellschaft zurück.

Das Mädchen aus Lübeck war nicht so dumm, berichtete sie. Und sie hatte ein wunderhübsches Buch mit, worin ein herrlicher Satz stand: Man muß nicht allein gründlich lieben, man muß auch gründlich hassen können. Das ist ganz mein Fall. Als ich eben bei den alten Peters vorüberging, habe ich mit meinem Sonnenschirm ans Fenster geklopft, daß die Scheibe entzwei ging. Hoffentlich hat das entmenschte Paar vor Schreck einen Schlaganfall bekommen!

Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. An demselben Abend noch erschien Herr Peters in seinem sauber gebürsteten Rock beim Doktor und berichtete Christels Streich.

Die Kleine hat was gegen uns, Herr Doktor, setzte er gemütlich hinzu. Das gibt sich wohl mit den Jahren. Aber es wäre gut, wenn sie unsre andern Scheiben nicht auch noch kaputt machte.

Der Doktor entschuldigte seine Tochter nach besten Kräften, versprach, das Fenster wieder einsetzen zu lassen, und der alte Herr ging bedächtig davon. Christel aber erhielt eine scharfe Rede ihres Vaters und wurde vor dem Abendessen zu Bett geschickt. Sie war entrüstet und schalt auf alle Menschen, auf die Stadt und auf das Ehepaar Peters.

An diesen Menschen werde ich noch einmal zugrunde gehn! rief sie. Anneli, hast du gehört, daß der alte Mann mich die Kleine genannt hat! Oh, ich werde ihn töten!

Zornig warf sie sich auf ihr Bett, und es war ein Glück, daß Cäsar zu ihr sprang und ihr die Hand leckte. Seine Gegenwart wirkte beruhigend auf den erregten Backfisch, während Anneli ein Seufzen nicht unterdrücken konnte. Denn erstens fand sie Christels Zorn ungerechtfertigt, und dann war Cäsar ihr Hund und brauchte nicht so zärtlich gegen Christel zu sein. Christel aber nahm ihr gern alles, was sie haben wollte, manchmal behandelte sie sie freundlich, dann wieder mit Nichtachtung, alles, wie es ihr einfiel, und wenn ihre Eltern sie gescholten hatten, dann mußte Anneli es später ausbaden.

War es da ein Wunder, daß auch Anneli anfing, ihre eignen Wege zu gehn? Es waren allerdings nicht viele da, die sie wandeln konnte. Die kleine Bäckerstochter hatte längst eine neue Freundin gefunden und rief hinter Anneli höhnische Worte her.

Aber einige verstohlene Wege gab es doch. Als Anneli ein Stück Kuchen in den Mund steckte, das ihr Frau Peters soeben geschenkt hatte, kaute sie ihn mit viel Behagen. Er war trocken, und Christel würde gesagt haben, daß er steinalt wie Methusalem sei. Was aber würde sie dann wohl sagen, wenn sie Anneli im Petersschen Garten und im vergnügten Verkehr mit den zwei alten Leuten gesehen hätte! Der Garten war wirklich nett. Er lag am See, war nicht besonders gehalten, stand aber voll von Blumen: von Bauernrosen und stocksteifen Malven, von Zinnien und Levkojen. Dazwischen wuchsen Stachelbeerbüsche mit goldgelben und dunkelroten Beeren, und sie durfte so viel davon pflücken, wie sie wollte.

Dich mag ich leiden, sagte die alte Frau mit ihrer knarrigen Stimme. An Christel ist nichts. Seit ihrer Geburt hat sie immer ihren Willen gehabt, und nun stößt sie uns die Fenster ein.

Doktor Sudeck hat die Scheibe bezahlt, tröstete ihr Mann. Laß nur, Lise, laß nur. Die Christel kann noch brav werden.

Er war gutmütiger als die Alte, die immer noch leise vor sich hin schalt. Beide aber sprachen gütig mit Anneli, die sich kaum mehr erinnerte, wie sie eigentlich in den Petersschen Garten gekommen war. Vielleicht waren die Stachelbeeren schuld daran, vielleicht die duftenden Blumen, die sie aus der Ferne bewundert hatte. Nun durfte sie auch das Haus, einen alten, winkligen Kasten, und das böse Klavier bewundern, über das der Streit mit Christel entstanden war. Es war ein rostbraunes Pianino mit einem gemalten Rosenbukett auf dem Aufsatz. Darauf zu spielen war nicht erlaubt, dazu war das Klavier zu schade, nur an Sonntagnachmittagen rückte die alte Frau Peters den Schlüssel heraus, und ihr Mann durfte mit einem Finger auf den Tasten herumtippen. Er konnte ebensowenig spielen wie sie, aber sie saß dann am Fenster und horchte andächtig auf die einzelnen Töne.

Musik ist doch etwas Schönes, sagte sie dabei.

Anneli lernte die Alten bald sehr gut kennen. Niemand fragte danach, wie sie die langen Sommertage verbrachte. Bei Rike Bindseil nähte und strickte sie wohl, und bei ihrem Onkel saß sie Nachmittags in der kleinen Nische. Es gab aber noch viele Stunden, wo sie sich einsam fühlte.

Rike Bindseil hatte oft rote Augen, und Onkel Willi saß über seinen beschriebnen Bogen.

Im Garten bei Peters war es warm, die Blumen dufteten, die Früchte reiften. Die Alten hatten nichts zu tun. Sie sprachen freundlich mit dem einsamen Kinde, und wenn es regnete, durfte sie mit ihnen in dem Wohnzimmerchen sitzen, worin sich das rostrote Pianino wie ein Fremdling ausnahm, und durfte hören, was Herr Peters alles erlebt hatte. Als er noch jung gewesen war und vom Kopf bis zu den Füßen schwarz. Wie er in die düstern, schwarzen Kamine klettern mußte und einmal ein schreckliches Abenteuer dabei erlebte. Als er in einem Kamin, der immer rauchte, einen halbverbrannten Leichnam fand, der nachher als der eines reichen und vornehmen Mannes erkannt wurde.

Wie war der in den Kamin eines Hauses gekommen, das ihm nicht gehörte, und worin nur ein junges Ehepaar wohnte?

Frau Peters hüstelte, wenn Anneli zu fragen begann, und ihr Mann hielt mit Erzählen inne, beschäftigte sich mit seiner Pfeife und sagte, auf dieser Welt könnte man nicht alles verstehn.

Frau Peters hüstelte viel. Sie hatte es auf der Brust und mußte sich in acht nehmen. Ihre Mutter war an der Schwindsucht gestorben, und sie würde es auch einmal tun. Aber sie war doch gut bis an die Siebzig gekommen und hoffte, es noch bis auf achtzig zu bringen. Das Gespenst am Sudeckschen Garten hatte ihr zuerst Todesgedanken verursacht, aber nun dachte sie nicht mehr daran.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Minister von Budde. König Eduard auf Reisen und die internationalen Beziehungen. Vom türkisch-ägyptischen Streit. Die Reichstagsentschädigung und die preußische Verfassung. Koloniale Studienreisen.)

Es ist wohl noch niemals vorgekommen, daß einem dahingeschiednen Minister so einstimmig von der Presse aller Parteien der Kranz uneingeschränkten Lobes auf die Bahre gelegt worden ist wie dem seinem Amte und dem gesamten Vaterlande so früh entrissenen Eisenbahnminister von Budde. Deutschland hätte von ihm für sein Verkehrswesen noch große Dienste erwarten dürfen. Die heldenmütige Hingabe an sein Amt, die er besonders in den letzten Monaten in geradezu vorbildlicher Weise betätigte, ist zum Glück bei uns keine vereinzelte Erscheinung, er wollte dem Leben noch jede Stunde für den Dienst abgewinnen, aber um so seltner ist das einhellige Vertrauen und die persönliche Wertschätzung, deren er sich nicht nur in den Handels- und industriellen Kreisen hinsichtlich seiner auf die Vereinfachung des deutschen Eisenbahnwesens gerichteten Bemühungen, in den Parlamenten, sondern auch bei allen deutschen Regierungen erfreute. Unfälle sind ja unsern Eisenbahnen auch unter seiner Verwaltung nicht erspart geblieben, das hieße Unmögliches verlangen, wohl aber hat er mit großer Energie und Umsicht nicht nur Schäden zu beseitigen verstanden, sondern er ist auch ununterbrochen bemüht gewesen, den ganzen Eisenbahnfahrdienst, die innere Einrichtung der Waggons und alle sonstigen der Bequemlichkeit der Reisenden dienenden Einrichtungen immer vollkommner zu gestalten. Nicht weniger war er bedacht, dem ganzen Dienst- und Arbeitspersonal nach Möglichkeit Erleichterung zu schaffen. In militärischen Kreisen konnte man wohl gelegentlich hören, es müsse unter Buddes Leitung der Eisenbahnaufmarsch der mobilen deutschen Armee ein wahres Vergnügen sein. Es ist nicht dazu gekommen. Wäre der Dahingeschiedne aber noch berufen gewesen, dem Vaterlande diesen Dienst zu leisten, er würde es sicherlich in hoher Vollendung getan haben. Es hat ja anfangs mancherlei Nasenrümpfen gegeben, daß ein General mit diesem Portefeuille betraut worden war. Aber die Art, wie Minister von Budde das Amt geführt hat, hat alle Gegner dieser Ernennung sehr bald damit ausgesöhnt. Eine seiner vielen hervorragenden Eigenschaften war sein praktischer Blick, seine reale Auffassung der Verhältnisse, die nur der Sache galt, und sein bereitwilliges Eingehn auf jede nützliche Anregung. Dabei kam ihm als altem Soldaten die Kunst, Leute zu behandeln, außerordentlich zustatten. Er hat es in schwierigen Augenblicken ebenso verstanden, das Vertrauen der untern Beamtenschichten sowie der im Eisenbahndienst beschäftigten vielen Tausende von Arbeitern auf seine wohlwollende Fürsorge zu richten, wie er ihnen andrerseits für die Fälle von Ausständen, Arbeitseinstellungen und dergleichen an seiner unerbittlichen Strenge keinen Zweifel gelassen hat. Auch da war der alte Soldat am Platze. Die vielen Vorzüge, die er in seiner Person vereinigte, haben nicht nur den maßgebenden Stellen, sondern weiten Kreisen den Gedanken nahegelegt, die Leitung unsers Eisenbahnwesens bei der Wahl des Nachfolgers wiederum militärischen Händen anzuvertrauen. Die damit gemachte Erfahrung ist jedenfalls eine recht gute gewesen.

In internationaler Beziehung ist offenbar eine gewisse Beruhigung eingetreten, soweit die Beziehungen der europäischen Nationen zueinander in Frage kommen. Erwünscht bliebe, daß sich ein Teil unsrer Presse von der ihr anhaftenden Nervosität in bezug auf den König von England frei machte. Alle seine Bewegungen werden unter der Voraussetzung deutschfeindlicher Zwecke registriert und beobachtet. Ob der König den olympischen Spielen beiwohnt, auf dem Rückwege Neapel berührt oder gar der Eröffnung der Ausstellung in Mailand beiwohnen will — sofort sind allerlei Betrachtungen darüber zur Hand, daß alle diese Bewegungen nur gegen Deutschland gerichtete Zwecke verfolgen. Dem König von Italien wurde es sogar als eine Art Schändlichkeit angerechnet, daß der König von England die erste italienische Weltausstellung besuche, der deutsche Kaiser, der Verbündete, nicht. Würde der Kaiser

nach Mailand gegangen sein, so wären in denselben Blättern wahrscheinlich allerlei zarte Andeutungen über die Reiselust und das Allgegenwartsbedürfnis Kaiser Wilhelms zu lesen gewesen. Man hat sich bei uns leider viel zu sehr daran gewöhnt, das Tun und Lassen König Eduards fortwährend von dem Standpunkt aus zu beobachten und zu beurteilen, daß der König andauernd nur von dem Gedanken erfüllt sei, seinem kaiserlichen Neffen und dem Deutschen Reiche irgendeinen Schabernack zu spielen. Sehr großmachtswürdig ist das von uns Deutschen gerade nicht, auch nicht danach angetan, den Engländern und ihrem Könige großen Respekt vor uns beizubringen. Es liegt dem eine gewisse Eifersucht mit einem Beigeschmack von Furcht zugrunde, die wir lieber nicht zeigen sollten. Es macht das nach außen hin keinen guten Eindruck, nötigt den andern Kabinetten sowie der fremden Presse ein Lächeln, wenn nicht mehr, ab und zeigt, daß wir uns von dem stolzen Worte: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt!“ innerlich mehr und mehr entfernen. Die Beobachtung der Bewegungen fremder Herrscher mag für die Diplomatie eine notwendige und nützliche Beschäftigung sein und gehört in das Gebiet ihrer Berichterstattung. Die Presse sollte sich daran mit mehr Vorsicht beteiligen. Ob König Eduard nach Mailand, Paris oder Petersburg geht, braucht uns wirklich nicht aufzuregen. Der jetzige Herrscher Großbritanniens ist von jeher viel und weit gereist, er ist daran gewöhnt, und wenn er es vermeidet, nach Deutschland zu kommen und Berlin aufzusuchen, so müssen wir uns darüber trösten. Nach der Behandlung, die der König in deutschen Blättern, zumal in der deutschen Witzpresse gefunden hat und noch findet, kann man es ihm zum mindesten nicht verdenken, daß er keine übermäßige Sehnsucht nach Deutschland empfindet. Er ist außerdem bekanntlich kein Freund militärischen Gepränges, das seiner hier unvermeidlich warten würde. Aber eine wirkliche Abneigung gegen die Heimat seines Vaters und gegen das Land, dessen Krone seine Schwester getragen hat, hegt er nicht. Seine Erziehung hatte einen starken Einschlag deutschen Elements und deutschen Wesens, er spricht und schreibt auch gut Deutsch. Es ist deshalb eigentlich kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß sich der König auf seine alten Tage so umgewandelt haben sollte, das Germaniam esse delendam zu seinem Morgen- und Abendgebet zu machen. Er hat als Thronfolger wohl auf dem Standpunkt gestanden, daß der deutsche Besitz von Elsaß-Lothringen eine dauernde Kriegsgefahr bedeute, weil er die französische Revanchepolitik begründe, die Europa fortdauernd in Unruhe versetze. Seitdem ist aber ein Jahrzehnt nach dem andern verflossen und der nunmehrige König wird sich hoffentlich wohl überzeugt haben, daß der französischen Revanchepolitik tatsächlich mehr die völlig unberechtigte Befürchtung eines deutschen Angriffs zugrunde liegt, und daß sich die französischen Republikaner dabei noch mehr vor ihren Generalen als vor den Deutschen fürchten. Denn ob Sieg, ob Niederlage — die republikanische Staatsidee würde wahrscheinlich der Einsatz des hohen Spieles sein. Deshalb auch das ängstliche Bestreben, Frankreich durch „Allianzen und Freundschaften“ unangreifbar zu machen und durch diese blendende Tatsache zugleich den republikanischen Gedanken — auch einem siegreichen General gegenüber — in der Nation zu festigen. Diese durchaus defensive, im Notfalle aber für England verfügbare Republik mag die volle Sympathie des Königs haben, der doch aber wiederum klug genug ist, sich zu sagen, daß ein gegen Deutschland siegreiches Frankreich für England sehr bald ein recht lästiger Freund werden könnte. Auf alle Fälle wird ein Frankreich, das bei England Schutz und Hilfe sucht, ihm erwünschter sein als ein solches, das der englischen Hilfe entraten zu können glaubt. Da nun jedes deutsch-französische Einvernehmen sehr leicht eine Spitze gegen England erhalten könnte, so ist es begreiflich, daß sich ein solches Einvernehmen bisher immer als unmöglich erwiesen hat. Französische Ministerien, die dazu geneigt waren, sind immer sehr schnell beseitigt worden, und die Nachfolger haben dann England jederzeit sehr genau von dem deutscherseits etwa betätigten Entgegenkommen unterrichtet.

Je mehr Wichtigkeit Afrika für England gewinnt, desto mehr muß ihm daran liegen, mit Frankreich auf gutem Fuße zu bleiben. Dieses System hat auf die Dauer

für beide Länder etwas ungemein gekünsteltes. Ist ihre Sorge um den Frieden Europas wirklich so groß, wie ihre Diplomatie behauptet, so wäre für England wie für Frankreich das Gegebne und das Nächstliegende, ein enges Einvernehmen mit Deutschland zu suchen. Wir würden von Frankreich nichts weiter verlangen als einen wenn auch stillen, so doch endgiltigen Verzicht auf Elsaß-Lothringen; Wünsche, die wir bei England hätten, wären doch wohl nur sehr unbedeutend und kolonialer Natur. Freilich müßten sich dazu England und sein König von der kleinlichen Eifersüchtelei freimachen, die sich gegenwärtig bis auf Kiautschou erstreckt und vielleicht mit die Hand im Spiele hat, wenn die Japaner die erdenklichsten Anstrengungen machen, gegen uns im Hinterlande von Kiautschou eine unübersteigliche Barriere von japanischen Ansiedlungen aller Art zu errichten. Seitdem die Engländer Wei-hei-wei vertragsmäßig an China zurückgegeben haben, scheint die deutsche Niederlassung ihnen besonders unbequem zu sein. Außerordentlich bezeichnend ist es, daß ein nicht geringer Teil der englischen Presse in dem türkisch-ägyptischen Streit sofort Deutschland hinter der Türkei witterte, während es sich in Wahrheit mehr um eine Differenz des Scheich ul Islam mit dem Khedive handelte. Daß die Türken die Sinai-Halbinsel nicht ohne weiteres dem Khedive, also England, überlassen wollen, kann ihnen niemand verdenken, aber Deutschland hat mit diesen Dingen nichts weiter zu tun, als in Konstantinopel zur Mäßigung zu raten.

Der Verlauf der Reichstagsdebatte über die Diätenvorlage hat insofern überrascht, als die Regierung für diesen Schritt, der noch vor Jahresfrist als Unmöglichkeit galt, recht wenig Dank geerntet hat. Es war sehr wesentlich, daß Graf Posadowsky bei der Einbringung einer solchen Vorlage auf den Umstand verwiesen hat, daß ein großer Teil unsrer Reichsgesetze der verfassungsmäßigen Grundlage entbehrt und weil auf Minoritätsbeschlüssen beruhend eigentlich ungesetzlich ist. Den Lesern der Grenzboten ist dieses Argument nicht neu. Bei solchen Beschlüssen wird bekanntlich die Zahl der Anwesenden nicht festgestellt. Sollte es aber doch zum Beispiel von Gegnern eines solchen Gesetzes einmal geschehn, so könnten wir den Fall erleben, daß die Gerichte einem solchen, nicht auf der Annahme durch einen beschlußfähigen Reichstag beruhenden Gesetze die Giltigkeit absprechen. Scherzhaft ist schon bemerkt worden, man könne auf diese Weise eine ganze Menge unbequemer Gesetze wieder loswerden. Von Rechts wegen müßte die Überweisung jeder im Reichstage angenommnen Vorlage vom Präsidium des Reichstags an den Bundesrat mit einer protokollarischen Feststellung begleitet sein, daß der Beschluß verfassungsgemäß rite zustande gekommen ist. Ohne eine solche Bestätigung soll eine aus dem Reichstage zurückgekommne Vorlage im Bundesrat gar nicht weiter in Behandlung genommen werden. Der Vorsitzende des Bundesrats, der Reichskanzler, wäre sicherlich heute schon durchaus gesetzmäßig in der Lage, vom Präsidenten des Reichstags eine Erklärung über die verfassungsmäßige Rechtsgiltigkeit eines solchen Beschlusses zu verlangen. Es wäre das auch vielleicht ein Mittel gewesen, dem Schwänzen der Sitzungen ein Ende zu machen. Da in Zukunft ja jedenfalls eine gesetzliche Anwesenheitskontrolle stattfindet, so bestünde gar keine Schwierigkeit, das Verzeichnis der Fehlenden in jedem Sitzungsbericht zu veröffentlichen. Die Abgeordneten haben sogar ein Anrecht auf ein solches Verzeichnis, um daraus rechtzeitig zu erfahren, ob etwa ein Versehen in der Kontrolle stattgefunden hat. Daß die Sozialdemokraten auf die Vorlage schimpfen, ist selbstverständlich. Das machen sie mit jedem ihnen erwünschten Gesetz, von dem sie wissen, daß es auch ohne sie angenommen wird. Es ist ihre besondre Taktik, gegen Vorlagen zu sprechen und zu schimpfen, deren Annahme sie wünschen.

Die Erledigung der Vorlage scheint übrigens noch manche Schwierigkeiten zu enthüllen. Vor allem ist die dadurch berührte preußische Verfassungsfrage nicht so einfach zu ordnen. Die preußische Verfassung ist vom Könige und von beiden Häusern des Landtags beschworen worden, und ihre Bestimmungen können durch Reichsgesetz nicht ohne weiteres außer Kraft gesetzt werden. Das könnte unter Umständen weit führen. Reichsrecht bricht Landesrecht auf den der Reichsgesetzgebung unterstellten Gebieten, zu denen Verfassungen aber doch nicht ohne weiteres gehören. Es

bedarf da noch eines die preußische Verfassung abändernden Gesetzes, das auch wohl noch an den Landtag kommen wird, aber füglich erst erlassen werden kann, wenn die Annahme der Vorlage im Reichstage gesichert ist. Wollte man den Grundsatz: „Reichsrecht bricht Landesrecht" ohne weiteres auf die deutschen Einzelverfassungen ausdehnen, so könnte man in der letzten Konsequenz diese auf solchem Wege einfach beseitigen, ebenso einzelne wichtige Bestimmungen, wie z. B. die der preußischen Verfassung über die Regentschaftsfrage in Preußen, die ja im gegebnen Falle auch für das Reich Giltigkeit hätten. Die Regelung der Reichstagsdiäten wirft noch eine ganze Reihe von Fragen auf und ist mit der Überweisung eines Fonds an den Präsidenten, wie mancher geglaubt hat, nicht abgemacht. Auch die Regelung der Doppelmandate und der daran haftenden doppelten Diätenzahlung ist nicht so einfach, wenngleich der Standpunkt der Regierungsvorlage, daß die Reichsbestimmungen maßgebend bleiben sollen und die Landtage die ihrigen danach zu modifizieren haben, richtig ist. Es gehören dazu aber gesetzgeberische Maßnahmen in allen einzelnen deutschen Staaten. Auf alle Fälle muß einer doppelten Diätenzahlung, von der mancher geträumt haben mag, beseitigt werden, wenn nicht anders, dann durch Verbot der Doppelmandate.

Als ein sehr erfreulicher Fortschritt sind die parlamentarischen Studienreisen in die Kolonien zu begrüßen. Wie aus der Tagespresse schon bekannt geworden ist, werden sie in diesem Jahre in größerm Umfange nach Ostafrika und Kiautschou stattfinden, Südwestafrika, das es am nötigsten hätte, soll leider erst im nächsten Jahre an die Reihe kommen, dann auch die Südsee. Diese Reisen sind, ebenso wie die im Vorjahre nach Kamerun und nach Togo, durch die Deutsche Kolonialgesellschaft organisiert worden, die sich damit ein nicht geringes Verdienst um die Entwicklung unsrer Kolonien erworben hat, richtiger würde es aber vielleicht sein, wenn diese Studienfahrten auf Reichskosten stattfänden. Die hierfür auszugebenden Gelder wären zweifellos viel besser angelegt als die Entschädigungsbeträge für die Beiwohnung der Plenarsitzungen. Da im Reichstage noch kein einziger Abgeordneter vorhanden ist, der in den Kolonien als Beamter, Offizier, Kaufmann oder Farmer gelebt hat, so bieten diese Reisen wenigstens einigen Ersatz, und sie werden für die wirtschaftliche Erschließung der Schutzgebiete, für die Geneigtheit des Reichstags, die Mittel zu dieser Erschließung, namentlich im Eisenbahnbau, zu bewilligen, von großer Bedeutung sein. Wären solche Studienreisen z. B. nach Südwestafrika seit zehn Jahren oder früher unternommen worden, so wären uns viele kostspielige und blutige Erfahrungen wohl erspart geblieben. Als eine erfreuliche Folgeerscheinung der verständigern Behandlung, die — vom Auftreten des Abgeordneten Erzberger abgesehen — die kolonialen Angelegenheiten während der gegenwärtigen Session im Reichstage gefunden haben, darf die Tatsache gelten, daß namentlich für Ostafrika mehrere neue Kolonialgesellschaften teils in der Bildung, teils in der Vorbereitung begriffen sind. Besonders Hanf und Guttapercha scheinen viel Aussicht auf lohnenden Gewinn zu bieten, Hanf durch die billige Herstellung, Guttapercha durch den enorm ansteigenden Konsum infolge der Entwicklung des Automobilwesens. Wird erst einmal die neue Organisation der kolonialen Zentralstelle in Berlin unter Dach und Fach gebracht sein, so wird das Vertrauen in die kolonialen Unternehmungen noch bedeutend anwachsen. Damit wird dann auch der Lebensbedingung der afrikanischen Schutzgebiete, einem schnellern und systematischen Ausbau des Eisenbahnnetzes, vorgearbeitet. *§*

Die syrisch-arabische Eisenbahnverbindung und der türkisch-ägyptische Streit. Nordamerika und Australien waren viel früher mit einem dichten Eisenbahnnetz durchzogen als das Reich des Sultans, das doch auf uraltem Kulturboden errichtet ist. Babylonien und Chaldäa, wo man die frühesten Wurzeln menschlicher Kultur zu suchen hat, entbehren des verkehrbringenden Schienenwegs noch heute, nicht weil es hoffnungslos wäre, das höchst fruchtbare Land wieder zur Blüte zu bringen, sondern weil sich europäische Nationen um den Vorrang

streiten. Die große kompakte kleinasiatische Halbinsel ist endlich mit den ersten Linien erschlossen worden. Kleine Stränge von Haidar Pascha (gegenüber Konstantinopel) und Smyrna aus taten den ersten Pionierdienst. Dann kam die sich bei Eski-Schehir gabelnde große (deutsche) Anatolische Eisenbahn nach Angora einerseits und nach dem uralten Völkertor im Taurus andrerseits, die das Land in wunderbarer Weise aus dem Schlaf von anderthalb Jahrtausenden geweckt hat. Auch von Mersina nach Adana im Golf von Alexandrette geht eine kleine Eisenbahn. Vom Taurustor sollte die Bagdadbahn weiter gehn nach dem Nordrande Mesopotamiens, vorbei an uralten, jedoch gänzlich vergessenen Städten, entlang am Tigris, über Mosul, der den Ruinen von Ninive gegenüberliegenden Stadt, nach Bagdad. Rußland verbat sich die Annäherung sowohl von Angora aus wie nach dem armenischen Taurus zu. England intriguierte gegen die Bagdadbahn. Es gab nicht seine Zustimmung zu der Zollerhöhung, ohne die die Einnahmegarantie nicht sichergestellt werden konnte. Außerdem setzte es der Weiterführung von Bagdad bis zum Persischen Golf Widerstand entgegen, indem es über den Scheich von Kuweit, der den einzigen geeigneten Küstenpunkt beherrscht, ein Protektorat errichtete. So stockt denn die große Eisenbahnlinie von Konstantinopel nach dem Persischen Golf noch immer am Taurus.

Besser ist es in Syrien und Palästina gegangen. Sogar eine so abgelegne und durch zwei hohe Gebirgsketten, den Libanon und den Antilibanon, von der Küste geschiedne Stadt wie Damaskus ist seit elf Jahren mit der Eisenbahn erreichbar. Merkwürdig genug wurde von Damaskus aus schon 1894, ein Jahr ehe die Verbindung mit Beirut fertig war, eine Eisenbahn in Betrieb gesetzt. Französische Unternehmer erbauten sie, um das Dampfroß nach Süden, nach dem isolierten vulkanischen Gebirge Hauran fahren lassen zu können. Der Hauran war einst dicht bewohnt, eine ganze Anzahl von Ruinenstädten zeigt, welche Blüte hier im Altertum geherrscht haben muß. Noch heute ist dieses in den Westrand der großen syrischen Wüste eingebettete Land gut bewässert und fruchtbar, sodaß es nicht geringe Mengen Korn auf der Eisenbahn nach Damaskus ausführen kann. Dschebel el Drus, d. h. Drusengebirge, ist heute sein zweiter Name. Es wird hauptsächlich von den Drusen bewohnt, der eigentümlichen, zwischen Islam, Christentum und Altheidentum stehenden Sekte, die im Mittelalter einst unter dem „Alten vom Berge" eine große Rolle spielte, die aber noch heute den Christen im Libanon zuweilen gefährlich wird. Im Jahre 1895 vollendete eine andre französische Gesellschaft die Bahn von Beirut nach Damaskus, die man gewöhnlich benutzt, wenn man die Stadt des Paulus, die uralte, jedoch an Überbleibseln arme Stadt am Ostabhang des Antilibanon besuchen will, die die Fruchtbarkeit ihrer Umgebung einem von den Schneegipfeln des Antilibanon kommenden Flüßchen verdankt. So kann man also seit zwölf Jahren von der altphönizischen Stadt Beirut (Berytus) durch den kahlen, weißen Libanon und seine nicht anmutigere Parallelkette, den Antilibanon, bis zum Hauran fahren. Zwischen beiden kreuzt man die wohlbewässerte grüne Ebene Cölesyrien, die einst von vielen wohlhabenden Städten bedeckt war, von denen nur noch eine, Baalbek oder Heliopolis, ein prächtiges Zeugnis ablegt.

Damaskus ist der Sammelpunkt für zahllose mohammedanische Pilger, die von ganz Kleinasien, Syrien und Mesopotamien kommen und sich hier zu Karawanen nach Mekka vereinigen. Schon früh entstand der Gedanke, diesem Verkehr eine Eisenbahn darzubieten. Auf ihn haben auch die Unternehmer der Hauranbahn hauptsächlich gerechnet. Die türkische Regierung, den Erfolg von Eisenbahnunternehmungen in diesen Gegenden sehend, hielt es nun doch für notwendig, selbst die Bahnverbindung herzustellen. Sie entschloß sich, eine Konkurrenzbahn zu bauen und diese allmählich bis zum Roten Meer oder gar bis Mekka zu führen. Im Jahre 1901 wurde mit der Hedschasbahn begonnen, die, wenn sie bis Mekka fortgesetzt wird, 1800 Kilometer Länge erreichen würde. Von Damaskus aus bleibt sie östlicher als die Hauranbahn. Diese trifft sie bei Derat, östlich von dem See Genezareth.

Es sei hier eingeschoben, daß inzwischen eine am 15. Oktober 1905 eröffnete zweite Eisenbahn von der Küste her in diese Gegenden führt. Südlich von Ptolemais (Akkon), am Fuße des sagenberühmten Karmelberges, liegt der kleine Hafenort Haifa, einer der wenigen Punkte an der syrisch-palästinensischen Küste, wo Seeschiffe landen können. Von hier geht die neue Bahn in südöstlicher Richtung bis zum Jordan, den sie bei Besan (Bethsean, Skythopolis) erreicht. Dann bleibt sie, nordwärts gehend, eine Strecke im Jordantale, zweigt aber ostwärts ab, ehe sie den See Genezareth erreicht. Bei El Muzerib vereinigt sie sich mit der Hauranbahn. Die Hedschasbahn, die sie dann aufnimmt, geht südwärts weiter. Sie läßt Palästina westlich liegen, auch das Tote Meer, das sie schlecht erreichen könnte, weil es 344 Meter unter dem Spiegel des Mittelmeeres liegt, während sie sich selber in einer ziemlich bedeutenden Höhe hält. Sie geht durch das Moabiterland, etwa 50 Kilometer östlich vom Toten Meer bleibend, und verfolgt die alte Karawanenstraße. Vom Toten Meer aus geht in gerader Linie südwärts eine tiefe Terrainspalte, die sich hier allerdings über dem Spiegel des Meeres hält. Bei Akaba, das jetzt wegen des türkisch-ägyptischen Streites viel genannt wird, erreicht sie das Meer, und von hier aus ist sie als Golf von Akaba das eine der beiden nördlichen Hörner, mit denen das Rote Meer seinen Abschluß erhält. Die tiefe Spalte nimmt eigentlich schon zwischen Libanon und Antilibanon ihren Anfang, schließt den See Genezareth und das ganze Jordantal, dann das Tote Meer, endlich das Nabatäerland ein, dessen Hauptstadt Petra in ihren Ruinen noch heute die Bewundrung der Altertumskenner erregt. Die Nabatäer waren ein arabischer Stamm, der sich im letzten Jahrhundert vor Christi Geburt zur Selbständigkeit aufgeschwungen hatte und einen bedeutenden Handel zwischen dem Roten und dem Mittelländischen Meer beherrschte. Sie waren Bundesgenossen des Pompejus. Trajan zerstörte die Hauptstadt Petra.

Nur 10 Kilometer von dieser so lange Zeit verschollnen, erst 1812 von Burckhardt wieder entdeckten, in den Felsen gehauenen Stadt geht in naher Zukunft die Eisenbahn vorbei. Sobald der Betrieb eröffnet sein wird, dürfte sie manchen europäischen Besuch erhalten. Ganz so weit ist es noch nicht, doch die Erdarbeiten waren schon vor zwei Jahren bis Maan geführt, einem 1300 Meter hoch liegenden Punkt an der alten Karawanenstraße, nahe bei Petra. Hier soll vorläufig der Endpunkt bleiben. Von Damaskus bis hier sind es 469 Kilometer, von hier bis zum Golf von Akaba nur noch etwa 100 Kilometer.

Die türkische Regierung hat lange Zeit beabsichtigt, die Hedschasbahn vorläufig nur bis Akaba zu bauen; vielleicht hatte sie die Geldmittel nicht, noch 1330 Kilometer weiter bis Mekka zu gehn. Bei Akaba konnte die Bahn an das Meer kommen, und hier hätte man Dampfer bereithalten können, mit denen die Pilger bis Dschеddah, der Hafenstadt Mekkas, hätten gelangen können. Nach englischen Quellen soll dies wieder aufgegeben worden sein. Weshalb, das ist so recht nicht zu ersehen, zumal da wohl kaum Aussicht ist, daß die eigentliche Hedschasbahn bis Mekka in Kürze hergestellt wird. Allerdings wäre das für die Pilger vorteilhafter, denn wenn sie 40 Kilometer die Stunde fahren, so können sie die ganze Strecke in 33 Stunden oder etwa zwei Tagesfahrten zurücklegen und sind nicht den ansteckenden Krankheiten ausgesetzt, die sich auf Pilgerschiffen so leicht einstellen. Aber woher soll die Pforte das Geld nehmen?

Es ist wohl nicht bedeutungslos, daß gerade mit der Annäherung des Bahnbaues an den Busen von Akaba der türkisch-ägyptische Streit über das Dorf Taba entstanden ist, das ganz nahe bei Akaba liegt. An und für sich ist Taba sicher keinen Zwist wert. Wie überall in diesen Gegenden, so herrscht auch hier große Dürre. Die Araber können ganz wenig Vieh ernähren, nur so viel, daß ein kleines Dorf zur Notdurft davon leben kann. Handel und Verkehr sind selbstverständlich gar nicht vorhanden. Der Busen von Akaba liegt zwischen Arabien und der Sinaihalbinsel. Taba liegt einige Kilometer westlich von dem Ort Akaba, der eigentlich nur ein Fort sein soll, jedoch unbestritten in türkischem Besitz ist, während die

Sinaihalbinsel zu Ägypten gehört. Man ist über den Streit ganz auf englische Quellen angewiesen, und diese stehn selbstverständlich auf ägyptischer Seite. Ihnen zufolge hat der Sultan 1841 die Sinaihalbinsel an Ägypten überwiesen, damit der Khedive die auf der von uns mehrfach erwähnten Straße ziehenden Pilger gegen beduinische Angriffe von der Sinaihalbinsel besser schützen könne. Sogar Akaba selbst habe der Khedive besetzen sollen. Seitdem haben die Pilger die Landroute verlassen, sie fahren zu Schiff durch den Suezkanal nach Dscheddah. Im Jahre 1892 wollte die Pforte das Abkommen aufheben, weil Garnisonen in Akaba nicht mehr nötig seien. Nach einigem Hin und Her erkannte Ägypten an, daß die Türkei El Wijh und Akaba wieder mit dem Wilajet Hedschas vereinigt habe, jedoch solle auf der Sinaihalbinsel der status quo bleiben wie bisher. Diese solle wieder von Ägypten verwaltet werden wie zu der Zeit Ismael Paschas und Mehemet Tewfik Paschas. In einer türkischen Depesche an die englische Regierung wurde der ägyptischen Regierung ausdrücklich das Land zugesprochen zwischen Akaba und El Arisch. Dieses liegt südlich von der Südgrenze Palästinas; es ist auf unsern Karten, zum Beispiel Stieler, Andree, als ägyptisch bezeichnet. Taba liege nach dieser englischen Autorität (Times vom 17. April) westlich von der Linie, sei also ägyptisch. Nun hätten, so heißt es dort weiter, vor einigen Jahren die Ägypter angefangen, die bisher sehr vernachlässigten dortigen Grenzen besser zu markieren, sie hätten beabsichtigt, eine kleine Garnison nach Taba zu legen. Da wird wohl der Hund begraben liegen. Grenzen haben in der Tat in einem an Pflanzenwuchs, Tierleben und Mineralschätzen so armen, obendrein vom Verkehr gemiednen Lande keine große Bedeutung, zumal wenn auch keine strategischen Rücksichten in Frage kommen. Weshalb schreitet Ägypten plötzlich zu der Sicherung dieser wertlosen Grenze? Man kann kaum einen andern Grund ersinnen als den, daß die Annäherung der türkischen Eisenbahn bevorstand. Die Ägypter wollten auf dem Platze sein, ehe sich hier eine Verbindung zwischen der Seeschiffahrt und der türkischen Eisenbahn entwickelte. Danach muß man annehmen, daß der Anspruch Ägyptens auf Taba doch nicht so ganz klar sei, oder aber, daß man nicht eben sehr von der Absicht erfüllt war, die Türken im unangefochtnen Besitz von Akaba zu lassen.

Als nun der türkische Befehlshaber von Akaba erfuhr, was die Ägypter beabsichtigten, ließ er Taba besetzen und als zur Provinz Hedschas gehörend erklären; es gehöre zum Distrikt Akaba und sei deshalb laut jener Erklärung vom Jahre 1892 wieder mit Hedschas vereinigt. Die Ägypter erwidern, es gebe gar keinen „Distrikt Akaba"; dieses sei eben nur ein Fort, 1892 sei auch nur ein Fort Akaba (Kalaat el Akaba) erwähnt worden. Gerade nach Taba seien 1892 die aus Akaba zurückgezognen Truppen gebracht worden, was keinen Sinn gehabt habe, wenn Taba zu Akaba gehört habe. Die ägyptische Regierung widerstreite einer freundschaftlichen Behandlung der Frage nicht, verlange aber, daß zuvor die türkischen Truppen aus Taba zurückgezogen würden.

In diesen Stand der Dinge kommt die Nachricht, daß die türkische Regierung die ganze Sinaihalbinsel für sich verlange. Es müsse eine Linie von dem oben erwähnten El Arisch in südwestlicher Richtung nach Suez gezogen werden und alles, was südöstlich davon liege, als türkisches Gebiet anerkannt werden. Auch verlange sie das Recht zu der Erbauung einer Eisenbahn von Akaba nach Suez. Diese ganze Nachricht erscheint mehr als fragwürdig. Denn daß England im Namen Ägyptens den äußersten Widerstand dagegen erheben werde, daß türkisches Gebiet bis an das so unendlich wichtige Suez heranreiche, kann sich die Hohe Pforte leicht selbst sagen. Auf einen Erfolg ist dabei schlechtweg nicht zu rechnen. Was aber eine Eisenbahn von Akaba über den nördlichen Teil der Sinaihalbinsel — also den berühmten Berg selber links liegen lassend — der Türkei nützen könnte, ist nicht zu erkennen. Über den Sinai, den Berg, zu gehen, ist völlig ausgeschlossen. Woher sollte eine solche Bahn denn wohl irgendwelchen Verkehr erwarten dürfen? Auf Pilgerwandrungen ist nicht zu rechnen, denn wer von Suez nach Mekka will, wird nicht die qualvoll

heiße, von Akaba zunächst wieder nordwärts nach Maan führende, 1700 Kilometer lange Eisenbahnroute wählen, wo er mit dem Dampfschiff von Suez nach Dscheddah nur 1250 Kilometer hat und dann nur noch 120 Kilometer zu Lande bis Mekka braucht. Bei nur 12 Seemeilen Fahrt kommt der Dampfer, der ja auch während der kühlern Nachtzeit fährt, schon in fünfundsiebzig Stunden nach Dscheddah. Von Syrien wird vollends kein Verkehr nach Suez über Akaba gehn. Die ganze Forderung scheint darum wenig glaublich. Der Zusatz: „Die ägyptische Regierung lehnte die Forderung nachdrücklichst ab", erschiene selbstverständlich, wenn die Nachricht irgendeinen materiellen Untergrund hätte.

Die Nachricht würde eher erklärbar durch eine nur wenig ältere Timesmeldung aus Kairo (undatiert, Times vom 17. April), der zufolge die Türkei die Eisenbahn von Maan nach Akaba ganz aufgegeben habe, weil sie 3000 bis 4000 Fuß hinunter steigen müsse. Man wolle vielmehr eine Bahn nach Akaba von Mdawara, 110 Kilometer südöstlich von Maan (nach der Habenichtschen Afrikakarte im Perthesschen Verlag etwa 185 Kilometer südöstlich von Maan) bauen, das besser geeignet sei. Damit würde die Landroute immerhin um 100 Kilometer kürzer. Aber unglaubwürdig bliebe die Angabe doch noch. Denn wer würde in den heißen Gebieten die Eisenbahnfahrt wählen, wenn er die Dampferfahrt mit einem ganz geringen Zeitverlust haben könnte?

England ist mit der Pforte in Konflikt über das Hinterland von Aden. Es begleitet schwerlich die Anstrengungen der Türkei, im Glücklichen Arabien (Jemen, an der Bab el Mandeb=Straße) ihre Herrschaft herzustellen, mit freundlichen Blicken. Bei Kuweit hat es die türkische Besitznehmung mit Gewalt abgewehrt. Da liegt es nahe zu denken, daß der kleine Taba=Akaba=Zwischenfall in irgendeiner noch schwer überschbaren Weise bestimmt ist, die Türken auch an dieser Stelle vom Indischen Ozean, von dem das Rote Meer doch nur ein Teil ist, fernzuhalten. Zwar wird Akaba als türkisch anerkannt. Aber wenn man dies aufrichtig meint, so ist nicht zu sehen, welchen Sinn der Streit um Taba haben soll.

Was geht uns Marokko an? So fragt wohl mancher, der nicht recht begreift, worüber sie sich eigentlich auf der grünen Insel gestritten haben. Algeciras heißt bekanntlich die Insel, und zwar wie Irland: die grüne Insel; also, Gezire el=Chodra begrüßten die den afrikanischen Steppen entronnenen Araber, die hier zuerst festen Fuß faßten, bei ihrem Einfall in Spanien den lieblichen Ort. Das arabische Wort Gezire, das Wort für Insel, ist allen Orientreisenden wohlbekannt; in Kairo steht, Bulak gegenüber, das Inselhotel, das mit märchenhafter Pracht ausgestattete Schloß von Gezire, das mit seinem großen Park von einer Aktiengesellschaft angekauft und in einen Gasthof umgewandelt worden ist; Algier hat seinen Namen von der dem Hafen vorliegenden Inselreihe, den Inseln, arabisch: Al=Gezair; denselben Namen führt bei den Arabern auch das alte Mesopotamien, das durch die Bagdadbahn zu neuem Leben erweckt werden soll. Also, wozu die Menschen auf diese maurische Insel schicken, damit sie dort über das wildfremde Reich Marokko konferieren, das wir doch höchstens aus dem „Kaufmann von Venedig" kennen, weil hier ein Prinz von Marokko als Freier der Porzia erscheint? Nun, Marokko ist uns nicht so fremd, wie es scheint; wir kennen viel, sehr viel von Marokko, es spielt in unserm täglichen Leben eine Rolle.

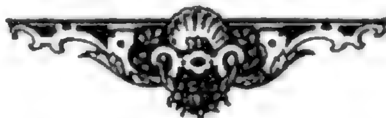
Neulich ließ ich mir von meinem Tapezier einen neuen Lehnstuhl machen, der mit französischem Saffianleder überzogen war. Ein sehr schönes, rotes, feines und weiches, künstlich genarbtes Leder. Das ist gleich so ein Pröbchen von dem wildfremden Lande, eine marokkanische Erinnerung; denn den Saffian nennt man auch Maroquin oder Marokkoleder. Was bedeutet denn Saffian? Leder, wie es aus der Stadt Safi an der Westküste Marokkos ausgeführt wird; es ist die am schönsten liegende aller marokkanischen Küstenstädte. Zwischen Safi und Mogador wurde am 9. April 1895 der deutsche Geschäftsreisende Rockstroh, ein Leipziger, ermordet; der deutsche Gesandte Graf Tattenbach begab sich sofort an Bord eines Kriegsschiffs

nach Safi, um die Bestrafung der Mörder und die Zahlung einer Entschädigung zu verlangen. Wie wunderbar verkettet die Kultur die Dinge und die Menschen, die so weit auseinanderliegen! Zwischen Safi und Mogador wird ein Landsmann von mir ermordet, und die Mordtat wird auch gesühnt, denn als der Sultan mit der Erfüllung seiner Verpflichtungen zögerte, zog Deutschland im Herbst 1895 vor Tanger eine Kriegsflotte zusammen und drohte mit der Beschießung Tangers. Drei deutsche Kaufleute sind kurz hintereinander in Marokko ermordet worden, ein Beweis, wie notwendig eine Reform des marokkanischen Polizeiwesens ist; in Mogador hatte ich selbst einen Verwandten, der für ein Hamburger Haus in Marokko reiste, und der ebensogut das Opfer eines Raubmordes hätte werden können. Und ich sitze hier gleichsam auf Safi.

Eine andre marokkanische Reminiszenz: Als junger Mann machte ich einmal mit einem Wiener Studenten eine Reise nach Steiermark. Mein Freund war der Sohn eines Fabrikbesitzers in Böhmen, der die roten orientalischen Mützen, die sogenannten Fesse, erzeugte und ausführte, und zum Abschied schenkte er mir ein Fes aus der Fabrik seines Vaters, das ich nachmals im Orient selbst getragen habe. Nun, Fes ist eine der beiden Haupt- und Residenzstädte des Sultanats Marokko; hier wurden die roten wollnen Mützen ursprünglich hergestellt. Die andre Hauptstadt des Reichs Marokko und die erste Residenz des Sultans heißt Marrâkesch, d. h. die Geschmückte; danach heißt eben das ganze Reich Marokko.

Die Namen der Länder und der Hauptstädte fallen oft zusammen, man denke nur an die Moskowiter oder an Namen wie Hannover, Tirol, Salzburg und Mecklenburg, dieses, wie schon aus dem Begriffe Burg hervorgeht, früher ebenfalls der Name des Hauptortes, jetzt eines Dorfes bei Wismar.

Die Araber nennen das Land Marokko selbst: das Abendland, arabisch Maghreb oder El-Gharb; es ist der westliche Teil der mohammedanischen Welt, der äußerste oder entfernteste Westen, Maghreb al-Aksa, wie es heißt, und das erinnert uns daran, daß hier nach altem Glauben das Ende der Welt liegt, wo die Säulen des Herkules stehn, wo Herkules die Äpfel der Hesperiden holte, und wo der Atlas den Himmel trägt. Die Berge tragen gleichsam den Himmel; aus dem mächtigen Gebirge, das von der Küste von Tunis bis zu der atlantischen Küste Marokkos reicht, haben die Alten sinnreich einen Titanen gemacht, der am westlichen Ende der Erde, wo sich Tag und Nacht begegnen, auf seinen Schultern die Himmelskugel trägt. Diese mythologische Figur war auf dem Titel der Kartensammlung des deutschen Geographen Gerhard Kremer abgebildet, die im Jahre 1595 in Duisburg erschien, und seitdem nennt man eine Sammlung von Landkarten einen Atlas. Der Herausgeber übersetzte seinen deutschen Namen Kremer nach damaliger Sitte ins Lateinische und nannte sich: Mercator; „Mercators Projektion“ findet sich noch heute in allen Schulatlanten. Nach demselben Atlas aber ist wieder der Atlantische Ozean oder wie man jetzt gern sagt: der Atlantic benannt, weil dieser seine Ausläufer bespült; der Stoffname Atlas hängt nicht damit zusammen, dieser ist arabisch, während der Gebirgsname Atlas heutzutage nirgends in Afrika in Gebrauch ist. Man kann keinen deutschen Handatlas aufschlagen, mag er nun von Stieler oder von Andree sein, ohne sich dankbar an das Sultanat Marokko zu erinnern, wo der Atlas seine höchsten Gipfel hat und bis in den Himmel reicht, obgleich dieses Gebirge wegen der Feindseligkeit der in ihm wohnenden Berberstämme bis jetzt noch sehr mangelhaft erforscht worden ist. Also mein Stuhl, meine Mütze und sogar der Atlas, worin ich Algeciras und Marokko aufsuche, ist etwas von Marokko; es gleicht dem Kästchen, das der Prinz von Marokko im Kaufmann von Venedig wählt und das die Inschrift hat: Wer mich erwählt, gewinnt, was mancher Mann begehrt. Es ist ein recht alter Bekannter; es geht uns sehr viel an. Rudolf Kleinpaul



Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

65. Jahrgang
Nr. 19
Ausgegeben am 10. Mai 1906

Inhalt: Seite

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Die

Revisions- u. Vermögensverwaltungs-

Aktien-Gesellschaft

Berlin W.	Leipzig	München
Unter den Linden 35	Brühl 75–77	Promenadenstrasse 10

übernimmt Vermögens- und Nachlassverwaltungen jeder Art.

Tutulin Diätetisches Nährmittel D. R.-Pat.

Unerreicht: 98,04% Reineiweiss. — Geschmacklos. — Nervenstärkend, Appetitanregend, Kräftigend. — Aerztl. empfohlen. 125 Gr.-Packung Mk. 2.50 in d. Apotheken, wo nicht, liefern direkt franko **Tolhausen & Klein, Frankfurt-Main.**

Koche auf Vorrat!

Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel sind berufen eine Umwälzung in der Küche aller Länder herbeizuführen.

Einfach, solide, zuverlässig! Seit Jahren haben sich die Apparate in zehntausenden Familien bewährt. Für Hotels, Pensionen, Krankenhäuser, Genesungsheime von epochemachender Bedeutung. — Man verlange ausführliche Drucksachen sowie Probenummern der Zeitschrift **„Die Frischhaltung"** von

J. Weck, Ges. m. b. Haftung,
Oeflingen, Amt Säckingen (Baden)

„PERPLEX"

verbessertes **Prismen-Binocle.**

Unerreicht in optischer Leistung!

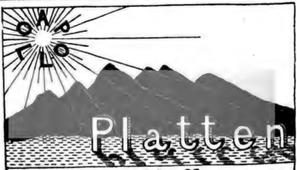
Unerreicht in optischer Leistung!

— **Vergr. 6, 8, 10, 12 mal.** —

Man versäume nicht, sich „Perplex" bei Kauf eines neuen Glases zum Vergleich vorlegen zu lassen. Kataloge kostenlos durch alle optischen Geschäfte und durch

Optische Werke Cassel
Carl Schütz & Co.

Benutze nur die allerbesten, seit Jahren bewährten Platten wie:



Unger & Hoffmann

Akt.-Ges. **Dresden-Berlin.**

Die deutsch-niederländische Telegraphenallianz
im fernen Osten

Von allen den großen und reichen Kolonien, die Holland in seiner Blütezeit besessen hat, ist ihm, außer einigen kleinern und bedeutungslosen überseeischen Territorien, nur eine einzige geblieben, allerdings die beste und wertvollste von allen: Niederländisch-Indien. Holland ist seit den Tagen eines de Ruyter und Tromp, wo seine stolze Seemacht zu derselben Zeit Engländern und Franzosen die Zähne zeigte, zu einer Macht zweiten Ranges hinabgesunken. Es wurde von seinem alten Nebenbuhler England völlig überflügelt und verlor seinen Handel sowohl wie seinen Kolonialbesitz zum größern Teil an das Inselreich, dessen zäher und weitsichtiger Energie das behagliche Phlegma des Holländers in keiner Weise gewachsen war. Im Laufe der Zeit verlor Holland Südafrika, Ceylon und manches andre wichtige Stück seines einstigen Kolonialreichs an den britischen Löwen, und natürlich herrscht deshalb in den Niederlanden dauernd eine gereizte Stimmung gegen England, die ganz besonders während des Burenkrieges wiederholt Siedehitze erreichte.

Dem Groll über die Vergangenheit gesellt sich die Sorge um die Gegenwart und die Zukunft des noch verbliebnen Kolonialbesitzes. Die Holländer sind sich vollkommen im klaren darüber, daß ihre Kolonien einem kriegerischen Angriff Englands ziemlich wehrlos preisgegeben sind und bei der geringsten Verwicklung dem länderhungrigen Nachbar als reife Frucht in den Schoß fallen müssen. Trotzdem kann man kaum etwas tun, dem drohenden Unheil zu begegnen, und muß die Dinge ihren Lauf gehn lassen.

Als im Burenkriege England seine erdrückende Übermacht im Weltkabelverkehr sogar neutralen Mächten gegenüber in der schonungslosesten Weise ausnutzte und den Telegrammverkehr der Alten Welt mit Südwestafrika ganz willkürlich beschränkte und zum Teil völlig unterbrach, erkannte man in Holland, ebenso wie bei den andern Kolonialmächten des europäischen Kontinents, mit Schrecken, daß England nahezu sämtliche wichtigen Kabellinien der Welt zur beliebigen Verfügung in Händen hielt, und daß man im Falle

kriegerischer Verwicklungen mit England binnen einigen Minuten sämtlicher überseeischer Telegraphenverbindungen beraubt werden konnte.

Besonders der Verkehr zwischen Holländisch-Indien und dem Mutterland erfolgte von jeher ausnahmlos über britische Kabel- und Telegraphenleitungen, und es war auch zunächst gar nicht daran zu denken, daß in dieser Hinsicht je eine Änderung werde eintreten können, da vom Mittelmeere bis nach Australien und nach China das englische Kabel ausschließlich die Meere beherrschte. England hatte es jederzeit völlig in der Hand, den telegraphischen Nachrichtenaustausch zwischen Holland und den Sundainseln nach Belieben zu unterbinden, zu färben und zu entstellen, wenn es seinen Zwecken genehm war, und daß die Londoner Politik vor solchen Mitteln nicht zurückschreckte, wenn es auch nur einen kleinen Vorteil zu erringen galt, hatten andre Völker, insbesondre aber die Franzosen, schon wiederholt aufs schmerzlichste erfahren.

Es haben ja zwischen der britischen und der holländischen Regierung seit dem Burenkrieg immer leidlich gute oder doch wenigstens korrekte Beziehungen bestanden, sodaß die Kabelbeherrschung durch die Engländer den Niederlanden bisher wenigstens noch keine ernstlichen Unannehmlichkeiten und Verlegenheiten gebracht hat; aber die Gefahr selbst ist dadurch natürlich nicht geringer geworden, und man war deshalb in Holland dauernd ernstlich darauf bedacht, sich in der einen oder der andern Weise der unumschränkten englischen Kabelherrschaft zu entziehn und auf nichtbritischen Telegraphenlinien eine neue Verbindung zwischen Holländisch-Indien und dem Mutterlande zu schaffen.

Zu diesem Zwecke schuf man sich zunächst ein ausgedehntes und klug angelegtes Netz von holländischen Regierungskabeln zwischen den verschiednen Inseln des hinterindischen Archipels und bewirkte auf diese Weise, daß wenigstens die wichtigsten Punkte des Kolonialreichs durch zuverlässige Telegraphenkabel untereinander verbunden wurden. An die direkte Verlegung eines nationalholländischen Kabels von der Nordsee bis zur Sundastraße konnte man aus verschiednen Gründen, technischen wie politischen und ökonomischen, ganz unmöglich denken. Denn sogar das so viel größere und reichere Frankreich, das eine nationale Kabelverbindung mit seinen indochinesischen Besitzungen nicht minder lebhaft wünscht als Holland mit seinen Kolonien, hat bisher den Indischen Ozean immer noch nicht mit einem nationalen Kabel durchquert, trotzdem daß ihm diese Aufgabe viel leichter als den Niederlanden fallen müßte, und trotzdem daß man in Frankreich selbst zu wiederholten Malen ein solches Kabel als unaufschiebbare nationale Ehrensache hingestellt hatte!

Da schufen sich im Jahre 1903 die Vereinigten Staaten ihr großes pazifisches Kabel, das von San Francisco aus über Hawai, die Midwayinseln und die Insel Guam (Marianengruppe) nach den Philippinen verlief. Wenn es Holland gelang, einen telegraphischen Anschluß an dieses Kabel zu gewinnen, etwa auf den Philippinen, so hatte man mit einem Schlage eine von allen britischen Einflüssen freie Kabelverbindung zwischen Holland und den indischen Kolonien, und zwar auf dem Wege über Emden-New York (deutsches Kabel)-San Francisco (Überlandlinie der Union)-Manila (transpazifisches Kabel der Union). Demgemäß plante man schon 1901 in Holland die Verlegung eines

staatlichen Kabels zwischen Batavia und Manila oder zwischen Menado (Nordspitze von Celebes) und Manila. Man sah sich aber genötigt, diese Absicht aufzugeben, teils weil die Erwerbung des Kabellandungsrechtes auf den Philippinen, das bis 1918 im ausschließlichen Besitz der mächtigen englischen Eastern Extension Australasia and China Telegraph Co. war, große Schwierigkeit gemacht hätte, teils weil die Kosten des geplanten, fast zweitausend Kilometer langen Kabels und der jährliche staatliche Unterstützungszuschuß zu dem an sich sehr wenig rentabeln Unternehmen so bedeutend gewesen wären, daß Holland es nicht wagen konnte, eine solche Belastung auf die Staatskasse zu übernehmen.

Da kam den Holländern die Tatsache zu Hilfe, daß auch Deutschland für seinen Kolonialbesitz in Ostasien und im Stillen Ozean einen telegraphischen Anschluß an das Pacifickabel der Amerikaner suchte, um von den britischen Linien unabhängig zu werden. Ein bloßer Anschluß von Tsintau und den Karolinen an das amerikanische Kabel wäre aber wieder ein ganz unrentables, pekuniär hoffnungsloses Unternehmen gewesen — anders lag jedoch die Sache, wenn dieses deutsche Kabel eine seitliche Abzweigung nach dem reichen indischen Kolonialbesitz erhielt, die den Depeschenverkehr von Schanghai, Tsintau, Japan usw. nach den Sundainseln zu übernehmen vermochte.

So kamen sich die Hoffnungen und die Wünsche Deutschlands und Hollands auf halbem Wege entgegen, man erkannte deutlich die greifbaren Vorteile eines gemeinsamen Vorgehns, und am 10. Juni 1902 kam ein deutsch-holländischer Telegraphenvertrag zwischen beiden Staaten zustande, der eine gemeinschaftliche Aktion der beiderseitigen Kabelpolitik in den ostasiatischen Gewässern für die Zukunft gewährleistete. Ehe diese Vereinbarung zu praktischen Erfolgen führte, vergingen noch einige Jahre mit Verhandlungen, Vorbereitungen und Auslotungen des Meeres. Nachdem alles ins reine gebracht worden war, wurde am 19. Juli 1904 in Köln die „Deutsch-Niederländische Telegraphengesellschaft“ mit einem Kapital von 7 Millionen Mark begründet. Die neue Gesellschaft stellte sich die Aufgabe, zwei Kabel zu legen, deren eines von Menado auf Celebes über die bekannte deutsche Karolineninsel Yap nach Guam, der amerikanischen Marianeninsel, verlaufen sollte, während das andre Yap mit Schanghai verbinden sollte. Guam war seinerzeit bei der Erwerbung der bis dahin spanischen Marianen durch Deutschland (1899) ausgenommen worden und schon 1898 in amerikanischen Besitz übergegangen, weil die Insel schon damals von den Vereinigten Staaten als letzter Stützpunkt für ihr geplantes transpazifisches Kabel in Aussicht genommen worden war. Durch den Anschluß der von Niederländisch-Indien sowie von Kiautschou heraufführenden deutsch-niederländischen Kabel an die amerikanische Kabelstation Guam mußten somit Deutsch-Ostasien wie Hinterindien den ersehnten, von England unabhängigen Telegraphenverkehr mit Europa erhalten.

Der „Deutsch-Niederländischen Telegraphengesellschaft“ wurde von der deutschen Regierung eine jährliche Subvention von 1525000 Mark, von der holländischen eine solche von 375000 Mark zugesichert. Die „Norddeutschen Seekabelwerke“ verfertigten die neuen Kabel, und ihr Kabeldampfer „Stephan“

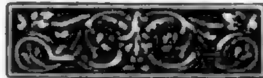
führte die Verlegung aus, indem er im April 1905 die Strecke Menado-Yap-Guam und im Oktober desselben Jahres die Strecke Yap-Schanghai auslegte. Es war dies eine ganz besonders glänzende Leistung, die der deutschen Seekabelindustrie die höchste Ehre machte, denn die genannten beiden Kabelstrecken liegen zum Teil 7000 und sogar 8000 Meter tief auf dem Grunde des Meeres. Am 1. November 1905 wurde das ganze deutsch-niederländische Kabelnetz dem Verkehr übergeben. Wenn irgendwo der politisch-strategische Charakter eines Kabels unverkennbar ausgeprägt ist, so ist es bei diesen deutsch-holländischen Kabeln der Fall. Ein Handelsverkehr mit den unbedeutenden Inselchen Yap und Guam existiert für Tsintau und für Holländisch-Indien überhaupt nicht, und ein Telegraphenverkehr zwischen den Handelskreisen in Deutsch-Ostasien und den Sundainseln war auch auf den vorher bestehenden Linien möglich, sodaß ihm zuliebe die 7000 Kilometer neuen Kabels nicht hätten verlegt zu werden brauchen. Die neuen Linien dienen also keinem Bedürfnis des Handels, keinem Bedürfnis des Friedens, ihr Zweck ist vielmehr ein eminent strategischer, und in der bloßen Verlegung liegt schon eine Spitze gegen die britische Kabelpolitik und eine scharfe Kritik der von England bisher beliebten Bevormundung. In London hat man denn auch diese Kritik sehr wohl verstanden, wie besonders ein mißmutiger Artikel der Morning Post vom 5. November 1905 bewies, und betrachtet die deutsch-niederländischen Emanzipationsgelüste mit unverkennbarem Mißfallen. Dem britischen Imperialismus sind durch diese Kabelverlegungen die Zügel der Alleinherrschaft im ostasiatischen Telegrammverkehr mit einemmal entrissen worden; die übrigen Nationen haben es jetzt jederzeit in der Hand, unter völliger Umgehung aller britischer Linien mit ganz Ostasien und Hinterindien Depeschen zu wechseln, und auch Frankreich rüstet sich, ungeachtet seiner jetzt so freundlichen Beziehungen zu England, die gegenwärtige günstige Konjunktur auszunutzen, und beabsichtigt durch Verlegung eines Kabels zwischen Saïgon und Pontianak (Borneo) seinem indochinesischen Besitz einen Anschluß an das deutsch-holländische Kabelnetz und somit eine nichtbritische Telegraphenverbindung mit dem Mutterlande zu schaffen. Ein entsprechender Staatsvertrag zwischen Frankreich und Holland ist schon am 6. April 1904 geschlossen worden, sodaß die für die internationale Weltkabelpolitik natürliche Tripelallianz Deutschland-Holland-Frankreich für Ostasien bis zu einem gewissen Grade jetzt verwirklicht ist. Damit wird dann England seine Kabelhegemonie in Ostasien völlig eingebüßt haben. Kein Wunder also, daß der kluge und weitschauende Schachzug des deutsch-niederländischen Kabelnetzes in London mit sehr scheelen Blicken betrachtet worden ist!

Nachdem Holland in so zweckmäßiger und erfolgreicher Weise zu Werke gegangen war, um sein schwieriges Ziel der Durchbrechung des englischen Kabelmonopols zu erreichen, mußte es um so mehr Verwunderung erregen, als im Dezember 1904 die holländische Regierung Anstalten traf, den ganzen funkentelegraphischen Verkehr ihres indischen Kolonialreiches wieder englischen Monopolbestrebungen zu überantworten. Die englische Marconi-Gesellschaft erhielt eine Konzession auf die Einrichtung funkentelegraphischer Stationen in

Holländisch-Indien, trotzdem sie die schwersten Bedingungen stellte, unter anderm auch wieder ihre bekannte Forderung, daß sie nur Telegramme, die aus Marconi-Apparaten kämen, anzunehmen brauche und alle andern Systeme ignorieren dürfe. Der Minister selbst sprach sich Anfang Dezember 1904 in der zweiten Kammer gegen eine Konzession auf solcher Grundlage aus, und die zweite Kammer verwarf daraufhin das Abkommen. Inzwischen hatte das deutsche Telefunkensystem (Slaby-Graf Arco) solche Fortschritte gemacht, daß es in Holland als dem Marconi-System vollauf gleichwertig erachtet wurde. Am 10. März 1905 erteilte daraufhin der Generalgouverneur von Niederländisch-Indien der deutschen „Gesellschaft für drahtlose Telegraphie“ die Erlaubnis zur Errichtung zweier Stationen in Batavia und in Cheribon, die im Dezember 1905 schon dem Verkehr übergeben worden sind. Da das System Telefunken inzwischen auch auf den holländischen Schiffen eingeführt worden ist, wo es sich nach einer Angabe des holländischen Marineministers Cohen-Stuart vortrefflich bewährt haben soll, da ferner die englische Marconi-Gesellschaft noch nichts getan hat, ihre anfangs so vorteilhaft scheinende Position auszunutzen, so dürfte der endgiltige Sieg des deutschen Telefunkensystems in Niederländisch-Indien nicht mehr zweifelhaft sein, und die englischen Monopolisierungsbestrebungen dürften auch an dieser Stelle aus dem Felde geschlagen sein.

So herrscht denn im fernen Osten zwischen Deutschland und Holland nicht nur in der Frage der Kabelpolitik, sondern auch in der Schaffung von Funkentelegraphenstationen ein höchst erfreuliches Einvernehmen, und man darf mit Zuversicht hoffen, daß diese einem Defensivbündnis gleichende Telegraphenallianz beiden Nationen in gleicher Weise zum Segen gereichen wird.

R. Hennig



Zur Reform des Armenwesens

Das Reichsarmengesetz, oder wie es offiziell genannt wird, das Reichsgesetz über den Unterstützungswohnsitz vom 6. Juni 1870, gehört zu den Gesetzen, die schon vom Augenblick ihrer Annahme an mit der Gegnerschaft einer starken Minorität zu rechnen hatten. Die Angriffe dieser Gegner sind auch im weitern Verlaufe der Zeit nicht erlahmt, sondern immer stärker und nachdrücklicher geworden und haben zu einer großen Zahl von Reformvorschlägen geführt, die zum Teil von der Gesetzgebung aufgenommen worden sind. Auch jetzt liegt dem Reichstage wiederum eine wichtige Novelle zum Unterstützungswohnsitzgesetze vor, die zweifellos nicht ohne starken Widerstand und vermutlich nicht ohne gewisse Änderungen Gesetz werden wird. Sie unterliegt zurzeit der Kommissionsberatung; es scheint deshalb angebracht, das Für und das Wider nochmals objektiv zu erörtern.

Zum vollen Verständnis dieses Gesetzentwurfs wird jedoch ein Rückblick auf die Entstehung und die Hauptgrundsätze des Reichsgesetzes vom 6. Juni 1870 unerläßlich sein.

Auf dem Gebiete des Armenwesens in Deutschland standen sich seit Jahrzehnten zwei Auffassungen feindlich gegenüber; die eine wollte die Heimatsgemeinde, die andre die Aufenthaltsgemeinde zur Grundlage nehmen. Der Kampf zwischen ihnen endete mit der Niederlage des alten deutschen Heimatprinzips, an dem nur Bayern festhielt, während im übrigen das Deutsche Reich — mit Ausnahme Elsaß-Lothringens*) — dem Beispiele Preußens folgte und den Grundsatz der Aufenthaltsgemeinde annahm. In Preußen bestand bekanntlich die Freizügigkeit schon seit den Gesetzen vom 31. Dezember 1842 zu Recht; in deren Konsequenz hatte man erkannt, daß auf dem Gebiete des Armenwesens das Festhalten am Heimatprinzip bei gleichzeitiger Freizügigkeit unzweckmäßig sei, daß man vielmehr die Fürsorgepflicht der Gemeinde zuweisen müsse, in der der Unterstützungsbedürftige einen „angemessen befristeten Aufenthalt" gehabt habe. Dieselben Erwägungen führten nach dem Erlaß des Bundesgesetzes über die Freizügigkeit vom 1. November 1867 auch im Reiche dazu, das preußische System anzunehmen, wonach der Erwerb und der Verlust des Unterstützungswohnsitzes durch mehrjährigen Aufenthalt erfolgen, weil sich nur dieses System dem Grundsatz der vollen Freiheit des Aufenthalts und der Niederlassung anzupassen schien. Hiernach machte das Bundesgesetz vom 6. Juni 1870 die Unterstützungspflicht zu einer Zwangspflicht des Ortsarmenverbandes, worin der Hilfsbedürftige nach beendigtem vierundzwanzigsten Lebensjahre zwei Jahre lang seinen Aufenthalt gehabt hat — Unterstützungswohnsitz; Ehefrauen teilen den Unterstützungswohnsitz des Mannes, Kinder den der Eltern. Verloren geht der Unterstützungswohnsitz durch zweijährige ununterbrochne Abwesenheit nach beendigtem vierundzwanzigsten Lebensjahre oder durch Erwerbung eines anderweitigen Unterstützungswohnsitzes. Hat ein Hilfsbedürftiger keinen Unterstützungswohnsitz, so ist der Landarmenverband, in dessen Bezirk die Hilfsbedürftigkeit hervortritt, unterstützungspflichtig. Besondre Bestimmungen sind über das Gesinde, die Gesellen, die Gewerbegehilfen und die Lehrlinge getroffen worden; bei deren Erkrankung muß immer der Ortsarmenverband des Dienstortes bis zur Dauer von sechs Wochen die Last der Fürsorge tragen.

Die ungeahnte Entwicklung der wirtschaftlichen Tätigkeit während der ersten Jahre nach dem französischen Kriege brachte in Deutschland eine außerordentlich starke Bewegung der arbeitenden Bevölkerung in Gang; das Ab- und das Zuströmen zwischen den verschiednen Gebieten, insbesondre der Zug vom Lande nach den Großstädten erreichten eine bisher nicht dagewesne Höhe. Als dann der wirtschaftliche Rückschlag eintrat, steigerten sich in raschem Tempo die Anforderungen an die öffentliche Armenpflege, und die Verteilung der Armenlasten zwischen Stadt und Land rief die lebhaftesten Beschwerden hervor. Auf Kongressen und in Vereinsversammlungen, in Petitionen, in den Verhandlungen des Reichstags und der Landtage der einzelnen Bundesstaaten, überall ertönten

*) Die ganz eigentümlichen Verhältnisse Elsaß-Lothringens können hier um so mehr außer Betracht bleiben, als in der Sitzung des Landesausschusses vom 26. Januar 1906 der Statthalter ihre baldige Änderung in Aussicht gestellt hat.

Klagen über die Mißstände, die durch die schrankenlose Freizügigkeit in Verbindung mit der Lastenverteilung des Unterstützungswohnsitzgesetzes fühlbar geworden waren. Denn die außerordentliche Entwicklung der Industrie hatte ein immer stärkeres Anwachsen der Klasse der Fabrikarbeiter veranlaßt, die allen Wechselfällen des industriellen Erwerbs unterworfen ist und deshalb ihrer Natur nach fluktuierend sein muß. Diese Klasse zog immer mehr die auf dem Lande nötigen jüngern Arbeitskräfte an sich und entfremdete sie der heimatlichen Scholle, die ihnen eine bescheidne aber gesicherte Existenz geboten hatte. Den Landgemeinden wurde die Arbeitskraft ihres jungen Nachwuchses entzogen, aber die Fürsorge für die gescheiterten und verarmten Persönlichkeiten gelassen. Mit Rücksicht hierauf wurde in landwirtschaftlichen Kreisen immer lebhafter das Verlangen laut, die Altersgrenze für den selbständigen Erwerb und Verlust des Unterstützungswohnsitzes vom vollendeten vierundzwanzigsten auf das einundzwanzigste, das achtzehnte oder womöglich das sechzehnte Lebensjahr hinunterzusetzen und die zweijährige Frist für den Erwerb und den Verlust des Unterstützungswohnsitzes in eine einjährige umzuwandeln, damit die in jugendlichem Alter vom Lande Abwandernden wenigstens nicht mehr viele Jahre lang dem heimatlichen Armenverbande noch zur Last fallen könnten.

Nachdem im Jahre 1877 ein Gesetzentwurf, der geeignet schien, den Wünschen der landwirtschaftlichen Bevölkerung zu entsprechen, dem Bundesrat vergeblich vorgelegt worden war, erhielt erst im Jahre 1892 ein neuer Entwurf die Zustimmung des Bundesrats und gelangte im folgenden Jahre an den Reichstag. Dieser Gesetzentwurf setzte die Altersgrenze, von der an der Unterstützungswohnsitz selbständig erworben oder verloren werden kann, das Alter der sogenannten Armenmündigkeit, vom vierundzwanzigsten auf das achtzehnte Lebensjahr hinab, erstreckte die Unterstützungspflicht des Dienst- und des Arbeitsorts auf die land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter und dehnte diese Pflicht auf die Zeit von dreizehn Wochen aus; auch enthielt er noch einige andre zweckmäßige Änderungen.

Der Entwurf wurde einer eingehenden und gründlichen Kommissionsberatung unterzogen, wobei eine weitere Herabsetzung der Armenmündigkeit auf das sechzehnte Lebensjahr angeregt und zugleich vorgeschlagen wurde, für den Erwerb eines neuen Unterstützungswohnsitzes auch nach oben eine Altersgrenze zu schaffen, indem man ihn für Personen von mehr als sechzig Jahren nicht mehr zulasse. Beide Vorschläge wurden jedoch von der Mehrheit der Kommission nicht gebilligt. Dagegen fand der Gedanke allseitige Zustimmung, daß der Kreis der Personen, für die der Beschäftigungsort im Erkrankungsfalle an der ersten Stelle fürsorgend eintreten müsse, auf alle, für die eine solche Fürsorge durch das Krankenkassengesetz nicht gesichert sei, ausgedehnt werden müsse.

Der Gesetzentwurf gelangte zwar trotz der Kommissionsberatung nicht zur Verabschiedung, wurde jedoch bei Beginn der nächsten Reichstagssession mit geringen Abänderungen wieder vorgelegt.

Die Hinabsetzung des Alters der Armenmündigkeit von dem vierundzwanzigsten auf das achtzehnte Lebensjahr wurde in den Motiven zum Gesetzentwurf in eingehender und überzeugender Weise begründet. Bei der Armen-

pflege müsse man von den Verhältnissen der Arbeiterbevölkerung, nicht der höhern Gesellschaftsklassen ausgehn. Es widerspreche der Billigkeit, daß der Arbeiter einen Unterstützungswohnsitz nicht schon von dem Zeitpunkt an erwerben könne, wo er sich infolge der Freizügigkeit tatsächlich den Ort seines Aufenthalts und Erwerbs frei zu wählen pflege. Dies geschehe in der Regel sehr früh, vielfach sogar bald nach der Einsegnung. Die landwirtschaftlichen und die Fabrikarbeiter, die Knechte und die Mägde erreichten tatsächlich außerordentlich früh ihre wirtschaftliche Selbständigkeit; auf jeden Fall seien sie mit dem vollendeten achtzehnten Lebensjahre zur vollen Unabhängigkeit von ihrer Familie gelangt. Daß sie trotzdem erst mit dem vollendeten vierundzwanzigsten Lebensjahre ihren bisherigen Unterstützungswohnsitz verlieren und einen neuen erwerben könnten, sodaß die Heimatgemeinde noch bis zum vollendeten sechsundzwanzigsten Lebensjahre für sie sorgen müsse, sei ein Mißstand, der schwer empfunden werde, besonders schwer in dem häufig vorkommenden Falle, wo es sich um weibliche Personen und ihre uneheliche Deszendenz handle.

Der Gesetzentwurf erweiterte ferner die Fürsorgepflicht des Beschäftigungsorts bei allen Personen, die gegen Lohn und Gehalt in einem Dienst- oder Arbeitsverhältnis stehn, im Erkrankungsfalle auf die Dauer von dreizehn Wochen. Diese Vorschrift entspreche dem Grundsatz der Wechselwirkung von wirtschaftlicher Leistung und Unterstützungspflicht und verfolge hauptsächlich den praktischen Zweck, bei den Bevölkerungsklassen, bei denen ein besonders häufiger Ortswechsel vorkomme, die Streitigkeiten über Erstattung der Verpflegungskosten und Übernahme der Hilfsbedürftigen zu vermindern. Der Gesetzentwurf hat auch, entsprechend einer in der Kommissionsberatung erfolgten Anregung, die Angehörigen der gegen Lohn oder Gehalt beschäftigten Personen, soweit sie deren Unterstützungswohnsitz teilen, in die Fürsorge des Beschäftigungsorts mit einbezogen, weil es dem Grundsatz der Familienzusammengehörigkeit widerspreche, daß verschiedne Armenverbände für die an einem Ort vereinigten Familienmitglieder sorgen müßten.

Da der Gesetzentwurf auf der Basis eingehender Kommissionsberatungen aufgebaut worden war, erfuhr er im Reichstage keinen ernstern Widerstand mehr und gelangte fast unverändert zur Annahme; er wurde am 12. März 1894 Gesetz und hat als Novelle zum Unterstützungswohnsitzgesetz dieses in einer Reihe wichtiger Punkte zweckmäßig abgeändert. Da er jedoch einige weitergehende Wünsche, insbesondre auch den Wunsch nach Abkürzung der zweijährigen Frist für Erwerb und Verlust des Unterstützungswohnsitzes, unberücksichtigt gelassen hatte, so bestanden schon bei seinem Inkrafttreten Zweifel darüber, ob der Zweck, die sogenannten Heimatgemeinden angemessen zu entlasten, in genügendem Maße erreicht werden würde.

Diese Zweifel haben sich im Verlaufe der Jahre noch verstärkt, da auf Grund der Freizügigkeit einerseits und der starken industriellen Entwicklung einzelner Landesteile andrerseits die schon vor mehreren Jahrzehnten begonnene Verschiebung der Bevölkerung zugunsten der Großstädte sowie der Industriezentren und zuungunsten der kleinen Städte und des platten Landes immer stärkere Dimensionen annahm. Die Binnenwanderungen im Gebiete des Deutschen

Reiches haben in dem Jahrzehnt 1890 bis 1900 bedeutend zugenommen, und zwar mit dem Resultat, daß der Bevölkerungsgewinn bestimmter Landesteile und der Bevölkerungsverlust andrer Landesteile in fortwährender Zunahme begriffen sind; so zum Beispiel betrug der Gewinn — berechnet in Prozenten der Geburtsbevölkerung — für

Berlin	76	Prozent
Hamburg	55	„
Bremen	40	„
Lübeck	32	„
Westfalen	9	„
Königreich Sachsen	7	„
Rheinland	6	„

dagegen der Verlust für die Provinzen

Ostpreußen	19	Prozent
Posen	15	„
Pommern	12	„
Westpreußen	11	„

In diesen Zahlen tritt klar zutage, wie sich die Großstädte auf Kosten andrer Landesteile mit solcher Raschheit vergrößern, daß bei einzelnen — Berlin und Hamburg — die Zahl der Zugewanderten sogar schon größer ist als die Zahl der am Orte gebornen Einwohner.

Es ist aber nicht die Quantität der Zu- und der Abwandernden allein, die eine Benachteiligung des platten Landes ergibt, sondern das Bild stellt sich noch viel ungünstiger, wenn man die Qualität der Bevölkerung, ihre Zugehörigkeit zu den arbeitsfähigen Altersklassen, in Betracht zieht. Dann ergibt sich nämlich, daß in den Städten auf je 100 Arbeitsfähige nur je 72 Nichtarbeitsfähige (Kinder und Greise) kommen, während auf dem Lande 100 Arbeitsfähige mit 96 Nichtarbeitsfähigen belastet sind. Diese Belastung beträgt in Ostpreußen sogar je 109, während sie in Berlin mit je 51 Nichtarbeitsfähigen am niedrigsten ist.

Hieraus ergibt sich eine doppelte Verschlechterung der Lage der meisten Landgemeinden und kleinen Städte. Erstens werden sie durch die Abwanderung ihrer arbeitsfähigsten Bevölkerungsteile wirtschaftlich geschwächt, da deren Arbeits- und Steuerkraft ihnen nicht mehr zugute kommt; sodann aber werden sie zugunsten der Abgewanderten, falls diese anderswo in Bedrängnis geraten, noch eine Reihe von Jahren zu Unterstützungen genötigt, die ihnen vielfach zur drückenden Belastung gereichen.

Aber neben diesem durch die Zunahme der Binnenwanderung verschärften Übelstande hat sich im Lauf der letzten Jahrzehnte noch ein andrer entwickelt. Die rasche Fortentwicklung der Verkehrsmittel — Straßenbahnen, Kleinbahnen, Vorortsverkehr zu ermäßigten Preisen — und die starke Zunahme des Radfahrens hat es mit sich gebracht, daß der Arbeiter nicht mehr an seinem Wohnort allein, sondern auch in dessen näherer oder fernerer Umgebung Arbeit anzunehmen in der Lage ist. Arbeits- und Wohngemeinde brauchen sich nicht mehr

zu decken, und die Fälle, wo sie sich tatsächlich nicht decken, scheinen von Jahr zu Jahr zuzunehmen. Besonders zeigt sich bei größern Städten und Industriezentren die Erscheinung, daß die dort in Arbeit stehenden nicht am Beschäftigungsort, sondern in naheliegenden kleinern Gemeinden ihren Wohnsitz nehmen. Diese Vororts- oder Wohnsitzgemeinden haben von der Arbeitskraft der anderwärts Beschäftigten keinen direkten Nutzen, müssen aber für diese die Schul- und die Armenlasten tragen; nur in Erkrankungsfällen tritt die Beschäftigungsgemeinde für die ersten dreizehn Wochen ein.

Die geschilderten Mißstände haben die Reichsregierung jetzt veranlaßt, abermals mit einem Gesetzentwurf hervorzutreten, der das platte Land auf Kosten der Großstädte und Industriegemeinden wirksamer als bisher entlasten soll. Dieses Ziel wird in dreifacher Weise erstrebt: durch Hinabsetzung der Altersgrenze für die Armenmündigkeit von dem achtzehnten auf das sechzehnte Lebensjahr, durch Abkürzung der Fristen für den Erwerb und den Verlust des Unterstützungswohnsitzes von zwei Jahren auf ein Jahr und durch eine bedeutende Erweiterung der dem Beschäftigungsort auferlegten Verpflichtungen.

Daß diese Vorschläge nicht ungeeignet sind, den angestrebten Zweck zu erreichen, erscheint so einleuchtend, daß sich die Vertreter städtischer Interessen sofort in der Presse wie im Reichstage mit lebhaftem Eifer haben angelegen sein lassen, gegen diese Mehrbelastung der Städte zu protestieren. Man wird die von ihnen vorgebrachten Gegengründe nicht nur als Interessenpolitik abtun dürfen; sie sind vielmehr zum Teil der ernsten Beachtung wert, sodaß man sich einer Prüfung der Frage nicht entziehn darf, ob neben der Beseitigung zweifelloser Mißstände etwa neue bisher nicht vorhandne Übelstände durch die geplante Reform hervorgerufen werden könnten.

Die Herabsetzung der Armenmündigkeit von dem achtzehnten auf das sechzehnte Lebensjahr und die Abkürzung der Frist für Erwerb und Verlust des Unterstützungswohnsitzes von zwei Jahren auf ein Jahr sind zwei sehr wichtige und einschneidende Änderungen, die dem Zwecke dienen sollen, die Fürsorgepflicht der Landgemeinden für die in jugendlichem Alter Abgewanderten auf einen möglichst kurzen Zeitraum zu beschränken. Es ist schon ausgeführt worden, wie das platte Land unter der fortgesetzten Abwanderung der arbeitsfähigsten Elemente beiderlei Geschlechts leidet; sie ziehn nach den größern Städten und kehren fast niemals auf das Land zurück. Auch die Militärdienstzeit wirkt leider in derselben Richtung. Der Versuch, die zur Entlassung kommenden Reservisten durch militärische Auskunftstellen für die Landwirtschaft zurückzugewinnen, ist fast ohne Erfolg geblieben. Das städtische Leben hat eben für die Jugend einen größern Reiz als das verhältnismäßig einsame Land, und später, wenn die Illusionen verflogen sind, halten die Scham und die Scheu vor den Zurückgebliebnen sowie die Entwöhnung von der harten Landarbeit die Abgewanderten von der Rückkehr ab. So verliert das Land seine leistungsfähigsten Arbeitskräfte, muß aber trotzdem noch jahrelang für die der Heimat untreu gewordnen, wenn sie in Not geraten, die Armenlasten tragen. Daß dieser Mißstand einer kräftigen Abhilfe bedarf, und daß eine solche mit Sicherheit von den beiden gesetzgeberischen Vorschlägen zu erwarten ist, wird kaum zu bestreiten sein und

ist auch in den Verhandlungen des Reichstags am 26. und am 29. Januar d. J. von allen Seiten anerkannt worden.

Für das Alter der Armenmündigkeit ist bekanntlich schon seit langen Jahren das sechzehnte Lebensjahr vorgeschlagen worden; Schreiber dieses hat, wie manche andre, schon in den Jahren 1892 und 1893 mehrfach dafür plädiert. Die Novelle von 1894 wagte jedoch den Schritt vom vierundzwanzigsten zum sechzehnten Jahre noch nicht zu tun; er erschien damals zu groß und durch die wirtschaftlichen Verhältnisse noch nicht unbedingt geboten. Aber die inzwischen fortgeschrittne industrielle Entwicklung, die Zunahme der Binnenwanderungen, die steigende Nachfrage nach Arbeitern auf dem Lande wie in der Stadt hat den Beginn der wirtschaftlichen Selbständigkeit und der freien Selbstbestimmung in deutlich erkennbarer Weise noch weiter nach unten hin verschoben. Der Mangel an ländlichen Arbeitern und städtischem wie ländlichem Gesinde bringt es mit sich, daß heutzutage schon ganz junge Personen verhältnismäßig gut gelohnt werden. Sie treten in der Regel unmittelbar nach der Konfirmation in Dienst und Arbeit und haben mit sechzehn Jahren meist volle wirtschaftliche Selbständigkeit erlangt; sie lösen sich darum vom Elternhause los, um der elterlichen Aufsicht enthoben zu sein, geben auch gewöhnlich von ihrem Erwerbe den Eltern nichts ab und ziehn zu diesem Behufe gern an einen andern Ort. Man mag diese Entwicklung tief beklagen, aber man muß sich klar machen, daß die Gesetzgebung ihr nur durch Änderung des Freizügigkeitsgesetzes wirksam entgegentreten könnte; wird dieser Weg nicht als gangbar erachtet, so muß man mit den unabänderlichen Tatsachen rechnen und aus ihnen auch die armenrechtlichen Konsequenzen ziehn. Hierzu gehört zunächst, daß man von dem vollendeten sechzehnten Lebensjahr an den selbständigen Erwerb und Verlust des Unterstützungswohnsitzes erlaubt.

Die Gegner dieser Bestimmung stellen die Sache so dar, als ob hierdurch der Entfremdung zwischen Eltern und Kindern Vorschub geleistet würde. Das ist jedoch nicht zutreffend; die Entfremdung tritt aus Gründen ein, die mit der Armenpflege gar nichts zu tun haben, und die Armengesetzgebung hat nur der tatsächlichen Entwicklung, die sie nicht ändern kann, ihre Vorschriften anzupassen. Daß lieblose Eltern absichtlich ihre Kinder nach auswärts in Dienst schicken werden, um so der Unterstützungspflicht leichter ledig zu werden, erscheint sehr unwahrscheinlich und wird sicher auf die Fälle beschränkt bleiben, wo der fernere Verbleib der Kinder bei den Eltern sowieso nicht wünschenswert sein würde.

Ebenso unzutreffend ist es, wenn die Vertreter der Städte durch die vielfach bestehende und zuweilen bis zum achtzehnten Lebensjahr ausgedehnte Fortbildungsschulpflicht beweisen wollen, daß die wirtschaftliche Selbständigkeit mit sechzehn Jahren noch nicht erreicht zu sein pflege. Das trifft zwar bei den Lehrlingen zu, die durchschnittlich erst ein Jahr später selbständig werden, ohne daß übrigens der Besuch der Fortbildungsschule hierbei entscheidend ins Gewicht fällt. Aber die armenrechtlichen Bestimmungen müssen sich nach den Verhältnissen der jungen Arbeiterkreise richten, die erfahrungsgemäß für die Armenpflege hauptsächlich in Betracht kommen, und für diese Kategorien ist die Annahme wirtschaftlicher Selbständigkeit mit sechzehn Jahren völlig zutreffend.

Schließlich darf auch nicht außer acht gelassen werden, daß schon ein gewisses Präjudiz durch das Gesetz über Invaliditäts- und Altersversicherung geschaffen worden ist, das alle Arbeiter, Gehilfen, Gesellen, Lehrlinge und Dienstboten von dem vollendeten sechzehnten Lebensjahr an der Versicherungspflicht unterworfen hat.

Mehr noch als die Herabsetzung des Alters der Armenmündigkeit ist der Vorschlag, die Frist zum Erwerb und Verlust des Unterstützungswohnsitzes von zwei Jahren auf ein Jahr zu vermindern, angefochten worden.

Der Gesetzentwurf verfolgt bekanntlich zunächst den Zweck, die Überbürdung des platten Landes mit Armenlasten, wo sie sich unter dem Einflusse des Freizügigkeitsgesetzes entwickelt hat, möglichst zu beseitigen. Er stellt deshalb die Frage in den Vordergrund, wann die vom Lande Abgewanderten billigerweise ihren bisherigen Unterstützungswohnsitz verlieren sollen. Diese Frage beantwortet er ganz richtig dahin, daß eine einjährige Frist hierfür genügend sei, weil nach einjähriger ununterbrochner Abwesenheit die Annahme berechtigt erscheine, daß dem Fortgezognen die Absicht, in seine frühere Wohnsitz- und Heimatgemeinde zurückzukehren, nicht mehr innewohne. Soweit kann man unbedenklich zustimmen, denn die tatsächlichen Verhältnisse beweisen, daß wer ein Jahr lang städtisches Leben gekostet hat, für das Land meist unwiederbringlich verloren ist. Nun aber folgert der Gesetzentwurf weiter: da die Frist für den Verlust des Unterstützungswohnsitzes ein Jahr betragen soll, muß auch die Frist für dessen Erwerb ein Jahr betragen, weil „andernfalls eine unerwünschte Vermehrung der Zahl der Landarmen aus der ungleichmäßigen Bemessung der Erwerbs- und Verlustfrist sich ergeben würde".

Zunächst muß hierbei bemerkt werden, daß diese Begründung nur die Möglichkeit ins Auge faßt, die Erwerbsfrist könne eine längere — zweijährige — bleiben. Dann würde allerdings, wenn man in einem Jahre seinen Unterstützungswohnsitz durch Abwesenheit verliert, aber einen neuen erst nach zwei Jahren erwirbt, mit Notwendigkeit eine Vermehrung der Zahl derer eintreten müssen, die keinen Unterstützungswohnsitz haben, und die demnach, sofern sie während dieser Zeit hilfsbedürftig werden, dem Landarmenverbande zur Last fallen. Das hat den Nachteil, daß die Armenpflege wegen der Größe der Landarmenverbände nicht genügend individualisieren kann und darum oft der nötigen Sparsamkeit ermangelt. Es hat dagegen den Vorteil, daß die Last auf sehr breiten Schultern ruht, sodaß eine Überbürdung ihres Trägers kaum zu befürchten ist. Aber auch wenn man als Axiom betrachtet, daß eine Vermehrung der Landarmen unter allen Umständen zu vermeiden sei, so ist damit noch nicht die Notwendigkeit bewiesen, daß die Fristen für Erwerb und Verlust des Unterstützungswohnsitzes immer dieselben sein müssen. Vielmehr ist noch die Möglichkeit zu erwägen, ob die Frist für den Erwerb nicht kürzer sein könnte als die für den Verlust.

Allerdings würde eine zu kurze Erwerbsfrist auf Bedenken stoßen, wenn man sich streng an den Grundsatz bindet, daß die Unterstützungspflicht das Entgelt für genossene wirtschaftliche Vorteile sein soll. Versteht man aber diesen Grundsatz der Leistung und der Gegenleistung nur cum grano salis, so wird

er schon als gewahrt gelten dürfen, wenn jemand eine Reihe von Monaten seine Arbeits- und Steuerkraft einer Gemeinde gewidmet hat, in der Absicht, dieses Verhältnis auf unbestimmte Dauer fortzusetzen. Die Frage, wie lang man diesen Zeitraum bemessen soll, ist theoretisch schwer, praktisch leicht zu entscheiden; er darf einerseits nicht zu kurz sein, damit sich während dessen schon gewisse Beziehungen zwischen dem Zugezognen und seiner neuen Heimat bilden können; andrerseits darf er nicht zu lang sein, wenn man mit der ungerechtfertigten Abschiebung Neuanziehender gründlich aufräumen will.

Die Abschiebung mittelloser, aber noch nicht hilfsbedürftiger Leute kurz vor Ablauf des zweijährigen Zeitraums, durch den sie den Unterstützungswohnsitz erworben haben würden, ist bedauerlicherweise auf dem Lande hier und da vorgekommen. Weniger in den Städten; denn nur auf dem Lande war es möglich, jede ungünstige Wendung im wirtschaftlichen Stande einer neuangezognen Familie genau zu verfolgen und mit den Arbeitgebern oder Hauswirten heimliche Vereinbarungen zu treffen, wonach das bestehende Arbeits- oder Wohnverhältnis vor Ablauf der zweijährigen Frist beendigt und ein neues an demselben Orte verhindert werden konnte. Diesem unlautern Gebaren könnte man mit einem Schlag ein Ende machen, wenn man die Frist zum Erwerbe des Unterstützungswohnsitzes so kurz bemessen würde, daß die Abschiebung von Arbeitern zugleich die wirtschaftlichen Verhältnisse der Arbeitgeber ungünstig beeinflussen würde. Das würde bei einer Hinabsetzung der bisherigen zweijährigen Erwerbsfrist auf eine sechsmonatige der Fall sein. Ein Wechsel des Gesindes aller sechs Monate ist auf dem Lande untunlich; auch Tagelöhner sucht man gern längere Zeit zu behalten. Es würde dem Erwerb des Unterstützungswohnsitzes durch illoyale Praktiken also nicht mehr entgegengewirkt werden können. Andrerseits steht eine so kurze Erwerbsfrist aber mit dem Prinzip von Leistung und Gegenleistung kaum noch in Einklang und unterliegt auch großen praktischen Bedenken, da sie die Gemeinden mit sehr unerwünschten Leuten belasten kann. Man denke an die sogenannten Sachsengänger, landwirtschaftliche Saisonarbeiter, die meist auf niedrigerer Stufe stehn als die Bevölkerung, zwischen der sie acht bis neun Monate arbeiten, und gegen deren Einbürgerung am Arbeitsorte man doch vielfach Bedenken haben würde.

Erwägt man dieses Für und Wider, so wird man sich schließlich doch mit dem im Gesetzentwurf enthaltnen Vorschlag der einjährigen Frist auch für den Erwerb des Unterstützungswohnsitzes befreunden, zumal da den Abschiebungen auf dem Lande neuerdings etwas sehr schwerwiegendes kräftig entgegenwirkt, nämlich der immer steigende Mangel an ländlichen Arbeitern. Wer heimische Arbeiter überhaupt noch erlangen kann, der sucht sie möglichst festzuhalten, sogar auf die Gefahr hin, daß sie etwa hilfsbedürftig werden könnten. Hierzu kommt ferner noch die starke Entlastung der Armenpflege durch die Kranken-, die Unfall-, die Alters- und die Invaliditätsversicherung. Wie in der Reichstagssitzung vom 29. Januar 1906 erwähnt worden ist, haben wir jetzt fast eine Million Rentenempfänger! Daß ein großer Teil dieser Personen auf die öffentliche Armenpflege angewiesen sein würde, wenn er die Rente nicht hätte, kann wohl keinem Zweifel unterliegen. Verliert aber hierdurch die Armenlast mehr und

mehr an Gewicht, so schwindet auch das Bestreben, Personen, deren wirtschaftliche Verhältnisse sich ungünstig gestalten, abzuschieben. Die Abschiebung unterbleibt, weil sie gegenstandlos geworden ist.

Wir kommen nun zu dem zweifelhaftesten und am lebhaftesten umstrittnen Punkte des Gesetzentwurfs, zu der weitern Ausdehnung der Fürsorgepflicht des Beschäftigungsorts.

Bisher hatte der Armenverband des Dienst- oder Arbeitsorts allen Personen, die gegen Lohn oder Gehalt in einem Dienst- oder Arbeitsverhältnis standen, sowie den Angehörigen dieser Personen, und auch den Lehrlingen, im Falle der Erkrankung am Dienst- oder Arbeitsorte für die Dauer von dreizehn Wochen Kur und Verpflegung zu gewähren, vorausgesetzt, daß das Dienst- oder das Arbeitsverhältnis nicht auf einen Zeitraum von einer Woche oder weniger beschränkt war. Hierdurch sollte einerseits dem Grundsatze der Wechselwirkung von wirtschaftlicher Leistung und Unterstützungspflicht Rechnung getragen und andrerseits der praktische Zweck verfolgt werden, bei der Bevölkerung, bei der ein besonders häufiger Ortswechsel vorzukommen pflegt, die Streitigkeiten zwischen den einzelnen Armenverbänden wegen Erstattung der Verpflegungskosten und der Übernahme Erkrankter zu vermindern. Der jetzt vorliegende Gesetzentwurf will nun diese Verpflichtungen in sachlicher, zeitlicher und räumlicher Beziehung erweitern.

Erstens nämlich dehnt er die Fürsorgepflicht des Beschäftigungsorts, die bisher auf Erkrankungsfälle beschränkt worden war, auf alle Fälle der Hilfsbedürftigkeit aus. Auch die durch Erwerbslosigkeit und durch Arbeitsmangel hervorgerufne Notlage soll hierunter fallen, weil es der Billigkeit entspreche, daß der Ort, dem die Kräfte des Hilfsbedürftigen dienstbar waren, für eine solche Notlage fürsorgepflichtig sei. Auch soll das Dienst- oder das Arbeitsverhältnis noch eine Woche nach seiner Beendigung zu Lasten des bisherigen Beschäftigungsorts dieselbe Wirkung haben.

Zweitens will der Gesetzentwurf die Fürsorgepflicht des Beschäftigungsorts zeitlich erweitern, indem er sie von dreizehn auf sechsundzwanzig Wochen ausdehnt. Diese Bestimmung findet ihr Vorbild in der Novelle zum Krankenkassengesetz von 1903, die die Krankenunterstützung ebenfalls auf sechsundzwanzig Wochen ausgedehnt hat. Hierfür wiederum war die Vorschrift der Invaliditätsversicherung entscheidend, daß Invalidenrenten erst nach sechsundzwanzigwöchiger Erwerbsunfähigkeit gezahlt werden dürfen.

Drittens erweitert der Gesetzentwurf noch in räumlicher Beziehung die Verpflichtung des Beschäftigungsorts, indem er diesem für die ersten sechsundzwanzig Wochen auch die Tragung der Kosten auferlegt, die von einem andern Ortsarmenverbande während der Dauer des Dienst- oder Arbeitsverhältnisses oder innerhalb einer Woche nach seiner Beendigung für den betreffenden Arbeiter aufgewandt worden sind. In diesen Fällen also soll der Dienst- oder Arbeitsort die Stelle des Unterstützungswohnsitzes vertreten.

Die Frage, inwieweit die Unterstützungspflicht, falls der Beschäftigungsort eines Hilfsbedürftigen mit seinem Aufenthaltsort (Wohngemeinde) nicht zusammenfällt, auf diese beiden Orte verteilt werden muß, läßt sich in ihrer Allgemeinheit

nicht leicht entscheiden. Für eine möglichst starke Heranziehung der Beschäftigungsgemeinde wird jedoch folgendes ins Gewicht fallen.

Nach dem Prinzip von Leistung und Gegenleistung rechtfertigt es sich, daß der Schwerpunkt der Armenlasten dahin gelegt wird, wo die Arbeitskraft des hilfsbedürftig Gewordnen benutzt wird. Durch die wirtschaftliche Arbeit entsteht in der Arbeitsgemeinde wirtschaftlicher Wohlstand. Bei industriellen Arbeitern ist die Arbeitsgemeinde in der Regel der Mittelpunkt ihrer wirtschaftlichen Existenz; in ihr pflegt der Arbeiter auch einen großen Teil seiner Bedürfnisse einzukaufen, denn industrielle Anlagen sind meist in größern Gemeinden; diese sind gewöhnlich auch steuerkräftiger und darum zur Tragung der Armenlasten besser imstande. Den stärkern Schultern kommt die größere Last zu.

Anders liegt die Sache, wenn es sich nicht um eine große industrielle Arbeitsgemeinde und eine kleine Wohngemeinde handelt, sondern wenn beide von ähnlicher Größe sind und ländlichen Charakter haben. Dann kann es zweifelhaft sein, ob nicht die Wohngemeinde von den Arbeitsleistungen außerhalb ihres Bezirks einen relativ bedeutenden Vorteil hat. In ihr bezahlt der Arbeiter seine Steuern und Abgaben, erhält seine Familie und verzehrt seinen Lohn, indem er die meisten Lebensbedürfnisse dort bezahlt.

In den Fällen, wo schon bald nach einwöchiger Arbeit eine Unterstützung notwendig wird, entstehn auch aus der Kürze dieser Frist schwerwiegende Bedenken gegen die stärkere Belastung der Arbeitsgemeinde. Es entspricht nicht mehr dem Prinzip von Leistung und Gegenleistung, wenn auf Grund ein- oder zweiwöchiger Arbeit an einem Orte dieser Ort für sechsundzwanzig Wochen die ganze Fürsorge im Falle der Hilfsbedürftigkeit übernehmen soll. Ganz besondre Bedenken ergeben sich noch in den Fällen, wo zu einem Eisenbahn- oder Wegebau Streckenarbeiter aus den umliegenden Gemeinden zusammengezogen werden, die dann nach kurzer Beschäftigung in einer Gemeinde, zu der sie sonst gar keine Beziehungen haben, dieser ihnen fremden Gemeinde als Hilfsbedürftige zur drückenden Last werden können.

Wäre es möglich, die sich darauf beziehende Bestimmung so zu fassen, daß wirklich nur die großen Industriegemeinden zugunsten kleiner ländlicher Vorortsgemeinden stärker belastet würden, so könnte man den Vorschlägen vielleicht zustimmen. So aber, wie sie formuliert sind, treffen sie auch eine Menge andrer Fälle, die man eigentlich nicht treffen will; sie führen deshalb an der einen Stelle neue Ungerechtigkeiten ein, wie sie solche an einer andern Stelle beseitigen.

Unter diesen Umständen erscheint die Ausdehnung der Fürsorgepflicht des Beschäftigungsorts auf alle Fälle der Hilfsbedürftigkeit doch bedenklich; es dürfte vielmehr geraten sein, die Pflicht nach wie vor auf die Fälle der Erkrankung zu beschränken. Mit dieser Beschränkung würde die Erweiterung der Fürsorgepflicht von dreizehn auf sechsundzwanzig Wochen unbedenklich erscheinen; sie legt, analog dem Krankenkassengesetz, die zeitliche Grenze zwischen Krankheit und Invalidität nunmehr einheitlich fest, sodaß für alle Fälle diesseits und jenseits dieser Grenze alsdann gesetzlich Fürsorge getroffen ist. Endlich könnte man auch der oben erwähnten räumlichen Erweiterung der bisherigen Fürsorgepflicht zustimmen, wenn diese auf Krankheitsfälle beschränkt bleiben würde.

Mag nun der Gesetzentwurf unverändert angenommen werden oder im vorstehenden Sinne Abänderungen erleiden, soviel ist sicher, daß er eine bedeutende Entlastung des platten Landes und eine stärkere Belastung der größern Städte zur Folge haben und demnach eine im ganzen und großen gerechtere Verteilung der Armenlasten herbeiführen wird.

Christentum und Kirche in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft

(Schluß)

Troeltsch, der den ersten Band geschlossen hat, eröffnet den zweiten, der systematischen christlichen Theologie gewidmeten, mit einer Abhandlung über das „Wesen der Religion und der Religionswissenschaft“. In der ersten, viel umfangreichern Arbeit hat er uns entzückt als Meister in der Analyse und Verknüpfung kirchengeschichtlicher Erscheinungen und Vorgänge; die zweite, kleinere befriedigt weniger. Das liegt am Stoff, denn hier hatte er es nicht mit Tatsachen zu tun, sondern mit schwankenden und streitigen Begriffen, über die eine klare Entscheidung zu treffen schwierig und gefährlich ist, nachdem man den festen Boden der kirchlichen Autorität verlassen hat. In dem Streit zwischen dem Idealismus und den mancherlei Schattierungen des naturwissenschaftlichen Materialismus und Positivismus stellt sich Troeltsch entschieden auf die Seite des ersten. Im Schluß wird zugegeben, aber, was ich für einen Fehler halte, nicht ausdrücklich gesagt, daß es ohne einige Dogmen eine christliche Religion, die diesen Namen verdient, gar nicht geben könne. „Die Religion ist nie bloß die seelische Tätigkeit der Hervorbringung und Gestaltung des religiösen Glaubens; sie ist in alledem zugleich die Behauptung eines realen Objekts ihres Glaubens, der Gottesidee.“ Kürzer und deutlicher: Ein religiöser Glaube ist entweder Glaube an einen persönlichen Gott oder Unsinn. Die Gottesidee nötige den Denkenden, sie philosophisch zu behandeln, sodaß die religiösen Probleme immer in die metaphysischen übergehn. „Hierbei wird bei der heutigen Lage der Dinge die Hauptaufgabe die Behauptung eines die geistigen Vernunftwerte im Weltgrund verankernden Idealismus gegen die alles verschlingenden naturphilosophischen Begriffe sein, die von dem Satze der Erhaltung des Stoffes und der Arbeit [der Energie] als metaphysischer Prinzipien aus dem Idealismus nur übrig lassen wollen, was von ihnen aus möglich ist, und das ist bei einer konsequenten Durchführung so gut wie nichts. Des weitern wird ihr zweites Hauptproblem sein, in dem Verhältnis des Weltgrundes oder absoluten Bewußtseins zu seinen Teilinhalten oder den endlichen Geistern die Möglichkeit beständig neuer Anfänge und Wirklichkeiten zu behaupten [das heißt unphilosophisch gesprochen: man muß das Geistige nicht für eine Begleiterscheinung des Nervenlebens, sondern jede Menschenseele für eine dem Leibe zugesellte Neuschöpfung Gottes

halten], ohne die alle religiöse Redeweise zur Phrase oder zur unfruchtbaren Mystik wird; es ist das Problem des Pluralismus und der Freiheit gegenüber dem Monismus, der nur notwendige Entfaltungen der stets mit sich selbst identischen Substanz kennt." Sehr schön bestimmt er das Verhältnis der naiven Religion zur wissenschaftlich reflektierten. Die Unterscheidung beider dürfe nicht etwa als Werturteil genommen werden.

Die naive Religion, soweit man ihrer habhaft werden kann, führt auf die wesentlichen Grundzüge des Phänomens, aber sie ist darum nicht etwa die echtere, reinere, wahrere Religion, der gegenüber die wissenschaftlich reflektierte die unechtere, gefälschte, mit fremdem Beisatz vermengte wäre. Im Gegenteil, die naive Religion ist bei ihrer meist obwaltenden Fremdheit gegen allen Erwerb der Wissenschaft an Klarheit und Harmonie [?] meistens einseitig, kulturlos, exaltiert oder geisteseng, unharmonisch und verworren. Nur die wenigen ganz Großen, in denen naive Religiosität mit einer ebenso naiven großen, reinen und klaren Seelenanlage ohne alle Selbstsucht und Rechthaberei verbunden ist, machen davon eine Ausnahme. Ihnen ist die Wissenschaft und ihr Erwerb fremd, und rein wissenschaftliches Denken kann auch ihnen sich nicht schlechthin anschließen, aber sie haben das Siegel des Genius, von dem Schiller spricht: Dich kann die Wissenschaft nichts lehren, sie lerne von dir. Ihnen ähnlich sind manche der kleinern Seelen, die rein und unreflektiert dem religiösen Zuge sich hingeben, aber gerade durch diese Hingabe das übrige Leben, das sie nicht verstehn, sich selbst überlassen und in die Hand ihres Gottes stellen. Im großen und allgemeinen aber ist das mit der naiven Religion nicht der Fall. Sie fordert überall das Korrektiv wissenschaftlicher Bildung und Zucht, Ruhe und Harmonie, sachlicher Weltkenntnis und gerecht abwägender Toleranz, überall die Ausweitung des Blickes auf die übrige Welt und die Harmonisierung mit ihren Inhalten. Ja, das letzte ist die Forderung, die auch von den reinsten und größten religiösen Offenbarungen aus entsteht, wenn sie nicht schließlich doch bei den von ihnen erregten Massen in Unkultur und enges Sektenwesen ausmünden sollen. Das Christentum ist das, was es geworden ist, nur im Bunde mit der Antike geworden, während es bei Kopten und Äthiopern zur reinen Fratze wurde.

Nach dieser einleitenden Abhandlung von Troeltsch wird nun über die drei Zweige der systematischen Theologie von drei Katholiken und drei Protestanten berichtet, über die katholische Dogmatik von Joseph Pohle. Er sucht den wissenschaftlichen Charakter der Dogmatik zu retten. Die Vertreter der übrigen Wissenschaften sollten sich im Interesse ihrer eignen Disziplinen hüten, den Begriff der Wissenschaft zu eng zu fassen. „Wenn die volle Einsicht in das Wie der obersten Axiome, auf denen jede Wissenschaft letztlich ruht, zu ihrem innern Wesen gehörte, so müßte man nicht nur allen Subalternwissenschaften in Bausch und Bogen die Wissenschaftlichkeit absprechen, weil sie ja ihre obersten Prinzipien aus einer höhern Disziplin entlehnen, sondern auch die euklidische Geometrie, diese echteste und konsequenteste [ich würde lieber sagen: diese allein exakte und unfehlbare] aller Wissenschaften, zur Unwissenschaftlichkeit verdammen, da sie das grundlegende Parallelenaxiom nicht strenge zu beweisen vermag. Eine absolut voraussetzungslose Wissenschaft gibt es nicht; denn sie wäre gleichbedeutend mit der Wissenschaft des Nichts. Gleichwie der Logiker mit Begriffen, der Historiker mit Tatsachen, der Chemiker mit Atomen als einem Gegebenen anfängt, so arbeitet auch der Dogmatiker mit dem in Schrift und Tradition hinterlegten Gotteswort, als seinem Material, das der wissenschaftlichen Bearbeitung, Ausbeutung, Begründung und Systematisierung harrt." Das ist richtig. Wenn

dargestellt wird, welche Lehren aus der Bibel gezogen werden können, und welche von den Theologen der verschiednen Zeiten und Völker wirklich gezogen worden sind, so hat man eine Wissenschaft: die Dogmengeschichte. Und sondert man aus ihr ab, was die römisch-katholische Kirche seit dem Tridentinum und dem Vatikanum lehrt, so hat man wieder eine Wissenschaft: die römisch-katholische Dogmatik — als historische Wissenschaft nämlich, als Darstellung dessen, was jene Kirche tatsächlich lehrt. Aber wenn der Darsteller den Anspruch erhebt, daß das, was er dargestellt hat, von jedermann geglaubt werden solle, wenn er die Pflicht dieses Glaubens nicht bloß als eine Forderung der kirchlichen Autorität hinstellt, sondern sie selbst wissenschaftlich bewiesen zu haben glaubt, so ist das nicht mehr Wissenschaft. Sofern die katholische Dogmatik auf diesen Anspruch hinausläuft, muß ihr der wissenschaftliche Charakter abgesprochen werden. Gebundenheit an die Schrift und an die Autorität der Kirche, meint der Verfasser, sei kein Fehler. Wahrhaft geistesfrei könne nicht ein Mensch heißen, der sich über alle Denk- und Sittengesetze „frei“ hinwegsetzt; „sonst wäre die wildeste Unvernunft zugleich die größte Geistesfreiheit, die schlimmste Libertinage die höchste sittliche Freiheit“. Das zweite ist unbestreitbar, aber daraus folgt noch nicht, daß auch das erste wahr sei; es muß erst untersucht werden, ob es sich über Vernunft und Sittengesetz hinwegsetzen heißt, wenn man sich der Autorität der römischen Kirche nicht unterwirft. Das gilt im allgemeinen, und läßt man sich gar ins Besondre ein, so stößt man aller Augenblicke auf Lehren, die sich ja, wie Pohle z. B. an der Mariologie zeigt, logisch aus den Grunddogmen ableiten lassen mögen, die aber der Vernunft, der Bibel und der Geschichte widersprechen. Reformbestrebungen auch auf dem dogmatischen Gebiet weist der Verfasser nicht unbedingt ab. „Wenn überhaupt im sogenannten Reformkatholizismus ein gesunder Kern steckt, so ist es der, daß die kirchliche Wissenschaft und das kirchliche Leben bei ihrer außerordentlichen Anpassungsfähigkeit an neue Verhältnisse etwas mehr als bisher den Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts ins Auge fassen möchten. Der an sich unveränderte Dogmenschatz verlangt gebieterisch nach neuen Formen und Darbietungen.“ Nein, nicht der Dogmenschatz, sondern der moderne Mensch verlangt danach, der Dogmenschatz bedarf ihrer, und er bedarf nicht bloß der neuen Form und Darstellung, sondern der Sichtung und Verkleinerung. Die ungeheure Mehrzahl der Dogmen ist, als Dogmen, zu streichen; teils als Hypothese, teils als Symbol mag vieles davon der Erhaltung wert sein. Dagegen unterschreibe ich den folgenden Satz, in dem ich nur „Kirche“ für „Dogmatik“ setzte. „Fragt man nach den Kulturwerten, die die katholische Dogmatik an die Zukunft weiter gibt, so besteht der größte und kostbarste darin, daß sie die christliche Weltanschauung in ihrer unverkürzten Ganzheit und ungetrübten [leider nicht ungetrübten] Gestalt in die zukünftigen Gesellschaftsbildungen glücklich hinüberretten wird. Dem titanenhaften Ansturm des Unglaubens, dem die Entchristlichung breiter Schichten der Bevölkerung leider schon gelungen ist, setzt sie einen ebenso unbeugsamen wie unüberwindlichen Widerstand entgegen.“ Der göttliche Geist, der die Entwicklung des Menschengeschlechts leitet, hat die mannigfaltigen Kräfte, die von der mittelalterlichen Kirche umschlossen wurden, durch die Kirchenspaltung aus ihrer

Verbindung gelöst, als sie sich nicht mehr beisammen halten ließen. Seitdem sind den verschiednen Kirchen verschiedne Aufgaben zugefallen, von denen hier nur zwei genannt werden sollen. Die protestantischen Kirchen sollten durch die Lösung von der Lehrautorität die freie wissenschaftliche Forschung ermöglichen und ermuntern, wodurch freilich die protestantische Christenheit in die Gefahr geriet, den Glauben zu verlieren, weil die Reste kirchlicher Autorität, die sie behalten hatten, für die Gegenwirkung gegen negativ gerichtete Forscherbestrebungen zu schwach waren, die Theologen aber sich von wissenschaftlichen Scheinautoritäten zu weit nach links locken ließen. Die katholische Kirche dagegen erhielt durch ihre mit Festigkeit und Sicherheit geltend gemachte Lehrautorität den ihr treu Bleibenden den Glauben an die Grundwahrheiten der Bibel, was ohne einige Schädigung des wissenschaftlichen Lebens nicht möglich war. Darin nun, daß der Protestantismus die Katholiken zwingt, ihm in der wissenschaftlichen Forschung wenigstens zögernd nachzufolgen, das Beispiel der katholischen Kirche aber und der Kampf gegen sie die protestantischen Theologen abhalten, die Grunddogmen vollends wegzuwerfen, besteht einer der Dienste, die die Konfessionen durch Ergänzung, Berichtigung, Zügelung, Anspornung einander leisten. Jenes treue Festhalten an den Grunddogmen, nicht die sogenannte päpstliche Unfehlbarkeit, ist das eigentümliche Charisma, die Gnadengabe, die der Geist Gottes der römischen Kirche verleiht. Die „Unfehlbarkeit“ würde, wenn sie nicht reine Illusion wäre, vollkommen überflüssig sein, denn um die Streitfragen rechthaberischer Theologen, die einer entscheidenden obersten Instanz bedürfen, kümmert sich heute kein Mensch mehr, und auf das christliche Leben haben die Entscheidungen, in welchem Sinne sie auch fallen mögen, gar keinen Einfluß. Jenes treue Festhalten an den Grunddogmen aber ist etwas ganz andres als die vermeintliche Gabe, mit Hilfe einer übernatürlichen Erleuchtung gelehrte Spitzfindigkeiten zu beurteilen. Zu der Erkenntnis, daß die Bibel den persönlichen Gott, die göttliche Weltregierung, die Unsterblichkeit der Menschenseele, die Göttlichkeit Jesu und die göttliche Gründung der Kirche lehrt, bedarf es weder einer übernatürlichen Erleuchtung noch der natürlichen Gelehrsamkeit; diese Wahrheiten findet jeder in der Bibel, der lesen kann. Nicht daß die katholische Kirche sie erkennt, ist ihre Leistung, sondern daß sie allem heftigen Widerspruch der Zeit zum Trotz daran festhält.

Von den katholischen Beiträgen ist der von Joseph Mausbach über die „christlich-katholische Ethik“ der schönste. In der Einleitung hebt er mit Thomas von Aquin hervor, daß die Moral nicht in derselben Weise wie die Dogmatik auf die Offenbarung angewiesen ist, da sie in der Vernunft wurzelt und dem Christentum nicht ihr Dasein, sondern nur ihre Vollendung verdankt. Selbstverständlich lehnt er die Gleichstellung der sittlichen Norm mit der äußern Sitte, mit den Gebräuchen und Rechtsnormen der Völker ab. „Nur scheinbar weist die Etymologie des Wortes »Sittenlehre« auf einen solchen Zusammenhang. [Das ist nicht gut ausgedrückt; der Zusammenhang ist kein bloßer Schein, sondern er besteht tatsächlich; aber er darf nicht falsch verstanden werden, und falsch verstehn ihn die meisten heutigen Entwicklungstheoretiker und Soziologen.] In der Sache lehnen gerade Aristoteles und Cicero, denen wir das Wort verdanken, die geschichtliche, positivistische Begründung der Sittlichkeit aufs ent-

schiedenste ab und lehren eine natürliche [»natürlich« ist hier, wo es sich um den Gegensatz gegen die Naturwissenschaftler handelt, wohl nicht das richtige Wort], in ewigen Ideen wurzelnde Moral. Ohne diese ideale Grundlage müßte die Sittenlehre zu einem Zweige der Ethnographie oder der Kultur- und Rechtsgeschichte herabsinken.“ Kant gegenüber wird richtig bemerkt, daß das innerliche „du sollst“ keineswegs eine allererste allgemeine und unanfechtbare Tatsache ist. Das Bedenkliche und Gefährliche der Kasuistik und des Probabilismus wird anerkannt, doch wird zu beider Rechtfertigung gesagt: „Die Freisprechung des Gewissens von zweifelhaften Pflichten bildete einen Schutz gegen Überlastung mit kirchlichen oder staatlichen Obliegenheiten, gegen Schulsatzungen und rigoristische Seelenführer und sollte bei ängstlichen Gewissen der Gefahr formeller Versündigung vorbeugen. Die allgemeine Anerkennung eines Minimums strenger Verpflichtungen — Minimum im Sinne idealer Christlichkeit, keineswegs im Sinne des Libertinismus aller Zeiten — bot eben durch die Allgemeinheit, mit der es durchgeführt werden konnte, einen unverkennbaren Vorzug gegenüber einer strengern, aber angefochtnen und zwiespältigen Praxis; dabei galt als selbstverständlich das Streben des Beichtvaters, durch Rat und Führung zum Höhern anzuleiten.“ In Beziehung auf das Verhalten den Naturvölkern gegenüber schreibt der Verfasser: „Bei der Beurteilung der sittlichen Roheit tiefstehender Völker sucht die katholische Moral die Mitte einzuhalten zwischen einem Relativismus, der alles »Ländliche« für »sittlich« erklärt, und einem Rigorismus, der das Handeln solcher Wilden nach dem ausgebildeten Sittlichkeitsbewußtsein des Christen beurteilt.“ In den Abhandlungen heutiger katholischer Theologen über den Unterschied von läßlichen und Todsünden trete vielfach das Bestreben hervor, den Kreis des Todsündlichen enger zu ziehn, als es der bisherigen sententia communis entspricht; daran sei aber nicht Neigung zum Laxismus schuld, sondern die Schwierigkeit, die das Höllendogma dem modernen Denken bereite. Sehr richtig. Und diese Schwierigkeit wird dadurch nicht gehoben, daß Mausbach mit Augustin und Thomas die Höllenstrafe darstellt nicht als Folge eines willkürlichen Dekrets Gottes, sondern als die natürliche Wirkung des Seelenzustands des Verdammten nach dem Ausspruche Augustins: cum punit Deus peccatores, non malum suum eis infert, sed malis eorum eos dimittit. Das versteht sich für den modernen Denker von selbst; das jenseitige Leben kann nur als die natürliche Frucht des diesseitigen gedacht werden. Aber eine Wirkung des diesseitigen Tuns, die in ewigen Qualen bestünde, ist undenkbar. Die Schuld fiele doch auf Gott zurück, was der folgerichtige Calvin erkannt hat, ohne in seiner Härte daran Anstoß zu nehmen. Kein moderner, denkender und fühlender Mensch vermöchte einen Gott zu lieben, der unzählige Wesen für ewige Qualen schafft. Das Höllendogma gehört also zu den Lehren, die die Kirche preisgeben muß, wenn sie in moderne Herzen Einlaß finden will. Den Vorwurf, daß die katholische Askese Kulturfeindlichkeit bekunde, weist Mausbach zurück. „Der scheinbare Gegensatz zwischen Weltentsagung und Weltbeherrschung löst sich in einen Gradunterschied auf; nicht das Gute und das Böse, sondern das Gute und das Bessere stehn sich gegenüber. Das Beste aber, das Wesen der Vollkommenheit, ist nicht die Weltflucht, sondern die Gottes-

und Nächstenliebe." Beachtung verdient die Äußerung: „Die katholische Auffassung der Ehe und der Jungfräulichkeit trat durch die heutige Frauenbewegung in neue Beleuchtung; es zeigte sich, daß die moderne Überspannung der Geschlechtsaufgabe des Weibes, die Forderung der Mutterschaft als des höchsten Gutes der Frau eine Gefahr für den christlichen Charakter, für die Einheit und den Bestand der Ehe war. Dagegen läßt die Hochschätzung der Jungfräulichkeit das selbständige Wesen und Können, die geistig-sittliche Persönlichkeit des Weibes deutlich hervortreten; die praktische Betätigung dieser Idee bietet auch für die Beteiligung der Frauen an höherer Kulturarbeit, an den sozialen und charitativen Aufgaben der Gegenwart den wünschenswerten Spielraum." Die „christlich-katholische praktische Theologie" wird von Cornelius Krieg dargestellt. Da auf die Homiletik, den einen der vier Zweige der praktischen Theologie, nur vier, auf ihre Geschichte nur zwei Seiten kommen, konnte für eine Geschichte der Predigt, die viel interessanter und wichtiger gewesen wäre als ein Abriß der Geschichte der Literatur darüber, freilich kein Raum bleiben. Eine Geschichte der Predigt von einem katholischen Autor würde besonders deshalb interessant sein, weil er auch den Verfall der homiletischen Volksbelehrung im Mittelalter darzustellen gehabt hätte.

Das überaus schwierige Thema: „Christlich-protestantische Dogmatik" behandelt Wilhelm Herrmann. Er beginnt mit dem Geständnis, daß sich der Protestantismus bis auf den heutigen Tag noch nicht aus dem katholischen Begriff vom Glauben, auf dem alle Dogmatik beruht, herausgefunden habe. Der Gedanke einer geoffenbarten Lehre, nicht die von den kirchlichen Autoritäten getroffne Festsetzung, habe von Anfang der Kirche an als das wichtigste im Dogma gegolten. „Natürlich verband sich damit die Vorstellung, daß der Mensch einer solchen Kundgebung Gottes zu gehorchen habe. Dieser Gehorsam hieß christlicher Glaube und galt als das wichtigste Werk, das der Mensch zu verrichten habe, um Gott wohlgefällig und selig zu werden. So die Offenbarung, den Glauben, das Heil sich vorzustellen, ist ein Hauptkennzeichen katholischen Christentums. Wenn nun auch in der Anfangszeit des Protestantismus das Wort Dogma noch keine große Rolle spielte, und der Name Dogmatik noch nicht gebraucht wurde, so hat doch der Gedanke einer geoffenbarten Lehre, die Gehorsam oder Glauben verlange, schon die ersten Regungen einer evangelischen Theologie in seinem Bann gehalten. Und nichts steht noch gegenwärtig der herrschenden kirchlichen Frömmigkeit im Protestantismus so fest wie die Vorstellung, daß Gott durch ein solches Mittel und unter dieser Bedingung die Menschen selig machen wolle. Daß das gerade der wichtigste Grundsatz des Katholizismus ist, kommt dieser Frömmigkeit in der Regel nicht zum Bewußtsein, und wenn es geschieht, so meint man doch noch immer durch viele andre Dinge sich von der scharf bekämpften römischen Kirche zu unterscheiden. Es ist den Regierungen nicht zu verdenken, wenn sie unter diesen Umständen in den beiden Gestaltungen des abendländischen Christentums wesentlich dieselbe Größe sehen, in der evangelischen Kirche dieselbe nur mit etwas weniger Nachdruck und in der Masse etwas gebildeter auftretende Frömmigkeit, die sich in ihrer römischen Richtung rücksichtslos gebärdet und sich politische Geltung zu

erzwingen weiß. In der Reformation ist das Verhältnis ganz anders aufgefaßt. Man empfand den Gegensatz als eine Scheidung in der Religion selbst, nicht bloß als eine Differenz in einigen ihrer Mittel und Äußerungen. Um so folgenreicher war es, daß nun doch sogleich in den ersten systematischen Darstellungen der christlichen Religion die Reformatoren selbst die geoffenbarte Lehre zusammenfassen wollten, der man gehorchen müsse, um dadurch christlichen Glauben zu haben und ein Christ zu werden.“ Es folgt nun eine sehr geistreiche, sehr gründliche, sehr tiefe, besonders ausführlich bei Schleiermacher verweilende Darstellung des Ringens der protestantischen Theologie nach einer Dogmatik, die nur den einen Fehler hat, daß man sie, wie die meisten Abhandlungen der modernen protestantischen Dogmatiker, nicht versteht. Einmal wird der Verfasser offenherzig. Die orthodoxen Dogmatiker, meint er, wollten die Religion schützen, aber durch diesen Schutz, der unter anderm der historischen Forschung Schranken aufzwinge, werde die Himmelstochter, die nur in der Wahrheit frei sein könne, jämmerlich gebunden. „Diese Stricke will die liberale Dogmatik mutig durchschneiden und freut sich mit Recht ihres Werkes. Aber sie scheint auch nicht viel anderes behalten zu wollen als die durchschnittnen Stricke.“

Das Elend der protestantischen Dogmatik hat meiner Überzeugung nach zwei Ursachen. Die erste besteht in dem Eigensinn, mit dem sie an der Meinung festhält, ihr Begriff vom christlichen Glauben sei vom katholisch-tridentinischen wesensverschieden. Wie ihn Luther hat verstanden wissen wollen, mag dahingestellt bleiben. Je mehr die Theologen darüber schreiben, desto dunkler wird einem die Sache, und sehr klar kann sich Luther selbst darüber nicht gewesen sein; wie hätte er sonst, nachdem er kaum die vermeintliche neue Wahrheit inne geworden war, sie mit Melanchthon zusammen sofort wieder verhüllen können? Also nicht die Ansicht Luthers meine ich, sondern die der heutigen evangelischen Prediger und Jugendlehrer. Wenn man deren Lehre vom rechtfertigenden Glauben, der die Frucht der Heiligung und des christlichen Wandels bringt, nicht in hegelscher, sondern in deutscher Sprache einem ehrlichen verständigen Manne vorträgt, und danach die katholische Katechismuslehre von dem Glauben, der sich durch Hoffnung und Liebe lebendig erweist, so wird jener Mann auch mit dem Seelenmikroskop philosophisch geschulter Logik keinen Unterschied zwischen beiden herausfinden können. Daß das bloße Fürwahrhalten, der bloße Glaubensgehorsam schon selig mache, bestreitet ja die katholische Kirche mit aller Kraft gestützt auf 1. Korinther 13 und auf Jakobus, den Luther nicht leiden konnte: auch die Teufel glauben — und zittern. Wenn in einzelnen Perioden auf Rechtgläubigkeit ein übertriebnes Gewicht gelegt worden ist, so war daran nicht die römische Kirche schuld, deren Sinn immer auf das Praktische gerichtet ist — auf das Praktische im guten und manchmal auch im schlimmen Sinne —, sondern zuerst die griechische Disputierwut, und vom sechzehnten Jahrhundert an die rabies der lutherischen Theologen, von der befreit zu werden Melanchthon für ein großes Glück hielt, das der Tod beschere. Mit dieser Krankheit sind die Jesuiten von ihren Gegnern angesteckt worden und haben die römische Kurie damit erst angesteckt, nachdem die Protestanten schon mehr als gründlich davon genesen waren, sodaß seit Pius des Neunten Tagen die Ketzerriecherei

in der römischen Kirche wieder in Flor steht. Bei den mittelalterlichen Ketzerverfolgungen handelte es sich nicht um philosophische Lehrsätze, sondern um die Rebellion ganzer Volksmassen gegen die geistliche Obrigkeit. Die zweite Ursache der theologischen Verlegenheiten in der evangelischen Kirche ist die Furcht der meisten Theologen, es werde ihnen von den unfehlbaren Päpsten der atheistischen Wissenschaft die Wissenschaftlichkeit abgesprochen werden, wenn sie sich herzhaft zum Glauben an den persönlichen Gott, an den Gottmenschen und an die Unsterblichkeit der Menschenseele bekennen. Darum versuchen sie es zu machen wie Münchhausen, der einen Garnknäuel in die Luft wirft und daran in die Höhe klettert. Darum versuchen sie den Glauben zu konstruieren als Vertrauen zu einem Gott und Hingabe an einen Gott, von dem man aber beileibe nicht glauben dürfe, daß er existiert. Wenn ich nicht für wahr halte, daß der persönliche, allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde existiert, den die Propheten gelehrt haben, der Himmelvater, den Jesus verkündigt hat, der die Vöglein speist und die Blumen kleidet, wenn ich nichts habe als den dummen und bösen Urwillen Schopenhauers oder Hartmanns Unbewußtes oder das Atomgewimmel unsrer monistischen Materialisten, dann ist der rechtfertigende Glaube Schwindel oder gedankenloser Unsinn. Und wenn Jesus eine mythologische Figur ist, wie Kalthoff will, oder ein bornierter Jude, der für uns heutige Menschen gar nichts zu bedeuten habe, wie Eduard von Hartmann in seinem neuesten Buche meint, dann wird zur leeren Phrase, was Herrmann schreibt: in der Richtung auf das Ziel einer christlichen Gemeinschaft wüßten sich die Christen erhalten „durch die Macht der Person Christi über ihr Herz". Was hat denn sogar ein Plato für Macht über das Herz seiner heutigen Verehrer, und wie verschwindend klein ist deren Zahl im Verhältnis zur Christenheit? Ein bloßer Mensch übt zweitausend Jahre nach seinem Tode gar keine Macht aus über die Völker. Und endlich: wenn der Himmel im christlichen Sinne nicht existiert, wenn es nur den astronomischen Himmel gibt, dann gibt es auch keine Himmelstochter Religion; dann müssen wir den Mut haben, gleich David Strauß die Frage: sind wir noch Christen? mit „nein" zu beantworten.

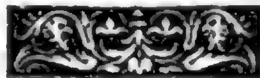
Auf Reinhold Seebergs „Christlich-protestantische Ethik" gehe ich nicht ein, weil ich ethische Fragen schon allzu oft in den Grenzboten behandelt habe. Nur die interessante Bemerkung mag angeführt werden, daß zwar nach der protestantischen Vorstellung die Kirchenbeamten nur Mandatare und Organe der Gemeinde sein sollen, daß sich aber diese ideale Stellung in der Praxis notwendig umkehre: „die Ämter als Ämter leiten und regieren, sie vertreten eine feste Ordnung und machen diese zur Norm der Entwicklung". Wilhelm Faber fällt mit seinem Beitrage: „Christlich-protestantische praktische Theologie" aus dem Rahmen des Werkes heraus; anstatt über die Geschichte und den gegenwärtigen Zustand seiner Disziplin zu berichten, schreibt er ein Handbüchlein der praktischen Theologie, aber ein schönes und gutes, was den Herausgeber zur Annahme des der Aufgabe nach verfehlten Beitrags bestimmt haben mag. Gelegentlich der Hausbesuche des Pfarrers bemerkt er: „Es gibt noch Geistliche, die alles auf ihrer Studierstube an sich herankommen lassen, da sie die von Steinmeyer mit Recht beklagte Abschaffung des Beichtstuhls, die die

Kirche um ihre Popularität gebracht hat, nicht wieder rückgängig zu machen vermögen.“ Den Separatisten gegenüber empfiehlt er, drei Gruppen zu unterscheiden. „Solche, die eigentlich nur Kreise innerhalb der Kirche sind, wie die Herrnhuter und gewisse Gebetsvereine, sind zu stärken und zu stützen. Solche, die selbständig sind, aber sich freundlich zur organisierten Kirche stellen, können und sollen mit uns in einem gesegneten Wechselverkehr stehn; solche endlich, die prinzipiell die Landeskirche, die auf deutschem Gebiete mit der Volkskirche gleichbedeutend ist, verachten und bekämpfen, wie die schrankenlose Gemeinschaftsbewegung, sind mit Entschlossenheit und Rücksichtslosigkeit abzuweisen.“ Weder der katholische noch der evangelische Pastoraltheolog hat die Wichtigkeit des Pfarramts gebührend hervorgehoben. Das ist doch eine der größten Erscheinungen der Weltgeschichte und einer der kräftigsten Beweise für die Göttlichkeit des Christentums, daß es, dank dem Pfarramt, in keinem Winkel des Erdkreises, wo Christen wohnen, und unabhängig von allen politischen Veränderungen, den Christen an einem Manne fehlt, der von Amts wegen verpflichtet ist, sie zu belehren und sich ihrer in allen ihren leiblichen und Seelennöten anzunehmen. Den Schluß des Werkes macht eine Betrachtung über „Die Zukunftsaufgaben der Religion und der Religionswissenschaft“ von Heinrich Julius Holtzmann. Er meint: „Würde sich die Kirche nur immer auf ihrem eigensten Lebensgebiet, dem der Religion, recht auskennen, so könnte sie sich aller ängstlichen Sorge um das Geschick einer durchweg zeitlich bedingten und daher mannigfachen Schwankungen ausgesetzten Theologie begeben. Denn eine tiefgründige Religionswissenschaft kann darüber keinen Zweifel belassen, daß in keiner Folgezeit irgendwelche religionslose Kultur imstande sein wird, das eigentliche und einzige Wunder, nach dem uns verlangt, zu leisten, nämlich die herbe Spannung zwischen dem Lebensdrang der Persönlichkeit und dem mechanischen Widerstande des Stoffes zu lösen, den kräftig fühlenden Menschen des Geistes mit seinem Dasein und Geschick als Naturwesen zu versöhnen, sein inneres Erleben mit dem äußern auszugleichen.“ Daß die Völker niemals ohne Religion auskommen werden, ist freilich sicher. Aber was das für eine Religion sein wird, das hängt doch einigermaßen von der Theologie ab, und darum ist die Sorge um diese nicht so ganz eitel, am wenigsten in der evangelischen Kirche, die nicht gleich der russischen eine stumme Zeremonienreligion, sondern gerade die aufs Wort gegründete Religion ist, deren Diener reden, immer reden, und womöglich nichts als reden sollen. Was sollen sie reden? Das ist doch ohne Theologie gar nicht auszumachen. Mir scheint die gedeihliche Entwicklung der christlichen Kirche davon abzuhängen, daß sich die Protestanten und die Katholiken in der Dogmatik einander nähern. Die evangelischen Theologen müssen zwischen sich und den anmaßenden „Voraussetzungslosen“, denen der Atheismus selbstverständliche Voraussetzung ist, das Tischtuch zerschneiden und sich ohne diplomatischen Hegelgallimathias zu den oben genannten drei Grunddogmen bekennen. Die katholische Kirche dagegen muß darauf verzichten, zu fordern, daß außer diesen drei Grunddogmen auch die von den Theologen daraus gezognen Folgerungen und die in das System hineingearbeiteten Mythen, Volksmeinungen und hierarchischen Ansprüche als geoffenbarte Heilswahrheiten hingenommen werden. Die ausgeführte Dogmatik muß

als veränderliches Menschenwerk, die drei Grunddogmen müssen als geoffenbarte Wahrheit anerkannt werden. Mit dem Schlußworte Holtzmanns darf man einverstanden sein. Er hat zuletzt von den sozialen Aufgaben des Christentums gesprochen und schreibt dann: „Dem buddhistischen Pessimismus gegenüber lebt der christliche Optimismus vom Glauben an die Möglichkeit einer fortschreitenden sozialen Gesundung der Menschheit. Darum allein konnte die eschatologische, auf das, was demnächst werden sollte, in ekstatischer Erregung gespannte Weltuntergangsstimmung des Urchristentums jene große Metamorphose erleben, daraus im Verlaufe von bald zwei Jahrtausenden die zukunftsfrohe Richtung einer modern denkenden und handelnden, aber auch an Daseinswert und Lebenszweck gläubigen und insofern religiös empfindenden Menschheit erwachsen ist und sicherlich noch weiterhin ausreifen will.“

In einem klassisch schönen Antlitz stören auch die kleinsten Wärzchen, darum merke ich ein paar Druckfehler an. Seite 536, sechste Zeile von unten steht „anders“ für „anderes“, Seite 616, Zeile 14 von unten „entnommene“ für „entronnene“, Seite 373 in der Mitte ist ein Satz nachlässig gebildet. „Der ästhetische Geist verschwindet nun vollständig, er wird aggressiv usw.“ Wenn er nicht mehr vorhanden ist, kann er nicht aggressiv werden. Der Verfasser hat in Gedanken das Subjekt gewechselt: der nun nicht mehr ästhetische Geist der Renaissance wird aggressiv.

C. J.



Ausgestorbne und aussterbende Tiere

Von O. von Linstow

Die vier vorgeschichtlichen Perioden, die Eisenzeit, die Bronzezeit, die jüngere und die ältere Steinzeit waren an Säugetieren viel reicher als die Gegenwart, und zwar um so reicher, je weiter sie zurückliegen. In der ältern Steinzeit trieben die Menschen keinen Ackerbau, sie lebten nur von der Jagd, und aus den Knochen der von ihnen erlegten Beutetiere lernen wir den großen Reichtum der Tiere kennen, die sie umgaben. Es sind 167 Säugetierarten, und nicht nur die Arten-, sondern auch die Individuenzahl der Tiere muß sehr groß gewesen sein; sind doch an einer vorgeschichtlichen Fundstätte bei Solutré in Frankreich die Reste von etwa 2000 Wildpferden gefunden worden, die der Mensch auf seinen Jagden erlegt hatte. Von diesen 167 Tierarten — es ist hier immer nur von Säugetieren die Rede — ist etwa der dritte Teil, 56 Arten, in vorgeschichtlichen Zeiten ausgestorben. Das bekannteste ist wohl das Mammut, eine große Elefantenart, die aber durch eine mächtige Pelzbekleidung und eine gewaltige Specklage unter der Haut einem Leben in einem kalten Klima angepaßt war. Das Mammut lebte herdenweise in ganz Europa bis Oberitalien und Südfrankreich, in Nordamerika und im nördlichen Asien; in Sibirien fand es sich massenhaft. Die Zahl der Stoßzähne, die in den

letzten zweihundert Jahren aus Sibirien als fossiles Elfenbein in den Handel gebracht worden sind, rührt von etwa 20000 Tieren her. Schon wiederholt waren im nördlichen Sibirien ganze Mammute, auch wollhaarige Nashörner, im Eise eingefroren gefunden, da die Kälte die Fäulnis verhindert hatte, und vor einigen Jahren ist es gelungen, ein solches Exemplar zu bergen. An der Beresowka, einem Nebenfluß der Kolyma im äußersten Norden von Ostsibirien, hatte man eine ganze Mammutleiche im Eise entdeckt. Der russische Staat bewilligte eine Summe von 16300 Rubeln für die Expedition, die unter der Leitung von Herz am 3. Mai 1901 aus St. Petersburg aufbrach und nach endlosen Mühen am 18. Februar 1902 mit dem gewaltigen Tiere wieder eintraf; es steht ausgestopft im Museum von St. Petersburg. Das Skelett ist daneben gestellt, und aus dem Mageninhalt ließen sich noch die Pflanzen bestimmen, von denen das Tier gelebt hat. Das Mammut war einer der Zeitgenossen des Menschen der alten Steinzeit, der es vielfach abgebildet hat; so finden wir in der Höhle von Combarelles im Departement Dordogne mit Flintstein in die Felswand gegrabne Umrisse von hundertundneun Tieren, von denen vierzig das Wildpferd, drei das Urrind, zwei die Saïga-Antilope, zwei das Renntier, drei den Hirsch und vierzehn das Mammut darstellen. Schon die folgende Periode, die jüngere Steinzeit, ist viel ärmer an Tierarten; eine Gruppe von Tieren, einem kalten Klima angepaßt, ist nach Norden ausgewandert, wie Renntier, Moschusochs, Polarfuchs, Schneehase, Eisbär, Vielfraß, Zobel, Lemming, denn in der ältern Steinzeit herrschte ein eisiges Klima, und ein großer Teil des jetzigen bewohnten Landes war vergletschert; eine Anzahl ist nach Osten ausgewandert, wie die Saïga-Antilope, eine andre nach dem Süden, Löwe, Tiger, Leopard, Hyäne, Elefant, Flußpferd, Nashorn, und so wird die Artenzahl in Mitteleuropa mit jeder Periode kleiner.

In geschichtlichen Zeiten sind verschiedne Tierarten ausgestorben oder durch den Menschen ausgerottet worden. Die Stellersche Seekuh, Rhytina Stelleri, ein bis 7,5 Meter langes und 4000 Kilogramm schweres, robbenähnliches Tier, lebte im Meere an der Nordküste von Sibirien und Kamtschatka und wurde 1742 von Steller erbeutet; seit 1768 scheint es ausgerottet zu sein, nach einer andern Angabe ist es 1780 zuletzt gesehen worden. Die Dronte, Didus ineptus, war ein 80 Zentimeter hoher und 12,5 Kilogramm schwerer Vogel, der verkümmerte Flügel hatte und nicht fliegen konnte; er lebte auf der Insel Mauritius, wo er 1679 zuletzt erbeutet wurde. Didus solitarius, von der Größe der Gans, lebte bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts auf der Insel Rodriguez und ist ebenfalls ausgerottet. Der Riesenalk, Alca impennis, 90 Zentimeter lang, lebte in Island und Grönland und wurde 1844 zuletzt erbeutet.

Eine Reihe von Tieren steht dicht vor dem Aussterben. Das Wisent oder der europäische Auerochs, der früher über ganz Mitteleuropa verbreitet war, lebt jetzt nur noch in Litauen im Walde von Bialowicza und im Kaukasus; die Zahl wird auf etwa 600 geschätzt und nimmt von Jahr zu Jahr ab. Der amerikanische Büffel lebte vor nicht langer Zeit in den Steppen von Nordamerika in fast unübersehbaren Herden; im Jahre 1889 lebten noch 835 Tiere,

davon 200, da das Tier vor dem völligen Aussterben geschützt werden soll, auf Kosten der nordamerikanischen Regierung im Yellowstonepark. Das schottische Parkrind ist der letzte Stamm der mitteleuropäischen wilden Rinder; eine Herde in Chartley bestand 1830 aus etwa achtzig Stück, die Farbe der Tiere ist weiß, die im Park von Hamilton haben schwarze Ohren, und auch die Beine von dem Huf bis zum Knie sind schwarz. Der Biber, früher auch in geschichtlichen Zeiten in Deutschland häufig, wie die vielen Ortsnamen mit Biber, Beber, Bever beweisen, ist bei uns fast ausgerottet; eine kleine Kolonie bei Dessau wird gesetzlich geschützt, damit das völlige Aussterben verhindert werde. Der Steinbock war in den Alpen Tirols und in der Schweiz allgemein verbreitet; jetzt lebt nur noch ein Stamm von etwa dreihundert Tieren in den Gebirgen von Piemont und Savoyen.

Die Zahl der Säugetierarten, die in der ältern Steinzeit mit dem Menschen zusammen lebten, ist jetzt in Mitteleuropa auf etwa die Hälfte verringert; manche Arten sind ausgewandert, etwa ein Drittel ist ausgestorben, und da machen wir die höchst wichtige Beobachtung, daß keine einzige Art neu entstanden ist in einem Zeitraum, der vom Darwinismus auf viele Hunderttausende von Jahren berechnet wird; alle Säugetiere, mit denen wir jetzt zusammen leben, finden wir in den Resten der ältern Steinzeit wieder, neu aufgetreten ist keine einzige Art, eine Tatsache, die entweder dem Darwinismus unbekannt geblieben ist oder von ihm geflissentlich verschwiegen wird. Wenn es eine Schöpferkraft gegeben hat, die die Tierformen auf unsrer Erde entstehn ließ, so ist sie seit vielen Hunderttausenden von Jahren nicht mehr tätig. Die Tertiärperiode, die der hier besprochnen voranging und sich im Gegensatz zu der letzten durch ein heißes Klima ausgezeichnet haben muß, denn aus versteinerten Pflanzen in Grönland läßt sich bestimmen, daß dort zur Tertiärzeit eine Lufttemperatur des jetzigen Oberitaliens geherrscht haben muß, war reich an Riesentieren, die sämtlich, ohne Nachkommen zu hinterlassen, ausgestorben sind; das neun Meter lange Iguanodon, der zwölf Meter lange Ichthyosaurus, der fünfzehn Meter lange Elasmosaurus, der fünfundzwanzig Meter lange Brontosaurus und der dreißig Meter lange Atlantosaurus sind ohne Nachkommen verschwunden. Die auf Beobachtung der Natur gegründete exakte Wissenschaft muß deshalb erklären, daß sie von der Entstehung der Tierarten nichts weiß; das Aussterben kann man nachweisen, das Entstehn nicht. Die Schädelbildung der jetzt lebenden wilden Tiere in Mitteleuropa gleicht auf das genaueste der der alten Steinzeit; wenn sich die Arten aber in Hunderttausenden von Jahren konstant erhalten haben, so muß die exakte Wissenschaft daraus schließen, daß die Arten überhaupt konstant sind und nicht eine aus der andern hervorgeht; wenn es anders wäre, könnte es ja schon lange keine Arten mehr geben; bei Bastarden sieht man, daß sie sich meist nicht fortpflanzen; geschieht es doch, so schlagen die Nachkommen in eine der beiden Stammformen zurück. Der Mensch kann künstlich Varietäten erzielen, aber keine neue Arten; ein Hund bleibt immer ein Hund, eine Taube eine Taube.

Was das Verhältnis zwischen Mensch und Tier anlangt, so erkennen wir, daß das junge Tier, ohne daß es etwas zu lernen brauchte, durch den ihm

angebornen Instinkt befähigt ist, sich zu ernähren und seine Art fortzupflanzen. Das Tier lernt nichts zu, und die Bienen haben ihre Zellen gebaut, die Spinnen haben ihre Netze gewoben vor Tausenden von Jahren wie heute. Jede Tierart hat ihre besondern Instinkte; eine Vogelart baut ihr Nest nach einem besondern Muster, aus einem bestimmten Material, an einem gewissen Ort, das Weibchen legt eine feststehende Anzahl von Eiern hinein, die immer dieselbe Größe, Farbe und Form haben, und bebrütet sie eine gewisse Anzahl von Tagen. Die Zugvögel treten ohne Kenntnis von Kalender und Landkarte ihre Wanderung an. Man hat gesagt, die Jungen würden hierin von den Alten belehrt und von ihnen mitgenommen, genaue Beobachtungen aber haben gezeigt, daß das nicht der Fall ist. Bei den Staren und vielen andern Vögeln eröffnen die jungen Tiere, die im laufenden Jahre das Nest verlassen haben, den Zug und wandern in südliche Gegenden, in denen sie bisher nie waren, und erst sechs Wochen später ziehn die alten Vögel ihnen nach. Die Tiere müssen neben den fünf Sinnen, über die die Menschen verfügen, noch andre uns unbekannte haben, denn wenn Brieftauben von Madrid nach Berlin fliegen und dabei auch bei dunkler Nacht reisen, so reichen für diese Leistung die Sinne des Gesichts, des Gehörs, des Geschmacks, des Geruchs und des Gefühls nicht aus.

Ganz anders ist der Mensch ausgestattet; er weiß von Haus aus gar nichts und muß alles erst lernen. Würde man einen Menschen allein ohne Anleitung und Hilfe sich selbst überlassen, so würde er ein völlig hilfloses Wesen sein. Nicht einmal den Gebrauch des Feuers würde er kennen, er würde keine Kleidung, keine Waffen und keine Wohnung und Nahrung haben; der Mensch steht aber andrerseits hoch über dem Tier dadurch, daß er Geist und Sprache hat. Jede Generation lernt von der vorhergehenden; der Mensch hat eine Kulturgeschichte, die dem Tiere fehlt. Zwischen Mensch und Tier besteht eine unüberbrückbare Kluft, und darum können die Menschen nie aus Tieren entstanden sein. Von dem Ursprung des Menschen weiß die exakte Wissenschaft nichts. Auch von dem Entstehn des Lebens und der ersten Lebewesen auf der Erde weiß die wahre Wissenschaft nichts. Weil der Darwinismus diesen Satz selber zugestehn muß, nimmt er, um sich zu retten, seine Zuflucht zu einem sonderbaren Mittel. Er behauptet, eine Lebenskraft gebe es überhaupt nicht, das Leben sei nur eine Funktionsäußerung der Materie. Wenn es keine Lebenskraft und kein Leben gäbe, so gäbe es auch keinen Tod, und die Lebenskraft aus der Materie zu erklären ist unmöglich, weil sie die Gesetze der Physik und der Chemie planvoll bekämpft. Wenn der menschliche Körper, möge er im höchsten Norden umgeben sein von einer Luft von dreißig Grad Kälte oder in heißen Zonen von einer von dreißig Grad Wärme, beständig eine Eigenwärme von genau derselben Höhe bewahrt, so ist das eine Äußerung der Lebenskraft, die den Gesetzen der toten Materie selbständig gegenübersteht und erst mit dem Tode erlischt. Alle Lebensäußerungen der Pflanzen, Tiere und Menschen sind zweckmäßig und teleologisch. Wenn im hohen Norden der Polarfuchs bei herannahendem Winter die braune Farbe des Rückens verliert und ganz weiß wird, und dasselbe gilt von mehreren

Tieren der Polargegenden, so ist das zweckmäßig, weil die Tiere im Schnee auf weite Entfernung kenntlich wären, wenn sie auch im Winter dunkel gefärbt wären; auch ist es teleologisch, denn die weiße Färbung stellt sich in ihren Anfängen schon zu einer Zeit ein, in der noch kein Schnee liegt. Der Nutzen des Farbenwechsels liegt zunächst noch in der Zukunft.

Das Gegenteil von diesen Sätzen lehrt der Darwinismus. Er gibt an, daß beständig neue Arten entstehn, die sich aus einfacher organisierten langsam entwickeln. Wir haben gesehen, daß seit Hunderttausenden von Jahren keine einzige neue Art entstanden ist, und endlich nach fünfundvierzigjährigem Bestehn des Darwinismus hat man sich darauf besonnen, daß durch die Darwinschen Mittel, durch den Kampf ums Dasein, durch geschlechtliche und natürliche Zuchtwahl immer nur die ungeeigneten Exemplare ausgerottet werden können, daß sie aber auch nicht einen Schein der Erklärung für die Entstehung neuer Eigenschaften und neuer Formen geben; neues geschaffen wird durch sie nicht. Nach dem Darwinismus geht immer eine Art aus der andern hervor; aber die Naturbeobachtung lehrt, daß die Arten seit Hunderttausenden von Jahren konstant geblieben sind. Als Beweis seiner Anschauung stellt der Darwinismus ineinander übergehende Formenreihen zusammen und behauptet, daß diese in der angegebnen Reihenfolge auseinander hervorgegangen seien. Dabei begeht er den logischen Fehler, daß er Formenreihen einfach mit Entwicklungsreihen identifiziert und nicht bedenkt, daß äußere Ähnlichkeiten in keiner Weise für eine nahe Verwandtschaft des innern Wesens sprechen. Die Eier vom Bienenfresser, vom Buntspecht und vom Eisvogel sind einander in Größe, Form und Farbe sehr ähnlich, ihrem Wesen nach aber sind sie durchaus verschieden, und es ist nicht die eine Art aus der andern hervorgegangen. Schwalbe zeichnet die Schädeldächer des Schimpansen, eines Pithekanthropos genannten Affen, des Neandertalmenschen und des jetzigen Europäers ineinander und meint, mit dieser fortlaufenden Formenreihe eine Entwicklungsreihe gegeben zu haben, und keiner der orthodoxen Darwinianer macht auf den groben logischen Fehler aufmerksam, der in dieser Annahme liegt.

Die Anhänger des Darwinismus lehren, daß der Mensch aus den Affen hervorgegangen sei, und Haeckel, der überzeugteste Vorkämpfer, hat eine Anthropogenie geschrieben, in der diese Entwicklung nachgewiesen wird. Seit einer Reihe von Jahren gilt aber, auch im darwinistischen Lager, der Satz, daß die Menschen nicht von den Affen abstammen. Schon auf der in Kassel im September 1903 abgehaltnen Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte wurde diese Lehre ausgesprochen. Schwalbe führte aus, die Blutsverwandtschaft zwischen den Menschen und anthropomorphen Affen dürfe nicht so aufgefaßt werden, daß die jetzt lebenden Affenformen in direkter genetischer Beziehung stehn zur Abstammungslinie des Menschen; aus Formen, die, wie die jetzt lebenden Anthropomorphen, sich einseitig entwickelt, sich dem intensivsten Baumleben angepaßt haben, kann der Mensch nicht entstanden sein. Auf derselben Versammlung redete Wilser: „Soweit haben sich die Meinungen geklärt, daß während einerseits der Widerspruch gegen die tierische Abstammung des Menschen verstummt, man andrerseits die Affen nicht mehr als unsre Vor-

fahren, sondern nur als unsre nächsten Verwandten im Tierreich betrachtet." Reinhardt (Der Mensch zur Eiszeit in Europa; München, 1906) aber sagt: „Nicht aus den Affen, wie sie heute sind, hat sich der Mensch entwickelt, sondern aus noch viel ältern, ursprünglichern Formen gliederten sich im Laufe des Tertiär die Affen und andrerseits der Mensch ab." Der Mensch stammt also nicht von den Affen ab, wie wir von drei überzeugten Darwinianern erfahren, und Haeckels Anthropogenie ist unrichtig. Von welchem Wesen stammt der Mensch also ab? Von einem unbekannten Fabeltier der Tertiärzeit; bisher hatte man wenigstens zwei Vergleichsobjekte, Mensch und Affe, jetzt fehlen die Vergleichsmöglichkeiten, und die Lehre wird zu einem Dogma, einem transzendenten, außerhalb der Erfahrung liegenden Satz, der nicht in die Naturwissenschaft hineingehört. Haeckel hat ein biogenetisches Grundgesetz aufgestellt, wonach die Entwicklung des Individuums die abgekürzte Wiederholung der Stammesgeschichte sein soll. Wäre das richtig, so müßte es ja leicht sein, das Wesen aufzufinden, von dem der Mensch abstammt; gehn wir aber die Entwicklungsphasen des menschlichen Fötus durch, so finden wir auch nicht eine einzige Form, die imstande wäre, im Freien zu leben, von dem Keimblätterstadium durch die Formen mit kurzen, stummelförmigen Extremitäten bis zum entwickelten Kinde. Einen Beweis für die Richtigkeit des biogenetischen Grundgesetzes in der Entwicklung des Menschen sieht Reinhardt darin, daß er wie der Affe im menschlichen Mutterleibe in Kletterstellung liegt. Eine einfachere Erklärung ist wohl die, daß der Embryo im mütterlichen Uterus mit annähernd kugelförmiger Höhlung diese gekrümmte Lage einnimmt, weil zu einer andern kein Platz da ist.

Der Darwinismus lehrt keine vitale, sondern eine mechanistische Biologie; die Lebewesen sind zufällig durch mechanische Aneinanderlagerung der Moleküle entstanden. Die Annahme, daß eine Uhr ohne Hilfe eines Uhrmachers zufällig nach und nach durch Aneinanderlagerung von Metallteilen entstanden ist, erscheint als eine verhältnismäßig einfache, glaubwürdige Vorstellung gegenüber der Lehre, daß der menschliche Organismus mit seinen wunderbar gebildeten und funktionierenden Organen durch Zufall von der geistlosen Materie nach und nach gebildet sein sollte.

Der Darwinismus ist keine induktive Naturwissenschaft, sondern Naturphilosophie, ein Dogma; er ist der Aberglaube an die Wundermacht der Materie.

Haeckel sieht sich veranlaßt, immer aufs neue das Christentum anzugreifen, und erklärt öffentlich die Leute, die nicht Anhänger der Entwicklungstheorie sind, für geistig untergeordnet, wenn er sagt: „Die Empfänglichkeit für die Entwicklungstheorie und für die darauf begründete monistische Philosophie bildet den besten Maßstab für den geistigen Entwicklungsgrad des Menschen." Wer übrigens seine Kampfesweise kennen lernen will, den verweisen wir auf die Schrift des Professors F. Loofs: Anti-Haeckel (Halle, 1900). Der Inhalt der christlich-theologischen Fakultät ist seiner Ansicht nach ein Nichts, ein Hirngespinst. Seinem Beispiel sind viele gefolgt. Professor Ladenburg hielt auf der genannten Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Kassel einen

Vortrag, worin er die ganze Christenheit beleidigte, indem er unter anderm sagte: „Alles in der Natur Vorkommende ist natürlich, und das Übernatürliche entspringt dem Gehirn von Phantasten und Unwissenden. Das Alte Testament ist das Werk phantasiereicher Menschen, und auch das Neue Testament kann nicht göttlichen Ursprungs sein.“ Bei einem solchen Auftreten der Professoren kann es nicht wundernehmen, wenn Studenten diesem Beispiel folgen; vor wenig Monaten erschien ein von vier Leipziger Studenten unterschriebnes Flugblatt in allen deutschen Universitäten, worin sie sämtliche Professoren der juristischen, der medizinischen und der philosophischen Fakultäten auffordern, aus ihren Konfessionen auszutreten. Das ist allerdings sicher: das Christentum und der Darwinismus können nicht nebeneinander bestehn. Es hat nicht an Versuchen gefehlt, die Gegensätze auszugleichen, solche Bemühungen sind aber vergeblich; eine einzige Überlegung genügt, das zu zeigen: das Christentum lehrt, daß der Mensch eine unsterbliche Seele hat; die langsame Entwicklung einer solchen aus der Tierseele, die in dem Augenblick des Todes des Tieres vernichtet wird, ist eine Unmöglichkeit.

Hat der Darwinismus Recht, so bleibt nichts übrig, als die christlich-theologischen Fakultäten aufzulösen, die Geistlichen zu entlassen und die Kirchen abzubrechen oder in Kasernen oder Museen zu verwandeln. Vor einer Reihe von Jahren war es kaum möglich, für eine antidarwinistische Schrift einen Verleger zu finden; man fürchtete unmodern zu sein, heute aber ist man doch zu der Erkenntnis gekommen, daß die Frage nach Wahrheit wichtiger ist als die nach Modernität, und daß Modernes durchaus wertlos und unwahr sein kann. Der Darwinismus ist etwa fünfundvierzig Jahre alt, er stieß anfangs auf energischen Widerspruch, dann aber breitete er sich rapide aus, und in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stand er auf dem Gipfel seines Ruhmes. Dann aber wurden viele Widersprüche laut, und mehr und mehr sank sein Ansehen; jetzt liegt er, wie Dennert sagt, auf dem Sterbelager (E. Dennert, Vom Sterbelager des Darwinismus; Stuttgart, M. Kielmann), und bald wird er der Geschichte angehören. Was mag der Grund sein, daß er so zahlreiche Anhänger gewinnen konnte? In seinen Konsequenzen ist er doch wahrlich wenig verlockend; der Darwinist kennt nichts Göttliches und Heiliges, er hält sich selber für ein fortentwickeltes Tier; während der Christ auf seine Gottähnlichkeit stolz ist, ist der Darwinist stolz auf seine Tierähnlichkeit. Es gibt verschiedne Gründe, die dieser Lehre eine so große Zahl von Anhängern verschafften.

Die neue Lehre war modern, und auch in der Wissenschaft spielt das Moderne und Neue eine große Rolle, wenngleich nicht immer zu ihrem Nutzen und ihrem Ruhme. Wichtiger noch war das Ungewöhnliche, Auffallende, Seltsame der neuen Lehre; es erregte Aufsehen, wenn sie besprochen und erklärt wurde. Auf andern Gebieten erlebt man Ähnliches; wenn ein Kurpfuscher, der von der Wissenschaft der Medizin nichts weiß, an einem kleinen Büschel von Haaren von dem Nacken der Kranken deren Leiden erkennt, so sollte man meinen, die Menschen müßten ausrufen: „Das ist vollendeter Blödsinn!“ Aber das Gegenteil ist der Fall; sie strömen ihm zu Tausenden zu, während die

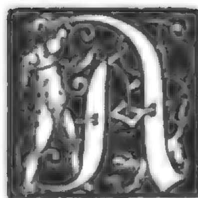
Sprechzimmer der wissenschaftlich gebildeten Ärzte in der Nähe leer stehn. Der Reiz liegt in dem Wunderbaren, und die Menschen kommen sich interessant vor, wenn sie zu dem Kurpfuscher gehn. Den Reiz des Wunderbaren hat auch der Darwinismus, und je seltsamer eine neue Lehre ist, desto sichrer kann sie auf Gläubige rechnen. „Es ist ja einfach fabelhaft, sagten die Grenzboten (4. Januar 1906), was sich Menschen alles einreden lassen, ganz wie in dem bekannten Märchen die Untertanen des nackten Königs, die zuletzt glauben, er habe schöne Kleider an."

Der Hauptgrund für die große Anhängerzahl des Darwinismus ist aber noch ein andrer; man hat ihn im Spott das Affenevangelium genannt, und darin liegt eine gewisse Wahrheit. Die Begeisterung für den Darwinismus hat ihren tiefern Grund bei vielen, vielleicht bei den meisten seiner Anhänger, wie Dennert sagt, in einem metaphysischen Bedürfnis, in der Leugnung Gottes. Ohne Darwinismus muß man an eine in der Natur wirkende Schöpferintelligenz glauben; er ist ein bequemes und obendrein wissenschaftlich erscheinendes Mittel, sich den Gottesglauben vom Halse zu halten (Dennert), und das ist der Hauptgrund seiner Popularität. Der Gottgläubige führt die Natur mit ihrer wunderbaren Zweckmäßigkeit, ihrem unermeßlichen Reichtum und ihrer herrlichen Schönheit auf einen Schöpfer zurück; an die Stelle Gottes setzt der Darwinismus die Naturgesetze, und er weiß nicht, daß, wo Gesetze sind, auch ein Gesetzgeber gewesen sein muß, denn noch nie hat ein Gesetz sich selber geschaffen. Man darf aber den Glauben an das Dogma des Darwinismus nicht mit dem christlichen vergleichen; schon ein äußerlicher Vergleich zeigt, daß der Darwinismus kein ebenbürtiger Bruder des Christentums ist; es gibt eine herrliche christliche Kunst, von einer darwinistischen existiert keine Spur. Man könnte einwenden: „Aber der Darwinismus ist ja auch nur ein naturwissenschaftliches Problem." Ganz recht, aber er ist die Basis, auf der Haeckel seine monistische Philosophie und die Lösung der Welträtsel aufbaut.

Memphis und die Pyramiden

Von Ed. Högl in Ellwürden

(Schluß)



Alles weicht der Zeit, die Zeit aber weicht den Pyramiden — sagt ein arabisches Sprichwort. Das mochte auch der Wunsch der Pharaonen gewesen sein, die sie errichteten; Werke für die Ewigkeit wollten sie schaffen, die den Menschen von ihrer Macht und Größe zeugen sollten und ihre Mumien, unberührt von allen Ereignissen, treu und sicher bewahrten. Nirgends in der Welt haben sich Herrscher solche Riesendenkmäler gesetzt wie in Ägypten. Der Bau der Pyramiden gehörte zu den öffentlichen Angelegenheiten, setzte alle Organe des Staates in Bewegung und füllte die ganze Regierungszeit des Herrschers aus. Sobald ein Pharao an die Regierung gelangte, begann er mit dem

Bau seiner Pyramide, damit nicht der Tod ihn unvorbereitet überrasche; denn das wußte er, sein Nachfolger würde seine eigne Pyramide bauen und sich um die Mumie seines Vorgängers nicht weiter kümmern. Zunächst wurde eine Pyramide in mäßigen Verhältnissen gebaut, um für das Notwendigste zu sorgen. Dann wurde Jahr für Jahr ein neuer Mantel um die Pyramide gelegt, bis der Tod des Pharaos dem Bau ein Ziel setzte. Je länger ein Pharao regierte, desto größer wurde seine Pyramide. Stufenförmig wurde der Bau ausgeführt, jeder neue Mantel wurde von der Spitze aus begonnen, mit Hebemaschinen, die man auf die Stufen stellte, wurden die schweren Blöcke hinaufgewunden. Schließlich wurden die Stufen ausgefüllt und mit poliertem Granit bekleidet, sodaß die Pyramide vier glatte Außenwände erhielt, die unersteigbar waren. Oben lief der Bau in eine Spitze aus; die Annahme, daß auf dem Gipfel der Pyramiden die Statue ihres Erbauers gestanden habe, wird unrichtig sein, denn diese Statue hätte, wenn sie überhaupt zur Geltung kommen sollte, bei der gewaltigen Höhe der Pyramiden und ihrer die Höhe noch bedeutend übersteigenden Breitenausdehnung so ungeheure Dimensionen gehabt haben müssen, daß der Transport dieses Riesenkolosses oben auf die Pyramide hinauf bei den einfachen Hilfsmitteln, die man hatte, wohl sogar die Kräfte eines Pharaos überschritten haben würde. Es war ohnehin schon eine ungeheure Kraftanstrengung, die Pyramiden zu bauen; weither von der andern Seite des Nils, aus den Steinbrüchen von Turra, die noch heute benutzt werden, mußten die Blöcke geholt, über den Nil geschafft und dann auf die Höhe hinaufgeschleppt werden, auf der die Pyramiden stehn. Hunderttausend Menschen sollen zwanzig Jahre lang am Bau der Cheopspyramide gearbeitet haben. Was konnte ein Volk dazu veranlassen, seine Kraft in so gewaltigem Maße aufzuwenden, um die Mumie eines einzigen Menschen zu bergen? Sind die Pyramiden „Brandmale der Knechtschaft vieler Menschengeschlechter", wie man sie genannt hat, oder sind sie das Produkt der überschüssigen Kraft eines tatkräftigen, arbeitfreudigen Volkes? Das erste wird wohl das Richtige sein, und der philosophische Dragoman wird Recht behalten, der einem Reisenden auf die verwunderte Frage, wie die Ägypter es fertig gebracht hätten, so gewaltige Bauten zu errichten, lachend und auf eine Palme weisend antwortete, das habe man den Zweigen der Palmen zu verdanken gehabt, denn wenn man hunderttausend Palmenzweige auf den Schultern nackter Menschen zerschlüge, dann könne man leicht und billig bauen; für die Palmen sei damals eine schlechte Zeit gewesen, man habe mehr Zweige abgeschnitten, als nachgewachsen seien. Es wird auch kaum ein andres Mittel gegeben haben, um hunderttausend Menschen in glühender Hitze und im erstickenden Sande der Wüste zu so fürchterlichen Anstrengungen zu zwingen, wie sie der Bau der Pyramiden forderte.

Doch der Zahn der Zeit hat auch an den Pyramiden genagt; von den polierten Deckplatten, die so vortrefflich aneinander gefügt gewesen sein müssen, daß die ganze Pyramide, wie die griechischen Reisenden berichten, ausgesehen hat, als wenn sie aus einem einzigen Stein bestehe, ist fast nichts mehr erhalten. Sie sind im Laufe der Jahrhunderte von den Arabern abgetragen worden. Auch die Stufen sind schwer beschädigt; haben doch mehr als einmal

die Araber die Absicht gehabt, die ganzen Pyramiden abzutragen; aber mit der Ausführung dieses Riesenplanes sind sie nicht weit gekommen, sie erkannten bald die Unmöglichkeit ihres Vorhabens und ließen davon ab. Auch in das Innere der großen Pyramide sind sie schon früh eingedrungen und haben den Sarkophag geöffnet. Es war ein glücklicher Zufall, der ihnen den sorgfältig versteckten Eingang in die Pyramide zeigte; da an dem polierten Steinmantel kein Zeichen verriet, wo der Gang mündete, der in das Innere führte, brachen sie auf das Geratewohl in der Mitte der nördlichen Wand ein Loch in die Umhüllung, stießen dabei zufällig in einiger Tiefe auf den Gang und fanden so den Eingang in die Pyramide. Möglicherweise ist ihnen dabei auch die Überlieferung zu Hilfe gekommen, denn sonst wäre es ein ganz ungeheurer Zufall gewesen, daß sie in den riesigen Flächen der Pyramide gerade den richtigen Punkt trafen. Jedenfalls hat man in der Griechenzeit den Eingang noch gekannt, denn der griechische Schriftsteller Strabo schreibt, daß in mäßiger Höhe der einen Außenseite ein ausnehmbarer Stein säße, von dem aus ein gekrümmter Hohlgang zur Totengruft führe. Erst in den letzten Jahren hat man angefangen, die Pyramiden gegen weitere Plünderungen zu schützen.

Am Fuße der großen Pyramide des Cheops erwarten uns die Beduinen, mit deren Hilfe man die Pyramide erklettert. An der einen Kante, wo die Zerstörung am weitesten vorgeschritten ist, wird der Aufstieg unternommen, weil er hier die geringsten Schwierigkeiten bietet. Drei Beduinen sind für jeden notwendig, der die anstrengende Tour ausführen will, zwei von ihnen springen vorauf und ziehn uns an den Armen nach, der dritte schiebt von hinten. Der Aufstieg ist beschwerlicher, als man vermutet, wenn man die Stufen von unten betrachtet; aber schon nach kurzer Zeit merkt man, wie hoch die Stufen sind, die man ersteigt. Ohne die Hilfe der Beduinen, die unermüdlich ziehn und schieben, wäre es unmöglich, hinaufzukommen. Oft muß man auf mannshohe Stufen steigen oder auf Steine treten, die so wenig vortreten, daß der Fuß kaum Platz findet. Ist eine besonders schwierige Stelle überwunden, dann belohnt die Anstrengung lautes „bravo“, „pyramidal“ und Händeklatschen der Beduinen, die dadurch einen höhern Backschisch herauszupressen streben. An besonders gefährlichen Stellen scheuen sich die unverschämten Burschen auch gar nicht, kleine Erpressungsversuche anzustellen; wer sich an solchen Stellen ängstlich zeigt, kommt ohne einen erklecklichen Backschisch nicht weiter. Zweimal rastet man unterwegs, um Atem zu schöpfen, und man dankt seinem Schöpfer, wenn man schließlich mit heiler Haut auf der Plattform der Pyramide angelangt ist.

Wir stehn etwa hundertundvierzig Meter hoch über dem Boden der Wüste, beinahe auf der Höhe der Spitze des Kölner Domes. Ringsum schweift der Blick in unermeßliche Ferne. Wie ein gewaltiges Meer dehnt sich nach allen Seiten die Wüste aus, aus deren Sande die Felsklippen hervorragen. In breitem Strome durchschneidet der Nil die Wüste, umsäumt von fruchtbarem Lande, das er hervorgezaubert hat aus dem starren, toten Boden, der ihn, soweit das Auge reicht, umgibt. Eintönig gelb erscheint die Wüste, während in der langgestreckten Oase des Nils wie in einem bunten Teppich die Farben schillern.

Palmenwälder, Wiesen, Getreidefelder und Gärten wechseln miteinander ab; es umrahmen sie zahlreiche Kanäle, in die der Nil sein befruchtendes Wasser gießt. Vom dunkeln Wasser des Stromes heben sich die weißen Segel der langsam dahinfahrenden Schiffe ab, aus dem Grün des Fruchtlandes leuchten die Kuppeln der Moscheen in den Dörfern der Fellachen. Scharf gezogen sieht man die Grenze zwischen dem bebauten Lande und der Wüste; unvermittelt berühren sie sich; hier herrscht üppiges Leben, dort ewiger Tod. Inmitten der Oase erhebt sich die Stadt der Lebenden, Kairo mit seinen Kuppeln und Minarets, in der Wüste erstreckt sich weithin die Stadt der Toten, Memphis mit seinen Gräbern und Pyramiden. Nie legten die Ägypter ihre Toten in das Fruchtland des Nils; das Reich der Toten war die Wüste, wo kein Leben dem Boden entsproß und kein Laut ihre Ruhe störte. Über die weite Nekropole eilt der Blick von Pyramide zu Pyramide. Im Westen liegen nahe bei der Cheopspyramide die großen Pyramiden des Chefren und des Menkara, beide sind kleiner als die des Cheops, aber die Pyramide des Chefren überragt diese noch, da sie höher steht. An der Spitze der Chefrenpyramide sind noch die Steinplatten zu sehen, mit denen ihre Außenseiten abgedeckt waren. Fern im Süden erblickt man die Pyramiden von Sakkarah und Abusir.

Das ist das weite Gebiet der Nekropole von Memphis. Wie mag es hier einst ausgesehen haben, wenn die Mumie eines Pharaos in feierlichem Aufzuge von Memphis hergetragen wurde zur Beisetzung in der Pyramide, welche Pracht wurde zu Ehren des verstorbnen Herrschers, der wie ein Gott verehrt war, entfaltet, wie viele Opfertiere wurden von den Priestern, die Götter zu versöhnen, geschlachtet! „Wie die Stadt der Lebenden hatte auch die der Toten ein besondres Aussehen und Getriebe, und man möchte fast sagen, eigne Lustbarkeiten; was ihr aber vor allem bei dem ganzen geräuschvollen Treiben ein gesondertes Gepräge bewahrte, ihr Ansehen zu einem feierlichen machte, war das ungeheure Maß der Pyramiden, der Schimmer ihrer in glühendem Tageslichte funkelnden, buntpolierten Wände und ihr mit der Sonne kreisender Riesenschatten, der, wenn er Morgens und Abends weit und breit Hunderte von Gräbern überdeckte, auch so noch die Königswürde und ihre übermenschliche Erhabenheit bekundete.“ Tief unten am Fuße der Pyramide reckt die gigantische Sphinx ihr Haupt aus dem Sande empor, und um sie kribbelt und wimmelt es wie von Ameisen: eine große Reisegesellschaft, auf Eseln und Kamelen reitend, ist von Sakkarah herübergekommen. Doch unsern Beduinen wird es allmählich zu langweilig, unsern staunenden Blicken zu folgen, auch zieht sie die große Zahl der Reisenden dort unten mächtig an; ungeduldig mahnen sie zum Aufbruch. Rasch wird noch die Camera eingestellt, und ein kundiger Beduine knipst uns auf dem Gipfel der Pyramide stehend ab; dann geht es nach unten. Der Abstieg geht zwar rascher vonstatten, doch ist er kaum minder beschwerlich als der Aufstieg. Auf die Schultern der Beduinen gestützt, springt man von Stufe zu Stufe hinab; für nicht ganz Schwindelfreie ist der anhaltende Blick in die Tiefe höchst unerquicklich. Endlich sind wir an der Stelle angelangt, wo der Eingang in die Pyramide freigelegt worden ist. Unsre Knie zittern von den hundert Sprüngen, die wir gemacht haben; wir

müssen eine Zeit lang ruhn, bevor wir uns der weitern Anstrengung des Eindringens in die Pyramide unterziehn. Die Beduinen sind redselig geworden und kramen aus ihrem reichen Wortschatz die schönsten Wörter hervor, um uns die Pyramiden zu preisen: „großartig", „schneidig", „kolossal". Dabei tun sie so stolz, als hätten nicht die Pharaonen, sondern sie selbst die Pyramiden gebaut.

Der Eingang in die Pyramide liegt auf der Nordseite etwa fünfzehn Meter über dem Boden, nur wenig höher als die Stelle, wo die Araber eingebrochen sind. Die Beduinen zünden ihre Lichter an und gehn voran. Wir kriechen durch einen kaum einen Meter hohen und ebenso breiten Gang, der ziemlich steil hinabführt, und dessen Boden so glatt ist, daß man sich fortwährend auf die Beduinen stützen muß, wenn man nicht ausgleiten will. Jede kleine Unebenheit des Bodens wird benutzt, einigermaßen Halt für den Fuß zu gewinnen. Der Aufenthalt in diesem Gange ist wenig erfreulich, die Luft ist heiß und dumpfig, und aufgescheuchte Fledermäuse flattern umher. Der Gang führt ungefähr hundert Meter tief hinab und läuft aus in eine Kammer, die zwanzig bis dreißig Meter unter der Grundfläche der Pyramide im natürlichen Felsen liegt. Das ist der erste Irrgang, der die Eindringenden täuschen und sie veranlassen sollte, von weitern Versuchen, den Sarkophag zu finden, abzustehn. Die Kammer ist leer und hat keinen andern Zweck als den der Täuschung. Früher soll sie durch einen unterirdischen Kanal mit dem Nil verbunden gewesen sein und unter Wasser gestanden haben; eine angenehme Überraschung für den, der zuerst in die Pyramide eindrang! Diesen Gang haben die Araber, als sie die Pyramide nach Schätzen durchsuchten, gefunden. Durch die Täuschung mit der leeren Kammer haben sie sich nicht abschrecken lassen; sie suchten den Gang ab, um die versteckte Öffnung eines zweiten Ganges zu finden. Es fiel ihnen auf, daß in der Decke des Ganges etwa zwanzig Meter vom Eingang entfernt zwischen den Kalksteinblöcken ein gewaltiger Granitblock lag. Dieser Granitblock mußte, da im übrigen der Gang nur aus Kalksteinblöcken gemauert war, offenbar einen besondern Zweck haben und verbarg wahrscheinlich einen zweiten Gang. Man versuchte ihn wegzuräumen; aber alle Anstrengungen waren vergebens, der Stein war so hart und schwer, daß die Araber ihm mit ihren Werkzeugen nicht beizukommen vermochten. Schließlich schlugen sie durch den weichern Kalkstein einen Stollen um den Granitblock herum und fanden, daß es sich um einen Fallstein handelte, den die Ägypter, nachdem der Sarkophag in die Gruft hineingeschafft worden war, hatten fallen lassen und der einen aufwärtsführenden zweiten Gang verschloß. Wir kriechen den Beduinen durch diesen Stollen nach, klettern um den Granitblock herum und gelangen nach Überwindung dieser schlimmsten Stelle des ganzen Weges in einen ebenso engen und unbequemen Gang, wie der erste war. Dieser Gang führt in einem Winkel von etwa fünfundvierzig Grad nach oben und mündet in eine große geräumige Galerie, die unter demselben Winkel aufwärts führt. Hier kreuzen sich mehrere Wege; der eine führt wagerecht in das Innere der Pyramide und läuft in eine Kammer aus, die ohne Grund die Bezeichnung „Königinnenkammer" erhalten hat; sie wird nie etwas ent-

halten und nur dazu gedient haben, die Grabschänder irrezuleiten. Ein zweiter Gang läuft senkrecht nach unten und mündet in den ersten Eingangsstollen in der Nähe der unterirdischen Kammer; dieser Gang wird den Arbeitern, die den Fallstein gelegt haben, dazu gedient haben, aus der Pyramide herauszukommen. Wir folgen der Galerie, die aus polierten Blöcken besteht, von denen jede Schicht die untere überragt, bis die Schichten oben aneinander stoßen. Der Aufstieg wird uns hier bequemer gemacht durch Einschnitte im Boden, die das Hinaufschaffen des Sarkophags erleichtern sollten; in die Wände sind Vertiefungen eingeschlagen, offenbar um die Hebel ansetzen zu können. Am Ausgang dieser Galerie bot sich den Eindringenden ein drittes Hindernis; der wagerechte Korridor, der von hier unmittelbar zum Sarkophagzimmer führte, war durch eine Granitplatte verdeckt, und nach dieser folgten noch vier weitere Fallsteine, die den Korridor in vier gleiche Teile zerlegten. In Rillen waren diese Steine herabgelassen worden. Eine schmale Leitung führte von hier in die oberhalb des Sarkophagzimmers liegenden leeren Kammern; das war das letzte Mittel, die Mumie zu schützen. Durch die abgeteilten Räume des kleinen Korridors, die ungefähr in der Mitte der Pyramide liegen, gelangen wir endlich in die Königsgruft, wo der Sarkophag steht. Die geräumige Kammer ist mehr als zehn Meter lang, sechs Meter hoch und fünf Meter breit; sie ist mit neun mächtigen Granitplatten abgedeckt. Diese Platten würden trotz ihrer Stärke die ungeheure auf ihnen lastende Steinmasse nicht haben tragen können, wenn nicht die Baumeister der Pyramide in sehr geschickter Weise diesem Übelstande dadurch abgeholfen hätten, daß sie oberhalb der Kammer fünf Hohlräume anlegten, von denen jeder wieder mit einer starken Granitplatte abgedeckt ist, und den obersten Hohlraum mit einer schrägen Abdeckung versahen, wodurch der Druck der Steinmassen von der Mitte zur Seite abgelenkt wurde. Dies sind die obenerwähnten Kammern, in die ein Gang hinaufführt. In einer dieser Kammern wurde eine interessante Entdeckung gemacht: man fand Steinblöcke, auf denen der Name „Cheops“ geschrieben steht, ein weiterer Beweis dafür, daß dieser König die Pyramide gebaut hat. Diese vortrefflich ausgeführte Entlastung hat es bewirkt, daß die Königskammer völlig unversehrt geblieben ist, kein einziger Stein ist auch nur um Haaresbreite aus seiner Lage gerückt worden. Die Kammer ist ganz aus Granit gebaut, und die kolossalen Blöcke sind ohne Mörtel so meisterhaft aufeinandergesetzt, daß es nicht gelingt, eine Nadel in die Fugen hineinzuschieben. Die Wände sind kahl, ohne Darstellungen und Inschriften, an der westlichen Wand steht der Granitsarkophag ohne Deckel und der Mumie beraubt. Alle Hindernisse, die König Cheops den Räubern seiner Gruft in den Weg gelegt hatte, haben ihm nichts genützt; seine Mumie ist entdeckt und geraubt worden; wie vortrefflich die Hindernisse waren, beweist die Tatsache, daß die Mumie viertausend Jahre ungestört in der Pyramide hat ruhn können; erst vor tausend Jahren ist es den Menschen gelungen, sie zu finden. Versuche, in die Pyramide einzudringen, werden auch vorher schon genug gemacht worden sein, denn es ging die Sage, daß die Pyramide ungeheure Schätze berge, wozu auch sonst der kolossale Bau? Die Araber müssen schwer enttäuscht gewesen sein, als sie anstatt der erhofften

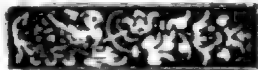
Reichtümer nur die Leiche eines Menschen fanden. Vielleicht haben sie aus Zorn darüber die Mumie vernichtet.

Wir atmeten erleichtert auf, als wir aus der erstickenden Luft der Kammern und Gänge wieder ins Freie gelangten, noch einige Sprünge, und wir standen wieder am Fuße der Pyramide. Die Beduinen erhielten ihren Backschisch, und es dauerte nicht lange, so sahen wir sie von neuem die schwindelnde Höhe erklimmen und sich abmühen, die unbeholfnen Reisenden hinauf zu befördern.

In der Nähe der großen Pyramide liegt der riesige Wächter der Nekropole, eine Sphinx mit dem Leibe eines Löwen und dem Antlitze eines Menschen, das Sinnbild der Morgensonne, der sie entgegenschaut. Das ungeheure Steinbild — einen Mann darstellend, wie alle ägyptischen Sphinxe —, das von den Klauen bis zum Schwanze fünfzig Meter mißt und zwanzig Meter hoch ist, ist aus dem Felsen herausgehauen. Leider ist die Sphinx, deren „ruhig heiteres Antlitz" noch im dreizehnten Jahrhundert arabische Schriftsteller priesen, schwer beschädigt; die Mamelucken haben mit ihren Kanonen nach ihr geschossen und ihre Gesichtszüge entstellt. Sie ist zugleich mit den Pyramiden entstanden, aber bald schon unter dem Flugsande verschwunden. Thutmose der Vierte soll sie zuerst wieder vom Sande befreit haben; die Sage erzählt, der Pharao habe einst auf der Löwenjagd im Schatten des Kopfes der Sphinx, der allein aus dem Boden hervorragte, geruht, im Traume sei ihm der Sonnengott erschienen und habe von ihm verlangt, daß er sein Bild vom Sande befreie, der es bedränge. Aber der Wüstenwind hat es bald wieder begraben. Heute ist die Sphinx zum großen Teil freigelegt, aber den Eindruck, den sie früher gemacht haben muß, als sie frei und ungehindert der aufgehenden Sonne entgegenschaute, vermögen wir heute nicht mehr von ihr zu gewinnen, da sie verborgen liegt zwischen Sandwällen, die nur den Kopf hinüberschauen lassen. Immerhin ist sie, was ihre ungeheure Größe und die Schwierigkeit betrifft, sie aus dem Felsen der Wüste herauszuhauen, eine würdige Nachbarin der Pyramiden. Von ihren Riesenformen kann man sich einen Begriff machen, wenn man erwägt, daß die Länge ihrer Ohren zwei Meter beträgt.

Dunkles Gewölk hat sich am Himmel zusammengeballt, und ein Gewitter ist im Anzuge, eine seltne Erscheinung in der Wüste. Das drohende Unwetter zwingt uns, die Nekropole zu verlassen. Kaum haben wir das nächste schützende Dach erreicht, da zucken auch schon die Blitze um die Pyramiden, die trotzig in die düstern Wolken hineinragen. Es war ein wunderschönes Schauspiel. Aber die armen Beduinen taten uns leid, die durch die Regen- und Hagelschauer von den Pyramiden herbeieilten und vor Kälte zitterten; sie sind an die Glut der Sonne und nicht an solches Unwetter gewöhnt. Lebhaft befriedigt verlassen wir die Pyramiden; der Eindruck, den sie auf uns gemacht haben, wird uns unvergeßlich bleiben. Man kann ihn nicht besser wiedergeben als mit den vortrefflichen Worten, mit denen Jomard die Pyramiden schildert: „In ihrer ganzen Erscheinung geben diese Denkmäler zu einer merkwürdigen Wahrnehmung Anlaß. Aus weiter Ferne nämlich wirken ihre Spitzen auf den Beschauer ganz ähnlich wie schroff und steil emporragende Hochgebirgsgipfel. Je mehr man

sich nähert, um so schwächer wird die Wirkung, macht jedoch, wenn man auf geringe Entfernung herankommt, einem ganz andern Eindrucke Platz, denn je weiter der Abhang erstiegen ist, um so mehr verspüren wir Überraschung und Staunen, und schließlich am Fuße der großen Pyramide angelangt, überkommt uns ein Gemisch von lebhaft gespannter Erregtheit und dumpfer Beklemmung. Von dem Gipfel und den Ecken ist hier nichts mehr zu sehen. Unsre Empfindung ist keineswegs die Bewunderung, die uns vor einem künstlerischen Meisterwerk überkommt, sondern wir sind im Innersten durchdrungen von der schlichten Größe der Formen, von dem Gegensatze und dem Mißverhältnisse zwischen menschlicher Körpergestalt und der Unermeßlichkeit dieses unübersehbaren, ja fast unbegreiflichen Menschenwerkes. Man fängt an, Hochachtung vor diesem zu ungeheurer Höhe aufgestapelten Haufen von Quadersteinen zu bekommen, sieht zu Hunderten Schichten von zweihundert Kubikfuß und dreihundert Zentnern schwer, sieht tausend andre, die ihnen nichts nachgeben, befühlt sie und versucht zu begreifen, welche Kraft diese Unzahl von Riesenblöcken bewegt, gewalzt und gehoben, welche Menge von Menschen daran gearbeitet, was für Zeit, was für Maschinen man dazu gebraucht haben mag, und je unerklärlicher das alles wird, um so mehr bewundert man die Macht, der solche Hindernisse ein Spiel waren."



Menschenfrühling

Von Charlotte Niese

(Fortsetzung)

Anneli hatte immer noch mit Heimweh nach Falkenhorst zu kämpfen gehabt. Weshalb war sie eigentlich von dort weggegangen? Sie konnte es kaum begreifen. Dann aber fiel ihr ein, daß sie doch Gouvernante werden müßte und also nicht unter die reichen Leute paßte. Und dann schrieb Bernd ihr einen Brief, der zu ihrer Freude ebensoviele orthographische Fehler enthielt, als ob sie ihn verfaßt hätte. Darin meldete er, daß alle Falkenbergs auf Reisen gehn würden. Sogar die Großmutter begleitete sie und auch, leider, Herr Lindemann. Bernds Mutter war es in der letzten Zeit nicht gut gegangen. Nun hatte ihr der Arzt zuerst einen Aufenthalt in den Bergen und dann einen solchen im Süden verordnet, und sie wollte nicht ohne ihre ganze Familie reisen.

Also war es doch gut, daß Anneli wieder in der kleinen Stadt und bei Onkel Willi war. Die alte Frau von Falkenberg schrieb ihr einige Worte, sprach diesen Gedanken aus und ermahnte sie, recht fleißig und artig zu sein.

Anneli hatte die kritzligen Schriftzüge nicht lesen können und zu Onkel Willi gebracht, der ihr die wenigen Worte vorlas.

Nun nickte sie und sagte: Natürlich!

Was ist natürlich? erkundigte sich der Hofrat.

Daß ich artig sein soll und fleißig. Alle Leute ermahnen mich immer.

Es ist die Hauptsache im Leben, sagte der Onkel.

Bist du immer fleißig und artig gewesen, Onkel Willi?

Nein, entgegnete er ernsthaft. Ich bin es auch heute noch nicht. Die meisten Menschen sind faul und unartig, und ich gehöre zu ihnen. Aber wenn man alt

ist, merken die andern es nicht mehr, und es ist ihnen auch gleichgiltig. Wenn ein alter Baum schief und krumm wächst und keine Früchte bringt, dann wird er abgehauen und ins Feuer geworfen, das steht schon in der Bibel. Aber junge Bäume zieht man gern gerade mit Ermahnungen und guten Lehren, damit sie nicht nutzlos wachsen und dasselbe häßliche Schicksal erleiden.

Über diese Worte dachte Anneli wohl nach, und als bald hernach Christel Sudeck wieder sehr unartig gegen ihre Mutter war, sodaß diese ihr mit einer Ohrfeige drohte, versuchte sie ihre junge Weisheit anzubringen, indem sie etwas von einem alten Baume sagte und etliches von einem jungen. Damit kam sie schlecht an. Frau Sudeck war sonst freundlich gegen Anneli, aber den Vergleich mit einem alten Baume nahm sie so übel, daß Anneli eine derbe Strafpredigt erhielt und nur eben an einer Ohrfeige vorbeikam. Und Christel nahm sich Anneli nachher vor. Allerdings fand sie es sehr nett, daß ihre Mutter auch einmal etwas abbekommen hatte, aber für sich selbst verbat sie sich doch jede Einmischung in ihre Angelegenheiten. Sie war kein junger Baum mehr, sondern ein alter erfahrener, und ihre Eltern waren höchstens noch alte morsche Weidenstämme, die der nächste Sturm umblasen würde.

Es wird nächstens ein Sturm blasen! schloß sie ihre Rede. Rita Maller sagt auch, alles darf man sich nicht gefallen lassen, und die Eintönigkeit des Lebens wird mit einem Krach aus dem Dornröschenschlaf erwachen.

Sprichst du von Liebe? fragte Anneli. In der letzten Zeit hatte Christel so viel Unverständliches über die Liebe gesagt, daß diese Sätze auch sehr gut dazu gehören konnten. Aber Christel schüttelte den Kopf, während sie Anneli mit Wasser anspritzte.

Ich spreche vom Haß. Es wird schrecklich tagen.

11

Die Eintönigkeit des Daseins hörte mit dem Beginn des Unterrichts wieder auf. Die buntbemützten Gymnasiasten liefen wieder durch die Straßen, Fräulein Sengelmann eröffnete von neuem ihren Kursus und trug einen Ring, den sie früher nicht getragen hatte.

Das gab Stoff zur Unterhaltung für die Backfische, wenn es auch noch interessanter war, daß Herr Peterlein wieder im Geschäft von Ehlers und Kompagnie stand, einen wunderhübschen neuen Schlips trug, der in Berlin gekauft worden war und aus Paris stammen sollte. Herr Peterlein war nicht nur in Berlin, sondern auch in Frankfurt am Main gewesen. Er war zwar sehr artig, wenn man etwas bei ihm kaufte, aber er ließ es doch deutlich merken, daß diese kleine Stadt für ihn eine Art Verbannung war, die er nach beendeter Lehrzeit mit einem schönern Aufenthalt vertauschen wollte.

Deshalb wandte ihm auch Rita Maller ihre Liebe zu, da sie sich gelegentlich ebenfalls auf die Verbannte ausspielte, obgleich sie es gut im Hause des Stadtrats hatte, und obwohl eine Dame aus Hamburg kürzlich geschrieben hatte, daß die Familie Maller im Bäckerbreitengang eine Wirtschaft hätte, also wohl nicht zu den Patriziergeschlechtern der alten stolzen Stadt gehörte.

So erzählte Christel den einen Tag Anneli, setzte hinzu, daß sie nicht mehr mit Rita Maller verkehren wollte, und ging doch am nächsten wieder Arm in Arm mit ihr über die Straße. Sie wußte zu schöne Geschichten. Von Abenteuern, von Liebe, von Haß, und niemand konnte so gut erzählen wie sie.

Anneli kümmerte sich nicht viel um die großen Mädchen. Sie hatte wieder bei Herrn Gebhardt zu lernen, der sie schärfer herannahm, bei dem Onkel studierte sie Französisch, und wenn sie sich einsam fühlte, flüchtete sie zu den alten Peters. Ihr einziger Kummer war, daß Cäsar jetzt immer mit Christel lief. Es war unrecht von ihm, und einmal auf der Straße weinte sie fast darüber, daß Cäsar in

wilden Sprüngen hinter dem ältern Mädchen herrannte, während sie sich heiser nach ihm rief.

In diesem Augenblick kam gerade Stina Böteführ gegangen, die der Kleinen wohlwollend zunickte.

Na, lebst auch noch, klein Deern? Weißt wohl gar nicht mehr, daß ich auf die Welt bin, und mein Mamsell fragt ganz oft nach dich!

Anneli schämte sich wirklich, daß sie niemals mehr an die alte Demoiselle gedacht hatte und auch nicht an Stina; aber diese war nicht sehr beleidigt. Ihr Gesichtsausdruck war freundlicher geworden, und sie berichtete, daß sie jetzt viel zu tun hätte. Für den Kandidaten führte sie wirklich die Wirtschaft, kochte für ihn und sah, daß alles in Ordnung kam.

Bei mein Mamsell ist blitzwenig zu tun, setzte sie hinzu, und mich macht die Arbeit Vergnügen. Der Kanderdat ist ein netten Mann, und fünf Brauten hat er auch nich gehabt. Ich hab ihm gefragt, weil ich doch ümmer ein büschen ängstlich mit die Männers bin. Er hat furchtbar gelacht und gesagt, ich sollt man gut auf sein Essen passen. Was ein ganz vernünftige Antwort ist und mich von Herzen gefallen hat, denn das Essen ist die Hauptsache ins Leben.

Zufrieden ging sie weiter, und Anneli begab sich in ihre Handarbeitstunde, wo sie Rike Bindseil von dieser Unterhaltung berichten wollte. Sobald das Fräulein aber den Namen von Stina Böteführ hörte, wurde sie böse, sagte, mit einer so leichtfertigen Person dürfte Anneli nichts zu tun haben, und sie wünschte jedenfalls nichts von ihr zu hören.

Es ist schwer, jedermann zu Gefallen zu leben, je mehr Tage ins Land zogen, desto mehr sah Anneli es ein. Der August brachte dunkle Nächte und viel Regenwetter, manchmal war es beinahe gemütlich, auf der Schulbank sitzen, rechnen, schreiben und lesen zu müssen. Manchmal aber schienen doch Abends die Sterne, und gelegentlich löste sich sogar einer los aus dem unendlichen Firmament, schwebte leuchtend zur Erde und war dann im Nichts verschwunden. Was bedeutete das? War es eine arme Menschenseele, die den Himmel nicht so schön fand wie die Erde und nun wieder zurückstrebte? Aber sie schien nicht ganz nach Hause zu gelangen. Die Bäckermeisterin in Birneburg hatte allerlei von den armen Seelen gewußt, die nirgends Ruhe finden könnten, und was sie erzählt hatte, hatte sich traurig angehört, aber dennoch schön. Subecks aber lachten, als Anneli nach den Seelen und den Sternen fragte. Die fallenden Sterne wurden zu schwarzen Steinen und kamen erst nach Jahrtausenden zu uns. Sogar Frau Doktor, die sonst nicht viel wußte, hatte davon im Wochenblatt gelesen, und der Doktor ermahnte Anneli, nicht so träumerisch zu sein.

Immer fleißig, mein Kind, immer lustig und munter muß der Mensch sein, dann wirds ihm gut gehn! Das war die bekannte Medizin, die den Kindern eingegeben wird. Der Doktor meinte es gut. Er bedachte nur nicht, wie müde und verdrießlich er oft von der Praxis kam, daß er dann das Leben eine verfluchte Einrichtung und die Arbeit etwas vom Teufel erfundnes nannte, und daß Anneli seine Worte ebensogut hörte wie Christel.

Diese lachte dann hinter seinem Rücken her.

Der alte Herr mag auch nicht arbeiten, uns aber hält er wohlweise Reden. Ja, so sind die sogenannten erwachsnen, verständigen Leute; die reinen Wegweiser, die selbst stockstill stehn und niemals das tun würden, was wir tun sollen.

Der Augustmonat war ungesund. Überall wurden die Leute krank, meist am gastrischen Fieber, und Doktor Subeck war immer unterwegs. Seine Frau seufzte darüber, aber dann fand sie es doch ganz angenehm, daß die Rechnungen dieses Jahres reichlicher ausfallen würden als im vergangnen. Für Männer war es überhaupt gut, wenn sie etwas zu tun hatten, sagte sie der Bürgermeisterin, mit der sie sich nach dem Zank besonders gut stand, und die augenblicklich den Besuch einer ältern Freundin, einer adlichen Stiftsdame, bei sich hatte.

Dieser Stiftsdame zu Ehren wurden täglich Kaffee- und Teegesellschaften gegeben, und niemand hatte Muße, sich um die zwei kleinen Mädchen zu bekümmern.

Christel war in dieser Zeit innerlich sehr beschäftigt. Was sie hatte, wußte Anneli nicht. Aber sie saß oft ganz still, sah auf einen Fleck und lachte dann triumphierend vor sich hin. Manchmal kam auch Rita Makler zu ihr, und beide Mädchen flüsterten eifrig miteinander. Rita behandelte Anneli noch immer von oben herab und sprach von kleinen Kindern, sobald sie sie sah. Deshalb ging ihr die Kleine eilig und beleidigt aus dem Wege und freute sich, ihre freie Zeit bei Peters im Garten zubringen zu dürfen. Dort war es immer still und behaglich, und wenn es regnete, gab es an der Hinterseite des Hauses noch einen alten Holzstall, worin Herr Peters bedächtig einige Scheite sägte, um sich Bewegung zu verschaffen, wo es nach Sägespänen roch, und von dessen kleinen Fenstern man über das Gartenstaket weg auf die Straße sehen konnte. Es war dumm, daß Christel eines Nachmittags am Petersschen Hause vorübergehn mußte, gerade in dem Augenblick, wo sich Anneli durch das Holzstaket zwängte, um wieder auf die Straße zu kommen. Hier war nämlich keine Tür, aber die Holzlatten waren so freundlich, sich auseinanderzubiegen und Anneli durchzulassen.

Was tust du hier? erkundigte sich Christel, und Anneli hatte eine Lüge auf der Zunge. Dann aber schämte sie sich und sagte die Wahrheit.

Ich bin manchmal bei Peters. Es sind nette Leute.

Zu ihrem Erstaunen sagte Christel nicht viel. Sie hob nur die Schultern und lächelte vor sich hin.

Das Maß ist voll. Nun haben sie mir dich auch weggenommen.

Was haben sie getan? fragte Anneli erstaunt, aber die andre antwortete erst nach einer Weile und dann etwas halb verständliches. Rita sagt auch, sie müssen bestraft werden.

Anneli war ein wenig beschämt, daß sie mit Leuten verkehrte, die Christel nicht leiden konnte, und als diese sie nachher zu einem ganz abseits wohnenden Krämer schickte, damit sie dort zwei Weinflaschen voll Petroleum hole, tat sie es, obgleich sie sonst nicht dafür war, mit vollen Weinflaschen im Arm auf der Straße umher zu laufen. Besonders, da ihr dann wahrscheinlich Fred Roland begegnen würde, den sie jetzt fast niemals sah, und mit dem sie doch so gern einmal wieder gesprochen hätte. Aber sie scheute sich auch vor Christel, die noch gelegentlich die Absicht aussprach, Fred Roland heiraten zu wollen, und die böse wurde, wenn jemand anders ihn gern hatte. Ihre Angst war unbegründet, ohne Begegnung kam sie mit den zwei vollen Flaschen nach Hause, und Cäsar lief lustig neben ihr her. Er war jetzt viel klüger als ein Mensch, verstand jedes Wort und konnte die schönsten Kunststücke machen. Es war nur schade, daß er oft lieber mit Christel ging als mit Anneli. Aber heute war er ohne Befehl mit ihr gegangen und hatte beim Krämer ein Stück Zucker erhalten.

Anneli dachte noch an ihren Hund, als sie schon im Bett lag. Subecks waren aus, der Doktor auf Praxis, seine Frau in einer Teegesellschaft. Eigentlich hatte Anneli heute noch nicht zu Bett gehn wollen, weil sie ein Buch aufgestöbert hatte, in das sie sich vertiefte, und von dem die Trennung schwer war. Aber Christel machte ihre Autorität geltend und schickte sie nach oben, obgleich sie selbst einen alten Hut aufsetzte und eilig aus der Haustür schlüpfte. Trug sie ein Paket im Arm? Anneli glaubte es zu sehen, aber dann ärgerte sie sich am meisten darüber, daß der dumme Cäsar wieder hinter Christel herlief und sie allein ließ. Sie weinte fast ein wenig, als sie einsam oben im Bett lag, aber dann glitten allerhand bunte Bilder an ihrer Seele vorüber, von dem Buche her, das sie gelesen hatte. Rita Makler hatte es Christel geliehen, und es handelte von viel Abenteuern und von noch mehr Liebe. Die Liebesgeschichten hatte Anneli überschlagen, weil sie sie nicht verstehn konnte, aber die Abenteuer, eine Feuersbrunst, ein Schiffbruch und dann Mord und Totschlag beschäftigten ihre Gedanken. Konnte man

soviel erleben, und mußte man nicht sterben, wenn ermordete Menschen vor einem lagen, wenn eine feurige Lohe zum Himmel flammte oder der Sturm das Schiff auf einen Felsen trieb, daß der kochende Gischt bis zu den Masten flog?

Anneli konnte nicht einschlafen, das Haus war so still, Christel war noch nicht zurückgekehrt, die Dienstmädchen liefen auf der Straße umher, wie sie in Abwesenheit der Herrschaft immer taten. Es war ein Glück, daß von unten her, von der Straße, das Geräusch von Stimmen kam. Es waren die der Leute, die noch ein wenig vor den Türen standen und sich vor dem Zubettgehn über alles unterhielten, was in der Stadt passiert war. Es war nicht viel, aber es starben einige Menschen am typhösen Fieber, und davon konnte man doch immerhin sprechen. Träumerisch horchte Anneli auf das Stimmengeräusch, bis es verklang, oder bis sie selbst einschlief.

Feuer! Hatte sie den Ruf geträumt?

Anneli fuhr im Bett auf. Feuer! erklang es noch einmal, und sie sprang aus dem Bett und eilte an das Fenster. Es war dunkle Nacht, aber viele Tritte klapperten auf dem Pflaster, der Nachtwächter tutete, und von neuem rief es: Feuer, Feuer, Feuer!

Anneli hatte schon ihr Kleid übergeworfen und lief die Treppe hinunter. Auf dem Flur öffnete ein verschlafnes Dienstmädchen die Haustür, und die Kleine schlüpfte eilig hinaus. Wo war das Feuer? Sie mußte es jedenfalls sehen! Das wollten alle, die an ihr vorbeiliefen, große und kleine Menschen, halbangezogne, die noch in der Eile knöpften und banden, und solche, die immer fertig zu sein scheinen.

Ein roter Rauch stieg gen Himmel, und einige Flammen züngelten empor, sanken aber gleich wieder in sich zusammen. Sie erleuchteten aber doch die Straße und ließen den Ort erkennen, wo das Feuer sein mußte.

Es brannte bei Peters, an der Hinterseite des Hauses, die Jungen riefen es, der Nachtwächter tutete noch einmal, die Frau Steuereinnehmer rief: Ach, wie schrecklich! und in der Ferne nahte die freiwillige Feuerwehr. Es war ein neuer Verein, der im Sommer an einem Turm Übungen machte, viel Bier dazu trank und sich auch eine Spritze angeschafft hatte. Dieses Instrument spritzte bei den Übungen ganz wo anders hin, als es sollte, und als es jetzt angerasselt kam, und die Feuerwehrleute dazu große Äxte schwangen, da ergoß sich ein dicker Wasserstrahl auf alle Neugierigen, die sich abseits vom Feuer gestellt hatten. Der zweite Strahl traf Frau Peters, die in der Nachtjacke vor ihrem Hause stand und sich jeden Besuch der Feuerwehrleute in ihrem Hause verbat, weil sie nicht mit Unrecht fürchtete, daß das Heilmittel schlimmer sei als das Übel. Erst der dritte Strahl ging in den Garten und hätte beinahe den Holzstall getroffen, der ziemlich lustig brannte.

Nun aber mußte erst wieder Wasser gepumpt werden, das mit einem sehr verzwickten Mechanismus in die Schläuche geleitet wurde, und während die Spritze also ruhte, kam eine kleine Regenhusche vom Himmel, die alle Zuschauer noch etwas nasser machte und das Feuer beinahe löschte. Es war fast schade darum, weil es doch lustig war, im Dunkeln auf der Straße zu stehn und so viele Menschen zu sehen.

Anneli drückte sich an eine Hausmauer, wo eine Lampe im Fenster stand und ihren Schein auf die Straße warf. Da sah sie die Frau Steuereinnehmer vorüber gehn und die Frau Bürgermeister, Onkel Aurelius, Herrn Gebhardt und natürlich auch Herrn Peterlein. Dazwischen alle Schulkinder von den kleinsten bis zu den größten, alle ein wenig nachlässig gekleidet und alle recht enttäuscht. Denn es war gar kein schönes, helles Feuer gewesen, wie es doch ruhig einmal brennen darf, sondern nur ein ganz gewöhnlicher Holzstallbrand, von dem nur die Assekuranz Schaden hat. Nach dem Regen kam ein kalter Wind auf. Die Spritzenleute brachten neues Wasser, das jedem Feuer den Garaus gemacht haben würde, und das den Peterschen Garten in einen See verwandelte. Anneli fror plötzlich und sehnte sich

nach ihrem warmen Bett. Das Doktorhaus war noch offen, weil die Dienstmädchen noch vor der Tür standen, und Subecks wahrscheinlich auch beim Feuer waren. Anneli schlüpfte die Treppe hinauf, und als sie die Tür des Giebelzimmers öffnete, fiel ihr ein, daß sie noch nicht an Christel gedacht hatte. Wo war sie beim Feuer gewesen? Doch sie vergaß das Fragen, als sie Christel beim Schein der Kerze vor Cäsars Korb knien und an ihm hantieren sah. Der Hund war in Watte gewickelt und wimmerte leise.

Was ist mit Cäsar? Anneli kniete schon vor dem Korb und sah in ein paar erloschne Hundeaugen. Christel zuckte die Achseln.

Er muß beim Feuer gewesen sein und sich verbrannt haben. Eben fand ich ihn vor der Haustür und habe ihn verbunden.

Ihre Stimme klang gepreßt, aber Anneli achtete nicht darauf. Sie konnte nicht begreifen, wie der Hund an das Feuer gekommen sein mochte. Mit ihr war er nicht gelaufen, und er war überhaupt nicht im Zimmer gewesen.

Wo warst du denn, Christel, und hattest du ihn nicht bei dir? fragte sie, während die andre nur den Kopf schüttelte und frisches Öl auf das weiche braune Fell träufelte, das im Schmerz zuckte.

Sie legten das arme kleine Tier in Christels Bett, sie kühlten seine Brandwunden und gaben ihm Wasser zu trinken. Aber der Hund mochte nicht mehr trinken, nur manchmal wedelte er noch mit seinem Teckelschwänzchen und spitzte die Pinscherohren. Aber seine Augen wurden immer gläserner, und nur einmal noch leckte er Annelis Hand. Dann reckte er sich, seufzte tief auf und ging dann aus dieser Welt, die ihm eigentlich nur Gutes und Lustiges gegeben hatte, bis sie ihm endlich die Lust nicht mehr gönnte und ihn einen bittern Leidenskelch trinken ließ. Die Sonne stieg schon am Himmel empor, als Cäsar seinen letzten Seufzer tat. Beide Mädchen waren nicht zu Bett gegangen, sondern hatten bei ihm ausgehalten. Nun brach Anneli in bittre Tränen aus, und Christel wickelte die noch warme Leiche in ihr eignes Bettuch.

Wir wollen ihn schnell begraben, Anneli, die Eltern brauchen nichts davon zu wissen.

Weshalb nicht? Bei aller Trauer konnte sich Anneli des Erstaunens nicht enthalten. Mein lieber Cäsar hat doch nichts Böses getan, und weshalb ist er so verbrannt worden?

In alles konnte sie sich nicht finden; aber Christel zeigte ihr, daß sie tun müßte, was sie wollte. Ihr blasses Gesicht war noch blasser geworden, ihr Mund legte sich in trotzige Falten, und ihre Stimme wurde hart und befehlend.

Da mußte Anneli wohl oder übel gehorchen und stand dann sehr bald mit ihrem toten kleinen Freund im Garten. Dicht bei dem häßlichen Schuppen unter lauter dunkeln Bäumen warf Christel mit dem Spaten ein kleines Grab aus, in das Cäsar gelegt wurde. Derselbe Cäsar, der noch vor wenig Stunden gesprungen und gebellt hatte, von dem kein Mensch denken konnte, daß er jemals sterben könnte. Und nun kam die nasse schwere Erde über ihn, und er mußte still liegen bis — ja bis wann? Heute konnte sich Anneli nicht trösten. Sie verschmähte, ihre Milch zu trinken und Brot dazu zu essen. Als sie nachher bei Rike Bindseil nähte, weinte sie so bitterlich, daß die stille kleine Lehrerin etwas mitleidig wurde, dann aber, nachdem sie alles, zwar recht verworren, gehört hatte, abweisend den Kopf schüttelte.

Um einen Hund muß man sich nicht so anstellen, sagte sie. Viele Menschen sind schlimmer daran, und um die bekümmert sich keine Seele.

Das war weise gesprochen, aber kein Trost für Anneli, die mit ihrem Leid überall hin hätte hausieren gehn mögen und doch nirgends Verständnis fand.

Herr Gebhardt ermahnte sie, sich zusammenzunehmen, und ihr Onkel konnte nicht verstehn, daß man um ein kleines Tier so arg weinte.

Wenn es noch eine Katze gewesen wäre! sagte er in seiner etwas zerstreuten Art Als Knabe hatte ich Katzen gern. Hunde sind so zudringlich. Außerdem kannst du gewiß einen andern bekommen, es gibt viele junge Hunde!

Es ist immer dasselbe: andre Menschen geben uns keinen Trost, weder in großen noch in kleinen Schmerzen, wir müssen immer allein wandern.

Eine Ahnung von dieser Weisheit durchzuckte Anneli, als sie nachher vor dem kleinen Hügel stand, unter dem ihr Cäsar schlief. Es war ganz gut, daß es der dunkle Platz unter den Bäumen, ganz nahe bei dem Schuppen war. Da konnte sie ungestört an ihren kleinen Freund denken, und niemand störte sie. Höchstens die Schritte der Kinder in der Nebengasse, und diese kannte sie alle nicht, nur Fred Roland, der ihr diese Nacht beim Feuer freundlich zugenickt hatte. Jetzt stand er plötzlich neben ihr.

Was ist hier eigentlich los? fragte er in seiner herrischen Art. Wen habt ihr hier begraben?

Es dauerte eine Weile, ehe Anneli ihm Antwort geben konnte, weil sie der Schmerz von neuem überwältigte. Er war teilnehmender als die andern und machte sogar ein finstres Gesicht, aber endlich sagte auch er nur das, was die andern sagten.

Es war ja nur ein kleiner Hund, Anneli; vielleicht bekommst du bald einen andern.

Einen andern! Kann man den andern jemals so lieb haben wie diesen, und ist die Liebe überhaupt etwas, das wandelbar ist wie die Jahreszeit, das Wetter und wie die Stimmung der Menschen?

Wieder begann Anneli unter Tränen über diese Fragen zu grübeln, da nahten sich Schritte vom Doktorhaus her, und Fred verschwand durch den Zaun, durch den er gekommen war.

12

Im Sudeckschen Hause gab es in diesen Tagen mancherlei Unangenehmes. Frau Doktor war in der Nacht bei dem Feuer gewesen, hatte sich erkältet und lag jetzt zu Bett, während der Doktor mit der übelsten Laune kämpfte. Zwei Kranke waren ihm in den letzten Tagen gestorben, und die Leute sagten, er hätte sie verkehrt behandelt und vernachlässigt, bis es zu spät war. Ob dieses Urteil richtig war, konnte niemand sagen, aber die Sudeckschen Dienstmädchen flüsterten davon in der Küche, und Anneli hörte es. Ihr war die Sache gleichgiltig. Seit dem Feuer und dem Tode ihres kleinen Cäsars hatte sie starke Kopfschmerzen und hätte am liebsten still sitzen und fest schlafen mögen. Davon war aber nicht die Rede. Rike Bindseil, Herr Gebhardt und Onkel Willi, jeder von ihnen verlangte stetigen Fleiß von ihr und hielt ihr eine Rede, daß jedes Kind artig, fleißig und gehorsam sein sollte.

Anneli hörte alles gleichgiltig an. Ihr Kopf tat weh, und sie dachte an ihren Hund, der niemals mehr bellen würde, wenn sie heimkehrte, dessen armer kleiner Leib nun in der Erde lag, und von dem sie nicht genau wußte, ob sie ihn jemals wiedersehen würde. Sie hatte ihn so lieb gehabt; und in ihrem Herzen war es leer geworden. So leer, daß sie gleichgiltig von der schweren Erkrankung der alten Frau Peters hörte, der die Feuerspritze eine heftige Erkältung und darauf ein hitziges Fieber gebracht hatte.

Das Feuer selbst war harmloser Art gewesen. Nur der Holzstall war ausgebrannt, und das war, wie die Polizei sagte, eine Folge von Selbstentzündung gewesen. Die Polizei mochte Recht haben; aber die weiße Gestalt, die hinter dem Sudeckschen Hause neben Frau Peters hergegangen war, hatte auch Recht gehabt, und von ihr wurde in diesen Tagen mehr gesprochen als vom Feuer. Nach drei Tagen gings mit Frau Peters zu Ende. Obgleich ihr Mann sie unter Tränen bat, ihn auf dieser kalten Erde nicht ganz einsam zu lassen, und obgleich Doktor Sudeck

sein Möglichstes tat, zu helfen und zu retten. Aber die kalte, dunkle Nacht, die Nässe, die Erregung waren drei Todesengel, die ihre Fittiche über das alte Haus breiteten, die kein Flehen, keine Sorgsamkeit wieder vertreiben konnte, und einer von ihnen hatte es ja auch schon vorher gemeldet. Vor einer Woche noch war die alte Frau Peters gemütlich plaudernd in ihrem Garten auf und nieder gegangen, hatte ein freundliches Wort für Anneli gehabt und ihr eine Rose geschenkt. Nun hielt sie die Rosen von demselben Strauch in ihren kalten Händen, und ihr alter Mann saß bitterlich weinend an ihrem Sarge.

Doktor Sudeck nahm es im ganzen gemütlich mit seinen Patienten. Wenn sie starben, dann wollten sie eben nicht wieder gesund werden, und alle Menschen mußten sterben; aber in diesem Fall war er zornig.

Hundert Jahre hätte die alte Peters alt werden können, wenn nicht das Feuer gekommen wäre. Das Hüsteln war Angewohnheit und hatte nichts zu bedeuten, aber so ein nächtliches Erlebnis konnte der Organismus nicht überstehn. Hätte ich nur den Brandstifter, den elendigen, ich würde ihm den Hals umdrehn!

Das Feuer ist ja von selbst entstanden! sagte Christel mit trockner Stimme.

Der Doktor lachte kurz auf.

Du hast wohl deine Weisheit von Bürgermeisters Karoline! Der hohen Obrigkeit paßt es nicht, nach einem Brandstifter suchen zu müssen, deshalb sagt sie, das Feuer sei von selbst entstanden. Aber der alte Peters hat mir noch gestern gesagt, er wisse ganz genau, daß das Feuer angelegt sei. Jetzt hat er keine Zeit gehabt, seine Nachforschungen anzustellen, später aber, wenn seine Frau beerdigt ist, wird er sich schon rühren. Und er ist ein schlauer Mann, er wird mehr finden als unser teurer Bürgermeister.

Doktor Sudeck und die beiden kleinen Mädchen aßen gemeinsam zu Abend. Die Doktorin lag noch im Bett, und ihre Krankheit verdroß ihren Gatten auch. Jedenfalls schalt er noch eine Weile vor sich hin und achtete nicht darauf, daß Christel blaß war und die Speisen nicht anrührte.

Anneli sah es wohl, aber sie dachte nicht darüber nach. Sie selbst vermochte kaum ihre Milch zu trinken, und die Augen fielen ihr beinahe zu. Dabei fror sie, und dann flutete wieder ein heißer Strom durch ihren Körper. Sobald sie konnte, schlüpfte sie in das Giebelzimmer und legte sich ins Bett. Im Bett wars gut. Da saß manchmal ein Englein zu ihren Füßen, bewegte seine schimmernden Flügel und erzählte eine geheimnisvolle Geschichte. Von Birneburg, der Frau Bäckermeisterin und den Gräbern in der Kirchhofecke. Oder es berichtete von Falkenhorst, von dem Pony, von Bernd. Und plötzlich verwandelte es sich in eine Gouvernante, die mit einem Lineal in der Luft umherfuchtelte und von ihren Schülerinnen weggeschickt wurde.

Mit Anbruch des Tages verschwand die Erscheinung, es blieben nur der Frost, die Müdigkeit, die Hitze und dazwischen das nutzlose Lernen. Eines Tages läuteten die Glocken sehr laut. Frau Peters wurde zu Grabe getragen. Die gute Alte, die Anneli manche Liebe erwiesen hatte und nun ihren Einzug hielt in die stille Stadt der Toten, wo schon Tante Fritze wohnte und mit ihr so viele andre.

Auch Onkel Aurelius folgte dem Sarge. Er machte ein mürrisches Gesicht und war blaß, weil er ungern an den Tod dachte. Aber eines Tages würde der Tod doch auch an ihn denken.

Doktor Sudeck stützte den alten Ehemann, der sich mühsam von der Stelle bewegte. Tränen liefen über sein faltiges Gesicht, und er schüttelte immer wieder den Kopf. Gerade, als könnte er den lieben Gott nicht begreifen.

Noch immer läuteten die Glocken, und bedächtig wandelte der Zug aus der Stadt. Sie, die da wandelten, kehrten wieder zurück, die aber, die getragen wurde, blieb da draußen.

Anneli hatte an der Straße zwischen den andern Neugierigen gestanden; nun lief sie in den Garten und an Cäsars kleine Grabstätte. Für ihn hatten keine

Glocken geläutet, und keine Leidtragenden waren dabei gewesen, als er begraben wurde, aber Anneli dachte jetzt an ihn, wie sie immer an ihn dachte, und kniete vor dem kleinen Hügel, um einige bunte Steine darauf zu legen. Sie hatte kein Geld, ein Grabmal zu kaufen, aber vielleicht gab es einen guten Mann, der ihr eine kleine Platte arbeitete. Oder war das nicht erlaubt, weil Cäsar nur ein Hund war? Ein Tier, das nicht in den Himmel kam! Oder doch vielleicht, wenn man den lieben Gott recht schön bat. Er hatte doch auch die Tiere erschaffen und drückte vielleicht ein Auge zu, wenn man sie einschmuggelte in das Paradies.

Es war ein warmer, stiller Tag geworden. Die Bäume im Garten standen regungslos, und die Schmetterlinge schwebten über den Blumen. Das Glockengeläute war verstummt, nur hin und wieder kam ein verhallender Klang, und dann war es, als regten sich die Blätter der Bäume, und eins nach dem andern glitt auf die Erde.

Anneli ordnete träumerisch an den bunten Steinen, da stand Christel plötzlich neben ihr und legte zwei Rosen auf das Grab. Sie bewegte die Lippen, als wollte sie etwas sagen, aber schon raschelte es in der Hecke, und Fred Roland stand neben ihr und betrachtete sie mit flammenden Augen.

Mörderin! rief er, und Christel begann an allen Gliedern zu zittern. Aber sie warf doch den Kopf in den Nacken.

Geh aus unserm Garten!

Er lachte zornig. Mit Freuden will ich gehn, erst aber will ich dir sagen, was ich von dir denke. Du hast das Feuer angelegt, und am Feuer ist Frau Peters gestorben. Also bist du eine Mörderin. Und den unschuldigen Hund hast du auch getötet.

Das wollte ich nicht — Christel begann zu schluchzen. Er lief hinter mir her, und als ich das Petroleum ausgoß und anzündete, stand er mit einemmal in Flammen. Ich hatte ihn ja so lieb, Fred, glaube mir, ich wollte ihm nichts Böses tun. Und Frau Peters — es war ja nur ein halber Spaß, und Rita Makler riet mir dazu. Sie sagte —

Ihre Stimme versagte, aber Fred stand vor ihr wie ein Richter.

Lügen helfen nichts mehr, wir alle wissen, daß du und Rita Makler das Feuer im Holzstall angelegt habt, und Anneli hat das Petroleum dazu holen müssen. Rita hats gestern Abend schon gestanden, weil sie geglaubt hat, eine weiße Gestalt in ihrem Zimmer zu sehen. Es war nur der Mondschein, sie aber stürzte schreiend auf die Straße und hat alles bekannt!

Christel war totenblaß geworden.

Fred Roland, verrate mich nicht. Ich will dir geben, was du haben willst — verrate mich nicht!

Sie wissens ja alle! rief er ungeduldig. Dafür hat doch Rita Makler gesorgt. Und sie hat gesagt, du hättest durchaus ein Feuer haben wollen, ein Feuer, um die Alten zu erschrecken. O Christel, so etwas hätte ich niemals von dir gedacht.

Seine Stimme war milder geworden, und Christel lehnte sich an einen der Bäume und sah starr vor sich hin.

Sie wissens alle, wiederholte sie.

Ja ja, und nun kommt die Strafe, das Gefängnis!

Gefängnis? Sie lachte ungläubig. Christel Sudeck kommt nicht ins Gefängnis!

Weshalb nicht? Meinst du, weil dein Vater ein Doktor ist, könntest du nicht bestraft werden? Natürlich kommst du hinter die dicken Mauern, wo es so dunkel ist, und wo es nur kleine Fenster gibt. Wer Feuer anlegt, wird bestraft, und wenn er ein Prinz ist!

Christel hatte schweigend zugehört.

Und dann? fragte sie.

Was meinst du?

Ich meine, wenn ich dann wieder aus dem Gefängnis komme? Mein Leben lang kann ich doch nicht darin bleiben?

Fred sah sie zweifelnd an.

Wenn du aus dem Gefängnis kommst und hier noch durch die Straßen gehn magst, dann kannst du es ja tun.

Ich wollte dich heiraten, Fred Roland.

Mich? Er wurde dunkelrot, dann lachte er höhnisch.

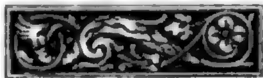
Vielen Dank, Christel, eine, die eine alte Frau tot gemacht hat, die nehme ich nicht.

Ich will dich aber! rief sie trotzig. Du mußt mich beschützen vor der Welt!

Er lachte noch höhnischer.

Geh doch zu Herrn Peterlein, vielleicht mag der eine Brandstifterin leiden, ich möchte sie nicht als Frau haben!

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Der Reichskanzler. Neubesetzung des preußischen Eisenbahnministeriums. Die nationalliberale Partei und das preußische Volksschulgesetz. Der Zusammentritt der russischen Volksvertretung. Herr von Iswolsky. L'Allemagne se recueille.)

Der Reichskanzler hat am 3. Mai, seinem Geburtstage, wie es sein Arzt, Geheimrat Renvers, versprochen hatte, in erfreulichem Befinden den Kaiser empfangen und fast drei Viertelstunden mit ihm konferieren können. Damit ist festgestellt, daß die oberste Leitung der Geschäfte beim Fürsten Bülow liegt, wenngleich er sich wohl noch einige Zeit lang auf die dringendsten Arbeiten beschränken wird. In der Konferenz mit dem Kaiser werden außer der Frage des Befindens und des bevorstehenden Sommerurlaubs unter anderm auch die Neubesetzung des preußischen Eisenbahnministeriums, die preußische Schulgesetzfrage und diplomatische Personalien zur Sprache gekommen sein.

Als Nachfolger des allseitig und aufrichtig betrauerten Ministers von Budde ist inzwischen in halbamtlichen Notizen schon der Kölner Eisenbahndirektionspräsident Breitenbach genannt worden, den der Verstorbne selbst als die geeignetste Persönlichkeit bezeichnet haben soll. Der Kölner Bezirk ist der schwierigste der preußischen Eisenbahnverwaltung, und wer ihn zur Zufriedenheit aller beteiligten Kreise verwaltet, hat damit wohl den Befähigungsnachweis zum Leiter des Ressorts erbracht. Freilich gehören noch einige andre Eigenschaften dazu, da das Eisenbahnministerium das gesamte Wesen der öffentlichen Arbeiten: Kanalfragen, Bauten usw., umfaßt. Der betreffende Minister muß deshalb sowohl innerhalb seines Ministeriums als auch im Staatsministerium die verschiednen Zweige seines Ressorts nach ihrer Berechtigung mit vollem Verständnis zur Geltung zu bringen vermögen, ebenso aber sie auch im Landtage vertreten und in den Verhandlungen mit den andern Bundesstaaten seiner Aufgabe gewachsen sein. Es handelt sich also nicht nur um den „Eisenbahn"minister als Fachmann, sondern um den Staatsminister im weitesten Sinne des Wortes, der außerdem auch noch der sozialdemokratischen Bewegung gegenüber mit Umsicht und Energie seinen Mann stehn muß. Das war bekanntlich bei dem Minister von Budde in hohem Maße der Fall, der als alter Soldat mit dem zum großen Teile ebenfalls aus alten Soldaten bestehenden Eisenbahnpersonal zu reden, und was wichtiger ist, zu empfinden verstand. Er redete zu den Leuten nicht nur die Sprache

des Vorgesetzten, die ihnen geläufig war, sondern sie hatten allesamt das vertrauensvolle Bewußtsein, daß der Minister, der es nicht verschmähte, zehn- und zwölfstündige Eisenbahnfahrten in der dritten und der vierten Wagenklasse zu machen, um nach dem Rechten zu sehen und sich von dem Funktionieren der Dienstvorschriften sowie von dem Pflichtenkreise der einzelnen Kategorien von Angestellten, bis zur untersten hinab, aus eigner Anschauung und Erfahrung zu überzeugen, für ihr Wohl tun werde, was mit dem Gesamtinteresse irgend vereinbar sei. Dieser von dem verewigten Minister in reichem Umfange betätigten sozialen Fürsorge stand eine unbeugsame Energie gegen jede Unbotmäßigkeit, Nachlässigkeit und Pflichtverletzung zur Seite. Unter Budde wäre ein Eisenbahnstreik kaum denkbar gewesen, weil alle seine Angestellten hinreichende Beweise seiner Fürsorge empfangen hatten, für die sie ihm dankbar waren, sodann aber auch, weil in ihnen allen die Überzeugung lebte, daß er im gegebnen Falle irgendeiner Form der Auflehnung gegenüber keinen Spaß verstehn werde. Dies ist für seinen Nachfolger wohl die schwierigste Seite von Buddes Hinterlassenschaft. Tüchtige Eisenbahnfachmänner sind bei uns gottlob nicht selten, um so seltner aber die Männer, die die große Zahl der Untergebnen mit Vertrauen zu erfüllen, sie zugleich mit Wohlwollen und Energie zu beherrschen verstehn. Es ist dies eine Eigenschaft, die bei höhern Offizieren viel eher ausgebildet ist als in der Bureaukratie. Aus diesem Grunde war in vielen Kreisen angenommen worden, der Posten werde mit einem hohen Offizier der Verkehrstruppen besetzt werden. Es muß dahingestellt bleiben, welche Rücksicht ausschlaggebend gewesen ist, sicherlich mit die auf die parlamentarische Betätigung. Aber auch die wasserwirtschaftlichen Fragen mußten in Betracht gezogen werden, und diese haben vielleicht mit dazu beigetragen, die Entscheidung auf den Präsidenten Breitenbach zu lenken, dem die Verkehrsverhältnisse auf dem Rheine genau bekannt sind, und der sich gerade dort schon große Verdienste erworben hat.

Seit längerer Zeit laufen auch Gerüchte von Veränderungen im Kultusministerium um. Sie haben in der jüngsten Zeit durch die Differenzen, in die der Minister Studt zur nationalliberalen Partei des preußischen Abgeordnetenhauses geraten war, erneute Nahrung erhalten. Es ist im Kultusministerium zur Genüge bekannt, daß ein gegen die nationalliberale Partei zustande gebrachtes Schulgesetz weder im Staatsministerium noch bei der Krone auf Zustimmung zu rechnen hätte. Ein Konflikt mit der nationalliberalen Partei läge nicht in der Richtung der vom Ministerpräsidenten vertretnen Gesamtpolitik, und zum Beispiel eine zweite Auflage des Zedlitzschen Volksschulgesetzes würde sowohl bei der Krone als im Staatsministerium völlig aussichtslos sein. Aber die Bedeutung des eigentlichen Differenzpunktes liegt nicht in dieser Richtung. Es handelt sich darum, ob die Rektoren der Gemeindeschulen von der Regierung auf Vorschlag der Gemeinden angestellt werden oder — wie bisher — von den Gemeinden ernannt werden sollen. Die Gemeinden würden in den weitaus meisten Fällen die Rektoren aus der Zahl ihrer Lehrer wählen. Das hat den großen Vorteil, daß ein Leiter einer solchen Schule seine bisherigen Kollegen, seine Schüler und auch einen großen Teil der Eltern genau kennt, wenigstens die Bevölkerungsschichten der betreffenden Gemeinden, denen die Kinder entstammen. Die Regierung wiederum vertritt den Standpunkt, daß gerade weil die Gemeinden die Rektoren meist aus ihren Lehrern wählen, viele tüchtige Lehrer an ihrem Fortkommen gehindert würden; es sei notwendig und es liege im Interesse der Lehrerschaft wie der Schulen, daß für die Rektorstellen die geeignetsten Kräfte aus der gesamten Lehrerschaft ausgewählt werden könnten. Lehrer, die sich zum Rektor eigneten, müßten auch Aussicht haben, es wirklich einmal werden zu können. Außerdem müsse die Regierung auch die Möglichkeit haben, daß eine bei einer Schule vorhandne ungünstige Richtung nicht durch Forterbung innerhalb ein und derselben Gemeinde gleichsam verewigt werde, es müsse die Möglichkeit bestehn, durch Einführung frischen Blutes Abhilfe zu schaffen.

Man sieht, daß beide Standpunkte manches für sich und manches gegen sich haben. Bei aller wünschenswerten und notwendigen Wahrung der Freiheit der Gemeinden muß der Regierung ein gesetzlicher Einfluß auf die Besetzung dieser Stellen doch gewahrt bleiben, wobei sich freilich nicht verkennen läßt, daß ein Rektor, der auf seinen Posten im Gegensatze zu der Gemeinde berufen würde, innerhalb deren und zu der Lehrerschaft, mit der er wirken soll, eine sehr schiefe Stellung haben würde, schwerlich zum Vorteil der Schule. Es läßt sich darum sehr wohl ein vorläufiges Auskunftsmittel dadurch finden, daß man diese Frage als noch nicht spruchreif vertagt. Die richtige Lösung wird wohl auch da in der Mitte liegen, daß den Gemeinden als Regel das Ernennungsrecht für die Rektoren verbleibt, daß jedoch für eine Anzahl näher festzustellender Fälle die Staatsbehörde das Recht erhalten muß, sowohl auf die Anstellung der Rektoren einen Einfluß zu üben als auch ihre Versetzung herbeizuführen. Man sollte annehmen, diese Punkte seien nicht so schwer zu ordnen, daß sie nicht noch innerhalb des vorliegenden Gesetzes zum Austrag gelangen könnten. Jedenfalls reichen sie nicht hin, zwischen der Regierung und der nationalliberalen Partei einen Gegensatz zu begründen, der völlig außerhalb der Richtung der vom Ministerpräsidenten vertretnen Gesamtpolitik läge.

Aus diesem sehr naheliegenden Grunde hätte freilich die „Nationale Korrespondenz“ auch keine Ursache gehabt, den Gegensatz auf das Gebiet der Reichspolitik zu übertragen und in einer breiten Aufzählung der Verdienste der Partei in der Flottenfrage, der Steuerreform usw. deren Exodus gleich dem Ausmarsch einer mißvergnügten Studentenschaft in Aussicht zu stellen. Soviel sollten unsre auf staatlichem und nationalem Boden stehenden Parteien in den letzten vierzig Jahren doch gelernt haben, daß ihr Einfluß auf den Gang der innern Politik an der Seite der Regierung immer weit größer sein wird als in den Reihen einer grundsätzlichen Opposition, die nach dem Rezept verfährt: „Ich kenne die Absichten der Regierung nicht, aber ich mißbillige sie.“ Namentlich eine allgemeine Absage wegen Differenzen mit einem einzelnen Ressort ist so lange wenig staatsklug, als man eben nur einem einzelnen Ressort, zumal in einer verhältnismäßig untergeordneten Frage, nicht einer allgemeinen Schwenkung der Regierungspolitik auf der ganzen Linie gegenübersteht.

Eine mit so vielem Geräusch in der Presse zum Ausdruck gebrachte Verstimmung vermindert in solchem Falle unvermeidlich die Glaubwürdigkeit der darin enthaltnen Drohung. Dies um so mehr, wenn sie im Namen einer Partei ausgesprochen wird, die sich mit einer gewissen Vorliebe als regierungsfähig ansieht, die aber doch an der Leistungsfähigkeit der deutschen Flotte, an der Beseitigung unsrer Finanzmisere usw. mindestens dasselbe, wenn nicht ein größeres Interesse haben muß als die jeweilige Regierung. Denn die Partei ist seit vierzig Jahren eine bleibende, die schon viele Minister und Ministerien überdauert hat und deshalb nicht gleich einem schmollenden Kinde die Grundlagen der Reichsexistenz in Frage stellen darf, weil ihr in einem Landesgesetz ein Paragraph nicht behagt, über den ebenso Schulmänner von Beruf wie liberale Politiker wirklich verschiedner Ansicht sein können. Die Form, in der die Verhandlungen geführt worden sind, mag nicht immer glücklich gewesen sein; derlei Fehler auszugleichen bieten sich Mittel und Wege genug. Aber eine nationale Partei darf sich niemals zu der Drohung hinreißen lassen, daß sie in nationalen Fragen nicht mehr mitspielen wolle, damit gäbe sie ihre eigne Existenzbasis auf.

Wer im Jahre 1900 für den Mai 1906 den Zusammentritt einer gewählten russischen Volksvertretung angekündigt hätte, würde damit schwerlich irgendwelchen Glauben gefunden haben. Die viele Jahre lang in Rußland verbreitete Anschauung, daß große innere Reformen nur als Folge eines unglücklichen Krieges zu erwarten seien, während ein Krieg mit siegreichem oder auch nur erträglichem Ausgange immer nur zur Befestigung des herrschenden Systems dienen werde, hat allem Anschein nach Recht behalten. Wenn es wirklich gelingen sollte, Rußland für die Dauer in ein konstitutionelles Staatswesen umzuwandeln, würde das Hauptverdienst der Siegeskunst und der Siegeskraft der Japaner zukommen, die damit auf die Gesamtverhältnisse Europas einen Einfluß von der größten Tragweite genommen

hätten. Denn es kann kaum ein wichtigeres Ereignis in unsrer Zeit geben als die Konstitutionalisierung des weiten russischen Reiches. Der Wurf kann gelingen, wenn die neue russische Volksvertretung davon absieht, sich eine Verfassung nach belgischem oder nach englischem Muster zu geben, sondern wenn sie dessen eingedenk bleibt, daß Rußlands Verfassung eine russische, im Boden der sozialen und der politischen Entwicklung Rußlands wurzelnde sein und bleiben muß. Auf diesem Boden wird man sich auch mit der Regierung verstehn und zu einem gemeinsamen Arbeiten mit ihr zusammenfinden.

Der unmittelbar vor dem Zusammentritt der neuen Volksvertretung vollzogne Ministerwechsel hat den Zweck, diese Aufgabe zu erleichtern, indem man den Erwählten des russischen Volks neue Männer gegenüberstellt, die durch keine Zusagen engagiert sind, in der innern Entwicklung bisher keine leitende und keine verantwortliche Stellung gehabt haben und damit ein ziemlich weites Gebiet aus der Diskussion ausschalten. Die Hauptschwierigkeit wird darin bestehn, ob sich die Volksvertretung zu mäßigen vermag, und ob sie den fortdauernden innern Wirren als Dämpfer oder als Zentrum dienen wird. Die Neigung, aus der Duma einen Konvent zu machen, ist reichlich vorhanden, die Unruhen werden von den Extremen auf beiden Seiten gefördert werden. Die Revolutionäre der verschiednen Färbungen haben ein Interesse daran, Rußland nicht zu einer verfassungsmäßigen Ruhe und Ordnung kommen zu lassen, die Reaktionäre dagegen möchten beweisen, daß anders als mit einem energischen und schonungslosen Absolutismus in Rußland überhaupt nicht zu regieren sei. Es wird sich nun zeigen, ob Rußland über die Männer verfügt, die notwendig sind, es aus der absolutistischen Vergangenheit und dem Sumpf der innern Wirren in ein neues Zeitalter hinüberzuführen. Deutschland, dem an einem politisch und wirtschaftlich zerrütteten Rußland nicht gelegen sein kann, geleitet seinen Nachbar mit den besten Wünschen in diesen neuen Abschnitt seiner Geschichte.

Der für den Berliner Botschafterposten designiert gewesene Gesandte von Iswolsky, der an Stelle des Grafen Lambsdorff die auswärtige Politik Rußlands leiten soll, war in den Ruf gekommen, Vertreter eines freundnachbarlichen Zusammengehns mit Deutschland zu sein. Er hat auf dem Kopenhagner Posten tief in die europäischen Verhältnisse hineinsehen können und kommt aus dem praktischen Leben, während Graf Lambsdorff nie einen Gesandtenposten bekleidet hatte, sondern ausschließlich Aktenmensch war. Als Botschafter in Berlin würde er wahrscheinlich sein Möglichstes daran gewandt haben, wirklich gute Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland herzustellen. In Petersburg sind leicht andre Gesichtspunkte und andre Einflüsse maßgebend. Wir können das abwarten. Inzwischen mag die bekannte Wendung des Fürsten Gortschakow, die allerdings nicht von ihm, sondern vom Staatsrat Jomini stammen soll, aber viele Jahre lang für Rußland die Bedeutung eines Programms hatte, auf die deutsche Politik Anwendung finden: L'Allemagne se recueille! Deutschland kann nichts besseres tun. *§*

Religion und Naturwissenschaft. Die Berichte über den gegenwärtigen Stand der biologischen Forschung, die Dr. E. Dennert unter dem Titel: Vom Sterbelager des Darwinismus herausgegeben hat, haben natürlich die Jenaer Herren arg verschnupft. Sachlich haben sie freilich dagegen nichts von Bedeutung einwenden können. Die Aufsätze haben eine zweite Auflage erlebt, und der Verfasser hat ihnen unter demselben Titel eine neue Folge (Stuttgart, Max Kielmann, 1906) nachgeschickt. Auch von den seit 1902 erschienenen Schriften, über die hier berichtet wird, lehnen die meisten den Darwinismus (nicht die Entwicklungslehre) mehr oder weniger entschieden ab. Dennert hat unter anderm eine berücksichtigt, deren Verfasser kein Biologe von Fach ist, die aber sehr interessant ist: der bekannte Edelanarchist Fürst Krapotkin beweist, daß der Kampf ums Dasein im Tierreich Ausnahme, die Regel vielmehr gegenseitige Hilfeleistung, Solidarität ist. Zu den wenigen Schriften aus dem entgegengesetzten Lager gehört eine Apologie des Darwinismus von Dr. Plate, und gerade diese enthält eine augenfällige

Widerlegung der Lehre, die gestützt werden soll. Darwin hat bekanntlich seinen Gedanken einer natürlichen Zuchtwahl der künstlichen Tierzüchtung entnommen, und Plate weist nun nach, daß die natürliche Zuchtwahl, soweit überhaupt von einer solchen gesprochen werden kann, in sieben Stücken das Gegenteil der künstlichen Züchtung ist. Um nur zwei dieser Unterschiede anzuführen: die Kulturrassen oder Varietäten sind labil, schlagen leicht in die Stammform zurück und sind untereinander fruchtbar, die Naturrassen sind stabil, schlagen nicht zurück und vermischen sich meist weder untereinander noch mit der Stammform. Von Dennerts Buche: Bibel und Naturwissenschaft ist bei demselben Verleger die fünfte Auflage erschienen. — Der Prälat D. Rudolf Schmid, Oberhofprediger a. D., hat schon 1876 ein Buch über die Stellung des Darwinismus zur Philosophie, Religion und Moral herausgegeben. Seitdem hat er den Gang der Entwicklung der Naturwissenschaften weiter verfolgt, nach Aufgabe seiner Ämter die Lektüre der neuern Hauptwerke nachgeholt und sich gedrungen gefühlt, „die Beziehungen der Religion zum Darwinismus auf ihre Beziehungen zur gesamten Naturforschung auszudehnen". Die Frucht dieser Studien ist das vortreffliche Buch: Das naturwissenschaftliche Glaubensbekenntnis eines Theologen (Zweite Auflage. Stuttgart, Max Kielmann, 1906). Er bezeichnet mit Recht seinen Standpunkt als einen eigentümlichen insofern, als er „einerseits für die Naturforschung volle Freiheit verlangt, andrerseits die Positionen des Christentums in ihrer ganzen Ausdehnung" festhält. So glaubt er an die Auferstehung Christi und sagt sehr schön, in der Weise geschichtlich verbürgt wie die Ermordung Cäsars sei die Auferstehung freilich nicht. Er habe schon wiederholt Anlaß gehabt, darauf hinzuweisen, „daß Gott in allen großen Lebensfragen der Menschheit je nach der Herzensstellung eines Menschen zu ihm entweder ein verborgner oder ein offenbarer Gott für ihn ist. Die Anerkennung Gottes und seiner Heilstaten darf nicht das logisch zwingende Ergebnis von Wahrnehmungen sein, die der Mensch gar nicht bestreiten kann, auch wenn er noch so sehr wollte, sondern sie muß eine freie ethische Tat des Innersten im Menschen, seines Gemüts sein." — Des Gesetzes Erfüllung von Dr. med. R. Krecker (Halle a. S., Gebauer-Schwetschke, 1905) ist ein kühner Versuch, „die organische, gesellschaftliche und sittliche Bildung des Menschen naturwissenschaftlich" zu erklären. Mit dem Worte „Begründung" im Untertitel ist doch wohl Erklärung gemeint. Dem Verfasser des gründlichen und universelles Wissen bekundenden Buches (beinahe 600 Seiten Großoktav) hat ohne Zweifel Herbert Spencers Hauptwerk als Muster vorgeschwebt. Von dem Spencerschen Agnostizismus und noch mehr von dem platten Naturalismus der meisten Biologen unterscheidet es sich dadurch, daß es die Religion hochhält, den Glauben an Gott voraussetzt und die persönliche Unsterblichkeit des Menschengeistes biologisch zu beweisen versucht. Für eine ausführliche Kritik, die das Werk wohl verdient, haben wir keinen Raum; wir beschränken uns auf die zwei Bemerkungen, daß der Verfasser Darwin überschätzt, und daß die demokratische Gleichheit, der nach seiner Meinung die Menschheit zustrebt, weder ein anmutendes Ideal ist noch biologisch gerechtfertigt erscheint. Angenommen — was weder bewiesen ist noch jemals wird bewiesen werden können —, daß die Arten der organischen Wesen das Ergebnis einer biologischen Entwicklung seien, so ist diese doch eben von der Einerleiheit zur Mannigfaltigkeit fortgeschritten, nicht umgekehrt, gerade so wie auch in der Menschenwelt jeder Kulturfortschritt differenziert, nicht gleichmacht. Die Gleichheit des Schnitts von Rock und Hose sollte doch nur den ganz Unwissenden und Gedankenlosen die Tatsache verbergen können, daß trotz aller Zeitungsleserei die geistige Kluft zwischen dem Lohnarbeiter und dem Hochgebildeten heute viel größer ist, als sie in mittelalterlichen und alten Zeiten zwischen dem Bauer oder dem Sklaven und dem Könige war. — Ein ähnliches Unternehmen ist das von uns schon angezeigte Werk „Die Gesellschaft" von Ernst Viktor Zenker, als dessen Krönung jetzt die Soziale Ethik (Leipzig, Georg H. Wigand, 1905) erschienen

ist. Es enthält neben manchem anfechtbaren viel gute Gedanken, doch geben wir dem Buche von Krecker den Vorzug. — Dr. W. Schallmayer veröffentlicht (bei Hermann Costenoble in Jena 1905) Beiträge zu einer Nationalbiologie. Der Verfasser beklagt es als einen großen Übelstand, daß in der Soziologie bisher die Nationalökonomen geherrscht und die Biologen nicht gebührend zu Worte gekommen seien, und versucht die Bedeutung der Naturwissenschaften für den Wettkampf der Völker und für die Politik überhaupt nachzuweisen. Daß die Übermacht der Weißen über die Farbigen zunächst (nur zunächst!) auf ihrer Technik beruht, und daß diese ein Kind der Naturwissenschaften ist, das bezweifelt ja niemand, aber daß gerade die Biologie eine bedeutende Rolle dabei gespielt hätte, vermögen wir nicht einzusehen, und was die Politik im allgemeinen anlangt, so haben wir schon bei einer frühern Gelegenheit auf die Frage, was man aus der Biologie für die Politik lernen könne, dieselbe Antwort gegeben wie nach Schallmayers Anführung Professor H. Rickert: nichts. Daß ein Volk gesund zu bleiben suchen muß, wenn es sich behaupten will, daß schlechte Eltern schlechte Kinder zeugen, und daß es ein Unglück für ein Volk ist, daß der beste Teil seiner jungen Mannschaft im Kriege fällt, das hat man seit alten Zeiten gewußt. Der Verfasser gedenkt der Leiden, die er als sechsjähriger Knabe ausgestanden hat, wo er stundenlang auf dem kalten Steinpflaster der Kirche hat knien müssen. Da hat er eben einen unvernünftigen Pfarrer gehabt. Lange, ehe das Wort Biologie geschaffen war, haben vernünftige Geistliche die Verpflichtung zum Besuche des Gottesdienstes nur ältern Kindern auferlegt, haben sie für diese, wenn keine Bänke vorhanden waren, Strohmatten aufs Pflaster legen lassen, und haben sich verständige Eltern gegen unverständige Zumutungen geistlicher Zeloten gewehrt. Was im einzelnen gesundheitsschädlich ist, das finden ja freilich die Forscher immer besser heraus. Früher nannte man die Wissenschaft, der das obliegt, Medizin, heute hat man dafür die beiden Wissenschaften: Hygiene und Biologie. Diese Namen sind freilich besser und richtiger als Heilkunde, da vor dem Heilen das Verhüten und das Bewahren kommt, und dieses, soweit es nicht instinktiv geschieht (das instinktive bleibt nach unsrer ketzerischen Meinung immer die Hauptsache), die Kenntnis des Lebensprozesses voraussetzt. Wenn übrigens wirklich die Biologie für die Politik wichtig wäre, so müßte man erst fragen: welche Biologie? Einen großen Teil von Schallmayers Buche füllt die Polemik gegen andre Biologen aus, namentlich gegen die Rassentheoretiker, die sich auf Weismann stützen, und die sind doch bis jetzt hauptsächlich die Vertreter der biologischen Politik gewesen. Bis sich die Herren geeinigt haben werden, wird sich also wohl die Politik mit den alten Wissenschaften behelfen müssen, unter andern mit den Geisteswissenschaften Ethik und Geschichte, die nach Schallmayer als besondre Geisteswissenschaften eigentlich gar nicht existieren. Es ist wahr, daß diese alten Wissenschaften keine solche Aufsehen erregenden Entdeckungen mehr machen wie die Physik und die Biologie. Aber die Mathematik überrascht auch nicht mehr durch Neuheiten; trotzdem bleiben das Einmaleins und der Pythagoräer die unentbehrlichen Grundlagen aller exakten Wissenschaften. — Obwohl Preyers bekanntes Werk: Die Seele des Kindes, streng genommen nicht in diesen Zusammenhang gehört, wollen wir doch, da sich gerade keine passendere Gelegenheit darbietet, erwähnen, daß es nach des Verfassers Tode Karl L. Schaefer neu bearbeitet und (Leipzig, Th. Grieben, 1905) als sechste Auflage herausgegeben hat.

Populäre Militärliteratur. Daß in Deutschland, der Heimat der allgemeinen Wehrpflicht, das Interesse an militärischen Dingen durch breite Schichten geht, darf von vornherein angenommen werden und wird tatsächlich durch den großen Leserkreis, den die Generalstabswerke in der Zivilbevölkerung finden, durch den bedeutenden Absatz von volkstümlichen Darstellungen der letzten Feldzüge, von Kriegserinnerungen in Form von Briefen, Tagebüchern, Regiments-, Bataillons-

geschichten, von Soldatenliteratur jeder Gestalt bestätigt. Da lag denn auch der Plan schon lange nahe: die Verbreitung militärischer Kenntnisse, die Bekanntschaft mit der Kriegsgeschichte durch Volksbücher systematisch zu fördern. Einen Teil dieses Plans hat seit einiger Zeit der Verlag von B. Behr in Berlin mit einem Sammelwerk verwirklicht, das sich „Erzieher des Preußischen Heeres“ nennt und von dem Generalleutnant z. D. von Pelet-Narbonne geleitet wird. Es will in zwölf Bänden zunächst folgende Männer behandeln: 1. den Großen Kurfürsten, 2. König Friedrich Wilhelm den Ersten und den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, 3. König Friedrich den Großen, 4. York, 5. Scharnhorst, 6. Gneisenau, 7. Clausewitz, 8. Boyen, 9. den Prinzen Friedrich Karl von Preußen, 10/11. Kaiser Wilhelm den Großen und Roon, 12. Moltke. Das Geleitwort sagt, das Ziel der Sammlung sei „die Tätigkeit der hervorragendern Erzieher des Heeres für die heutige Generation wirklich fruchtbar zu gestalten.“ Ein etwas dunkler Satz! Klarer und weitergreifend wäre das Programm: den militärischen Geist im Volke zu verbreiten und zu stärken durch gute literarische Bilder seiner bedeutendsten preußischen Vertreter. Dann würde die Sammlung auch Platz für einen Blücher und für andre Männer gehabt haben, die man mit Verwunderung in der Liste vermißt. Möglicherweise hat sich die Leitung Änderungen des Plans vorbehalten. Dafür spricht der Umstand, daß Clausewitz, der an der siebenten Stelle vorgezeichnet war, den achten Band erhalten hat. Uns liegen bis jetzt nur die Bücher über diesen, über Friedrich den Großen, über den Großen Kurfürsten, über York, Scharnhorst und Prinz Friedrich Karl vor. Soweit sich danach die Durchführung des Unternehmens beurteilen läßt, arbeiten die einzelnen Autoren ziemlich verschieden. Am wenigsten glücklich ist der Scharnhorst behandelnde Band ausgefallen. Aktenmäßige Mitteilung des Materials müßte vermieden und die Darstellung sämtlicher Heldengestalten einfach nach den zwei Fragen gerichtet werden: 1. Worauf beruht ihre geschichtliche Größe? 2. Wie haben sie sich entwickelt und gewirkt? Die Lösung der Aufgabe verlangt auf das Konkrete gerichtete, bei reichem Wissen unverbildet klare Naturen. Die hat der militärische Stand von jeher zahlreich erzeugt und demzufolge von Cäsars Bellum gallicum bis auf Moltkes Deutsch-französischen Krieg immer wieder mit schriftstellerischen Leistungen aufwarten können, die in der gemeinverständlichen, fesselnden Darstellung von Fachfragen Muster bieten. Zum Beweis, daß das preußische Offizierkorps noch heute solche Talente hat, braucht nur an die Namen von der Goltz und Verdy du Vernois erinnert zu werden. Verdy ist nach langer Pause kürzlich wieder mit einem nur kleinen, aber wichtigen Schriftchen vor das Publikum getreten, das einen Teil der (hoffentlich vollständig erscheinenden) Jugenderinnerungen des Generals bildet und den Titel führt: „Der Zug nach Bronzell.“ Die Wichtigkeit dieser Arbeit beruht darauf, daß sie unwillkürlich zeigt, wie unter dem schwankenden Sinne Friedrich Wilhelms des Vierten die Sicherheit und der Geist in der Armeeführung gelitten hatten.

Diesen deutschen Militärbüchern schließen wir noch ein ausländisches an: Die Geschichte eines Soldatenlebens von Feldmarschall Viscount Wolseley. (Autorisierte Übersetzung; Berlin, Karl Siegismund. 2 Bände.) Es ist ein Buch, das man auch in eine Bibliothek von Romanen und Reisebeschreibungen größten Stils mit einstellen könnte, und es ist nach allen Seiten hin englisch gestempelt, nicht zum wenigsten auch in der Kunst des anschaulichen, kurzweiligen, Ernst und Komik bunt mischenden, auf eine besondre Militärsprache vollständig verzichtenden Erzählens. Niemand wird es aus der Hand legen ohne Respekt vor dem britischen Imperium und dem weltbürgerischen Horizont, zu dem es seine Angehörigen erzieht. Heute in Aldershot, kurz darauf in der Krim, dann in Indien, in Kanada, bei den Aschantis — so verläuft ein englisches Soldatenleben, so entsteht das Herrengefühl in den angelsächsischen Köpfen. Respekt verlangt aber auch der Freimut, den das Inselvolk der Kritik öffentlicher Zustände einräumt. Nirgends auf dem Festlande würde eine Sprache geduldet werden, wie sie Wolseley über sein heimisches Kriegsministerium, über das englische Offizierkorps und über verwandte Themen führt. Doch kommt auch in

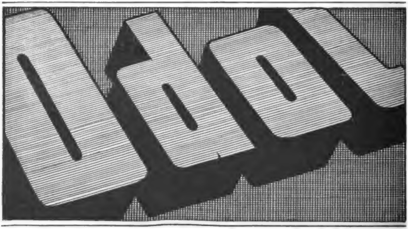
diesem Buch wieder das alte Rätsel zum Vorschein, daß sich diese englische Unbefangenheit in gewissen Punkten ganz gut mit nationaler Überschätzung und Beschränktheit verträgt. Der englische gemeine Soldat, der sogenannte Tommy, ist dem aller andern Länder überlegen, Wellington ist der größte Feldherr aller Zeiten, er allein hat bei Waterloo Napoleon besiegt und damit die niedergeworfnen Nationen des Kontinents befreit. Seite 25 wird sogar behauptet, daß der König von Preußen (gegen 1850) Wellington für den Fall eines Kriegs mit Frankreich den Oberbefehl über die Preußen, „die damals keinen tüchtigen General hatten", angetragen habe. Wir bringen diese wie eine Räubergeschichte klingende Notiz hier zur Kenntnis, weil sich Wolseley auf den Sohn des damaligen englischen Gesandten in Berlin beruft. Ganz unfaßbar erscheint ferner, daß ein Feldmarschall über den Deutsch-französischen Krieg (II, 211) behaupten kann, die Reihenfolge seiner Ereignisse sei von deutscher Seite sorgfältig berechnet gewesen. Da muß Wolseley annehmen, daß Mac Mahon durch Suggestion Moltkes zur Abschwenkung auf Sedan veranlaßt worden ist. Die Übersetzung ist nicht immer auf der Höhe. I was never a good sailor kann man nicht mit „ich bin nie ein guter Seemann gewesen" wiedergeben.

Krauskopf und Sturmfried. Dieser Tage wurde ich lebhaft an Wettes Krauskopf erinnert — durch einen Roman von Arthur Achleitner, den mir der Verlag von Kirchheim u. Co. in Mainz zugeschickt hatte: Gregorius Sturmfried, ein Zeitbild aus dem Katholizismus der Gegenwart, in zwei Bänden. Beide Erzählungen haben das große religiöse Problem zum Gegenstande. Aber welch ein Unterschied! Der mit feinster Seelenkunde ausgerüstete Wette zeigt uns, wie sein Held schon als Kind von den verschiednen religiösen Vorstellungen und Strömungen seiner Umgebung im tiefsten Innern ergriffen, hin und her gezerrt und zeitweise krank gemacht wird, und wie er sich als Jüngling durch die einander bekämpfenden Gegensätze zu einem festen und vernünftigen Glauben durchringt; der Dichter zaubert uns dabei eine Menge höchst anziehender origineller Gestalten und lebhaft erregende tragische wie erheiternde komische Situationen vor, wobei er mit virtuoser Kunst jede Person die ihrem Charakter angemessene Sprache reden läßt. Achleitners Held dagegen ist als Kind schon fertig. Sein Glaube an den römisch-katholischen Katechismus schwankt und wankt in keinem Augenblick seines Lebens, er ist also von vornherein zum Romanhelden verdorben, denn der Roman hat nicht den fertigen Menschen darzustellen, sondern zu zeigen, wie ein Mensch fertig wird. Mit solchem Glauben ausgerüstet, tritt Sturmfried als Dorfpfarrer der Los von Rom-Bewegung, als Pfarrer in einer Universitätsstadt dem Unglauben moderner Philosophen und Naturwissenschafter entgegen und bekämpft sie mit den Argumenten und in der Sprache, die wir alle Tage in der Zeitung finden. Ein nicht gelehrter aber von Nächstenliebe erfüllter Kaplan hilft ihm durch Wohltätigkeit die Sozialdemokraten gewinnen und durch eine zweckmäßige soziale Aktion bei Hochwasser den liberalen Stadtrat beschämen. Zu einem großen Teil spielt die Geschichte in der „Kanzlei" des Pfarrers, die mit solcher Wichtigkeit behandelt wird, daß man ordentlich Respekt davor bekommt, und in der österreichischen Kanzleisprache reden die meisten der auftretenden Personen. Im zweiten Teile wird Sturmfried auf jeder dritten Seite einmal „Herr Stadtpfarrer" angeredet, manchmal auch „Hochwürden Herr Stadtpfarrer", und der gespreizten Komplimente zwischen ihm und den „Exzellenzherren" oder sonstigen Würdenträgern, die seine eigne Würde gehörig hervorheben, ist kein Ende. Um den hochmütigen Professoren ebenbürtig zu werden, promoviert er; die ganze Disputation wird uns mitgeteilt — und was für eine Disputation! Die eine seiner Thesen behauptet, daß man Kreuzwegablässe mehrmals an einem Tage gewinnen könne — und zum Schluß werden seine Tugenden, sein Wirken für das Heil der Seelen und seine Verdienste um die Kirche durch die Beförderung zum Domherrn belohnt. Eine gewisse entfernte Ähnlichkeit besteht zwischen Sturmfried und dem dritten Teile von Krauskopf in einem einzelnen Stücke. Der Schluß

dieses dritten Teiles — nur der Schluß — fällt aus der Romanform in die Form der Biographie. Sturmfried ist von Anfang bis zu Ende nichts als Biographie. Das einzige Romanhafte darin ist eine Episode, die des Pfarrers ein wenig leichtfertige Schwester liefern muß. Man kann es ja den Katholiken, deren Geistliche in den Witzblättern und auch in so manchem ernsthaften Blatte als Dummköpfe, als lasterhafte Menschen, als Erbschleicher, als halbe oder ganze Verbrecher dargestellt zu werden pflegen, man kann es ihnen nicht verargen, daß sie gern von Geistlichen lesen, die Mustermenschen gewesen sind. Aber wenn ein Schriftsteller, der ihnen diese Freude bereiten will, keinen wirklichen Roman erdichten kann, in dem solche vorkommen, dann soll er doch lieber gleich Biographien von Priestern schreiben, die wirklich gelebt haben. Es gibt ja zum Glück genug solche Männer, die der Welt zu zeigen sich die Katholiken nicht schämen dürfen.

Den Anzeigen und Reklamen nach zu urteilen, hat Achleitner mit seinen Romanen bis jetzt großartigen Erfolg gehabt. Wenn die übrigen dem Sturmfried gleichen, und wenn sie typisch sind für die heutige katholische Novellistik, dann muß man diese in der Tat minderwertig nennen. Hinter der protestantischen hat sie ja immer zurückgestanden, aber vor vierzig Jahren hatten die deutschen Katholiken doch noch die Hahn-Hahn — freilich eine Konvertitin — und eine Anzahl guter Ausländer und Ausländerinnen: eine Lady Georgina Fullerton, die Deutsch-Spanierin, die unter dem Namen Fernan Caballero schrieb, und Hendrik Conscience, dem die Fachleute seinen verdienten Platz in der Weltliteratur eingeräumt haben. In den sechziger Jahren aber kam dann der widerliche Fanatiker Konrad von Bolanden mit seinen historischen Tendenzromanen, und jetzt haben sie ihren Achleitner. Fanatiker ist der nicht, aber kindlich oder vielmehr kindisch bigott und ein lederner Philister.

Nachträglich habe ich desselben Verfassers „Jerusalem, ein Zeitbild aus der heiligen Stadt“ durchgeblättert, worin die Erlebnisse eines jungen Franzosen in Jerusalem erzählt und Wirken und Leiden der dortigen Franziskaner ganz hübsch geschildert werden. Dieses Buch macht schon deswegen einen bessern Eindruck, weil es nicht den Anspruch erhebt, für einen Roman gehalten zu werden. C. J.



Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

65. Jahrgang

Nr. 20

Ausgegeben am 17. Mai 1906

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow

Leipzig

Aus den Krankentagen des Reichskanzlers

Einer unsrer Mitarbeiter, der sich in die dem Fürsten Bülow in den letzten Wochen zugegangnen Kondolenzen und Gratulationen Einsicht erbeten hat, schreibt uns: Die vier Wochen von seinem Ohnmachtsanfall im Reichstage bis zu seinem Geburtstage werden dem Fürsten Bülow wenigstens aus einem Grunde immer in freundlicher Erinnerung bleiben. In dieser Zeit der ihm vom Arzt auferlegten Arbeitsruhe ergoß sich ein unerschöpflicher Strom von Kundgebungen der Teilnahme, Verehrung, Freundschaft und Anhänglichkeit in das stille Kanzlerpalais. Aus allen Teilen der Welt, von Stockholm bis Peking, kamen die Telegramme, in allen Schichten des deutschen Volkes äußerte sich die Bestürzung über das Ereignis, dessen Folgen im ersten Augenblick niemand zu übersehen vermochte, und die Freude über die schnelle Beseitigung der schlimmen Besorgnisse, die sich so manchem aufgedrängt hatten. In seiner bescheidnen Sprache hat wohl am besten ein kleiner Landwirt aus Franken den Gefühlen Ausdruck gegeben, die seine Kreise bewegten. In einem herzlichen Briefe an den Kanzler schreibt er, daß es erst durch seine Erkrankung dem Volke so recht zum Bewußtsein gekommen sei, was es an seinem Kanzler hat. In den verschiedensten Wendungen kehrt dieser Gedanke in zahlreichen Zuschriften an den Fürsten wieder, die Teilnahme gilt dem „treuen deutschen Steuermann“, dem „Hüter des Völkerfriedens“, dem „Vertrauensmann der Nation“. „Das Vaterland hat Eure Durchlaucht nötig“, heißt es in einer Adresse der Evangelischen Arbeitervereine; und in der ländlichen Bevölkerung war die Teilnahme, wie der Rheinische Bauernverein versichert, um so allgemeiner und lebhafter, als der Reichskanzler „nicht nur die äußere Politik mit sichrer Hand geleitet, sondern auch und insbesondre eine augenfällige Wandlung in der innern Wirtschaftspolitik herbeigeführt hat, unter deren früherer Richtung der Bauernstand schwer gelitten hat“. Vom Magistrat der Stadt Bromberg, deren Ehrenbürger der Reichskanzler ist, kommt der Wunsch, „daß insbesondre der Ostmark Eurer Durchlaucht bahnbrechende staatsmännische Arbeit und Initiative, auf die wir mit vollstem Vertrauen blicken, erhalten bleibe“. Und

Digitized by Google

in den Reichslanden gehn der Landesausschuß, die elsässischen und die lothringischen Gruppen des Reichstags mit Sympathiekundgebungen voran.

Die Parteigegensätze, die am Tage des Unfalls selbst im Reichstage verwischt waren, wie auch durch mündliche Äußerungen von Abgeordneten aller Richtungen bezeugt worden ist, schweigen gegenüber den gemeinsamen rein menschlichen oder patriotischen Empfindungen. In den Mappen des Reichskanzlers finden sich warmherzige Zeilen von Abgeordneten aller bürgerlichen Parteien, Konservative, Liberale, Zentrumsleute bunt gemischt. Bemerkenswert ist ein Schreiben des Präsidenten der bayrischen Kammer der Abgeordneten, Dr. von Orterer, das mit den Worten schließt: „Ich bin von der Überzeugung durchdrungen, daß alle meine verehrten Kollegen in der bayrischen Kammer der Abgeordneten mit mir von dem lebhaftesten Wunsche beseelt sind, daß die unermüdlichen, dem Wohle unsers deutschen Vaterlandes so ersprießlich dienenden Kräfte Seiner Durchlaucht bald wieder vollständig hergestellt sein mögen."

Der in Wiesbaden schwer krank daniederliegende Graf Reventlow, der im Reichstage manches scharfe Wort über unsre auswärtige Politik gesprochen hat, diktierte auf die Nachricht von dem Unfall des Kanzlers ein von der tiefsten Bewegung zeugendes Schreiben an den Fürsten, das dem Absender und dem Empfänger gleiche Ehre macht.

Unzählig sind die Äußerungen des ganz Europa umfassenden Freundeskreises. Wenn man diese Telegramme und Briefe durchblättert, ist man geradezu verblüfft von der Fülle der persönlichen Beziehungen, die von dem Fürsten Bülow aufrecht erhalten werden. Hier mögen einige dieser intimern Kundgebungen Platz finden. Zunächst ein Brief von Ernst von Wildenbruch vom 2. Mai:

Hochzuverehrender, hoch und innigst verehrter Herr,

im Zusammengehörigkeitsbewußtsein der Menschheit liegt es begründet, das Gefühl, daß wenn Menschen sich zusammentun zu einem großen, leidenschaftlichen Wunsche, sie die unsichtbar über unserm Schicksal waltende Macht zwingen können, dem Wunsche Gewährung zu leihen. Alle, denen Deutschlands Wohl am Herzen liegt — und ihrer sind, Gott sei Dank, viele, viele —, finden sich heute, im Hinblick auf Eurer Durchlaucht morgigen Geburtstag, in einem einzigen Gedanken, einem tiefen, heißen Wunsche zusammen: Gott gebe unserm Reichskanzler Kraft und volle Gesundheit wieder!

Einem von diesen vielen sei es gestattet, Eurer Durchlaucht das auszusprechen, Ihrem in unwandelbarer Verehrung ergebnen

(gez.) Ernst von Wildenbruch

Sodann ein Schreiben von Adolf Wilbrandt:

Rostock, 2. 5. 06

Lieber, verehrtester Freund,

in ganz besondrer Bewegung beglückwünsche ich Sie diesmal zum dritten Mai und rufe allen Segen, den sie da oben haben, auf Ihr kommendes Jahr und dessen Erben herab. Ihre herrliche Natur, denk ich, hat diesen schweren Influenzaanfall, dem Sie so heroisch Trotz boten, gründlich überwunden. Nun kommt, hoff ich, Ihnen und uns für alle Folgezeit zugute, daß Sie durch den

erschreckend dramatischen Vorgang im Reichstag aller Augen auf die Gefahr gelenkt haben, in die Ihre Arbeitslast Sie bringt, und daß alle, Monarch, Arzt, Sie selbst wohl, das Ihre tun werden, Sie vor Überanstrengung besser zu behüten.

Es trägt Sie dabei das hohe Gefühl, daß Sie dieses edle, kostbare Leben Ihrem Vaterlande schuldig sind.

Von ganzem Herzen

Ihr liebender Freund

(gez.) Adolf Wilbrandt

Weiter ein Abschnitt aus einem Geburtstagsbriefe Adolf Harnacks: „Eurer Durchlaucht bringe ich zum heutigen Tage meine ehrfurchtvollen und herzlichen Glückwünsche dar, zugleich mit dem lebhaften Ausdruck des Dankes und der Freude, daß nach schweren Tagen die Gesundheit Eurer Durchlaucht nun wieder völlig hergestellt ist. Als die Nachricht von der Erkrankung Eurer Durchlaucht Deutschland bewegte und erschütterte, da trat mir wie allen guten Deutschen mit doppelter Kraft vor die Seele, was das Vaterland Ihnen, hochverehrter Herr Reichskanzler, verdankt. Und nicht nur an die politische Lage im Innern und Äußern dachte ich, sondern vor allem auch an das, was die Wissenschaft und die Pflege des geistigen Fortschritts Eurer Durchlaucht schulden. Ganz Deutschland weiß, daß an der Spitze seiner Regierung ein Mann steht, dem nichts menschliches fremd ist, und dem die hohen Güter der fortschreitenden Gesittung und innern Erstarkung die obersten Ideale im Staate sind. Dieses Bewußtsein gibt der wissenschaftlichen und kulturellen Arbeit in Preußen überall Schwungkraft und Sicherheit. Gestatten Eure Durchlaucht, daß ich am heutigen Tage als preußischer Professor und als Leiter eines zentralen wissenschaftlichen Instituts, der Königlichen Bibliothek, Ihnen dafür meinen tiefgefühlten und wärmsten Dank ausspreche. Aber gestatten Sie, hochverehrter Fürst, auch, daß ich Dank zu Dank füge, indem ich mich des Wohlwollens und des Vertrauens erinnere, welches Eure Durchlaucht mir immer wieder bewiesen haben. Ich rechne es zu den hohen Gütern meines Lebens."

Selbstverständlich fehlt es nicht an einer Menge von Zuschriften hoher Beamten und Militärs, aktiver und inaktiver Staatsmänner aus Deutschland und dem Auslande. Einen herzlichen Ostergruß sandte noch kurz vor seinem Tode der Staatsminister von Budde. Die Diplomaten in Algeciras, die Staatsmänner des Dreibundes, Engländer, Franzosen, Russen, Dänen, Spanier, Rumänen, Türken, Amerikaner, Japaner, Chinesen wetteifern in Kundgebungen herzlicher Sympathie mit den deutschen Bundesregierungen und ihren Vertretern. Ein süddeutscher Staatsmann, der bis vor kurzem auf hervorragendem Posten stand, schreibt dem Fürsten: „Wie nötig Sie uns sind in diesen schwierigen Zeiten — das fühlt man täglich mehr. Und daß man dies in sehr weiten — selbst oppositionellen — Kreisen fühlt, das hat Ihre Erkrankung deutlich erwiesen. Sie haben jetzt, nachdem Sie uns so vortrefflich aus Algeciras herausgeführt haben, ein Kapital an Vertrauen in der Nation errungen, das Sie — um mit Bismarck zu reden — nicht auf Ihren Nachfolger vererben können. Darum die große allgemeine und meine spezielle Freude,

daß wir Sie jetzt hoffentlich noch recht lange an der Spitze der Reichsleitung sehen dürfen. Si vales, bene!“ Mit einem besonders bewegten Geburtstagsgruße stellt sich auch Graf von Crailsheim ein. Graf Berchem, der frühere Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amte, telegraphiert am Tage des Unfalls an die Fürstin: „Wir teilen Ihre Sorgen und erhoffen zum Heil des Vaterlandes baldige Besserung.“ In einer andern süddeutschen Teilnahmeäußerung heißt es: „Ein Wunder ists eben nicht, daß die Last der Arbeit und Verantwortung momentan eine Störung hervorrief, man kann nur staunen, wie Eurer Durchlaucht eiserne Nerven und gottlob! feste Gesundheit bisher die nicht geringen Mühen und Widerwärtigkeiten des höchsten Amtes im Reiche zu überwinden vermochten.“

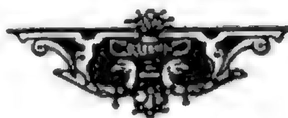
Die nächsten Freunde des Hauses wiederholen dem Reichskanzler immer wieder ihre Warnung vor der Überspannung der Arbeitskraft, die als dauernder Zustand allgemein bekannt war. Eine dem Fürstenpaar nahestehende Dame meinte auch, der Reichskanzler rauche vielleicht zu viel. Richtig ist allerdings, daß auf ihn Varnhagens Angabe in seiner Biographie des Dennewitzers, daß alle Bülows den Tabak hassen, nicht zutrifft. Mit diesen Äußerungen der Freunde mag es genug sein. Viele andre sind von so rührender Anhänglichkeit durchweht, daß es nicht im Sinne des Empfängers sein würde, sie dem Licht der Öffentlichkeit auszusetzen.

Noch ist uns ein Blick in die Kundgebungen fürstlicher Personen gestattet. Kaiser Franz Joseph telegraphierte sofort nach der Erkrankung an die Fürstin: „In lebhafter Anteilnahme bitte ich, mir eine gütige Nachricht über das Befinden des Fürsten zugehn zu lassen.“ Der König von England: C'est avec le plus vif regret que je viens d'apprendre la grave maladie de votre mari. J'espère qu'une amélioration de son état de santé ne tardera pas. Der König von Spanien: Désire nouvelles et souhaite prompt rétablissement. Der König von Dänemark: „Erfahre zu meinem innigen Bedauern die Erkrankung des Fürsten. . . . Wünsche baldige gute Besserung.“ Papst Pius der Zehnte übermittelt ebenfalls Wünsche für schnelle Genesung. Sehr freundlich zeigt sich Königin Wilhelmina um den Reichskanzler besorgt, und in herzlicher Zuneigung telegraphierte die Königin-Witwe Margherita aus Rom am 7. April: „Durch Donna Laura habe ich diesen Morgen gute Nachrichten von Ihrer Gesundheit bekommen, und ich will Ihnen und Maria selber sagen, wie erfreut ich darüber bin, und wieviel und oft ich an Sie beide in diesen Tagen gedacht habe.“ In sympathischen Telegrammen erkundigen sich der Herzog von Aosta und der Graf von Turin. Auch der Sultan und der Schah sind mit teilnehmenden Äußerungen vertreten.

In Deutschland steht natürlich die kaiserliche Familie mit ihren Wünschen voran. Durch besondre Herzlichkeit fallen des weitern auf die Telegramme und die Erkundigungen des bayrischen Prinzregenten und seiner Familie, der Könige von Sachsen und Württemberg, der badischen Herrschaften, der Großherzöge von beiden Mecklenburg und von Oldenburg, des Herzogs und des Erbprinzenpaares von Meiningen. Zum Geburtstage des Kanzlers finden diese fürstlichen Kundgebungen dann einen so vollstimmigen Nachklang, daß es

unmöglich ist, auch nur eine flüchtige Übersicht aller freundlichen Wünsche zu geben. Ein Beispiel, das Telegramm des Königs von Sachsen, möge hier genügen: „Zu Ihrem Geburtsfeste spreche Ich Ihnen Meine herzlichsten Glück- und Segenswünsche aus. Ich verbinde damit den Wunsch, daß Gottes Güte und Gnade Sie recht bald wieder genesen lassen möchte, damit Sie in alter Frische und Kraft Ihr schweres Amt wieder übernehmen können, getragen von dem Vertrauen aller Bundesregierungen und der Liebe und Hochachtung aller derer, die es mit unserm deutschen Vaterlande ehrlich meinen. Friedrich August." Der Reichskanzler hat übrigens die Hunderte von Glückwünschen schon alle persönlich beantworten können, gewiß zur Genugtuung aller, die seiner gedacht haben.

Zum Schluß sei noch eine kleine Nachlese mehr humoristischer Art gestattet. Die Verehrung braucht nicht immer feierlich aufzutreten, und sie wird auch erkannt, wenn z. B. eine Würzburger Brauerei fünfzig Flaschen vom besten Tropfen ihres Kellers, eine Kognakfirma zwei Originalabzüge zur Stärkung schickt, oder wenn die Naturärzte jedes Bekenntnisses ihre Ratschläge und Kuren gratissime und honoris causa, wie ein biochemischer Apotheker sagt, zur Verfügung stellen. Ich weiß nicht, ob der Reichskanzler einen Trost in den vielen ihm mitgeteilten Erfahrungen über dem seinen ähnliche Ohnmachtsanfälle gefunden hat. Einer der Patienten wurde, als er vor zwanzig Jahren im Ärger einer Wahlversammlung ohnmächtig wurde, dadurch kuriert, daß ihm sofort lauwarmes Salzwasser gereicht wurde, „worauf sich Erbrechen einstellte, das die durch Ärger in den Magen gelangte Galle wieder mit entfernte". Noch heute ist der Mann frisch und fidel. Bemerkenswert ist, daß auch der ehemalige Präsident Loubet mit einer Erinnerung an einen Fall aufwartete, der in der Tat dem des Reichskanzlers frappant ähnlich war. Er betrifft den jetzigen Präsidenten der französischen Republik, Herrn Fallières, der 1883 als Ministerpräsident nach einer Rede im Senat infolge von Überanstrengung zusammenbrach. Daß er trotzdem heute in blühender Gesundheit die erste Stelle in Frankreich einnimmt, ist gewiß für viele besorgte Herzen eine beruhigende Parallele. Ob nun der Kanzler, wie ein alter Herr ihm vorschlägt, viel Apfelsinen und Äpfel essen oder die als einziges Rettungsmittel empfohlne Herzbinde zu tragen sich entschließen wird oder nicht, jedenfalls sieht er die Liebe, und auch dem einundsiebzigjährigen „Tierheilkundigen" hat er es gewiß nicht übel genommen, daß er ihm schrieb: „Da ich in den Anzeigen gelesen habe, daß Sie einen Ohnmachtsanfall gehabt haben, was mich sehr kränkt. Da ich ein Mittel gefunden habe, welches aus reinen Kräutern besteht, wodurch Schlaganfall und alle Krankheiten abgeleitet werden. Ich habe das bei Pferden schon viel gehabt, daß die hierdurch gesund geworden sind" ... Nicht jeder weiß seine Worte zierlich zu stellen, und in seiner vertraulichen Unbeholfenheit rührt nicht am wenigsten dieser Brief des alten Pferdedoktors. G.



Die Deutschen in Österreich und die Wahlrechtsfrage

Von Julius Patzelt in Wien

1

Innerhalb weniger Jahre wird in Österreich zum zweitenmal der Versuch unternommen, das Wahlrecht für den Reichsrat zu demokratisieren. Zwar hat sich der bisherige Ministerpräsident Freiherr von Gautsch, der dem Reichsrat einen die Einführung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts behandelnden Gesetzentwurf vorgelegt hatte, genötigt gesehen, zurückzutreten, weil er der Vorlage nicht die nötige Zweidrittelmehrheit im Parlament zu sichern vermochte; aber der neue Ministerpräsident soll, wie es heißt, beauftragt sein, zu vollenden, was sein Vorgänger nicht durchzuführen vermocht hatte. Die Wahlreform bleibt also in Österreich auf der Tagesordnung, und man kann nur wünschen, daß diese Angelegenheit in einer Weise erledigt werde, die den Interessen des Staats und denen des Deutschtums mehr entspricht, als es der Wahlreformplan des Freiherrn von Gautsch erwarten ließ, ergibt sich doch aus der bisherigen Entwicklung der österreichischen Wahlgesetzgebung, welche große nationale Bedeutung neben der sozialen die Wahlrechtsfrage in diesem Staate hat.

Wie in den meisten andern europäischen Ländern begann der Konstitutionalismus auch in Österreich mit einem qualifizierten Wahlrecht. Ursprünglich sollten die aus Klassenwahlen hervorgegangnen Landtage die Abgeordneten in den Reichsrat entsenden, dessen Abgeordnetenhaus also gewissermaßen als Länderhaus gedacht war. Dieser Reichsrat war jedoch niemals vollständig, da der ungarische Landtag beharrlich die Beschickung verweigerte, nach der Auseinandersetzung mit Ungarn (1867) aber einige slawische Landtage streikten. Deswegen wurden direkte Reichsratswahlen auf folgender Grundlage eingeführt: Man bildete je eine Wählerklasse aus dem Großgrundbesitze, den Handelskammern, den Städten und den Landgemeinden. Die Großgrundbesitzer wählten nach Kronländern, in den größern in mehreren Gruppen, jede Handelskammer wählte einen oder mehrere Abgeordnete; die größern Städte umfaßten einen oder mehrere Wahlbezirke, die kleinern bildeten zusammen einen Wahlbezirk, desgleichen die Landgemeinden, die ihre Abgeordneten jedoch nicht unmittelbar, sondern durch Wahlmänner wählten. Nach unten hin war das Wahlrecht in Stadt und Land durch einen Steuerzensus begrenzt. Durchschnittlich kam je ein Abgeordneter auf 51 Großgrundbesitzer, auf 24 Handelskammerwähler, auf 34000 städtische und auf 130000 ländliche Wähler.

Dieses aus dem Jahre 1873 stammende Wahlgesetz trug deutlich die Spuren der Partei, die es geschaffen hatte; es hatte den ausgesprochnen Zweck,

Digitized by Google

dem Abgeordnetenhaus eine deutsche, im besondern aber eine deutschliberale Mehrheit zu sichern. Indem das Wahlgesetz Besitz und Intelligenz in außerordentlichem Maße bevorzugte, begünstigte es das liberale Deutschtum, das im Westen Besitz und Intelligenz repräsentierte, überdies aber suchte eine kunstvolle Wahlbezirkseinteilung die deutschen Wahlstimmen zu erhöhter Bedeutung zu bringen. Dementsprechend fielen auch die ersten Wahlen auf Grund dieses Wahlgesetzes aus. Neben 258 Deutschen gelangten nur 95 Nichtdeutsche in das Abgeordnetenhaus, trotzdem daß die Deutschen nur 39 Prozent der Bevölkerung ausmachten; von den deutschen Abgeordneten gehörten aber 224 der liberalen Richtung an. Daß eine Partei, die die Gesetzgebung in der Gewalt hat, sie im eignen Interesse handhabt, ist begreiflich und am Ende auch zu rechtfertigen, was aber den liberalen Gesetzgebern von 1873 nicht verziehen werden kann, ist ein schwerer Rechenfehler, der ihnen bei der vermeintlichen Sicherung der deutschen Interessen unterlaufen war. Die dualistische Reichsverfassung vom Jahre 1867 war von der Idee ausgegangen, daß beide Reichshälften eine straffe zentralistische Organisation erhalten sollen, und zwar unter der Führung der Deutschen und der Magyaren; die österreichische Dezemberverfassung vom Jahre 1867 entsprach dem jedoch nicht. Die Deutschliberalen, die damals am Ruder waren, hatten es entweder versäumt oder waren nicht stark genug gewesen, in die Verfassung die Bestimmungen mit einzuführen (Regelung der Sprachenfrage im deutschen Sinne), die dem österreichischen Staatswesen den deutschen Stempel aufgeprägt hätten. Die Deutschliberalen suchten sich damit zu helfen, daß sie die Gesetzgebung in dieser Beziehung dem Reichsrat überließen, in der Hoffnung, sie durch eine deutschliberale Mehrheit für alle Zeit im deutschen Sinne ausüben zu können. Diese Majorität sollte aber durch das Wahlgesetz von 1873 stabilisiert werden, das dadurch zum Fundament der deutschen Hegemonie in Österreich wurde.

Alles kam nun darauf an, ob die Punkte, auf denen die Privilegierung der Deutschen im Wahlgesetze von 1873 beruhte, veränderlicher oder unveränderlicher Natur waren. Die Deutschliberalen glaubten an das letzte, und darin irrten sie. Die Herrschaft der Deutschliberalen und damit mittelbar die Hegemonie des Deutschtums hing davon ab, daß der Zensus und die Wahlbezirkseinteilung des Wahlgesetzes von 1873 aufrecht erhalten wurden, daß die Krone die Wahlen aus dem Großgrundbesitze zugunsten der Deutschliberalen dauernd beeinflußte, und daß endlich die nichtdeutsche Bevölkerung in ihrer Kulturentwicklung dauernd gehemmt werde, damit sie nicht in größern Massen den Intelligenz- und den Steuerzensus des Wahlgesetzes von 1873 erreiche. Von allen diesen Voraussetzungen erwies sich keine als stichhaltig. Zwar wurde an dem Zensus und an der Bezirkseinteilung des Wahlgesetzes von 1873 fürs erste nicht gerüttelt, trotzdem wurden aber schon bei den Wahlen von 1879 die Deutschliberalen in die Minorität gedrängt. Schon diese Tatsache hätte die deutschliberale Partei davon überzeugen müssen, daß die ganze Politik der Verfassungspartei falsch eingeleitet worden ist, daß die Grundlage, auf die sie im Wahlgesetze von 1873 die deutschen Interessen gestellt hatte, durchaus veränderlich und unzuverlässig war, und daß somit der Zentralismus eher eine

Gefahr als einen Schutz für das Deutschtum bedeutet. Die deutschliberale Partei ließ sich jedoch seit der Zeit des „wirtschaftlichen Aufschwungs“ nicht mehr von deutschen nationalen Erwägungen leiten, sie war liberal und zentralistisch, weil es die Interessen des mit ihr eng verbündeten mobilen Großkapitals forderten, und die ganze Weisheit, die sie aus ihrer Niederlage von 1879 gewonnen hatte, bestand darin, daß sie sich mit dem Aufgebot ihrer ganzen Macht gegen jede Erweiterung des Wahlrechts wehrte.

Daß sie als „freiheitliche“ Partei dies tat, bedeutete einen innern Widerspruch, der wesentlich dazu beitrug, ihren Einfluß auf die breiten Schichten der deutschen Bevölkerung zu schmälern; aber sie mußte jede Erweiterung des Wahlrechts ablehnen, weil jede Vermehrung der Wählerzahl die numerische Mehrheit der Nichtdeutschen auch politisch zu immer stärkerer Geltung bringen und die slawischen Mandate im Reichsrat mit der Zeit so vermehren mußte, daß den Deutschen die Aufrechterhaltung der zentralistischen Dezemberverfassung als eine Gewähr für die deutschen Interessen nicht mehr plausibel zu machen war.

So kam es gegen den Willen der deutschliberalen Partei 1882 zur Herabsetzung des Zensus auf fünf Gulden direkter Steuerleistung, wodurch dem Reichsrat eine Menge kleinbürgerliche Elemente zugeführt wurden, die in den gemischtsprachigen Orten vorwiegend nichtdeutscher Nationalität waren. Damit war eine weitere dauernde Verschiebung der politisch nationalen Machtverhältnisse zuungunsten der Deutschen eingetreten, die sich zunächst in der Vermehrung der städtischen Wähler von 196993 auf 298793 und sodann bei den Wahlen im Jahre 1885 in einem bedeutenden Mandatsverlust der Deutschen ausdrückte.

Mit der Reform von 1882 schien jedoch die Wahlrechtsbewegung für längere Zeit zur Ruhe gekommen zu sein. Bei der nähern Untersuchung der damaligen Verhältnisse findet man jedoch, daß das nur äußerlich der Fall war. Während einerseits die Herabsetzung des Zensus die schon Anfang der achtziger Jahre unter den Deutschen eingetretne Reaktion gegen den national und wirtschaftlich schwer kompromittierten Liberalismus sehr förderte, begann man sich andrerseits in einflußreichen Kreisen immer eifriger mit dem Gedanken einer bedeutenden Erweiterung des Wahlrechts zu befassen. Daß hierbei der Umstand, daß verwandtschaftliche Beziehungen sozialdemokratischer Führer bis in die höchsten Regierungskreise hinauf reichten, wesentlich mitgewirkt hat, ist allgemein bekannt, aber diese Einflüsse wären nicht mächtig genug gewesen, im Schoße des Kabinetts Taaffe die Idee der Einführung des allgemeinen Wahlrechts reifen zu lassen, wenn nicht durch die Mengersche Schule an der Wiener Universität in der höhern Bureaukratie der Boden hierzu vorbereitet worden wäre. Unter dem Einflusse der beiden Brüder Menger war an der Wiener Universität ein sozialistisches Gigerltum herangewachsen, das sich zum größten Teile aus dem kleinen Beamtenadel rekrutierte. Die liberalen Ideen, denen die Deutschen solange gehuldigt hatten, hatten ihre Zugkraft verloren, sie genügten besonders der jüngern akademischen Generation nicht mehr. Ihre Mehrheit schloß sich dem nationalen Radikalismus an; Herkunft und Erziehung erlaubten das den Söhnen ministerialer Beamtenfamilien nicht, und so fielen sie, außer aller

lebendigen Verbindung mit dem Bürger- und dem Bauernstande, dem theoretisierenden Sozialismus der Mengerschen Schule zur Beute. Es gehörte in diesen Kreisen bald zum guten Ton, trotz Bügelfalte, tadellosem Glanzhut und hohem Kragen den Sozialisten zu spielen. Tiefere Einsicht steckte nicht dahinter, eine solche gab es in der deutschösterreichischen Bureaukratie überhaupt nicht mehr, seitdem sie nur noch administrative Routiniers erzeugte, unerschöpflich an allerlei taktischen Kunststücken und Auskunftsmitteln, aber jedes schöpferischen organisatorischen Gedankens bar. Nur in einem solchen Milieu konnte auch der galizisch-jüdische „Faktor" gedeihen, der mit derselben Promptheit Weiber und Geld besorgt, parlamentarische Intriguen spinnt und politische Programme verfertigt.

Heimisch war diese Spezialität in den österreichischen Ministerialbureaus allerdings schon seit 1848, aber die liberale Ära hatte aus dem Agenten einen Beamten gemacht, dessen Einfluß in dem Maße stieg, als die geistige Kraft der deutschösterreichischen Bureaukratie versiegte. Anpassungsfähiger, skrupelloser und unreinlicher als die Beamtensöhne lief der galizische „Faktor" als „Manager" ihnen allen den Rang ab, und die biedern Sektions- und Hofräte sperrten bewundernd Mund und Ohren auf, als von dieser Seite die mehr als merkwürdige Idee lanciert wurde, den Nationalitätenstreit im Staate dadurch zu dämpfen, daß man die sozialdemokratische Bestie auf die bürgerlichen Parteien losließ.

So entstand die Taaffesche Wahlreform. Als ihr Accoucheur fungierte der damalige Finanzminister Steinbach, der Sohn eines jüdischen Goldwarenhändlers, und Hofrat Blumenstock, der Schwager des sozialdemokratischen Führers Dr. Adler, hatte das Wochenbett bereitet; das Neugeborne verschied jedoch schon nach wenig Tagen, und mit ihm verschwand auch das Ministerium Taaffe-Steinbach. Die Taaffe-Steinbachsche Wahlreform hatte vorgeschlagen, von den bestehenden Wählerklassen nur die des Großgrundbesitzes zu erhalten, die übrigen aber in eine einzige allgemeine Wählerklasse zusammenzuwerfen, in der nicht nur die bisherigen Wähler, sondern auch alle mindestens vierundzwanzig Jahre alten Staatsbürger, die das Wahlrecht bisher nicht gehabt hatten, wählen sollten.

Der Plan scheiterte an dem Widerstande der Polen, der konservativen und der deutschliberalen Partei, die sich damals schon mitten in einer Krise befand, deren sie sich selbst aber nicht recht bewußt war. Sofern die deutschliberale Partei die Interessen der Börse vertrat, irrte sie sich hinsichtlich der Taaffe-Steinbachschen Wahlreform, indem sie nicht begriff, daß die Väter dieser Wahlreform schon mit dem Anschwellen der kleinbürgerlichen Opposition gegen die liberale Partei als die Trägerin international-kapitalistischer Interessen rechneten und dem Erstarken dieser Bewegung durch Verleihung des Wahlrechts an die Arbeiter vorbeugen wollten. Hätten die Deutschliberalen die Taaffesche Wahlreform angenommen, dann würde die antisemitische Bewegung, in der sich die Unzufriedenheit des deutschen Bürgertums mit dem Börsenliberalismus sammelte, vielleicht beizeiten durch die Sozialdemokratie paralysiert worden sein, jedenfalls aber wäre es ihr nicht gelungen, so vollständig von der Wiener Stadtverwaltung und der niederösterreichischen Landesverwaltung Besitz zu ergreifen, wie es seitdem geschehn ist.

Die Taaffe-Steinbachsche Wahlreform war gescheitert, um aber die Geister, die sie heraufbeschworen hatte, zu bannen, einigte man sich auf eine Wahlreform, die die vorhandnen vier Wählerklassen bestehn ließ, ihnen aber eine fünfte allgemeine Wählerklasse angliederte, in der nicht nur die Wähler der alten vier Klassen wählen sollten (also eine zweite Wahlstimme erhielten), sondern auch allen mindestens vierundzwanzig Jahre alten bisherigen Nichtwählern das Wahlrecht erteilt wurde. Der leitende Gedanke der Taaffeschen Wahlreform: die Sozialdemokratie bei allen städtischen und ländlichen Mandaten mit den bürgerlichen und den bäuerlichen Wählern in Wettbewerb treten zu lassen und so besonders in den großen Städten den alt und schwach gewordnen Liberalismus durch die Sozialdemokratie zu stützen, war also fallen lassen worden. Der Wettbewerb der Sozialdemokratie beschränkte sich auf die zweiundsiebzig Mandate der neuen allgemeinen Kurie, nachdem auch ein Versuch Pleners, mit Hilfe der Steuerreform, die die untersten Klassen der Gewerbesteuerträger entlastete, die kleinbürgerliche Opposition in der städtischen Wählerklasse zu schwächen, gescheitert war, da es gelang, entsprechend der Steuerermäßigung den Zensus von fünf auf vier Gulden hinabzusetzen.

Was die Schöpfer der Taaffe-Steinbachschen Wahlreform vorhergesehen hatten, trat bald ein. Die in dem Wiener Kleinbürgertum zuerst mit Erfolg organisierte Opposition gegen die liberale Partei machte unter scharfer Betonung ihres antisemitischen Charakters reißende Fortschritte. Binnen wenig Jahren war die politische Organisation der Liberalen in Wien und in Niederösterreich völlig vernichtet, eine Katastrophe, die auch auf die deutsche Wählerschaft der andern Kronländer nicht ohne Wirkung blieb. Zwar blieben die Wähler dort, wo ehedem die liberale Partei geherrscht hatte, politisch liberal, mit den Wiener Antiliberalen verbanden sie jedoch die Abneigung gegen den wirtschaftlichen Liberalismus, und so waren auch das deutsche Bürgertum in der Provinz und die aus ihm hervorgehenden Parteien zu den Dienstleistungen unbrauchbar geworden, die bis dahin die deutschliberale Partei unter der Führung der liberalen Wiener Presse so bereitwillig besorgt hatte. Die Folge dieser parteipolitischen Umwälzungen im deutschen Lager war, daß die parlamentarische Vertretung der Börse und ihrer Interessen auf die Reste der „Wiener Demokratie" zusammenschrumpfte. Der Börsenliberalismus hatte den Boden in der deutschen Bevölkerung vollständig verloren, und unter dem Eindrucke dieser Tatsache änderte die Wiener liberale Presse alsbald ihre Anschauungen in der Frage des Wahlrechts. Schon bei den Wahlen im Jahre 1897 beschworen die liberalen Blätter Wiens die „Gebildeten aller Stände", für die sozialdemokratischen Kandidaten zu stimmen, Geld in Hülle und Fülle strömte der sozialdemokratischen Wahlkasse zu, und als das alles angesichts des bestehenden Klassenwahlrechts nur geringen Erfolg hatte, wurde flugs die rote Fahne gehißt und die Einführung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts als das einzige Mittel zur Rettung des Staats empfohlen.

Schon zu der Zeit des Ministeriums Koerber wurde wiederholt der Versuch gemacht, die Regierung zu einer Wahlreform im Sinne des allgemeinen, gleichen Wahlrechts zu veranlassen; aber Herr von Koerber hatte für diese Anregungen

immer taube Ohren, nicht nur weil er das Gefährliche eines solchen Experiments für die Deutschen, also für die kräftigsten Träger des Staatsgedankens erkannte, sondern auch der Überzeugung war, daß die Einführung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts die Verhältnisse im Parlament nicht vereinfachen, sondern noch mehr verwirren würde. Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß die Abneigung Koerbers gegen die Pläne derer, die eine radikale Wahlreform als die einzige wirksame Medizin gegen die Gebresten des Staats empfehlen, sehr wesentlich zu seinem Sturze beigetragen hat, denn obwohl modern und fortschrittlich im besten Sinne des Wortes, schloß sich die Verwaltung Koerbers doch eng an die starke Reaktion des Mittelstandes gegen den wirtschaftlichen Liberalismus und seine Folgeerscheinungen an. In der Ära Koerber war auch die werbende Kraft der Sozialdemokratie schon sehr stark zurückgegangen, andrerseits aber machte sich die Staatshoheit immer stärker auch gegenüber allen Versuchen der Hochfinanz geltend, in grundsätzlichen Fragen die Verwaltung und die Gesetzgebung zu beeinflussen. Aus ganz anderm Holze war der Nachfolger Koerbers geschnitzt.

Freiherr von Gautsch gehörte der ältern Generation der hohen österreichischen Bureaukratie an, die in ihrer politischen Entwicklung bei dem Jahre 1868 stehn geblieben war. Im Wesen monarchisch-absolutistisch, legt sie das größte Gewicht auf die Beobachtung konstitutioneller Formen, wie jede Bureaukratie diese als das Gefäß für den Absolutismus betrachtend, worin sie nicht nur die Macht der Krone, sondern auch ihre eigne verteidigte.

Ein solcher Boden zeugt in der Regel keine politischen Individualitäten, sondern nur Beamte, die weder den Intellekt und die Kraft haben, die Krone wirklich zu beraten, noch den Mut, sich über das konstitutionelle Formelwesen hinwegzusetzen.

Koerber war eine Ausnahme, Gautsch repräsentiert die Regel. Jener fand, zwischen die allerlei unkontrollierbaren Einflüssen ausgesetzte Krone und ein unfähiges Parlament gestellt, die stärkste Stütze seiner Politik in der eignen Persönlichkeit, die nach oben und nach unten ihre zwingende Gewalt ausübte; Freiherr von Gautsch dagegen, aller fruchtbaren politischen Gedanken bar, vermochte nach keiner Seite irgendwelchen intellektuellen Einfluß auszuüben und sah deshalb den Beruf eines leitenden Ministers ausschließlich in der Ausführung der Entschließungen des Monarchen, ohne bei ihnen jemals mitgewirkt zu haben. Er war also zweifellos der Mann dazu, die Pläne zur Durchführung zu bringen, die der Krone von einer andern, unverantwortlichen Seite suggeriert wurden.

Als Freiherr von Gautsch am 1. Januar 1905 sein Amt antrat, dachte er nicht im Traume daran, daß es ihm beschieden sein werde, eine innerpolitische Revolution einzuleiten, deren Umrisse sich jedoch schon nach einigen Wochen in den Ereignissen jenseits der Leitha abzeichneten.

Bei den Tiszaschen Wahlen war die liberale Partei in Ungarn zertrümmert worden, und die Vorgänge in einer Reihe von Wahlbezirken hatten gezeigt, daß weniger der Unmut der Bevölkerung über die auf Erhaltung der Gemeinsamkeit mit Österreich gerichtete Politik der liberalen Partei als vielmehr der ins ungemessene gewachsne Groll gegen sie als die ergebne Dienerin des spekulativen

Großkapitals ihr Ende herbeigeführt hatte. Die neue Mehrheit des ungarischen Abgeordnetenhauses hatte ein entschieden antiliberales, wirtschaftliches Programm. In beiden Reichshälften mußten mithin die Interessenten des wirtschaftlichen Liberalismus damit rechnen, daß ihr Gegner, der produktive Mittelstand, dauernd von der Verwaltung und der Gesetzgebung Besitz ergreifen werde. In diesem kritischen Augenblick warf die Börse, getragen von der Sturzwelle der russischen Revolution, das Schlagwort vom allgemeinen und gleichen Wahlrecht in die Massen.

In Ungarn, wo das geltende Wahlrecht das Magyarentum und in ihm wieder den Adel außerordentlich begünstigt, dieser aber fast durchweg in das oppositionelle Lager übergegangen war, lag es nahe, seine Macht durch eine Reform des ungarischen Wahlrechts zu brechen; aber statt daß eine solche Wahlreform im Sinne der politischen Befreiung der Nichtmagyaren versucht worden wäre, entwarf man eine Wahlreform, die die heute noch sehr schwache sozialdemokratische Bewegung in Ungarn entfesseln sollte. Nachdem der Kaiser aber dafür gewonnen worden war, jenseits der Leitha die Sozialdemokratie zur Stütze des Thrones zu machen, war es ein Leichtes, auch die diesseitige Reichshälfte in diese Bewegung hineinzuziehen. Wie auf Kommando flammte die sozialdemokratische Bewegung in Österreich wieder auf, und die Börsenpresse sorgte durch Kolportierung von allerlei angeblichen Äußerungen des Monarchen dafür, daß die Agitation für das allgemeine, gleiche Wahlrecht gewissermaßen durch ein kaiserliches Wort sanktioniert wurde.

Nur der österreichische Ministerpräsident auf seinem einsamen Gipfel politischer Impotenz sah und hörte von alledem nichts; er hatte keine Ahnung von dem Zusammenhange der Dinge diesseits und jenseits der Leitha, keine Ahnung von den treibenden Kräften und ihren Zielen, und so gab er auch im September 1905, als im österreichischen Abgeordnetenhause die Wahlreformfrage erörtert wurde, die Erklärung ab, daß die Frage der Abänderung der Wahlordnung erst gründlich studiert werden müsse und nur unter genauer Abwägung der beteiligten Interessen geordnet werden könne.

Das war eine wenn auch in verbindliche Form gekleidete Ablehnung der Forderung nach dem allgemeinen, gleichen Wahlrecht, auf die jene, die es sich in den Kopf gesetzt hatten, den Lorbeerkranz des wahren Volksfreundes um das Haupt des Ministerpräsidenten zu winden, mit sozialdemokratischen Massendemonstrationen antworteten. Aber Freiherr von Gautsch begriff immer noch nicht, daß das Schicksal ihn für die Rolle eines Mirabeau bestimmt hatte, und ließ mit blanker Waffe in die Demonstranten einhauen.

Was sich nach dieser unruhvollen Nacht in dem Konferenzzimmer des Ministerpräsidenten abgespielt hat, deckt noch der Schleier des Geheimnisses; nur das Ergebnis kennt man: die Bekehrung des Freiherrn von Gautsch zum allgemeinen und gleichen Wahlrechte, denn bald darauf erfuhr man aus dem Munde des Ministerpräsidenten, daß die Regierung nichts wichtigeres und nichts dringenderes zu tun habe als die Einführung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts.

Wie man ihn dazu gebracht hat, auf sein tadellos gescheiteltes Haar die phrygische Mütze zu drücken, ist gleichgiltig: politische Einsichtslosigkeit und Eitel-

keit drängten ihn aber immer mehr in die Pose des großen Reformators, bis er schließlich im Parlament erklärte, daß es für ihn in der Wahlreformfrage nur zweierlei gebe: den tarpejischen Felsen oder die via triumphalis. Seitdem gab es für ihn kein Zurück mehr; aber nun wuchsen auch die Hindernisse auf seinem Wege, denn von dem Augenblick an, wo die Wahlreformfrage von dem Gebiete theoretischer Erörterung auf das der praktischen Betätigung geschoben worden war, war auch die theoretische Begeisterung der Abgeordneten und der Parteien für das allgemeine, gleiche Wahlrecht der peinlichen Empfindung einer drohenden Gefahr gewichen. Unbedingt sicher war der Ministerpräsident im Parlament nur der Sozialdemokraten, der Tschechen, der Südslawen und der Ruthenen, da diese Gruppen von der geplanten Wahlreform profitieren mußten. Unbedingt abgeneigt waren die Großgrundbesitzer, die Polen und die deutsche bäuerliche und bürgerliche Bevölkerung. Gegenüber dieser versuchte man es probeweise mit einer Entfaltung des sozialdemokratischen Straßenterrorismus. Unter der Patronanz der Regierung wurden in allen größern Städten sozialdemokratische Straßenkundgebungen veranstaltet, wobei unter passiver Assistenz der Behörden in Wien Tausende von Handwerkern und Ladeninhabern gezwungen wurden, ihre Läden zu schließen und auch ihre nichtsozialdemokratischen Arbeiter und Angestellten zur Teilnahme an dem sozialdemokratischen Umzuge zu kommandieren. So gewissenlos von der Seite der Regierung dieses Zusammenwirken mit der Sozialdemokratie war, so wirksam war es: die Bürgerschaft ballte die Faust in der Tasche, ließ aber die Insulte ruhig über sich ergehn, zumal da die Regierung dadurch, daß sie sich an die Spitze der Wahlreformbewegung stellte, alle die Parteien, die sich mit der Organisation der Arbeiterschaft gegen die Sozialdemokratie befassen, gezwungen hatte, schon aus taktischen Gründen für die Einführung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts Stellung zu nehmen.

Damit war der bürgerlichen Gesellschaft das Rückgrat gebrochen, und es blieb der Regierung nur noch übrig, die Vereinigung der Gegner der Wahlreform im Parlament zu hintertreiben, und zu diesem Zwecke hielt Freiherr von Gautsch auf offnem Markte einige Dutzend Mandate feil.

Neue Bücher über Rußland

Der zweite Band des ausgezeichneten Werkes: Rußland von Sir Donald Mackenzie Wallace (siehe das 3. Heft der Grenzboten) behandelt die kaiserliche Regierung und die Beamten, Moskau und die Slawophilen, St. Petersburg und den europäischen Einfluß, den Krimkrieg und seine Folgen, die Leibeignen und ihre Befreiung, die Lage des befreiten Bauernstandes, die Semstwo und die örtliche Selbstverwaltung, die neuen Gerichtshöfe, Nihilismus und Reaktion, sozialistische Propaganda, Industrie und Proletariat, die revolutionäre Bewegung, Gebietsausdehnung und auswärtige Politik, die gegenwärtige Lage. Der Übersetzer,

Dr. Purlitz, hat ein kurzes Schlußkapitel angefügt: Durch Revolution zur Verfassung. Wallace zeigt, wie die im ersten Teile beschriebne Natur von Volk und Land die Art der Regierung und der Verwaltung, den Gang der geistigen und der politischen Entwicklung bestimmt. Eine Grundeigenschaft des Russencharakters ist der orientalische Mangel an Stetigkeit. Der Russe hat viel Energie, aber betätigt sie nur stoßweise und ist dann allerdings der unerhörtesten Anstrengungen und namentlich heroischer Aufopferung fähig, wie die vielen jungen Leute beweisen, die der Befreiung ihres Volkes Geld und Gut, allen Komfort, Rang und Stellung und das Leben opfern. Diesem orientalischen Zuge ist galloromanische Impulsivität beigemischt, die sich in Überschwenglichkeiten aller Art äußert und bewirkt, daß sich die Welt der Gebildeten in Rußland bei jeder Lösung einer Fessel und schon bei der Aussicht auf solche benimmt wie ein aus strenger und unwillig ertragner Schulzucht entlassener Junge. Dieselbe Impulsivität zeigt der Russe, so oft er ein Stück westlicher Wissenschaft kennen lernt. Das erste ihm zugänglich gewordne Buch ist für ihn unfehlbare Wahrheit, die Enthüllung des Welträtsels, die Erlösung von allen Nöten und der Schlüssel zum irdischen Paradiese. So hat er Comte, Buckle, Darwin, Büchner, Marx aufgenommen. Und mit der impulsiven, kritiklosen Begeisterung verbindet sich die schon beschriebne krankhafte Sucht zu theoretisieren, ein unheilbarer Doktrinarismus. Diese Unfähigkeit, von wissenschaftlichen Werken einen verständigen Gebrauch zu machen, hat einen sonderbaren Gegensatz zwischen der ungebildeten Masse, den Bauern, und der „Intelligenz" erzeugt. Der Bauer hat gesunden Menschenverstand und ist praktisch. Schöne Worte und Ideen gleiten an ihm ab wie Regentropfen von einem Gummimantel. Ob er frei oder leibeigen heißt, das ist ihm völlig gleichgiltig. Er fragt nur danach, wie er sich befindet, und unter einem wohlwollenden und verständigen Herrn — die Zahl solcher Herren mag ja nicht sehr groß gewesen sein — war seine Lage vor der Befreiung so, daß sie einem englischen Landarbeiter, wie Wallace bekennt, beneidenswert erscheinen müßte; jetzt ist sie im allgemeinen schlechter. Der Muschik handelt zweckmäßig, soweit es sein Aberglaube, seine grenzenlose Unwissenheit und seine Faulheit, seine Gier nach einem Augenblicksgenuß zulassen. Die Faulheit wird durch Unterernährung, die Gier durch sein Hundeleben ausreichend erklärt. So kommt es vor, daß ein wohlwollender Gutsherr dem Mir einen Pflug neuester Konstruktion und einen edeln Zuchtwidder schenkt, der Pflug aber in Branntwein umgesetzt und der Schafbock verspeist wird, ehe er Gelegenheit bekommt, die Schafrasse zu veredeln; und das ist dann freilich nicht praktisch. Sobald jedoch der Russe die Nase in Bücher gesteckt hat, scheint er den gesunden Menschenverstand vollständig einzubüßen. Einigermaßen soll das ja auch bei unsern deutschen Professoren, Juristen und Bureaukraten mitunter vorkommen, aber zur Höhe des russischen Unverstandes wird sich nicht leicht ein Deutscher aufschwingen, und am wenigsten ist solcher Unverstand bei uns in den Versammlungen von Landwirten oder Kaufleuten zu finden, die doch alle eine Mittelschule besucht und so manches gelesen, zum Teil Universitätsbildung erworben haben. Wallace erzählt ergötzliche Probestückchen.

Beim Gouverneur raucht ein Ofen. Anstatt daß der Mann die Reparaturen ausführen ließe und die Kosten unter „kleine Auslagen" buchte, wird ein gewaltiger Apparat von Kommissionen, Besichtigungen durch Architekten und Berichten bis an den Minister hinauf in Tätigkeit gesetzt. Dreißig Bogen Papier werden verschrieben, und nach vier Wochen kommt die Erlaubnis zur Ausführung der Reparatur, die fünf Mark kosten soll. Wäre es nicht ein Ofen des Generalgouverneurs sondern der eines niedern Beamten gewesen, „so läßt sich gar nicht absehen, wieviel Zeit die Prozedur gefordert haben würde". Das schönste ist aber, daß alle diese Kommissionen und Besichtigungen bloß auf dem Papiere stehn; in Wirklichkeit ist außer einem Ofensetzer und einigen Schreibern niemand in Tätigkeit getreten, und das charakterisiert nun wieder eine andre bekannte Seite der russischen Verwaltung. Höchst merkwürdig ist nach des Engländers Beschreibung die Art und Weise, wie in Rußland auf rein bureaukratischem Wege Gesetze zustande kommen.

Wenn ein Minister der Ansicht ist, daß irgend etwas in seinem Dienstbereich umgestaltet werden müsse, so unterbreitet er dem Kaiser einen formgerechten Bericht über den Gegenstand. Erkennt der Kaiser die Notwendigkeit der Reform an, so befiehlt er die Einsetzung einer Kommission, die einen Entwurf auszuarbeiten hat. Die Kommission befleißigt sich großer Gründlichkeit. Zuerst studiert sie die Geschichte der Institution in Rußland von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart, oder vielmehr, sie hört eine Abhandlung über den Gegenstand an, die ein Beamter ausgearbeitet hat. Der nächste Schritt besteht darin, daß man — um einen in den Kommissionsberichten oft wiederkehrenden Ausdruck zu gebrauchen — „das Licht der Wissenschaft über den Gegenstand verbreitet". Diese wichtige Arbeit wird vollbracht, indem man eine Denkschrift vorbereitet, die die Geschichte ähnlicher Institutionen in auswärtigen Ländern enthält und eine sorgfältig ausgearbeitete Darlegung zahlreicher Theorien, die von französischen und deutschen Rechtsphilosophen aufgestellt worden sind. In diesen Denkschriften werden oft die Verhältnisse aller europäischen Länder mit Ausnahme der Türkei erörtert, und manchmal werden sogar deutsche Kleinstaaten und die bedeutendsten Schweizerkantone besonders behandelt. Aus einem ganzen Berge solcher mir vorliegenden Aktenstücke will ich nur eins aufs Geratewohl hervorziehn: eine Denkschrift über die Reform von Wohltätigkeitsanstalten. Zuerst finde ich eine philosophische Auseinandersetzung über Wohltätigkeit im allgemeinen, dann einige Bemerkungen über den Talmud und den Koran, dann einen Bericht über die Behandlung der Armen in Athen nach dem Peloponnesischen Kriege und in Rom zur Kaiserzeit, dann einige vage Bemerkungen über das Mittelalter mit einem Zitat, das offenbar lateinisch sein soll, und zuletzt kommt ein Bericht über die Armengesetze der Neuzeit, darunter „die angelsächsische Herrschaft", König Egbert, König Ethelberd, „eine bemerkenswerte Sammlung isländischer Gesetze, genannt Hragas", Schweden und Norwegen, Frankreich, Holland, Belgien, Preußen und fast alle kleinern deutschen Staaten. Das wunderbarste dabei ist, daß diese ganze Masse geschichtlichen Nachrichtenmaterials vom Talmud bis zur neuesten Gesetzgebung von Hessen-Darmstadt auf vierundzwanzig Oktavseiten zusammengedrängt worden ist! Der belehrende [soll wohl heißen theoretische] Teil der Denkschrift ist nicht weniger reich. Viele geachtete Namen aus der deutschen, der französischen und der englischen Literatur sind mit Gewalt herangeschleppt, und die allgemeinen Folgerungen, die aus dieser Masse rohen, unverdauten Materials gezogen werden, sollen nun die neuesten Ergebnisse der Wissenschaft sein! Glaubt der Leser etwa, ich hätte hier einen Ausnahmefall angeführt? Gut, so wollen wir das nächste Aktenstück aus dem Haufen nehmen! Es bezieht sich auf einen Gesetzentwurf über die Schuldhaft. Auf der ersten Seite finden wir Bezug genommen

auf „die falschen Gesetze des fünften Jahrhunderts“ und „die Assisen von Jerusalem 1099“; das, denke ich, wird genügen. Wenn so die Quintessenz menschlicher Wissenschaft und Erfahrung gewonnen worden ist, berät die Kommission, wie dieses kostbare Erzeugnis auf Rußland angewandt werden könne.

In der Hoffnung nun, aus diesem Teile der Akten etwas über den wirklichen Zustand Rußlands in Beziehung auf einen Verwaltungszweig zu erfahren, hat sich Wallace jedesmal getäuscht gefunden. „Diese philosophischen Gesetzgeber, die ihr Leben in den St. Petersburger Amtsstuben zugebracht haben, wissen von Rußland genau so viel wie das echte Londoner Stadtkind von Großbritannien.“ Aus der Kommission geht der Bericht an den Staatsrat, dessen Mitglieder auch nicht mehr vom Lande wissen, weil sie vor den Kommissionsmitgliedern nichts voraus haben als einige Dienstjahre. „Kein Kaufmann, Fabrikant oder Landwirt kommt jemals in diesen heiligen Bereich, sodaß die bureaukratische Seelenruhe selten durch praktische Einwände gestört wird. Deshalb kann es auch nicht weiter überraschen, daß manchmal Gesetze erlassen werden, die sich von vornherein als undurchführbar erweisen.“ Das schlimmste ist nun, daß die aus Praktikern bestehenden Organe der Selbstverwaltung, die Semstwos, nicht weniger „wissenschaftlich“ verfahren. Im Jahre 1895 übergab die Zentralregierung der Semstwo der Provinz Nischnij Nowgorod eine Summe zur Aufbesserung der Wege (Straßen in unserm Sinne gibt es bekanntlich in Rußland gar nicht) mit der Weisung, bei der Verwendung des Geldes nach der Wichtigkeit der Straßen zu verfahren. Die Provinz hat elf Bezirke. Von diesen greift die Semstwo einen heraus und beauftragt dessen statistisches Amt, von jedem Orte des Bezirks die Größe der Warenbewegung anzugeben. Dann berichtigt sie diese Angaben, indem sie an allen Kreuzungen eine Schar von Zählern aufstellt, die die vorbeifahrenden Wagen zählen und das ungefähre Gewicht jeder Ladung abschätzen müssen. Nachdem so der Verkehr im ersten Bezirk mit wissenschaftlicher Genauigkeit ermittelt worden ist, wird der zweite in Angriff genommen, aber als man nach dreijähriger Arbeit mit diesem noch nicht fertig geworden ist, verliert man die Geduld und veröffentlicht das Ergebnis dieser statistischen Untersuchungen in einem Bande, den nie ein Mensch gelesen hat. Die Kosten dieses wissenschaftlichen Unternehmens werden selbstverständlich aus dem empfangnen Straßenbaufonds bestritten. In einer Bezirksversammlung der Provinz Riasán wurde die Einführung des allgemeinen Schulzwangs vorgeschlagen, und der Antrag wäre beinahe angenommen worden, obwohl alle Mitglieder wußten, daß dann die Zahl der Schulen verzwanzigfacht werden müßte, und zugleich darin übereinstimmten, daß die Abgaben nicht vermehrt werden dürften. Außerdem stimmten alle darin überein, daß Schulversäumnisse nicht bestraft werden dürften — man denke: Schulzwang ohne Strafmittel! —, und einer der Herren erregte große Heiterkeit, indem er vorschlug, Bauern, die ihre Kinder nicht zur Schule schickten, von den Gemeindeämtern auszuschließen; es ist nämlich allgemein bekannt, daß der Muschik die Wahl zu einem Gemeindeamt für eine Strafe ansieht, daß also die Befreiung davon ein Privilegium darstellen würde. „Und während man so über eine ideale Grundlage der Volksbildung debattierte, war die Straße vor den Fenstern

des Sitzungszimmers mit einer zwei Fuß tiefen Schmutzschicht bedeckt! Die übrigen Straßen waren nicht besser, und viele Mitglieder kamen immer zu spät zu den Sitzungen, weil es beinahe unmöglich war, zu Fuß zu kommen, und die Stadt nur ein einziges öffentliches Fuhrwerk besaß.“ Das war also die Bezirkshauptstadt! Nun denke man sich den Zustand der Wege auf dem Dorfe, und wie es mit dem Schulbesuch aussehen würde, wenn man die Schulen hätte, zu deren Gründung die Mittel fehlen. Trotz alledem, meint Wallace, sei die Semstwo viel besser als die frühere rein bureaukratische Verwaltung; auch den neuen Gerichtshöfen spendet er Lob.

Die schönsten Blüten treibt die Wissenschaftlichkeit des mit einigen Schulkenntnissen versehenen Russen natürlich in den revolutionären Bewegungen, deren Entwicklung durch ihre verschiednen Stadien Wallace darstellt. In die Richtung auf den Sozialismus hat die Regierung selbst die Jugend getrieben. Der Unterrichtsminister Graf Tolstoi unterwarf von 1864 ab die Gymnasiasten und die Studenten einer strengen Disziplin, und da sich junge Leute, die die Kraft in sich fühlen, ihr Vaterland zu retten und die Menschheit von allen Übeln zu erlösen, nicht als Schuljungen behandeln lassen mögen, so wanderten viele von ihnen nach Zürich aus, wo sie den Sozialismus kennen lernten und selbstverständlich mit beiden Beinen hineinsprangen, oder vielmehr hinauf, da sie ihn für den höchsten Gipfel der modernen Wissenschaft hielten. Den Töchtern gaben die Eltern nicht gern die Erlaubnis zum Exodus, und ohne elterliche Erlaubnis bekommen sie keinen Paß. Diesen konnten sie jedoch durch Verehelichung erlangen, da in diesem Falle die Einwilligung des Gatten genügt. Aber sich durch eine wirkliche Ehe zu binden, hatten diese Freiheitsschwärmer wenig Lust; sie schlossen darum Scheinehen. Es ist vorgekommen, daß „eine heißblütige Jüngerin der Heilkunde“ den Jüngling, den sie für ihren Zweck auserkoren hatte, zu erschießen drohte, wenn er sich nicht der Trauungszeremonie mit ihr unterwerfen wollte. Daß die jungen Volksbeglücker dann nach der Rückkehr in die Heimat eine für ihre Agitation empfängliche Volksschicht vorfanden, dafür hat erst Witte durch die Förderung der Industrie gesorgt; die Bauern hatten kein Verständnis für die neuen Lehren.

Die Leibeigenschaft ist nicht, wie die gebildeten Russen ziemlich allgemein glauben, vom Zaren Boris Godunow mit einem Schlage eingeführt worden, sondern hat sich allmählich unter dem Zwange der Verhältnisse gebildet, und die Gutsbesitzer, die Gemeinden, viele Zaren vor und nach dem einen, den man dafür verantwortlich macht, haben dabei zusammengewirkt. Jeder der drei Interessenten sah sich genötigt, den Wandertrieb des Muschiks, der Nomadenblut in seinen Adern hat, einzuschränken. Die Fürsten konnten ihre Beamten nur mit Land besolden, Land ohne Bearbeiter aber war wertlos, und schenkte der Zar ein Stück Land mit zwanzig Bauern, von denen zehn wegliefen, so war der Wert des Geschenks auf die Hälfte gesunken. Die Gemeinden aber konnten das ihnen Auferlegte nicht leisten, wenn die Zahl ihrer Mitglieder vermindert wurde, und ein Teil ihres Ackers unbebaut blieb. Peter endlich führte die Kopfsteuer ein, machte die Gutsbesitzer für die Vollständigkeit der Kopfzahl verantwortlich, und den freizügigen Leuten, die nicht Soldaten werden wollten, wurde unter

Androhung von Galeerenstrafe befohlen, sich entweder als Mitglieder einer Gemeinde oder als Leibeigne eines Gutsbesitzers einschreiben zu lassen. So flossen die drei alten Stände: Sklaven, freie Lohnarbeiter und freie Bauern in den einen Stand der Leibeignen zusammen. Diese in die Freiheit hineinzubugsieren, ist kein kleines Stück Arbeit gewesen, und der Muschik hat, wie Wallace meint, wahrscheinlich niemals so viel Prügel gekriegt als bei der Zuwendung dieser Wohltat. Eine Hauptschwierigkeit bestand darin, daß der Muschik überzeugt war, das Land, das ganze Land gehöre ihm, und die Befreiung bestehe bloß in der Aufhebung der Zwangsgewalt, die der Zar den Gutsbesitzern über die Bauern eingeräumt habe. Zu einem Gutsbesitzer in der Provinz Moskau kam eine Gemeindedeputation, die ihm erklärte: Weil du immer ein guter Herr gewesen bist, so erlauben wir dir, in deinem Hause wohnen zu bleiben und deinen Garten zu behalten, so lange du lebst. Zur Durchführung der Umwandlung wurden „Friedensvermittler" ernannt, die ihre schwierige Aufgabe mit viel Geduld und Umsicht gelöst haben. Sie hatten Unterredungen zu führen wie die folgende.

Vermittler: Wenn der Zar alles Land den Bauern gäbe, wie sollte er denn da die Gutsbesitzer entschädigen, denen das Land gehört?

Bauer: Der Zar wird ihnen für ihre Dienste Gehalt zahlen.

Vermittler: Dazu würde er viel Geld brauchen; dieses Geld müßte durch Steuern aufgebracht werden, und so würdet ihr dasselbe zu zahlen haben, was ihr jetzt als Entschädigung an die Gutsbesitzer zahlen sollt.

Bauer: Der Zar kann so viel Geld machen, wie ihm beliebt.

Vermittler: Wenn der Zar so viel Geld machen kann, wie ihm beliebt, warum läßt er euch alljährlich die Kopfsteuer zahlen?

Bauer: Die kriegt der Zar nicht.

Vermittler. Wer kriegt die denn?

Bauer (nach einigem Zögern mit überlegnem Lächeln): Die Beamten natürlich.

Schließlich aber ist das große Werk doch zustande gekommen. Und wenn auch, meint Wallace, dem Kaiser Alexander dem Zweiten und mehreren Mitgliedern seiner Familie das Hauptverdienst gebührt, so muß doch auch dem Adel sein Anteil zugesprochen werden, da er nicht bloß mit Begeisterung auf die Idee eingegangen ist, sondern auch bei der Durchführung mitgewirkt und die ihm auferlegten Opfer willig übernommen hat, und auch die Bauern verdienen Anerkennung „für die Geduld beim Fehlschlagen ihrer Erwartungen und für die ruhige Haltung, die sie annahmen, sobald sie das Gesetz verstanden". Über die Wirkung der Befreiung wagt der vorsichtige Autor kein abschließendes Urteil. Vorläufig lasse sich nur sagen, daß die Lage der Bauern in verschiednen Gegenden verschieden sei; in einigen mache sich entschiedner Fortschritt bemerkbar, in andern herrsche Elend. Dies sei besonders im Schwarzerdegebiet der Fall. Im nördlichen, auf dem magern Boden, hilft die Industrie aus, sodaß hier der Verlust von Land und Vieh nicht notwendig Elend bedeutet. Industrie, bemerkt der Verfasser richtig, kann natürlich gar nicht geschaffen werden, ohne daß ein bedeutender Teil der bäuerlichen Bevölkerung vom Boden losgerissen wird. Intensive Bodenkultur aber beginnt immer erst, wenn keine weitere Ausbreitung möglich ist. Heute nun, das ist bekanntlich die Klage der russischen Bauern, hat diese, für sie wenigstens, ihre Grenze gefunden. Das heißt, un-

kultiviertes Land gibt es noch im Überfluß, nicht bloß in Sibirien, sondern auch in Rußland selbst, aber dessen Urbarmachung würde mehr Kapital, Arbeitskraft und Arbeitslust fordern, als der Muschik aufzubringen vermag, und zur intensiven Wirtschaft fehlen außer Kapital und Fleiß die Kenntnisse.

Nach der Niederschlagung des Moskauer Aufstandes haben unsre konservativen Zeitungen den phantastischen Hoffnungen der internationalen Sozialdemokratie gegenüber konstatiert, daß es mit der russischen Revolution nichts sei. Das war für jeden Kenner Rußlands von Anfang an nicht zweifelhaft, ist aber keine Bürgschaft für Rußlands Zukunft, vielmehr das Gegenteil davon. Wenn ein im ganzen tüchtiges, wirtschaftlich und politisch befähigtes Volk unter einer unfähigen Dynastie, wie die Stuarts eine waren, oder unter den Privilegien verrotteter Stände, wie des französischen Adels und des Klerus vor 1789, leidet, dann ist eine Revolution möglich, die eine bessere Dynastie oder einen tüchtigern Stand ans Ruder bringt und so dem Volke zu neuer Blüte verhilft. In Rußland gibt es, nach der Schilderung unsers Engländers sowie der deutschen und der russischen Autoritäten, die wir früher vernommen haben, keinen Stand, dem man zutrauen könnte, daß er an die Stelle des Bestehenden etwas Besseres setzen werde, und darum ist eine wirkliche Revolution ebenso unmöglich, wie eine durchgreifende Reform schwer denkbar. Wallace enthält sich als verständiger Mann alles Prophezeiens und beschränkt sich in Beziehung auf die Zukunft darauf, zu konstatieren, daß beide Wege, die der Regierung offenstehn, ihre großen Gefahren haben. Sie kann mit Waffengewalt die Autokratie wieder aufrichten, aber diese hat sich nun einmal in der Verwaltung unfähig erwiesen, und sie wiederherstellen, das würde nur heißen, den innern Zusammenbruch hinausschieben, um ihn desto grundstürzender zu machen. Oder sie hält es ehrlich mit der Konstitution; dann hat man als Volksvertreter auf der einen Seite den Muschik, der die Autokratie des Zaren wiederherstellen möchte (ohne den Tschin, was natürlich Unsinn ist), auf der andern die doktrinären Liberalen und Sozialisten verschiedner Schattierungen, die jede dem Volke bewilligte Freiheit nur als Sprungbrett zur Erlangung weiterer Freiheiten benützen, und die „von einem blinden Glauben an die wundertätige Macht des Konstitutionalismus erfüllt sind", die von bloßen Formen Wirkungen erwarten, die nur eine geduldige, stetige, verständige Kleinarbeit in den Gewerben, in der Landwirtschaft und in der Verwaltung — gleichviel unter welcher Staatsverfassung — hervorbringen könnte. Auch aus der neuesten Zeit weiß der Verfasser viel interessantes mitzuteilen, zum Beispiel über das Verhältnis Wittes zu Plehwe, mit denen beiden er persönlich verkehrt hat.

Dankenswerte Ergänzungen bietet: **Russen über Rußland.** Ein Sammelwerk, herausgegeben von Josef Melnik (Frankfurt a. M., Rütten und Loening, 1906). Es enthält: Betrachtungen über die russische Revolution, von Peter Struve; Die Universitätsfrage, von Fürst Eugen Trubetzkoi; Das Dorf, von Alexander Nowikow; Das Semstwo (Wallace oder sein Übersetzer schreibt: die Semstwo), von Wassili Golubew; Die Kirche, von Wassili Rosanow; Die Finanzpolitik, von Professor Iwan Oserow; Die Arbeiterfrage, von Dr. v. Totomianz; Das außergerichtliche Strafverfahren, von W. Nabokow; Die Frau, von

Alexander Amfiteatrow; Die Bauernfrage, von Alexander Kornilow; Die Polizei, von Moskowitsch; Die Volksbildung, von Nikolai Tschechow; Die moderne Kunst, von Alexander Benois; Die Juden, von M. Virtus; Das Königreich Polen, von Andrzej Niemojewski; Die Kleinrussen, von Professor Michael Gruschewski; Die Armenier, von R. Berberow; Finland, von Dr. Axel Lille. Die meisten dieser Abhandlungen sind reich an nützlichen positiven Angaben, die wir bisher anderwärts noch nicht gefunden hatten; so besonders die über die Universitäten, über das Dorf, über die Semstwo, über die Finanzen, über Volksbildung, über Armenien, über die Kleinrussen. Das politische Treiben der Studierenden und ihrer Lehrer erklärt Trubetzkoi mit den Sätzen: „Da wir nicht das Recht haben zur Abhaltung öffentlicher Versammlungen und politischer Meetings, so zeigt jede Versammlung, zu welchem Zweck sie auch ursprünglich einberufen sein mag, die Tendenz, sich in ein politisches Meeting zu verwandeln. Wenn erwachsne Bürger das Recht haben werden, sich zur Besprechung öffentlicher Angelegenheiten zu versammeln, dann werden Versammlungen, die zu andern Zwecken berufen werden, sich nicht mehr in politische Meetings verwandeln. Unter diesen Umständen werden politische Versammlungen in der Universität nicht mehr vorkommen; die Benutzung der Universität hat keinen Sinn mehr, wenn öffentliche Angelegenheiten in einem beliebigen Restaurant verhandelt werden können." Nowikow schildert, wie schwierig es sei, den Muschik kennen zu lernen, und der Muschik sei eigentlich Rußland, denn 115 von den 140 Millionen Einwohnern dieses Landes seien Bauern. Nowikow fühlt sich berechtigt zu dem Versuche, „die Vorurteile Europas" in Beziehung auf Rußland zu zerstreuen, „weil er fünfzehn Jahre seines Lebens dem Studium des russischen Dorfes gewidmet hat. Sohn konservativer Eltern, Zögling des Katkowschen Lyceums, nahm er das Amt eines Semski Natschalnik an, um in das Dorf den Geist der Strenge hereinzutragen, und verließ es nach vollständigem Bruch mit seinen frühern Überzeugungen und vollem Glauben an die kulturschöpferische Kraft des russischen Volkes, das unglücklicherweise für die Sünden des Absolutismus verantwortlich gemacht wird." Die kulturschöpferische Kraft wollen wir dahingestellt sein lassen, aber in seine Schilderung der tatsächlichen Zustände der Dorfbevölkerung Zweifel zu setzen, haben wir keinen Grund. Das Leben der meisten Bauern ist entsetzlich, am entsetzlichsten das ihrer Weiber und Kinder. „Nur ein eisernes Kind erreicht das erste Jahr, nur ein stählerner Mensch das Mündigkeitsalter." Daraus erkläre es sich, daß ein Russe, der das überstanden hat, jahrzehntelang eine Diät und Strapazen aushält, die einen Engländer in einer Woche umbringen würden. Man versteht, wenn man diese Schilderungen gelesen hat, was Rosanow in der Abhandlung über die Kirche schreibt: „Dem Russen erscheint das ganze Leben schwarz; erst mit dem Herannahen des Todes nimmt alles die weiße Farbe an, wird alles strahlend. Das irdische Leben ist die Nacht, der Tod der Sonnenaufgang, und der Tag ist das Leben im Himmel, beim himmlischen Vater." Daß der Verfasser, als „wissenschaftlich" gebildeter moderner Russe, nicht bloß sein nationales Kirchentum, sondern auch das Christentum der westeuropäischen Konfessionen für überlebte Formen der Religion hält, versteht

sich von selbst. Aus dem Aufsatze über die Armenier erfahren wir, wie die russische Regierung zum Dank für die Hilfe, die ihr dieses Volk gegen Perser und Türken geleistet hat, durch Schließung der Kirchenschulen, Einziehung der Kirchengüter und Russifizierung seine uralte hohe Kultur zu vernichten strebt. Oserow, der Finanzpolitiker, kommt zu dem allgemein bekannten Ergebnis: das Volk wird den Zwecken der auswärtigen Politik geopfert. Als Beweis für die Erschöpfung des Bauernstandes durch langjährige Unterernährung führt er an, daß viele Gutsbesitzer im Gouvernement Kjelce zur Feldarbeit Soldaten mieten oder aus dem Österreichischen Arbeiter kommen lassen, nicht weil es an einheimischen Arbeitern fehlte — solche sind vielmehr im Überfluß vorhanden —, sondern weil der russische Bauer schon zu entkräftet ist für die Ackerarbeit, sodaß der Betrieb mit Russen trotz den niedrigen Arbeitslöhnen zu teuer zu stehn kommt.

Da Russen die Verfasser dieser Abhandlungen sind, so machen sich in ihnen natürlich die russischen Eigenschaften bemerkbar, die Wallace so gut charakterisiert: phantastische Zukunftshoffnungen, Doktrinarismus und ein naiver Glaube an alles, was sich für Wissenschaft und für Liberalismus ausgibt. Einige dieser Aufsätze werden von der fixen Idee der Revolutionäre so vollständig beherrscht, daß Leser, die sich ohne anderweitige Vorbereitung ausschließlich aus diesem Buche unterrichten wollten, arg in die Irre gehn würden. So heißt es in dem Aufsatze über die Arbeiterfrage: „Somit hängt die ökonomische und die politische Zukunft Rußlands von der russischen Arbeiterbewegung ab, der sich auch das Bauerntum anschließen wird, das für die sozialistischen Ideen nicht minder empfänglich ist als das italienische oder das ungarische."

Den Besitzern russischer Werte nimmt Karl Helfferich einen Stein vom Herzen. Die drei Abhandlungen: „Über die finanzielle Seite des russisch-japanischen Krieges", die er in der Marine-Rundschau veröffentlicht hatte, und die die russischen Finanzen im glänzendsten Lichte darstellen, hat er durch die Buchausgabe allgemein zugänglich gemacht (Das Geld im russisch-japanischen Kriege; ein finanzpolitischer Beitrag zur Zeitgeschichte. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn, 1906). Seine Darstellung ist lebhaft angegriffen, aber, soweit sie sich auf das Tatsächliche und auf die Finanzen beschränkt, in keinem Punkte widerlegt worden. Es kann nicht bezweifelt werden, daß die russische Regierung ihren Goldschatz unversehrt aus dem Kriege gerettet und für diesen Anleihen zu günstigern Bedingungen bekommen hat als der Norddeutsche Bund 1870. Die russischen Finanzmänner, namentlich Witte, haben damit eine Leistung vollbracht, deren Großartigkeit einzig dasteht. Freilich ist diese Leistung nur durch rücksichtslose Ausnutzung der autokratischen Gewalt möglich gewesen, und das ergibt nun die bekannten „aber". Helfferich sucht sie abzuschwächen durch die beiden Bemerkungen: die Politik der Regierung habe dem Volke freilich schwere Opfer auferlegt, aber diese Opfer seien zum Teil dazu verwandt worden, die Industrie zu entwickeln, also dem Volke eine bessere Zukunft zu bereiten — das kann man gelten lassen; und: nicht der Steuerdruck sei schuld am Elend der Bauern, sondern der Fehler, daß man bei der Befreiung die Landanteile zu klein und die Ablösungssummen zu hoch bemessen habe. Auch

das ist richtig, wenn man hinter Steuerdruck das Wort „allein" einfügt. Obwohl die Steuern an sich niedrig sind, steigern sie doch bei der Bettelarmut der meisten russischen Bauern den Druck ins Unerträgliche, sind also Mitursache des Elends. Wozu noch kommt, daß nur Kommunikationswege und Volksbildung den Bauern aus dem Sumpfe heraushelfen könnten, die glänzende Finanzpolitik der Regierung aber dafür nichts übrig läßt. Und daß diese glänzende Politik an den Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit angelangt ist, weiß natürlich Helfferich so gut wie alle Welt. Er schiebt denn auch gelegentlich die Verwahrung ein: „Die Anerkennung der Tatsache, daß die russischen Finanzen die Feuerprobe eines kostspieligen und unglücklichen Krieges und gleichzeitiger innerer Erschütterungen bisher so gut überstanden haben, wie man es dem eignen Vaterlande für ernste Zeiten nur wünschen kann, enthält — dies sei ausdrücklich festgestellt — weder ein Urteil über die russische Volkswirtschaft noch eine Voraussage über das künftige Schicksal des russischen Staatskredits." Der russische Goldschatz (er betrug am 1./14. Oktober 1905 noch 893,4 Millionen Rubel, wozu noch 272,7 Millionen Auslandswechsel und Auslandsguthaben kamen) wird aus drei Quellen gespeist: den fiskalischen Goldgruben, dem Überschuß der Ausfuhr über die Einfuhr, der ausschließlich durch Getreideexport, also auf Kosten der Volksernährung erreicht wird, und aus Anleihen, d. h. aus dem Kredit, dieses Wort in der verwegensten Buchstäblichkeit seiner Bedeutung genommen. Denn alle die Milliarden, die Frankreich und Deutschland nach Rußland geschickt haben, und noch dazu unter verhältnismäßig billigen Bedingungen, sind doch nur riskiert worden, weil die Regierungen und die Kapitalisten an die unüberwindliche Macht, die unerschütterte Kraft und den — Reichtum Rußlands glaubten. Dieser Glaube ist nun freilich seit einem Jahre ins Wanken geraten. Im Anfange des Krieges bekamen die Russen zu sehr günstigen, die Japaner nur zu sehr ungünstigen Bedingungen Geld. Der Verlauf des Krieges erhöhte den Russen, ermäßigte den Japanern den Zinsfuß. Beim Friedensschluß gab dann der Umstand den Ausschlag, daß die Russen trotz allem noch in günstigerer Finanzlage waren als Japan, sie hätten mit der Ausgabe von Banknoten im Betrage von 440 Millionen Rubeln, die ohne Suspendierung des Bankgesetzes möglich war, den Krieg, der reichlich 80 Millionen Rubel jeden Monat kostete, noch fünf Monate lang führen können; Japan dagegen war am Ende seiner Finanzkraft angelangt, es mußte seiner militärischen Erfolge ungeachtet einen ungünstigen Frieden schließen. Diese finanzielle Kriegsgeschichte ist für die Nationalökonomie deswegen von Wert, weil sie zeigt, wie wichtig für die Finanzen der Besitz von Gold ist, und wie töricht alle Phantasien von einer Währung ohne metallische Unterlage sind.

Fürst Sergei Wolkonskij hat in Nordamerika in englischer Sprache eine Reihe von Vorträgen gehalten, um „in den Schöpfungen unsrer Dichter die besten Seiten der russischen Volksseele zu enthüllen; die Ausländer fühlen zu lassen, daß dieses Land, von dem die meisten nichts kennen als Geschichten von Wölfen, Schnee und geheimer Polizei, eine von ihnen ungeahnte ganze Welt geistigen Genusses in sich schließt". Diese Vorträge hat er nun unter dem Titel: Bilder aus der Geschichte und Literatur Rußlands heraus-

gegeben. (Die zweite Ausgabe der Übersetzung von A. Hippius ist 1905 bei Friedrich Emil Perthes in Gotha erschienen.) Das Buch liest sich angenehm, und manches darin, wie das über die religiöse und die weltliche Volkspoesie der Russen im Mittelalter mitgeteilte, war uns neu.

Stoff und Geist in der Philologie

ie Philologie ist heute sicher eine der unpopulärsten Wissenschaften. Vielleicht noch unpopulärer als die Theologie. Ärzten, Juristen, Philosophen hat man Denkmäler gesetzt, wo aber hätte ein Philologe seinen Denkstein bekommen? Mit den Brüdern Grimm hat man wohl aus nationalen Gründen eine Ausnahme gemacht. Die Gründe dieser Erscheinung liegen in dem Wesen und in der Entwicklung der Philologie im Kreise der Geisteswissenschaften. Sie ist ursprünglich keine Eigenwissenschaft wie die übrigen, sondern eine Hilfswissenschaft, keine herrschende, sondern eine dienende Wissenschaft; sie dient den Geisteswissenschaften, indem sie ihnen Material liefert, es ordnet, säubert und sichtet, Texte emendiert, kollationiert, ediert, die dann von dem Sprach-, Literatur- und Geschichtsforscher für seine höhern Zwecke benutzt und verarbeitet werden, kurz, sie ist mehr eine Stoff- als eine Geisteswissenschaft; ihre Vertreter sind mehr Sammler und Ordner als Darsteller und Bildner. Das schöpferische Wesen, das jeder andern Wissenschaft bis zu einem gewissen Grade eigen ist, scheidet bei ihr völlig aus; denn einen Grammatiker und Lexikographen wird noch niemand als einen schöpferischen Gestalter bezeichnen. Der Philologe ist also, um einen naheliegenden Vergleich zu gebrauchen, nicht Produzent, sondern nur Vermittler: er vermittelt den von ihm gefundnen Stoff den geistigen Konsumenten der Wissenschaft, den Forschern zur weitern Behandlung. Daher die untergeordnete Stellung der Philologie.

In Wahrheit gibt es aber in der modernen Wissenschaft gar keine solchen „Philologen“ mehr; denn welcher denkende Mensch würde sich mit der bloßen Maulwurfsarbeit, Stoff herbei zu schaffen, begnügen oder gar darin seine Befriedigung finden? Solche Gestalten wie die des Famulus Wagner im Faust gehören ja glücklicherweise der Vergangenheit an, wenn es auch noch heute vereinzelte Gelehrte geben mag, die beim Anblick einer Handschrift in Verzückung geraten, während sie doch nur das zufällige Mittel der Überlieferung ist. Im Mittelalter und in der Humanistenzeit war freilich das Abschreiben und Herausgeben alter handschriftlicher Texte die Haupttätigkeit des Philologen, und bei ihrer tatsächlichen Wichtigkeit konnte sie deshalb manchem als eigentliches Ziel des Gelehrtenlebens erscheinen. Hieraus erklärt sich wohl auch der berüchtigte Philologendünkel, der einen ähnlichen Ursprung hat wie der Schneiderdünkel: wie sich der Schneider einbildet, daß er durch die Kleider erst den Menschen zum Menschen mache, so auch der Philologe von ehedem, daß er durch Herausgabe eines alten Textes einen Teil der geistigen Blöße der Mensch-

heit bedecke. In diesem Sinne kann man den Philologen der alten Schule bezeichnen als den Kleinbürger in der Republik der Geisteswissenschaften gegenüber dem Aristokraten, wie er in dem Philosophen und dem Ästhetiker verkörpert ist. Das Verhältnis von Geist und Stoff und deren Übergänge ineinander ist es, wonach sich schließlich auch innerhalb der Geisteswissenschaften die Rangordnung ihrer einzelnen Kategorien abstuft. Das Wesen der Geisteswissenschaften besteht ja nicht so sehr darin, daß sie sich von allem Stofflichen fernhalten, als vielmehr darin, daß sie den Stoff zu vergeistigen streben, ihn durch das Medium der Persönlichkeit gehn lassen; denn Persönlichkeit ist ja nichts als individualisierter Geist. Der größte Geist aber ist der, der es versteht, die Realität der Dinge so mit seiner eignen Individualität zu durchdringen, daß auf beiden Seiten kein unverwertbarer Rest übrig bleibt. Weder die eigenwillige Subjektivität noch die selbstverleugnende Objektivität gehören in den Bereich der Geisteswissenschaften: jene ist vielmehr das Kennzeichen des Künstlers, diese das des Naturforschers. Der Erforscher des Geisteslebens steht zwischen beiden: seine Aufgabe, soweit er sie im höchsten Sinne erfaßt, ist es, das Geistige aus dem Stofflichen herauszuholen und zu gestalten.

Dabei kann es denn freilich nicht ausbleiben, daß sich ein Mißverhältnis einstellt zwischen dem stofflichen Objekt und dem geistigen Subjekt, daß bald das eine, bald das andre die Oberhand zu gewinnen sucht; und diesen Kampf kann man auf das anschaulichste illustrieren an der Geschichte der Philologie und ihrer Glieder, weil sie eine vermittelnde Stellung einnimmt zwischen Stoff und Geist.

Die Philologie besteht sozusagen aus zwei Körperhälften: die eine ist die Wissenschaft von der Sprache, die andre die Wissenschaft von der Literatur. Mit der einen weist sie in das Gebiet des Stoffes, mit der andern in das des Geistes; jene sind gleichsam ihre Füße, diese ihr Haupt. So verlangt man denn auch noch heute von jedem rechtschaffnen Philologen, daß er Grammatiker und Literarhistoriker sei. Dieses harmonische Verhältnis zwischen beiden Teilen besteht aber nur noch in der Schulwissenschaft, wo es durch das äußere Bedürfnis aufrecht erhalten wird; in der eigentlichen Werkstatt der Wissenschaft hat es sich längst und mehrmals stark verschoben. Diese Verschiebung ist, soweit ich sehe, durch zwei Vorgänge zustande gekommen: durch die Differenzierung der Philologie in antike und moderne und durch das Eindringen philosophischer und naturgeschichtlicher Ideen in die Philologie. Das alte Einheitsverhältnis zwischen Sprache und Literatur blieb am treuesten bewahrt in der antiken Philologie, wurde dagegen am stärksten gestört in der modernen. Hier begann sich aber auch zuerst ein frisches Leben zu entfalten. Man kann sagen: in dem Kampf um die Vorherrschaft von Geist und Stoff, von Philosophie und exakter, von der Naturwissenschaft entlehnter Methode auch in ihrem sprachlichen Teile blieb die antike Philologie, ihren Traditionen und ihrem konservativem Charakter getreu, mehr auf der Seite des Geistes stehn, die moderne Philologie dagegen gravitierte mit ihrer sprachlichen Seite wiederholt stark nach der naturwissenschaftlichen Seite hin. Hieraus ergab sich schließlich die Emanzipierung der Sprachwissenschaft von der Philologie und ihre Konstituierung als eigne Wissenschaft, die sich stofflich mit der antiken Philologie

(tote Sprachen), methodisch aber mit den Naturwissenschaften berührt (Lautphysiologie, vergleichende Methode). Die vergleichende Sprachwissenschaft wirkte dann zurück auf die junge und empfängliche moderne Philologie, die in ihrem sprachlichen Teile durchaus von der exakten Methode der vergleichenden Sprachforschung beeinflußt ist, sodaß man von einer Wissenschaft der modernen Sprachen reden kann.

Wir haben also folgendes Verhältnis zwischen Literatur- und exakter Sprachwissenschaft: in der antiken Philologie ist die Sprachforschung noch der literarhistorischen Forschung untergeordnet und steht in ihrem Dienste, in der modernen Philologie steht sie der Literaturforschung ebenbürtig zur Seite; es gibt moderne Philologen, die fast ausschließlich Sprachforscher sind. Endlich hat sich neben und aus den beiden Hemisphären der Philologie die vergleichende Sprachwissenschaft entwickelt unter dem fördernden Einfluß der modernen Naturwissenschaft; der moderne Sprachforscher ist vor allem vergleichender Lautphysiologe und Formenanatom.

Weniger fruchtbar als das Bündnis zwischen Sprach- und Naturwissenschaft gestaltete sich das Bündnis zwischen Sprachwissenschaft und Philosophie, besonders dem Teil der Philosophie, der für den Erforscher der innern Sprachform der wichtigste ist, der Psychologie: die Erforschung der Sprachkategorien, die ohne Kenntnis der Psychologie nicht denkbar ist, der Syntax und der Semasiologie, liegt denn auch gerade in der vergleichenden Sprachforschung sehr im argen, weil diese sich zu einseitig auf die physiologische Seite der Sprache festgelegt hat. Dagegen erfreut sich gerade die Semasiologie der Pflege der modernen Philologen, während die syntaktische Forschung von jeher die Stärke der antiken Philologie war. Völlig vernachlässigt und in Mißkredit gekommen ist dagegen in der antiken wie in der modernen Philologie die philosophische Seite der Sprachforschung, wie sie von W. von Humboldt verheißungsvoll begonnen worden war.

Das Ergebnis dieser Seite unsrer Betrachtung ist also dies: die Erforschung der sprachlichen Seite der Philologie ist am weitesten gediehen nicht da, wo sie im Bunde mit der Philosophie, sondern mit der Naturwissenschaft stand, d. h. in ihrem stofflichen Teil. Dagegen ist ihr geistiger Organismus, also gerade der Teil, der der Philologie als Geisteswissenschaft besonders naheliegen mußte, Syntax und Stilistik, am wenigsten erforscht. Einige Hoffnungen erweckt es, daß neuerdings die etymologische Forschung in neue Bahnen einzulenken beginnt, indem sie mit der alten abstrakten Methode bricht, zu der sinnlichen Anschauung der Begriffe zurückkehrt und dadurch die Wortforschung in enge Fühlung bringt mit der Wissenschaft von den Realien und mit der Kulturgeschichte überhaupt. Überblickt man diese Konstellation von Sprachwissenschaft als Geistes- und als Naturwissenschaft vom Standpunkt der antiken und der modernen nebst vergleichenden Philologie, so muß man zugeben, daß die erste vorzugsweise die der innern, und zwar der individuellen Sprachform gewidmete Forschung pflegt, die letzte einerseits mehr die äußere (Laut-, Formen-, Wortforschung), andrerseits mehr die generelle, von Individuum und Kultur losgelöste Entwicklung der Sprache ins Auge faßt. Dort steht auch

in der sprachlichen Betrachtung die Rücksicht auf die Persönlichkeit, hier die auf das entwicklungsgeschichtliche Prinzip im Vordergrunde; jene verfährt vielfach noch zu individualistisch, diese vielfach zu kollektivistisch; jene trägt noch zu einseitig den Stempel des idealistischen achtzehnten Jahrhunderts, diese, ebenfalls zu einseitig, den des realistischen neunzehnten an der Stirn. Jener täte etwas mehr Verstofflichung, dieser etwas mehr Vergeistigung not.

Wie gestaltete sich nun gegenüber der Entwicklung der sprachlichen die der literarhistorischen Forschung in bezug auf das Verhältnis von Geist und Stoff? Zweierlei muß man von vornherein feststellen, wenn man die Philologie als Sprachwissenschaft mit der als Literaturwissenschaft vergleicht: diese hat sich in ihrer Methode weder so stark von der Philologie emanzipiert wie jene, noch hat sie es nach deren Vorbilde zu der Konstituierung einer selbständigen vergleichenden Literaturwissenschaft gebracht. Das muß zunächst auffallen; denn man sollte annehmen, daß sich die Literaturgeschichte als die genetische Darstellung der Phantasietätigkeit des menschlichen Geistes ebenso sehr die ihrer Natur gemäße freie Entwicklungsbahn hätte brechen müssen, wie die Sprachwissenschaft es getan hat, und zwar daß in dem auch hier entbrannten Kampfe zwischen philologisch-exakter (kritischer), philosophisch-allgemeiner und kulturgeschichtlich-genetischer Auffassung die hätte siegen müssen, die dem Wesen und der Entwicklung des dichterischen Geistes vom individuellen wie vom generellen Gesichtspunkt am meisten gerecht zu werden versteht, d. h. daß, wie die Sprachwissenschaft als vorwiegend stoffliche Wissenschaft von der Physiologie und der Biologie angezogen und behauptet und damit zum Range einer eignen Disziplin erhoben wurde, so auch die Literaturwissenschaft von den ihrer Natur verwandten Hilfswissenschaften der Philosophie, der Ästhetik und der Kulturgeschichte die Emanzipierung von der Philologie erreicht habe. Das ist aber nicht geschehn, vielmehr hat sich seltsamerweise die sozusagen offizielle Literaturhistorie von der herrschenden Zeitrichtung in das Lager der exakten Wissenschaften treiben lassen und arbeitet ganz mit den Mitteln der modernen Psychologie und der philologischen Akribie nur auf Grund von kritisch gesichtetem und methodisch geordnetem Material, ohne zu bedenken, daß man damit allenfalls ein Mosaikbild schafft, nicht aber ein von einheitlichem Geist komponiertes und mit sicherm Pinsel ausgeführtes Gemälde. Jene Methode ist handwerksmäßig und hausbacken; der echte Literarhistoriker aber, der nicht nur Kompendien oder Bibliographien geben will, muß mehr sein als ein kritischer Forscher — er muß ein feiner Nachempfinder und künstlerischer Darsteller, mit einem Wort: er muß ein Ästhetiker sein.

Wie steht es nun mit dem Verhältnis von Philologie und Ästhetik? Man muß leider sagen: in theoretischer wie in praktischer Hinsicht nicht zum besten. Die Theoretiker leugnen überhaupt ihre Zusammengehörigkeit, ja ihre Vereinbarkeit. „Denn wenn zwei Wissenschaften Antipoden sind und in ihrer ganzen Arbeitsmethode einander schroff gegenüberstehn, so sind es Philologie und Ästhetik", so sagt in einer eignen Untersuchung über diesen Gegenstand ein ästhetisch gebildeter Jurist, J. Kohler, in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, Band 1, Seite 119. Aber auch in philologischen Kreisen

selbst wird diese Ansicht geteilt: „Zwischen Philologie und Ästhetik ist kein Streit, es sei denn, daß die eine oder die andre oder beide auf falschen Wegen wandeln." Dann ist also W. Scherer, der dieses Verdikt fällte, selbst auf falschen Wegen gewandelt, wenn er eine mehr ästhetische als philologische Literaturgeschichte schrieb, wenn sein Schüler E. Schmidt feinsinnige „Charakteristiken" verfaßte, wenn klassische Philologen wie E. Rohde und U. von Wilamowitz-Moellendorff in ihren besten Werken sich ebenso als feine Ästhetiker wie als gründliche Philologen zeigen. Der Fehler liegt aber offenbar nicht auf seiten der Philologen selbst, sondern in der zu engen und veralteten Auffassung von dem Bereiche ihres Wirkens, von der zu engen Grenze, die sie selbst dem Begriffe der Philologie ziehn. Als typisch für die vulgäre Anschauung von ihr darf wiederum die folgende Definition von J. Kohler gelten, die er in dem genannten Aufsatz gibt, und wo es heißt: „Der Philologe ist vor allem Sprachkenner, und zwar zunächst Sprachkenner überhaupt, sodann Kenner der Spracheigentümlichkeiten eines bestimmten Autors, zu welcher auch die Kenntnis der Lebensverhältnisse des Autors hinzutreten muß, weil sie für die Auffassung seiner Sprachbildung maßgebend sind. Ein solches Studium des Lebens einzelner Autoren führt zur äußern Literaturgeschichte, und diese ist völlig die Domäne des Philologen. Eine korrekte Ausgabe des Schriftstellers zu schaffen, die Zeit und Umstände der Abfassung festzusetzen, die Werke des Autors sprachlich zu erklären, die für die individuelle Auffassung des Autors maßgebenden zeitgeschichtlichen Momente anzumerken, das ist völlig die Sphäre des Philologen." Dann heißt es aber weiter: „Gerade was den Ästhetiker auszeichnet, daß er die äußern Formen hintenansetzt und in das Innere eindringt, das wäre dem Philologen zum Verderben." Also mit andern Worten: der Philologe ist nur der Handlanger des Ästhetikers und der Mauerpolierer des Dichters; etwa so wie es in Schillers Distichon heißt: „Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu tun." Das ist ganz die alte Auffassung von der Philologie als einer Hilfswissenschaft, aus jenen Zeiten, wo noch der Typus des Famulus Wagner herrschte, wo es noch keinen Boeckh, keinen Gottfried Herrmann, keinen Usener und Wilamowitz, keinen Scherer, keinen Diez, kurz, aus den Zeiten, wo die Philologie noch keine Könige aufzuweisen hatte, wo noch nicht gebaut, sondern erst geschürft wurde. Mögen auch die synthetischen Talente gegen die analytischen in der Minderheit sein, so wäre es doch eine unerhörte Tyrannei, zu einem Philologen zu sagen: „Du bist Philologe, du kannst edieren, emendieren, kollationieren und kritisieren, aber du darfst beileibe nicht in die Komposition einer Dichtung eindringen, darfst nicht ihre Schönheiten empfinden oder gar davon sprechen, darfst nicht in die Werkstatt des Dichters hineinspähen, außer wenn es gilt, Hobelspäne zu sammeln." Gewiß liegt gerade für den Philologen die Gefahr nahe, daß er, in mühsame Kleinarbeit vertieft, auch leicht darin versinkt, daß er sich den freien Blick verbaut, daß er vor lauter Forschen das Denken verlernt und somit unfähig wird, ein Geisteswerk oder eine geistige Entwicklungslinie als Ganzes zu erfassen. Wer kennt nicht auch solche Philologen? Nicht auch solche Literarhistoriker? Aber völlig ungerecht ist es, die Literaturgeschichte in

eine äußere und eine innere zu zerlegen und jene dem Philologen, diese dem Ästhetiker zuzuweisen. Der literarhistorisch tätige Philologe **kann** die Ästhetik und die Philosophie gar nicht entbehren, weil sie es erst ist, die seiner Wissenschaft den Charakter einer Geisteswissenschaft gibt; ohne sie ist sie geistloser Stoff, der sich übrigens sehr wohl unter einer geistreich blendenden Form verbergen kann.

Wie unentbehrlich künstlerisches Empfinden und philosophisches Denken für den erläuternden und darstellenden Literarhistoriker ist, und wie wenig die hergebrachte philologische Bildung für diese Tätigkeit ausreicht, kann man an zwei Gruppen von Beispielen beobachten, an der einen im negativen, an der andern im positiven Sinne. Die erste Gruppe bilden unsre meist von philologisch gebildeten Schulmännern und Bibliothekaren verfaßten „Klassikerausgaben mit erklärenden Anmerkungen", an die jeder noch aus seiner Schulzeit her mit Schrecken denkt, die den Schülern Steine statt Brot bieten, und in denen gewöhnlich nur Nebendinge, nicht Hauptpunkte erklärt sind, in denen der Geist des Dichters förmlich zugeschüttet ist unter einem Wust von Bemerkungen, in denen das Stoffliche die Hauptrolle spielt. Und wenn einmal ein Angriff nach der ästhetischen Seite gewagt wurde, verunglückte er meist, weil der Angreifer dem Angegriffnen gegenüber zu schlecht ausgerüstet, in ästhetischen Dingen zu schwach war, nicht etwa, weil sie ihn nichts angingen; denn den Dichter ästhetisch erklären, d. h. noch einmal innerlich aufzubauen, seine Gedanken- und Gefühlswege noch einmal gehn, kurz, sein Werk für uns in jugendlicher Frische hinstellen, wie es einst war, da es aus seinem Haupt und Herzen sprang — das war ja gerade die Aufgabe jener Ausdeuter. Statt es so geistig wiederzugebären, umwickelten sie es mit Lappen und Lumpen und machten es zu einer Mumie, oder sie zerlegten es kunstreich, um den Kern der „Idee" herauszuholen oder, wenn er nicht drin war, ihn hineinzustecken, spickten es mit eignen Gedankenschnitzeln, und das Kunstwerk lag vor einem wie ein tranchierter Hase. So etwa wurden in jenen denkwürdigen Kommentaren Homer, Sophokles, Shakespeare, Schiller und Goethe „behandelt", entweder mumifiziert oder tranchiert — nur nicht wiedergeboren. Ich frage mich oft angesichts solcher Erklärungswüteriche: Warum habt ihr statt allem euern Scharfsinn nicht ein wenig Feinsinn mitgebracht, warum sprecht ihr so viel von Disposition und Analyse und so wenig von Komposition und Synthese? Warum könnt ihr eure Kost so wenig genießbar machen? — Weil es euch an dem ästhetischen und philosophischen Sauerteig fehlt, weil ihr euch nur um die Erforschung der „äußern", nicht der „innern" Literaturgeschichte gekümmert, weil ihr den Leib für die Seele genommen habt, oder vielmehr, weil ihr den lebendigen Körper entgeistigt habt.

Gegenüber diesen Ciceronenaturen der Literaturerklärung und -belehrung steht nun die Schar der geistig Auserwählten, der künstlerischen und philosophischen Deuter der großen Dichtergestalten der Menschheit. Hier stehn im Kulturkreise des Griechentums Bernhardy, Rohde, J. Burckhardt, von Wilamowitz; hier stehn als Herolde unsrer klassischen Dichterperiode die den Begriff der Literaturgeschichte zur Kulturgeschichte erweiternden, universalen Geister wie

Hermann Hettner mit seiner Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts sowie Hermann Grimm und Viktor Hehn mit ihren Kulturbiographien Goethes und andrerseits die ästhetisch-philosophischen Literaturhistoriker, zum Beispiel Kuno Fischer mit seinen Vorlesungen über Lessing und Goethes Faust, der frühverstorbne Heinrich von Stein mit seinen Vorlesungen über Goethe und Schiller und Eugen Kühnemann mit seinen Arbeiten über Herder und Schiller.

Mit ihnen hat die literargeschichtliche Darstellung in dem von uns geforderten Sinne einer geistes- und kulturgeschichtlichen Auffassung ihre höchste Stufe erreicht und zugleich die äußerste Weite ihrer Wirkung; denn hinter den Werken der hier genannten stehn reiche und reife Denker- und Künstlerpersönlichkeiten und zwingen durch ihre Belebungs- und Gestaltungskraft aus dem Gegenstande ihrer Darstellung ein zweites Kunstwerk heraus und den Leser in dessen Bann hinein. Sie haben sich selbst einen Platz in unserm Geistesleben erobert und die Literaturbetrachtung in neue Bahnen gelenkt, in die Bahnen der Philosophie, der Ästhetik und der Kulturgeschichte, und sie ebenso von der Philologie emanzipiert, wie auf der andern Seite die Naturwissenschaft und die exakte Psychologie zur Emanzipierung der Sprachwissenschaft geführt hat. Gehören doch jene Männer selbst der Philosophie, der Ästhetik, der Kulturgeschichte an.

Doch die Entwicklung nahm auf dieser Seite der Geisteswissenschaft eine andre Wendung: wie schon angedeutet, siegte hier, wenigstens vorläufig, nicht die philosophisch-ästhetische, sondern die philologisch-exakte Richtung der Literaturforschung: die deutsche Literaturgeschichte wenigstens ist gegenwärtig ganz die Domäne der Germanisten Schererscher Schule; sie ist eine philologische Fachwissenschaft geworden, die die deutschen Universitäten fast ganz beherrscht und die ältere geistesgeschichtliche Richtung scheinbar ganz aus dem Felde geschlagen hat, wie wir glauben, zum Schaden der literarhistorischen Forschung als Geisteswissenschaft. Denn dadurch, daß diese Schule die philosophisch-ästhetische Total- und Tiefenbetrachtung ablehnt und an ihre Stelle die philologische Kleinforschung setzt, rückt sie das Stoffliche über Gebühr in den Vordergrund und erreicht so im einzelnen zwar sehr lehrreiche Ergebnisse, vermag aber bei aller exakten Methode nicht in das innerste, nur durch Intuition zu erschließende Geheimnis einer Dichterseele einzudringen; sie läßt es sich aber mit Hebeln und Schrauben auch der modernsten Psychologie nicht abzwingen, sondern nur durch die Macht der verwandten, feinfühligen und doch souveränen Persönlichkeit. Gerade aber an diesen Persönlichkeiten fehlt es der germanistischen Schule vor allem; ihre Vertreter sind treffliche Forscher, kenntnisreiche Gelehrte, gewandte Stilisten und Essayisten, aber über ein gewisses Niveau kommen sie nicht hinaus, und man hat beim Lesen ihrer Schriften das peinliche Gefühl, daß das Stoffliche das Geistige in ihnen überwuchert und herabzieht, oder daß der Stoff sich nicht recht runden und gestalten will, zu sehr nach äußerlichen Merkmalen gruppiert oder vielmehr zergliedert wird. Scherer war in dieser Hinsicht noch am glücklichsten; aber auch er war zu sehr Eklektiker, eine zu wenig in sich ruhende und geschlossene Persönlichkeit. In seinem Stil lehnte er sich bekanntlich bewußt an H. Grimm an, dadurch wurde er leicht manieriert und geziert, während der

Stil bei jenem Ausdruck seines Wesens war. So hat denn auch diese Richtung trotz manchen preisgekrönten Werken bisher kein wahres Meisterwerk hervorgebracht, weder im Gedankengehalt noch in der Form. Sie hat sich dem frischen Blutzufluß aus dem Herzen der Wissenschaft, der Philosophie, selbstgefällig verschlossen, die Persönlichkeit ausgeschaltet und sich damit der aktenmäßigen Objektivität ausgeliefert, die jenen innern Erscheinungen des Geisteslebens, vom persönlichen wie vom totalen Standpunkte, nicht gerecht werden kann.

Diese Richtung steht etwa in der Mitte zwischen den beiden vorher besprochnen, der gänzlich am Stoffe klebenden schulmäßigen und der den Stoff läuternden und frei gestaltenden philosophisch-ästhetischen. Sie hat, dem Zuge der Zeit auf das „Exakte“ hin nachgebend, die Philologie mehr an die experimentelle Psychologie als an die idealistische Philosophie und Ästhetik angeschlossen und ist so in einen gewissen Materialismus hineingeraten, der ihrem Gegenstande schlecht ansteht. Sie kann deshalb auf die Dauer keine befriedigende und befreiende Wirkung ausüben, und wie sie selbst als eine Reaktion zu betrachten ist gegen die allzu luftige und willkürliche konstruktive Auffassung der unter Hegelschem Einfluß stehenden, die ganze Literaturentwicklung in „Ideen“ auflösenden Richtung, so ist auch gegen die materialistische Richtung schon eine starke individualistische Gegenbewegung im Gange.

Wenn aber die exakte Literaturgeschichte in ihrer Methode viel mit der modernen vergleichenden Sprachwissenschaft gemein hat, wie erklärt es sich dann, daß die schon so lange tastend sich ankündigende vergleichende Literaturwissenschaft so viel Mühe hat, sich zu konstituieren und zu konsolidieren? Genau genommen besteht im Prinzip auch in Deutschland schon längst diese Wissenschaft, nur daß sie erstens nicht in die Universitäten eingedrungen ist, was mehr äußere als innere Gründe hat, und deshalb nur einen literarischen Sammelpunkt (in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte), keine akademische Vertretung hat, und zweitens, daß sie auch dort mehr Stoff- als Geisteswissenschaft ist (wiederum wie die vergleichende Sprachwissenschaft, die, wie wir gesehen haben, ihre Vergleichung mehr auf das Physiologische als auf das Psychologische ausdehnt). Sie existiert also, aber wiederum nur in unvollkommen einseitiger Weise, sie macht da Halt, wo ihre eigentliche Aufgabe beginnen sollte, vor der vergleichenden Betrachtung der dichterischen und der nationalen Individualitäten. Auch hierin waren die ästhetische und die kulturgeschichtliche Richtung schon weiter vorgeschritten. Was für feine volks- und idealpsychologische Beobachtungen findet man zum Beispiel bei Hettner, Haym, H. Grimm und Hehn! Welche Perspektiven tun sich dort auf, welche verborgnen Zusammenhänge werden bloßgelegt! Hier ist ja das vergleichende Prinzip, wenn auch zum Teil in intuitiv unbewußter Weise, schon durchgeführt. Aber diese vergeistigende Vergleichung war den modernen positiven Literaturforschern nicht konkret, nicht exakt, nicht philologisch genug.

Die Frage also, warum es keine vergleichende Sprach- und Literaturwissenschaft im umfassenden Sinne gibt, fällt zusammen mit der Hauptfrage, warum die stoffliche Seite der Geisteswissenschaft — denn als solche hatten wir die Philologie erkannt — ihre innerste geistige Natur zu verdecken und

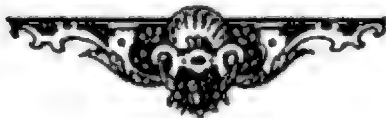
zu verstecken, ja zu ersticken droht. Wir haben gesehen, wie sowohl Sprach- als Literaturforschung immer mehr nach der Seite der exakten Wissenschaft gravitieren und von den eigentlichen Geisteswissenschaften, Philosophie, Ästhetik, Kulturgeschichte, immer mehr abrücken. Welches sind die Gründe dieser Erscheinung?

Sie sind, soweit ich sehe, durch zwei Tendenzen bestimmt, die unser ganzes modernes Leben beherrschen und miteinander in Verbindung stehn: durch die gewaltige Entwicklung der exakten Wissenschaften und ihren Einfluß auf die Methode der gesamten Forschung, sodann durch die Entfremdung der einzelnen Zweige der Geisteswissenschaften von ihrer Zentralwissenschaft, der Philosophie. Diese beiden Vorgänge haben es offenbar verschuldet, daß die Philologie, die antike wie die moderne, die sich noch um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zu einer Herrscherin unter den Geisteswissenschaften zu entwickeln versprach, jetzt teils zu einer dienenden Stellung verurteilt, teils durch innere Zersplitterung in ihrer Einheit geschwächt ist. Diese Differenzierung vollzog sich aber durchaus im Sinne der exakten Wissenschaften: aus der antiken Philologie erwuchs die Archäologie, aus der modernen die Sprach- und Literaturwissenschaft, und alle diese arbeiten durchaus mit der exakten Forschungsmethode; sie sind Realwissenschaften geworden. Mit dieser Entwicklung nach der einen Seite hin hat die nach der andern, der des Geisteslebens, nicht Schritt gehalten, teils wegen der angedeuteten Isolierung der Philosophie, teils weil die Philologie die Schulwissenschaft κατ' ἐξοχήν geworden ist — der Schulmeister ist aber der schlimmste Feind der Wissenschaft —, damit zu sehr an der Außenseite der Dinge haften bleiben mußte und sich der Erforschung der wesentlichsten Probleme nicht in der erwünschten Weise widmen kann. So kam es, daß sowohl der psychologische Teil der Sprach- und Literaturforschung als auch dessen vergleichende Behandlung über Gebühr vernachlässigt wurden, sodaß mit der Verstofflichung die Entgeistigung der Philologie Hand in Hand ging.

Wie kann nun das zu einer harmonischen Entwicklung notwendige Gleichgewicht zwischen der geistigen und der stofflichen Seite wiederhergestellt werden? Es wird nur dadurch geschehn können, daß die geistige, die esoterische Seite in der Sprache wie in der Literatur energischer von der Philologie gepflegt, an die ältern bewährten Traditionen der Sprach- und der Literaturphilosophie wieder angeknüpft und damit die Philologie wieder mehr in philosophisches Fahrwasser gelenkt wird. Die Sprachwissenschaft muß sich wieder mit der Philosophie, die Literaturwissenschaft mit der Ästhetik versöhnen und verbünden. Nur so kann die Philologie wieder mehr an innerer Einheit gewinnen und zugleich zu einer in ihrem Wesen liegenden Wissenschaft von der geistigen Kultur der Menschheit erhoben werden. Erst wenn auf seiten der Sprachforscher nicht mehr einseitig vergleichende Laut- und Formenforschung, sondern auch vergleichende syntaktische, semasiologische und stilistische Forschung gepflegt werden wird, wenn auf seiten der Literaturforscher nicht mehr die stoffliche und biographische Kleinforschung als Hauptaufgabe, sondern nur als Mittel zum Zweck der Erforschung des geistigen Lebens der Individuen und

der Völker betrachtet wird, erst wenn zu dem Forschen auch wieder das selbständige, von keiner Schulmeinung beengte Denken als die eigentlich treibende Kraft hinzutreten wird, erst dann wird sich die Philologie zu einer Kulturwissenschaft erweitern, den Naturwissenschaften ebenbürtig gegenübertreten, und erst dann wird die Klage Lagardes gegenstandlos werden, der einmal erklärt, „das Übergewicht der Naturwissenschaften rührt mit daher, daß die Wissenschaft des Geistes wenig mehr aufweist als die advokatorisch aufgeputzte Subjektivität der verschiednen Parteien. Was lernen wir Nichtnaturforscher auf der Universität als Theorien, Phrasen und Worte, was im sogenannten Leben als Formalien? Unsre Urteile über Poesie, Musik und Philosophie sind die der Kompendien und Rezensionsfabriken.“

Mag diese Äußerung auch zu hart erscheinen, so hat sie doch einen durchaus berechtigten Kern: den Kampf gegen den in den Geisteswissenschaften herrschenden Dogmatismus und Formalismus. Das jurare in verba magistri spielt ja leider nicht nur in unsern Schulen, sondern auch in unserm akademischen Kollegs- und Prüfungswesen noch immer eine bedenkliche Rolle gegenüber der Anleitung zu voraussetzungslosem Forschen und Finden in den Naturwissenschaften. Und darauf spielt offenbar Lagarde an. Das kann nur anders werden, wenn der freie Forschergeist in den Geisteswissenschaften wieder mehr zur Geltung kommt und sie ihres Namens würdig macht, wenn das eigne Schaffen in der geisteswissenschaftlichen Arbeit wieder als das Hauptziel der Forschung bezeichnet wird, und das schöne Wort Schellings mehr zu Ehren gelangt: „Alle Regeln, die man dem Studierenden vorschreiben könnte, fassen sich in der einen zusammen: »Lerne nur, um selbst zu schaffen.« Nur durch dieses göttliche Vermögen der Produktion ist man wahrer Mensch, ohne dasselbe nur eine leidlich klug eingerichtete Maschine.“ Gerade die Geisteswissenschaften haben im Zeitalter der Maschine einen schweren Stand, und die Gefahr der Mechanisierung liegt jetzt noch näher als früher. Darum muß vor allem die Philosophie wieder mehr zu einer Herdgöttin des Geisteslebens, zu einer Hüterin der Form und des Geschmacks werden; denn gerade an Geschmack und Formgefühl fehlt es dem deutschen Gelehrten immer noch zu sehr; seine Arbeit soll aber nicht wirken wie „ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer“, sondern wie ein Weihrauchfaß und eine Tempelhalle. Gewiß ist Philologenarbeit nicht immer reinliche Arbeit; aber der Philologe ist nicht nur Forscher, sondern auch Former und Darsteller, und als solcher soll er nicht dem Handwerker, sondern dem Künstler gleichen und dem Denker. Er soll sich nicht scheuen, vor ein großes Publikum zu treten, seine Gedanken in allgemein faßliche und plastische Formen zu gießen und Begeisterung für seinen Gegenstand zu wecken, weit- und tiefgehende Probleme anzudeuten, auch wenn er sich nicht getraut, sie zu lösen (die Befruchtung bleibt doch nicht aus), und vor allem dem Geiste zu geben, was des Geistes, und dem Stoffe, was des Stoffes ist. Das Beste aber gebührt dem Geiste.



Aus dem Unglücksjahre 1807

Erlebnisse und Wahrnehmungen eines hohen französischen Offiziers in Ost- und Westpreußen

Mitgeteilt von E. Joachim

1

Der Mann, dessen Aufzeichnungen uns hier beschäftigen sollen, ist der Baron Peter Franz Percy, Chefchirurg der französischen Armee unter dem Kaiser Napoleon. Er war im Jahre 1754 als Sohn eines Militärchirurgen geboren, hatte sich dem Berufe seines Vaters zugewandt und schon auf den untern Stufen seiner Laufbahn durch zahlreiche Studien, deren Ergebnisse mehrfach akademische Preise erlangten, die Aufmerksamkeit der an diesen Dingen interessierten Kreise auf sich zu lenken verstanden. Der Zusammenbruch des Königtums änderte nichts in seiner amtlichen Stellung; vielmehr fand er in den Kriegen der französischen Revolution die erwünschte Gelegenheit, seinen Beruf erst recht zu betätigen, und er hat denn glänzende Beweise seiner hervorragenden Befähigung geliefert. Die Organisation des Militärmedizinalwesens war im alten königlichen Frankreich auf einer vorzüglichen Stufe gewesen; die ersten Stürme der Revolution hatten auch hiermit aufgeräumt, und kein andrer als Peter Franz Percy war es, dessen eifrigen und unerschrocknen Bemühungen es inmitten der wechselvollen Ereignisse und auf den blutigen Schlachtfeldern zu verdanken war, daß die französische Feldchirurgie der napoleonischen Ära eine für die damalige Zeit mustergiltige Höhe erreichte. Napoleon, unter dessen Augen Percy allerdings nicht selbst gedient hatte, denn dieser war nur auf den deutschen Schlachtfeldern, nicht aber in Italien und Ägypten tätig gewesen, kam erst als Kaiser mit ihm in persönliche Berührung; doch waren ihm gewiß die Verdienste des hervorragenden Chirurgen nicht unbekannt geblieben. Denn dieser hatte ja die fliegenden Ambulanzen, die ersten Feldlazarette der modernen Kriegführung, zum Segen vieler Tausende eingeführt und sonstige segensreiche Organisationen ins Leben gerufen. Bis zu dem Range eines chirurgien en chef de la grande armée (wir würden Generalstabschirurg sagen) emporgestiegen, kam dann Percy im Jahre 1805 in den Feldzügen gegen Österreich und in dem blutigen Kriege von 1806/07 gegen Preußen und Rußland in die Nähe des Kaisers und nicht selten in persönlichen Verkehr mit ihm. Napoleon schätzte ihn sehr und belohnte seine Verdienste durch Ordensauszeichnung, Dotation und Erhebung in den französischen Reichsfreiherrenstand.

Percy, dessen auch rein menschliche Vorzüge wir bald kennen lernen werden, hatte nun die Gewohnheit, überall dort, wo ihn sein schwerer Beruf hinrief, im Quartier, auf dem Schlachtfelde wie am Biwakfeuer, tagebuchartige Auf-

zeichnungen niederzuschreiben, die, schon früher im Manuskript auszugsweise benutzt, erst im Jahre 1904 von Emil Longin, der wie Percy aus dem Departement Haute-Saone, der Franche-Comté, stammt, durch den Druck veröffentlicht worden sind, nach den kleinen Heften, die sich der Generalchirurg für seine Zwecke angelegt und in den Feldzügen auf die beschriebne Weise mit seinen Bemerkungen in nahezu elegantem Stile gefüllt hatte.*)

Durch die scharfe Beobachtungsgabe des Verfassers und durch die lebhafte, gewandte, gefühl- und nicht selten auch humorvolle Darstellung gleicherweise fesselnd, erwecken diese unmittelbar mit und nach den Ereignissen entstandnen Erinnerungsblätter das allerlebhafteste Interesse und werden, in hohem Maße glaubwürdig und überzeugend, wie sie sind, für alle Zeit als eine historische Quelle ersten Ranges gelten dürfen. Irrtümer sind bei der Entstehungsweise dieser Aufzeichnungen mitten im Kriegslärm natürlich nicht ausgeschlossen.

Uns mag hier vornehmlich die Periode beschäftigen, die der Verfasser auf altpreußischem Boden als Zuschauer und aktiver Teilnehmer an den welthistorischen Ereignissen gesehen hat, die sich in dem Unglücksjahre 1807 in der damals so schwer geprüften Ostmark der preußischen Monarchie abgespielt haben.

Percy hat der Schlacht bei Jena beigewohnt und ist dann, überall kraft seines Amtes in hervorragender Stellung anordnend, organisierend, inspizierend und oft selbst auf den Verbandplätzen und als Operateur in den Spitälern tätig, mit der Großen Armee über Berlin, durch die Neumark und das Posener Land nach Polen gezogen. Hier lernte er mit Napoleon und der französischen Armee die Unbilden und die Schrecknisse eines Winterfeldzuges im Kote der Wildnis kennen, das Vorspiel des vernichtenden Krieges vom Jahre 1812. Die kriegerischen Ereignisse führten dann Napoleon zu dem Entschlusse, den sich nach Osten zurückziehenden und dann wieder im Januar 1807 vorstoßenden Russen auf dem Boden der Provinz Ostpreußen entgegenzutreten. Unsagbare Leiden für diese Provinz waren nun für die nächsten Monate die Folge dieses Planes.

Auch Percy befindet sich bei dem französischen Heere, immer in der Nähe des kaiserlichen Hauptquartiers. Am 1. Februar 1807 betritt er zum erstenmal den Boden Altpreußens bei Willenberg (nicht Wittenberg, wie im Journal steht, die Namen sind vielfach verdorben und werden hier, wenn irgend möglich, richtiggestellt), das er ein hübsches Städtchen mit guten Hilfsquellen nennt, wo man auf deutsches Sprachgebiet gelangt sei. Es sind hier prächtige Mühlen, und in einem wenig reinlichen Hause, dem „Schlosse“, hat der Kaiser logiert. Auf entsetzlichen Wegen durch hügeliges Land geht es weiter auf Passenheim. Das Land ist verlassen; die Dörfer sind teilweise geplündert. Auch Passenheim ist ganz und gar verwüstet. Man erwartet ein Gefecht mit den Russen bei Allenstein. Am 3. Februar hört man von dort her Kanonendonner. Bennigsen zieht ab, und es beginnt der Vormarsch auf Preußisch-Eylau, wo es am 7. und 8. Februar zur Schlacht kommen sollte.

---

*) Journal des campagnes du Baron Percy, chirurgien en chef de la grande armée. (1754—1825.) Publié . . . par Émile Longin. Paris, Librairie Plon, 1904.

Allenstein mit seiner hübschen Lage und seinen wohlgebauten Häusern macht einen guten Eindruck. Unterwegs in den Dörfern sieht es freilich übel aus; alles ist ruiniert und verlassen; nie haben Vandalen böser gehaust. Allenthalben finden sich Verwundete. Die Soldaten schwelgen in Fleisch; sie bekommen täglich vier Pfund, außerdem aber nur Kartoffeln, kein Brot, leiden sehr unter der nassen und kalten Witterung sowie den bösen Wegen, zeigen sich mürrisch und hoffnungslos und sind voll Ungeduld, an den Feind zu kommen. Auf dem Weitermarsche begegnet man überall traurigen Spuren des Kampfes: Leichen von Menschen und Pferden, Waffentrümmern, verlassenen russischen Geschützen usw. Der Schnee ist gefärbt vom Blute der Opfer des Rückzugs. Bei Liebstadt kommt Percy am 5. Februar mit seinem Stabe in das Gefecht, das der Kaiser selbst leitet. In Wolfsdorf (zwischen Guttstadt und Liebstadt) macht Percy die Bemerkung, daß die Dörfer in Altpreußen trotz ihren Holzhäusern schön seien; man sehe überall Linden und Obstbäume. In vielen Ortschaften ist freilich jetzt alles ruiniert; das von den geflüchteten Bewohnern zurückgelassene Vieh ist geschlachtet und mit dem Holze der Haus- und Ackergeräte abgekocht worden. Das mitleidige Herz Percys nimmt von allem diesem Elend mit Betrübnis Notiz. Am 7. Februar gelangt man bis Glandau (im Texte „Gr.-Klaudow"; es kann wohl nur Glandau sein), wo auch Napoleon nach den heftigen Kämpfen des 6. Februar Quartier gefunden hatte.

Auf dem Wege nach Preußisch-Eylau bieten sich am 8. Februar — die Schlacht ist seit gestern in vollem Gange — dem Auge schauderhafte Bilder. In Landsberg herrscht ein haarsträubender Wirrwarr. Die Geschütze brüllen; Bomben und Haubitzgeschosse fallen von allen Seiten. Verwundete kommen in großer Menge aus der Gefechtslinie; viele gehören den Garderegimentern an, was zu denken gibt, da diese vom Kaiser nur im äußersten Falle herangezogen werden.*) Marschall Augereau (dessen Korps fast vernichtet wurde) und andre Generale sind verwundet, mehrere von ihnen getötet worden; überhaupt kostet der Tag viele Opfer an höhern Offizieren. Die ganze Affäre scheint übel zu verlaufen. Es herrscht ein entsetzliches Massacre. Das Städtchen Eylau steht in Flammen. Man gewinnt auch hier den Eindruck, daß der Tag von Eylau für Napoleon eigentlich verloren war. C'est une boucherie affreuse! seufzt der an solche Eindrücke doch gewöhnte Chirurg, dessen Untergebne mit bewundernswerter Aufopferung ihr entsetzliches Tagewerk mit Verbinden und Amputieren verrichten, während ihnen die zuchtlose Soldateska ihre Effekten stiehlt. Percy ist hier und dort, die Arbeiten fördernd und beaufsichtigend und die zweckmäßigsten Anordnungen treffend. Am Morgen des 9. Februar hat er eine Unterredung mit Napoleon, der sich bei ihm nach der

---

*) Es können doch wohl nur Reiter der Gardekavallerie und Artilleristen gemeint sein, da Napoleon bekanntlich auch bei Eylau die Gardeinfanterie nicht zum Kampfe vorgehn ließ. (Vgl. Lettow-Vorbeck, Krieg von 1806/07, IV, S. 114.) Auch Percy sagt S. 162: L'infanterie de la garde n'avait pas donné; la mitraille et l'artillerie trop bien servie des Russes l'avaient abîmée en position. Dagegen: Les chasseurs à cheval avaient été hachés; und: Les grenadiers à cheval avaient très malheureusement chargé. Les canonniers de la garde avaient beaucoup souffert.

Zahl und Schwere der Verletzungen, auch nach dem Befinden der blessierten Generale erkundigt. Als Percy bemerkt, daß er noch nach Worienen (im Texte Brinec, zweifellos eine Verstümmelung) wolle, um nach dem schwer verwundeten General Hautpoul zu sehen, ruft der Kaiser: „Das geht nicht; Sie gehören allen, nicht einem einzelnen!" Furchtbar sieht es im Städtchen selbst aus; die vom Artilleriefeuer verschonten Häuser sind von den Franzosen, „vielleicht auch von den Russen" demoliert worden. Tage verstreichen mit dem Aufsuchen, dem Verbinden und dem Operieren der Tausende von Verwundeten. Die verscheuchten Einwohner kehren zurück, und man bekommt wieder Utensilien und Lebensmittel, Stroh usw., bis von neuem durch die Einquartierung der kaiserlichen Garde neue Unruhen und Qualen verursacht werden. Percy liegt mit fünfundzwanzig Gardisten und sechzig Verwundeten im Pfarrhause neben der Kirche, die einen grauenhaften Anblick gewährt. Dort sind drei- bis fünfhundert Russen eingepfercht, gesunde, verwundete und getötete durcheinander in einem stinkenden Knäuel, wie Heringe in einer Tonne. Dabei ein scheußlicher Rauch, denn alles Holzwerk, Bänke, Orgel, Altar, hat man angezündet, um die elend Frierenden halbwegs zu wärmen.

Vom 13. Februar ab wird Eylau evakuiert, die Verwundeten werden auf kaiserlichen Befehl nach Heilsberg usw. zurückgebracht. Es hat die Rückzugbewegung der Großen Armee hinter die Passarge begonnen. Es ist für die verelendete Stadt die allerhöchste Zeit, denn noch ein paar Tage, und es würde eine schreckliche Kloake sein; noch liegen in den Straßen Leichen, Trümmer rauchen, allenthalben riecht es nach dem Hospital; es ist die reine Pesthöhle. Marodeure stehlen, was sie nur erraffen können.

Am Fenster steht Napoleon und überwacht selbst das Verladen und die möglichst schleunige Entfernung der Kranken und der Blessierten hinter die Front. Die französischen Chirurgen leisten Unmenschliches auch bei dieser traurigen Arbeit. Nur 60 Schwerverwundete bleiben in Eylau zurück, 50 in Molwitten (im Texte Molwitz) unter der Obhut russischer und preußischer Militärärzte; 350 Verwundete werden in Landsberg untergebracht.

Napoleon nimmt auf der Rückzugsbewegung nach Westen Quartier in Osterode, wohin ihm Percy folgt. Die französische Armee blieb zwischen Weichsel und Passarge stehn, die Front gegen Osten, das Korps des Marschalls Ney als Vorhut bis an die Alle bei Allenstein vorgeschoben, ein andres unter Massena unbeweglich am Narew. Die Position hatte den Vorteil — und das war der ganze Gewinn der letzten Aktion —, daß den Russen der Weg nach Danzig verlegt blieb, eine Festung, die jetzt mit allem Eifer belagert wurde. (Aug. Fournier, Napoleon I. 2. Aufl. II, S. 177.)

Die Stadt Osterode war im Verlaufe der letzten Wochen mehrfach verwüstet und geplündert worden und machte in diesem Zustande natürlich auf Percy nicht minder als auf den Kaiser den Eindruck eines elenden Nestes. Es war weder Stroh noch Heu vorhanden, weder Brot noch Fleisch. Bei einem Krämer bekam man das Pfund (Fleisch?) zu fünf, Reis zu vier und Kaffee zu acht Franken. Percy ist froh, sich bald von dem traurigen Orte wegbegeben zu können, um die Lazarette auf der Linie nach Thorn zu inspizieren. Über das armselige

Löbau, wo er bei einer kinderreichen Judenfamilie ein von Ungeziefer starrendes Quartier findet, und Neumark fährt er auf entsetzlichen Wegen nach Strasburg, das ihm keinen so übeln Eindruck macht und ein behagliches Unterkommen bietet. Das Spital ist dort im Kapuzinerkloster untergebracht. „Jetzt sind wir wieder in der Domäne Jesu, bemerkt der katholische Franzmann, nachdem wir lange genug in der Luthers und Calvins geweilt haben.“ Ungeziefer gibt es aber auch hier in Menge. Weiter geht es dann nach Gotleube — es kann nur Gollub gemeint sein —, einem netten kleinen Städtchen mit einem ansehnlichen alten Schlosse. Hier findet man in den Läden der Juden gegen Bezahlung alles, was man braucht, da der Ort von Plünderung verschont geblieben ist. Bei einem Bäcker findet Percy sogar ein leibliches Bett, und in angenehmer Stimmung verzeichnet er den hier verbrachten 26. Februar als seinen glücklichsten Tag seit einem Monat. Die Lerche singt, ein leises Frühlingsahnen erwacht in ihm und erweckt trauliche Erinnerungen an die ferne Heimat. Thorn, wo er tags darauf anlangt, gefällt ihm ganz gut, ist aber überfüllt und schmutzig. Ein kaiserlicher Befehl ruft ihn, als er sich eben auf einige Ruhetage einrichten will, nach Osterode zurück, wo Unreinlichkeit, Hunger und Elend winken, wo es nur Kartoffeln gibt und kein Brot, das man dort nicht mehr kennt. Unterwegs auf der Rückfahrt bindet in Strasburg dem wißbegierigen Franzosen ein Spaßvogel die Mär auf, das dortige Schloß sei von „Wilhelm ohne Furcht“, einem Hauptmann der Garden Ottos, erbaut worden; als Gewährsmann wird ihm ein hier begrabner junger Schriftsteller Hoffmann genannt, der ein Buch „über die alten Kriege“ geschrieben habe. Am 5. März ist der Generalchirurg wieder in Osterode, wo er sich notdürftig genug einrichten muß. Die fortwährend wechselnde ostpreußische Frühlingswitterung will den Herren Franzosen nicht behagen. Der Kaiser selbst hat bemerkt: „Sonderbar! vorgestern hatten wir Sommer, gestern Frühling, und heute sind wir wieder im Winter! Doch was ist da zu machen, kann ich doch leider den Gestirnen nicht gebieten!“ Immerhin haben sich mit dem Aufenthalt Napoleons die dortigen Zustände gebessert. Es fehlt nicht mehr an Lebensmitteln und an Fourage; doch werden enorme Preise gefordert. Man bricht Scheunen ab und gewinnt damit Heizmaterial; man schläft auf gutem Heu und kann sogar waschen lassen. Auf den Straßen innen und außerhalb der Stadt ist undurchdringlicher Kot; kaum kann man spazieren gehn. Da es nicht an freier Zeit gebricht, hält Percy Unterrichtskurse für die jüngern, wenig vorgebildeten Militärchirurgen ab. Allmählich herrscht bei sich vermehrender Zufuhr sogar reichliche Fülle, doch bald wieder Mangel an Fourage für die armen Pferde. Täglich hört man von kleinen Scharmützeln mit den Russen.

Am 24. März heißt es, daß der Kaiser, der sich unausgesetzt in wunderbarer Weise mit der Reorganisation und der Verstärkung seiner Armee beschäftigt, sein Hauptquartier nach einem Schlosse verlegen will, in dem Wilhelm der Zweite oft gewohnt habe. Dort sei auch ein Dorf von dreißig Häusern, in denen das Gefolge usw. untergebracht werden könne. Gemeint ist Finckenstein im Kreise Rosenberg, wohin Napoleon auch wirklich am 1. April übersiedelte. Und was Wilhelm den Zweiten betrifft, so müssen wir wohl annehmen,

daß hierbei an Friedrich den Zweiten, den Großen, gedacht wurde, der wohl einmal in Finckenstein gewohnt haben kann.

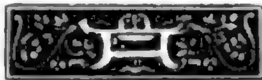
Die Verlegung des kaiserlichen Hauptquartiers erfolgte, weil Napoleon in Finckenstein nach Fertigstellung einer Brücke bei Marienwerder in größerer Nähe der Weichsel einen bessern Stützpunkt für seine Armee und eine bequemere Verpflegungsbasis zu haben glaubte, wohl auch, weil er in dem schönen Schlosse besser untergebracht war als in Osterode, und weil die Belagerung von Danzig von hier aus von ihm besser beaufsichtigt werden konnte. Mehr als acht Wochen hat Napoleon hier in dem Schlosse der Grafen zu Dohna gewohnt, und es ist eine denkwürdige Zeit, die sich hier abgespielt hat. Der Kaiser entfaltete hier eine unglaubliche Tätigkeit, um die Schlagfertigkeit seines Heeres zum nahen Entscheidungskampfe zu vollenden; aber auch die hohe Politik wird von hier aus mit allen nur nötigen Fäden in großem Stile geleitet; die Gesandten des Sultans und des Schahs von Persien finden ihren Weg nach Finckenstein. Daneben beschäftigen das nimmer rastende Gehirn des Kaisers Familieninteressen und zahlreiche Fragen der innern Verwaltung Frankreichs, Angelegenheiten der Theater und die Stadtbeleuchtung von Paris, höhere Studien und Mädchenschulwesen; was hat hier nicht alles seine Aufmerksamkeit und Fürsorge gefunden!

Am 2. April erhielt Percy vom Kaiser den Befehl, sich nach Rosenberg in seine Nähe zu begeben; doch blieb er, noch von zahlreichen Berufsgeschäften zurückgehalten, bis zum 10. in Osterode. Es war wieder kalt geworden, und Percy bemerkt mit Befremden am 5., daß noch kein Feld bestellt und kein Mensch sichtbar sei, der sich getraue, Kartoffeln zu legen. In den Mußestunden dort in Osterode liest er die Briefe Friedrichs des Großen und dessen Memoiren zur Geschichte Brandenburgs, notiert auch in seinem Journal, was er hierin zur Geschichte Ostpreußens gefunden. Er meint, jetzt würden wohl wieder, wie vor hundert Jahren in der schrecklichen Pestzeit, die Bewohner dieses unglücklichen Landes des Hungertodes sterben müssen. Bald komme der Frühling, aber ach! was werde er hier hervorbringen, wo nicht ein Korn gesäet worden sei?

Am 10. und am 11. April reist er über Deutsch-Eylau nach Rosenberg, durch malerisches Gelände, das mit vielen Seen und Forsten durchsetzt ist. In Rosenberg ist er gut untergebracht, doch gefällt ihm nach dem angenehmen Heulager in Osterode das dicke Federbett nicht, das ihm hierzulande immer wieder Mißvergnügen bereitet. Bei reichlichem Regen fängt es an zu grünen; es scheint in diesem Klima der Lenz also doch nicht unmöglich zu sein. Rosenberg hat eine hübsche Lage am See; vor den saubern Häusern sieht man Kugellinden, in den Gärten zahlreiche Fruchtbäume. Die Einwohner sind brave Leute, die gern ihre Blumen pflegen, Rosenstöcke, Nelken, Levkojen und gefüllte Veilchen. Das Wetter wird immer schöner; la terre va entrer en amour. Man bemerkt auch in Rosenberg gut und elegant gekleidete Damen. Besondre Aufmerksamkeit verdient die Quellwasserleitung des Städtchens.

Am 17. April begibt sich Percy nach Finckenstein zum Kaiser. Es ist wie im tiefsten Frieden: die Bauern bestellen die Äcker mit ihren Ochsen und primitiven, radlosen Pflügen, die aber schnurgerade Furchen ziehn. Herden von Rind-

vieh und Schafen weiden das kurze junge Gras ab. Schloß Finckenstein macht einen so guten Eindruck, als man hierzulande nur erwarten kann. Das Dorf ist in bestem Zustande; doch ist alles überfüllt. Der Kronprinz von Bayern wohnt in der Schule. Percy hat hier eine längere Audienz bei dem Kaiser, mit dem er in einem großen Saale in der Diagonale auf und ab wandelt. Das Gespräch dreht sich um militärchirurgische Dinge, die Zahl der Verwundeten von Preußisch-Eylau und ähnliche Themata. Bei einem zweiten Besuche in Finckenstein findet Percy dort den persischen Gesandten, und es ist noch voller dort im Schlosse geworden. Den Kaiser kann er diesesmal nicht sprechen.



Menschenfrühling

Von Charlotte Niese

(Fortsetzung)

red war durch die Hecke verschwunden, und Christel stieß einen schrillen Schrei aus. Dann sah sie Anneli, die noch immer neben ihrem kleinen Grabe kniete und der schnellen Unterhaltung halb im Traum gefolgt war. Ihr Kopf schmerzte von neuem, und sie mußte mehr an Virneburg und an die Kirchhofecke denken als an das Feuer hier.

Nun stand Christel neben ihr und strich über ihren schweren Kopf.

Cäsar hat es gut. Er ist tot, und ich lebe noch. Und nun kommt das Gefängnis, und alle Leute werden von mir schwatzen. Frau Bürgermeisterin wird einen Kaffee geben, und Karoline wird mich nicht mehr grüßen. Und wenn ich wieder frei bin, wird kein Mensch etwas mit mir zu tun haben wollen. Nicht einmal Fred. Anneli, was fange ich an?

Ihre Stimme war sonderbar geworden, und ihre Augen hatten einen gläsernen Blick. Anneli wußte keinen Rat. Sie hatte nur verstanden, daß Cäsar von Christel getötet worden war, und sie strich mit den Händen über sein kleines Grab und schluchzte.

Eine Zeit lang stand Christel neben ihr, dann lief sie durch den Garten, starrte vor sich hin, flüsterte halblaute Worte und fuhr zusammen, wenn sie ein Geräusch auf der Straße hörte.

Frau Doktor Sudeck lag noch im Bett, sie durfte niemand sehen, und Anneli erhielt ihr Abendbrot in der Küche.

Später kam der Doktor von einer anstrengenden Fahrt nach Hause, und Christel stand auf der Treppe und horchte auf seine Stimme. Aber er schalt nur, weil die Kartoffeln zu seinem Abendessen nicht scharf genug gebraten waren.

Dann kam die Nacht, eine Mondscheinnacht, in der Anneli ihren schmerzenden Kopf auf die Kissen legte, nicht schlafen konnte und doch zu müde war, als daß sie hätte denken mögen. Gelegentlich wunderte sie sich, daß Christel Feuer angelegt hatte, und über ihren Cäsar hätte sie am liebsten immer geweint, aber dann lief sie durch Virneburgs enge Gassen, die Frau Bäckermeister lachte hinter ihr her, und um die Straßenecke, gerade dort, wo das Heiligenbild mit dem ewigen Lichte stand, kam ihr Vater gegangen und reichte ihr die Hand. Er war nicht mehr blaß und müde, er hatte rote Wangen und glänzende Augen. Hinter ihm aber stand ein Engel mit schneeweißen Flügeln. Sie schillerten in der Sonne und

wurden heller, immer heller. Nein, es war der Mond, der tageshell ins Giebelstübchen schien.

Christel hatte die Vorhänge vom Fenster gezogen und stand regungslos mitten im Zimmer.

Verstört fuhr Anneli auf.

Was willst du, Christel! Ist es schon Tag?

Christel schüttelte den Kopf.

Ich will nicht ins Gefängnis, und sie sollen nicht mit Fingern auf mich zeigen, Herr Peterlein und alle die andern. Ich wollte ja nur das lustige Feuer sehen, und die Alten sollten sich erschrecken. Rita Makler weiß von ganz andern Dingen zu erzählen.

Anneli legte sich wieder zurück. Sie war müde und mochte nicht denken.

Armer Cäsar! murmelte sie halb im Einschlafen, und dann war es ihr, als hörte sie Schluchzen. Wieder fuhr sie auf und sah Christel aus dem Zimmer gehn. Also es war doch schon Morgen. Mühsam kletterte sie aus dem Bett, aber als sie im hellen Mondlicht stand, sauste es ihr in den Ohren, und um sie her standen Gestalten, wuchsen riesengroß und drückten sie zu Boden.

Es kam ein Traum, ein langer, langer Traum. Manchmal hatte Anneli viele Schmerzen und viel Durst, manchmal aber lag sie still und träumte von Engeln, von ihrem Vater und von der kleinen grauen Stadt, in der es so schön gewesen war. Bis sie eines Tages die Augen aufschlug und sich erstaunt umsah. War dies das kleine Zimmer, wo sie mit ihrem Vater gewohnt hatte?

Nun, klein Deern? Ein bekanntes düsteres Gesicht beugte sich über sie und hielt ihr eine Schale an die Lippen. Nimm man ein büschen Milch. Das kann nich schaden, und dann schlaf man wieder ein.

Anneli gehorchte gern. Sie hatte keine Schmerzen mehr, aber sie empfand eine behagliche Mattigkeit. Wie gut war es, zu trinken und dann wieder die Augen zu schließen. Bis sie in die Höhe fuhr.

Christel! rief sie. Wo ist Christel!

Ein andres Gesicht beugte sich über sie.

Nur immer ruhig, Annaluise. Wir haben dich nun schön durchgebracht, jetzt mußt du keine Geschichten machen.

Onkel Aurelius setzte sich neben ihr Bett und wischte sich das Gesicht.

In diesen Tagen ist es noch immer heiß, was wohl davon kommt, weil wir einen so schlechten September hatten. Der Oktober machts wieder gut, ja ja, die Zeit vergeht!

Onkel Aurelius war sehr behaglich, aber es dauerte doch eine Zeit, ehe Anneli begriff, daß sie bei ihm, in seinem Zimmer war.

Ich bin ja mit vier Betten umgezogen, erwiderte er lachend, als sie ihn fragte. In einem kann ich nur schlafen, also konnte ich dich wohl nehmen. Der alte Peters meinte auch, es wäre das beste.

Allmählich hörte Anneli noch mehr. Sie war so sehr krank gewesen, und Doktor Sudecks hatten plötzlich verreisen müssen. Sie konnten das Kind nicht behalten, und weil Onkel Willi noch immer der Schonung bedurfte, und Schwester Lene keine Lust hatte, Kinder zu pflegen, so hatte Onkel Aurelius Anneli aufgenommen. Mit Hilfe von Stina Böteführ, die bekanntlich seinen Hausstand führte, und einer Morgenfrau, die doch nicht viel zu tun hatte.

Onkel Aurelius erzählte diese Nachrichten ganz allmählich, von einem Tage zum andern, und dazwischen lag Anneli wieder stundenlang allein und konnte träumen, was sie wollte. Aber die Träume versanken und kehrten nicht zurück. Die Wirklichkeit stand allmählich an Annelis Lager, und sie hatte keine weißen Flügel, kein holdes Lächeln.

Wo ist Christel? fragte Anneli wieder und wieder. Bis Onkel Aurelius eines Tages Mitleid mit ihren angstvollen Augen verspürte und es auch richtiger fand, die Ungewißheit von ihr zu nehmen.

Christel wirst du auf dieser Erde nicht mehr sehen, Kind. Sie ist tot und schon lange begraben. Deshalb sind ihre Eltern auf Reisen gegangen, und vielleicht kehren sie niemals zurück. Frau Doktor Sudeck hats wenigstens gesagt. Aber vielleicht besinnt sie sich später und zieht doch wieder ein in das alte Haus. Überall wird schnell vergessen, und die Kaffeegesellschaften wollen dann auch von andern Dingen sprechen.

Christel ist tot. Träumerisch sah Anneli zur Zimmerdecke empor. Sie war von alten Zeiten her bunt bemalt, mit Rosenranken und lustigen kleinen Engelsköpfchen. Einer von ihnen lächelte, wie Christel lächeln konnte.

War Christel so krank, wie ich es gewesen bin?

Auf diese Frage räusperte sich der Kandidat und betrachtete ebenfalls die Zimmerdecke.

Sie war krank, erwiderte er dann ernsthaft. Sie war kränker als du, und deshalb ist sie auch gestorben. Das Leben wäre nichts für sie gewesen, denn die Menschen sind nicht so barmherzig wie unser himmlischer Vater. Er hat Geduld mit seinen vielen Kindern und nimmt sie auf, wenn sie nicht aus und ein wissen und sich zu ihm flüchten. Aber die Welt hat keine Geduld. Dafür ist sie eben die Welt.

Onkel Aurelius redete noch weiter. Obgleich er von der Kanzel nicht sprechen konnte, so hatte er doch allerhand Gedanken und freute sich, sie Anneli sagen zu können. Sie lag ganz still und sah ihn aufmerksam an.

Christel war tot. Mehr konnte sie nicht denken, aber es war genug für sie.

Der Oktoberwind fuhr um das alte Schloß und klapperte am schadhaften Dach. Er heulte in den weiten Kaminen und stöhnte grimmig, wenn sich ihm eine Ofentür entgegenstellte. Aber er brachte sie doch auch zum Klappern und Kreischen, daß Anneli den Kopf hob, weil sie glaubte, Stimmen zu vernehmen.

Aber es waren nur die Stimmen des herannahenden Winters, nur die Gewißheit, daß es nun kalt und dunkel werden würde. Und ganz einsam. Anneli legte den Kopf in die Kissen. Sie hatte Christel lieb gehabt, viel lieber, als sie geahnt hatte. Nun war sie tot und begraben! Tot und begraben. Der Wind heulte, wimmerte und schrie. Die Bäume bogen sich rauschend, und ein Ziegel fiel klirrend zur Erde.

Tot und begraben.

Und dazwischen klang eine lachende, spöttische Stimme.

Ich bin abgerutscht. Dazu braucht man nicht alt zu sein wie Tante Fritze. Abrutschen kann man immer!

13

Onkel Willi war gut. Er kam in einen Pelzrock gehüllt und saß an Annelis Bett, erzählte ihr kleine Geschichten und entschuldigte sich halbwegs, daß er seine kleine Nichte nicht aufnehmen könnte. Aber Schwester Lene hatte keine Lust gehabt, sich den Haushalt noch schwerer machen zu lassen, und Onkel Aurelius hatte Stina Böteführ, die so tüchtig war und alles für ihn tat.

Der Hofrat sagte jetzt auch Onkel Aurelius und war in seiner zerstreuten Art viel freundlicher gegen den Kandidaten als ehemals. Vielleicht war er damals ein wenig eifersüchtig gewesen, weil Tante Fritze sich so viel aus Herrn Bergheim machte, oder er hatte jetzt erst erfahren, daß Onkel Aurelius nicht durch Schleichwege die freie Wohnung im Schloß erhalten hatte, sondern weil er des Herrn Ministers kostbaren Spazierstock mit dem goldnen Griff gefunden und wiedergebracht hatte. Das war immerhin ein wenn auch nur kleines Verdienst um den Staat, und deswegen konnte Onkel Aurelius ebensowohl im Schloß wohnen wie die alte Demoiselle, die noch immer lebte und manchmal aus dem Fenster schaute. Aber ihr Gesicht war sehr klein, und ihre Augen waren matt und trübe geworden.

Als Anneli zum erstenmal wieder ins Freie gehn durfte, stand sie im Schloßhof und betrachtete den Triton. Er lachte noch immer, obgleich seine Muschel mit gelben Herbstblättern bedeckt war. Durch die kahlen Ulmenbäume der Terrasse schimmerte der ferne See, und die Dohlen krächzten um den dicken Turm.

Stina Böteführ brachte Anneli zu der alten Demoiselle.

Schnack mal ein büschen mit ihr, dann wird sie vielleicht wieder munter, sagte sie. Kannst ein büschen was von dein Krankheit erzählen. Ja, wenn Herr Kanderdat nich gewesen wär und Herr Peters, denn wärst du wohl tot geblieben. Die hatten bei Sudecks ja ganzen den Kopf verloren, und kein ein dacht an dir. Und du lagst doch oben ins Giebelzimmer auf die flache Erde und hattest keine Besinnung.

Doch die alte Demoiselle gab kein Zeichen des Erkennens, als Anneli vor sie trat. Sie nickte nur und deutete mit der Hand durch das Fenster.

Er nimmt sie nicht! sagte sie kläglich. Er denkt nur an Essen und Trinken und an seine Bequemlichkeit. So sind die Männer, ich kenne sie alle!

Wasn Idee! Stina war rot geworden. Ich denk doch nich an sowas, Mamsell, und die Männers können mich in Mondschein begegnen. Dies ist ja Anneli Pankow. Sie ist wieder gesund geworden und wohnt bei Herrn Kanderdaten. Weil er ein guten Mann ist, und ich ja auch arbeiten kann. Ein Kleinigkeit war es nich, Mamsell, da können Sie Gift auf nehmen. Sowas von Fieber und Krankheit hab ich lang nich gesehen, aber was leben soll, das lebt, und Doktor Bastian ist besser als Doktor Sudeck.

Ihre Rede machte wenig Eindruck. Die alte Dame sah noch immer aus dem Fenster.

Pankow, sagte sie endlich, halb in Gedanken. Den Namen hörte ich wohl. Er hieß Willi und liebte, wo er nicht lieben sollte. Nun ist das alles vorüber; gerade wie das Leben vorüber geht.

Ihre Stimme war klagend geworden, und der kleine Körper sank in sich zusammen, sodaß Anneli plötzlich Angst bekam.

Ich muß gehn, Demoiselle, sagte sie hastig. Und weil sie selbst noch schwach war und müde und gern zärtlich gewesen wäre, wo niemand zärtlich gegen sie war, so legte sie beide Arme um die alte Gestalt und küßte das verrunzelte Gesicht.

Die Demoiselle sagte nicht viel, aber als Anneli sich noch einmal in der Tür umwandte, da saß sie ganz aufrecht und winkte mit der Hand.

Anneli Pankow, ich will dich nicht vergessen.

Doch Anneli vergaß die alte Demoiselle. Sie wurde wieder gesund, und das alte Leben begann von neuem.

Es war alles so, wie es gewesen war: Rike Bindseil, Herr Gebhardt, die Nische beim Onkel Willi, und dazu die französischen Fabeln und Sätze. Nur das Sudecksche Haus hatte verhängte Fenster, und in den Garten konnte man nur gelangen, wenn man durch die Hecke kroch.

Anneli tat es eines Tages und suchte Cäsars kleines Grab. Aber es waren nur welke Blätter dort, wo einst die bunten Steine gelegen hatten, und der Platz schien nicht mehr ganz genau zu finden. Die Kleine weinte nicht mehr, wenn sie an Cäsar dachte, der Schmerz hatte nachgelassen, und eigentlich konnte der Hund zufrieden sein, nicht mehr zu leben. Der Garten war so still geworden, und die Wege standen voll von Unkraut. Als Anneli wieder durch die Hecke kroch, sah sie Fred Roland aus seinem Hause kommen. Er trug einen Bücherpacken unter dem Arm und pfiff vor sich hin. Als er Anneli erblickte, wollte er auf sie zugehn, aber sie lief eilig davon. Sie war bange vor ihm geworden und wußte doch nicht, warum.

Sie ängstigte sich auch vor dem Kirchhofe da draußen und ging erst dahin, als Karoline Lindig sie begleitete. Die Bürgermeisterstochter war stiller geworden und auch einsamer. Rita Makler war von ihrem Vater geholt worden, die Tochter

des Pastoren war in Pension gekommen, und Christel war tot. Da wandte sich Karoline Anneli zu, ging mit ihr spazieren und vertraute ihr vieles an.

Ihr Vater hatte alle seine schönen Bücher so gut versteckt, daß niemand daran kommen konnte, außerdem war er strenge geworden und erlaubte nicht, daß seine Tochter Abends allein auf den Straßen umherlief oder bei Herrn Peterlein im Laden stand und mit ihm scherzte.

Sie sind alle ganz sonderbar geworden, klagte sie, während sie mit Anneli zum Kirchhof ging. Und alles nur, weil Christel Sudeck ins Wasser gegangen ist. Es ist ja auch schrecklich, und wie ich es hörte, bin ich lang hingeschlagen. Aber Christel tat immer, was ihr gerade einfiel, und dachte nie lange nach. Herr Peters würde sie gewiß nicht verklagt haben, wenn Doktor Sudeck ihn schön darum gebeten hätte, und Papa sagt auch, Christel hätte in Pension gemußt, und wenn sie wiedergekommen wäre, würde kein Mensch mehr an die Geschichte gedacht haben. Aber Christel mußte ins Wasser laufen und ließ sich drei Tage suchen, bis sie gefunden wurde. Sie tat, was sie wollte!

Karoline schauerte zusammen und sah zum See hinüber, der regungslos unter einem grauen Novemberhimmel lag. In der Nacht hatte es geschneit, auf den schwarzen Feldern und Hecken lag ein feiner weißer Schleier. Er hatte sich auch auf die Gräber gesenkt, auf verwelkte Kränze und frische Blumen, die hier und dort auf einigen Stätten lagen.

Beide Mädchen standen jetzt vor einem weißen Marmorkreuz. Es war noch neu, ragte hoch in die Luft, und auf seinem Sockel stand Christel Sudecks Name. Die Buchstaben waren von Gold, und da in diesem Augenblick ein matter Sonnenstrahl vom Himmel glitt, so flimmerten sie leise. Gerade wie Christels Haar flimmern konnte, wenn die Sonne darauf schien.

Es war so entsetzlich, begann Karoline von neuem. Drei Tage lang suchten sie nach ihr im See, und dann erst fanden sie sie im Schilf. Dort hinten, wo im Winter manchmal die wilden Schwäne sind. Nachher war es ein großartiges Begräbnis, wir streuten Blumen, und der Pastor weinte bei seiner Rede. Er sagte, Gott würde Gnade üben, weil sie doch nur töricht gehandelt hätte, aber nicht schlecht. Sie wäre verirrt gewesen, und niemand hätte ihr den rechten Weg gezeigt. Wir Kinder sollten mehr Vertrauen haben zu unsern Eltern, dann würde so etwas niemals vorkommen. Aber Frau Doktor Sudeck war ja immer aus; wenn Christel zu ihr Vertrauen haben wollte, dann war sie nicht da, und der Doktor hatte wirklich viel zu tun. Ich will aber Mama lieber alles sagen, was ich denke; obgleich es manchmal schwer ist. Denn die Mütter haben ganz andre Gedanken als wir.

Karoline hatte weinerlich gesprochen, nun rupfte sie ein Unkräutchen auf Christels Grabe aus und sprach von andern Dingen. Daß sie zu Weihnachten einen neuen Hut bekäme, den Frau Roland ihr arbeiten sollte, und daß aus dem Wintermantel ihrer Mutter noch ein ganz vernünftiger für sie gearbeitet würde. Rike Bindseil war dieses Werk anvertraut, und hoffentlich würde sie nicht zuviel an den Kandidaten Bergheim denken und dabei den Stoff verderben.

An Onkel Aurelius denkt sie?

Bis dahin war Anneli noch ganz in ihre Gedanken versunken gewesen, nun aber war sie erstaunt und doch zugleich beschämt, weil Karoline sie so mitleidig ansah.

Du weißt doch niemals etwas. Rike Bindseil hat gedacht, sie könnte nach Tante Fritzes Tode den Kandidaten kriegen, aber er nimmt nun wohl Stina Böteführ. Mein Vater meint es, und der alte Herr Peters glaubt es auch. Der kommt jetzt manchmal in die Weinstube zu den andern Herren, und sie sind alle sehr freundlich gegen ihn, weil er doch so allein ist. Er weiß immer so nett von allem zu berichten, was in der Stadt passiert, und ist also gerade das Gegenteil von dir. Wenn du nun größer wirst, dann mußt du auch verständiger werden.

Diese Ermahnung nutzte nichts, und Anneli wußte niemals etwas neues. Vielleicht kam es daher, daß sie auf dem Schloß und bei Onkel Aurelius blieb.

Der Kandidat hatte sich an ihre Gegenwart gewöhnt, und da er kinderlieb war, mochte er sie nicht wieder entbehren. Aus Lernen und Gelehrsamkeit machte er sich nichts, aber er sorgte doch dafür, daß sie in den Kursus von Fräulein Sengelmann kam und die besten Morgenstunden nicht bei Mamsell Bindseil vernähte oder verstrickte.

Rike Bindseil weinte bitterlich, als Anneli ihr die Trennung ankündigte.

Erst ist Christel von mir gegangen, und nun willst du auch weg. Mit wem soll ich denn nächstes Jahr einen Waldspaziergang machen? Er ist nur für die Privatschülerinnen bestimmt, und ich habe keine mehr.

Vielleicht geht Onkel Aurelius mit dir, tröstete Anneli, aber die Lehrerin schüttelte den Kopf.

Das war einmal und nicht wieder, ich werfe mich nicht weg und will lieber ehrbar bleiben, als schamlos handeln wie andre Mädchen.

Anneli verstand jetzt so viel vom Leben, daß sie begriff, auf wen die kleine Lehrerin anspielte. Aber es fiel ihr nicht ein, darüber nachzudenken. Nur in Birneburg und auf Falkenhorst hatte sie es so gut gehabt wie jetzt. Der Kandidat ermahnte nur in seltnen Fällen, und Stina gab ihr kräftige Speisen und sorgte für ihr körperliches Wohl. Vergnügt nickte Anneli gelegentlich der alten Demoiselle zu, die täglich an ihrem Fenster saß, und die sie niemals erkannte, und sie freute sich, wenn der alte Peters den Kandidaten besuchte. Er hatte jetzt den Schlüssel zu seinem Pianino, aber er mochte es nicht mehr öffnen.

Kannst du nicht Klavierspielen lernen? fragte er Anneli eines Tages. Dann schenke ich dir den alten Kasten.

Aber Anneli schüttelte hastig den Kopf.

Klavierspielen? Bitte, bitte nicht!

Onkel Aurelius lachte über ihre Angst.

Lernen ist nun einmal nicht ihre starke Seite! sagte er zu Herrn Peters. Verdenken kann ichs ihr nicht, Bücherweisheit habe auch ich immer greulich gefunden, und die Erfindung der Drahtkommode — Sie nehmens wohl nicht übel, lieber Peters — hat der Gottseibeiuns in höchsteigner Person gemacht.

So also wurde Anneli mit Klavierspiel verschont, aber nicht mit Französisch, das sie nach wie vor bei ihrem Onkel trieb. Manchmal mit Eifer und dann wieder in lässiger Weise, je nachdem Onkel Willi aufgelegt war. Und Anneli war die Lässigkeit lieber als der Eifer. Dann konnte sie in der kleinen Nische sitzen und ihren eignen Gedanken nachhängen oder aus dem Fenster über den See schauen. Noch war er grau und glitzerte nur, wenn ihn die Novembersonne beschien; aber wenn erst der Frost kam, dann würde er ein flimmerndes Eisgewand anlegen, und man konnte Schlittschuh auf ihm laufen. Das Eisgewand mußte kommen, im Wochenblatt hatte es gestanden, und wenn der kleine bucklige Zeitungsdrucker auch nichts vom Wetter verstand, so wußten es doch die grauen Schwäne, die schon über die Stadt gezogen waren. Sie kamen nur hierher, wenn es sehr kalt wurde, und dann wohnten sie am jenseitigen Ufer des Sees, dort wo die kleinen Schilfinseln lagen.

So sagten die Kinder in der Schule, und Fred Roland trug eine graue Schwanenfeder an seiner Klassenmütze, die er am Seeufer gefunden hatte.

Anneli dachte oft an Fred Roland, aber nur mit leisem Groll. Er bekümmerte sich jetzt auch nicht um sie, sondern drehte den Kopf zur Seite, wenn sie an ihm vorüberging. Seine Mutter war ganz anders. Als sie Anneli zum erstenmal seit ihrer Krankheit gesehen hatte, war sie stehn geblieben, hatte freundlich mit ihr gesprochen und sich gewundert, wie groß Anneli geworden wäre. Sie hatte auch gefragt, ob Anneli sie nicht einmal wieder besuchen wollte, und die also Eingeladne hatte ja gesagt, aber sie war der Aufforderung noch nicht gefolgt. Es war besser, ganz still neben Onkel Willi zu sitzen und auf seine Stimme zu horchen. Er las sich noch oft etwas vor. Manchmal waren es Verse, dann wieder Geschichten aus der Vergangenheit. Wie es am Hofe des Königs ausgesehen hatte, und wie lieblich die kleine Prinzessin gewesen war. Und dazwischen bunte Schilderungen von Land

und Leuten oder Gedanken, die sich wie Musik anhörten. Anneli konnte kaum die Hälfte davon verstehn, aber das schadete nichts, es war doch schön, und sie konnte den Mann wohl begreifen, der eines Tages zu Onkel Willi kam und ihn nach seinen Aufzeichnungen fragte.

Es war ein kleiner Herr mit lebhaftem Gesicht und dunkeln Augen, der den Onkel von früher her kannte, ihn aus den Augen verloren hatte und nun wiederfand. Er handelte mit Büchern und wollte, daß der Hofrat eins schreiben sollte.

Du hast gewiß Schönes in deinem Schreibtisch! sagte er und sah verlangend auf den Stapel beschriebner Blätter, über die der Hofrat halb ängstlich seine Hand legte.

Es ist alles noch nicht fertig, Heinz! entgegnete dieser. Nur halbe Entwürfe und halbe Gedanken. Du weißt, ich bin niemals ganz fertig geworden, weder auf der Universität noch im Leben. Und wenn ich hier ein wenig schreibe, so ist das nichts für Druckerschwärze und für erbarmungslose Augen.

Der Fremde schüttelte den Kopf.

Du warst immer zu bescheiden, lieber Freund. Andre haben ein unbefangneres Urteil als du!

Ach nein! Noch immer legte der Hofrat seine Hand auf die Papiere. Bitte, lieber Heinz, quäle mich nicht. Es ist zu viel Eignes darin — zu viel Erlebtes. Und dann habe ich doch auch Rücksichten zu nehmen.

Auf wen? Die Stimme des Freundes klang scharf. Mir scheint, du bist schlecht genug von den hohen Herrschaften behandelt worden. Erst warst du ihr Spielzeug, dann warfen sie dich weg wie ein Spielzeug und verdarben dir dein Leben. Oder findest du es genug, daß sie dir eine freie Wohnung gaben und eine elende Pension?

Der Hofrat saß ganz still. Jetzt neigte er bestätigend den Kopf.

Du hast ganz Recht. Ich hätte die freie Wohnung nicht annehmen sollen und auch nicht die Pension. Aber ich war damals wie zerbrochen, es dauerte Jahre, bis ich wieder denken mochte. Verhungern wollte ich nicht, dazu fehlte mir die Kraft, also nahm ich die mir hingeworfnen Brosamen. Ich sagte ja schon: bei mir ist alles nur halb gewesen.

Nun aber könntest du doch schreiben und berichten, wie es dir ergangen ist. Du lebtest in so bewegter Zeit, an dem Hofe gerade wurde damals die Weltgeschichte gemacht. Oder denkst du — der Blick des Freundes wurde scharf —, denkst du, daß sie dich noch liebt, um derentwillen du in Ungnade fielest? Die kleine Prinzessin, jetzt die Großherzogin —

Eine Bewegung des Hofrats ließ ihn innehalten.

Wir wollen ihren Namen nicht nennen, Heinz. Aber vielleicht ist es so, wie du denkst, und dann kann ich meine Toten auf meine Art begraben.

Wenn Onkel Willi so sprach, dann wurde er unwillkürlich größer, und seine Augen leuchteten gebieterisch. Der Herr Verleger räusperte sich und sprach hastig von andern Dingen. Von der schönen Studentenzeit, und wie alle Leute gesagt hätten, aus dem Willi Pankow würde noch einmal etwas ganz besondres. Und jetzt, wo er nun glücklich wieder aufgefunden sei, dürfte er nicht von neuem die alte Freundschaft in die Ecke werfen, sondern sollte nach Leipzig kommen und sich dort einmal die Welt betrachten. Und vielleicht hätte er dann doch Lust, auch die Macht der Druckerschwärze an sich selbst zu erproben.

Es war spät geworden, als sich der Herr verabschiedete, und Anneli hörte nicht mehr auf ihn. Aber sie sah, wie ihr Onkel, als er wieder allein war, an den Schreibtisch ging und liebkosend über seine Papiere strich.

Dich sollte ich in die Welt schicken? Mein Leid und meine Liebe? Wo ich weiß, daß meine Liebe noch meiner gedenkt! Sie hat es mir gelobt, und sie hält Wort, wie ich es tue, bis der Tod uns scheidet.

Aus einem Fach seines Schreibtisches zog er ein Stück Papier, das er fast ehrerbietig an seine Lippen drückte.

Sein Gesicht war verklärt, und Anneli mußte einige Stunden später noch an den Ausdruck seiner Augen denken. Da saß sie an einem Tisch mit Onkel Aurelius und Herrn Peters. Beide Männer spielten Karten, und Stina Böteführ schenkte ihnen Punsch ein.

Der alte Peters kam jetzt oft zu dem Kandidaten, um mit ihm eine Partie Karten zu spielen. Stina braute den Punsch dazu und ließ sich ein Kompliment des alten Schornsteinfegermeisters gern gefallen. Manchmal aber wurden die Karten hingelegt, und einer von der kleinen Gesellschaft erzählte eine Geschichte, der Anneli mit angehaltnem Atem lauschte. Wenn ein Geist darin vorkommen sollte, wurde sie vorher zu Bett geschickt. Heute aber erzählte Herr Peters eine kleine Verlobungsgeschichte aus alter Zeit. Es war vielleicht seine eigne, denn er wurde gerührt dabei, aber der Kandidat sagte grausam, heutzutage gäbe es keine Liebe mehr. Worauf Stina laut seufzte, und Anneli an Onkel Willi denken mußte.

Annaluise, starre nicht auf einen Fleck, sondern lerne deine Aufgaben! rief Onkel Aurelius, der von seinem Punschglas aufsah.

Das Mädel wird groß! setzte Herr Peters hinzu und nahm vorsichtig eine Prise.

Dann vertieften sich beide Männer wieder in ihre Unterhaltung, und Anneli suchte an Karl den Großen zu denken, für den Fräulein Sengelmann eine ihr unbegreifliche Vorliebe hatte. Aber allerhand Fremdartiges summte ihr noch im Kopf herum, als sie schon im Bett lag und wieder einmal ihr Abendgebet sprach. Sie vergaß es jetzt manchmal, weil niemand sie daran erinnerte, und weil das Bild ihres Vaters blasser wurde. Manchmal jedoch sahen seine Augen sie an wie sonst, und ihre Hände falteten sich von selbst.

Lieber Jesu, bleib bei mir,
Sei du meines Lebens Zier,
Steh mir bei im Erdenleide
Bis zur ewigen Himmelsfreude.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Kaiser Wilhelms Fahrt nach Wien. Die österreichisch-ungarische Monarchie und ihr Herrscher. Herr von Iswolsky, der neue russische Minister des Auswärtigen, als „Deutschenfresser". Die Orientierung der russischen auswärtigen Politik. Die Angstmeierei in der deutschen Presse. Bange machen gilt nicht. Hundert Jahre allgemeiner Wehrpflicht. Englands Sorgen.)

Der Kaiser geht in einigen Wochen nach Wien. Seit seiner Thronbesteigung kommt er zum vierten- oder fünftenmal nach Österreich, Kaiser Franz Joseph wiederum ist wiederholt in Berlin und auch sonst bei deutschen Truppenübungen zugegen gewesen. Als ein außerordentliches Ereignis sollte deshalb des Kaisers bevorstehender Besuch nirgends angesehen werden. Kaiser Wilhelm der Zweite schaut mit großer Verehrung zum Kaiser Franz Joseph als zu seinem väterlichen Freunde empor. Nichts ist natürlicher, als daß er ihn bei dessen hohem Lebensalter einmal wieder zu sehen wünscht; vielleicht auch, um persönlich Dank zu sagen für die treue Bundeshilfe, die er in Algeciras bei Österreich gefunden hat. Es sei hierbei eingeschaltet, daß die Ansage und Annahme des Besuchs dem Telegramm an den Grafen Gulochowski vorangegangen ist.

Kaiser Franz Joseph repräsentiert in der Übung des métier de prince ein Zeitalter, das für uns mit Kaiser Wilhelm dem Ersten zu Grabe getragen worden

ist. Je höher die Flut rings um den habsburgischen Thron steigt, um so fester und sicherer ist der Kaiser der Fels im Meer, in seiner Person die eherne Klammer, die alle Völkerteile der Monarchie, namentlich beide Reichshälften zusammenhält. Die tschechische Bewegung ebenso wie die magyarische hat in ihren Auswüchsen längst einen antidynastischen, einen antimonarchischen Charakter angenommen, nur vor der Person des hochbetagten Kaisers haben diese Agitationen Halt gemacht. In seiner langen Regierungszeit ist ihm als Herrscher wie als Menschen keine Bitterkeit erspart geblieben, er hat den Kelch bis auf die Neige geleert. Mit achtzehn Jahren hat er inmitten von Wirren, die beide Reichshälften schwer erschüttert hatten, die Regierung antreten müssen, und jetzt am späten Abend seines Lebens sieht er die damals gebändigten Wogen von neuem und drohender aufschäumen. Es gelang ihm damals, nicht nur die Herrschaft der Staatsautorität wiederherzustellen, sondern auch Österreichs erschütterte Stellung in Deutschland so zu kräftigen, daß es sich wieder als deutsche Vormacht behauptete. Aus der Katastrophe von 1866 ging die Doppelmonarchie neu verjüngt hervor. Die Trennung von Deutschland kam ihr in jeder Hinsicht zustatten, sie konnte dem jungen Deutschen Reiche kraftvoll in die Bruderhand einschlagen. Die starke Anlehnung, die die habsburgische Monarchie an dem monarchischen Deutschland fand, war für sie ein Fundament ihres Ansehens, eine Quelle ihrer Kraft; durch das nun siebenundzwanzigjährige Bündnis beider Staaten wurde dieses Verhältnis besiegelt.

Die deutsche Reichspolitik hat nie daran gedacht, sich in die innern Verhältnisse des Kaiserstaats oder in seine Beziehungen zu Ungarn einzumischen, noch weniger ist es dem Kaiser in den Sinn gekommen, seinem väterlichen Freunde, der des Monarchenhandwerks so kundig ist, einen Rat erteilen zu wollen. Das war auch nicht nötig. Die festgefügten Beziehungen beider Herrscher zueinander, die vertragsmäßig verbürgte Anlehnung Österreich-Ungarns an das Deutsche Reich und der Anspruch wiederum, den Deutschland auf die gleiche Bündnistreue erheben konnte, waren Rats genug und durch alle innern Wirrnisse Österreich-Ungarns ein unverrückbarer Wegweiser. In der Frage der deutschen Kommandosprache hat Kaiser Franz Joseph zudem wahrlich keines Beraters bedurft. Er fühlt sich für seine Person heute noch als deutscher Fürst. Wenn er noch einer andern Mahnung folgt als der seines eignen Gewissens, so ist es die des verewigten Erzherzogs Albrecht, der ihn lebend und sterbend beschwor, von diesem letzten und festesten Anker der Habsburger Monarchie, der Einheitlichkeit der Armee und ihrer Kommandosprache, nicht zu lassen. Die ungarischen Blätter, die in Kaiser Wilhelm den Berater sehen, der ihre nationalen antidynastischen Pläne vereitelt hat, tun ihrem Herrscher ebenso unrecht wie dem deutschen Reichsoberhaupt. Gewiß würden wir es in Deutschland tief bedauern, wenn es den krankhaft überspannten Forderungen ungarischer Parteien gelänge, die Axt an die Wurzeln des österreichisch-ungarischen Heeres zu legen, die Quellen seiner einheitlichen Kraft zu verschütten, die seit mehr als einem Vierteljahrhundert eine starke Bürgschaft des europäischen Friedens ist. Aber ebensowenig wie wir auf den Zerfall Österreichs spekulieren — wir würden im Gegenteil zu jeder Maßregel bereit sein, die geeignet wäre, dem Zerfall vorzubeugen —, ebensowenig hat sich die deutsche Politik je berufen geglaubt, in den innern Angelegenheiten Österreichs oder Ungarns einen Rat aufzudrängen. Wohl um den Kaiser Franz Joseph mißtrauisch zu machen und von Deutschland abzuwenden, hat man verbreitet, daß Kaiser Wilhelm für einen seiner Söhne nach der ungarischen Krone trachte, oder daß Deutschland die Annexion der deutschen Landesteile Österreichs vorbereite — alle solche Pfeile prallen an dem Panzer der persönlichen Freundschaft und des persönlichen Vertrauens beider Herrscher kraftlos ab. Hier sind Bürgschaften errichtet, die durch keine wie immer geartete Verdächtigung, von wem sie auch kommen möge, erreicht werden können. Gewiß werden beide Herrscher, wenn sie einander Auge in Auge gegenüberstehn, Gedanken über die Weltlage zu tauschen haben, schon die innere Situation des benachbarten Rußlands böte allen

Anlaß dazu. Aber keiner der beiden Monarchen denkt daran, diese Begegnung für eine neue politische Aktion auszubeuten oder sie als Gegencoup irgendwelcher Art zu behandeln. Es sind zwei alte Freunde, die sich wiedersehen, dieser Besuch sollte deshalb eigentlich viel weniger Anlaß zu Kommentaren bieten als irgendeine andre fürstliche Begegnung, die in den letzten Jahren geschehn oder — unterblieben ist.

Vielleicht hat Kaiser Wilhelms Wiener Reise auch noch einen ganz andern Ursprung. Seit Jahren hat König Karl von Rumänien Anspruch auf einen Gegenbesuch des Deutschen Kaisers. Längst war dieser zugesagt, und wie in einzelnen Kreisen verlautet, für die Feier des vierzigjährigen Regierungsjubiläums des Königs in Aussicht genommen worden. Der schonungsbedürftige Gesundheitszustand des rumänischen Monarchen hat die Ausführung dieser Absicht unmöglich gemacht. Selbstverständlich würde eine solche Reise auch zu einer Begegnung mit dem Kaiser Franz Joseph geführt haben. Nun gelangt wenigstens diese zur Ausführung. Sie kann bei dem Charakter des persönlichen Verhältnisses beider Herrscher zueinander absolut nichts auffälliges haben, es liegen ihr keinerlei Pläne, keine politischen Zwecke zugrunde, wohl aber das Bedürfnis einer mündlichen Aussprache inmitten einer ernsten und vielbewegten Zeit über Fragen, die beide Souveräne gemeinsam interessieren. Die Ungarn, die sich über diesen Besuch aufregen und ihn mißfällig kritisieren, haben augenscheinlich vergessen, daß die Zeit, in der sie Deutschland vielen Dank wußten, und in der sie die enge Anlehnung der habsburgischen Monarchie an Deutschland als eine politische und wirtschaftliche Notwendigkeit für Ungarn ansahen, noch keineswegs weit zurückliegt. Vielleicht erinnern sich ihre Wortführer wieder daran, wenn sie hinreichend entnüchtert sind, um begreifen zu können, daß die in Rußland eingetretnen Veränderungen und die neue Orientierung der russischen Politik für Rußlands Nachbarn unendlich wichtiger ist als alles Posieren des magyarischen Chauvinismus. In anerkennenswerter Weise haben sich in diesen letzten Tagen die ungarischen Minister angelegen sein lassen, den Argwohn ihrer Landsleute in bezug auf Deutschland zu zerstreuen und dem Bündnis sowie der Bündnistreue den alten historischen Platz einzuräumen.

Kaum ist Herr von Iswolsky, der neue russische Minister des Auswärtigen, für diesen Posten statt für die Berliner Botschaft ernannt worden, so gefallen sich deutsche Blätter leider darin, ihn als „Deutschenhasser“ auszugeben, während sie ihm zugleich bescheinigen, daß er „ein ausgezeichneter Diplomat“ sei. Ein solcher Diplomat ist doch niemals ein „Hasser“. Ein „ausgezeichneter“ Diplomat ist nur ein solcher, der es versteht, aus allen Blüten Honig zu saugen. Bismarck pflegte zu sagen, daß die Eitelkeit eine Hypothek auf den Charakter sei, Haß wäre eine noch viel stärkere Belastung jeder staatsmännischen Begabung. Einen Minister des Auswärtigen, der „haßt“, könnte zudem Rußland gegenwärtig am allerwenigsten gebrauchen. Von einem leider nicht geringen Teil unsrer Presse wird in dieser Beziehung mit ebensoviel Leichtsinn wie Unwissenheit und kindischer Naivität verfahren. Als Herr von Iswolsky im vorigen Herbst wiederholt in Berlin war, gab er seinen dortigen Bekannten gegenüber, die in der vornehmern Berliner Gesellschaft ziemlich zahlreich sind, seiner Freude, auf den Berliner Posten zu kommen, in unumwundner Weise Ausdruck, was damals auch in der Presse bekannt geworden ist. Die diesseitige Zustimmung war schon erbeten und mit großer Bereitwilligkeit erteilt worden. Unser neuer Botschafter in Petersburg, Herr von Schoen, hatte in Kopenhagen mit seinem russischen Kollegen Iswolsky sehr gute Beziehungen unterhalten, und man war berechtigt, in Iswolskys Ernennung nach Berlin den Ausdruck der Absicht des Kaisers Nikolaus zu sehen, mit Deutschland auf einen wirklich intimen Fuß zu kommen. Die Ernennung Iswolskys zum Minister des Auswärtigen — statt zum Berliner Botschafter — ist jedenfalls nichts weniger als der Ausdruck der entgegengesetzten Absicht. Es war Zeit, daß die auswärtige Politik Rußlands wieder in die Hände eines wirklichen Staatsmanns gelegt wurde, als der sich Graf Lambsdorff bekanntlich nicht erwiesen hat. Vielleicht geht die Behauptung

zu weit, daß ihm seine bekannte Instruktion an den Grafen Cassini nach Algeciras den Hals gebrochen hat, aber jedenfalls hat sie nicht dazu beigetragen, die Tage seiner Amtsdauer zu verlängern. Je größer die Schwierigkeiten sind, mit denen die russische Regierung im Innern zu kämpfen hat, um so mehr braucht sie Freunde im Auslande. Der gegenwärtige Augenblick wäre wohl der am schlechtesten gewählte, einen „deutschfeindlichen" Minister zu berufen. Im Gegenteil, die Dynastie in Rußland braucht die Anlehnung an das monarchische Europa, und der stärkste Ausdruck der Monarchie ist doch wohl Deutschland. Zudem ist die Haltung, die die Deutschen in Rußland während der revolutionären Wirren bewahrt haben, schwerlich dazu angetan gewesen, die maßgebenden Kreise Rußlands zu einer deutschfeindlichen Richtung zu bestimmen. Das Deutschtum in Rußland ist einer der Felsen gewesen, auf den sich die schwankende Arche des Hauses Romanow retten konnte, es wird auch ferner ein Vertreter der Ordnung und der Pflichttreue inmitten der voraussichtlich noch lange sehr hochgehenden Wogen sein. Herr von Iswolsky steht in dem Rufe, daß er sich angelegen sein lassen werde, mit Japan auf einen möglichst guten Fuß zu kommen. Das würde nur für seinen staatsmännischen Blick sprechen. Denn erstens kann Rußland Schwierigkeiten in Asien gegenwärtig nicht mit in seine politische Rechnung stellen, zweitens kann es die Herstellung seines Prestige in Asien vorläufig nicht gegen Japan, sondern nur im Einvernehmen mit diesem betreiben.

Ein gutes Verhältnis mit Japan setzt aber auch ein gutes Verhältnis zu dessen Verbündeten, England, voraus. Es ist das zunächst wohl das einzige Mittel, die in dem englisch-japanischen Vertrag enthaltnen Giftzähne gegen Rußland wenn auch nicht auszubrechen, so doch weniger gefährlich zu machen. Der Vertrag untersagt bekanntlich jedem der beiden Kontrahenten Abmachungen mit irgendeiner ritten Macht in asiatischen Angelegenheiten ohne die Zustimmung des andern. Aber während der Artikel 2 des Vertrags bestimmt, daß falls einer der beiden Kontrahenten angegriffen wird, der andre ihm mit allen seinen Mitteln beizustehn habe und nur gemeinsam mit ihm Frieden schließen dürfe, hat sich England für einen russisch-japanischen Krieg Neutralität vorbehalten (Artikel 6), solange Rußland nicht die Unterstützung einer andern Macht findet. Der Vertrag ist allerdings noch während des Krieges geschlossen, aber den andern Mächten erst nach Abschluß des Friedens von Portsmouth mitgeteilt worden. Ob er noch eine geheime Ergänzung erfahren hat, ist nicht bekannt. Der Vertrag ist auf eine Dauer von zehn Jahren geschlossen worden, während deren Rußland Japan schwerlich angreifen wird. Ob Japan solange Frieden halten kann oder soll (im englischen Sinne), ist eine andre Frage. Jedenfalls ist der japanisch-englische Vertrag das gegebne Operationsobjekt der russischen Staatskunst. Sie kann nichts besseres tun, ihn obsolet zu machen, als indem sie zu den beiden Unterzeichnern in gute Beziehungen tritt, die Rußland der Notwendigkeit entheben, gegen beide, wenngleich auf dem qui vive zu sein, in dauernder Kriegsbereitschaft zu bleiben. Außerdem hat Rußland allen Grund, den englischen Geldmarkt zum mindesten solange nicht zu verstimmen, als die weiten Gebiete des russischen Reiches nicht wieder einen andauernden wirtschaftlichen Aufschwung genommen haben. Eine gewisse wenn auch nur passive Annäherung an England gehört somit zu den selbstverständlichen Aufgaben jeder verständigen russischen Politik, nicht zu großen Aktionszwecken, denen Rußland sich für die nächsten Jahre ohnehin nicht widmen kann, sondern zur Vermeidung von Aktionen, die es in Mitleidenschaft ziehn oder sonst nachteilig berühren könnten.

Es sei das hier vorweg erwähnt, damit nicht wieder ein Gezeter in der Presse entsteht, wenn früher oder später von russisch-englischen oder englisch-russischen Verhandlungen verlautet. Wir brauchen deshalb noch keine Gänsehaut zu bekommen, ebensowenig wie wegen der Reisen des Königs Eduard. Wenn wir Deutschen fortgesetzt die Hälse recken und ängstlich über alle Grenzpfähle spähen, so laufen wir schließlich Gefahr, eine komische Figur zu machen und das Gelächter des Auslandes hervorzurufen. Wir waren doch sonst nicht so graulich und hatten das hübsche deutsche

Sprichwort gewärtig: Bange machen gilt nicht! Auch trägt es wirklich weder zur Förderung des Ansehens noch zur Förderung der politischen Geschäfte des Reichs bei, daß unsre öffentliche Meinung durch die Presse dauernd in Sorgen wegen der Intriguen des Auslandes erhalten wird. Michel war doch sonst nicht ein Kerl, der sich so leicht einschüchtern ließ. Zum Glück ist in Wirklichkeit die Sorge, die das Ausland vor den Deutschen hat, mindestens ebenso groß wie die Sorge, die unsre Zeitungen uns vor dem Ausland einflößen. Die andern europäischen Nationen wissen ganz genau, daß die Trauben, nach denen sie bei uns trachten könnten, ihnen recht sauer sein würden, und wiederum gibt es in ganz Europa keine Trauben, nach denen wir Deutschen lüstern sind. Der König von England wird sich in der Rolle des „Gottseibeiuns", die ihm eine Anzahl deutscher Zeitungen zurechtgemacht hat, recht drollig vorkommen. Mag er tatsächlich die Seele oder der geschäftliche Mittelpunkt deutschfeindlicher internationaler Bestrebungen sein, deren Spuren ja im vorigen Jahre deutlich nachweisbar waren, so liegt dem durchaus kein Überschäumen offensiven Kraftgefühls, sondern eher die Besorgnis vor dem wirtschaftlichen Wachstum Deutschlands und vor dessen Folgen für England zugrunde. Das Auftauchen der Deutschen, ihrer Unternehmungen, ihrer Flagge, ihrer Eisenbahnen und ihrer Schiffahrt an Punkten des Erdballs, an denen diese sonst völlig unbekannt waren, die Entfaltung des deutschen Unternehmungsgeistes und seine wachsende Kapitalkraft — das alles wirkt auf vorschauende britische Staatsmänner, zu denen der König unstreitig gehört, um so beunruhigender, als sie diese Entwicklung getragen wissen von einer Kraft, die sie uns nicht nachmachen können. Diese Kraft heißt die allgemeine Wehrpflicht. Preußen begeht in wenig Jahren ihr hundertjähriges Jubiläum. Dieses Jahrhundert der allgemeinen Wehrpflicht ist für eine Reihe von Generationen ein hartes Opfer gewesen, aber nach der reichen politischen Siegesfrucht unsrer Einigungskriege beginnt jetzt auch die wirtschaftliche zu reifen. Einer der höchsten britischen Seeoffiziere hat es einem unsrer Admirale offen ausgesprochen, daß England die wachsende Überlegenheit der deutschen Arbeit zu fürchten beginne, die auf Disziplin, Pünktlichkeit, Exaktheit und Gehorsam beruhe, Eigenschaften, die der englische Arbeiter in dieser Vollkommenheit nie erreichen werde. Es gebe nur noch wenig Gebiete, auf denen der deutsche Arbeiter dem englischen nicht gleichkomme, wohl aber manche, auf denen er ihn schon überflügelt habe dank der Schule, die die allgemeine Wehrpflicht für Deutschlands nationale Kraft auch in der friedlichen Arbeit darstelle. Das sind Englands Sorgen. Es wird sich damit eines Tages nicht von der militärischen, sondern von der wirtschaftlichen Seite her vor die Frage der allgemeinen Wehrpflicht gestellt sehen. Ob sie heute noch für England möglich sein würde, ist ebenso eine offne Frage wie die, ob sie im Falle der Einführung die Früchte zu bringen vermöchte, die Deutschland seiner hundertjährigen allgemeinen Wehrpflicht, dem Kinde der tiefsten Not und der höchsten Vaterlandsliebe, verdankt. Wir haben einst „Gold für Eisen" gegeben, um jetzt nach einem Jahrhundert tausendfältig Gold zu ernten. Sorgen wir, daß das Eisen dabei nicht roste und unser Volk der Arbeit ein Volk in Waffen, unser Volk in Waffen ein Volk der Arbeit bleibe! Den Kampf um die friedliche Weltherrschaft der Überlegenheit in den Werken des Friedens brauchen wir dann nicht zu scheuen — es sei denn, daß unsre Arbeiter den Maßstab dafür verlieren, daß sie doch nur ein Teil des Ganzen sind und sich um ihres eignen Gedeihens willen dem großen Ganzen unterordnen, darin aufgehn müssen. Dieses Ganze ist das Vaterland. *§*

Thomas Carlyle: Friedrich der Große. (Berlin, Behrs Verlag.) Gekürzte Ausgabe in einem Bande, besorgt von Karl Linnebach. Buchhändler würden darüber sicher Auskunft geben können, ob die deutsche Carlylegemeinde noch immer wächst oder zurückgeht. Nach dem mutigen Vorgang, den die Veröffentlichung des vorliegenden starken Bandes bedeutet, darf man das erste annehmen. Wir sind weder Freunde von Carlyles heroship noch Verehrer seines originalitätssüchtigen Stils. Soll er

aber nun einmal in Deutschland unter die Großen mit eingereiht werden, so ist sein Friedrich der Große das Werk, gegen das sich am wenigsten einwenden läßt, wenn wir es auch vorziehen, uns mit diesem Nationalhelden durch einen Band Anekdoten und durch Kugler und Koser vertraut zu machen.

Johannes Proelß: Friedrich Stoltze und Frankfurt a. M. (Neuer Frankfurter Verlag.) Da unter den sämtlichen neuern deutschen Dialekthumoristen Stoltze auch heute noch am wenigsten bekannt ist, muß jeder Versuch, ihn dem Publikum näher zu bringen, willkommen geheißen werden. Denn Stoltze ist unter den lustigen Geistern des neunzehnten Jahrhunderts vielleicht der drolligste und keckste, der, der durch seine Eulenspiegeleien dem Volksgeschmack am nächsten und doch darüber steht, der, der den Charakter des Stammes, aus dem er hervorgegangen ist, so treu ausprägt, wie wir dies zum zweitenmal nur bei Fritz Reuter finden. Es liegt nur an der Unschönheit des Frankfurter Dialekts, daß die Gesamtausgabe von Stoltzes Werken noch nicht in allen Hausbibliotheken zu finden ist. Vielleicht könnte sie auch etwas billiger sein. Daß die Arbeit von Proelß an diesen Verhältnissen etwas ändern wird, bezweifeln wir. Sie nennt sich ein „Zeit- und Lebensbild“, breitet sich aber über die Zeit Stoltzes und auch ihre bekanntesten Ereignisse mit einem Behagen und einer falschen Gründlichkeit aus, die Stoltze entsetzt haben würden. Seine Absicht, in das „Milieu“ und die geschichtlichen und die lokalen Unterlagen der Werke des Frankfurter Humoristen einzuführen, hätte Proelß zehnmal kürzer ausführen müssen. Wars ihm aber darum zu tun, seine bei den Stoltzestudien erworbnen Kenntnisse in der Frankfurter Lokalgeschichte an den Mann zu bringen, so hätte er das in einem Buch für sich versuchen sollen. Die Verkoppelung der beiden Pläne stellt auch die gutmütigsten Leser vor eine zu starke Geduldsprobe. Zu wünschen wäre, daß das Buch von Proelß die Literaturgeschichte und den Verlag anregte, sich etwas planmäßig um die deutschen Volkshumoristen des Vormärz zu kümmern. Die Zeit, die den „Dorfbarbier“, die „Fliegenden Blätter“ und den allerdings boshaftern „Kladderadatsch“ ins Leben gerufen hat, hatte in allen deutschen Staaten Virtuosen der guten Laune aufzuweisen, die wie Stolle, Drobisch, Sommer heute mit Unrecht halbvergessen sind. Eine geschickt zusammengestellte Anthologie wäre da wohl am Platze!

Kosmos. Das Bedürfnis nach naturwissenschaftlicher Belehrung, das sich erfreulicherweise in immer weitern Kreisen geltend macht, hat vor etwa zwei Jahren zur Gründung einer Gesellschaft von Naturfreunden geführt, die unter dem Namen „Kosmos“ in Stuttgart ins Leben getreten ist. Für einen Jahresbeitrag von 4,80 Mark erhalten die Mitglieder jährlich fünf in sich abgeschlossene Bändchen — für das Jahr 1906 sind folgende zum Teil schon erschienen, zum Teil in Vorbereitung: Francé, R. H., Das Liebesleben der Pflanzen; Meyer, M. Wilh., Die Rätsel der Erdpole; Ament, W., Die Seele des Kindes; Bölsche, Wilh., Im Steinkohlenwald; Zell, Th., Streifzüge durch die Tierwelt — und außerdem die Monatsschrift „Kosmos“, Handweiser für Naturfreunde (Geschäftsstelle: Franckhsche Buchhandlung, Stuttgart), die von Nichtmitgliedern zum Preise von 2 Mark 80 Pfennig bezogen werden kann. Vom laufenden Jahrgang dieser Zeitschrift liegen uns die beiden ersten Hefte vor, die wir, obwohl der naturphilosophische Standpunkt einzelner Mitarbeiter nicht immer der unsrige ist, mit großem Interesse, ja sogar mit Spannung gelesen haben. Das gilt namentlich von zwei Aufsätzen, die dem berühmten Werke von J. H. Fabre, Souvenirs entomologiques, entnommen und in vortrefflicher Übersetzung wiedergegeben sind. Der erste behandelt die Netze und die Nester der Kreuzspinnen und gibt uns einen Begriff von der außerordentlich sinnreichen, aber dabei durchaus maschinenmäßig betriebnen Spinn- und Webetechnik dieses allbekannten Gliederfüßers. Fabre hat seine Versuche an gefangnen Exemplaren, die er unter Drahtglocken aufbewahrte, angestellt und der Herstellung der merkwürdigen, mit Rücksicht auf die Überwinterung der Eier sehr sorgfältig ge-

polsterten und verkapselten Nester bis zu ihrer Vollendung beigewohnt. Dabei hat er ermittelt, daß die geringste Störung das kunstfertige Tier vollständig aus dem Konzepte bringt und es zu den sinnwidrigsten Maßnahmen verleitet. So hatte eine Spinne, die beim Nestbau beunruhigt worden war, ihre Eier anstatt in die kleine, im Innern des ausgepolsterten Nestes angebrachte Kapsel auf den Boden fallen lassen. Trotzdem fuhr sie, unbekümmert um ihr Mißgeschick, ruhig fort, das Nest zu vollenden und die trichterförmige Öffnung mit einem Deckel aus feinem Filz zu verschließen. Ein andres Exemplar, das ebenfalls durch eine Erschütterung seines Behältnisses gestört worden war, hatte zwar die Eier schon in die Kapsel gelegt, das zu deren Bedeckung nötige rötliche Wattepolster aber nicht darauf, sondern hoch oben um einen Draht des Gitters gesponnen, sodaß die Eier also nur unvollkommen geschützt blieben. „Fürwahr eine seltsame seelische Veranlagung, meint Fabre hierzu, die dazu fähig ist, die Wunder eines hohen Kunstfleißes mit den Irrungen eines unergründlichen Stumpfsinns zu vereinigen!"

Der zweite Artikel Fabres behandelt die Hochzeitsflüge der Nachtpfauenaugen und beruht auf einem zufälligen Erlebnis des Forschers, das er experimentell ausgebaut hat. Am Morgen des 6. Mais schlüpfte ein weibliches Exemplar des schönen Nachtfalters im Laboratorium des Beobachters aus dem Puppengehäuse. Am Abend desselben Tages gegen 9 Uhr drangen durch die offenstehenden Fenster etwa vierzig große Männchen des sonst keineswegs häufigen Schmetterlings in Fabres Haus, und zwar nicht nur in das Laboratorium, sondern auch in andre Räume. „Eine brennende Kerze in der Hand, so berichtet der Forscher, treten wir in den Raum (wo der Behälter mit dem weiblichen Tiere stand), und was wir dort sahen, ist mir unvergeßlich geblieben. Mit einem lässigen Auf- und Zuklappen der Flügel schweben große Schmetterlinge um die Drahtglocke, verweilen, entfernen sich, kommen wieder, steigen zum Plafond empor und senken sich wieder herab. Sie stürzen sich auf das Licht und löschen es mit einem Flügelschlag aus; sie lassen sich auf unsre Schultern nieder, klammern sich an unsre Kleider und streifen unsre Gesichter. . . . Vierzig verliebte Nachtpfauenaugen sind also von allen Punkten herbeigekommen, ohne daß ich weiß, wodurch sie benachrichtigt wurden, um der am Morgen in meinem verborgnen Arbeitsgemach gebornen Heiratsfähigen ihre Huldigungen darzubringen." Während der folgenden acht Abende und auch in den nächsten Jahren hat Fabre durch systematische Versuche ermittelt, daß nur die Ausdünstung des Weibchens die merkwürdige Fernwirkung auf die Männchen hervorgebracht haben kann. Der Geruch, für menschliche Nasen nicht wahrnehmbar, muß auf die Entfernung von Kilometern wirksam sein und konnte in seiner Wirkung nicht einmal dadurch beeinträchtigt werden, daß der Forscher eine mit Naphthalin gefüllte Schale unter die Drahtglocke stellte. Hier scheint also eine Feinheit des Geruchsorgans vorzuliegen, für die wir bis jetzt kein Analogon haben.

Von sonstigen zoologischen Beiträgen enthalten die Hefte u. a. Aufsätze von Th. Zell über das Schimpansenweibchen des Berliner Zoologischen Gartens, von Francé über Algen, Infusorien und sonstige mikroskopische Lebewesen des Süßwassers, von Schnee über spazierengehende Fische, musizierende Krebse und andre sonderbare Gesellen. Eine elektrotechnische Umschau gibt eine gedrungne Übersicht über den gegenwärtigen Stand dieser Materie, während zwei Beiblätter: „Wandern und Reisen" und „Photographie und Naturwissenschaft" den Naturfreunden auf diesen Spezialgebieten wertvolle Belehrungen geben. Bedenkt man, daß die Hefte auch noch gut illustriert sind, so muß man bekennen, daß für den Abonnementsbetrag in der Tat erstaunlich viel geboten wird.

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

65. Jahrgang

Nr. 21

Ausgegeben am 24. Mai 1906

Inhalt:

Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie

Norddeutscher Lloyd, Bremen – Deutsche Levante-Linie Hamburg.

Regelmässiger wöchentlicher Passagierdienst zwischen

MARSEILLE · GENUA · NEAPEL · PIRÄUS · SMYRNA · KONSTANTINOPEL · ODESSA · NICOLAJEFF · BATUM

und zurück

In allen Häfen genügend Aufenthalt zum Besuch der Sehenswürdigkeiten. Unterbrechung der Reise gestattet. Wegen Fahrkarten, Auskunft über Reisen u. a. wende man sich ausschliesslich an

Norddeutscher Lloyd, Bremen

oder dessen Agenturen.

Koche auf Vorrat!

Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel sind berufen eine Umwälzung in der Küche aller Länder herbeizuführen.

Einfach, solide, zuverlässig! Seit Jahren haben sich die Apparate in zehntausenden Familien bewährt. Für Hotels, Pensionen, Krankenhäuser, Genesungsheime von epochemachender Bedeutung. — Man verlange ausführliche Drucksachen sowie Probenummern der Zeitschrift **„Die Frischhaltung"** von

J. Weck, Ges. m. b. Haftung,

Oeflingen, Amt Säckingen (Baden)

„PERPLEX"

verbessertes Prismen-Binocle.

— Vergr. 6, 8, 10, 12 mal. —

Man versäume nicht, sich „Perplex" bei Kauf eines neuen Glases zum Vergleich vorlegen zu lassen. Kataloge kostenlos durch alle optischen Geschäfte und durch

Optische Werke Cassel

Carl Schütz & Co.

Tutulin

Diätetisches Nährmittel D. R.-Pat.

Unerreicht: 98,04% Reineiweiss. — Geschmacklos. — Nervenstärkend, Appetitanregend, Kräftigend — Aerztl. empfohlen. 125 Gr.-Packung Mk. 2.50 in d. Apotheken, wo nicht, liefern direkt franko **Tolhausen & Klein, Frankfurt-Main.**

Der dritte Panamerikanische Kongreß und die Dragodoktrin

In der zweiten Hälfte des Monats Juli soll der dritte Panamerikanische Kongreß in Rio de Janeiro zusammentreten. Die Tatsache, daß Mr. E. Root, der Staatssekretär der Vereinigten Staaten von Amerika, persönlich daran teilnehmen will, und der Umstand, daß man den Zusammentritt des Haager Friedenskongresses verschoben hat, um den Nationen des amerikanischen Kontinents Zeit zu lassen, sich untereinander über gewisse Fragen zu beraten, die auch den Friedenskongreß interessieren, haben die allgemeine Aufmerksamkeit in Europa auf sich gezogen. Man fragte sich: Was soll denn eigentlich in dieser panamerikanischen Konferenz beraten und beschlossen werden, daß so viel Aufhebens davon gemacht wird? und holte sich die Informationen da, wo sie am nächsten und am leichtesten zu erhalten waren — in den Vereinigten Staaten und aus den Londoner Zeitungen. Aber es ist dabei nicht viel herausgekommen. Die öffentliche Meinung Europas dürfte im Gegenteil zu einem irrigen Urteil gelangt sein. Man ist so daran gewöhnt, die meisten der latino-amerikanischen Länder als Herde ewiger Revolutionen und als leidenschaftliche Schuldenmacher anzusehen, die sich ihren internationalen Zahlungsverpflichtungen entziehn möchten, daß man sich mit verblüffender Leichtigkeit von Behauptungen überzeugen ließ, die zu der wirklichen Sachlage in Widerspruch stehn.

Vor allen Dingen hat die sogenannte Dragodoktrin eine irrige Auslegung gefunden. Argentinien hat seine Teilnahme am Kongreß davon abhängig gemacht, daß dieser die leitenden Ideen der Dragothese in sein Beratungsprogramm aufnehme. Was ihren Inhalt und die spätern Zusätze betrifft, so wird es gut sein, zunächst einmal ganz von der Gelegenheit abzusehen, bei der die diplomatische Note am 29. Dezember 1902 vom argentinischen Minister des Äußern, L. M. Drago, an den argentinischen Vertreter in Washington zur Übermittlung an die Vereinigten Staatenregierung abgesandt wurde. Wenden wir uns den Tendenzen zu, durch die sie ihre charakteristische Bedeutung erhält. „Eine der eigenartigen Bedingungen jeder Souveränität — heißt

Digitized by Google

es da unter anderm — ist die, daß gegen ihn (den Staat) kein Exekutionsvorgehen eingeleitet werden darf, weil diese Art der Schuldeneintreibung ihre (der Souveränität) Existenz als solche in Frage stellen sowie die Unabhängigkeit und die Aktionsfreiheit der betreffenden Regierung zum Verschwinden bringen würde."

An einer andern Stelle heißt es: „Alle Staaten, ohne Rücksicht auf ihre Stärke, sind unter sich vollkommen gleiche Wesenseinheiten und haben wechselseitig Rechtsanspruch auf dieselben Rücksichtnahmen und dieselbe Achtung." Ferner: „Das internationale Schiedsgericht ist die dauernde Aspiration nach der Gerechtigkeit, die die politischen Beziehungen zwischen den Völkern festlegt." Und endlich: „Die manu militari geschehende Eintreibung von Anleiheschulden ist gleichbedeutend mit territorialer Okkupation, einer Okkupation, die die Unterdrückung oder die Unterwerfung der Regierungen zur Voraussetzung nimmt." Diese angeführten Stellen sind die Ausgangspunkte für einen Notenwechsel gewesen, der heute noch nicht sein Ende erreicht hat, und worin die leitenden Gedanken, die das Vorgehen der argentinischen Regierung bestimmen, klar erkennbar werden. Vertiefen wir uns in Sinn und Bedeutung des Vorgangs, indem wir uns zugleich die historische Entwicklung der politischen Lage im amerikanischen Kontinent vergegenwärtigen, so werden wir vielleicht zu der überraschenden Erkenntnis kommen, daß die Dragodoktrin in der Gestalt, wie sie sich schließlich aus dem Notenwechsel herauszuschälen beginnt, die Beachtung und die Wertschätzung der ganzen Welt, insbesondre Europas verdient.

Argentinien strebt die möglichste Verhinderung der Entscheidung internationaler Fragen durch Waffengewalt an. Und zwar sollen auch etwaige Streitigkeiten amerikanischer Länder untereinander durch Schiedsgerichte entschieden werden. Die Anrufung dieser soll überhaupt für obligatorisch erklärt werden. Darum handelt es sich, und das paßt begreiflicherweise den Vereinigten Staaten ganz und gar nicht, da sie sich in ihren häufigen Differenzen mit Columbia, Kuba, San Domingo, mittelamerikanischen und vielleicht noch andern Republiken ihre Bewegungsfreiheit nicht einengen lassen werden. Präsident Roosevelt steht, wie seine monroistische Neulehre beweist, auf dem ganz entgegengesetzten Standpunkt wie Herr Drago und gesteht auch den europäischen Mächten ein bewaffnetes, „nicht auf Landerwerb gerichtetes" Einschreiten in bestimmten Fällen zu. Wir werden schon aus dem gesagten ohne weiteres folgern dürfen, daß es keineswegs die Absicht Dragos und der argentinischen Regierung war, faulen Schuldnern unter Anrufung der Intervention der Vereinigten Staaten Sicherheit vor Exekutionen zu verschaffen. Die Sicherstellung der Souveränität der amerikanischen Länder soll auf ganz anderm Wege erstrebt werden.

Die Notwendigkeit einer solchen Sicherstellung läßt sich aus der Entwicklung, die die Verhältnisse im Kontinent erfahren haben, leicht ableiten. Zunächst sei daran erinnert, daß rein wirtschaftliche Gründe die Losreißung der Vereinigten Staaten von England bewirkten. Und wirtschaftliche Gründe haben auch später bis heute die Politik der Vereinigten Staaten bestimmt. Diese wollten nicht länger ein Gegenstand kolonialer Ausbeutung sein, darum

machten sie sich selbständig. Und noch als Monroe seine Botschaft vom 2. Dezember 1823 erließ, lagen alle Umstände so, daß seine sogenannte Doktrin für Allamerika rein theoretische Bedeutung hatte. Sie hatte zunächst dasselbe Schicksal wie heute die Dragodoktrin, d. h. ihr fehlte die Anerkennung. England antwortete darauf mit der Erklärung, daß es sich in kolonisatorischer Besitzergreifung herrenloser Gebiete Amerikas dadurch nicht stören lassen werde. Ferner ist die panamerikanische Idee, die der Monroedoktrin zugrunde gelegt wurde, gar nicht angelsächsischen, sondern latino-amerikanischen Ursprungs. Ihre angelsächsische Auffassung weicht denn auch in wesentlichen Punkten von der Vorstellung ab, die man sich im lateinischen Amerika und in der übrigen Welt vom Panamerikanismus lange Zeit zu machen pflegte. Kein andrer als Bolivar, der Befreier Columbias, Venezuelas, Perus, Ecuadors und Bolivias, der größte und weitsichtigste Staatsmann, den das lateinische Amerika je hervorgebracht hat, war der erste begeisterte Vertreter des Grundsatzes: „Amerika den Amerikanern". Die Uneinigkeit, Unreife und Rückständigkeit seiner latino-amerikanischen Zeitgenossen machte es ihm unmöglich, dem Satze Geltung zu verschaffen. Die Welt erinnert sich seiner nicht einmal, wenn von der Monroedoktrin die Rede ist; und doch enthält diese die Lehre Bolivars in subjektiv angelsächsischer Färbung. Rührt ihr amerikanisches Gebiet an, so fassen wir das als eine Unfreundlichkeit gegen die Vereinigten Staaten (also nicht gegen den Kontinent) auf. Das ist der Sinn der den Kolonialmächten gemachten Erklärung.

Auch die Losreißung des spanischen und des portugiesischen Amerikas von den Mutterländern war auf wirtschaftliche Beweggründe zurückzuführen. Die rücksichtslose koloniale Aussaugungspolitik der Spanier hatte reiche, wohlbevölkerte Kulturstaaten Amerikas in Einöden mit untergehender ärmlicher Bevölkerung verwandelt. Die kolonisatorische Unfähigkeit Spaniens lag zutage, und das spanische Blut unter der vorhandnen Kreolenbevölkerung empörte sich wider die eignen Erzeuger. Die Befreiung gelang, aber es entstanden Republiken ohne Republikaner. Vergebens bemühte sich Bolivar, die hispano-amerikanischen Bevölkerungen um eine gemeinsame Idee zu einigen, den jungen Staatswesen Zusammenhalt und Zusammenschluß zu verschaffen, um ihnen größere Stärke zu verleihen. Wohl achtete man ihn von Mexiko im Norden bis Argentinien im Süden und nannte ihn den eigentlichen Befreier Hispano-Amerikas, aber der von ihm einberufne panamerikanische Kongreß kam nicht zustande, und sein Traum von einer Konföderation aller freien Staaten der Neuen Welt scheiterte an dem Stumpfsinn der Hispano-Amerikaner, die durch wirtschaftliche Verelendung wie zur Selbstverwaltung so auch zu politischer Erkenntnis geistig unfähig geworden waren.

Da hatten es denn die Vereinigten Staaten leicht, die Idee Bolivars aufzugreifen und nicht mehr im Namen Allamerikas, sondern in ihrem eignen Namen als Monroedoktrin zu verkünden, ohne in Amerika selbst Widerspruch zu finden. Und dann durchlief die der Doktrin zugrunde liegende Idee ihre verschiednen Entwicklungsstufen und verdichtete sich schließlich zu einem politischen Kredo, worin die Rolle der Vereinigten Staaten auf die Hegemonie über alle drei Teile des Kontinents zugestutzt erscheint. Wohl gab es auch

eine panlatinische Idee, die als Gegengewicht hätte dienen können, wenn sie den amerikanischen Verhältnissen angepaßt worden wäre. Aber sie ging von Europa aus, und im lateinischen Amerika fehlten die Sammel-, Zentral- und geistigen Ausstrahlungspunkte, von denen aus sie in zweckentsprechender Umarbeitung ihre kontinentale Färbung und Verbreitung hätte finden können. Der Franzosenkultus hatte seine Zeit, die noch heute nicht ganz überwunden ist. Ein selbständiger latino-amerikanischer Geist fand keinen Boden zum Gedeihen vor. Und wenn es heute beinahe den Anschein gewinnt, als ob er doch nicht ganz fehle, so ist die Erklärung in dem natürlichen Widerstreben bisher freier Nationen zu suchen, sich unter die von Roosevelt über sie verhängte Polizeiaufsicht zu beugen.

Damit ist nicht gesagt, daß es nicht immer einzelne Geister gegeben habe, die bald wie Bolivar einer panamerikanischen, bald angesichts des Verhaltens der Vereinigten Staaten einer latino-amerikanischen Idee huldigten. Die letzte konnte nur im Gegensatze zum angelsächsischen Imperialismus gedeihen. Aber wie hätte sie sich machtvoll entfalten können, solange es an Verständnis für die einigenden Gedanken fehlte? Zudem ist Latino-Amerika von zwei verschiedenen Sprachstämmen bewohnt. Von den 40 Millionen Einwohnern Südamerikas ist die Hälfte lusitanischen, die andre Hälfte spanischen Sprachstammes. Wie in Europa Spanier und Portugiesen nie zu einer politischen Einheit zu verschmelzen fähig waren, und wie ihre zeitweilige Vereinigung zu einem Staatsganzen bald wieder der Trennung wich, so ist auch in Südamerika der Gegensatz bemerkbar gewesen. Die spanischen Kolonien lagen fast in beständigem Kriege mit den portugiesischen, und an den Ufern des La Plata hörten die Kämpfe nicht auf, bis die Banda Oriental (Uruguay) für unabhängig erklärt wurde und sich als Pufferstaat zwischen die Streitenden schob.

Und dann der Gegensatz zwischen dem lusitanischen Kaisertum und den spanischen Republiken, ein Gegensatz, der sich sogar in der abweichenden Regierungsform äußerte. Heute ist zwar Brasilien ebenfalls eine Republik, aber deshalb sind gewisse politische Gegensätze keineswegs verschwunden. Das Einvernehmen mit Chile, das zeitweilig fast an einen Zweibund erinnerte, ist kein Beweis dagegen, sondern dafür. Denn Chile suchte die Freundschaft Brasiliens, weil es in Gegensatz zu einem Teile der spanischen Republiken geraten war. Auch dieser Gegensatz hat seine Bedeutung für die Beurteilung der Lage. Der Gegensatz zwischen einzelnen Republiken Südamerikas ist hauptsächlich eine Folge ihrer geographischen Lage und der in ihr begründeten Verschiedenheit ihrer politischen und wirtschaftlichen Interessen. Das Verhältnis zwischen Chile und seinen Nachbarn war ähnlich wie einst das zwischen Preußen und andern deutschen Staaten. Die strammern Chilenen schienen eine Zeit lang das Anrecht auf Hegemonie in einem Teile Latino-Amerikas erworben zu haben. Ihre Waffengänge mit Peru und Bolivia erwiesen ihre militärische Überlegenheit. Der erstaunliche wirtschaftliche Aufschwung Argentiniens wurde schließlich zu einem wirksamen Gegengewicht gegen weitere chilenische Expansionstendenzen. Und wie Peru und Bolivia einen Halt an Argentinien suchten, so näherte sich Chile Brasilien, um einer drohenden Störung des Gleichgewichts vorzubeugen.

Die Frage, welchem Lande in Südamerika die leitende Stellung zukomme, ist und bleibt vorhanden, auch wenn man es dort aus Opportunitätsgründen vermeidet, sie öffentlich zu erörtern. Als auf dem panamerikanischen Kongreß zu Mexiko der Antrag zur Beratung stand, das Prinzip der internationalen Schiedsgerichte anzuerkennen, machte Chile seine Zustimmung von der Bedingung abhängig, daß zunächst der gegenwärtige Besitzstand aller Staaten anerkannt werden müsse. Die Dragodoktrin hat also ihre Vorgeschichte. Argentinien stand auf der Seite Bolivias und Perus, denen eine unblutige Entscheidung der Tacna- und Aricafrage am Herzen lag. Brasilien suchte den Vermittler zu spielen, und zwar nicht nur im Sinne Chiles, sondern auch der Vereinigten Staaten, denen, wie schon erwähnt worden ist, diese Institution der von Argentinien angestrebten Schiedsgerichte, zum mindesten in der vorgeschlagnen Form, nicht vorteilhaft erscheint. Natürlich blieb in der Konferenz zu Mexiko die Frage unentschieden. Aber Argentinien läßt nicht locker. Es hat sich Chile freundschaftlich genähert und so viel erreicht, daß die Republiken der Südhälfte des Kontinents in der Theorie der schiedsrichterlichen Entscheidung aller internationalen Zwistigkeiten, „soweit sie nicht die Ehre der Nation betreffen", zustimmen.

Aus der Theorie den Übergang zur Praxis zu finden, dürfte jedoch Schwierigkeiten bereiten. Denn trotz alledem stößt die Dragodoktrin nach wie vor auf die Gegensätzlichkeit der Interessen, die die Geister trennt. Auch ist leicht erkennbar, daß sie weit über den Rahmen amerikanischer Interessen hinausreicht. Wenn für alle Zwistigkeiten, die zwischen amerikanischen Republiken untereinander nicht nur, sondern auch mit andern Mächten entstehn, die obligatorische Anrufung von Schiedsgerichten erstrebt wird, wenn alle selbständigen Staatswesen der Erde als gleichberechtigt anerkannt werden sollen, und es keiner Nation mehr zustehn soll, sich andern gegenüber aus eigner Machtvollkommenheit ihr Recht zu suchen, dann wird die Zustimmung der Großmächte schwer zu erlangen sein. Sagt nur eine einzige nein dazu, so bleibt die Frage ungelöst.

Es ist nur zu verständlich, daß die Politik der Vereinigten Staaten darauf hinausläuft, von sich selbst das Odium fernzuhalten, das sie in Latino-Amerika durch offnes Neinsagen auf sich laden würden. Sie haben sich auf eine Anzahl latino-amerikanischer Zeitungen Einfluß zu verschaffen gewußt und suchen mit deren Hilfe die öffentliche Meinung irrezuführen. Besonders beliebt ist ein seit lange unterhaltner Feldzug gegen Deutschland. Die Preßkampagne gegen Deutschland ist in Brasilien deshalb so leicht, weil es leider immer noch kein deutsches Kabel nach Brasilien gibt, und deshalb die Franzosen und Engländer im Bunde mit dem New York Herald fast ungestört gegen uns hetzen können, eine Arbeit, die ihnen dadurch sehr erleichtert wird, daß es die deutsche Gesandtschaft in Rio de Janeiro seit einigen Jahren aufgegeben hat, amtliche Dementis zu veröffentlichen; die Mißstimmung gegen Deutschland ist infolgedessen rapide gestiegen und hat nach dem „Panther"-Zwischenfall den Siedepunkt erreicht. Es wird Jahre dauern, bis der schlechte Eindruck verwischt sein wird, den unsre amtliche Note bei dieser Gelegenheit hervorgerufen hat,

da in ihr behauptet worden war, es sei der allgemeine Brauch der Marine, bei Desertionen von Mannschaften in der geschehenen Weise vorzugehn. Das Thema von der deutschen Gefahr ist mit Annäherung des Termins, wo in Rio de Janeiro der panamerikanische Kongreß eröffnet werden soll, in auffallend lebhafte Aufnahme gekommen, und die unter englischen, amerikanischen und französischen Einflüssen stehenden Zeitungen sekundieren dabei. Zugleich wird in Deutschland selbst Stimmung gegen die Dragodoktrin gemacht. Die in Tageszeitungen veröffentlichten irrigen Darstellungen geben Kunde davon. Es soll der Anschein erweckt werden, als sei man in Deutschland gegen diese Doktrin. Und die Gelegenheit, bei der Drago seine Note nach Washington sandte, läßt sich sehr leicht zu einem passenden Instrument umwandeln, in Deutschland irrige Vorstellungen zu erwecken, sobald man nämlich die Begleitumstände, die der Note ihre eigentliche Bedeutung gaben, außer acht läßt.

Die Absendung der Note erfolgte zu der Zeit, als England und Deutschland die Häfen von Venezuela blockierten und dieses Land zur Einhaltung seiner Zahlungsverpflichtungen nötigten. Und es wird in ihr direkt darauf hingewiesen, daß die beiden europäischen Mächte mit bewaffneter Hand ihre Forderungen durchsetzten, ohne daß vorher ein Schiedsgericht über deren Berechtigung erkannt, noch auch Venezuela angehalten hatte, seinen Verbindlichkeiten zu genügen. Folglich, so schreibt man in Nordamerika und wird in Deutschland ohne Prüfung wiedergegeben, handelte es sich um einen faulen Schuldner, den die Vereinigten Staaten nach Ansicht des Herrn Drago hätten beschützen müssen. Die ganze Entwicklung dieser Schiedsgerichtsfrage beweist jedoch, daß Drago keineswegs die Befreiung Venezuelas oder, in zukünftigen ähnlichen Fällen, andrer Schuldner von ihren Zahlungsverpflichtungen erstrebte, sondern sich nur gegen internationale Exekutionen aus eigner Machtvollkommenheit ohne Anrufung eines Schiedsgerichts ausgesprochen hat, das zunächst über die rechtliche Seite der Frage entscheiden und unter Umständen den Schuldner zur Zahlung anhalten sollte. Wer schließlich der Sentenz Befolgung zu verschaffen hätte, falls sich der Schuldner dem Urteil nicht fügt, diese Frage läßt die Note offen. Es kam Argentinien zunächst nur darauf an, die Schiedsgerichtsidee zur Geltung zu bringen. Wie später die Theorie in Praxis verwandelt werden könne, darüber konnten spätere internationale Vereinbarungen entscheiden.

Unstreitig wird in der Note Deutschland neben England als Richter in eigner Sache hingestellt. Ob aber deswegen die Note eine Spitze gegen Deutschland enthält, kann nur aus der Gesamtlage der Verhältnisse entschieden werden. Es war ein bloßer Zufall, daß das Deutsche Reich an einem Vorgehn beteiligt war, das von andern Ländern vorher schon tausendmal in ähnlichen Fällen in Szene gesetzt worden ist. Nachdem der panamerikanische Kongreß zu Mexiko auseinandergegangen war, erschien die Zeit reif für eine Erklärung von der Art, wie Drago sie abgegeben hat. Und folglich wurde sie bei einer passenden Gelegenheit abgegeben. Beschränken wir die Wirkung der schiedsrichterlichen Idee zunächst auf die Verbindlichkeiten mittel- und südamerikanischer Staaten, so liegt das Interesse der europäischen Regierungen darin, daß der Gedanke eines amerikanischen Schiedsgerichts in der Praxis nicht verwirklicht

werde, da viele latino-amerikanischen Staaten, was ihre Kultur anlangt, so tief stehn, daß es ganz unmöglich ist, Vertreter von ihnen als Schiedsrichter zu gebrauchen oder anzustellen. Argentinien ist übrigens keineswegs auf die Anrufung amerikanischer Schiedsgerichte erpicht, bei denen der Einfluß der Vereinigten Staaten leicht zu unerwünschten und zweifelhaften Ergebnissen führen könnte. Nein, ganz im Gegenteil, Argentinien denkt an die Anrufung des Haager Schiedsgerichts.

Es hat die latino-amerikanischen Nationen stark gewurmt, daß man sie zum vorigen Haager Kongreß nicht zugezogen hat. Die Vereinigten Staaten erschienen auf diesem wie Vertreter Allamerikas, die latino-amerikanischen Republiken folglich wie zur Interessensphäre der Vereinigten Staaten gehörend. Das wird beim nächsten Haager Kongresse anders sein. Und wie die latino-amerikanischen Mächte Sitz und Stimme erhalten haben, so soll ihnen nach der Dragodoktrin auch internationale Gleichberechtigung mit allen übrigen Ländern, die Großmächte inbegriffen, eingeräumt werden. In der Theorie dürfte diese Forderung kaum auf Widerstand stoßen. Machen wir uns das erstrebte Ziel an einem Beispiel klar. Wenn Rußland seinen Zahlungsverbindlichkeiten dem Auslande gegenüber nicht nachkäme — würden die Gläubiger deshalb die bewaffnete Intervention ihrer betreffenden Regierungen mit Erfolg anrufen können? Sicherlich nicht. Und was dem einen recht ist, soll dem andern billig sein. Argentinien steht außerhalb des Verdachtes, daß es sich selbst mit seiner Forderung um Erfüllung von Verbindlichkeiten herumdrücken wolle. Es ist das blühendste Land Latino-Amerikas, und seine Finanzen sind längst wohlgeordnet. Es handelt sich hier um die Anerkennung eines internationalen Grundsatzes, um den Versuch, die latino-amerikanische Welt um die Dragoidee zu sammeln, wie sich die anglo-amerikanische um die Monroelehre geschart hat.

Die Monroedoktrin ist in ihrer modernen Entwicklungsphase imperialistisch und auf die wirtschaftlichen Expansivbedürfnisse der Vereinigten Staaten zugeschnitten. Daß die latino-amerikanische Welt alle Ursache hat, sich dagegen sicher zu stellen, ergibt schon ein ganz kurzer historischer Rückblick. Die Monroedoktrin stand auch in ihrer ursprünglichen Bedeutung nicht dem Kriege gegen Mexiko (1836) im Wege, noch auch der Annexion von Texas nebst den nordmexikanischen Gebieten. Im Kriege gegen Spanien wurde Portorico nicht befreit, sondern annektiert, und Kuba trat in ein Abhängigkeitsverhältnis ein, das durch die Gründung von Flottenstützpunkten auf der Insel und andres mehr gesichert erscheint. Die Annexion der Philippinen gegen den Willen der Einwohner wird aufrecht erhalten, trotz andauerndem Freiheitskampfe. In San Domingo maßten sich die Vereinigten Staaten ohne weiteres das Recht an, die Zollhäuser unter ihre Verwaltung zu nehmen. Um den zukünftigen Kanal von Panama in ihre Gewalt zu bekommen, zerrissen sie Columbia in zwei Teile, erklärten die Republik Panama für selbständig und annektierten die interozeanische Kanalzone. Mexiko und ganz Mittelamerika haben sie in solche wirtschaftliche und politische Abhängigkeit gebracht, daß hier die Idee Dragos überhaupt nicht mehr auf wirksame Unterstützung rechnen kann. Und schließlich gab Präsident Roosevelt offiziell in seiner Botschaft Erklärungen ab, die

ihrer Bedeutung nach den ganzen Kontinent unter Aufsicht und Vormundschaft der Vereinigten Staaten stellen. Und bei alledem gibt es in Latino-Amerika noch Leute, die über eine deutsche Gefahr schreien!

Wenn einsichtige Staatsmänner Südamerikas gegen die nordamerikanischen Absorptionstendenzen Front zu machen beginnen, so kann dies nur als ein Zeichen des erwachenden Selbstbewußtseins aufgefaßt werden. Nicht nur Castro in Venezuela, nein so ziemlich alle südamerikanischen Republiken haben mehr oder minder kräftig und deutlich gegen die Absichten Roosevelts protestiert. Die Note Dragos aber will den Republiken das Recht auf Selbstbestimmung ihrer Schicksale revindizieren. Das Widerstreben der Vereinigten Staaten, ihren Inhalt als Beratungsgegenstand auf dem nächsten panamerikanischen Kongreß zuzulassen, wird in seinen Gründen trotz allen Verschleierungsversuchen leicht erkennbar.

Die Vorberatungen über das Arbeitsprogramm dieser panamerikanischen Konferenz finden in Washington statt, wo die diplomatischen Vertreter aller amerikanischen Nationen residieren. Die Vereinigten Staaten sind bemüht, die zwischen südamerikanischen Mächten vorhandnen Rivalitäten nach einer bestimmten Richtung hin auszunutzen und auszubeuten, und bemühen sich ganz besonders um Brasilien, dessen Minister des Äußern, Baron de Rio Branco, einer der gewiegtesten Diplomaten unsrer Zeit ist und die Verlegenheiten der Vereinigten Staaten für sein Land fruchtbringend zu machen sucht, indem er eine Vermittlerrolle spielt, die Brasilien erhöhtes Ansehen verschafft. Der Gesandte Brasiliens in Washington und der der Vereinigten Staaten zu Rio de Janeiro wurden zum Range von Botschaftern* erhoben. Kein andres südamerikanisches Land hat einen Vertreter dieses Ranges in Washington, und damit wird gewissermaßen dokumentiert, daß Brasilien die erste oder Vormacht Südamerikas sei. Mexiko hat allerdings ebenfalls einen Botschafter in Washington, während in seiner Hauptstadt ein amerikanischer Botschafter akkreditiert ist.

Der gleichzeitige Versuch der Vereinigten Staaten, in der lusobrasilianischen Presse Propaganda für die Erweiterung der Monroedoktrin und den Panamerikanismus zu machen, bei gleichzeitiger Verdächtigung der Kolonialpolitik einiger europäischer Mächte, besonders des Deutschen Reiches, hat jedoch seinen Zweck, die Aufmerksamkeit nach einer bestimmten Richtung hin abzulenken und die Vereinigten Staaten als Beschützer Allamerikas hinzustellen, nur sehr unvollkommen erreicht. Das an die Wand gemalte Phantom der deutschen Gefahr hat die nordamerikanische Gefahr, die denn doch schon zu deutlich und fühlbar heraufzieht, nicht in Vergessenheit gebracht. Dagegen herrscht Verwirrung der Begriffe von der Monroedoktrin und der panamerikanischen Idee, wie sie von den Vereinigten Staaten verstanden wird. Joaquim Nabuco, der brasilianische Botschafter in Washington, hat diese Verwirrung vermehren helfen, indem er bei jeder Gelegenheit mit echt südländischem Feuer seiner Begeisterung für die Vereinigten Staaten und die Politik Roosevelts öffentlichen Ausdruck verliehen hat.

So ist es denn nicht zu verwundern, daß man in Brasilien die Dragodoktrin in dem Sinne aufzufassen Neigung zeigt, der den Vereinigten Staaten

am genehmsten ist. Trotzdem hat sich die Devise „Südamerika den Südamerikanern" ausgebildet, und die schiedsrichterliche Idee wird nicht verworfen, sondern nur abweichend präzisiert. Selbständige Nationen, wird unter anderm geäußert, können sich nicht Mehrheitsbeschlüssen unterwerfen. Auf dem panamerikanischen Kongreß würden solche Mehrheitsbeschlüsse unverbindlich für die Minderheit sein. Soll aus der Konferenz etwas Ersprießliches hervorgehn, so dürfen nur Fragen zur Abstimmung kommen, über die man sich vorher geeinigt hat. Indem man sich aber auf diese Weise gegen das obligatorische Schiedsgericht des Herrn Drago verwahrt, ist man zugleich bemüht, mit andern südamerikanischen Nationen Separatvereinbarungen zu treffen, die für irgendwelche zukünftigen Zwistigkeiten den Grundsatz der Anrufung von Schiedsgerichten enthalten, das ist durch Vertrag obligatorisch machen. Ein solcher Vertrag besteht zum Beispiel zwischen Brasilien und Chile, und die andern Republiken beginnen das Beispiel nachzuahmen. So sieht man die südamerikanischen Nationen sich mehr und mehr zu einer Gruppe vereinigen, für deren Händel untereinander fremde Intervention überflüssig gemacht werden soll.

Wir stehn vor einer scheinbaren Inkonsequenz. Die Dragoidee wird von zweien der Hauptmächte (Brasilien und Chile) offiziell verworfen, während man zugleich bemüht ist, sich ihr für alle zukünftigen Einzelfälle anzupassen. Die brasilianische Diplomatie begründet ihre Stellung sehr geschickt. Der panamerikanische Kongreß, sagt sie, muß für die Schiedsgerichtsidee eine Fassung finden, die Aussicht hat, später auch vom Haager Kongreß adoptiert zu werden. Und da ist denn klar, daß nur das fakultative, nicht das obligatorische Schiedsgericht in Frage kommen kann. Der Standpunkt der Großmächte nach dieser Richtung hin ist bekannt. Unsre Zeit scheint für das obligatorische Schiedsgericht noch nicht reif zu sein. Für diese Auffassung hat Brasilien den Rückhalt der Vereinigten Staaten gewonnen.

Es ist leicht begreiflich, daß die Dragodoktrin, ähnlich wie einst die Monroedoktrin, nicht sogleich zur Geltung und Anerkennung kommen kann. Denn es genügt nicht, eine Norm aufzustellen, sondern man muß auch die Macht haben, ihr Beachtung zu verschaffen. Soll der Grundsatz von der Gleichberechtigung aller selbständigen Staatswesen zum internationalen Gesetz erhoben werden, so werden Leute da sein müssen, die seine Durchführung zu garantieren in der Lage sind. Die Unverletzlichkeit der Gebiete, wenn nicht aller latino-amerikanischen, so doch der südamerikanischen Republiken wird sich also zu einer Machtfrage ausgestalten müssen. Vor dieser Tatsache verschließen sich weder Brasilien noch Argentinien noch Chile. Alle drei haben fast zugleich das Bedürfnis gefühlt, ihre Kriegsflotte durch moderne Neuanschaffungen zu verstärken. Die Durchführung des brasilianischen Flottenbauplans würde etwa eine halbe Milliarde Mark in neun Jahren fordern. Argentinien und Chile gehn langsamer vor. Sie sind miteinander in freundschaftliche Beratungen eingetreten, denen zufolge jedes der beiden Länder dieselbe Zahl Panzerschiffe desselben Typs und derselben Stärke anschaffen soll. Das beseitigt jedes gegenseitige Mißtrauen, das etwa aus den Zeiten früherer Rivalitäten und Zwistigkeiten übrig geblieben sein könnte.

Beide Länder sind einer zu starken Anspannung ihrer Kräfte für Kriegszwecke abgeneigt. Besonders in Argentinien ist man zu der vernünftigen Überzeugung gekommen, daß die wirtschaftliche Entwicklung die Grundlage für die zukünftige Macht sein muß. Masseneinwanderung, Kolonisation in großem Maßstabe, Erhöhung der Produktion, Vermehrung des nationalen Reichtums, kurz und gut, genau auf demselben Wege, auf dem sich die Vereinigten Staaten im Laufe des letzten Jahrhunderts zu ihrer heutigen Blüte und Macht aufgeschwungen haben, will sich auch Argentinien seine Zukunft sichern. Der Weg zum Ziel ist unstreitig der richtige. Welches auch die Beschlüsse des panamerikanischen Kongresses in Rio de Janeiro sein mögen, und wie viel oder wenig davon der Haager Kongreß, vor den man sie zu bringen beabsichtigt, adoptieren wird, eins ist sicher: dort unten im südlichsten Zipfel Südamerikas sind Grundsätze und Bestrebungen aufgetaucht, die der panamerikanischen Frage unter Umständen eine ganz andre Lösung geben können, als dies von der Monroedoktrin zu erwarten ist. Die heute ohnmächtige Dragodoktrin kann im Wechsel der Zeiten eine Bedeutung gewinnen, die ihr von der zeitgenössischen Welt noch vorenthalten wird. Ja, da sie über den Rahmen spezifisch amerikanischer Interessen weit hinausreicht, kann sie sich — was bei der Monroedoktrin nie der Fall sein wird — universelle Sympathien erwerben.

Jedenfalls wird die deutsche Regierung gut tun, die Vorgänge auf dem dritten panamerikanischen Kongreß scharf beobachten zu lassen, was nicht so leicht ist, da manche Verhandlungen geheim sind, und da nur amerikanische Vertreter zugelassen werden. Überdies ist unser gegenwärtiger Gesandter, wie aus der Antwortnote der brasilianischen Regierung in der Pantheraffäre hervorging, nicht gerade persona grata. Es empfiehlt sich darum dringend, daß die deutsche Regierung mehrere Diplomaten ersten Ranges, die insbesondre auch der spanischen Sprache mächtig sind und Portugiesisch verstehn, nach Rio de Janeiro entsendet, damit möglichst alle Intriguen, die dort gesponnen werden, bemerkt und insbesondre die Beratungen über die Dragodoktrin genau verfolgt werden.

Die Deutschen in Österreich und die Wahlrechtsfrage

Von Julius Patzelt in Wien

2

In dem gegenwärtigen Abgeordnetenhause fallen auf den Großgrundbesitz 85, auf die Handelskammern 21, auf die Städte 116, auf die Landgemeinden 131 und auf die fünfte allgemeine Wählerklasse 72 Mandate.

Durch die von der Regierung vorgeschlagne Wahlreform soll nun das allgemeine, gleiche Wahlrecht in der Weise eingeführt werden, daß die bisherigen Wähler des Großgrundbesitzes und die Nichtzensuswähler der fünften allgemeinen Klasse der Wählerschaft der Städte und der Landgemeinden in=

korporiert werden, womit zugleich eine Neuaufteilung der städtischen und der ländlichen Wahlbezirke erfolgen soll.

Die städtische und die ländliche Wählerschaft hatte bisher 247 Mandate zu vergeben, und man hatte ursprünglich geglaubt, daß die Regierung nur die 72 Mandate der allgemeinen Kurie diesen bürgerlichen und bäuerlichen Mandaten hinzufügen werde, sodaß die gesamte wahlberechtigte Bevölkerung in Zukunft in 319 Wahlbezirke eingeteilt sein würde. Aber die Regierung kassierte die 106 Mandate des Großgrundbesitzes und der Handelskammern nicht. Sie brauchte eine Lockspeise für die bürgerlichen Parteien aus Stadt und Land und erklärte deshalb nicht nur die 72 Mandate der fünften Wählerklasse, sondern auch die 106 des Großgrundbesitzes und der Handelskammern und überdies noch 30 neuzuschaffende Mandate, zusammen also 208 Mandate, auf die bisherigen städtischen und ländlichen Wahlbezirke neu aufteilen zu wollen.

Bei der Grundsatzlosigkeit der meisten politischen Parteien kann man sich leicht vorstellen, welches Laufen und Drängen um die Gunst einer Regierung entstand, die mehr als 200 Mandate zu verschenken hatte. Da es aber der Regierung vorerst nur darum zu tun war, die Aufhebung des Klassenwahlrechts durchzusetzen und das allgemeine, gleiche Wahlrecht grundsätzlich einzuführen, seine konsequente Anwendung aber der Zukunft zu überlassen, nahm sie keinen Anstand, die Wahlbezirke nach den persönlichen und den parteipolitischen Bedürfnissen der Abgeordneten und der Parteien einzuteilen, deren Gewissen sie betäuben wollte.

Unter diesen Umständen mußte sich ihre Wahlreform zu einem Machwerk sondergleichen, zu einer Monstrosität politischer Leichtfertigkeit auswachsen, von Anfang bis zu Ende ein blutiger Hohn auf die Versicherung der Regierung, daß Steuerleistung und Intelligenz die entsprechende Berücksichtigung erfahren, und daß die nationalen Machtverhältnisse im Parlament nicht alteriert werden sollten.

Den Slawen im allgemeinen wurde zugestanden, daß auch Analphabeten des allgemeinen Wahlrechts teilhaftig sein sollen, den Jungtschechen, die in den ländlichen Bezirken vollständig abgewirtschaftet haben, wurde eine bedeutende Vermehrung der städtischen tschechischen Bezirke und den Südslawen eine Vermehrung ihrer Mandate überhaupt gewährt, während einigen einflußreichen deutschen Parteiführern ihre Wahlbezirke zum allerpersönlichsten Gebrauche hergerichtet wurden. Neben Wahlbezirken mit 13000 Einwohnern finden sich solche mit 130000 Insassen; daß aber diese Ungleichheit nicht so sehr in der Berücksichtigung der Intelligenz und der Steuerleistung ihren Grund hatte, geht daraus hervor, daß in Wien, das beinahe ein Drittel sämtlicher direkten Staatssteuern zahlt, auf 55000 Einwohner ein Abgeordnetenmandat entfällt, während der Reichsdurchschnitt 57000 beträgt. Prag dagegen hat sich weit größerer Gunst zu erfreuen. In Prag fällt schon auf 28000 Einwohner ein Mandat, obgleich in Wien auf den Kopf 58,2 Kronen, in Prag aber nur 37,7 Kronen direkte Steuerleistung fällt.

In Niederösterreich, wo es sehr viele Steuerzahler und wenig Analphabeten gibt, fällt durchschnittlich auf 56000 Einwohner ein Abgeordneter, in

Dalmatien, wo man wenig Steuern zahlt, aber auch ebensowenig des Lesens und Schreibens kundig ist, sollen schon 54000 Einwohner das Recht genießen, durch einen Abgeordneten vertreten zu werden.

Diese Beispiele ließen sich ins unendliche vermehren. Aber noch bezeichnender für die Art und Weise, wie die Regierung die Wahlreformvorlage behandelte, war die Unaufrichtigkeit, die sie bei diesem Mandatsschacher den Deutschen gegenüber an den Tag legte.

Die Zahl der deutschen Mandate dürfe, so erklärte sie, durch die Wahlreform nicht vermindert werden. Nach ihrer Berechnung sollten nämlich von den 455 Wahlbezirken auf die Deutschen 205 (bisher 205), auf die Tschechen 99 (87), auf die Polen 64 (72), auf die Ruthenen 31 (10), auf die Slowenen 23 (15), auf die Serbokroaten 13 (12), auf die Italiener 16 (19), auf die Rumänen 4 (5) kommen.

Die Regierung hatte sich nicht einmal die Mühe genommen, die Zahl von 205 entsprechend der Vermehrung der Gesamtzahl der Mandate von 425 auf 455 zu korrigieren, da dann dem Anteile der Deutschen an den jetzigen 425 Mandaten nicht 205, sondern 219 Mandate von 455 künftigen Mandaten entsprächen. Aber das wäre nebensächlich, obgleich einige deutsche Parteien kindisch genug waren, hierin den entscheidenden Punkt der ganzen Wahlreformvorlage zu sehen. Sie erklärten nämlich, daß nach dem gegenwärtigen Wahlrecht die Slawen insgesamt nur über 196 von 425 Mandaten verfügen, während ihnen nach der Wahlreformvorlage von 455 Mandaten 230, also die absolute Majorität zufallen würden, was nicht geduldet werden könne. Es ist schwer, bei diesem Kalkul ernst zu bleiben. Ganz abgesehen davon, daß es in nationaler Beziehung ganz ohne Belang ist, ob die Slawen zusammen im Abgeordnetenhause eine Mehrheit von drei Stimmen haben oder nicht, da mit einer solchen Mehrheit im Parlament nichts anzufangen ist, ist es unrichtig, daß die Deutschen zurzeit über 205 Mandate verfügen, da 8 von diesen Mandaten in sozialdemokratischen Händen sind. Dieser Rechenfehler würde sich aber bei den 205 Mandaten sehr vergrößern, die nach der neuen Wahlordnung den Deutschen vorbehalten sein sollten. Diese 205 deutschen Mandate sollen unter ähnlichen Verhältnissen vergeben werden wie bisher die 30 Mandate der allgemeinen Wählerklasse in deutschen Bezirken, und die mäßigsten Schätzungen nehmen an, daß von diesen 205 Mandaten etwa 27 den Sozialdemokraten zufallen werden. Allerdings würde auch die Zahl der slawischen Mandate durch die Sozialdemokraten eine Einschränkung erfahren, jedoch nicht in demselben Maße, nimmt man doch allgemein an, daß die Sozialdemokraten nur in etwa 14 slawischen Bezirken siegen würden. Überdies ist aber erfahrungsgemäß die slawische Sozialdemokratie im Gegensatz zur deutschen nicht international, sondern betont ihre Nationalität besonders dann sehr scharf, wenn es sich darum handelt, gegen die Deutschen aufzutreten. Vor allem tut es die tschechische Sozialdemokratie, die schon aus Rücksicht auf die scharfe Konkurrenz der Tschechischradikalen und der Nationalsozialen auf die slawische Propaganda nicht verzichten kann. In allen Fällen, wo bisher deutsche und slawische Interessen einander schroff gegenüberstanden, haben die slawischen Sozialdemokraten

gegen die deutschen Interessen Stellung genommen und die deutsche Sozialdemokratie mit sich gezogen, die, um eine Sprengung der Partei zu vermeiden, jederzeit bereit war, den Deutschen in den Rücken zu fallen. Das würde auch in der Zukunft so sein, und so würde die Wahlreform des Freiherrn von Gautsch trotz allen wahlgeometrischen Künsteleien die Zahl der deutschen Abgeordneten vermindern.

Wer aber würde zu behaupten wagen, daß sobald einmal der Grundsatz des allgemeinen, gleichen Wahlrechts gesetzlich anerkannt worden ist, eine Wahlbezirkseinteilung wie die geplante nicht in der kürzesten Zeit einer andern weichen müßte, die Intelligenz und Steuerleistung noch weniger berücksichtigen und fast nur noch auf die Kopfzahl Rücksicht nehmen würde? An sich müßte damit noch keine Schwächung der politischen Machtstellung des Deutschtums in Österreich Hand in Hand gehn, denn wenn die Wahlreform alles das bewirken würde, was ihre Freunde prophezeien, wenn durch sie in das Parlament ein „neuer Geist", ein Geist friedlicher Arbeit einziehn würde, dann vermöchte sich auch eine deutsche Minorität im Parlament zur Geltung zu bringen. Aber darin liegt eben die große Täuschung oder Selbsttäuschung, denn die Einführung des allgemeinen Wahlrechts wird nicht das bringen, was man vor allem von ihr erwartet: das Ende des Nationalitätenstreits! Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, daß die Erhöhung des Einflusses der breiten Schichten auf die Zusammensetzung des Parlaments die sozialen Fragen über die nationalen stellen und eine starke, „zielbewußte" Volksvertretung schaffen würde; ein Irrtum ist es aber auch, zu hoffen, daß die Demokratisierung des österreichischen Wahlrechts den Reichsrat zu einer prompt arbeitenden Maschine machen würde, die dem leisesten Drucke der Regierung gehorcht.

Daß unter gewissen Voraussetzungen Parlamente, die aus dem allgemeinen, gleichen Wahlrechte hervorgehn, machtloser und deshalb leichter zu handhaben sind als Klassenparlamente, unterliegt keinem Zweifel, denn das allgemeine, gleiche Wahlrecht atomisiert und läßt die starken Interessengemeinschaften, die dem Parlamentarismus erst den Inhalt geben, nicht politisch wirksam werden. Aus der Bemerkung E. Fischels (Die Verfassung Englands, 1862), daß der Chartismus den englischen Parlamentarismus zerstöre, und daß von dem Augenblick an, wo in England das allgemeine Wahlrecht hergestellt würde, die Reaktion der königlichen Prärogative datieren würde, spricht eine äußerst feine Beobachtung. Aber nur unter zwei Voraussetzungen trifft sie zu. Erstens muß die monarchische Gewalt fähig sein, die Funktionen zu übernehmen, die das desorganisierte Parlament nicht mehr zu verrichten mag, und zweitens darf sich — wenn es sich um einen Völkerstaat wie Österreich handelt — die Wirksamkeit des Parlaments nicht auf nationale Angelegenheiten erstrecken, weil dadurch nationale Interessengemeinschaften entstehn, die weit stärker als wirtschaftliche und politische der atomisierenden Wirkung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts widerstehn.

In Österreich ist keine dieser beiden Voraussetzungen vorhanden. Die starke Hand von oben vermißt man seit Jahrzehnten, während der national-zentralistische Charakter der Verfassung von 1867 den Reichsrat zum permanenten Schauplatz eines verheerenden Nationalitätenkampfes gemacht hat. Die Einführung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts würde aber diesen nicht mildern,

sondern noch verschärfen, da — weil infolge der national-zentralistischen Verfassung die Parteien im Reichsrate sich vor allem nach nationalen Erwägungen gruppieren — sich die durch die Demokratisierung des Wahlrechts bewirkte Radikalisierung gerade in nationaler Beziehung am stärksten fühlbar machen würde. Es ist durchaus falsch, daß man die österreichische Parlamentskrise aus dem Klassencharakter des österreichischen Wahlrechts ableitet, durchlebte doch das englische Parlament seine glänzendsten Tage gerade damals, als es ein ausgesprochnes Klassenparlament war. Nicht das Klassenwahlsystem, sondern die Bestimmung der österreichischen Verfassung, die die Ordnung der nationalen Angelegenheiten dem Reichsrate zuweist, hat die bedauernswerten Zustände im österreichischen Reichsrate geschaffen.

Weil die Verfassung von 1867 wohl den Grundsatz, daß alle Nationalitäten gleichberechtigt seien, aussprach, seine Durchführung aber dem Reichsrat überließ, löste sich das ganze politische Leben in einen Kampf zwischen Deutschen und Slawen auf, der schließlich alle parlamentarische Ordnung sprengte, indem er die Deutschen, als sie sich im Parlament in die Minorität gedrängt und durch die Handhabung der Zentralgewalt in nationalen Dingen durch eine slawische Parlamentsmehrheit bedroht sahen, zur Obstruktion trieb. An dieser Ursache der österreichischen Krise würde durch die Einführung des allgemeinen Wahlrechts gar nichts geändert werden. Der nationale Streit würde nicht gedämpft, die Ohnmacht des Parlaments nicht gehoben werden, wohl aber würde einerseits die parlamentarische Anarchie auch auf die Regierung übertragen, andrerseits aber das Deutschtum in seinen nationalen Interessen aufs tiefste geschädigt werden.

Die Besorgnis, daß das durch die Einführung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts befürchtete Anwachsen der slawischen Mandate zur Bildung einer slawischen Reichsratsmehrheit führen würde, der die Deutschen mit gebundnen Händen ausgeliefert wären, ist allerdings nicht begründet. Ebensowenig wie es gelingen konnte, durch eine künstliche Wahlbezirkseinteilung die parlamentarische Herrschaft der Deutschen zu begründen, ebensowenig würde durch die Wahlreform ein slawischer Zentralismus geschaffen werden, weil die Deutschen immer stark genug bleiben würden, sich eines solchen durch Obstruktion zu erwehren.

Kann sich aber die deutsche Politik in Österreich mit der Obstruktionsmöglichkeit als der einzigen Garantie gegen nationale Vergewaltigung bescheiden? Im Wege der Gesetzgebung wird man den Deutschen nicht an den Leib können, aber ganz abgesehen davon, daß die Verwaltung, von ihren nationalen Gegnern gehandhabt, ihnen großen Schaden zufügen kann, müßten gerade sie unter der Fortdauer der unglückseligen Zustände im Reichsrat am meisten leiden. Als der, was die Kultur anlangt, fortgeschrittenste und darum wirtschaftlich am feinsten organisierte Volksstamm Österreichs bedürfen sie zu ihrer Entwicklung und Behauptung ihrer Machtstellung am dringendsten geordneter innerpolitischer Zustände, weil sich nur unter solchen die Überlegenheit ihrer Intelligenz und ihres Besitzes geltend machen kann. Jede Stockung der österreichischen Gesetzgebung und die dadurch hervorgerufne ökonomische Unsicherheit fügt den Deutschen unberechenbaren Schaden zu; darunter leidet aber ihre nationale Machtstellung nicht nur unmittelbar, sondern auch mittelbar, weil unbefriedigende wirtschaftliche

Zustände die Zahl der Sozialdemokraten in der anspruchsvollern deutschen Bevölkerung viel stärker anschwellen lassen als bei den weniger kultivierten und deshalb anspruchslosern Slawen.

Faßt man alle diese Erwägungen zusammen, so ergibt sich, daß die geplante Reform des österreichischen Reichsratswahlrechts die innerpolitischen Zustände des Staats nicht bessern, sondern verschlechtern, daß sie aber auch die Interessen des Deutschtums aufs empfindlichste schädigen würde.

Allerdings ist kaum anzunehmen, daß sich die von oben begünstigte Bewegung zugunsten des allgemeinen, gleichen Wahlrechts werde zum Stillstand bringen lassen, aber vom staatlichen sowie vom deutschen nationalen Standpunkt aus kann diesem Experiment nur dann zugestimmt werden, wenn zugleich Vorsorge getroffen wird, daß die wirkliche Ursache der österreichischen Krise, das heißt jene Bestimmungen der Verfassung beseitigt werden, die die Regelung der Nationalitätenfrage dem Reichsrat überantworten.

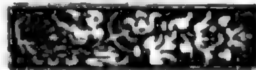
So notwendig es ist, daß in einem vielsprachigen Reiche ein Verständigungsmittel besteht, um so klarer ist es, daß diese Verständigungssprache in Österreich nur die deutsche Sprache sein kann, ebenso selbstverständlich ist es aber auch, daß die öffentlichen Behörden in der Sprache des Volksstammes zu amtieren habe, den zu verwalten sie bestimmt sind. Im Verkehr mit den Parteien und in ihren inneramtlichen Maßnahmen werden also die staatlichen Behörden je nach der nationalen Schichtung ihrer Verwaltungsbezirke einsprachig oder doppelsprachig sein müssen, in dem Verkehr mit den Zentralbehörden sich aber der deutschen Sprache zu bedienen haben. Diese Bestimmung wäre dem Paragraphen 19 der Staatsgrundgesetze (nationale Gleichberechtigung) einzufügen, und ebenso die weitere, daß alle nationalen Angelegenheiten, vor allem die der Schule, in den Kreis der nationalen Selbstverwaltung fallen. Jedem Volksstamme muß das Recht gewahrt werden, für seinen Kulturfortschritt zu sorgen, aber auch die Aufbringung der Mittel hierzu muß seine Sache bleiben. Wird in allen gemischtsprachigen Kronländern die nationale Abgrenzung der Verwaltungsbezirke durchgeführt, dann wird damit auch die Form gegeben sein, in der sich die nationale Selbstverwaltung betätigen kann. Die Organisation des öffentlichen Unterrichts bliebe zwar der Reichsgesetzgebung vorbehalten, Sache eines jeden Volksstammes wäre es jedoch, in seinem Bezirke die Durchführung dieser reichsgesetzlichen Bestimmungen zu übernehmen, die Errichtung fremdsprachiger Schulen zu verhindern und eigne Schulen zu errichten, wogegen er aber auch die Kosten des gesamten nationalen Schulwesens zu übernehmen hätte. Würden auf die Weise die Sprachenfrage und die Schulfrage geordnet, dann würde der Reichsrat so ziemlich von allen den nationalen Querelen entlastet sein, die ihn heute zur Ohnmacht verurteilen, dann wären auch die Gefahren für die Deutschen beseitigt, die ihnen sonst von jeder Erweiterung des Wahlrechts drohen.

Heute, wo durch den national-zentralistischen Charakter der Verfassung die Nationalität nahezu allein Parteien und Majoritäten bildet, besteht für die Deutschen nicht die Möglichkeit einer Koalition mit der einen oder der andern nichtdeutschen Partei ohne Preisgebung ihrer nationalen Interessen. Alle solche Versuche in den letzten anderthalb Jahrzehnten sind gescheitert und haben für

die Deutschen nur zur Folge gehabt, daß sich die Spaltungen unter ihren Parteien erweiterten. Sobald aber dem Reichsrate keine Macht über die nationalen Kulturangelegenheiten mehr zustünde, würde auch die Nationalität nicht mehr allein maßgebend für die Bildung der Parteien sein. Politische und auch wirtschaftliche Erwägungen würden in den Vordergrund treten und mehr und mehr die Gruppierung der Parteien bestimmen; kurz, es wäre die Möglichkeit eines Zusammengehns Deutscher und Nichtdeutscher und damit auch die Möglichkeit einer Ralliierung der bürgerlichen und der bäuerlichen Elemente ohne Unterschied der Nationalität gegen die Sozialdemokratie gegeben.

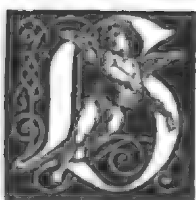
Gewiß würde das denen wenig passen, die die Wahlrechtsbewegung in Fluß gebracht haben. Weil der Mittelstand dem wirtschaftlichen Liberalismus untreu geworden ist, weil sich Handwerker und Bauern in den letzten Jahren zur Wahrnehmung ihrer wirtschaftlichen Interessen zusammengetan und dadurch Einfluß auf die Gesetzgebung erlangt haben — es sei nur auf die Gewerbenovelle und das Verbot des Blankoterminhandels an der Fruchtbörse hingewiesen —, und weil der Einfluß des Mittelstandes auf Gesetzgebung und Verwaltung in demselben Maße zu wachsen verspricht, in dem die sich durch die wirtschaftspolitische Organisation des Mittelstandes immer stärker geltend machende Neigung zu einer nationalen Verständigung die Spannung zwischen Deutschen und Slawen mindert, versucht man es auf gegenteiliger Seite, durch Entfesselung der Wahlreformfrage dem sich immer breitere Volksschichten erobernden Gedanken einer Regelung der Nationalitätenfrage durch eine entsprechende Änderung der Verfassung wieder in den Hintergrund zu drängen und durch Einführung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts den Mittelstand an die Wand zu drücken.

In seinem Mittelstande ruht aber die nationale Kraft des deutschen Volkes in Österreich, und darum kann es einer weitern Demokratisierung des Wahlrechts nur dann zustimmen, wenn ihr eine Revision der Verfassung vorangegangen ist, die die Nationalitätenfrage aus dem Reichsrat ausschaltet und es dadurch den Deutschen ermöglicht, ohne Preisgebung nationaler Interessen mit Nichtdeutschen Bündnisse einzugehn, um so auch als nationale Minorität ihr intellektuelles und wirtschaftliches Übergewicht zur Geltung zu bringen.



Goethe, Kant und Chamberlain

1



Houston Stewart Chamberlain hat die Welt mit einem zweiten monumentalen Werke überrascht: Immanuel Kant. Die Persönlichkeit als Einführung in das Werk. (München, F. Bruckmann, 1905; 12 Mark.) Er sieht unsre edle Kultur, „das von Germanen errichtete Weltreich des Geistes“ von zwei Seiten bedroht. „Eine erstarkende römische Kirche auf der einen Seite, die schon die Hand auf unsre Schulen ausstreckt, um das reine Gemüt der Kinder auf immer mit ihrem jede Freiheit tötenden Gift zu impfen, unterstützt dabei von Katholiken zweiter Güte, das heißt von Protestanten, die nicht mehr protestieren,

sondern sich biegen und bücken und es Rom nachmachen, und auf der andern Seite eine angeblich empirisch-wissenschaftliche Weltanschauung, die in der Aufstellung und Erfassung des Problems des Daseins hinter Thales zurückgegangen ist; die jenes herrlich-kühne Paradoxon der mathematischen Physik — die Welt sei nichts als Bewegung in leeren Räumen — für bare Münze nimmt und uns nun die Gestalt, die Persönlichkeit, den einzig erlösenden Gedanken der Freiheit raubt, um auch in uns Menschen, uns Enkeln Homers und Leonardos und Yâdjnavalkyas und der Propheten, nichts weiter als aufgezogne Bratenwender zu erblicken." Den zweiten Feind hält er für gefährlicher als den ersten, und die Bekämpfung des darwinisch-materialistischen Monismus in diesem Buche gehört zu dem treffendsten, was je über den Gegenstand gesagt worden ist. Seite 465 bis 526 findet man eine zusammenhängende Kritik dieser „plumpen Mythologie", und gelegentlich, zum Beispiel Seite 59 bis 60, 79, 249, 254, 334 Anmerkung 1, 353 bis 354, 636 bis 637, 691, 737, versetzt er dem Haeckelschen Gedankenungetüm elegante Hiebe. Chamberlain glaubt es nun Kant zu verdanken, daß er zwischen den Extremen hindurch den richtigen Weg gefunden hat. Er hegt für den Alten von Königsberg unaussprechliche Verehrung, ist überzeugt, daß dieser unser Retter aus den drohenden Gefahren werden könne, und will die Deutschen zu ihm hinführen. Aber nicht etwa durch eine neue Erklärung der Kritik der reinen Vernunft. Mit dieser das Studium Kants anzufangen, die ja bekanntlich lernbegierige Jünglinge abzuschrecken pflegt, davor warnt er ausdrücklich; er selbst, meint er, werde sie wohl niemals ganz verstehn. Sondern Kants Leben, seine Persönlichkeit, seine Gesinnung, seine Art zu denken und zu forschen möchte er seinen Lesern anschaulich machen; und zu diesem Zweck stellt er fünf andre große — nicht etwa Professoren der Philosophie, ein solcher sei der Mathematiker und Naturforscher Kant ganz zufällig geworden — sondern Weltanschauer neben ihn: Goethe, Descartes, Leonardo da Vinci, Giordano Bruno und Plato. Wenn wir nun einen Begriff davon geben wollten, wie der Verfasser diese Männer, Kant selbst und die gegenseitigen Beziehungen aller zueinander darstellt, müßten wir mindestens sechs Aufsätze schreiben. Da das nicht geht, beschränken wir uns darauf, in Anlehnung an Chamberlain das Verhältnis Goethes zu Kant selbständig und kurz zu charakterisieren, und tun das um so lieber, als uns ein andres Buch das Material dazu: eine Sammlung der hierfür in Betracht kommenden Äußerungen Goethes, auf das bequemste zugänglich macht: Goethes Philosophie aus seinen Werken. Mit ausführlicher Einleitung herausgegeben von Max Heynacher. (Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1905. Es ist der 109. Band der in diesem Verlag erscheinenden Philosophischen Bibliothek. Der 108. Band enthält Leibnizische Schriften zur Biologie und Entwicklungsgeschichte, herausgegeben von Dr. Ernst Cassirer. Den ersten Band von Cassirers Leibnizsammlung haben wir seinerzeit empfohlen.)

„Für Philosophie im eigentlichen Sinne hatte ich kein Organ", bekennt Goethe im Jahre 1817. Es kommt darauf an, was man unter Philosophie versteht. In der ursprünglichen Bedeutung des Wortes ist Goethe der größte aller deutschen Philosophen, denn keines andern Mannes Schriften sind so voll

köstlicher Lebensweisheit. Und nimmt man Philosophie gleichbedeutend mit Weltanschauung, so hat er die seine zwar nicht systematisch dargestellt, aber jeder Leser kann sie leicht herausfinden: Natur und Menschenwelt ein von Gott beseeltes Ganze, das durch die Fülle und Mannigfaltigkeit seiner Teile wie durch ihre Harmonie den Beschauer entzückt, und in dessen Getriebe der Tätige den Ort und die Gelegenheit findet, in der Übung seiner Kräfte dieser froh zu werden. Für Philosophie im eigentlichen Sinne, womit er ohne Zweifel die Schulphilosophie meint, hatte er freilich kein Organ. Denn die bewegt sich in Abstraktionen, während sein Element die Anschauung der Dinge und das Wirken im konkreten Besondern war. Wunderlicherweise meint Chamberlain, er sei außerdem noch „durch den unseligen Jugendverkehr mit Spinoza für alle echte Metaphysik verdorben" worden. Dessen bedurfte es doch gar nicht bei Goethes der Metaphysik durchaus abgewandter Naturanlage, die Chamberlain selbst tief erfaßt hat und höchst originell schildert. Goethe war ganz Augenmensch. Die Schönheit ihrer Augen ist an beiden, sowohl an Goethe wie an Kant, gerühmt worden; sie begeistert Chamberlain zu Lobpreisungen, die zugleich den merkwürdigen Unterschied dieser schönen und auch scharfen Augen andeuten. „Ich bin nun einmal einer der ephesischen Goldschmiede, der sein ganzes Leben im Anschauen und Anstaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin und in Nachbildung ihrer geheimnisvollen Gestalten zugebracht hat, spricht Goethe als Dreiundsechzigjähriger. Hierin liegt ja das Geheimnis jenes wunderbaren Phänomens, daß Goethe nie aufhörte zu wachsen, daß er auch als Greis mit jedem Frühling — wie eine ehrwürdige Eiche — Blätter treibt, so frisch und grün und jung wie ein heuriger Schößling. Er hört eben nie auf, sich zu nähren. Das Auge ist es, das den Zusammenhang zwischen dem Individuum und der Natur herstellt, in zweiter Reihe dann die andern Sinne; wogegen der Intellekt, ob als einfaches Ganglion in das erste Segment des Erdwurms oder als gewaltig angewachsne Hirnmasse in unsern harten Hirnschädel eingeschlossen, immer in verborgnen, unzugänglichen Tiefen ruht, geschieden von der Welt, ein geborner Egotist. Das Auge ist die Brücke. Freilich, was sollte das Auge, die Brücke, wenn nicht da drinnen im dunkeln Burgsaal ein König auf Gäste wartete, ein zaubermächtiger König, der alles nach seinem Willen umformt usw." Als Augenmensch war Goethe vor allem Kunstfreund und Dichter. Darin „liegt der Kernpunkt des Kontrastes mit Kant". So zum Beispiel kann das Auge nur das Gegenwärtige erfassen. „Wer sich ihm hingibt, wird immer mit Leidenschaft dem gegenwärtigen Eindruck angehören, diesem Eindruck, der einesteils durch den Gegenstand, andernteils durch die wechselnde Beschaffenheit des Auges bedingt ist." So sei es zu erklären, daß Goethe als Jüngling für das Straßburger Münster schwärmte, in seiner italienischen Periode die Gotik verabscheute, dann, von den Brüdern Boisserée angeregt, noch einmal Verständnis dafür gewann. „Kant wehrt sich mißtrauisch gegen derlei Einflüsse; er schließt das Auge." Und dieses für die unmittelbar umgebende Außenwelt geschlossene, nach innen geöffnete Auge Kants ist nun vielleicht das Merkwürdigste an diesem. Schon viele haben darüber gestaunt, daß Kant, der niemals aus der nächsten Umgebung von Königsberg herausgekommen ist, niemals Kunst-

sammlungen, fremde Länder und Völker zu sehen Gelegenheit gehabt hat, solche Dinge höchst anschaulich beschreibt und in ihrer Beurteilung, zum Beispiel in der Charakteristik von Nationalcharakteren, den Nagel auf den Kopf trifft. Chamberlain bringt noch eine Anzahl Belege dafür bei, daß er Bauwerke, Kriegsschauplätze, chemische Experimente, die er niemals gesehen hatte, genauer und richtiger zu beschreiben imstande war als Leute, die das Beschriebne mit Augen gesehen hatten. Er hatte demnach eine außergewöhnliche Kraft der innern Anschauung, der er durch Lektüre beständig Stoff zuführte; denn nicht philosophische Werke las er — die fand er so unverdaulich, wie die meisten Menschen die seinen finden —, sondern naturwissenschaftliche und geographische, besonders Reisebeschreibungen. Und die genauen und richtigen Beschreibungen, die er selbst danach entwarf, beweisen, daß seine innere Anschauung exakt war. Er sah als Mathematiker und war darum für die exakte Naturwissenschaft angelegt, Goethe — zwar Augenmensch, aber nicht mit mathematischem Verstand, sondern mit vorwiegender Phantasie begabt — sah ungenau und konnte darum zwar Kunstfreund und Kunstverständiger werden, aber nicht ausübender Künstler. Weil ihm die Gabe mathematischer Auffassung fehlte, die Leonardo als unerläßlich für die Ausübung der bildenden Künste darstellt, hat er es nach eignem Geständnis nie weit im Zeichnen gebracht.

Sein leibliches Auge stand eben im Dienste des geistigen Auges, der Phantasie. Daß dem so sei, hat ihm erst Schiller klar gemacht. Bekanntlich konnte er diesen anfänglich nicht leiden und mied ein paar Jahre lang die Berührung mit ihm. Die Räuber schienen ihm nicht weniger verderblich als Heinses Ardinghello, und in der Abhandlung über Anmut und Würde sah er eine Herabsetzung der Natur, in dem Satze von dem Genie, das „sich durch Grundsätze, Geschmack und Wissenschaft zu stärken verabsäumt", eine persönliche Beleidigung, da er glaubte, Schiller habe ihn gemeint. In einer Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft zu Jena im Jahre 1794 sahen sie einander das erstemal, gingen miteinander fort, das Gespräch, das sich unterwegs entsponnen hatte, wurde in Schillers Wohnung zu Ende geführt, und da, erzählt Goethe, „trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ mit manchen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehn. Er vernahm und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedner Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: »Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee.« Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen; denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus Anmut und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe."

Mit dem Auge des Geistes hatte er sie gesehen, mit Künstleraugen. „Ein ewig aufnehmendes Auge strahlt auch ewig zurück, und somit pflückt es im Garten der Natur seine eignen Ideen und glaubt, sie seien dort gewachsen." (Ch.) Aber er hat sich durch Schiller belehren lassen und von da ab, wie er sich denn überhaupt bekanntlich unter des neuen Freundes Einfluß weiterbildete,

das Wort „Idee" oft gebraucht, wenn er von seiner Metamorphosenlehre sprach. Was ihn zu dieser trieb, war das Bedürfnis der Ordnung, Klärung, Sichtung, Vereinheitlichung, Anschaulichkeit. Die unübersehbare Fülle und Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in der organischen Welt verwirrte, und Verwirrung peinigte ihn. Er fühlte sich gedrungen, die Mannigfaltigkeit auf eine einfache Mustergestalt zurückzuführen. Nun kannte er, wie jedermann, die Metamorphose der Insekten, und in den Verwandlungen, die man an schnellwachsenden krautartigen Pflanzen beobachten kann, glaubte er etwas ähnliches zu sehen. Er beachtete nicht, meint Chamberlain, daß das fertige Baumblatt Blatt bleibt und sonst weiter nichts wird, und daß es ganz andre Teile der Pflanze sind, aus denen Wurzeln, Blüten und Früchte entstehn, sondern dekretierte einfach: die Pflanze ist Blatt; alle übrigen Teile sind nur Umbildungen des Blattes. Mit der Urpflanze, die er zu sehen glaubte, war nichts anzufangen. Daß sie sich in keiner Spezies, in keinem Individuum verkörpere, gestand er sich ein, und darum konnte man sie weder für die erste Pflanze halten, von der alle andern abstammten, noch für eine Idealpflanze, der die Pflanzenwelt zustrebte; denn eine Pflanze, die alle Schönheiten der Rose, des Veilchens, der Eiche, der Palme in sich vereinigt, ist undenkbar. Also brauchte er ein Symbol für seine typische Pflanze, und im Blatt glaubte er das endlich gefunden zu haben. Lebte er heute, so würde er seine Urpflanze vielleicht in der stilisierten Blume erkennen, die als „Buchschmuck" beliebt ist. Für die Wissenschaft war also mit dieser Metamorphosenlehre nichts gewonnen. Aber, meint Chamberlain, sie hat für die Kultur Bedeutung als eine Anleitung zum Sehen. Und das zeigt sich nun noch deutlicher an der Metamorphose der Tiere. Zwar hat die Wissenschaft Goethes Hauptdogma verworfen, das ihm der auf dem Lido zu Venedig gefundne Schafschädel zu bestätigen schien, nämlich daß sämtliche Schädelknochen aus verwandelten Wirbelknochen entstanden seien. Aber den Zwischenkieferknochen, an dem die Schneidezähne sitzen, und der bis dahin dem Menschen abgesprochen worden war, hat die Wissenschaft anerkannt. So haben also mit seiner Hilfe die Forscher mit leiblichen Augen einen Gegenstand sehen gelernt, den Goethe zuerst in der Idee geschaut und dann mit dem durch die Idee geschärften Blick auch in der Wirklichkeit gefunden hatte. Und so hilft das Künstlerauge nicht allein Schönheiten, sondern auch Wirklichkeiten und Wahrheiten in der Natur entdecken. Man hat es seitdem anerkannt, daß erfolgreiche Forschung ohne schöpferische Phantasie gar nicht möglich ist. Die Leser mögen sich erinnern, was Friedrich Ratzel als Knabe in einem Wasserbottich alles gesehen hat; und der eine von den beiden berühmtesten Chemikern der Gegenwart, van't Hoff, hat die Reihe seiner Schriften mit einer Abhandlung über „die Phantasie in der Wissenschaft" eröffnet. Ganz richtig sagt Chamberlain, Goethe habe die Wissenschaft nicht eigentlich gefördert, aber angeregt.

Noch deutlicher als bei der Metamorphose wird der Gegensatz Goethes zu den Exakten bei der Farbenlehre. Die Exakten wissen nicht, was Goethe meint, und Goethe hat keine Ahnung davon gehabt, was die Exakten wollen. Als ihn Eckermann, dem er seine Ansicht an einer Spiritusflamme demonstriert hat, dann fragt: Wie erklären denn die Schüler von Newton dieses einfache

Phänomen? antwortet Goethe: „Das müssen Sie gar nicht wissen; es ist gar zu dumm; und man glaubt nicht, welchen Schaden es einem guten Kopfe tut, wenn er sich mit etwas Dummem befaßt.“ Chamberlain schreibt: „Hat eine glänzende Entdeckungsbahn für den Wert der mathematischen Methode gezeugt, so hat ein Jahrhundert von Untersuchungen zu dem Ergebnis geführt, daß Goethe — und Goethe allein — die Farbenphänomene richtig beobachtet hat.“ Also dieses war Goethes Absicht und Aufgabe, die Farbenphänomene, die Wirkung der verschiednen Farben auf Auge und Gemüt, das Ergebnis der mannigfachen Farbenmischungen genau zu beschreiben, und das hat er geleistet. Die Aufgabe der von Cartesius und Newton begründeten wissenschaftlichen Optik dagegen besteht darin, die Lichterscheinungen berechenbar und dadurch nutzbar zu machen. Cartesius hat durch die Ätherhypothese den Grund gelegt, und Newton, dessen Emissionshypothese übrigens bekanntlich verworfen worden ist, hat die Nutzbarmachung durch Berechnung eingeleitet. Chamberlain weist die tollen Widersprüche und Unmöglichkeiten der heutigen optischen Theorien nach, die aber so lange nichts zu bedeuten haben, als sie ihren Zweck erfüllen, und nur dann den Spott herausfordern, wenn die achthundert Billionen Ätherschwingungen in der Sekunde, die das violette Licht erzeugen sollen, samt dem Dutzend sonstigen Unglaublichkeiten, mit denen sie kompliziert sind, als Wirklichkeit genommen werden, was allerdings nach Chamberlains Erfahrung ziemlich allgemein zu geschehn scheint: „daß die Farben Schwingungen sind, ist ein Dogma; Anathema dem, der die sakrosankten Schwingungen als ein bloßes Schema für die Berechnung betrachten wollte!“

Hier sehen wir nun klar, worin Goethes Abneigung gegen die Metaphysik und seine Unfähigkeit dafür wurzelte. Die neue Physik fußt auf der Metaphysik. Ihre Methode besteht darin, daß sie die Naturerscheinungen berechenbar macht. Berechenbar ist das Meßbare, und meßbar sind Zeit und Raum oder vielmehr begrenzte Teile von Zeit und Raum. Die Zeit aber wird an den Ortsveränderungen gemessen, die gewisse Körper vollziehn, an deren Bewegung im Raume. Demnach muß man die Naturerscheinungen, um sie zum Gegenstand der exakten, d. h. mathematischen Wissenschaft machen zu können, auf Bewegungen im Raume zurückführen. Das ist jedoch bei den chemischen, optischen, elektrischen, Wärmeerscheinungen nur möglich, wenn man eine Bewegung kleinster Teile der Materie annimmt, die der Erfahrung durch Beobachtung unzugänglich sind, und außerdem Bewegungen eines Etwas, das unsichtbar, unfühlbar, unwägbar und darum keine Materie ist, und das man Äther nennt. Selbstverständlich sind die Körperatome und der Äther hypothetische Wesen, und die allermodernsten Physiker und Chemiker, Mach und Ostwald, behaupten sogar, sie bedürften zu ihren Berechnungen der atomistischen Hypothese nicht mehr und kämen mit der „Energie“ aus, die noch weit hypothetischer ist; denn die Körper- und die Ätheratome kann man sich wenigstens als gruppenweise tanzende mathematische Punkte vorstellen, dagegen können wir uns von einer Energie, die etwas andres wäre als ein handelnder menschlicher Wille, schlechterdings keine Vorstellung machen. Wie schon bemerkt wurde, sind aber die Physiker nicht immer dabei stehn geblieben, die Körper- und Ätheratome und ihre Schwingungen

für eine bloße Rechenhilfe zu halten.*) Sie für Wirklichkeit, für Kants „Ding an sich“ anzusehen, schien die von Locke verkündigte Wahrheit zu zwingen, daß die Eigenschaften: blau, warm, süß, wohlriechend, hart, glatt, tönend nicht den Dingen anhaften, sondern nur in unserm Bewußtsein entstehn, so oft der Nerv des entsprechenden Sinnesorgans von außen erregt wird, und daß sie ohne eine bewußte Empfindung gar keinen Sinn haben; und da der Ton durch die sich in das Ohr fortpflanzenden Schwingungen entsteht, die sinnlich wahrnehmbar sind, so lag es nahe, die übrigen Sinneswahrnehmungen auf einen ähnlichen Vorgang zurückzuführen; daß also die Bewußtseinszustände, die wir: Blaues sehen, Warmes fühlen usw. nennen, ebenfalls durch Schwingungen einer an sich qualitätlosen Materie verursacht werden. Die Grenzbotenleser wissen, daß sogar Fechner, der doch Physiker und Mathematiker von Fach war, diese Verwandlung der Natur in einen toten, starren, lichtlosen Mechanismus unerträglich gefunden und dieser „Nachtansicht“ eine Taganſicht entgegengesetzt, und daß Ratzel (seine Betrachtungen darüber sind in die Glücksinseln und Träume aufgenommen worden) ihm beigestimmt hat. Wie hätte sich Goethe, dessen unersättlichen Augen die Schönheit der Farben und der Gestalten einen ununterbrochnen Festschmaus bereitete, der die Natur mit der Glut eines Liebhabers umfaßte, zu der Auffassung verstehn können, daß das, was er als Liebchen ans Herz drückte, ein aus qualitätlosen Atomegruppen bestehendes Gespenst sei, dem nur sein eignes Bewußtsein die warme, blühende, farbenreiche Körperlichkeit verleihe! Was der modernen Physik ihren ungeheuern Wert verleiht, das ist bekanntlich die Technik, die wir ihr verdanken. Freilich gewährt sie auch dem Erkenntnisvermögen Befriedigung, indem sie den Zusammenhang der Naturerscheinungen einigermaßen verstehn lehrt, aber die Zahl der für diesen Genuß empfänglichen Seelen ist nicht groß, und gerade auch Menschen wie Goethe, die einen ganz andern als den mechanischen Zusammenhang suchen, gehören nicht dazu. Von der modernen Technik aber hatte man um das Jahr 1800 erst schwache Anfänge kennen lernen, und hätte Goethe ihre volle Entfaltung erlebt, so würde sie ihm, bei seiner Art zu fühlen, mehr Unbehagen als Entzücken verursacht haben. Und gerade auch die mathematische Physik hätte man ihm von dieser Seite her nicht empfehlen können. Chamberlain bemerkt: „Der Mathematiker ist Meister über die Natur, urteilt Kant mit

*) Eins der besten und neuesten Lehrbücher der Physik, das von Höfler, Maiß und Proske (Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1904), hebt den hypothetischen Charakter der Atom- und der Äthertheorie an allen entscheidenden Stellen auf das schärfste hervor, will sie aber auch nicht als bloße Rechenhilfe, sondern als wirkliche Erklärungsversuche angesehen wissen. In der Vorrede wird gesagt: „Die Mode, die über alles »Erklären«, über die Begriffe der Ursache, der Kraft den Bann gesprochen hat, machen wir in völlig bewußter Weise nicht mit; wir hoffen aber [oder vielmehr?], daß, wo in dem Buche von Kräften und Energien die Rede ist, der Schüler nicht den Eindruck bekommen kann, als seien das bloße Wörter, oder was nicht wesentlich besser wäre, bloße Zahlformeln. Wir meinen, daß durch die beharrlichen Hinweise auf die sachliche Grenze zwischen Beschreibung und Erklärung das logische Gewissen des Schülers für den Unterschied zwischen Tatsachen und Gesetzen einerseits, Hypothesen und Theorien andrerseits viel empfindlicher gemacht wird als durch eine dogmatische Versicherung, die Mechanik (und desgleichen jedes andre Kapitel der Physik) habe es seit dem Jahre 1874, da Kirchhoff sein bekanntes Wort gesprochen, nur noch mit dem »Beschreiben« zu tun.“

Recht; doch was weiß ein Meister von seinem Sklaven? Nichts als die Arbeit, die er ihn verrichten läßt. Goethe steht der Natur in einer andern Gemütsverfassung gegenüber, darum auch in einer andern Geistesverfassung. Nicht meistern will er die Natur, sondern sie innerlich besitzen."

So war es denn natürlich, daß Kant, als Mitbegründer der mathematischen Physik und in einer Beziehung ihr Vollender (hat er doch sogar Zeit und Raum ins Innere der Menschenseele verlegt), Goethen abstieß, während diesen Spinoza anzog. Zwar ist auch dieser höchst abstrakt, und Goethe hat ihn weder im Zusammenhang durchstudiert, noch, wie es scheint, am einzelnen der in Ethik verkleideten spinozistischen Metaphysik sonderliches Gefallen gefunden. Er bekennt in Venedig, daß ihn die Sehnsucht nach Italien krank gemacht habe, und daß er, um sich nicht noch kränker zu machen, keinen lateinischen Klassiker anrühren durfte. Herder habe gespottet, als er bemerkte, daß Spinoza das einzige lateinische Buch sei, das er in dieser Periode las. „Er wußte aber nicht, wie sehr ich mich in jene abstrusen Allgemeinheiten nur ängstlich flüchtete." Was ihn im Spinoza anzog und erbaute, das war dessen deutlich und kräftig ausgesprochner Pantheismus, der die Natur beseelt, mit dem man sie sich lebendig denken und die Welt, Gott und den Menschen eingeschlossen, als ein einheitliches Ganze auffassen kann; denn das war es, was seine innerste Natur forderte. Er fühle sich Spinoza sehr nahe, schrieb er an Knebel, als er ihn das zweitemal, eben vor der italienischen Reise, vorgenommen hatte. In Briefen an Jacobi vom Jahre 1785 schreibt er:

Ich übe mich an Spinoza, ich lese und lese ihn wieder und erwarte mit Verlangen, bis der Streit über seinen Leichnam losbrechen wird. . . . Du erkennst die höchste Realität an, welche der Grund des ganzen Spinozismus ist, worauf alles übrige ruht, woraus alles übrige fließt. Er beweist nicht das Dasein Gottes, das Dasein ist Gott. Und wenn ihn andre deshalb Atheum schelten, so möchte ich ihn theissimum und christianissimum nennen und preisen. Vergib mir, daß ich so gern schweige, wenn von einem göttlichen Wesen die Rede ist, das ich nur in und aus den rebus singularibus erkenne, zu deren nähern und tiefern Betrachtung niemand mehr aufmuntern kann als Spinoza selbst, obgleich vor seinem Blick alle einzelnen Dinge zu verschwinden scheinen. Ich kann nicht sagen, daß ich jemals die Schriften dieses trefflichen Mannes in einer Folge gelesen habe, daß mir jemals das ganze Gebäude seiner Gedanken völlig überschaulich vor der Seele gestanden hätte. Meine Vorstellungs- und Lebensart erlaubens nicht. Aber wenn ich hineinsehe, glaube ich ihn zu verstehn, das heißt er ist mir nie mit sich selbst in Widerspruch, und ich kann für meine Sinnes- und Handelnsweise sehr heilsame Einflüsse davon entnehmen. . . . Verzeih mir, der ich nie an metaphysische Vorstellungsart Anspruch gemacht habe, daß ich nach so langer Zeit nicht mehr und nichts besseres schreibe. . . . Daß ich dir über dein Büchlein nicht mehr geschrieben, verzeih! Ich mag weder vornehm noch gleichgiltig scheinen. Du weißt, daß ich über die Sache selbst nicht deiner Meinung bin, daß mir Spinozismus und Atheismus zweierlei ist, daß ich den Spinoza, wenn ich ihn lese, mir nur aus sich selbst erklären kann, und daß ich, ohne seine Vorstellungsart von Natur selbst zu haben, doch, wenn die Rede wäre, ein Buch anzugeben, das unter allen, die ich kenne, am meisten mit der meinigen übereinkommt, die Ethik des Spinoza nennen müßte. . . . An dir ist vieles zu beneiden! Haus, Hof und Pempelfort, Reichtum und Kinder, Schwestern und Freunde usw. Dagegen hat dich aber auch Gott mit der Metaphysik gestraft und dir einen Pfahl ins Fleisch gesetzt, mich dagegen mit der Physik gesegnet [mit

seiner Physik, die, wie wir gesehen haben, von der modernen grundverschieden ist], damit mir es im Anschauen seiner Werke wohl werde, deren er mir nur wenige zu eigen hat geben wollen.... ...Wenn du sagst, man könne von Gott nur glauben, so sage ich dir, ich halte viel aufs Schauen, und wenn Spinoza von der scientia intuitiva spricht und sagt: Hoc cognoscendi genus procedit ab adaequata idea essentiae formalis quorundam Dei attributorum ad adaequatam cognitionem essentiae rerum: so geben mir diese wenigen Worte Mut, mein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen, die ich [er]reichen und von deren essentia formali ich mir eine adäquate Idee zu bilden hoffen kann, ohne mich im mindesten zu bekümmern, wie weit ich kommen werde, und was mir zugeschnitten ist.

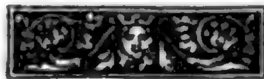
Als dann später, 1811, der Theist Jacobi die Schrift „Von den göttlichen Dingen" veröffentlicht, und Schelling eine Streitschrift dagegen gerichtet hatte, stellte sich Goethe entschieden auf Schellings Seite. Er schrieb an Knebel: „Daß es mit Jacobi so enden werde und müsse, habe ich lange vorausgesehen, und habe unter seinem beengten und doch immerfort regen Wesen selbst genugsam gelitten. Wem es nicht zu Kopfe will, daß Geist und Materie, Seele und Körper, Gedanke und Ausdehnung, oder (wie ein neuerer Franzose sich genialisch ausdrückt) Wille und Bewegung die notwendigen Doppelingredienzien des Universums waren, sind und sein werden, die beide gleiche Rechte für sich fordern und deswegen beide zusammen wohl als Stellvertreter Gottes angesehen werden können; wer zu dieser Vorstellung sich nicht erheben kann, der hätte das Denken längst aufgeben und auf gemeinen Weltklatsch seine Tage verwenden sollen." Und in den Tages- und Jahresheften von 1812 bemerkt er: „Jacobi »Von den göttlichen Dingen« machte mir nicht wohl. Wie konnte mir das Buch eines herzlich geliebten Freundes willkommen sein, worin ich die These durchgeführt sehen sollte: die Natur verberge Gott. Mußte bei meiner reinen, tiefen, angebornen und geübten Anschauungsweise, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen unverbrüchlich gelehrt hatte, sodaß diese Vorstellungsart den Grund meiner ganzen Existenz machte, mußte nicht ein so seltsamer, einseitig-beschränkter Ausspruch mich dem Geiste nach von dem edelsten Manne, dessen Herz ich verehrend liebte, für ewig entfernen? Doch ich hing meinem schmerzlichen Verdrusse nicht nach, ich rettete mich vielmehr zu meinem alten Asyl und fand in Spinozas Ethik auf mehrere Wochen meine tägliche Unterhaltung." Nach Jacobis Tode 1819 urteilt er: „Jacobi hatte den Geist im Sinne, ich die Natur, uns trennte, was uns hätte vereinigen sollen. Der erste Grund unsrer Verhältnisse blieb unerschüttert; Neigung, Liebe, Vertrauen waren beständig dieselben, aber der lebendige Anteil verlor sich nach und nach, zuletzt völlig. Sonderbar! Daß Personen, die ihre Denkkraft dergestalt ausbildeten, sich über ihren wechselseitigen Zustand nicht aufzuklären vermochten, sich durch einen leicht zu hebenden Irrtum, durch eine Spracheinseitigkeit stören, ja verwirren ließen. Warum sagten sie nicht in Zeiten: Wer das Höchste will, muß das Ganze wollen; wer vom Geiste handelt, muß die Natur, wer von der Natur spricht, muß den Geist voraussetzen oder im stillen mitverstehn. Der Gedanke läßt sich nicht vom Gedachten, der Wille nicht vom Bewegten trennen!"

Chamberlain, um das nebenbei zu bemerken, erwähnt nicht den Streit Goethes mit Jacobi. Hätte er es getan, so hätte er sich auf Jacobis Seite

stellen müssen, denn er findet Goethes Monismus entsetzlich, was sich bei dem Vertreter indischer Weisheit wunderlich ausnimmt. („Bedauernswert“ nennt er Goethes Wort: Die Materie kann nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existieren.) Zudem kann doch der Monismus, wenn man ihn weder materialistisch noch im Sinne von Fichtes Idealismus, sondern nach Leibnizens und Lotzes Weise versteht, höchstens dem streng orthodoxen Theologen anstößig sein und in der Philosophie nicht die mindeste Verwirrung anrichten. Auch beseitigt die Lotzische Fassung das Gespenstisch-Tote des hypothetischen Atommechanismus. Wenn man sich nun erinnert, daß Kant nicht weniger scharf als Jacobi Natur und Geist voneinander schied, und außerdem an seine unverständliche Sprache (gerade an den entscheidenden Stellen seiner Kritik ist sie unverständlich, sonst nicht) und an seinen Rigorismus denkt, so scheint Goethe durch eine unüberbrückbare Kluft von ihm getrennt zu sein. In der Rezension einer Psychologie vom Jahre 1824 schreibt Goethe: „Schon früher habe ich an mancher Stelle den Unmut geäußert, den mir in jüngern Jahren die Lehre von den untern und den obern Seelenkräften erregte. In dem menschlichen Geiste sowie im Universum ist nichts oben noch unten, alles fordert gleiche Rechte an einen gemeinsamen Mittelpunkt, der sein geheimes Dasein eben durch das harmonische Verhältnis aller Teile zu ihm manifestiert. Alle Streitigkeiten entspringen aus der Trennung dessen, was Gott in seiner Natur vereint hervorgebracht. . . . Wer nicht überzeugt ist, daß er alle Manifestationen des menschlichen Wesens, Sinnlichkeit und Vernunft, Einbildungskraft und Verstand, zu einer entschiednen Einheit ausbilden müsse, welche von diesen Eigenschaften auch bei ihm die vorwaltende sei, der wird sich in einer unerfreulichen Beschränkung immerfort abquälen und niemals begreifen, warum er so viele hartnäckige Gegner hat, und warum er sich selbst sogar manchmal als augenblicklicher Gegner aufstößt.“ Was Goethe in der Gedächtnisrede auf Wieland 1813 von diesem gesagt hat, das wollte er zweifellos auch von sich selbst gesagt haben, und daraus wird noch ein besondrer Umstand klar, der ihn von Kant trennte. „Wenn früher Kant in kleinen Schriften nur von seinen größern Ansichten präludierte und in heitern Formen selbst über die wichtigsten Gegenstände sich problematisch zu äußern schien, da stand er unserm Freunde noch nahe genug; als aber das ungeheure Lehrgebäude errichtet war, so mußten alle die, welche sich bisher in freiem Leben dichtend sowie philosophierend ergangen hatten, sie mußten eine Drohburg, eine Zwingfeste daran erblicken, von woher ihre heitern Streifzüge über das Feld der Erfahrung beschränkt werden sollten. Aber nicht allein für den Philosophen, auch für den Dichter war bei der neuen Geistesrichtung, sobald eine große Masse sich von ihr hinziehn ließ, viel, ja alles zu befürchten. Denn ob es gleich im Anfang scheinen wollte, als wäre die Absicht überhaupt nur auf Wissenschaft, sodann auf Sittenlehre, und was hiervon zunächst abhängig ist, gerichtet, so war doch leicht einzusehen, daß, wenn man jene wichtigen Angelegenheiten des höhern Wissens und Handelns, fester als bisher geschehn, zu begründen dachte, wenn man dort ein strengeres, in sich mehr zusammenhängendes, aus den Tiefen der Menschheit entwickeltes Urteil verlangte, daß man, sag ich, den Geschmack auch bald auf solche Grundsätze hinweisen und deshalb suchen würde, individuelles

Gefallen, zufällige Bildung, Volkseigenheiten durchaus zu beseitigen und ein allgemeineres Gesetz zur Entscheidungsform [?] hervorzurufen."

In Beziehung auf Philosophie, Poesie und bildende Künste ist die Befürchtung, das strenge kantische Gesetz möchte das freie Walten der Phantasie in ihnen beschränken, nicht in Erfüllung gegangen, denn die wissenschaftliche, die künstlerische und die dichterische Tätigkeit sind von keiner Art Polizei zu fassen. Dagegen hat die Begeisterung für das durchgreifende Walten eines die ganze Menschenwelt umspannenden Gesetzes mit Hilfe der modernen Technik über die Volkseigenheiten und das individuelle Gefallen in Beziehung auf die äußerliche Lebensführung gesiegt: der Kellnerfrack, der Zylinder und der Pariser Damenhut zieren nicht allein die hesperischen Gefilde, sondern auch die Nilkatarakte und die Gestade des Stillen Ozeans. Am verhängnisvollsten aber hat die kantische Lehre in Verbindung mit der französischen Revolution, zu der sie die Theorie lieferte, auf dem politischen Gebiete gewirkt, an das Goethe gar nicht gedacht hat, und diese Wirkung würde ihm, wenn er sie erlebt hätte, am widerwärtigsten gewesen sein. Indem Kant und die unter seinem Einfluß gereiften preußischen Staatsmänner forderten, daß für alles, was Menschenantlitz trägt, dasselbe Gesetz gelten solle, haben sie die Volkskraft im preußischen Staate entbunden und zugleich deren Tätigkeit geregelt und so Preußen groß gemacht. Aber zum politischen Dogma erhoben bedeutet jene Forderung: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Demokratie und Kosmopolis als politisches Ideal, und die folgerichtig durchgeführte kosmopolitische Demokratie ist die internationale Sozialdemokratie.



Aus dem Unglücksjahre 1807

Erlebnisse und Wahrnehmungen eines hohen französischen Offiziers in Ost- und Westpreußen

Mitgeteilt von E. Joachim

2

Am 8. Mai verläßt Percy dann das ihm lieb gewordne Rosenberg, um die Spitäler an der untern Weichsel und in Pommerellen zu besichtigen und sich dann die Belagerung von Danzig in der Nähe anzuschauen. Marienwerder gefällt ihm sehr; es ist eine elegant gebaute, lebhafte Stadt. Da es gerade Himmelfahrttag ist, promenieren Preußen und Franzosen in festlichen Kleidern; namentlich sieht man schöne und anmutige Frauen in guten Toiletten. Das alte Domherrenschloß dünkt Percy wie ein Römerbau gewaltig. Am 9. Mai geht es über die Weichsel auf einer besonders sauber gehaltnen Brücke. Das hochragende Mewe macht in seinem Innern einen sehr gewöhnlichen Eindruck; doch imponiert das alte „Templerschloß". Percy kann niemals so recht zwischen Templerherren und Deutschordensrittern unterscheiden. Durch Sand gelangt

man nach Pr.-Stargard. In Pelplin bewundert man unterwegs die alte Abtei. Hier ist ein sächsisches Kriegsspital. In Stargard haben Franzosen und Badener je ein Lazarett; beide sehr primitiv und ungenügend ausgestattet. In Stargard fällt sonst nichts auf als der große, viereckige Marktplatz und die Beischläge vor den Häusern. In Russoschin bei Praust gibt es auch ein Lazarett, das besucht wird. Es ist da ein Herrenhaus, das dem ehemaligen polnischen General von Tiedemann gehört. Dieser hat sich törichterweise nach Danzig geflüchtet, und die Soldaten haben nun sein Wohnhaus aus Rand und Band gebracht und die schöne Bibliothek verwüstet. Am 10. Mai langt Percy in dem reizenden Langfuhr an, wo die reichen Danziger ihre hübschen Landhäuser haben. Diese sowie auch Ohra sind mit Verwundeten von der Belagerungsarmee belegt. Percy ist entzückt von der lieblich im Maiengrün prangenden Landschaft; namentlich gefällt ihm Oliva mit seinen aussichtreichen Waldhügeln. Großes Interesse erwecken ihm die Belagerungsarbeiten vor Danzig, die er sich ganz in der Nähe furchtlos betrachtet. Er beschreibt die hier gewonnenen Eindrücke mit Sachverständnis, Klarheit und in seiner Art nicht ohne Pathos. Sicherlich sind diese Notizen wertvoll für den Historiker. Wir können hier auf diese Dinge nicht weiter eingehn. Auffällig ist die Sorglosigkeit der Landbewohner; sogar Frauen und Kinder passieren, an den Schrecken gewöhnt, die Straßen mitten im Hagel der Geschosse. Von diesen turbulenten Eindrücken erholt sich Percy dann wieder in Russoschin, wo die Kirschen blühen, gesottne Gründlinge, gebratne Hasen und Wachtelkönige die Tafelfreude erhöhen. Ein betriebsamer Hebräer verkauft hier Eier, Butter, Wein und Weißbrot, was sehr angenehm ist, da die polnischen Legionäre Ohra geplündert und die dortigen Krämer vertrieben haben. Inzwischen dauert das grauenhafte Bombardement auf Danzig fort, und als der Sturm auf den Hagelsberg angekündigt wird, geht Percy wieder nach Langfuhr, um je nach Bedarf seines traurigen Berufs zu walten. Hier wohnt er jetzt im Hause des dänischen Konsuls Fromm, zu dem ein köstlicher Garten gehört. Von neuem erregt die Landschaft sein Entzücken. „Ich sah noch niemals etwas frischeres, nichts, was so malerisch wirkt und den Blick fesselt; auf der einen Seite die Ostsee, auf der andern die von grünen Hängen bekränzte Ebne von Oliva mit ihren lauschigen Wäldchen, prächtigen Landhäusern, Gärten, Obstgehegen und wohlbestellten Feldern, eine herrliche Prärie, die von der großen Allee nach Danzig durchschnitten wird; im Hintergrunde der eindrucksvolle Anblick der Stadt Danzig, die Festungswerke von Weichselmünde und Fahrwasser und die Weichsel selbst, die dem Meere ihren Tribut zuführt.“ Und wie rührend der Ausruf aus dem Munde eines Landesfeindes: „All das schmeichelt dem Auge, setzt in Erstaunen, stimmt zur Andacht und ruft den Wunsch hervor, daß das Volk, dem diese Güter gehören, bald zurückkehren möge!“ Dieser wahrhaft fromme Wunsch sollte bald in Erfüllung gehn. Vom 20. Mai ab wird nicht mehr geschossen, denn man verhandelt mit Kalckreuth über die Kapitulation. Auf den Wällen erscheinen neben russischen und preußischen Soldaten Danziger Bürger mit ihren Damen. An den Toren kaufen die französischen Soldaten guten Wein für billiges Geld (die Flasche zu 32 Sous = 1,30 Mark); Offiziere treten hinzu; man trinkt und berauscht sich mit-

einander. Am 24. Mai wird die Kapitulation unterzeichnet, und schon öffnen sich die Tore, durch die, noch bevor die offizielle Genehmigung erfolgt ist, die Belagerer hineinströmen. Percy findet die Stadt nicht besonders schön; man wird ihrer bald überdrüssig, denn sie ist im gotischen Stile (!) schlecht gebaut und schlecht gepflastert, nach der Weise der alten Iberer. Bis zum Zeughaus (vom Tore an) sind die alten häßlichen Häuser mit Kugeln wie gespickt und unbewohnbar geworden; keine einzige Fensterscheibe ist hier ganz geblieben. Erst hinter dem Arsenal beginnt das schönere Danzig, d. h. das Äußere der Gebäude wirkt nach Percys Ansicht durchaus nicht schön; keine Eleganz, kein guter Geschmack; aber innen sind sie mit Raffinement kostbar ausgestattet, und die reichen Handelsherren, denen sie gehören, haben nichts an Mahagoniholz, Kronleuchtern und guten englischen Möbeln gespart; überhaupt kommt alles, was man hier sieht, aus England: Stoffe, Bilder, Kamingarnituren usw. Auch die Lebensgewohnheiten sind die englischen: man trinkt Porter und spricht die Sprache von London. Quartier nimmt Percy in einem der besten Häuser Danzigs (Nr. 433) bei dem Zuckerraffineur Weichbrot, der sich mit seinen Damen gegen den Fremden sehr artig zeigt. Um Platz für die Kranken zu finden, durchmustert Percy in Gesellschaft des preußischen Stabsarztes Lichtenberger mehrere öffentliche Gebäude. Der Justizpalast ist stattlich und kann dreihundert Betten fassen; auch die Börse scheint geeignet zu sein; das Zeughaus bietet nicht viel bemerkenswertes; aus seinen Beständen erlaubt man (wer?) dem Herrn Generalchirurgen, einen Helm und Armschienen, einen Schild und andre alte Waffenstücke für sich zu entnehmen; als er mehr haben will, ist alles andre schon unter die Marschälle verteilt. Der Bau des Zeughauses ist an und für sich nicht übel, wenn man Zeit und Ort berücksichtigt. Im Keller lagert für anderthalb Millionen Wein (Privatbesitz). Die Hauptkirche (zu St. Marien) imponiert durch ihre Größe, sonst nicht. Beiläufig bemerkt dann Percy noch, man trinke hier in Danzig Porterbier und Wein von Oporto; wem der, wie meist den Engländern, noch zu schwach sei, der mische Arrak hinein. Die Tafeln glänzen von Silberzeug und schneeigem Linnen, man führe aber keine feine Küche.

Auch an Oliva findet Percy nichts besondres. Mäßig schön sei der Garten des Abtes, dessen Haus ja ganz hübsch, aber schlecht möbliert sei. Napoleon hatte in der Nacht zum 1. Juni dort geschlafen. Man zeigt ihm hier die Marmorplatte mit der sich auf den Friedensschluß von Oliva beziehenden Inschrift und den Tisch, an dem die Unterzeichnung des Vertrags erfolgt war. Die Bibliothek ist dürftig wie das Einkommen des Priors. Bemerkenswert ist jedoch die Kirche mit ihren vierundsiebzig (?) Kapellen und einigen Pfeilern von Marmormosaik, die allerhand menschliche Köpfe darstellen.

Als in Danzig das Theater wieder geöffnet wird, sieht Percy den Kalifen von Bagdad. (Auch in Berlin hatte man nach dem Einzuge der Franzosen trotz dem großen nationalen Unglück von Jena die Theater nicht geschlossen gehalten, was dem biedern Percy mit Recht sehr auffallend erschienen war. Am 26. Oktober 1806 gab man in Berlin „Iphigenie in Tauris“. Die Vorstellung entzückt Percy; er bemerkt aber zugleich: Je ne reviens pas de mon

admiration. L'ennemi est à Berlin; la Prusse est conquise; le roi est en fuite avec une armée épouvantée, et cependant la salle de l'Opéra était pleine et personne ne paraissait songer à sa patrie, ni plaindre la cour, ni s'inquiéter de l'avenir; on applaudissait au chant d'Iphigénie, et surtout aux ballets, qui étaient charmants.) Nach der Übergabe des Platzes steigen die Preise zusehends. Das Pfund Fleisch kostet einen Taler, nicht weniger eine Flasche trinkbaren Weines. Für eine Elle blaues (Uniform-) Tuch zahlt man nicht weniger als 56 bis 60 Franken und muß dazu noch Erlaubnis haben. Interessant ist auch die Nachricht, daß nach altem (französischem) Gebrauche die Glocken einer eroberten Stadt der Artillerie des Siegers zukommen, hier aber für 80000 Franken zurückgegeben worden sind. General Lariboisière, der das Bombardement geleitet hatte, hat das ihm zukommende Viertel seinen Kanonieren geschenkt.

Alles erhofft jetzt den Frieden; kein Gesicht — meint Percy —, von dem man nicht den brennenden Wunsch nach Heimkehr ablesen könne. Die Franzosen leiden an Heimweh. Da plötzlich kommt am 6. Juni die alarmierende Nachricht, daß die Russen angegriffen haben. Es war wie ein Wunder. Der Zauderer Bennigsen, der Monate hatte verstreichen lassen, ohne auf den geschwächten Gegner einen kräftigen Vorstoß zu wagen, sodaß Scharnhorst den Eindruck gewann, der Russe wolle seinen Ruf, von Napoleon nicht besiegt worden zu sein, nicht aufs Spiel setzen; Bennigsen, der außer einem mißlungnen Versuch zum Entsatze des belagerten Danzigs alle Offensivpläne wieder aufgegeben und so dem Feinde ermöglicht hatte, sich mit 180000 Mann für den Kampf und einer Reserve von 100000 Mann bereit zu stellen, er griff jetzt nach dem Falle Danzigs, der Napoleons Streitkräfte nur noch weiter gestärkt hatte, mit einer Armee von wenig mehr als 100000 Mann den Feind an. Sein Versuch, das vorgeschobne Korps Neys im ersten Ansturm zu vernichten, mißlang, und nun erhob sich der Löwe Napoleon und holte zum vernichtenden Prankenschlag aus. Der Kaiser drängte sich zwischen die russische Hauptmacht und die schwächern preußischen Streitkräfte und suchte nun beide zurückzudrängen, was ihm auch nicht ohne heiße Kämpfe gelang.

Percy eilt in die Nähe des kaiserlichen Hauptquartiers, denn man wird seiner nur zu bald bedürfen. Über Russoschin und das im März von den Polen unter Dombrowski verwüstete Dirschau, durch die reichen Werderfluren an Weichsel und Nogat, die in Sommerfruchtfülle strotzen, gelangt er zunächst bis Marienburg mit seinem alten Schlosse, das, wie er wissen will, von den Templern einst dem Deutschen Orden übergeben worden ist. Von Friedrich dem Großen als Magazin für Getreide und Monturkammer eingerichtet, birgt das alte, ehrwürdige Haupthaus der Hochmeister ein Spital mit fünfhundert Betten. Da die Beamten die überhohen Fenster in den tiefen Nischen nicht genügend lüften können, herrscht in den Räumen ein unerträglicher Gestank.

Seit dem 4. Juni wird mit den Russen gekämpft. In aller Eile befestigt man die Stadt Marienburg als Brückenkopf; man scheint hier eine große Schlacht zu erwarten. Doch Percy eilt vorwärts; über Stuhm begibt er sich nach Riesenburg. In Guttstadt soll die Affäre für die Franzosen nicht gut

gestanden haben. Der Kaiser soll in Mohrungen sein. Ihm also nach über Preußisch-Mark mit seinen stattlichen Resten eines „Templerschlosses“ nach Saalfeld, das weniger gelitten hat als viele andre Orte. Doch liegen hier schon dreihundert Verwundete aus den jüngsten Gefechten. In sengender Hitze und durch undurchdringliche Staubwolken geht es an starken Fuhrparks und Kolonnen vorüber — ein langer See (der Röthloff?) ladet vergeblich zum kühlenden Bade — nach Mohrungen. Die ersten Scharen verwundeter Krieger kommen nun in Sicht. In einem Schlosse vor Mohrungen (Bestendorf?) liegen ihrer an die zweihundert. Herumliegende Kadaver verpesten die Luft. Tag und Nacht bringt man Blessierte in das schon verseuchte und überfüllte Mohrungen. Man nähert sich immer mehr der Gefechtslinie.

Am 10. Juni bricht Percy mit seiner Kolonne bei köstlicher Frische um Sonnenaufgang auf; die Vögel zwitschern und singen, und nicht weit davon wird grausam gefochten und gemordet. Das Land ist von der Sommerhitze ausgedörrt, und das wenige Grün auf den Äckern von der Armee verschlungen. Auffällig wirken große Findlingsblöcke auf den Feldern. Die unglücklichen Landleute kehren von der Flucht zurück und müssen es sich gefallen lassen, daß ihre Bündel von den Franzosen und namentlich von deren Alliierten (Rheinbund) nach Beute durchstöbert werden. So gelangt man zu dem von den weichenden Russen zerstörten Deppen, wo man um die Passargebrücke mit großer Hartnäckigkeit unter Strömen von Blut gestritten hat. Man nimmt an, daß der Feind erst bei Bartenstein standhalten werde; es ist die höchste Zeit, daß es zum Hauptmassacre kommt; denn noch vierzehn Tage in diesem sumpfigen Terrain bei dieser verpesteten Luft, und eine verheerende Epidemie ist unvermeidlich. Höchste Not und Verzweiflung haben die Bewohner des Landes erfaßt; die Dörfer sind verwüstet und teilweise von den Russen niedergebrannt worden. Bei Heilsberg will der Kaiser eine Schlacht liefern. Sie entspann sich bekanntlich an diesem 10. Juni am Abend. Percy eilt hin, verirrt sich aber unterwegs und kommt nach Guttstadt, wo ihn der Torwart nicht einlassen will. Am nächsten Tage gelangt er dann auf den rechten Weg. Bei einem von den Russen verlassenen, sehr praktisch eingerichteten und wohlverschanzten Lager trifft Percy den Fuhrpark des Kaisers. Zahlreiche Verwundete bringt man aus der Gefechtslinie. Am 12. Juni soll der Hauptschlag Napoleons erfolgen; doch hat der Feind seine uneinnehmbaren Schanzen verlassen und sich ganz still in guter Ordnung zurückgezogen. Die Franzosen haben sich hier blutige Köpfe geholt und von ihren 50000 Kämpfern ein Fünftel eingebüßt. Napoleon hat guten Grund, eine sofortige Verfolgung nicht anzuordnen.

Die Stadt Heilsberg ist mit verwundeten Russen angefüllt. Franzosen berichten Percy, daß die russischen Ärzte sie eher als ihre eignen Landsleute in ihre Pflege genommen haben. Überhaupt wird allgemein behauptet, daß die Russen besser als die Preußen ihre Feinde behandeln. Auch ist das russische Verbandzeug feiner und besser als das der Preußen. In Heilsberg wird geplündert. Percy findet bei dem reichen Apotheker drei französische Gardeoffiziere, die das Haus durchsuchen. Als er das Haus verläßt, vergißt er seine Brille, die er bei der Rückkehr nicht mehr findet. Freilich war sie von Silber gewesen.

Das alte Bischofsschloß wird für fünfzehnhundert Verwundete zum Lazarett eingerichtet.

Am 13. Juni folgt Percy dem in der Richtung auf Preußisch-Eylau aufgebrochnen Kaiser nach. Hier in Preußisch-Eylau sind die Spuren der Februarschlacht schon ziemlich beseitigt, und die Häuser ein wenig ausgebessert worden, doch herrscht Elend bei den Bewohnern, die sich zum großen Teil wieder geflüchtet haben. Auch der arme Pastor, bei dem Percy damals gewohnt hat, ist nicht anzutreffen. Am Abend bricht ein Hagelwetter herein; die armen Ackerbesitzer brauchen es nicht zu fürchten, denn es ist wenig bestellt worden, und das Wenige, was vorhanden war, wurde für die Pferde der Armeen abgemäht. Die Soldaten wühlen in den Kartoffelfeldern und sind froh, wenn sie etwa Knollen finden, die natürlich noch kaum genossen werden können. Sie entdecken dabei nicht selten Verstecke, in denen Kisten mit den Effekten der unglücklichen Bauern geborgen worden sind, und wenig entgeht den geschickten Spürnasen.

Am 14. Juni entwickelt sich dann die blutige Schlacht bei Friedland, der Percy beiwohnt. Und wiederum gibt er eine Schilderung in satten und düstern Farben, wie sie der Wahrheit entsprechen. Er sieht seinen Kaiser inmitten der Generale, wie er die Bewegungen des Feindes und seiner Truppen beobachtet und seine Befehle erteilt. Eine ungeheure Linie französischer Reiterei formiert sich zum Angriff. Bald steht der Kaiser einsam in seinem grauen Überrock, bald ruft er einen General und spricht mit ihm. Jedes Regiment, das herankommt, muß vor ihm defilieren. Die Gardeinfanterie mustert er von einem Flügel bis zum andern. Die Trains und die Ambulanzen sind ins Stocken geraten, da auf Napoleons Befehl nur die Artillerie vorrücken soll; so liegen die Feldlazarette untätig drei Meilen zurück, und deshalb können die vielen Verwundeten nur zum kleinern Teile verbunden werden. Auf beiden Seiten wird mit bewunderungswürdiger Bravour gefochten. Die Russen — bemerkt bei dieser Gelegenheit unser Gewährsmann — haben den Mut des Gehorsams, der Sklaverei, der Gemütsstimmung; die Franzosen sind ihrem Naturell nach heldenhaft (essentiellement valeureux). Großartig ist die Präzision der russischen Artillerie. Der Sieg gehört endlich den Franzosen, ist aber teuer genug erkauft. Am Abend des großen Tages ist Percy Zeuge, wie sich der Kaiser in seinem Zelte zur Ruhe begibt; er bindet sich selbst sein Taschentuch ums Haupt, sein Mameluck entkleidet ihn der Stiefeln, und der siegreiche Imperator streckt sich auf sein Strohlager. Er bemerkt Percy, ruft ihn heran und empfiehlt seiner Fürsorge die Braven, die im Kampfe verwundet worden sind. Er ist matt und nimmt nur eine Tasse Bouillon und ein Glas Wein.

Das Städtchen Friedland — sein Geschick, meint Percy, stimmt wenig zu seinem Namen — befindet sich in schauderhafter Verfassung. Haufenweise liegen hier Tote und Verwundete von der russischen Garde, von der nicht viel übrig geblieben sein kann.

Es drängt sich nun Percy der Gedanke auf, daß nach einer so total unglücklichen Schlacht der süße Friede nicht mehr fern sein könne. Doch sieht es auch schlimm genug bei der französischen Armee aus; sie leidet namentlich

an Hunger, und wenn sie jetzt der Feind nur ein paar Tage hier festhalten könnte, würde sie vor Elend zugrunde gehn.

Percy folgt dann dem kaiserlichen Hauptquartier auf Wehlau. Hier brennt die Allebrücke, und man ist dabei, eine neue zu schlagen, was sehr langsam vonstatten geht. Doch versucht der Feind gar nicht einmal, diesen Brückenbau zu hindern. Napoleon selbst wird ungeduldig wie seine Truppen auch; er ergreift selbst eine Hacke und arbeitet eine Stunde lang mit, lagert sich dann ein wenig im Schatten, trinkt ein Glas Wein, schwimmt auf seinem Rosse durch den Strom und nimmt dann in Wehlau Quartier. Am 17. Juni kommt auch Percy hier an (durch eine Furt). Napoleon steht gerade am Fenster, ruft ihn herauf und unterhält sich hier wohl eine Viertelstunde heiter und in vollstem Wohlbefinden mit ihm. Er erzählt ihm wie einem Freunde, man habe in Königsberg 150000 englische Flinten gefunden, und die Übergabe dieses Platzes werde überhaupt die Armee in allerbesten Stand setzen; er erinnert an das Tagesdatum von Marengo, das auch bei Friedland Glück gebracht habe, und äußert, nun werde bald alles zu Ende sein. Er spricht auch von seinem und seiner Soldaten guten Appetit, der wohl eine Folge der Strapazen, des Schweißes und des Schlafmangels sein müsse, während Percy meint, der Appetit möge wohl auch von dem groben Brote kommen, das (wir Deutschen sind ja andrer Meinung) nicht genügend sättige und immer wieder neue Eßlust erzeuge.

Wehlau, in dem sonst Handel und Verkehr herrschten, ist in Percys Augen eine nette Stadt, zurzeit jedoch völlig ausgesogen. Endlich kann man dann den Pregel passieren; die Infanterie auf einer langen Fähre, die Pferde durch eine tiefe Furt, und weiter geht der Marsch, nicht (wie es erst hieß) auf Königsberg, sondern auf der wohlgepflegten Chaussee nach Memel zu. Hier sieht Percy zum erstenmal gefangne Tataren und Kalmücken, wahre Teufelsgestalten. Das Land ist wohl angebaut; man sieht viele Herden, auch Geflügel, und von jetzt an herrscht kein Mangel mehr. Die Menschen sind hier schön, kräftig und wohlgebaute Gestalten. Der menschenfreundliche Percy vereitelt einigemal rohe Plünderungsversuche französischer Soldaten.

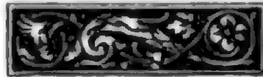
Am 19. Juni wird Tilsit erreicht. Der Ort macht im ganzen einen guten Eindruck, wenn man erwägt, wo man eigentlich ist. Es gibt hier lange und breite Straßen und einige hübsche Häuser. Entsetzlich ist das Pflaster, aus rohen Feldwacken hergestellt und halsbrecherisch; in der Mitte der Straßen läuft ein Steg aus breitern Steinen, damit man bei Regen und Kot besser fortkomme. Der ansehnliche Memelstrom zeigt ein starkes Gefälle, doch kann er wohl nicht tief sein; denn die Grundpfeiler der abgebrannten Brücke sind schwach. Hölzerne Eisbrecher sind vorhanden. Schön ist die neue Kavalleriekaserne, doch liegen dahinter scheußliche Kloaken und ekelhafte Sümpfe. Es herrscht hier ein bedeutender Holzhandel. Sonst ist die Stadt arm und ohne andern nennenswerten Handelsverkehr.

Auf dem rechten Memelufer — die Brücke ist, wie schon bemerkt worden ist, zerstört — liegt die russische Armee, die erst in verflossener Nacht hinübergerückt ist. Ihre Leute baden und versuchen, sich ein wenig zu erholen. Die

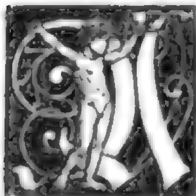
nach Tilsit gebrachten kriegsgefangnen Franzosen haben sehr unter der Behandlung der Preußen gelitten. Von achthundert Mann sind neunundvierzig zurückgeblieben, die meist infolge barbarischer Behandlung schwindsüchtig geworden sind. Alle sind wir jetzt, meint Percy, voll Zuneigung für die Russen und verabscheuen die Preußen, die nichts weiter sind als Prahlhänse (fanfarons); keine andre Meinung von ihnen haben sogar die Russen, ihre Verbündeten. Große Erbitterung hat die mangelhafte Verpflegung der französischen Kriegsgefangnen erregt; jedoch war sie nach Percys Beschreibung doch nicht so schlecht und jedenfalls nicht anders als die preußische Kasernenkost der damaligen Zeit. Diese Gefangnen hatten auch auf Veranlassung des (bekanntlich sehr franzosenfreundlichen) russischen Großfürsten Konstantin, der sie auch mit Geldspenden unterstützte, in der Stadt arbeiten dürfen, aber einen Teil ihres Lohnes an die preußische Verwaltung abführen müssen, was wiederum den Preußen als Barbarei angekreidet wurde. Die französische Armee bezieht Biwaks hinter der Stadt; es fehlt ihr an Brot, doch nicht an Fleisch. Man spricht von Waffenstillstand und Frieden. Duroc, der Großmarschall, verhandelt darüber mit dem Kaiser Alexander. Von Napoleon an oder doch wenigstens von den Marschällen bis zu den Tambours herrscht jetzt Heimweh in der Armee; bei den Russen soll es nicht anders sein. Wenn jetzt der Befehl käme, die Memel zu überschreiten und den Feind von neuem zu verfolgen, so weiß man nicht, was dann geschehn würde.

Nach wiederholten Zweifeln über diese Frage — am 24. Juni verbreitet sich das Gerücht, es soll zu neuem Aufbruch Generalmarsch geschlagen werden — langt am 25. Juni die Nachricht vom Abschluß des Waffenstillstandes an. Bestätigt wurde sie durch das denkwürdige Ereignis, das sich noch an demselben Tage vor den Augen beider Armeen abgespielt hat. Percy schildert dieses nach eigner Wahrnehmung folgendermaßen: Man baut in der Eile auf dem Memelstrom, dort etwa, wo die Mitte der Stadt ist, auf Flößen ein hölzernes Haus, worin sich um die Mittagszeit die beiden Kaiser treffen sollen. Man kommt und geht, man fragt: Ists wahr oder ein Märchen? Inzwischen wird das Haus fertig, mit Leinwand gedeckt und innen geschmückt. Auf beiden Seiten des Flusses rüstet man die Barken, auf denen die gekrönten Häupter zur Begegnung kommen sollen. Um $12^1/_2$ Uhr füllen sich beide Ufer mit Truppen. Die Kaiser besteigen die Barken. Napoleons Fahrzeug ist mit Grün geschmückt; es langt zuerst an. Der Kaiser wartet fünf Minuten auf Alexander, begrüßt ihn, als er sich naht, herzlich und eilt ihn zu umarmen, wie er den Fuß auf das Floß setzt. Französische Marschälle und russische Granden sind im Gefolge ihrer Herrscher. Die Unterredung dauert anderthalb Stunden; die Monarchen bleiben allein, und erst zum Schluß ist Empfang der Begleiter. Inzwischen hat sich Großfürst Konstantin lebhaft mit dem Großherzog von Berg (Murat) unterhalten. Beim Abschiede grüßen sich die Herrscher freundschaftlichst; ihre Barken fahren eine Strecke nebeneinander, dann schwenken sie ab und führen unter den Zurufen beider Armeen die Souveräne wieder an Land. Napoleon lächelt zufrieden. Der Regen hat aufgehört, die Sonne bricht hervor und verschönt den Eindruck dieser denkwürdigen Begebenheit.

Am Tage darauf — am 26. Juni — rücken russische Truppen in Tilsit ein, das man ihnen zur Hälfte einräumt. Auch Kaiser Alexander hält seinen Einzug und wird hier in einer schönen Wohnung mehrere Tage bleiben. Am Mittag dieses Tages wiederholt sich das Schauspiel von gestern; der Pavillon inmitten des Flusses ist heute bunt bemalt und innen noch reicher dekoriert, von außen ziehn sich Laubgewinde herum; auf der russischen Seite prangt in Grün ein großes A, auf der andern ein N. Rings um das Floß ist eine (mangels der Ölbaumzweige) mit Eichenlaub gezierte Balustrade gezogen. Frische Bäume beschatten den Pavillon und eine daneben aufgeführte Baracke für die Marschälle und Großoffiziere. Auf beiden Seiten des Flusses stehn die Garden in Paradeaufstellung unter Waffen. Wiederum ein Viertelstündchen nach 12 Uhr findet die Zusammenkunft statt; mit Alexander kommt heute König Friedrich Wilhelm. Napoleon, der seinen hohen preußischen Orden angelegt hat, umarmt den König. Sonst verläuft die Sache ganz wie am Tage zuvor.*)



Die Strafstunde

nd Sie, Herr Kollege, müssen noch die Strafstunde übernehmen! — Mit diesen Worten, die er an meine schon bescheiden im Hintergrunde verschwindende Person richtete, schloß der Rektor des Gymnasiums seine Auseinandersetzung über die Verteilung der Lektionen für das nächste Schuljahr.

Tröstliche Aussicht! Dem Laien mag bei der Aufsicht über den wöchentlich einmal abzuhaltenden Schularrest die Vorstellung vorschweben, daß es damit eine ähnliche Bewandtnis habe wie mit dem Nachexerzieren auf dem Exerzierplatze. Die Kompagnie, die etwas „verdorben" hat, muß noch ein weiteres Stündchen das Vernachlässigte nachholen, und der „aufsichthabende" Leutnant hat auch gar oft die Erweiterung seiner dienstlichen Obliegenheiten als Quittung dafür zu betrachten, daß ihm so manches, um mich milde auszudrücken, „minder wohl" gelungen ist.

Im Schulleben ist die Sache noch viel schlimmer; denn erstens ist die „Aufsicht" nur sehr teilweise wohlverdient, in der Regel ist man der Lastträger für allerhand andern zukommende Unzuträglichkeiten; und zweitens: leb wohl, du schöner, freier Sonnabendnachmittag! Wenn sich nach Tische eine Schar froher Männer rüstet, um mit Stock oder lieber Regenschirm ausgerüstet einmal „sich ordentlich auszulaufen"; wenn im Sonnenstrahl die Brillengläser funkeln,

*) Die Nachricht der Gräfin von Voß (69 Jahre am preußischen Hofe, S. 304), wonach König Friedrich Wilhelm damals mit ausgesuchter Gleichgiltigkeit und Kälte behandelt worden sei, ist wohl übertrieben, und falsch sicherlich die, daß der König im zweiten Häuschen empfangen worden sei. Die Bitterkeit der Gräfin von Voß hatte wohl nicht ihren einzigen Grund in ihrem preußischen Patriotismus. Wenn es wahr ist, was Napoleons Kammerdiener Constant in seinen Memoiren (III, S. 294) erzählt, daß die Gräfin (denn es kann nur sie gemeint sein) vom Großfürsten Konstantin in Gegenwart Murats brutal beleidigt worden sei (er soll sie la vieille bécasse genannt haben), so mußte sie freilich mit den unangenehmsten Eindrücken von Tilsit geschieden sein.

und man im muntern Schritt dahinzieht, die Wissenschaft erörternd, die Köpfe der Schüler prüfend, die Haltung des Ministeriums, besonders in Finanzfragen, mißbilligend und gelegentlich auch über den „Chef“ räsonierend, dann ist das für den „Strafstündler“ oder „Gefängnisdirektor“ oder den „Präsidenten des Unterhauses“ ein besonders herzbeklemmender Moment. Wie gern wäre er auch dabei! Wie drücken ihn alle die klugen Worte, die er nun hinter dem Zaun seiner Zähne zurückhalten muß! Aber die Pflicht ruft, und wenn die Schulglocke drei Uhr schlägt, da muß er da sein, um den Cerberus für die allwöchentlich neu gefüllte Schulhölle vorzustellen, und all die Sünder zu bewachen, die aus allen möglichen Klassen und aus den verschiedensten Ursachen zusammenkommen und über denselben Strafkamm geschoren werden sollen.

Je nach der Stimmung greife ich also nach wissenschaftlicher oder andrer Lektüre; denn die „Zeit muß ausgenutzt werden“, und man glaubt es sich und den Schülern, die dort büßen, schuldig zu sein, daß man ihnen ein gutes Beispiel gibt. In der schnöden Wirklichkeit ist es freilich anders; die ganze Stunde vergeht im „Verwalten und Regieren“, und unaufgeschnitten wandern „Hermes“ und „Neue Jahrbücher“ wieder mit heim; höchstens daß man einen Blick in die „Pädagogische Wochenchronik“ wirft; denn der Genuß kritischer Betrachtung des Bestehenden ist zu allen Zeiten möglich und willkommen.

Die Uhr hat ausgeschlagen, und in dem ach! so einsamen Lehrerzimmer greife ich seufzend nach dem bewußten in ominöses Schwarz gebundnen Strafbuche. Trotz abmahnender, sogar köstlich gereimter In- und Vorschrift eines geistvollen Vorgängers ist die Reihe der Sünder doch wieder lang, unendlich lang! Mindestens zwei Seiten brauchten die Kollegen, um alle die Namen derer zu notieren, die aus irgendeiner Ursache (die sich freilich nicht immer als ein in vierfacher Wurzel verankerter „zureichender Grund“ darstellt) heute „brummen“ müssen. Natürlich habe ich auch meinen kleinen Privatärger: denn es sollen auch Grund, Datum der Strafe und Aufgabe für die abzusitzende Arreststunde angegeben sein; in der letzten Kolumne findet sich aber mehrfach der Eintrag: „X soll Schularbeiten machen!“ oder „Bitte den Y nach Ermessen zu beschäftigen!“ Auf Deutsch: man hatte keine Zeit oder keine Lust gehabt, außer der Strafe auf ein nützliches Besserungsmittel oder eine zweckentsprechende Beschäftigung zu denken.

Und so öffne ich denn die Tür! Empor schnellen alle die Sünder, deren höchst schätzbarer Gesellschaft man das Vergnügen verdankt, an dem schönen Sonnabendnachmittag ein solches Übermaß an Pflichteifer entfalten zu dürfen. Nachdem man das Katheder erreicht hat, beginnt die Feststellung der Präsenz. Denn sollte man dies in unserm modernen Rechtsstaat für möglich halten? es gibt immer noch hin und wieder einen rauhen Kanadier, besonders wenn er die süßen Jahre der Tertianerzeit erreicht hat, der es vorzieht, sich seitwärts in die Büsche zu schlagen, in der Hoffnung, daß „er“ es entweder nicht merkt oder vielleicht vergißt. Hat man dann wirklich alle seine Schäflein beisammen, so geht es an die Verteilung der Plätze, eine durchaus nicht unwichtige Aufgabe. Denn auch hier sind „stille Ansammlungen menschlicher Verworfenheit“, wie sich mein pessimistischer Parallelordinarius auszudrücken pflegt, schleunigst zu zerstreuen, und Schafe und Böcke nicht etwa zu trennen, sondern in eine pädagogisch stilvolle Mischung zu bringen. Ist auch dieses Werk vollbracht und besonders beachtet worden, daß nicht etwa zwei besonders kluge Leute ein ebenso stilles wie vorteilhaftes Geschäftchen mit „Teilung der Arbeit“ und gelegentlichem Austausch geistiger Güter vollziehn, so beginnt die Musterung der Arbeiten.

Hierbei findet nun das Talent der Polyhistorie, eine in unsrer Zeit des Spezialistentums sonst überall längst veraltete Erscheinungsform, volle Berechtigung und reiche Gelegenheit, sich zu entfalten. Teilnahmvoll über-

blickt man Ostermannsätze für Quinta, begutachtet geometrische Analysen, die ein Untersekundaner „nachreiten“ muß, erörtert die Perfekta von λείπω und λαμβάνω, gibt Auskunft, ob die Schmetterlingsblütler wirtelständige Blüten haben, und entscheidet schließlich, souverän und mit Autoritätsmiene jeden Zweifel niederschlagend, die Frage, ob es un oder une arbre heißt, mit Berufung auf die lateinische Genusregel: Feminini generis ist nur arbor, arboris. Wehe aber dem Primaner, der einmal solchen „falschen Analogieschluß“ anwenden wollte! Und nun kommt der Augenblick, wo man Mensch sein, d. h. auf das Katheder gehn, seine Blicke über das Ganze schweifen lassen oder den Einzelnen beobachten darf.

Was magst du wohl verbrochen haben, du armer Zehnjähriger mit den dick verweinten Augenlidern und den deutlichen Spuren der Reue auf den nicht ganz tadellos gewaschnen Bausbacken? Mit rührendem Eifer sitzt er auf der vordersten Bank und schreibt in seiner steilen Kinderschrift die Vokabeln ab, die er früh nicht gewußt hat, weil ihm gerade ein so schöner Bindfaden eingefallen war, den er „gestern noch ganz gewiß“ gehabt hatte, und nach dem er gerade suchen mußte, durch seelischen Zwang getrieben, als sich die Reihe des Hersagens ihm bedenklich näherte. Ja freilich, die Weisheit vom neben ihm brennenden Ukalegon war ihm nicht aufgegangen: weder der Bindfaden noch die Vokabeln fanden sich, und so war denn der rächende Blitzstrahl: Du hast nicht ordentlich gelernt! Strafstunde! auf ihn herniedergefahren. Und nun mußte er um des „lumpigen“ Bindfadens willen den Gang in den Zoologischen Garten aufgeben, zu den Tieren, die es „eigentlich gar nicht gibt“; auch die genußvolle Betrachtung der „Völkerwiese“ mußte er sich versagen, nebst den gelegentlichen Anbändelversuchen mit den Söhnen der Wildnis, gegen deren körperliche Berührung ihm seine Mutter eine so unbegreifliche Abneigung zeigt, daß er es ihr hat mit der Hand versprechen müssen und „wahrhaftig“ sagen, damit es auch sicher nicht geschähe! Ein Murren gegen des Lehrers hartes Wort kommt in dieser Knabenseele noch nicht auf; er erkennt die volle Berechtigung der Strafe an; nur die Angst, ob es „herauskommt“, daß er hat brummen müssen, ist es, die sein Inneres bewegt.

Wie mag es wohl in deiner Seele aussehen, du schöner brauner Lockenkopf, der du mit so verbissenem Gesicht in deine lateinische Grammatik schaust, angeblich äußerst eifrig, für den Kenner aber ganz unzweifelhaft mit weit andern, wohl nicht ganz reinen Gedanken beschäftigt. Ein schöner Knabe, „bräunlich und hold“, der spätgeborne Liebling des reichen Hauses, der Verzug der eleganten Weltdame, die sich den stolzen Namen „Mutter“ anmaßt, weil auch sie einmal, widerwillig genug, des Weibes Los hat tragen müssen, und der Gegenstand stiller und doch heißer Zärtlichkeit des alternden Vaters, der in dem Einzigen die Erfüllung seiner tiefsten Wünsche sieht. Auch hier ist der Arrest, der wohlverdiente Arrest, nicht eine Einzelerscheinung, die an sich genommen und betrachtet werden muß, sondern nur Symptom und Folgeerscheinung verkehrter Erziehung: denn man hat dem jungen Mr. Easy erst zuhause den Kopf groß gemacht. In seinen Babyjahren haben die eleganten Freundinnen der Mama das „entzückende Kind“ herumgegeben und abgeküßt; dann hat man sich über die naiv-drolligen Antworten des Vierjährigen köstlich amüsiert. „Was hat er gesagt?“ ist die stete Frage gewesen; mit der Zeit sind dem heranwachsenden Jungen neben Drolligkeiten auch Unarten und Bosheiten entfahren; und wiederum hat der weibliche Chorus dies bewundert und den Abcschützen als Ausbund von Geist und Überlegenheit erklärt. Was Wunder, daß sich dieser Seele das „Erlaubt ist, was gefällt!“ in rein egoistischer Weise einprägte, und es ihm schon als Knaben in Sexta als ein Axiom feststand, daß es seine gottgewollte Bestimmung sei, daß er sich „auf Kosten andrer ausleben“, vorläufig auf Kosten andrer boshaft scherzen und spotten dürfe.

Bisher hatte man den eleganten Felix verwöhnt, auch im Gymnasium war er leider etwas verhätschelt worden, bis er schließlich zu dem strengen Ordinarius der Obertertia kam, der mit ihm erstaunlich wenig Umstände machte. Eine Weile ging es, bis schließlich Felix doch der Hafer stach; als auf den Verweis hin eine ungehörige Verteidigung erfolgte, handelte der Ordinarius zunächst nach dem Grundsatze: „Kurze Justiz, recht geschiehts!" Nunmehr hatte sich das verwundete Selbstgefühl hoch aufgebäumt, und — der Rest war die immerhin noch milde Arreststrafe, die er nunmehr verbissen und mit dem stillen Vorsatz absaß: „Die Mutter muß es machen, daß ich von hier abgehe und in die Jakobusschule komme! Bei dem Kerl halte ich es nicht aus!"

So revolutionär waren die Gedanken bei seinem Nachbar nicht, einem dicken Jungen, der schon einmal „Zweijährig-Unfreiwilliger" gewesen war und es sich offenbar angelegen sein ließ, sich zur Dauerzierde der Untertertia zu entwickeln. Da saß er nun still vor seinem griechischen Vokabular, das zu seiner ganz besondern irdischen Qual erschaffen zu sein schien. Jedoch beschäftigten ihn weder *σωφροσύνη* noch *αὐτάρκεια*, sondern seine Gedanken weilten schon bei dem häuslichen Vesperbrot. Wie ihm an der Schule im allgemeinen die Ferien das Liebste waren, und an den nun einmal unvermeidlichen Schultagen die große Pause, so war sein ganzes Denken immer um den einen Mittelpunkt gruppiert, wie der Leib angenehm gestärkt würde, ohne sich dabei wesentlich anstrengen zu müssen. Der fette Egon gehörte aus dem letzten Grunde zu den wohlbekannten „Stammgästen", die im Strafzimmer schon feste Abonnementplätze hatten. Sein Schicksal trug er heute, wie sonst, mit würdevoller Gelassenheit. Auch die den Strafstündlern gegenüber angewandte „besondre Gelegenheitsgrobheit" trug er als ein Fatum, das doch vorübergehn müsse. Da das einzige, was ihm genutzt hätte, eine kraftvolle Beweisführung a posteriori, nicht verabfolgt werden durfte, so kam ihm Reue und vollends Besserung als bloße Zeitverschwendung vor. Wußte er doch, daß er mit dem Glockenschlag vier Uhr aus der Sansara seiner Schulnöte wieder in das Nirwana häuslichen Behagens würde untertauchen dürfen. Wozu also die Aufregung? Er begriff den nervösen Dr. Meier nicht, warum gerade er besonders fleißig sein solle. Sein Vater war auch rund und dick, erhob sich spät, tat nicht viel, wandelte um sechs Uhr zum Stammtisch und las dann Abends den Seinen die Neuesten Nachrichten mit breiter Glossierung vor. In allem waren der alte und der junge Egon einander gleich; nur das vermochte der Sproß nicht zu verstehn, warum gerade er auf das Gymnasium sollte, wo es doch der Kornhandel und die Bäckerei dem Vater schon im vierzigsten Jahre ermöglicht hatten, den „Rentier zu machen", ein Ziel, auch für Egon den Jüngern aufs innigste zu wünschen. Wer weiß, ob er noch dagewesen wäre, wenn nicht das „elende Einjährige" ersessen werden müßte. Es war für ihn freilich ein Rennen mit Hindernissen, und darum ging es am Stammtisch auch nicht ohne Schimpfen ab, daß auch „Kinder besserer Eltern, die es dazu hätten", nicht bequemer und für die Söhne angenehmer dies Ziel erreichen könnten.

Der aus scharfgeschnittnem Gesicht entschlossen schauende Hintermann des fetten Egon hatte mit solchen Schwierigkeiten nicht zu kämpfen. Er war zwar auch ein wohlbekanntes „Mitglied des Unterhauses", wie man die Insassen der im Parterre abgehaltnen Strafstunde nannte. Jedoch „unerhörte Ignoranz" oder „haarsträubende Faulheit", die sonst so geläufigen Einträge unsers strengen Obertertianerordinarius waren es nicht, die bei Isidor die Rubrik des Grundes mit zornig spritzender Feder füllten. Seine Spezialität bestand vielmehr im kunstgerechten „Mogeln". Seine Listen waren so tausendfach und so fein wie die, mit denen sein Ideal, Nathanael Bumpo, die feindlichen Irokesenstämme beschlich. Sogar der „gewiefte" Dr. Hilde, der so oft eine „Sache kapierte"

und dann mit mephistophelischem Lächeln erklärt: „Ja, ich bin auch einmal auf der Schule gewesen!“ wurde rettungslos sein Opfer, das heißt manchmal. Keiner verstand es wie Isidor, „Spickzettel“ zu machen, die er im Augenblick der Gefahr zu Kugeln ballte und dem Nachbar ins Tintenfaß stopfte; keiner konnte so gut, wie er, die „chinesische Augenstellung“, mit der man zugleich rechts und links aus des Nachbarn Extemporaleheft profitierte; keiner war auch in schlimmen Dingen erfahrner und freute sich mehr des Lebens als Isidor, wenn er in seine schmutzigen Tiefen blicken konnte. Doch nicht immer siegt die Untugend, das Unglück hatte ihn verfolgt, seine Neigung zu „Mecklenburg“ und „Giegler“ war bekannt geworden und hatte ihn in das Lokal geführt, wo er bekannt und doch nicht gern war.

Nur ein süßer Trost war ihm geblieben: neben ihm saß der lange Franz mit dem sommersprossigen Gesicht und den so unergründlich dummschlau schauenden Augen. Überfülle an Begabung drückte ihn nicht, und auch er gehörte zu den Leuten, die sich getroffen fühlen mußten, wenn der Klassenlehrer bei dem „Genitiv der guten und schlechten Angewohnheiten“ die bekannten Beispiele des homo aquae et laboris fugiens mit bezeichnendem Blick nach bestimmten Klassengegenden hin zu zitieren pflegte. Jedoch diese sonst so stille Brust kannte eine Leidenschaft, die ihn oft bis zu strafstundenwürdiger Unaufmerksamkeit hinriß: er war ein eifriger und höchst betriebsamer Briefmarkensammler. Als er noch Sextaner war, hatten ihm die „schwarzen Trauersachsen“ und einige exotische Marken als Höchstes vorgeschwebt; jetzt in Tertia redete er nur in philatelistischen Kunstausdrücken. Worte wie Ganzsachen, Wasserzeichen, Fehldrucke, zurückgezogne Emissionen usw. entrannen in unaufhaltsamem Strome seinem breiten Munde; in kunstgerechter Übersetzung der Sanskritumschriften indobritischer Marken und in der Auflösung der schmetterlingartigen Schriftgebilde älterer türkischer Postzeichen leistete er Verblüffendes. Man hätte ihm dieselben Riesenschritte auch auf den geistigen Heerstraßen des Gymnasiums gegönnt, jedoch das war ihm viel zu gemein! Das konnte ja jeder, auch der einfältigste Pastorjunge vom Lande! Wozu hatte man denn diese Arbeitsbienen, wenn man nicht um ein fehlerhaftes, erkaupeltes Markenexemplar von ihnen eine Präparation, eine Aufsatzskizze, ja ein völliges Skriptum eintauschen konnte? Zum Unglück für Franz war aber Dr. Hilde früher zu viel „auch einmal auf der Schule gewesen“ und hatte ihm gerade in dem Augenblick eine „dreieckige Kap der guten Hoffnung“ weggenommen, als er sie seinem Nachbar, Pastors Ludwig aus Radefelde, für die sorgfältige und sauber angefertigte Ovidpräparation überantworten wollte.

Und nun saß er hier und büßte! Da er sich durch Schaden nicht belehren ließ, sondern nach dem Grundsatz handelte: Au corsaire, corsaire et demi! so hatte er schon seine Strafarbeit für irgendeine Marke, die er seinem davon überquellenden Portemonnaie entnahm, eingetauscht und abgeschrieben. Anscheinend höchst eifrig beschäftigt, ließ er bisweilen die Augen und wohl auch die Hand unter die Tafel gleiten und betrachtete liebäugelnd ein seltnes, ruppig aussehendes Briefmarkenexemplar, eine graue „Dreißig“ aus Brasilien, die er einem Nichtkenner mit fabelhafter Zungengewandtheit abgeschwatzt hatte, und in seines Geistes Tiefe schwebte ihm eine „unlädierte rote Dreier-Sachsen“ vor, die er mit weit mehr Respekt zu nennen pflegte als Vater und Mutter, von seinen Lehrern gar nicht zu reden.

Für sein armes Opfer, den Ludwig vom Lande mit den zu kurzen Hosen und den unzureichenden Jackenärmeln, der von seiner Missetat rein gar nichts gehabt hatte, hatte er nur ein mitleidiges grimmiges Achselzucken. „Wenn der Kerl sich nicht so albern ängstlich umgesehen hätte, wäre dem Moppi — das sollte nämlich der etwas kurzhalsige Ordinarius sein — nichts aufgefallen!“ Und nun folgte noch ein kräftiges Epitheton aus der Schulsprache. Toten-

bleich saß der andre hinter ihm; er kam sich so elend und verworfen vor, daß er „von sich selbst kein Stück Brot annehmen würde", und gab sich krampfhaft die größte Mühe, in kalligraphisch untadligen Zügen die gestellte Aufgabe zu erledigen. Der stille Vorsatz: einmal und nicht wieder! und die selbstauferlegte Buße, am Sonntag nach der Kirche Vater und Mutter zu beichten, schafften dem gequälten Herzen endlich Ruhe. Hier war gewiß ein tröstendes Wort am Platze, und die wohlgemeinte Warnung: „Zu dir sage ich nicht auf Wiedersehen!" die nochmals einen Tränenstrom hervorrief, wird wohl dem hochaufgeschossenen Landjüngling für lange Zeit im Gedächtnis geblieben sein.

Doch zu liebevollem Individualisieren hat der Schulcerberus keine Zeit. Sein durch Erfahrung argwöhnisch gewordnes Auge sieht in dem Augenblick, wo er Ludwig tröstet, mechanisch auf die andern und gewahrt, wie sich zwei bekannte Übeltäter heimlich unter der Bank etwas zureichen. Blitzschnell ist der Stimmungswechsel! Der Schauplatz wird im Nu erreicht, die Hände werden auf den Tisch kommandiert, und es wird gefragt, was unter der Tafel war. Mit gutgespielter Unschuldsmiene versichern beide, es sei nichts, aber ganz und gar nichts gewesen, Herr Doktor müsse sich unbedingt getäuscht haben usw. Auch der Befehl der Heraufnahme der Bücher ist von keinem Erfolge begleitet: beide haben zwar dieselbe Aufgabe, sie liegt auch unter dem Tisch bei den andern Sachen, aber — merkwürdig! jeder hat die seine, und schon entschließe ich mich, kurz abzubrechen, da beide zu geschickt gewesen waren, und ich den Sinn der Manipulation nicht habe ergründen können — ein leider nur zu häufiges Ergebnis der Ergebnislosigkeit. Aber diesesmal ist die Sache doch anders: Max Maier steht so eigentümlich da, daß es mir auffallen muß; obgleich er in der Bank in die Höhe gefahren ist, hält er die Beine so eigentümlich geknickt; ich lasse ihn deshalb heraustreten — und da er die Hände nicht frei hat, fällt das Corpus delicti zwischen den Knien herunter, eine wenig saubre Broschüre, die allerhand für Knaben sittlich schädliches enthält. Es ist geradezu staunenswert, was man bei Nachforschungen in den Büchern der Schüler der Mittelklassen alles vorfinden kann: den bluttriefenden Kolportageroman, die Fünfundzwanzigpfennigbücher, die ein schauerlich schönes Titelgemälde tragen und in entsprechendem Stile geschrieben sind, Broschüren über Nervenleiden, spiritistischen Unfug, und auch unsaubres, vom Katalog der anatomischen Museen an bis zur Beleuchtung der Liguorischen Moraltheologie kann man leicht zusammenbringen.

Ein lieber Freund und Kollege von mir hatte damals ein „Schulraritätenmuseum" angelegt, das einzig und allein aus Gegenständen, die man den Schülern abgenommen hatte, bestand. Die Auswahl war erstaunlich; von der Kindertrompete bis zum Revolver war jede Waffe vertreten, darunter der gefährliche „Katapult", eine starke Gummischnur, mit der man Kugeln und Holzpfeile weithin mit großer Vehemenz schleudern kann, und der heimtückische „Bumerang", den unsre Jugend den australischen Wilden abgesehen hatte. Ihm hob ich die in Beschlag genommne Broschüre auf; die Übeltäter notierte ich zu weiterer Bestrafung.

Doch da schlägt es vier! Wie auf Kommando packen alle zusammen, um wenigstens den Rest des Tages noch zu genießen. Nochmalige Verlesung, Ablieferung der Strafarbeiten, da und dort ein ermahnendes Wort, und nun darf auch ich zu Hut und Stock greifen und heimgehn; noch ein melancholischer Gedanke an den „verlornen Nachmittag", und hinter mir fällt die Schultür zu. Als letzter verlasse ich das Haus, und der Hausmeister, der schon mit befehlendem Feldwebelorgan die Waschweiber hat rechts und links einschwenken lassen, schließt das Gittertor. Nunmehr hat die Reinlichkeit das Wort, und der Schulstaub fliegt teils in Schwaden zu den Fenstern hinaus teils sickert er als undefinierbarer Niederschlag in die geräumigen Kübel.

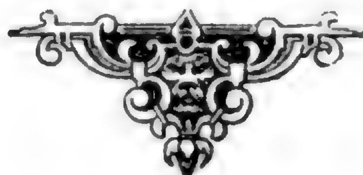
„Muß es denn gerade so sein? Ists wirklich die rechte Form der Strafe?“ Der Gedanke läßt mich nicht los; so viel verschiedne Vergehn, und dafür nur diese eine Art der Ahndung! Vor mir her schlendert Pastors Ludwig, der durch seine Strafe darum gekommen ist, noch am Sonnabend auf das heimatliche Dorf zu eilen, und der nun in aller Herrgottsfrühe heraus muß, um rechtzeitig beim Gottesdienst zu erscheinen. Die Strafe ist doch hart! Anstatt in der heimlichen Stille des väterlichen Pfarrhauses den Sonnabendnachmittag zu genießen, „das beste, was am Sonntage ist“, wie jeder Schüler meint, geht es nun zurück in die Pension, wieder an den Arbeitstisch, wieder in das Joch; denn die Vorbereitung zum Montag, die sonst um vier erledigt war, hält ihn nunmehr noch fest. Mitleidig rufe ich den armen Jungen an, der mir als kleiner Sextaner durch seine treuherzig schauenden Augen, sein täppisches Wesen und seinen rührenden Eifer früher so große Freude bereitet hatte, und um ihn wenigstens etwas zu entschädigen, bin ich sogar so unpädagogisch, zu ihm zu sagen: „Komm mit, mein Junge, wir gehn noch einmal durch Wiese und Wald, da wollen wir uns recht froh miteinander einmal aussprechen!“

Doch siehe! noch ehe der arme Junge mir erklären kann, daß er sich das nicht traue, und daß sein Pensionsvater, Professor Blümer, gesagt habe, daß „unter den obwaltenden Umständen“ auf keinerlei sonnabendliche Erleichterung zu rechnen sei, taucht, wie aus der Erde entstiegen, das strenge Antlitz meines ältern Kollegen, Dr. Hartleben, auf; seine Brillengläser funkeln, er räuspert sich stark und erklärt mir ohne Schonung: „Nein, das geht nicht, Herr Kollege! Mit Milde und Freundlichkeit ohne Grundsätze erzieht man nicht! Ein Pädagog, vor allem ein junger, muß sie entweder haben oder sich anerziehn. Wie kann man nur von Fall zu Fall entscheiden wollen — ich weiß schon, was Sie sagen wollen; alle Ihre Argumente sind mir bekannt. Gerade darin besteht das Erziehende der Strafe, daß sie wie ein Fatum wirkt; sie muß mit mathematischer Konsequenz eintreten, sobald die Prämisse gegeben ist, unbekümmert um die Nebenumstände jeder Tat, und ohne Rücksicht auf die entstehenden Folgen! Geh du nur nach Hause, mein Sohn! Schlimm genug, daß du so etwas tun konntest! Das hättest du dir vorher überlegen müssen!“

Sprachs, und nachdem er so regiert hatte, schenkte er mir noch die weitere Weisheit: „Sie haben noch viel zu viel Ideale! Mehr kategorischer Imperativ, Herr Kollege!“ und dann verschwand er in der Lesehalle, um unermeßlich viel zu lesen; denn sein literarischer Magen war von enormer Aufnahmefähigkeit und ungeheuerm Fassungsvermögen.

Ich fügte mich still, denn ich wollte dem ältern Manne nicht drein reden, aber doch klang es immer wieder in mir: Muß es wirklich so sein? Wäre hier ein Individualisieren nicht viel besser gewesen?

In demselben Augenblick bogen der fette Egon, der lange Franz und Max Maier um die Ecke; wo ihre Schulbücher hin waren, mochte Gott wissen. Mit Mühe verbargen sie die Zigaretten, die sie sich in irgendeiner Hausflur angezündet hatten, vor meinen Blicken; für den Kenner war es klar, daß sie nunmehr auf den „Lebenswandel“ gingen. Offenbar hatte sie die Strafe, die sie nach gegebnen Prämissen mit mathematischer Konsequenz ohne Rücksicht auf die Folgen getroffen hatte, in der entsprechenden Weise beeinflußt.



Menschenfrühling

Von Charlotte Niese

(Fortsetzung)

14

Die wilden Schwäne hatten Recht gehabt, sich auf dem See zwischen den Schilfinseln einzunisten, denn der Ostwind kam und warf über das Wasser ein dünnes Eiskleid, das aber nur kurze Zeit blieb. Denn der See wurde ärgerlich, und seine Wellen gingen hoch. Da glitt die Eisdecke von ihm ab, und nur am Rande blieben schneeweiße Kristalle, die das dunkle Ufer einsäumten wie ein Hermelingewand.

Die Schulkinder, die ihre alten Schlittschuhe vom Boden geholt hatten, standen trauernd am Ufer. Augenblicklich sehnte sich jedes nach Eislauf, und niemals war der See verlockender, als wenn er sein Eiskleid nicht tragen wollte. Aber es war ja noch vor Weihnachten. Das Fest brachte neue und bessere Schlittschuhe, und dann mußte das Eis bleiben. Auch Anneli stand unter den Kindern, hörte ihre Reden und wünschte sich Eis und Frost. Aber selbstverständlich auch Schlittschuhe. Es mußte wundervoll sein, auf blankem Stahl in die Weite zu fliehen; dorthin, wo die grauen Schwäne ihre Schlupfwinkel hatten.

Karoline Lindig konnte ihre Sehnsucht nicht begreifen. Seitdem sie einmal auf dem Eise gefallen war und sich die Nase stark zerschunden hatte, seit der Zeit war sie bange vor der spiegelglatten Fläche und berichtete einige Schauergeschichten von Arm- und Beinbrüchen, sogar von leichtsinnigen Läufern, die ertrunken waren.

Anneli hörte nicht auf sie. Ihr Hauptwunsch waren ein paar Schlittschuhe zu Weihnachten, von der Sorte, wie sie im Laden von Ehlers und Kompagnie hingen, und wie sie Herr Peterlein mit großer Bereitwilligkeit verkaufte. Denn er war jetzt auf der Ladenseite, wo Eisenwaren, Pflaumen und Heringe verkauft wurden. Herr Ehlers war krank, und die Kompagnie schien verreist zu sein, also mußte Herr Peterlein überall aushelfen, und er tat es so liebenswürdig, daß die großen Mädchen in den Laden liefen und alles kauften, was zu kaufen war. Manche sogar bezahlten nicht bar, sondern ließen anschreiben. Anneli, die gelegentlich von Stina Böteführ in den Ehlersschen Laden zu einer Besorgung geschickt wurde, beobachtete diese Art des Einkaufs und bemerkte, daß Herr Peterlein seine Ware ebenso freundlich ohne Bezahlung abgab, als wenn er das Geld auf den Tisch gelegt erhielt. Die Kleine wunderte sich darüber, aber als sie mit Stina über den Fall sprach, erklärte diese, daß die feinen Herrschaften öfters nur einmal im Jahre bezahlten und manchmal sogar noch seltner.

Das abers ist unrecht, setzte sie hinzu, und sie hätte wohl noch mehr gesagt, wenn sie nicht eilig gewesen wäre.

Die alte Demoiselle war in dieser Zeit unruhig geworden. Sie mochte nicht mehr stundenlang am Fenster sitzen, sondern wollte schon am hellen Morgen wieder ins Bett. Und sie flüsterte vor sich hin, sang und lachte, gerade als wäre sie jung und nicht in den Neunzigern.

Herr Kanderbat, das geht nich gut! sagte Stina weinerlich zu Onkel Aurelius, aber dieser zündete sich eine Pfeife an und vertiefte sich in die Zeitung. Was gings ihn an, wenn ein altes Leben langsam auslöschte und vorher noch einige

Kapriolen machte? Er stöhnte über das Podagra, das ihn im linken großen Zeh kniff, und ließ sich ein neu erschienenes Doktorbuch kommen, um ein Gegenmittel zu finden. Auch Anneli dachte nicht an die alte Demoiselle. Es gab wieder Schlackerwetter und düstere, graue, vom Winde gepeitschte Wolken, da war es nichts mit dem See und seiner Eisdecke, Herrn Peterleins Schlittschuhe hingen blitzend im Ladenfenster, ohne daß er sie mit strahlendem Lächeln zu verkaufen brauchte.

Aber das Weihnachtsfest nahte doch. Im Privatkursus bei Fräulein Sengelmann wurden Wunschzettel geschrieben, und Stina Böteführ ging zum Herrn Hofrat, um ihm einige Wünsche für Anneli zu unterbreiten. Sie hatte alles nötig, Kleider, Bücher, Strümpfe, Schuhe. Mit erhobner Stimme rechnete Stina diese Bedürfnisse auf, und der Hofrat seufzte verlegen und strich über sein weißes Haar.

Er mochte nicht sagen, daß er selbst nicht viel Geld hatte, aber Stina verstand ihn doch und strich fast alle Wünsche, obgleich es ihr schwer wurde.

Er hat gräsig wenig, sagte sie nachher zu Onkel Aurelius, den sie in schwachen Stunden ihren Kandidaten nannte, und dieser zuckte die Achseln.

Er hat nie viel gehabt, Stina. Fürs Geldverdienen war er nicht, und so eine kleine Pension ist schnell verbraucht.

Wir könnten die Kleine vielleicht ganz für umsonst haben, meinte Stina zögernd. Denn der Hofrat bezahlte natürlich für seine Nichte ein kleines Kostgeld.

Aurelius ging an seinen Schreibtisch und holte ein kleines Paket heraus.

Hier ist das Geld, das Willi Pankow mir für Annelis Wohnung und Essen gegeben hat. Er hat mich immer Sie genannt und die Nase gerümpft, als ich herkam. Aber die Kleine solls nicht entgelten, und Sie können ihr etwas Nützliches für die paar Taler anschaffen, Stina. Vielleicht kriege ich noch einen Lohn für meine Großmut.

Er zwinkerte mit den Augen, und Stina wollte die ihren verschämt niederschlagen, doch Onkel Aurelius hatte sich schon von ihr gewandt, und die Verschämtheit war nutzlos.

Es waren noch vierzehn Tage bis zum Fest. In der Schule wurden Weihnachtslieder gelernt und die Stunden gezählt, bis der Weihnachtsglanz kommen würde. Anneli kannte kein rechtes Weihnachtsfest. Die Frau Bäckermeisterin hatte ihr wohl am Sankt Nikolaustag den Schuh mit Süßigkeiten gefüllt und ihr Weihnachten etwas Spekulatius geschenkt, aber ein brennender Lichterbaum war in Virneburg nicht Mode gewesen.

Heute saß Anneli wieder neben ihres Onkels Zimmer, lernte ihre Aufgaben und schaute aus dem Fenster in das graue Winterwetter. Gab es denn gar keine Sonne mehr, keinen blauen Himmel, kein Eis und keinen Schnee? Mußte man immer lernen und immer in die Schule gehn? Christel hatte gesagt, das Leben ist langweilig, deshalb hatte sie es verlassen, und Cäsar schlief in der Erde. Der kleine braune Kerl mit den treuen Augen und dem lächerlichen Schwänzchen. Wo war er jetzt, und wo war Christel?

Anneli war so in ihre Gedanken vertieft, daß sie nicht gehört hatte, wie jemand zu ihrem Onkel eingetreten war. Schwester Lene hatte die kleine Nische durch einen Vorhang von der Stube getrennt, weil sie meinte, der Herr Hofrat wäre lieber ganz für sich, und vielleicht war es ihm wirklich angenehm. Denn er sprach noch immer viel mit sich, las seine geschriebnen Sätze vor und dachte nicht an seine kleine Nichte. Gerade wie sie sich auch an sein Sprechen gewöhnt hatte und nur selten darauf achtete.

Aber heute sprach eine andre Stimme als die ihres Onkels.

Wahrhaftig, lieber Hofrat, Sie haben sich gut konserviert, ganz vorzüglich. Weiße Haare? Lieber Gott, die sind heutzutage sehr modern; Prinz Edmund ist noch nicht dreißig und ist schon gesprenkelt wie ein Perlhuhn. Sie wissen, der zweite Sohn Ihrer Königlichen Hoheit. Ein scharmanter Herr sonst, sehr liebenswürdig. Hat nach Ihnen gefragt, obgleich er Sie nicht kennt. Die alte Amour

seiner Frau Mama nennt er Sie. Sie wissen wohl, daß Ihre Königliche Hoheit noch oft von Ihnen spricht. Sie sagt, Sie wären sehr nett gewesen, nicht so langweilig wie die andern vornehmen Herren!

In der Mitte schob sich der Vorhang ein wenig auseinander, und Anneli sah durch den Spalt.

Vor ihrem Onkel saß ein kleiner Herr mit stahlschwarzem Haupthaar und Schnurrbart. Sein Gesicht war voll kleiner Falten, und seine Augen lagen tief in ihren Höhlen. Dazu hatte er schneeweiße große Zähne und eine knarrende Stimme. War er jung oder alt? Anneli konnte es nicht unterscheiden.

Es ist sehr liebenswürdig von Ihrer Königlichen Hoheit, sich meiner zu entsinnen. Onkel Willi sprach leise und legte die Hand über die Augen.

O, sie entsinnt sich Ihrer noch sehr wohl. Hohe Herrschaften sind sozusagen auch Menschen, und wer reizend war, wie die Großherzogin in ihrer Jugend, der denkt gern an diese Zeit zurück. Sie zeigt mit Vorliebe ein Bild von sich, das wirklich famos ist, und wenn sie dazu berichtet, wie arm sie gewesen ist, wie verlassen, dann wird sie fast gerührt. Aber das dauert nicht lange. Ihre Königliche Hoheit ist nicht mehr für die Sentiments, und sie ist von einigen Jugendfreunden enttäuscht. Auch von Ihnen, lieber Hofrat. Sie meint, Sie hätten ein Dichter werden sollen oder wenigstens ein Schriftsteller. Sie hätten aber bis dahin nichts Gedrucktes von sich gegeben, nicht einmal ein Bändchen Lyrik. Und er war ein Lyriker! sagt sie dann mit einem Seufzer, und wir seufzen natürlich alle mit über Sie, mein teurer Hofrat.

Der kleine vertrocknete Herr lachte krächzend, und der Hofrat nahm die Hand von seinem blassen Gesicht.

Ich ahnte nicht, daß die Großherzogin Wert auf meine dichterischen Talente legte. Und die Erinnerungen, die ich von meinem Aufenthalt am Hofe ihres erlauchten Onkels aufgezeichnet habe —

Sie haben Erinnerungen aufgeschrieben, und Sie lassen sie nicht drucken?

Das Gesicht des kleinen Herrn drückte das größte Staunen aus. Dann schlug er sich aufs Knie.

Donnerwetter, so etwas sollte ich nur haben! Eine Finanzspekulation ersten Ranges! Aber unsereins kann ja nicht ordentlich schreiben!

Der Hofrat sah ihn mit großen Augen an.

Sie würden für Geld schreiben, Herr Baron?

Der Gefragte lachte.

Wenn ichs könnte, ganz gewiß! Und wenn ich Sie wäre, mein lieber Herr Hofrat, würde ich meine Erinnerungen nicht für mich behalten. Die Großherzogin brennt darauf. Sie wissen, am dortigen Hof ist sie nicht gut behandelt worden. Sie würde sich freuen, wenn dem gelegentlich eins ausgewischt würde, und wenn Sie von ihrer höchsteignen Person nur allerhand Liebenswürdiges sagen wollten, zum Beispiel, wie schön sie gewesen ist, daß ihre Kleider gut gesessen hätten, daß sie damals schon das lebhafte Gefühl für Dichtkunst und Literatur hatte, das sie auch jetzt auszeichnet, und daß ihre Heirat mit dem damaligen Erbgroßherzog nur aus reiner, gegenseitiger Neigung erfolgt sei, ich glaube, dann würde Ihre Königliche Hoheit des alten Jugendfreundes noch liebevoller gedenken, als sie es jetzt schon tut.

Sie sind beauftragt, mir dies zu sagen?

Der Gefragte räusperte sich.

Ich fuhr doch in diese Gegend, und als Ihre Königliche Hoheit mir Urlaub erteilte — ich bin, wie Sie wohl wissen, augenblicklich ihr diensttuender Kammerherr —, da sprach sie gleich von Ihnen, ließ Ihnen einen freundlichen Gruß sagen — es waren ihre höchsteignen Worte — und fragen, was Sie mit Ihrem schönen Talent gemacht hätten. Die hohe Frau schien etwas enttäuscht zu sein, daß Sie so gar nichts von sich hören ließen.

Bis jetzt hatte Anneli der schnarrenden Stimme gelauscht. Nun flog eine Dohle am Fenster vorüber, eine zweite folgte ihr, zerzauste sie mit dem Schnabel, daß die Federn stoben, und flog dann krächzend weiter. Dieser Zwischenfall fesselte die Aufmerksamkeit des kleinen Mädchens mehr als die Unterhaltung im Nebenzimmer. Die bestrafte Dohle flog auf ihr Fenstersims, glättete ihr grauschwarzes Kleid und stieß einen klagenden Schrei aus. Sie war traurig und verwundet, aber niemand half ihr.

Der Besuch Onkel Willis sprach noch immer, aber von andern unverständlichen Dingen, bis ein Name fiel, der Anneli aufmerksam machte.

Ganz recht, Frau Roland. Sie soll einen so netten Jungen haben.

Einen sehr netten, bestätigte Onkel Willi mit seiner müden Stimme.

Wenn man hier etwas tun könnte — der Baron sprach plötzlich weniger knarrend. Persönlich bin ich nicht beteiligt, verehrter Hofrat, natürlich nicht. Jedoch — er machte eine Pause — vielleicht könnte man der Frau ein wenig helfen. Es ist nicht ganz leicht, einen großen Knaben durchzubringen.

Sie könnten sich an den hiesigen Pastoren wenden, Herr Baron.

Ach Gott — der Fremde seufzte. Diese Herren sind oft so neugierig, und von allen Dingen kann man nicht immer reden —

Dann wenden Sie sich an Frau Roland selbst.

Also Sie würden mir nicht die kleine Gefälligkeit erweisen, verehrter Hofrat, und mit Frau Roland in Verbindung treten?

Der Hofrat stand auf.

Ich bin nicht in der Lage, Herr Baron, den Unterhändler in einer Angelegenheit zu machen, die mich absolut nichts angeht. Sie haben vorhin schon durchblicken lassen, wie unpraktisch und weltfremd Sie mich finden, weshalb wollen Sie mich nun mit einem Auftrag beschweren, den ich nur ungeschickt und schlecht ausführen würde? Was Sie mit Frau Roland zu erledigen haben, müssen Sie selbst übernehmen.

Anneli war so überrascht über den Ton ihres Onkels, daß sie kaum darauf achtete, wie sich der Besuch mit steifer Höflichkeit und mit einigen nichtssagenden Worten entfernte. Als alles still geworden war, erhob sie sich, um leise das Zimmer zu verlassen. Da sah sie ihren Onkel in Gedanken versunken vor seinem Schreibtisch stehn.

Ich war nur ein Zeitvertreib! sagte er vor sich hin, schloß sein Geheimfach auf, nahm einen Brief heraus und zerriß ihn in tausend Stücke. Und das war der Brief, den er oft gelesen und oft leise geküßt hatte.

15

Über diese Dinge würde Anneli noch mehr nachgedacht haben, wenn nicht andre Ereignisse ihre Gedanken in Anspruch genommen hätten. Die alte Demoiselle wurde mit einemmal wieder ganz lebendig und verlangte Anneli zu sehen.

Stina, die die Einladung kopfschüttelnd überbrachte, sprach zugleich ihre Verwunderung aus.

Du lieber Gott, ich denk, sie macht es nicht mehr lang, weil sie so still geworden ist, und nu schnackt sie mit einmal ganz vergnügt und kramt in ihre Papierens. Aber was leben soll, das lebt!

Anneli dachte nicht weiter über diesen Satz nach. Als sie an diesem Tage aus der Schule kam, verfügte sie sich zu der alten Dame, setzte sich vor sie, die wieder in ihrem Lehnstuhl saß, und erzählte, was ihr in den Sinn kam. Es gab genug zu berichten. Fräulein Sengelmann, die Kursuslehrerin, war gewiß und wahrhaftig verlobt, aber heiraten konnte sie noch lange nicht, Frau Bürgermeister Lindig lag schon seit vierzehn Tagen im Bett, und Karoline hatte schon ein paar mal geweint, weil sie fürchtete, ihre Mutter würde sterben.

Bei dem letzten Wort hob die alte Dame den Kopf.

Wir müssen alle sterben, und nicht um jeden wird geweint.

Ihre Stimme zitterte, aber dann sah sie in Annelis Gesicht und lachte.

Gelt, du verstehst mich nicht? Was soll auch das Verstehn! Besser ist zu träumen oder Bilder zu besehen. Reich mir das Buch, es liegt hinter dir!

Bin ich nicht zu groß zum Bilder besehen? fragte Anneli bedenklich, und die alte Demoiselle lachte noch einmal.

Zum Bilder besehen sind wir niemals zu groß und auch niemals zu klein. Aber wenn du keine Lust hast, das Buch zu betrachten, so nimm es nur mit und besieh es ein andermal. Ich schenke es dir!

Es sind zwei große Bücher!

Anneli stand vor den Bänden und wußte nicht, ob sie sich freuen sollte. Dann aber wandte sie sich zu der Alten und küßte sie leise auf die welke Wange.

Vielen Dank für das Geschenk. Wenn ich einmal Zeit habe, dann will ich es wieder besehen.

Und willst du an mich denken? fragte die Alte.

Ich denke ganz oft an dich, Demoiselle, und werde es dann natürlich auch tun.

Und wenn ich hier nun nicht mehr am Fenster sitze, wenn ich im Grabe liege, willst du mich dann gleich vergessen?

Anneli schüttelte den Kopf.

Ob ich immer an dich denken werde, kann ich nicht sagen, Demoiselle, aber zuerst will ich dich ganz gewiß nicht vergessen. An Christel Subeck wollte ich jeden Tag denken, und nun tue ich es schon nicht mehr, und mit Tante Fritze ist es noch schlimmer. Manchmal weiß ich gar nicht mehr, wie sie ausgesehen hat. Aber an meinen Vater denke ich noch jeden Tag, er ist ja auch nicht tot, er schläft nur.

Annelis Stimme war träumerisch geworden. Hier in dieser alten dämmrigen Stube kamen halbvergessene Gedanken über sie, alles, was der graue Alltag in ihrer Seele einhüllte und niederdrückte, stand wieder auf und ließ sie aufatmen, als käme eine andre Luft in ihre Lungen.

Er schläft nur, wiederholte sie und sah hinaus aus dem Fenster auf den Triton, der immer noch lachte und in seine Muschel blies, wie ers schon vor vielen Jahren getan hatte. Denn die Menschen von Stein sind nicht so schläfriger Natur wie die aus Fleisch und Blut gebildeten. Sie trotzen den Stürmen des Lebens und bleiben, wenn die andern lange gegangen sind.

Die Demoiselle saß regungslos in ihrem Stuhl.

Also du willst mich nicht gleich vergessen?

Nicht gleich, versicherte Anneli noch einmal, ließ sich von der jetzt eintretenden Stina ein großes Papier um ihr Geschenk legen und lief ohne viel Dankesworte davon. Die Luft im Zimmer der Alten beklemmte sie plötzlich, und wie sie über den Schloßhof eilte, mußte sie sich umsehen, weil es ihr war, als käme jemand hinter ihr her.

In dieser Nacht träumte Anneli von der alten Demoiselle. Sie war jung geworden und tanzte nach einer sanften, einschmeichelnden Musik, bis sie die Augen schloß und leise, ganz leise in nichts zerfloß.

Am andern Morgen kam Stina schluchzend zum Kandidaten gelaufen, um ihm zu melden, daß sie ihre alte Herrin tot in ihrem Bett gefunden hatte. Der Tod mußte leise zu ihr gekommen sein. Mit gefalteten Händen und einem Lächeln auf den Lippen lag sie in ihren Kissen.

Stina weinte immer wieder und berichtete dann, wie sie schon vor einigen Jahren eine größere Geldsumme von ihrem Fräulein als Geschenk erhalten hätte, sodaß sie nicht in Not zu kommen brauchte.

Zweitausend Mark sind es! setzte sie schluchzend hinzu, aber die Einsamkeit ist das Schlimmste! Nich, Herr Kanderdat?

Doch Onkel Aurelius murrte etwas unverständliches. Jeder Todesfall ärgerte ihn, und daß der Tod schon zweimal im Schloß eingekehrt war, während er darin wohnte, faßte er als eine Beleidigung auf.

Er erklärte in diesen Tagen im Wirtshaus essen zu wollen, und das war der einzige Trost, den er für Stina hatte. Anneli nahm er sogar mit — zu ihrer Freude, die dadurch verstärkt wurde, daß bei Herrn Peters der Kaffee eingenommen wurde. Zum erstenmal seit langer Zeit saß sie wieder in Herrn Peters Wohnstube, sah das rostbraune stumme Klavier und wußte nicht recht, ob sie sich des neuen Erlebnisses freuen oder ob sie trauern sollte, weil wieder ein Mensch tot war, den sie kannte.

Onkel Aurelius gewöhnte sich übrigens bald an den Tod der alten Dame. Er brachte Abwechslung in das einförmige Leben des Schlosses, erstens dadurch, daß sehr schnell zwei Neffen der Verstorbnen erschienen, die sich schon auf der Reise wegen der zu erwartenden Erbschaft erzürnt hatten. Der eine war ein Schuster, der andre, sein Vetter, ein Schreiber, und beide stürzten sich mit so wenig anständigem Eifer auf den Nachlaß der Verstorbnen, daß die Bewohner der kleinen Stadt Stoff zur Unterhaltung und zum Kopfschütteln hatten.

Kaum war die alte Demoiselle zur letzten Ruhe bestattet — und ihr Begräbnis war, dank den Kleinstädtern, sehr feierlich —, da begannen die zwei Vettern die Wohnung auszuräumen, zankten sich bei jedem Stück und machten ein großes Geschrei davon, daß im Nachlaß kein bares Geld gefunden wurde. Nur alte Mobilien, altes Porzellangerät und ähnliche Dinge, über die die Erben laut scheltend die Achseln zuckten. Sie wollten nur bares Geld haben, und da sie nichts fanden, fehlte nicht viel, daß sie sich gegenseitig des Diebstahls und der Erbschleicherei beschuldigt hätten.

Anneli hörte manches von diesen Dingen, da Stina sie alle brühwarm ihrem Kandidaten erzählte. Sie selbst wurde ja auch davon betroffen, da sie vor einiger Zeit die Summe von zweitausend Mark in Staatspapieren zum Geschenk erhalten habe. Dieses Geld wäre ihr sicher wieder abgenommen worden, wenn nicht die Demoiselle mit eigner Hand Stinas Namen auf den Rand des Papiers geschrieben hätte. Der Amtsrichter erklärte diese Schenkung für unanfechtbar, und die Vettern Stahl mußten sich brummend zufrieden geben. Dann veranstalteten sie eine Auktion von den alten Sachen der Demoiselle, auf der Porzellan und Mahagonischätze zu lächerlichen Preisen verschleudert wurden, und waren ebenso schnell verschwunden, wie sie gekommen waren.

Der Hofrat hatte sich einige Meißner Figürchen erstanden, die er Anneli schenkte.

Zwanzig Pfennige sind sie doch wert, meinte er mit seinem halben Lächeln, das in der letzten Zeit noch seltner geworden war.

Onkel Aurelius, an den diese Frage gerichtet war, nahm eine der kleinen Schäferinnen in die Hand und betrachtete sie mit Kennermiene.

In meinen Hauslehrerjahren habe ich bei vornehmen Herrschaften wohl ähnliche Dinge gesehen, ohne selbst großen Geschmack daran zu finden. Aber kleinen Mädchen kann man wohl eine Freude mit ihnen machen.

Und er gab Anneli ebenfalls eine Teedose aus duftigem Porzellan, auf der Schäferinnen tanzten. Anneli nahm alles ohne viel Dank entgegen. Sie wünschte sich ein Paar Schlittschuhe, und leider hatte die alte Demoiselle nichts dieser Art in ihrem Nachlaß gehabt. Dabei wehte es von Osten her, und die Kinder in der Schule sagten, zwischen Weihnachten und Neujahr würde der See zu stehn beginnen. Gedankenlos packte Anneli die Porzellansachen in ihren alten Koffer, in dem schon das Paket mit dem Bilderbuche lag. Sie hatte es noch nicht geöffnet, obgleich sie nicht mehr so beleidigt war, daß ihre alte Freundin ihr ein Bilderbuch geschenkt hatte. Denn sie war jetzt doch tot und konnte ihr nichts mehr schenken. Und mit unbestimmter Sehnsucht dachte sie an das alte Gesicht, das nie mehr hinter den

Fensterscheiben auftauchen konnte, an die kleine gebrechliche Gestalt, die nicht mehr in den Sonnenschein verlangte, sondern im Dunkel des Grabes schlief.

Aber Weihnachten kam und mit ihm Lichterglanz und eine unbestimmte Freude. Bei Herrn Ehlers im Laden hingen bunte Sachen, und die Bauern kamen in die Stadt mit grünen Tannenbäumen. Sogar der alte Peters trug ein Paket mit Kuchen in der Hand, die er Stina schenkte, als diese eiligen Schrittes den Schloßberg hinabging. Stina war jetzt immer in Eile und hatte ein sorgenvolles Gesicht. Die Wohnung der alten Demoiselle, in der sie doch auch lange Jahre verbracht hatte, mußte um Neujahr ganz geräumt werden, und der Kandidat hatte ihr noch nicht angeboten, ganz zu ihm zu ziehn.

Aber die Kuchen nahm sie und steckte Anneli, die neben ihr herlief, gleich einen davon in die Hand.

Nimm, Kind, mußt doch auch ein Weihnachtsfreude haben!

Stina, kriege ich ein Paar Schlittschuhe? fragte Anneli, in den Kuchen beißend.

Die Gefragte machte ein erstauntes Gesicht.

Schlittschuhe? Was will ein klein Deern mit Schlittschuhe? Hast soviel andres nötig: Kleider, Schürzen, Hemden, und was noch allens. Schlittschuhe! Ich hab auch nie Schlittschuhens gehabt.

Aber Anneli war doch überzeugt, daß ihr Wunsch in Erfüllung gehn würde. Auch dann, als am andern Tage wieder eine Veränderung mit ihr eintrat, als sie mit ihrem Koffer und ihren wenigen Schätzen wieder umziehn mußte. Diesesmal nicht weit. Von Onkel Aurelius Wohnung in die von Onkel Willi, wo Schwester Lene nicht gerade wohlwollend die kleine Kammer, in der Anneli schon einmal gehaust hatte, wieder abgeben mußte.

Die Kleine begriff die Geschichte nicht ordentlich, erst allmählich wurde ihr klar, daß Onkel Aurelius plötzlich auf Reisen ging, ihr eine kleine Rede hielt und dabei sagte, daß er sehr bald wiederzukommen gedenke. Weil er den Tag aber noch nicht bestimmen könnte — mit Familienangelegenheiten hätte es immer eine gewisse Schwierigkeit —, so wäre es besser, daß er seine Wohnung abschlösse.

Anneli weinte. Nun zog sie schon wieder um, und bei Onkel Aurelius war es gemütlich gewesen, während Schwester Lenes Gesicht ihr nicht glückverheißend erschien. Onkel Willi machte ebenfalls keinen sehr erfreuten Eindruck. Er war in dieser Zeit fleißiger als jemals, und wenn man ihn nach irgend etwas fragte, dann fuhr er auf wie aus tiefen Gedanken.

Stina, was ist eigentlich los? fragte Anneli kläglich. Da hatte ihr diese den Rest ihrer Habseligkeiten ins neue Quartier gebracht und wischte noch einmal den Staub von den wenigen Möbeln ab, den Schwester Lene reichlich zurückgelassen hatte.

Stina antwortete nicht gleich, dann wischte sie sich die Augen.

Was die Männers alle vorhaben, da weiß ich nix von. Ich bin kein Mann, und da bin ich froh zu. Er hat ein Brief gekriegt, Herr Kanderdat. Ein Kasine von ihn hat ihn zu Weihnachten eingeladen, da wollt er nu mal hingehn.

Er kommt doch wirklich wieder?

Stina zuckte die Achseln.

Kann sein, kann nich sein. Ich kann ja so fein for ihn kochen, und er hätt mir gern ne Heimat geben können, wo ich ihr doch gerade nötig hab, abers es kann allens anders kommen.

Sie sprach mit der alten Düsterheit, und Anneli seufzte ebenfalls. Aber dann richtete sie sich auch hier wieder ein und dachte darüber nach, was das Weihnachtsfest ihr wohl bringen würde.

Am Tage vorher hatte Fräulein Sengelmann eine kleine Feier mit brennendem Lichterbaum und mit Deklamation, und Anneli mußte einen französischen Vers hersagen. Sie trug kein weißes Kleid wie ihre Schulgenossinnen, der blaue Kattunrock von Tante Fritze lebte noch immer in seiner unheimlichen Stärke und hatte sogar wegen seiner bunten Muster die Heiterkeit von Schwester Lene erregt.

Aber wie sie im Kerzenlicht stand und mit klarer Stimme ihr Verslein sprach, da rückten die Mütter, die diesem Schulfest beiwohnten, auf ihren Plätzen hin und her, und jede wünschte heimlich, auch ihr Kind möchte ein so süßes Gesicht und so goldiges Haar haben wie diese Kleine im häßlichen Kleide.

Anneli achtete nicht auf die auf ihr ruhenden Augen. Als die Feier beendet war, stürmte sie auf die Straße und freute sich, daß der Wind so kalt wehte. Morgen war Weihnachten, da gab es Schlittschuhe!

Hallo! rief eine Stimme, und Fred Roland faßte sie am Arm. Bist du so lang geworden, daß du mich nicht mehr sehen kannst?

Doch, doch! Mit rotem Kopf und aller Wildheit bar ging die Kleine neben dem großen Jungen. Halb war sie scheu, und halbwegs kam über sie die Empfindung der unbestimmten Angst, von damals her, als es noch Sommer gewesen und Cäsar gestorben war.

Fred achtete nicht auf Annelis Wesen. Er war redselig wie niemals, und seine Augen leuchteten.

Ich habe ein gutes Zeugnis gekriegt, berichtete er, das beste in der Schule, und von Ostern an gibts ein Stipendium. Da hat Mutter nicht mehr so viel Sorgen.

Was ist ein Stipendium? fragte Anneli, und nachdem Fred ihr das Wort erklärt hatte, nickte sie weise.

Gibt das dir der vornehme Mann, der auch bei Onkel Willi war? Ich glaube, es war ein Baron, und er sprach von Frau Roland.

Fred blieb mit höhnischem Lachen stehn.

Meinst du, daß Mutter von dem alten Nußknacker etwas nehmen würde? O ja, er ist bei uns gewesen und hat allerhand dummes Zeug gesprochen. Aber Mutter hat gesagt, er sollte gehn, woher er gekommen wäre.

Ist er mit euch verwandt?

Fred ging schon weiter. Sein Gesicht war unfreundlich geworden, und seine Stimme hart.

Was weiß ich von Verwandtschaft? Mutter und ich haben keine Verwandten. Wir schlagen uns allein durch.

Aber — Anneli wollte eine Einwendung machen, doch Fred schlug mit der Hand durch die Luft, weil er ein andres Gesprächsthema wünschte.

Laß du das Fragen. Mädchen verstehn nichts von solchen Dingen. Komm lieber mit nach dem Kirchhof!

Er wies auf einen großen Efeukranz, den er am Arme trug. Den soll Christel haben! setzte er hinzu und schlenkerte ihn lustig in der frostklaren Luft.

Christel! Über Anneli kam der Schreck, den sie vor Fred empfunden hatte, seitdem Christel tot war. Du warst böse gegen sie, und nun bringst du ihr einen Kranz!

Ich war nicht böse; ich war nur gerecht! erwiderte er gleichmütig. Sie hatte sich schlecht benommen, und ich mußte ihr sagen, was ich von ihr dachte. Nicht eine Nacht mehr hätte ich schlafen können, wenn ich das nicht getan hätte. Deshalb aber brauchte sie nicht ins Wasser zu gehn. Aber so sind die Mädchen. Dumme Streiche wollen sie machen, aber nicht die Strafe dafür leiden. Wahrscheinlich wäre sie gar nicht ins Gefängnis gekommen.

Anneli sagte nichts. Wenn Fred sprach, dann merkte sie erst, wie dumm sie war. Schweigend ging sie neben ihm her, bis der Friedhof erreicht war. Er hatte ein winterliches Kleid angenommen, verdorrte Pflanzen und Grashalme krochen müde aus der Erde, nur die Tannen und Lebensbäume grünten wie im Sommer, und über allem stand derselbe Himmel wie oft im Sommer: hellblauer Grund mit grau abschattierten Wolken darauf, die der Wind durcheinanderwirbelte wie eine Herde Schafe.

Schneeweiß hob sich Christels Kreuz aus der frostkalten Erde, und Fred legte den Kranz am Postamente nieder. Dann nahm er die Mütze vom Kopf.

Sprich ein Gebet! herrschte er Anneli an, die gehorsam die Hände faltete und ihr Abendgebet sagte:

Lieber Jesu, bleib bei mir,
Sei du meines Lebens Zier,
Steh mir bei im Erdenleide
Bis zur ewigen Himmelsfreude.

Eine Drossel flatterte aus einer Tanne auf, setzte sich einen Augenblick auf Christels Kreuz und flog dann lustig weiter.

Fred setzte die Mütze wieder auf das dunkle Haar.

Ein netter kleiner Vers! sagte er wohlwollend, den kann man leicht behalten.

Du weißt gewiß einen viel bessern, entgegnete sie, und er nickte.

Natürlich, aber im ganzen macht es sich besser, wenn Mädchen beten.

Anneli achtete kaum auf seine Antwort. Über sie war der große Schmerz, die Sehnsucht gekommen, die Empfindungen, die meist in ihr schliefen, manchmal aber erwachten und sie quälten.

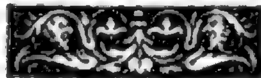
Christel, Christel, schluchzte sie, du hättest doch nicht zu sterben brauchen! Ich sehne mich nach dir!

Beruhigend legte Fred ihr die Hand auf den Arm.

Sei nicht so traurig! Nach hundert Jahren hast du sie ganz gewiß wieder. In hundert Jahren ist alles vorüber, dann sind wir beide tot, und es ist ganz egal, ob Christel etwas früher gestorben ist.

Sollte das ein Trost sein? Zuerst mußte Anneli doch noch weinen; als dann aber die beiden Kinder der Stadt wieder zuwanderten, gingen so viel Menschen mit Weihnachtspaketen in den Straßen, und in den meisten Läden sah es so verführerisch aus, daß Christels Grab und ihr Kreuz bald vergessen waren.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Die Diäten und die Finanzreform.)

Bei der Gasteiner Zusammenkunft im August 1871 weilten die beiden Reichskanzler Bismarck und Beust im Posthause zu Lend. Beust schrieb in das Fremdenbuch: „Jeder hat einmal Recht. Wohl dem, ders erlebt." Bismarck setzte darunter: „Jeder hat schließlich Unrecht. Wohl dem, ders nicht erlebt." An diese beiden Niederschriften, von denen die des damals auf der Höhe seiner Erfolge stehenden deutschen Kanzlers von besonders tiefsinniger Bedeutung ist, gemahnt der Ausgang der Diätenfrage. Bismarck hatte sich den Reichstag als eine vornehme Institution, als eine Verkörperung der geistigen Aristokratie der Nation gedacht. Er sollte aus den Schichten gebildet werden, die die Träger des Sehnens und Ringens unsers Volkes ein halbes Jahrhundert und länger hindurch gewesen waren; die den Einheitsgedanken und den Glauben an Deutschlands Zukunft, an Kaiser und Reich, von den Tagen der Befreiungskriege an durch allen Wechsel der Zeiten bewahrt hatten, und denen die Enttäuschung von 1849 nur eine um so sichrere Anweisung auf die Zukunft gewesen war. Aus diesem Grunde hatte er als Gegengewicht gegen die Wirkungen des allgemeinen Stimmrechts die Diätenlosigkeit verlangt, nachdem er aus mancherlei Gründen das wirksamere Gegengewicht, das Reichsoberhaus, verworfen hatte.

Für das Wahlrecht, aus dem zuerst der Reichstag des Norddeutschen Bundes und später der des Reiches hervorging, bestanden damals ganz andre Voraus-

setzungen. Sie führen bis in die Zeiten des preußischen Verfassungskonflikts zurück. Das allgemeine Stimmrecht war Preußens Antwort auf den Frankfurter Fürstentag gewesen. Bismarck erwartete von diesem Wahlsystem, durch das Napoleon der Dritte die Revolution bezwungen, das Kaiserreich wieder aufgerichtet und leidlich bequem regiert hatte, eine von den Verbitterungen des preußischen Abgeordnetenhauses unberührte, in ihren Gesinnungen überwiegend monarchische Volksvertretung; nach den Einheitskriegen um so zuversichtlicher, als er den Hunderttausenden vertrauen zu dürfen glaubte, die in drei Feldzügen die siegreichen Waffen Preußens und Deutschlands getragen hatten, und deren Gesinnungen sich ebenso forterben würden wie ihre ruhmvollen Erinnerungen. Die Industrie hatte bei weitem nicht die heutige Entwicklung, sie gebot noch nicht über die jetzigen Massenheere der Arbeiterbevölkerung. Noch dominierten die Landwirtschaft und der ländliche Arbeiter. Anstatt der 60 Millionen Einwohner von heute hatte das Reich im Jahre 1871 bei demselben Gebietsumfange noch nicht 39 Millionen. Selbstverständlich mußten die Wirkungen des allgemeinen Stimmrechts damals wesentlich anders sein als heute, denn bei einer so gewaltigen Volksvermehrung fällt auf die handarbeitenden Klassen bei weitem der Löwenanteil. Sind schon heute die Ergebnisse des allgemeinen Stimmrechts nur schwer erträglich, wie wird es erst in zwanzig Jahren damit aussehen, wenn sich die Bevölkerungszahl von 1871 — nach Maßgabe des bisherigen Zuwachses — längst mehr als verdoppelt haben wird! Werden Wahlsystem und Verfassung, die für noch nicht 40 Millionen brauchbar und ausreichend waren, auch noch für 80 Millionen möglich sein, und ist es nicht Pflicht einer weisen, vorschauenden Regierung, dieser Frage rechtzeitig näherzutreten? Man sagt wohl, daß das allgemeine Stimmrecht nicht mehr antastbar sei. Zugegeben, obwohl man nach einem bekannten Ausspruch in politicis niemals „niemals“ sagen soll. Wie zutreffend das ist, beweist das Diätengesetz, das noch vor fünf Jahren niemand für möglich gehalten hätte!

Die Behauptung freilich ist nicht richtig, daß Bismarck, der das allgemeine Stimmrecht hätte ändern können, es nicht geändert habe. Er änderte es schon nach sieben Jahren — durch das Sozialistengesetz. Als nach dem Nobilingschen Attentat der Reichstag aufgelöst wurde, damit von seinem neugewählten Nachfolger das Sozialistengesetz genehmigt werden konnte, wäre es vielleicht richtiger gewesen, das allgemeine Stimmrecht zu beseitigen, anstatt es durch das Sozialistengesetz einzuschränken, nur indirekt einzuschränken durch Beschneidung der agitatorischen und organisatorischen Tätigkeit der Sozialdemokratie. Ein andres Wahlrecht würde der damaligen öffentlichen Stimmung durchaus entsprochen haben, bekanntlich auch den Ansichten des für seinen Vater regierenden Kronprinzen, ebenso wie denen des Kaisers selbst und der Mehrzahl der Bundesfürsten. Aber dem Reichskanzler erschien es geratner, auf diesem Umwege zu einem ähnlichen Resultat zu gelangen, ohne die Verfassungsfrage zu berühren, bei der sich dann die vom Kronprinzen besonders begünstigte Oberhausidee wohl nicht hatte umgehn lassen. Die durch das Sozialistengesetz erreichte Einschränkung des allgemeinen Stimmrechts, nicht des Rechts an sich, sondern der mit seiner Ausübung verbundnen zersetzenden Tätigkeit, war bekanntlich nur von zwölfjähriger Dauer. Als 1890 die Verlängerung scheiterte und den Fall des Gesetzes zur Folge hatte, mag Bismarck der Ansicht gewesen sein, daß das Vakuum nicht lange dauern, sondern in naher Zeit durch eine Verfassungsrevision zu ersetzen sein werde. Die Dinge sind dann bekanntlich anders verlaufen. Die Aufhebung des Sozialistengesetzes verlieh der Sozialdemokratie einen Aufschwung sondergleichen, der bis zu den letzten Wahlen angehalten hat. Das Gesetz, das die Geheimhaltung der Wahl zu sichern bestimmt ist, und jetzt das Diätengesetz haben das allgemeine Stimmrecht und seine zersetzenden Wirkungen mit neuen Sicherungen für die Sozialdemokratie umgeben. Darüber dürfen wir uns nicht täuschen: der gesamte Zug der Reichsgesetzgebung nimmt mehr und mehr eine demokratische, radikalisierende Richtung an, bei der natürlich der Schwerpunkt der

Reichspolitik nicht nur immer weiter nach links rückt, sondern auch mehr und mehr aus dem Bundesrat in den Reichstag verlegt wird. Der Verlauf der Diätenfrage, und nun gar erst der Vorlage selbst, ist für diesen Prozeß geradezu typisch, die Rollen von Bundesrat und Reichstag erscheinen wie ausgetauscht, der Bundesrat tatsächlich als Exekutivausschuß der Reichstagsmehrheit. Das obendrein bei einem Gesetz, das die Verfassung des Reichs nicht nur nach dem Buchstaben, sondern nach Sinn und Geist ändert. Der unentschädigte Reichstag war eben ein andrer, als der sein wird, dessen Mitglieder jährlich dreitausend Mark und eine Reihe andrer Benefizien erhalten. Man wird mit einigem Recht entgegnen können, jener ideal gedachte Reichstag von 1871 besteht schon längst nicht mehr, besteht jedenfalls nicht mehr, seitdem die ehemaligen Kartellparteien auf ein Zusammenwirken verzichtet haben, und der Schwerpunkt dadurch von einer Wahl zur andern mehr und mehr in das Zentrum und die Sozialdemokratie verlegt worden ist. Wenn Herr Singer jüngst sagte, das Diätengesetz entspreche nicht der Würde des Reichstags, so läßt sich darauf nur erwidern, daß der Reichstag, von dem neun Zehntel durch Abwesenheit zu glänzen pflegten, auf die Würde, mit der er einst bei der Aufrichtung des Reichs umgeben worden ist, längst selbst verzichtet hatte. Wie kann von „Würde" überhaupt noch die Rede sein, wenn die Abgeordneten, die „ohne Entschädigung" das Mandat angestrebt und es im Kampfe mit politischen Gegnern gewonnen haben, sich selbst die Entschädigung zusprechen, anstatt diese auf den Beginn der neuen Legislaturperiode festzusetzen. Damit ist „die Würde" überhaupt preisgegeben, wenigstens die Würde, die in der Verfassung der Volksvertretung zugedacht war und ihr demgemäß neben der Vertretung der Regierungen auch in den Augen der Nation einen hohen Rang einräumte. Der ist verloren gegangen. An die Stelle des Ethos ist zeitgemäß die bare Entschädigung durch dreitausend Mark und freie Eisenbahnfahrt getreten. Man wird die jetzige Regierung schwerlich böser Absichten zeihen wollen. Aber wenn sie die Absicht gehabt hätte, den Reichstag und die heutigen Parteien vor der Nation schwer zu diskreditieren — sie hätte kaum anders handeln können. Aus dem vornehmsten Ehrenamt ist ein Amt wie jedes andre geworden, der „Erwählte" zum Angestellten. In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde im englischen Unterhause der Herzog von Somerset „Eigentümer von siebenhundert Wählern" genannt. Jetzt sind bei uns die Wähler Eigentümer ihrer Abgeordneten geworden, die ja von ihnen bezahlt werden, eine Leibeigenschaft — körperlich und geistig — für die Dauer der Legislaturperiode.

Aus den Beschlüssen des Reichstags und seiner Kommission in der Diätenfrage ergibt sich, daß der jetzige Reichstag in seiner großen Mehrheit für die Diäten vollständig „reif" war, es ist deshalb auch kaum anzunehmen, daß sich seine Zusammensetzung im Falle von Neuwahlen wesentlich ändern werde. Des politischen und patriotischen Idealismus bar, hat er die finanzielle Notlage des Reichs benutzt, um durch die stille und geräuschlose Obstruktion des Schwänzens die Diäten als Gegenleistung für das Flottengesetz und die sogenannte „Reichsfinanzreform" zu erzwingen. Diese „Reform" deckt die wachsenden Mehrkosten der Reichsverwaltung auf drei Jahre. Dann werden wir genau wieder ebensoweit sein. Die Gegenleistung für eine nach Wort und Sinn so schwerwiegende Verfassungsänderung ist somit recht kümmerlich. Nach drei Jahren beginnt der „Handel" von neuem; man darf gespannt sein, welche politischen Forderungen dann der Preis sein werden.

Nun noch ein Wort über die Steuern selbst. Auch um den Preis der Diäten haben wir es zu der einzig rationellen Steuerreform: einer ausgiebigen Besteuerung von Bier und Tabak, nicht bringen können. Die hebt der Reichstag allem Anschein nach für die nach einem unglücklichen Kriege zu zahlende Entschädigung an den Feind auf. Nicht sachliche Erwägungen, sondern Popularitätshascherei war jetzt entscheidend. Der Lärm der Brauereien wäre nicht größer gewesen, wenn die Steuer den doppelten und den dreifachen Betrag erreicht hätte. Die Drohung mit einem Preisaufschlage sollte das Publikum einfach damit beantworten, daß acht Tage lang auf das Biertrinken verzichtet wird. Schließlich ist das ganze Brauerei-

gewerbe doch nur eine Spekulation auf einen Genuß, auf den auch verzichtet werden kann, zumal bei ungerechtfertigten Preisaufschlägen. Wir haben uns in den fünfunddreißig Friedensjahren eine Behäbigkeit angewöhnt, der auch die geringste Schranke oder Beeinträchtigung unbequem ist. Sollte uns einmal die Not beten lehren, so werden sich die Brauereien zu ganz andern Steuern, ohne jeden Preisaufschlag, bereitfinden lassen müssen. Großbritannien (ohne Kolonien) hat nach der Abrechnung für das Finanzjahr vom 1. April 1904 bis 31. März 1905 eingenommen:

an Tabakzoll . . .	13592283	Pfund Sterling
„ Spirituosensteuer .	18875157	„ „
„ Malzsteuer . . .	13331661	„ „

also aus Tabak und Bier zusammen 27 Millionen Pfund = 540 Millionen Mark! Die Abgabe aus Eisenbahnfahrkarten beträgt etwa 355000 Pfund = 7 Millionen Mark. Daß die Fahrkartenbesteuerung bei uns unpopulär ist, erklärt sich aus der deutschen Reise- und Wanderlust zur Genüge. Aber diese Besteuerung ist immerhin erträglich. In Österreich bringt sie 16 Millionen Kronen, in Frankreich 66 Millionen Franken. Das Deutsche Reich leidet gerade in den Finanzfragen ganz besonders an seiner Vielstaatlichkeit, daran, daß an das Reich hinsichtlich seiner Leistungen die Ansprüche eines großen Einheitsstaates gestellt werden, die es aus seinen eignen Einkünften aber nicht zu befriedigen vermag. Die Verweisung auf die Matrikularumlagen klingt sehr natürlich, diese sind aber in der Wirklichkeit doch nur eine höchst ungerecht verteilte Kopfsteuer. Das richtigere Prinzip wäre jedenfalls, daß das Reich nicht durch eine große Zahl wenig einträglicher Steuern lästig fallen und dabei doch arm bleiben muß; es sollte durch eine geringe Anzahl sehr einträglicher Steuern seine Bedürfnisse decken und dabei wirklich seinem Namen entsprechend „reich“ werden. Eine Fahrkartensteuer hatte übrigens auch schon Bismarck in seinen letzten Jahren als durchaus zulässig und berechtigt bezeichnet.

Fragt man nun zum Schluß, woher es gekommen ist, daß im Gegensatz zu den bisherigen Anschauungen die Regierungen die Diäten bedingungslos hergegeben und damit in eine so einseitige Abänderung des Reichsverfassungsrechts gewilligt haben, so lautet die Antwort dahin, daß es vor allen Dingen darauf angekommen ist, einen leistungsfähigen Reichstag herzustellen, mit dem sich dann zur gegebnen Zeit auch weitere Abänderungen der Verfassung beraten lassen, falls die Verhältnisse sonst dazu angetan sind. Die Finanzlage des Reiches ist ausschlaggebend gewesen, die Reichstagsmehrheit hat sie ausgenutzt, und der Bundesrat hat sich gefügt, um einen Stillstand der ganzen Reichsmaschine zu verhüten. Ob man mit einer Auflösung weiter gekommen wäre? Die Reichsfinanzreform, zu deutsch: Steuervermehrung, konnte nicht zum Gegenstand einer Neuwahl gemacht werden. Eine andre Frage ist, ob nicht durch kaiserliche Proklamation der Nation ausgesprochen werden konnte: „Eure Erwählten erfüllen ihre Pflichten nicht, das verfassungsmäßige Wahlrecht des deutschen Volkes verkümmert, wenn die Abgeordneten dem Vertrauen, das für die Übertragung des Mandats die Voraussetzung war, nicht entsprechen. Sendet mir andre Abgeordnete nach Berlin!“ Damit würde die Diätenfrage zur Wahlparole gemacht worden sein. Die Regierungen hätten großen Hochdruck entwickeln müssen, um einen wesentlich andern Reichstag zustande zu bringen, der Erfolg wäre trotzdem zum mindesten recht zweifelhaft geblieben. Fiel er gegen die Regierungen aus, so waren diese in einer um so nachteiligern Lage, die Zeitläufte sind aber nach außen wie nach innen nicht dazu angetan, das Reichsschiff direkt in die Wogen eines Konflikts hineinzusteuern. Hinweise auf das, was Bismarck vielleicht getan hätte, sind heute zwecklos. Zu Bismarcks Zeiten waren die Klagen über die dauernde Beschlußunfähigkeit des Reichstags, wie sich aus seinen Reden ergibt, gerade ebenso groß, schon damals beruhte die große Mehrzahl der Reichsgesetze auf Minoritätsbeschlüssen. Auch stand er nicht einer Bevölkerung von 60 Millionen gegenüber, und das Sozialistengesetz war noch in Kraft.

Hätte das Reichsgericht das Recht, zu prüfen, ob die Reichsgesetze, die es seinen Entscheidungen zugrunde zu legen hat, rechtsgiltig zustande gekommen sind, so würde sich wahrscheinlich ergeben, daß auch schon vor 1890 die Beschlußfähigkeit des Reichstags höchst mangelhaft war. Gewiß wäre viel gewonnen, wenn dem Reichsgericht ein solches Recht übertragen werden könnte, aber dazu wäre notwendig, daß jedes Gesetz wenigstens in der dritten Lesung durch namentliche Abstimmung zur Annahme gelangte, oder daß die Beschlußfähigkeit des Hauses durch das Präsidium in andrer Weise ausdrücklich festgestellt würde. Aber auch dieses Hilfsmittel bliebe lückenhaft, weil doch bei weitem nicht sämtliche Reichsgesetze durch das Reichsgericht zur Anwendung gelangen. Viel eher könnte der Bundesrat beschließen oder durch Verfassungsbestimmung gehalten werden, daß er keinem Gesetze seine Zustimmung geben darf, für das das Vorhandensein einer verfassungsgemäßen Mehrheit nicht ausdrücklich festgestellt ist. Wohin wären wir da mit unsrer bisherigen Reichsgesetzgebung gekommen! Aber als Äquivalent für die Diäten wäre eine solche Verfassungsbestimmung wohl in Betracht zu ziehn. Würde der Reichstag auch jetzt noch trotz Diäten bei endgiltigen Abstimmungen über Gesetze nicht beschlußfähig sein, so könnte die Auflösung und sogar eine notwendig werdende Verfassungsänderung mit ganz andrer Zuversicht in das Auge gefaßt werden. Warten wir nun zunächst einmal ab, wie sich die Sache nach dem von der Regierung gemachten „ehrlichen Versuch" gestalten wird. Aber gegen die Lobpreisungen, mit denen einzelne Blätter jetzt den Reichstag überschütten, als ob er mit der Annahme der Finanzgesetze und des Flottengesetzes eine patriotische Glanzleistung vollbracht hätte, möchten wir uns doch sehr energisch verwahren. *§*

Americana. So nennt Karl Lamprecht ein vor einigen Wochen erschienenes Bändchen mit Reiseeindruckssplittern, zusammenfassendern Betrachtungen und einer geschichtlichen Gesamtansicht von den heutigen Vereinigten Staaten.*) Wer sich den hohen Genuß verschaffen will, mit einem Manne von der geistigen Elastizität und Aktivität und der großen geschichtlichen Bildung Lamprechts zusammen das teutonische Riesenkolonialland der U. S. A. zu durchstreifen, im Eisenbahncoupé mit ihm Landschaften und Mitreisende kennen zu lernen, in den Städten ihn unter das Volk und in die Kreise der Gelehrten zu begleiten, in Gottesdienste und Kommerse, zu Karl Schurz und vor die Freiheitsstatue — wo er komische und ernsthafte Dinge über die amerikanische „Freiheit" zu hören bekommen wird —, der nehme das beobachtungs- und urteilskräftige Büchlein zur Hand: so rasche und so begründete Belehrung wird ihm nach unsrer Kenntnis der einschlägigen Literatur heute nirgends auch nur entfernt geboten. Die beiden ersten Abschnitte erhalten eine Art Bindung durch den dritten, eine sicher accentuierende Skizze der amerikanischen Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Wir meinen, das kleine Buch kommt auch für unsre politische Lage gerade im rechten Augenblick.

Eine Verherrlichung des Kalvinismus. Der niederländische Premierminister Dr. Abraham Kuyper hat zu Princetown in Nordamerika sechs Vorträge über den Kalvinismus gehalten (über den Kalvinismus in der Geschichte, in der Religion, in der Politik, in der Wissenschaft, in der Kunst, in der Zukunft), die Martin Jaeger unter dem viel zu engen, eigentlich ganz unzutreffenden Titel: Reformation wider Revolution im Reich-Christi-Verlag zu Groß-Lichterfelde vorm Jahre deutsch herausgegeben hat. Daß man von diesem gewaltigen, eine großartige Welt- und Lebensansicht entrollenden Buche nicht sofort in allen Zeitungen gesprochen hat, ist ein Beweis dafür, wie blind und befangen oder auch von welchen

---

*) Americana. Reiseeindrücke, Betrachtungen, geschichtliche Gesamtansicht. Von Dr. ph. L. L. D. Karl Lamprecht, Professor an der Universität Leipzig. Freiburg im Breisgau, Hermann Heyfelder, 1906.

Zufällen abhängig die Kritik ist. Wir haben es vor einem Vierteljahre erhalten, und der abgedroschne Titel war schuld daran, daß wir erst vor ein paar Tagen hineingeschaut haben, wo wir dann eine große und angenehme Überraschung erlebten. Ein paar Hauptgedanken mögen von Kuypers Weltansicht eine Ahnung geben.

Ihm ist der Kalvinismus nicht eine Kirche, eine Konfession oder gar eine Sekte, sondern eine selbständige Lebensrichtung, die aus ihrem eigentümlichen Lebensprinzip eine besondre Form des Denkens und Lebens für die Völker Westeuropas, Nordamerikas und Südafrikas entwickelt hat. Nur aus dem ewigen Lebensquell, aus Gott, können, in der Form einer Religion, eigentümliche und dauerhafte Lebensformen hervorgehn; was nicht aus diesem Quell stammt, ist rasch zerfließender Dunst. Die vier großen Lebensformen, die in der Weltgeschichte einander abgelöst haben, sind der hellenische Paganismus, der Islamismus, der Romanismus oder römische Katholizismus und der Kalvinismus. Luther ist zwar ein größerer Mann als Kalvin, dieser wäre ohne ihn gar nicht denkbar, aber er hat, als Gemütsmensch, den reformatorischen Gedanken weder scharf erfaßt noch völlig durchgebildet. Noch weniger als das Luthertum kommt für die weltgeschichtliche Auffassung die allgemeine Bezeichnung „Protestantismus“ in Betracht, die ja nur „einen negativen Begriff ausdrückt und jetzt am beliebtesten in Kreisen ist, die mit dem ganzen positiven Inhalt des reformatorischen Bekenntnisses gebrochen haben.“ Die französische Revolution war nur eine Karikatur der Reformation, und der durch sie zu einer Macht des öffentlichen Lebens geworden Modernismus kann, weil er die Verbindung mit Gott, dem Lebensquell, gelöst hat, mit keiner seiner Arten (Atheismus, Pantheismus, Agnostizismus) eine neue Lebensform schaffen. Als Vollender der christlichen Religion verhilft der Kalvinismus vier Wahrheiten zum Durchbruch. Endzweck der Religion ist nicht der Mensch, sondern Gott. Für alle Nichtkalvinisten sind Gott und die Religion nur dazu da, den Einzelnen in der Not zu helfen und die Staaten in Ordnung zu halten; dem Kalvinisten ist die Religion Anerkennung der unumschränkten Souveränität Gottes. Ihm ist die Religion zweitens nicht durch irgendwelche kirchliche Institutionen vermittelt, sondern seinem Herzen unmittelbar von Gott verliehen. Seine Religion ist drittens universell, das ganze Leben durchdringend, nicht auf eine besondre Lebenssphäre beschränkt, neben der eine ungöttliche Kunst, Wissenschaft, Häuslichkeit, Geschäftspraxis bestehn bleiben dürfte. Sie ist viertens soteriologisch, d. h. sie beruht auf der Überzeugung, daß die Welt nicht normal, sondern anormal, durch die Sünde verdorben ist und nur durch Gottes Gnade in ihrer ursprünglichen Ordnung und Schönheit wiederhergestellt werden kann. Da die Kirche, wie die Religion, nicht um des Menschen, sondern um Gottes willen da ist, darf man sie sich nicht als Vorbereitungsanstalt für den Himmel denken. Sie besteht aus einer Reihe von Geschlechtern, die als Auserwählte Gottes auf den jenseitigen Himmel, dem sie schon angehören, und in dem ihr Lebenszentrum liegt, im Vorhof harren; kein Gedanke, daß Nichtbekehrte drüben noch gerettet werden könnten! Der Kalvinist flieht die Welt nicht, aber er verpönt Kartenspiel, Tanz und Theater, weil diese drei Erholungsarten, nicht zwar notwendig aber praktisch unvermeidlich, teils Werkzeuge der Sünde, teils Verlockungen zur Sünde sind. Was dann die Politik betrifft, so erkennt der Kalvinist nur eine Autorität an: Gott. Wenn daneben noch andre bestehn und bestehn müssen, so ist das eine Folge der Sünde, die ohne die Staatsordnung die Erde zur Hölle machen würde. Darum hat Gott den Staatsmechanismus eingesetzt, der jedoch über die Familie, über Religion, Kunst und Wissenschaft, über das Genie keine Gewalt hat; denn diesen organischen Lebensmächten ist vom höchsten Souverän ihre eigne Souveränität verliehen worden. Alle Staatsformen sind zulässig, aber die republikanische ist die beste; eine andre Aristokratie als die des Geistes und des persönlichen Verdienstes ist nicht zu dulden. Für das Verhältnis von Staat und Kirche gilt die Formel: Freie Kirche im freien Staate. Die Kalvinisten sind anfänglich unduldsam gewesen, weil sie sich von den hergebrachten Vorstellungen nicht sobald losmachen konnten. „Von alters her lag die

ungebrochne Einheit der Kirche in der Überzeugung begründet, daß das Bekenntnis, das man vertrat, das Bekenntnis der absoluten Wahrheit sei, und dieser Sinnenverblendung entging auch der Kalvinismus nicht. Indem jedoch das Zerbrechen der Einheit der Kirche von selbst den relativen Charakter aller Bekenntnisse ans Licht bringen mußte, hat der Kalvinismus dadurch, daß er die Bildung verschiedner Kirchen möglich machte, die Beschränktheit unsrer Einsicht auch in Beziehung auf die religiösen Bekenntnisse ans Licht gebracht."

Wie der Zuchtlosigkeit in den Sitten, so hat Kalvin der Zuchtlosigkeit im Denken ein Ende gemacht. Die Prädestinationslehre schaltet alle Willkür und alle Zufälligkeiten aus und zwingt anzuerkennen, daß das Gesetz Gottes als Notwendigkeit alle Gebiete des Daseins durchwaltet und beherrscht. Erst damit wird strenge Wissenschaft möglich. Darum ist der kräftigste Antrieb zum Aufschwung der Naturwissenschaften im sechzehnten und im siebzehnten Jahrhundert von den Niederlanden ausgegangen, und der Heldenmut der Bürger des belagerten Leydens hat nicht allein die politische, sondern auch die geistige Freiheit Europas gerettet; daß Leyden mit der Gründung einer Universität belohnt wurde, symbolisiert diese weltgeschichtliche Wendung. Kalvin hat auch durch seine Lehre von der allgemeinen Gnade (die u. a. die Tugenden der Heiden erklärt, und die mit der Beseligung der Erlösten nichts zu schaffen hat) der Wissenschaft ihr Gebiet, den Kosmos, zurückgegeben. Zwischen Glauben und Wissen besteht kein Zwiespalt; alles Wissen wurzelt in einem Glauben. Wohl aber besteht ein unversöhnlicher Gegensatz zwischen den Normalisten, die die Verderbnis der ursprünglichen Schöpfung leugnen, und den Anormalisten, die sie anerkennen. Jede der beiden Ansichten wurzelt in einem eigentümlichen Selbstbewußtsein. Das des Kalvinisten, des folgerichtigen Anormalisten, des Wiedergebornen, schließt das Sündenbewußtsein, die Glaubenszuversicht und das Zeugnis des heiligen Geistes ein. Menschen von verschiednem Bewußtsein können einander nicht verstehn; aus jedem eigentümlichen Bewußtsein geht eine eigentümliche Wissenschaft hervor. Normalisten, Naturalisten, die die Sünde für etwas Natürliches, für bloße Unvollkommenheit halten und trotzdem an Gott und an Christus glauben, sind unlogisch und darum unwissenschaftlich. Wie früher Kirche und Staat die Normalisten verfolgt haben, so wollen heute diese, in der Zunft der Universitätsprofessoren organisiert und zur Herrschaft gelangt, ihr eignes Bewußtsein den Anormalisten aufzwingen. Darum ist es als ein Fortschritt anzusehen, daß die Katholiken, die wenigstens inkonsequente Anormalisten sind, eigne Universitäten zu gründen anfangen, wie im sechzehnten Jahrhundert die Protestanten ihre eignen Hochschulen den katholischen entgegengestellt haben. Einen eignen Kunststil hat der Kalvinismus nicht schaffen können, weil alle Kunst aus der Religion hervorgeht, der Kalvinismus aber die höchste Stufe der Religion ist und die niedere, symbolische, auf der die Religion der Kunst bedarf, überwunden hat. Aber Kunstbarbaren sind die Kalvinisten nicht. Sie erkennen die hohe Aufgabe der Kunst an: die Sehnsucht nach der verlornen Paradiesesschönheit zu erwecken [in diesem Sinne hat Milton die Schönheit des Paradieses, der ersten Menschen und ihr Eheglück geschildert], und sie haben die Künste demokratisiert, ins Volksleben eingeführt. Auch dürfe nicht übersehen werden, in welchem Grade die künstlerische Betätigung eines Volkes von der Natur seines Landes abhängt. Was endlich die Zukunft betrifft, so ist Rettung aus der heutigen Verödung und Verwilderung der Herzen, die mit dem wissenschaftlichen und dem technischen Fortschritt wächst, von der protestantischen Theologie so wenig zu erwarten wie von der Mode gewordnen Mystik. Die Katholiken, meint Kuyper, sind zwar unsre Bundesgenossen im Kampfe gegen die Gottlosigkeit — denn um das, was uns von ihnen trennt, handelt es sich nicht in dem großen Entscheidungskampfe dieser Zeit —, aber retten können sie uns nicht, wie der Zustand der katholischen Länder beweist; retten kann allein der Kalvinismus. Eine Kritik des dringend zu empfehlenden Buches würde sehr lang ausfallen.

Wir nennen noch ein paar von den uns zugegangnen Schriften verwandten Inhalts. Der Katholik Professor Dr. Joseph Mausbach (Kernfragen christlicher Welt- und Lebensanschauung, M.-Gladbach, Katholischer Volksvereinsverlag, 1905) steht dem Kalvinisten insofern nahe, als auch er die Religion nicht ausschließlich ins Gemüt verweisen, sondern vernünftig begründen will, an der Übereinstimmung von Glauben und Wissenschaft festhält. Religion und Naturwissenschaft, ein offnes Wort an die gebildeten Deutschen aller Stände von Dr. Robert Lehmann (Straßburg i. E., Karl Bongard, 1905) ist der kräftige Protest eines wissenschaftlich durchgebildeten, um das deutsche Vaterland und die deutsche Jugend besorgten Arztes gegen Haeckel und das Haeckeltum. Aus der modernen Weltanschauung, Leitmotive für denkende Menschen, herausgegeben von Dr. J. Reiner (Hannover, Otto Tobies, 1905) ist eine nach Materien geordnete Sammlung von Aussprüchen bedeutender Denker der letzten drei Jahrhunderte über die großen Daseinsfragen.

Louise von François und Conrad Ferdinand Meyer. Ein Briefwechsel, herausgegeben von Anton Bettelheim. (Berlin, Georg Reimer.) Wenn im allgemeinen und gerade auf Grund neuerer Erfahrungen (Hebbel-Kuh, Storm-Keller z. B.) der Rat: wer nicht berufsmäßig die Korrespondenzen literarischer Größen beachten und studieren muß, läßt sie besser ungelesen, berechtigt ist, darf der hier angezeigte Briefwechsel wärmstens empfohlen werden, und zwar deshalb, weil er uns in Louise von François eine Originalfigur vorführt, wie sie gleich köstlich nicht leicht wieder gefunden wird, weder im Leben noch in der Dichtung. Daß die Verfasserin der „Letzten Reckenburgerin“ ein bedeutendes Talent ist, kann als allgemein bekannt gelten. Noch bedeutender als ihre Kunst ist aber ihre Persönlichkeit, eine ganz und gar selbständige, freisinnige, dabei immer, auch in ihrem grundsätzlichen Wohlwollen, durchaus adliche Natur. Da wir aus der Vorrede Bettelheims erfahren, daß auch zwischen Marie von Ebner-Eschenbach und der Einsiedlerin von Weißenfels zahlreiche Briefe gewechselt worden sind, schließen wir unsre Anzeige mit der Bitte, daß auch diese Briefe von Louise von François der Öffentlichkeit unterbreitet werden möchten.

Nach den übereinstimmenden Angaben hervorragender Forscher entspricht Odol zurzeit den Anforderungen der Hygiene am vollkommensten und wird daher als das beste von allen gegenwärtig bekannten Mundwässern anerkannt.

Wer Odol konsequent täglich vorschriftsmäßig anwendet, übt die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft denkbar beste Zahn- und Mundpflege aus.

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

65. Jahrgang

Nr. 22

Ausgegeben am 31. Mai 1906

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie
Norddeutscher Lloyd, Bremen - Deutsche Levante-Linie Hamburg.
Regelmässiger wöchentlicher Passagierdienst zwischen
MARSEILLE · GENUA · NEAPEL · PIRÄUS · SMYRNA · KONSTANTINOPEL · ODESSA · NICOLAJEFF · BATUM
und zurück
In allen Häfen genügend Aufenthalt zum Besuch der Sehenswürdigkeiten.
Unterbrechung der Reise gestattet.
Wegen Fahrkarten, Auskunft über Reisen u. a. wende man sich ausschliesslich an:
Norddeutscher Lloyd, Bremen
oder dessen Agenturen.

Benutze nur die allerbesten, seit Jahren bewährten Platten wie:
APOLLO
Platten
Unger & Hoffmann
Akt.-Ges.
Dresden-Berlin.

Deutschlands Perle
Aromatisch
MK. 75.-
und leicht
p. Mille.
Hochedeler u. durchaus reifer Q. M. Deli Sumatra-Decker mit eleganten, matten, feinbraunen Farben! . . .
Ziel 2 Monate oder länger nach Vereinbarung. Sendungen über M. 15.– franko. Garantie: 4000 notariell beglaubigte
Klever & Werres, Holländ. Zigarrenfabrik und Tabakschneiderei GELDERN
63

Grenzboten

22

Frankreich nach den Wahlen

Niemand hat so viel zur Verbreitung des Glaubens vom Niedergange Frankreichs beigetragen wie die französischen Politiker und Schriftsteller. Der Boulevardplauderer in den Blättern findet die Überreife, ja Fäulnis des Pariser Lebens äußerst interessant und sieht in ihr den Beweis, daß die Franzosen noch immer voran marschieren, wenn es auch auf dem Wege in den Sumpf ist. Die Politiker ihrerseits versichern uns, je nach ihrer Parteifarbe, fortwährend, daß ihr Vaterland rettungslos dem Untergange geweiht sei, oder aber, daß es im Gegenteil jetzt erst Aussicht habe, sich aus Schmach und Knechtschaft emporzuarbeiten. Richtig ist, daß die dritte Republik nicht mehr die Weltmachtstellung innehat, die Frankreich zu der Zeit Ludwigs des Vierzehnten und des ersten Kaiserreichs behauptete, richtig ist auch, daß die Demokratie den äußern Glanz eingebüßt hat, den Napoleon der Dritte dem Lande verschaffte. Wir glauben auch, daß die Zeiten, wo Europa von Versailles oder Fontainebleau aus regiert wurde, nie wiederkommen werden. Wir glauben aber trotzdem *nicht*, daß Frankreich sowohl in seiner äußern wie in seiner innern Politik jemals eine Größe zweiten Ranges werden wird, deren Schicksale für die übrige Welt nur von geringer Bedeutung sind. Wir sind der Überzeugung, daß die französische Nation immer eine der Führerinnen auf der Bahn alles geistigen Fortschritts und in allem künstlerischen Schaffen bleiben wird. Wir haben am 2. Dezember des Tages von Austerlitz gedacht, wir werden uns im Oktober erinnern, daß Napoleon vor hundert Jahren in Berlin eingezogen ist. Sehnt sich das französische Volk wirklich nach einer Wiederkehr jener blutigen Herrlichkeit, wo Tausende und Hunderttausende von Landeskindern der Herrschsucht eines stammesfremden Tyrannen geopfert wurden? Sehnt es sich nach den Tagen, da in den Bourbonenschlössern nach Milliarden verpraßt wurde, was ein fleißiges Volk mühsam erspart hatte? Sehnt es sich nach den Krimabenteuern und dem Mexikofeldzuge? Jener falsche Ruhm führte zu der Schmach von Roßbach, führte nach Moskau und Waterloo, führte nach Sedan und zu den Kommunegreueln. Man mag von der dritten Republik denken, was man will, aber man kann ihr nicht ein ähnliches Sündenregister vorhalten wie dem französischen König- und Kaisertum.

Digitized by Google

Die Fehler des heute herrschenden parlamentarischen Systems liegen gewiß offen zutage, und die Mißwirtschaft der Parteiregierungen hat ernste Krisen verursacht. Für die geistige Entwicklung des Volkes hat die Republik an sich aber einen breitern Raum geschaffen als die frühern Verfassungen, und auch die politische und die persönliche Freiheit sind vergleichsweise gegenwärtig gesicherter als unter den frühern Regierungen. Wenn Frankreich heute in Handel und Verkehr etwas zurückgedrängt scheint, und wenn in Verwaltung und Gesetzgebung viele berechtigte Wünsche unerfüllt bleiben, so kann man nicht die Republik dafür verantwortlich machen. Im einzelnen ist die Verfassung von 1875 sicher äußerst verbesserungsbedürftig, als Ganzes sagt sie aber dem französischen Volke zu. Der republikanisch-demokratische Gedanke hat seit dreißig Jahren unaufhaltsame Fortschritte gemacht. Bei den jetzigen Wahlen hat sich überhaupt nur noch wenig von einer offen monarchistischen Strömung bemerken lassen, und es ist bezeichnend, daß auch die Nationalisten nur mit einer möglichst entschiednen Betonung ihres Republikanismus glaubten Geschäfte machen zu können. Das Staatspräsidium ist im Februar ohne die leiseste Erschütterung in andre Hände übergegangen, jetzt löst mit derselben Ruhe eine Volksvertretung die andre ab. Das sind Tatsachen, die in Ländern mit jahrhundertealten Überlieferungen selbstverständlich sind, die aber für Frankreich besondre Beachtung verdienen. Sollten die Fieberkrämpfe, in denen sich dieses Volk hundertundzwanzig Jahre lang gewunden hat, wirklich zu Ende sein? Wenn man die Geschichte unsrer Nachbarn in der neuern Zeit betrachtet, ist man nicht zu Optimismus geneigt. Desto freudiger begrüßt man deshalb alle sichern Anzeichen der politischen Genesung. Nur die Ordnung und die Zuverlässigkeit im Staatsbau können dieser verschwenderisch begabten Rasse Licht und Luft zu neuem innern Leben, zu neuem Aufschwung, zu einer neuen Jugend geben.

In diesem Siege des republikanischen Gedankens möchten wir das eigentliche Merkmal der großen Entscheidung sehen, die das französische Volk soeben zu erkennen gegeben hat. Alle andern Deutungen sind schief oder ganz unhaltbar. Die radikale Linke hatte nur deshalb die meisten Erfolge, weil sie die Verfassungstreue am schärfsten, fast mit einer an Fanatismus grenzenden Einseitigkeit betont hat. In den sozialistischen Blättern liest man freilich, die Wahlen bedeuteten einen der glänzendsten Fortschritte der sozialen Revolution. In Wahrheit haben die „geeinten“ Genossen aber kaum die Hälfte der Mandate erobert, von denen sie phantasiert hatten. Die eigentliche Kulturkampfpresse behauptet immer wieder, der Kampf habe sich zwischen der Demokratie und Rom abgespielt, und der Katholizismus sei vom französischen Boden weggefegt. Republik und Kirche sind aber durchaus keine Gegensätze, und das Christentum ist heute dieselbe Macht, die es gestern war. Wenn es heute in Frankreich fast jeden Einfluß auf das öffentliche Leben verloren hat, so ist das kein Triumph der Parteien, die für das Separationsgesetz gestimmt haben, sondern das Ergebnis einer jahrzehntelangen Entwicklung. Die Lanterne, eins der führenden Blätter der herrschenden äußersten Linken, schreibt: „Frankreich hat gezeigt, daß es für die katholische Religion wie übrigens auch für alle andern Religionen nur Haß

und Ekel empfindet." Das ist blanker Unsinn, und ein Blick in die Kirchen könnte das dem Lanterne-Schreiber beweisen — gerade in diesen Tagen, wo ungezählte Tausende von jungen Christinnen und Christen zur ersten Kommunion geführt werden, und wo Hunderttausende von gut französischen Herzen in Rührung und Andacht schlagen. Die Radikalen möchten den 6. Mai als Verherrlichung des Combismus erscheinen lassen, und doch kehren auch die Gegner des Petit père und seiner Regierungsmethoden, die es auf der Linken zahlreich genug gibt, ziemlich ungeschwächt in das Palais Bourbon zurück, das Anwachsen des intransigenten guesdistischen Sozialismus bedeutet sogar einen Schlag gegen die Politik Combes, der links keine Feinde haben wollte. Im progressistischen Lager allein hat man erkannt, daß das Wahlergebnis nur deshalb ein Sieg für den Bloc ist, weil er jede Versöhnung mit Parteien von sich gewiesen hat, die auch nur des Schwankens in ihrer republikanischen Überzeugung im entferntesten verdächtig waren. Die Nationalisten schließlich wittern natürlich überall Verrat und können sich den Sieg der Linken nur durch die Zufälligkeiten des Wahlsystems, Betrug der Regierungskommissare, Abstimmungsschwindel und Bestechung durch Freimaurer oder gar durch den König von Preußen erklären. Die eigentliche konservativ-kirchliche Rechte hat 400000 Stimmen gewonnen, und wenn die Zahl der Sitze, die sie erobert hat, diesem Erfolge nicht entspricht, so darf man nicht vergessen, daß sich die katholische Opposition erst jetzt überhaupt zu organisieren beginnt. Es ist falsch, wenn die kirchlichen Heißsporne behaupten, man hätte viel schärfer den Kampf gegen die republikanische Regierung in den Vordergrund rücken müssen, es ist aber auch falsch, zu behaupten, der Kulturkampf sei nach wie vor Trumpf. In den Wahlaufrufen haben sich die meisten Blockandidaten im Gegenteil verpflichtet, religiöse Empfindlichkeiten ängstlich zu schonen und dafür zu sorgen, daß das Trennungsgesetz mit wahrem Liberalismus und dem weitesten Entgegenkommen gegen die Gemeinden ausgeführt wird. Wir glauben, wie gesagt, daß die Bedeutung des Wahlergebnisses — soweit man in der Abstimmung vom 6. und vom 20. Mai nach dem in Frankreich geltenden System ein Spiegelbild der Volksstimmung zu sehen vermag — allein darin zu finden ist, daß die Republik zur unbeschränkten und unangreifbaren Herrschaft gekommen ist.

Alle weitern Schlüsse aus dieser Tatsache sind mit großer Vorsicht zu ziehn. Zunächst schon, was die parlamentarischen Gruppierungen in der neuen Kammer anlangt. Es ist unglaublich, was in diesen Wochen hier für neue Parteibündnisse und neue Mehrheiten zusammenprophezeit werden. Die Verführung zu solchen Kunststücken ist ja freilich groß, da sich fast alle Parteien in einer gewissen Zersetzung befinden. Der geschlossene Bloc, der sich vor vier Jahren Herrn Combes zur Verfügung stellte, ist heute nicht mehr da. Die Radikalen mit den Radikalsozialisten scheinen die gegebne Kerntruppe für eine Regierung zu sein. Sie allein genügen aber nicht. Das Ministerium ist genötigt, Hilfskräfte heranzuziehn. Von links oder von rechts? Da beginnen schon die taktischen Schwierigkeiten. Die „geeinte" Sozialdemokratie hat offen erklärt, daß sie, nachdem die Demokratie felsenfest gesichert und die klerikale Gefahr beseitigt ist, in Zukunft die radikale Bourgeoisie ihrem Schicksal

überlassen und den Klassenkampf des Proletariats auch gegen die Nachbarn auf der bürgerlichen äußersten Linken mit voller Kraft eröffnen wolle. Herr Jaurès, der zu Combes Zeiten den blausten Opportunismus vertrat, spielt heute den kommunistischen Revolutionär und will die neue Ära mit einer Vorlage zur Abschaffung des Privateigentums einleiten. Nun braucht man solche Erklärungen und solche Gesetzentwürfe gewiß nicht tragisch zu nehmen, weder bei Herrn Jaurès noch bei der französischen parlamentarischen Sozialdemokratie überhaupt. Man darf aber nicht vergessen, daß die Leitung der Partei voraussichtlich an Herrn Guesde übergehn wird, der heute schon den Achtstundentag für einen überwundnen Standpunkt erklärt und eine Stunde zwanzig Minuten Tagesarbeit für genügend hält; noch wichtiger ist, daß sich die Arbeiterbewegung im Lande zu einer offen revolutionären entwickelt, und daß ihre treibenden Kräfte nicht mehr in der offiziellen Sozialdemokratie, den Deputierten und den Intellektuellen zu suchen sind, sondern in der confédération générale der Arbeitsbörsen und der Syndikate, die von dem parlamentarischen Kampf für die Interessen des Proletariats nichts mehr erhoffen, die jeder Regierung, auch der radikalsten, den Krieg erklären, und die alles Heil von der action directe erwarten. Damit ist der Generalstreik, Sabotage und bewaffneter Widerstand gegen die heutige Staatsgewalt gemeint. Die Bombenaffären der letzten Zeit haben uns gezeigt, daß die action directe mit der Propaganda der Tat der Ravachol und Genossen eine verzweifelte Ähnlichkeit hat. Mit solchen Elementen wird auf die Dauer auch Herr Jaurès nicht zusammenarbeiten wollen, und den Radikalsozialisten wird es erst recht unmöglich sein. Schon das Stichwahlbündnis zwischen Sozialdemokraten und Combisten begegnete dem Widerspruch mancher Genossen. Bei der gesetzgeberischen Arbeit wird sich diese Unverträglichkeit der revolutionären Linken mit der bürgerlichen Linken noch mehr ergeben.

Der Bruch wird aber wohl nicht so schnell erfolgen, wie die Opposition es hofft. Jaurès einerseits, Pelletan andrerseits sind Freunde eines Zusammengehns ihrer Parteien, wenigstens von Fall zu Fall. Sie werden sich auch nicht daran stoßen, daß der eine plötzlich die Frage des Privateigentums in Angriff nehmen will, die der andre eben als einzige Meinungsverschiedenheit der alten Verbündeten bezeichnet hat. Freunde des Bloc bleiben auch die sogenannten „Unabhängigen“ in der Sozialdemokratie, die den Abmarsch der Jauresisten zu den Revolutionären nicht mitgemacht haben, und die deshalb von den Geeinten jetzt mehr verfolgt werden als Klerikale oder sonstige „Reaktionäre“. Der französische Sozialismus hat schon so viel Sezessionen erlebt, daß hier neue Absplitterungen und Weiterbildungen sehr möglich sind. Jedenfalls ist bei den Radikalsozialisten auch heute noch die Neigung weit größer, mit den wilden Männern vom Umsturz zusammenzugehn — wenn diese es nur gestatten wollen —, als die Bereitwilligkeit, die Regierungsmehrheit nach der Mitte hin zu erweitern. Hat doch in diesen Tagen sogar ein Gelehrter des Bloc, der Professor Seignobos, den Wunsch ausgesprochen, man möge sich von der „Demokratischen Union“ trennen, diesem gemäßigten Flügel des alten Bloc. Alles nur, um der Liebe zur alleräußersten Linken leben zu können. Solche Anschauungen werden freilich

nicht von allen Radikalen geteilt. Bei diesen haben die Erfahrungen von Lens, der Erste-Mairummel, die gegenwärtigen Pariser Streikunruhen und der antimilitaristische Skandal doch ernüchternd gewirkt. Man möchte die alte Combessche Formel „Links keine Feinde!" nicht über Bord werfen, beginnt doch aber andrerseits zu zweifeln, ob sich der Bund mit Leuten wird aufrechterhalten lassen, die sich nicht mehr mit der Dienerrolle begnügen und die nach der Kirche auch das Kapital beseitigen wollen. Bei diesen Radikalen wird man geneigt sein, sich beizeiten nach Unterstützung in der Mitte umzusehen, um, wenn nötig, auch ohne die Sozialdemokraten, schlimmstenfalls sogar gegen sie regieren zu können. Solche Stimmungen sind natürlich in der Demokratischen Union, der eigentlichen Partei Waldeck-Rousseau, noch viel lebhafter und finden wahrhaft feurige Gegenliebe bei den Progressisten, wenigstens deren linkem Flügel, der sich solange nach einem Platz an der Regierungstafel gesehnt und der die Hoffnung auf eine Mehrheit, in der er selbst herrschen könnte, aufgegeben hat. Die Bedingung ist die Einstellung weiterer Angriffe gegen die Kirche. Diese Bedingung wäre leicht zu erfüllen, desto schwieriger wäre aber die Lösung der Frage, wie man sich über die Arbeiterpensionen, die Steuerreform und die Verstaatlichungen einigen soll. Das ist jedoch gerade das Gebiet, auf dem zunächst praktische Arbeit zu leisten sein wird, und auf dem die gemäßigten Liberalen der Mitte und die dem Staatssozialismus zuneigenden Radikalen ganz verschiedne Ansichten haben. Der Plan einer radikal-unionistisch-progressistischen Mehrheitsbildung wird deshab schwieriger zu verwirklichen sein, als man das bei den Gemäßigten denkt.

Von jedem Einfluß auf die Staatsgeschäfte ausgeschlossen wird auch im neuen Parlament der Nationalismus bleiben. Der nationalistische Gedanke selbst hat sogar in seiner Hochburg Paris die werbende Kraft verloren. Nur neue Krisen im Innern oder eine heftige Erschütterung von außen könnten ihn wieder in die Höhe bringen. Seine Erbschaft wird zum Teil jene Gruppe übernehmen, die von der action libérale in die Kammer gebracht ist. An ihrer Spitze steht der bekannte christlich-soziale Abgeordnete Piou, ein vortrefflicher Organisator und wahrer Volksmann. Ob es ihm gelingen wird, eine wirkliche achtunggebietende Opposition auf die Beine zu bringen, bleibt abzuwarten. Dazu gehören doch noch andre staatsmännische Gaben als Rednertalent und Volksvereinspolitik. Die wichtigsten nationalistischen Blätter sind schon dieser Aktion gewonnen, und die Erfolge in der dem Kirchentum noch nicht verlornen Provinz beleben die gesunknen Hoffnungen der Katholiken wieder etwas. Eine eigentliche Revanchepartei gibt es heute in Frankreich nicht mehr, und die monarchistische Rechte hat für den Realpolitiker zurzeit ebensowenig Bedeutung wie das Fähnlein der halbbonapartistischen Plebiszitäre.

Die Veränderung des parlamentarischen Bildes ist danach am meisten in der Verstärkung der äußersten Linken, in der Schwächung der Mitte und in dem Ansatz zu einer neuen Sammlung der Opposition in kirchlichem Sinne zu erkennen. Es sind zwei Mehrheitsmöglichkeiten, wie wir ausgeführt haben, gegeben. Wir glauben aber, daß bis zur Wintertagung die Gruppierung noch die alte bleiben wird.

Es gibt nur ein Mittel, die bisherige Mehrheit wieder fest zusammenzuschweißen: das wäre das Verbot der Kultvereinsbildung gemäß dem Separationsgesetz durch den Papst. In Frankreich findet man auch heute noch Heißsporne, die in einem Religionskriege die einzige Rettung des Katholizismus sehen. Natürlich lehnen sich diese Don Quixotes an die orleanistische oder die bonapartistische Fronde an, die Frankreich, das gar nicht gerettet sein will, durchaus von der Republik erlösen wollen. Es konnte in der letzten Zeit hier und da scheinen, als wenn diese Stürmer und Dränger das Ohr Pius des Zehnten hätten. Das bekannte Schreiben der katholischen Aristokraten von Blut und Geist an die französischen Bischöfe, in dem die Genehmigung der neuen Kultvereine befürwortet wurde, soll in Rom unangenehm berührt haben, ebenso wie der republikanische Abbé Lemire wegen seiner maßvollen Haltung in der Inventarfrage, zum wenigsten bei der französischen hohen Geistlichkeit, Anstoß erregt hat. Wir glauben aber nicht, daß der Papst den katholischen Intransigenten nachgeben und der theoretischen Verurteilung der Trennung von Staat und Kirche und des Gesetzes vom 9. Dezember 1905 durch die letzte Enzyklika auch das Verbot der Kultvereinsbildung in der Praxis folgen lassen wird. Die Kirche könnte bei einem solchen offnen Kampfe gegen die republikanische Regierung nur das eine erreichen, daß dem Ministerium in der Bretagne, der Vendée, in Savoyen, vielleicht auch sonst noch in dem einen oder andern Departement durch Unruhen Schwierigkeiten gemacht werden. Sie selbst würde sich aber damit den Todesstoß geben. Organisieren sich keine Kultvereine, so kommen das Kircheneigentum und die gottesdienstlichen Gebäude an den Staat, der sie entweder für sich behält, oder was noch schlimmer wäre, sie schismatischen Vereinen übergibt. Der Kultus wird unterdrückt, da seine Ausübung nur den anerkannten Vereinen zusteht, und die Katholiken sind, wie zur Römerzeit, gezwungen, im Verborgnen und verfolgt sich zu versammeln. Die widerspenstigen Priester wandern ins Gefängnis. Wir bewundern den Glauben der Franzosen, daß solche Drangsale der katholischen Kirche in Frankreich die Kraft geben werden, deren sie sich augenblicklich bar zeigt; aber wir teilen diesen Glauben nicht. Der Niedergang im kirchlichen Leben des Volkes ist denn doch zu offenkundig geworden. Die schlimmsten Erwartungen sind noch übertroffen worden. Die Trennung der Kirche vom Staat und die damit, nach katholischer Auffassung, im Zusammenhang stehende Entrechtung der Kirche, die Beleidigung des Heiligen Stuhles durch den Abbruch der diplomatischen Beziehungen und die einseitige Aufhebung des Konkordats, die Streichung des Kultusetats, der eine unbestreitbare, unkündbare Verpflichtung des Staats war, die Verfolgung der Kongregationen, die zahlreichen verletzenden Bestimmungen des Separationsgesetzes: die ganze Leidensgeschichte der letzten vier Jahre hat, wie man jetzt sieht, auf den größern Teil des „katholischen" Frankreichs nicht den geringsten Eindruck gemacht! Die Inventurkrawalle haben ebensowenig eine wirkliche Volksbewegung verursacht wie die Schließung der Klöster und die Verjagung der Ordensschwestern und der Mönche zu Combes Zeiten. Das Volk in seiner Masse ist zwar nicht kirchenfeindlich, aber vollständig gleichgiltig. Die althergebrachte und deshalb beibehaltne kirchliche Feier von Familienfesten, die Einsegnung der Kinder, alles

das ändert nichts daran, daß drei Viertel der Franzosen ohne Bedenken bereit sind, auch außerhalb des Schattens der Kirche zu leben und zu sterben, wenn mit der Gemeindemitgliedschaft irgendwelche Unannehmlichkeiten oder Opfer verbunden sind. Wir wissen nicht, ob die französische Volksseele in absehbarer Zeit zu neuem religiösem Leben erwachen wird, wir wollen auch die Frage unerörtert lassen, wer die Schuld an dieser Erstarrung und Vereisung trägt, und wo die Heilmittel zu finden sind. Das eine ist aber ganz sicher, daß es nie einen ungeeignetern Augenblick zu einem Vorstoß des politischen Katholizismus gegen den Staat gegeben hat. Bis zu diesen Wahlen schien der Gedanke, mit dem gläubigen Teil des Volkes die atheistische und kirchenfeindliche Regierung bekämpfen zu wollen, nicht ganz aussichtslos. Die Wahlen haben aber den Führern der Katholiken mit schmerzender Klarheit gezeigt, daß der französischen Nation die Republik wichtiger ist als die Kirche. Jeder Kampf ist da nutzlos. Man wird auch in Rom die Dinge sehen, wie sie sind, und nicht, wie sie sein könnten. Jede Feindseligkeit des Vatikans würde mit der Beseitigung der Milderungen beantwortet werden, die zum Ärger der wilden Kulturkämpfer in das Separationsgesetz hineingebracht worden sind. Der nächste Hieb des neuen Bloc, der sich unfehlbar bilden würde, wäre die Vernichtung der Reste der Unterrichtsfreiheit und die Einführung des Schulzwangmonopols, die eine religiöse Kindererziehung nahezu unmöglich machen würde. Welches Schicksal die Kirche selbst hätte, haben wir oben schon ausgeführt. Wir glauben darum nicht, daß das bevorstehende französische Bischofskonzil eine Entscheidung des Papstes, die die Kultvereine verbietet und den Religionskrieg eröffnet, befürworten wird. Auch die Genehmigung der Bewerbung um die Staatspensionen durch die Geistlichen spricht gegen die Vermutung, die Kirche bereite einen Verzweiflungskampf vor. Die Führer der katholischen Bewegung werden am besten tun, die Männer in der Regierung und an der Spitze der leitenden Parteien, die eine Versöhnung im Lande wollen, und die es mit einer milden Kirchenpolitik ehrlich meinen, nicht zu reizen. Man lasse das gefährliche Liebäugeln mit Intriganten, die das Christentum nur als Deckmantel für ihre staatsstreichlüsternen Pläne ausbeuten und es damit erniedrigen wollen. Man ziehe aus diesen Maiwahlen die Lehre, daß der Katholizismus seine Leiden zum großen Teil seiner republikanischen Unzuverlässigkeit verdankt, und daß es für ihn nur Rettung gibt, wenn er seine Gegner durch Verfassungstreue und Patriotismus noch zu übertreffen sucht. Vor allem aber er strebe sich innerlich zu sammeln, zu organisieren. Bisher fehlt dazu so gut wie alles, zunächst auch eine gute Presse. Man gebe es auf, das Heil von irgendeinem Staatsprätendenten, von einem Religionskriege, von einem Machtwort des Papstes, von einem Wunder Gottes, etwa einer neuen Jeanne d'Arc zu erwarten. Der Katholizismus muß sehen, daß sich heute die Sünden von Jahrhunderten rächen, und daß er sich ein Volk wieder erobern muß, dessen Liebe und Vertrauen er sich verscherzt hat. Die Piou, Abbé Lemire, Abbé Garnier mit seinem Peuple Français, der Demain von Lyon beweisen, daß sich neues Leben zu regen beginnt, daß man eigner Kraft vertrauen, und daß man die Sache der Kirche nicht mehr mit den romantischen Launen der monarchistischen

Aristokratie, mit der Verschwörung abenteuernder Generale, mit der Hetze der Deutschenfresser verkoppeln will. Hier liegt die Rettung und nicht in einem Kriege gegen die Clemenceau und Combes, denen die ganze Staatsmacht zur Seite steht, denen man heute noch nicht gewachsen ist, und die nur den Augenblick erlauern, um die letzten Freiheiten der Kirche zu vernichten oder sie mit einem Schisma zu ersticken.

Werden von beiden Parteien neue Fehler vermieden, ist zu hoffen, daß der Kulturkampflärm in der neuen Ära etwas verstummen wird. Die Blocparteien haben gesiegt, aber die Blocpolitik wird nicht fortgesetzt werden. Für den Radikalismus, der dreißig Jahre lang vom Angriff gegen den Klerikalismus gelebt hat, der nun zur Herrschaft gelangt ist und ein positives gesetzgeberisches Programm aufstellen muß, beginnen damit erst die eigentlichen Schwierigkeiten, zumal da auch das Band, das die alte Mehrheit verknüpfte, nur ein negatives Kampfprogramm war. In den Wahlaufrufen der Radikalen kann man so viel Reformvorschläge finden, daß man jahrelang zu tun hätte, auch nur einen Teil davon zu verarbeiten. Die wenigsten von diesen Gedanken sind aber reif zur gesetzlichen Festlegung. Die nächsten legislativen Aufgaben der neuen Kammer werden also die Reste des Combesschen Nachlasses sein: das Arbeiterpensionsgesetz, das in einer praktisch ganz undurchführbaren Fassung zunächst dem Senat übergeben ist, und die Steuerreform, die seit Jahrzehnten verlangt wird, und die doch jeder scheut, der eine Vermehrung der Abgaben zu fürchten hat. Wir glauben nicht, daß der neue Poincaré'sche Entwurf so gründliche Arbeit machen wird, wie zu wünschen wäre. Der gegenwärtige Finanzminister gehört ebensowenig, wie seinerzeit Rouvier, zu den Leuten, die scharf zuzufassen lieben. Die Staatsfinanzen bedürfen dringend der Sanierung. Das neue Budget hat vom alten ein Defizit von 100 Millionen etwa übernehmen müssen, und die neuen Gesetze werden ganz unberechenbare Mehrausgaben fordern. Man will aber von neuen Steuern in diesem jetzt wohl schon höchstbesteuerten Lande Europas nichts wissen, und von einer neuen Riesenanleihe auch nichts. Sparsamkeit ist den Deputierten ebenfalls nicht anzugewöhnen, und so könnte man als französischer Finanzminister wohl an allem Heil verzweifeln, wenn man sich nicht schon lange an den trübseligen Zustand des republikanischen Staatsschatzes gewöhnt hätte, und wenn nicht das Vertrauen zu dem unerschöpflichen Reichtum des Landes so fest begründet wäre. Rechnet man zu allen diesen Fragen noch die Verwaltungsreform und das Verstaatlichungsproblem, so wird klar, daß die Herren in der Regierung gar kein neues Programm zu erfinden brauchen: das vorliegende genügt schon.

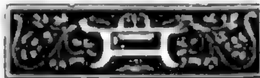
Die Unsicherheit der parlamentarischen Gruppierung läßt auch jetzt eine Umgestaltung des Ministeriums kaum geraten erscheinen. Wenn man den fünf gemäßigten Portefeuilleträgern den Stuhl vor die Tür setzt, macht man sich nicht nur die Mitte, sondern auch den rechten Flügel des Bloc zu Feinden, und Clemenceau weiß sehr wohl, daß er recht bald in die Lage kommen kann, ohne oder sogar gegen die Sozialdemokratie regieren zu müssen. Da muß man sich die Parteien warm halten, und man muß auch auf Leute wie Doumer und Millerand Rücksicht nehmen, die heute Könige ohne Land sind, die bei den etwaigen neuen Mehrheitsbildungen aber eine sehr große Rolle spielen können.

Vielleicht beginnt für Frankreich wirklich eine neue Zeit, vielleicht wendet sich die nun gesicherte Republik, die sich solange in innern Kämpfen verzehrte, neuen, fruchtbaren gesetzgeberischen Gedanken zu. Die ersten Staatsmänner der Republik nach dem Zusammenbruch glaubten der neuen Verfassung nur Lebensfähigkeit versprechen zu können, wenn sie konservativ bliebe. Heute ist die demokratische Staatsform das konservative Element geworden, und die staatserhaltenden Gruppen von 1871 bis 1877 sind heute änderungs- und neuerungslustig. Die Verfassungsfrage gilt den herrschenden Parteien als gelöst, obwohl jeder einsieht, daß so mancher Artikel änderungsbedürftig ist. Als Gegner stehn sich heute die Anhänger einer liberalen Staatsauffassung und die Verfechter der Staatsallmacht gegenüber. Die Progressisten nähern sich den englischen Liberalen, für die sich der Staat mit der Aufgabe der Sicherheitspolizei begnügen soll, und für die jedes Mehr als Eingriff in die persönliche Freiheit gilt. Die Radikalen Frankreichs dagegen betrachten die Republik als befugt, sich in alle Verhältnisse einzumischen, wo es ihr notwendig scheint. Daher ihre Neigung zu Verstaatlichungen, zur Zwangspensionierung der Arbeiter, zur Monopolisierung des gesamten Unterrichts. Sie haben die sozialen Aufgaben des modernen Staates viel besser erfaßt als die Altliberalen, aber mit ihrer Macht ist auch die unerträgliche Tyrannei gewachsen, die alle Staatsbürger in ein Schema zwingen will, und die sich auch die Herrschaft über Gebiete anmaßt, die dem Staat ewig verschlossen bleiben, die Gebiete des individuellen Denkens und der politischen und der religiösen Überzeugungen. Die französischen Liberalen sind tolerant bis zur Schwäche, die Radikalen sind intolerant bis zur gewalttätigen Verfolgungssucht. Wir haben das in der Regierungszeit Combes erlebt. Die Liberalen haben für heute das Spiel verloren. Sie haben seit 1789 nichts zugelernt und glauben, der Staat müsse sich mit den Aufgaben begnügen, die die Theoretiker der ersten Revolutionstage ihm zuwiesen, vor allem mit dem Schutz der persönlichen Freiheit und des Eigentums. Für die Radikalen dagegen ist der Einmischung der Republik keine Schranke gesetzt, und das Individuum hat nur Wert, wenn es bereit ist, willenlos im Gesamtvolk aufzugehn. Auch diese neuen Jakobiner haben seit 1793 nichts gelernt. Alles, was wir sind und denken, alles, was uns umgibt in der Natur, hat nur Bedeutung und Wert, wenn es der Republik dient. Am 8. Mai war, wie immer, das Denkmal des großen Naturforschers Lavoisier mit Blumen geschmückt; an jenem Tage waren es 112 Jahre, daß er auf das Schafott steigen mußte. Als der Präsident des Revolutionstribunals das Todesurteil aussprach, bat Lavoisier mit der Gelassenheit des Weisen, man möge ihn nur noch ein Experiment vollenden lassen, das den Abschluß von jahrelangen Untersuchungen bilden solle, die von der höchsten Bedeutung für die Wissenschaft und für die Menschheit seien. Hinterher wolle er gern sterben. Coffinhal aber antwortete mit den großen Worten: „Die Republik braucht weder Gelehrte noch Chemiker — die Gerechtigkeit darf nicht aufgehalten werden." Lavoisiers Haupt fiel, wie auch heute nach radikalen Begriffen das Leben jedes Bürgers dem Staate verfallen ist, wenn dieser es aus irgendwelchen Gründen fordert. Bei der Feier des Höchsten Wesens rief

Robespierre als Oberpriester in wahrer Begeisterung: „Überlassen wir uns heute dem Entzücken einer reinen Freude! Morgen bekämpfen wir aufs neue die Laster und die Tyrannen!“ Das heißt: morgen fallen die Köpfe derer zu Dutzenden, die nicht unsre Ansicht vom besten Staat haben. Der Fanatismus Robespierres war nicht andrer Art als der der heutigen Radikalsozialisten, nur ist das Schafott aus der Mode gekommen, und die Fichen, die Polizeischikanen und die Parteiächtung sind an seine Stelle getreten. Die Mystiker des Konvents führten die Dekadenfeste der Gerechtigkeit, der Keuschheit, der Freundschaft und dergleichen ein. Die heutige Republik nennt ihre Panzerschiffe Wahrheit, Demokratie, Gerechtigkeit, Brüderlichkeit usw. und begeht damit eine ähnliche Geschmacklosigkeit. Das Jakobinertum mit allen diesen lächerlichen Äußerlichkeiten wird erst zur vollen Reife kommen, wenn sich die Sozialdemokratie an die Stelle des Combismus gesetzt haben wird. Zwischen diesem politischen Sektentum und dem Liberalismus ist keine Versöhnung, sondern nur Kampf möglich, und dieser Kampf wird heute auf wirtschaftlichem Gebiet ausgefochten, wie er gestern auf kirchlichem geführt wurde. Aus der Streikfreiheit wird Streikzwang, die Arbeitsfreiheit existiert nicht mehr, der einzelne Arbeiter hat nicht mehr das Recht, selbständig zu entscheiden. Das Syndikat tritt an die Stelle des Individuums. Damit beginnt man, und bei der Aufhebung des Privateigentums, der Beseitigung der Familie, der Niederlegung der nationalen Grenzen endet man. Der Absolutismus der Gesamtheit ist da. Die Fronvögte der neuen Gesellschaft passen mit der Uhr in der Hand auf, daß wir ja nicht zur unrechten Zeit schlafen, essen, arbeiten, lachen, singen oder weinen.

Wir werden diese Idylle nicht mehr erleben, und Frankreich wird einstweilen von ihr verschont bleiben. Aber ohne ernste Kämpfe wird es nicht abgehn, und wir werden die weitere Entwicklung dieses Ringens der Freiheit und Selbstbestimmung mit der wachsenden Tyrannei der Masse mit Interesse beobachten. Wie wird es in Frankreich aussehen, wenn nach abermals vier Jahren das Volk seine Vertrauensmänner wählt? Hoffen wir, daß wenigstens der äußere Friede diesem schönen Lande in dieser Zeit erhalten bleibe; hoffen wir das in unserm eignen Interesse und dem unsrer Nachbarn.

Paris Franz Wugk



Gefängnisdualismus

Im Abgeordnetenhause ist ein von zahlreichen Mitgliedern der verschiedensten Parteien unterzeichneter Antrag eingebracht worden, den Dualismus im preußischen Gefängniswesen möglichst bald zu beseitigen. Damit ist wieder einmal eine Frage aufgeworfen worden, die in Preußen seit hundert Jahren erörtert wird, mit der sich der Landtag seit seinem Bestehen fast in jeder Tagung beschäftigt hat. Wenn sie bis heute nicht gelöst worden ist, so findet das seine Erklärung darin, daß die Erledigung der großen politischen und sozialen Aufgaben, die das vorige

Jahrhundert unserm Volke gestellt hat, das Interesse und die Kräfte aller politischen Kreise so stark beanspruchte, daß Strafvollzug und Gefängniswesen, dieses anscheinend etwas abseits liegende Gebiet unsers Staatslebens, zurücktreten mußten. Seitdem aber in den letzten dreißig Jahren aus dem stetigen Anwachsen der Rechtsbrüche und der Rechtsbrecher der Sicherheit unsrer Rechtsordnung eine ernstliche Gefahr droht, wird die Frage immer dringender, ob unsre heutige Strafrechtspflege und der Strafvollzug ihrer Aufgabe im Kampfe gegen diese Gefahr gewachsen seien, und damit wird die zweckmäßige Gestaltung des Strafvollzugs unter die großen politischen Probleme gerückt, die der Lösung bedürfen. Daß dazu aber eine einheitliche Leitung des Gefängniswesens nötig ist, liegt auf der Hand. Wie sich die Zweiteilung des Gefängniswesens unter die beiden Ressorts des Innern und der Justiz in Preußen historisch entwickelt hat, das weiter zu verfolgen hat keinen Zweck. Es handelt sich jetzt nur um die Frage, welchem Ressort soll die Leitung übertragen werden, dem Ministerium des Innern oder der Justiz, oder soll die Gefängnisverwaltung als eine selbständige, von beiden unabhängige hingestellt werden.

Für das Justizressort wird geltend gemacht, so noch von dem frühern langjährigen Oberstaatsanwalt, Oberreichsanwalt und Oberlandesgerichtspräsidenten Hamm im Novemberheft der Deutschen Juristenzeitung, daß das Gefängniswesen in der Mehrzahl der deutschen und außerdeutschen Staaten in die Hand der Justiz gelegt sei. Sogar wenn man diesem Argument eine Bedeutung beilegen wollte, bedarf es doch der Berichtigung. Wenn man vergleichen will, muß Gleiches mit Gleichem verglichen werden; Preußen, den Großstaat, kann man nicht mit außerdeutschen und deutschen Kleinstaaten vergleichen, sondern nur mit Großstaaten. Ob im Fürstentum Lippe der einzige Minister die Angelegenheit des Dutzends kleiner Gefängnisse von seinem Verwaltungsrat oder Justizrat bearbeiten läßt, ob Oldenburg es unter seinen Justizminister, der zugleich Kultus- und Unterrichtsminister ist, stellt, ob Griechenland glaubt, die beabsichtigte Organisation seiner Gefängnisse am besten durch den Justizminister ausführen zu können, hat für Preußen gar keine Bedeutung. Aber unter den europäischen Großstaaten hat die Mehrzahl, England, Frankreich, Italien das Gefängniswesen unter den Minister des Innern gestellt. In Rußland ist zwar seit einigen Jahren das Gefängniswesen dem Justizministerium angegliedert, aber die ganze Verwaltung der Gefängnisse steht unter den Gouverneuren der Provinzen; die Justizbeamten haben gar nichts damit zu tun, sie sind Mitglieder der bei jedem Gefängnis von den Gouverneuren eingesetzten Aufsichtskommission. Man kann darum mit viel mehr Recht sagen, das Gefängniswesen ist Sache der Verwaltung und nicht der Justiz. In Schweden ist die Gefängnisverwaltung selbständig mit einer eignen Beamtenschaft; der Chef ist persönlich dem König verantwortlich, bei dem er für sein Ressort Immediatvortrag hat, samt den Anträgen auf Begnadigung und vorläufige Entlassung. Der Justizminister hat nur die parlamentarische Vertretung der Verwaltung. In Belgien steht die Gefängnisverwaltung zwar unter dem Justizminister, aber dieser ist zugleich Polizeiminister; sie bildet eine besondre Abteilung mit einem besondern Chef, der mit der Justizabteilung nichts zu tun hat. Bei der Einzelverwaltung wirken Justizbeamte

nur so weit mit, als sie Mitglieder der Aufsichtskommission bei den einzelnen Gefängnissen sind. Ähnlich liegen die Verhältnisse im Königreich der Niederlande; auch hier sind die Justizbeamten mit der Verwaltung der Gefängnisse nicht beauftragt. Der einzige Großstaat, der die Gefängnisverwaltung ganz in die Hände der Justizbeamten gelegt hat, ist Österreich-Ungarn. Aber indem in Österreich die großen Strafanstalten unter den Oberstaatsanwalt, die Gerichtsgefängnisse unter den Landgerichtspräsidenten und den Amtsrichter gestellt sind, hat sich dort ein Dualismus in der Gefängnisverwaltung ausgebildet, der, wie jeder Kundige weiß, noch schärfer ausgeprägt ist als in Preußen der Gegensatz zwischen Justiz und Verwaltung.

Ein weiterer Grund, der für die Justiz geltend gemacht wird, ist: die Justiz hat die Strafrechtspflege, zur Strafrechtspflege gehört der Strafvollzug, also gehört der Strafvollzug der Justiz. Auch der Grund ist hinfällig: die Justiz hat gar nicht die gesamte Strafrechtspflege. Bei der Vorbereitung eines strafgerichtlichen Verfahrens kann sie die Mitwirkung der Verwaltungsbehörde, insbesondre der Polizei gar nicht entbehren. Feststellungen, Vernehmungen, Ermittlungen, Vorführungen geschehen durch die Organe der staatlichen und kommunalen Polizei; welchen Umfang diese Mitwirkung annimmt, davon geben die Klagen der Amts- und der Gutsvorsteher über die ihnen daraus erwachsende Arbeit hinreichend Aufschluß. Die Justizbeamten, insbesondre die Richter, vollziehen auch gar nicht alle die von ihnen gefällten Strafurteile. Die verhängte Geldstrafe wird von irgendeiner Kasse eingezogen; der Kassenbeamte ist dafür verantwortlich. Es hängt von der Organisation des staatlichen Kassenwesens ab, ob mit dieser Arbeit eine besondre Justizkasse oder eine Steuerkasse beauftragt wird. Der Richter erkennt auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte; daß der Verurteilte nicht trotzdem davon Gebrauch macht, das zu verhindern ist Sache der staatlichen und kommunalen Verwaltungsbehörden. Der Richter erkennt auf Zulässigkeit der Polizeiaufsicht, der Unterbringung in ein Arbeitshaus oder bei Jugendlichen auf Unterbringung in einer Erziehungsanstalt (§ 56 Str.-G.-B.). Die Verwaltungsbehörden haben die Ausführung. Eine rechtliche Notwendigkeit, daß die Justiz und insbesondre der Richter die von ihm erkannte Freiheitsstrafe vollzieht, liegt also nicht vor. Es könnte sich nur fragen, ob die Justiz besser als die Verwaltung geeignet sei, das Gefängniswesen in die Hand zu nehmen. Auch das muß verneint werden, wie aus der ganzen historischen Entwicklung des Gefängniswesens hervorgeht.

Die Anfänge unsers modernen Strafvollzugs datieren aus dem Jahre 1596. Die Richter (Schöffen) der Stadt Amsterdam weigerten sich, auf Grund des damals geltenden, auf Rache und Abschreckung aufgebauten Strafrechts einen sechzehnjährigen Dieb und Einbrecher zum Tode zu verurteilen, und traten mit dem Bürgermeister und dem Rat in eine Beratung, um ein geeignetes Mittel zu finden, derartige Bürgerskinder in dauernder Arbeit zu halten und womöglich dadurch zu einem bessern Lebenswandel zu erziehen. Die Folge davon war die Gründung des Amsterdamer Zuchthauses, wo die von dem Richter wegen Verbrechens statt der Leibes- und Lebensstrafe zu Freiheitsstrafe Verurteilten durch strenge Zucht, harte Arbeit, aber auch durch geistige und religiöse Pflege von

ihrem verbrecherischen Treiben abgebracht und zu einem geordneten Leben erzogen werden sollten, und zwar wurden in dieses Haus nicht allein junge Leute, sondern auch erwachsene Personen aufgenommen. Die Dauer der Strafe bestimmten die Schöffen (Richter), Einrichtung und Verwaltung des Hauses Rat und Bürgermeister, denn dieses forderte eine Reihe von Maßnahmen, deren Anordnung und Durchführung einerseits mit der sonstigen Verwaltung der Stadt in engem Zusammenhange standen, andrerseits Verwaltungskenntnis und Geschick sowie Verwaltungsarbeit, die man von dem Richter weder verlangen noch auch ihm zumuten konnte. „Das Urteil dem Richter, der Strafvollzug der Verwaltung" — das ist der Grundsatz gewesen, der bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts für die Gestaltung des Gefängniswesens in allen mannigfachen Wandlungen, die es durchgemacht hat, maßgebend gewesen ist. Daneben wurde schon damals der andre Grundsatz festgelegt, der Angeklagte und das Gefängnis, wo er bis zum Urteilsspruch verwahrt wird, gehört dem Richter, wenn auch später dieser Grundsatz häufig verlassen, und die Aufnahme der Untersuchungsgefangnen in die Strafgefängnisse zur Regel wurde.

An der Reform des sich in dem übelsten Zustande befindenden Gefängniswesens und Strafvollzugs, die am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts begann und bis heute noch nicht vollständig zum Abschluß gekommen ist, haben sich die eigentlichen Juristen nur in sehr geringem Umfange beteiligt; sie ist das Werk freier bürgerlicher Tätigkeit oder der Verwaltungsbeamten gewesen. Von dem frühern Krämerlehrling John Howard an bis heute finden wir unter den um die Reform des Gefängniswesens verdienten Männern in allen Kulturstaaten städtische und staatliche Verwaltungsbeamte, ehemalige Offiziere, Theologen, Ärzte, Gefängnisbeamte, aber Namen von Juristen sehr selten.

Im Grunde des Herzens tragen die Justizbeamten auch gar nicht das Verlangen, den Strafvollzug zu bekommen. So sicher sie ein Interesse daran haben, daß die von ihnen verhängten Strafen gesetz- und zweckmäßig vollzogen werden, und so gewiß sie ein Recht haben, dieses zu überwachen, ebenso sicher ist, daß die Übernahme des weitverzweigten Verwaltungsapparats der Gefängnisse mit seinem Heer von Beamten, komplizierten baulichen und technischen Anlagen, Wirtschafts- und Gewerbebetrieben sie ihrer eigentlichen Aufgabe, Recht zu sprechen und das Recht weiter zu bilden, entfremden würde. Ein hoher Justizbeamter, der Appellationsgerichtspräsident Wentzel, der für die praktischen Aufgaben des Strafvollzugs ein gutes Verständnis hatte, hat diesen Standpunkt in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 28. März 1854 in epigrammatischer Schärfe folgendermaßen formuliert: Wenn der Gedanke, alle Strafanstalten unter die Leitung des Justizministeriums zu stellen, hat angedeutet werden sollen, dann glaube ich, wäre dies ein sehr gefährlicher Vorschlag, der wieder in die Justiz hinein eine große Masse von Verwaltungsgegenständen bringen würde, während wir doch in der Gesetzgebung die Richtung jetzt verfolgt haben, soviel als möglich die Verwaltungsgegenstände der Justiz abzunehmen. Man soll sich doch hüten, diesen wohlbewährten Grundsatz, die Justiz mit nicht mehr Verwaltungsgeschäften zu belasten, als sie zur Lösung ihrer eigensten Aufgabe, der Rechtsprechung, unbedingt übernehmen muß, zu verlassen. Es ist doch ein offnes Geheimnis, daß

schon jetzt die Einzelrichter, insbesondre aber die Präsidenten der Kollegialgerichte, derart mit Verwaltungsgeschäften überhäuft sind, daß sie sich an der Rechtsprechung nicht in dem Umfange beteiligen können, wie es ihre Stellung und ihr Ansehen verlangt. Ja wenn das preußische Ministerium des Innern das Gefängniswesen schlecht organisiert und verwaltet hätte, wenn es den Strafvollzug in gesetz- und zweckwidriger Weise handhabte, wenn nachgewiesen würde, daß das Justizministerium den Teil des Gefängniswesens, der ihm zugefallen ist, besser eingerichtet und verwaltet, bessere Erfolge mit seinem Strafvollzug erzielt hätte, dann könnte in Frage kommen, dem Ministerium des Innern sein angestammtes Recht auf den Strafvollzug zu nehmen. Beides hat aber bisher noch niemand behauptet, und auch Hamm kann der Gefängnisverwaltung des Innern seine Anerkennung nicht versagen.

Es ist bekannt, daß in Preußen die Reform des Gefängniswesens und des Strafvollzugs auf die Anregung König Friedrich Wilhelms des Vierten erfolgt ist. Schon als Kronprinz hat er die schweren Mängel, die diesem Zweige der Staatsverwaltung anhaftet, erkannt; er hat die in andern Ländern, namentlich in England und Amerika gemachten Reformversuche eifrig erforscht, er ist nicht müde geworden, die schwerfällige Verwaltungs- und Justizbureaukratie für die neuen Ideen zu gewinnen. Als König hat er die Grundsätze, nach denen die Reform durchzuführen sei, so klar und sachgemäß festgelegt, daß noch heute auf ihnen weitergebaut wird, er hat bis in die letzten Regierungsjahre dieser Aufgabe sein lebhaftestes Interesse zugewandt.

Schon damals hat der Streit darüber, ob das Gefängniswesen unter die Justiz oder die Verwaltung gestellt werden sollte, begonnen, und wie Herr Hamm mitteilt, sollte diesem Streite durch die Königliche Kabinettsorder vom 11. Juli 1845 ein Ende gemacht werden, indem sie bestimmte, „daß die Verwaltung und Beaufsichtigung der Gefängnisse und Strafanstalten, welche zur Aufnahme der in gerichtlicher Untersuchung befindlichen Gefangnen oder zur Vollstreckung der von Gerichten erkannten Freiheitsstrafen bestimmt sind, von dem Ressort des Ministers des Innern, zu welchem sie bis jetzt hauptsächlich gehören, zu trennen und dem Justizministerium zu überweisen seien". Die Kabinettsorder ist nicht ausgeführt worden, die Ursache dafür kann nicht in den erst drei Jahre später eintretenden Ereignissen des Jahres 1848 liegen, wie Hamm annimmt, denn auch nach Wiederherstellung der Ordnung ist sie nicht zur Ausführung gekommen; sondern der König hat sie unausgeführt gelassen, weil er, der gründlichste Kenner dieser ganzen Materie, sich überzeugt hatte, daß die Gefängnisverwaltung Sache des Ministers des Innern und nicht Sache der Justiz sei. Diese Auffassung müssen auch die Justizminister geteilt haben, denn es sind noch in den Jahren 1859 und 1861 die großen in der Verwaltung der Justiz stehenden Gefängnisse zu Kottbus und Hamm an das Ministerium des Innern abgetreten worden.

Bis dahin war die Sachlage die, daß außer den Strafanstalten zum Vollzuge der Zuchthausstrafen die größern Gefängnisse in der Verwaltung des Ministeriums des Innern standen, die kleinern Kreisgerichtsgefängnisse der Justiz verblieben, da sie zunächst Untersuchungsgefängnisse waren und nur nebenher

auch kurzzeitige Gefangne aufnahmen, deren Überführung in die größern Gefängnisse bei der damaligen schlechten Verbindung unbequem gewesen wäre.

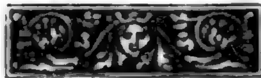
Damit war die Ressortfrage für Preußen abgeschlossen. Sie taucht erst wieder auf, als der Justizminister Leonhardt die Gefängnisorganisation seines heimatlichen Kleinstaates Hannover auf den Großstaat Preußen übertragen wollte und mit dem Bau größerer Justizgefängnisse begann; damit stellten sich dann auch schwere Mißstände aus der Doppelverwaltung ein.

Auch im Abgeordnetenhause wurde um dieser Mißstände willen die Ressortfrage aufgeworfen, und wenn die Meinungen zwischen dem einen und dem andern Ressort schwankten, so stand im Vordergrunde doch die Forderung der einheitlichen Organisation, sodaß selbst wiederholt der damalige hannoversche Justizminister erklärte: „Ich bin des Glaubens, daß wir die Sache in eine Hand legen, und daß wir notwendig dem Justizminister einen bestimmenden Einfluß dabei geben müssen.“

Die Leute, die die Gefängnisverwaltung für die Justiz fordern, schweigen sich darüber aus, wie sie sich die Organisation des Gefängniswesens im einzelnen denken. Auch Herr Hamm redet „von den Gerichtsbehörden, von dem Richter, die die Bedeutung und Wirkung der Strafe selbst vor Augen sehen, daß er dort Einblick in Denkungsart und Charakter erhält für die zum Verbrechen führenden Motive und Lebensverhältnisse“. Danach sollte man annehmen, daß die Richter die Gefängnisse leiten und verwalten, in ununterbrochner persönlicher Verbindung mit dem Bestraften bleiben, ihn studieren, auf ihn einwirken, wie es ein zweckmäßiger Strafvollzug von dem Vorsteher eines Gefängnisses verlangt; daß die Landgerichtspräsidenten und Oberlandesgerichtspräsidenten auch diese Tätigkeit des Richters beaufsichtigen und ihn zurechtweisen.

Hat die Justiz in ihrer Gefängnisverwaltung nach der Richtung überhaupt einen Versuch gemacht? Allerdings ist der Amtsrichter Vorsteher des kleinen Amtsgerichtsgefängnisses, wo neben einigen Untersuchungsgefangnen eine Anzahl Bettler und Vagabunden, kleine Diebe und ähnliche Leute ihre paar Wochen Haft oder Gefängnis verbüßen. Ist das eine Gelegenheit, den Verbrecher und die Ursachen des Verbrechens kennen zu lernen? Man frage doch einmal die Amtsrichter, was für einen Gewinn sie aus dieser Tätigkeit für ihr kriminalistisches Wissen ziehn. Die größern Landgerichtsgefängnisse mit ihren Untersuchungs- und Strafgefangnen werden von dem ersten Staatsanwalt oder dessen Vertreter als Vorsteher geleitet. Wieviel Zeit bleibt denn diesen Beamten neben ihren sonstigen Arbeiten übrig, um sich mit den Gefangnen, und zwar nicht nur mit dem einen oder dem andern, der ein besondres Interesse bietet, sondern mit allen zu beschäftigen? Auch hier wird die kriminalistische Ausbeute nur gering sein. In beiden Fällen aber wird die Verwaltung und der Strafvollzug in den Händen der Subaltern- und Unterbeamten belassen. Die Aufsicht über die sämtlichen Gefängnisse eines Oberlandesgerichtsbezirks führt der Oberstaatsanwalt. Ist das die geplante Organisation der Zukunft? Also der Untersuchungsgefangne sowohl wie der Strafgefangne soll in die Gewalt der Staatsanwaltschaft gegeben werden, die im Strafprozesse Partei ist. Der Oberstaatsanwalt soll Vorgesetzter des unabhängigen Richters werden?

Das wäre eine Maßregel, die nicht einmal in Frankreich, dem Vaterlande der Staatsanwaltschaft, getroffen ist, weder unter dem ersten noch unter dem dritten Napoleon, die in der Staatsanwaltschaft ein Gegengewicht gegen die unabhängigen Richter haben wollten, geschweige denn unter der Republik. Auch die Staaten, in denen das Gefängniswesen unter den Justizminister gestellt ist, haben die Staatsanwaltschaft nicht zu Herren des Strafvollzugs und der Untersuchungsgefängnisse gemacht; soweit ist sogar Österreich nicht gegangen, das wenigstens die Gerichtsgefängnisse — große und kleine — nur den Richtern, über denen der Justizminister, nicht der Oberstaatsanwalt steht, belassen hat. Auch in den deutschen Bundesstaaten, in denen das Gefängniswesen unter dem Justizminister steht, ist die Staatsanwaltschaft von der Leitung des Strafvollzugs ausgeschlossen. Und daran knüpft sich die weitere Frage: Ist es politisch richtig, die Macht der Staatsanwaltschaft in unserm Rechtsorganismus durch Überweisung einer so sehr in alle Verhältnisse unsers öffentlichen Lebens eingreifenden Verwaltung noch weiter zu stärken?



Die deutsche Jahrhundertausstellung in der Nationalgalerie

Von Fritz Knapp

Noch selten hat eine Ausstellung gleich wie diese das gemeinsame Interesse aller Gebildeten in Anspruch genommen. Die Schärfe der Kritik gegen manche Fehler, die immerhin begangen worden sind, läßt nach, und man gewinnt mehr und mehr den Eindruck, daß hier eine hohe nationale Tat vollbracht worden ist. Endlich hat man uns Deutschen eine retrospektive Ausstellung über ein Jahrhundert deutscher Kunst, das wie kaum ein andres voll Unbestimmtheit und Unklarheit ist, gegeben. Hat man doch wie überall auch in der Kunst und in dem Ausstellungswesen dem Auslande seine Huldigungen dargebracht. Das eigne Vaterland wurde vergessen oder mit Verachtung gestraft. Die Gelehrten und die Kunstfreunde, die ihre Hilfe geliehen haben, wird man sicherlich nicht vergessen. Besonders mag man es loben, daß die Nationalgalerie dank den Bemühungen ihres Direktors ihre Räume hergegeben hat. Sie macht damit ihrem Namen Ehre. Zum Lohne dafür spricht denn auch die ganze Ausstellung genugsam Worte zu ihrem Ruhme. Fast immer gehören gerade die besten Stücke der Nationalgalerie, und wir haben durchaus Recht, sie als die beste Sammlung neuer Kunst zu bezeichnen. Ihr Direktor H. von Tschudi hat es sich Mühe genug kosten lassen. So wird er sich seinem bisherigen Schaffen entsprechend beeilen, Lücken, die gerade die Ausstellung erwiesen hat, zu füllen.

Gegenüber den vielen Vorzügen und den tausendfältigen Anregungen, die die Ausstellung geboten hat, verstummen denn auch allmählich die Stimmen des Tadels. Über das „Wie" könnte man vielfach streiten. Der Vorwurf der Unvollständigkeit bleibt bestehn, ebenso wie der der Einseitigkeit, aber das klingt

nicht mehr als scharfer Vorwurf, wenn man die unendlichen Schwierigkeiten, die sich überall eingestellt haben, bedenkt.

Die Sammlungen von Hamburg und Wien sind, dank ihrer Leiter A. Lichtwark und K. Moll, in ganz außerordentlicher Vollständigkeit und Geschlossenheit aufgetreten, die man sich für die andern Lokalschulen ebenfalls gewünscht hätte. Vielleicht werden sich bald auch anderswo Kunstfreunde finden, die mit demselben Eifer die Lokalkunst überall zusammensuchen. Die süddeutschen Schulen sind ganz ungenügend vertreten, und ebenso nebensächlich sind gewisse Entwicklungsphasen deutscher Kunst behandelt, nicht nur weil sie mit den künstlerischen Absichten der Aussteller nicht übereinstimmen, sondern auch weil es wegen der kolossalen Bildformate nicht möglich war. Aus diesem Grunde ist die ganze Geschichtsmalerei ausgelassen worden. Alle idealistischen Tendenzströmungen sind recht schlecht weggekommen. Das war übrigens vorauszusehen. Eine aus Berliner Geistesbewegungen herausgewachsne Veranstaltung mußte schließlich dem Realismus zunächst seinen Tribut bringen. Die Ausstellung huldigt — und wir werden für Mängel reichlich entschädigt, allein schon durch die Vollständigkeit nach dieser Richtung hin — den realistischen Bestrebungen in der deutschen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts, die schließlich in Liebermann ihren Endpunkt finden. Glücklicherweise hat sich daneben eine glänzende Reihe Feuerbachscher Bilder eingefunden, die in ihrer hohen, vornehmen Stilisierung ein wahres Labsal für das schönheitsbedürftige Auge sind. Bedauern muß man als der Würde einer deutschen Nationalausstellung nicht entsprechend die Behandlung, die man unserm trotz Meier-Graefe unstreitig größten Künstler, A. Boecklin, hat zuteil werden lassen. Man merkt, daß sich um diesen großen Toten niemand bemüht hat. Man hat von ihm eben das aufgenommen, was gerade am Wege lag. Und mancher der noch lebenden und in voller Schaffenskraft tätigen Künstler hätte hier auf der Ausstellung, die doch schließlich nur die Spanne von 1775 bis 1875 umfassend der vergangnen, nicht unsrer modernsten Kunst gewidmet ist, bescheidner zurücktreten können.

Was an der Ausstellung zu tadeln ist, trifft meist die ganz unglückseligen räumlichen Verhältnisse der Nationalgalerie. Man hat Abhilfe zu schaffen gesucht, indem man die Kabinette nach Möglichkeit mit Hilfe von geschickter Überspannung niedriger gemacht hat. P. Behrens hat die einfache, manchmal etwas affektiert biedere Dekoration geliefert. Die Farben scheinen mir nicht immer günstig zu sein. Das fällt besonders bei Feuerbach auf. Der schmutziggelbe Grund der Überspannung in den Parterreräumen, der für Boecklin, Trübner und die andern Münchner mit ihren satten, kräftigen Farben passen mag, wirkt bei Feuerbach geradezu geschmacklos. Der kühle, vornehme Ton seiner Bilder wirkt schieferblau und unerträglich kalt. Warum hat man nicht den feinen grauen Ton der Kabinette Liebermanns und andrer gewählt? Wie vornehm wirken die Feuerbachs im Treppenhaus vor den karminroten glatten Steinwänden!

Doch um von diesen Äußerlichkeiten zu der Ausstellung selbst und der geistigen Erkenntnis, die sie uns gebracht hat, überzugehn, müssen wir zur Einleitung nochmals betonen, daß die realistischen Regungen im Vordergrunde des Interesses stehn, und daß die Entwicklungsgeschichte der Naturbeobachtung

gegeben werden soll. Ein Gesamtbild der deutschen Kunst zu geben, wäre nicht möglich gewesen, schon deshalb nicht, weil wir eine große einheitliche Kunst im neunzehnten Jahrhundert nicht gehabt haben. Wer also gehofft hatte, hier würde sich eine herrliche deutsche Kunstentfaltung aus der Vergessenheit erheben, ist getäuscht worden. Eine einige Kunst gab es ebensowenig wie ein einiges Deutschland. Wir haben wohl große Künstler gehabt, aber keine große Kunst. Gerade das, was Frankreich so groß macht, einerseits die mächtige Konzentration der Kraft in der Metropole Paris, wo jede geistige Errungenheit gleich zum Besitztum des Volkes wird, andrerseits die gewaltige stilistische Geschmackskultur der Sehnerven, die dort im mächtigen Strom vom dekorativen Rokoko in das neue Jahrhundert übergeleitet wurde, gerade das fehlt uns. Nicht daß wir uns nun eine gleiche Metropolisierung der Kunst wünschten! Das hohe, dekorative Stilgefühl und der künstlerische Takt der Franzosen werden uns immer fehlen. Unsre guten Seiten liegen, wie die Ausstellung wieder zeigt, anderswo, und wir können uns nichts sehnlicher wünschen als eine weitere Pflege der kleinen Lokalschulen. Ohne Intimität gibt es keine deutsche Kunst. Wenn bei den Franzosen der Stil aus dem dekorativen Geschmacksempfinden hervorwächst, so ist bei uns die Grundlage jedes Stils die Stimmung im besten Sinne des Wortes. Ohne ein intimes Sichhineinleben in den Charakter eines Gesichts, einer Landschaft wird nun einmal kein deutscher Künstler Großes schaffen können oder wollen. So werden wir auch sehen, daß die Stimmungsmalerei der Biedermeierzeit durchschnittlich das Beste gewesen ist, was wir als Ganzes geboten haben.

Das Rokoko

In der richtigen Erkenntnis, daß ein Volk und seine Entwicklung einem geschlossenen Organismus gleichen, wo eines aus dem andern emporwächst, hat man die Grundlagen der Kultur, wie sie das ausgehende Rokoko gegeben hat, auch vorgeführt und mit dem Jahre 1775 begonnen. Es tritt eine ganze Anzahl Rokokomaler auf. Am stilechtesten erscheint ein gewisser bisher unbekannter Johann H. Wilck (1785 bis 1820?) aus Schwerin mit dem Porträt eines alten, in seinem blauen Kostüm kokett aussehenden Barons von Rohrscheidt (2000). Pathetisch leer ist der in Wien tätige H. Fr. Füger (1751 bis 1818), voller Theaterphrase und ganz englisch in den Lichteffekten. Am ehesten sind noch seine Miniaturen erträglich, typische Erzeugnisse eines Meisters aus der Zeit des niedlichen Porzellans, glatt, elegant, ohne Festigkeit der Zeichnung, nur ein zarter, süßlicher Lichthauch. Noch unbedeutender und ausdruckloser ist G. von Kügelgen (1772 bis 1820), der bevorzugte Porträtist der Zeit in seinen charakterlosen Bildnissen Goethes, Schillers, der Königin Luise und andrer. Viel ehrlicher nehmen sich daneben die Bilder und zahlreichen Porträts von den verschiednen Tischbeins (Vater Johann Heinrich 1722 bis 1789, Johann Jakob 1724 bis 1799, Johann H. Wilhelm, Sohn des ersten, 1751 bis 1829, Johann Friedrich 1750 bis 1812) aus, die manchmal sogar fast trocken und nüchtern erscheinend auch den Einfluß englischer Mode nicht verleugnen (1780). Am amüsantesten sind einige Stilleben von Johann H. Wilhelm d. J. (1793 bis 1795). Technisch das Raffinierteste bietet der Wiener Johann Baptist Lampi

(1751 bis 1830) besonders in seinem Porträt der Kaiserin Maria Feodorowna von Rußland (969). Von andern Rokokomalern wie J. Grassi, Fr. Krause (902 farbig gutes Porträt), Bacciarelli absehend gehn wir gern weiter zu Anton Graff aus Winterthur (1736 bis 1813 in Dresden). Endlich tritt eine große Persönlichkeit auf voll Kraft und Charakter, wohltuend in der Frische und der Klarheit, mit der er im Gegensatz zu den affektierten Techniken des dekorativen verwaschnen Rokoko die Natur erfaßt. Zwar folgt er auf frühen Bildnissen (618, 621, 626, 633) noch den Lichtneigungen im durchsichtigen Rosaton des Rokoko, aber die steigende Sicherheit einer bewußten Pinselführung offenbart mehr und mehr ein neues, festeres Formgefühl. Außergewöhnlich farbig strahlend in kräftigen Lokaltönen ist das Ganzfigurenbildnis der Herzogin Philippine Charlotte von Braunschweig (626). Das leuchtend rote Gewand ist offenbar nur der gelbbraunen Gesichtsfarbe zuliebe gewählt, die er mit realistischer Treue wiedergibt. Auch an den andern kräftigen Tönen, die ohne weichliche Übergänge gegeneinanderstehn, merken wir, daß es aus ist mit der Tändelei im Rokokodämmerschein. So geht denn auch Graff schließlich in seinem Selbstporträt (629) und andern (616, 632) zu einem kräftigen, formgebenden Helldunkel über, bis er in den letzten Jahren eine gewisse, malerische Breite ganz ohne Lichtkonzentration gewinnt in dem fast modern anmutenden Porträt des J. J. Mesmer (622). Höchst interessant sind einige Landschaften von Graff. Zwei verraten deutlich die Anlehnung an die Niederländer (641, 641b), zwei andre jedoch sind vorzügliche Stimmungslandschaften fernab von süßlichem Rokokodunst in kräftiger Breite und saftiger Farbe, fast an die Franzosen der sechziger Jahre erinnernd (640, 641a).

Als einer der größten, jedenfalls als der größte deutsche Plastiker des Jahrhunderts offenbart sich Graffs Gegenpol in der Plastik, Gottfried Schadow (1764 bis 1850). Auch er wächst aus dem Rokoko heraus. Er kennt noch das ganze technische Raffinement der Porzellanzeit. Aber er vereint damit eine schlichte Wahrheit der Naturwiedergabe und Frische der Auffassung, sodaß er uns trotz allem als moderner Künstler und Realist erscheint. Das gut Teil dekorativen Stilgefühls, das ihm vom Rokoko her noch im Blute saß, verhinderte, daß er brutal und roh realistisch wurde. Abgesehen von seiner berühmten Marmorgruppe der beiden Prinzessinnen (2047), der Bronze Friedrichs des Großen mit den Windspielen (2052) sind einige Büsten wegen der Lebendigkeit des Ausdrucks beachtenswert (2055/56) und ebenso die vielen, breit hingeworfnen Kopfstudien in der Handzeichnungsabteilung (3017, 3027, 3031, 3061). Ein Meisterstück der Stilisierung der technischen Vollendung ist die Marmorbüste David Gyllys (2054), von einem an römische Kaiserbüsten erinnernden Raffinement der Marmorbehandlung, wo das weiche Fleisch mit dem spitz und lebhaft in scharfen Lichtern und Schatten flimmernden Lockenbau stark kontrastiert. Neben Schadow wirkt der Berliner D. Chodowiecki (1726 bis 1801) noch ganz als das Kind des Rokoko. Die Überschätzung, die man seinen niedlichen Radierungen und Buchillustrationen entgegengebracht hat, reizt vor den wenig bedeutenden, ganz nach französischem Muster gemalten Bildchen zu direktem Widerspruch und Tadel.

Die Antike und der neue Idealismus

So hatten zwei Große, Graff und Schadow, den Weg zur Natur zurückgewiesen. Aber das Schicksal wollte es anders. Die Antikenbegeisterung, von Winckelmann in neue Bahnen gelenkt, von Goethe und allen literarischen Größen genährt, lenkte ab von diesem Ziele. Gewiß als Niederschlag der mächtigen geistigen Erhebung, die der Aufschwung der Dichtkunst in Deutschland gebracht hatte, haben wir die großartig begeisterten Regungen zweier Künstler zu betrachten, die ihrem geistigen Wollen nach zu den allerersten zu rechnen sind, in ihrem Können aber primitiv blieben. Es sind Asmus Jacob Carstens (1754 bis 98) und Philipp Otto Runge (1777 bis 1810). Beide waren Schüler der Kopenhagner Akademie, für deren Bedeutung sie gewiß das beste Zeugnis ablegen. Carstens, der dickköpfige Müllerssohn, hat nach langen Entbehrungen schließlich in Rom seine Heimat und seine Grabstätte gefunden. Von ihm sind nur Zeichnungen da, die durch die Größe der Auffassung, durch das Eindringliche der redenden Geste, der körperlichen Ausdrucksbewegung und durch die Schönheit der Anordnung trotz allen technischen Fehlern wirken. So groß wie er auf Nr. 2214/18 hat niemand je den blinden Sänger Homer gefaßt, so wild erregt und bitter bewegt kein andrer die grausamen Parzen geschildert, wie er auf Nr. 2210. Erst bei Vergleichen etwa mit dem affektiert dramatischen Genelli (1798 bis 1868) wird die tiefe Innerlichkeit und Kraft seiner Gestalten auf der Überfahrt des Megapenthes (2211, 1119) u. a. klar. Andre Vergleiche mit dem Franzosen L. David mit seinem theatralischen Pathos und dessen deutschen Nachahmern wie G. Schick könnten noch mehr die eigenartige Größe offenbaren.

In demselben Zwiespalt zwischen Wollen und Können zeigt sich der Hamburger Runge. Ähnlich herb und groß und voll edeln Strebens nach möglichster Verinnerlichung. Gerade in dieser tiefen Charakterisierung in Ausdruck und Bewegung liegt bei Carstens wie bei Runge deutsche Eigenart und Größe. Runge ist dazu trotz allen Schwächen schon mehr Maler. Wenn er auch in seinen großen Porträts fast wie ein derber bäurischer Holzschnitzer erscheint, wir fühlen doch ab und zu seine ausgeprägte Freude an der Farbe. Schon das braune Carnat, der schwarze Mantel der Mutter (1468) u. a. zeigen das. Zu diesen grobgeformten Stücken stehn in eigentümlichem Gegensatz die feinen allegorischen Malereien, „der Morgen“ genannt (1464/65), und verschiedne Zeichnungen. Ganz abgesehen von dem außerordentlichen poetischen Gehalt dieser wunderbaren Allegorie fallen hier die Sorgfalt der linearen Berechnung in der Komposition und die zarte Duftigkeit der ganz in Licht getauchten beweglichen Figuren auf.

Wenn diese beiden großen Wächter des deutschen Idealismus, Carstens und Runge, immer zu voller Würdigung eine gewisse Abstraktion fordern, ohne daß wir ganz auf die realen Werte der sichtbaren Erscheinung verzichten müßten, sehen wir ihre Nachfolger sich bald nach dieser, bald nach jener Seite verlieren. Da ist zunächst die Gruppe der Romfahrer. Ein Strom deutscher Künstler wendet sich nach Rom. Die Antike und die Klassiker der italienischen Renaissance

sind die Vorbilder. Die antike Mythologie, aber auch die durch Nicolas Poussin und Gaspar Dughet klassisch gestaltete Campagnalandschaft mit den vorgeschobnen Kulissen wird das Vorbild. Um Joseph Anton Koch (1768 bis 1839), den derben Bauernsohn aus Tirol, schart sich die deutsche Kolonie. Die heroische Landschaft wird von ihm besonders gepflegt, und die Kulissenmalerei des Kaspar Dughet und seiner Schule blüht wieder auf.

Die Präraffaeliten

Bald jedoch hat man sich die alten Ideale satt gesehen. Man verlangt nach Naivität und schlichter Natur. Die Meister vor Raffael, der stille Mönch von S. Marco, Fra Angelico oder auch die Kölner Meister des fünfzehnten Jahrhunderts scheinen sie zu geben. Die Gruppe der Präraffaeliten oder Nazarener, die im Kloster von S. Isidoro ein beschauliches, weltabgeschiednes Leben führen, bedeuten den Rückschlag, die Buße für die Anbetung alter Götter. Reumütig kehrt man zum Christentum zurück. Cornelius, Overbeck, Veit, die beiden Schnorr von Carolsfeld, Führich sind die bekanntesten Namen. Sie sind in geringer Zahl vertreten. Und unter den aufgestellten Bildern sind eigentlich nicht die Werke, die sie in ihrem eignen Innern für die wichtigern erachtet haben, d. h. nicht die alten Meistern nachempfundnen Darstellungen aus der Bibel, sondern die Porträts das beste. Cornelius zeigt auf den Bildnissen von 1810 (289/89a) noch Rokokomache. Schon wenig Jahre danach erweisen Bilder wie die unvollendete Grablegung von 1815 (287), ferner seine Fresken (290a und b) den Sieg der linearen Freskotechnik, wo die Farbe nur als Illumination der Flächen erscheint. Von Overbeck, dem süßlichsten der Gruppe, ist das beste sein schlichtes Jugendporträt (1282). Als einer der besten in Klarheit der Zeichnung, Festigkeit der Formgebung und im Ausdruck erweist sich Julius Schnorr von Carolsfeld. Das Porträt seiner jungen Frau (1573) ist entzückend im Ausdruck, fest in der Zeichnung und Farbe. Führichs Mariengang ist weich in der Empfindung und in der landschaftlichen Stimmung. Veits Porträts sind von großer Körperlosigkeit, aber fein und delikat im Ton. Die Landschaft vertritt in diesem Kreise J. H. von Olivier (1785 bis 1841), dessen Franziskanerkloster in Salzburg (1278) von außergewöhnlicher Tiefe und Kraft der Töne ist. Neben ihm tritt ein Unbekannter, K. Th. Fohr (1795 bis 1818) auf, dessen tief getönte, kräftige Landschaft Nr. 496 und noch mehr seine frischen Naturstudien (2406, 2411) den Beginn einer realistischen Stimmungslandschaft zeigen. Alle diese Nazarener sind in der Zeichnung viel besser. Gerade bei ihnen lohnt es sich, die Handzeichnungen durchzustudieren.

Parallel mit diesen Nazarenern gehn einige Meister des Empire, die mehr an die französischen Klassizisten anknüpfen. G. Schick (1774 bis 1812) ist ein Schüler L. Davids. Theatralische Pose, harte Linienführung, bunte, kalte Töne verleihen den Bildern etwas abstoßendes. Bei andern Meistern wirken die Köpfe wie Gipsabgüsse in ihrem glatten, bleichen Carnat, so auf den Porträts des Bernhard Rausch (1384/85). Als eleganter, kühler Hofmaler erscheint der gefeierte Porträtmaler F. X. Winterhalter (1806 bis 1873). Gegenüber dieser Härte und Kühle streben andre Porträtisten nach lebhaftern Farben. Julius Hübner

(1806 bis 1882) gibt ein warmes, bräunliches Carnat und ein lebhaftes buntes Farbenspiel auf dem Porträt seiner jungen Frau (757), noch leuchtender und von großer Körperlichkeit der Farbe ist das Bildnis des O. Friedländer, wo der hellfarbige, fleischige Kopf vor blauem Grunde farbig fest und plastisch steht. Ein andrer, Friedrich Heuß (1808 bis 1880), bevorzugt die zarten Farbentöne, so auf dem Porträt Overbecks (724), während er auf dem Bildnis Reinharts (725) schon von malerischer Breite und großer Flüchtigkeit des Striches ist.

Die Romantiker

Langsam lenkt das italienisierende Nazarenertum zur deutschen Romantik hinüber. Die künstlerischen Prinzipien bleiben im großen und ganzen dieselben: intime Durchbildung des Ausdrucks und sorgsame Charakteristik, Herrschaft der Linie und Vernachlässigung der Farbe. Als ein Überleiter von besten Qualitäten erscheint Ed. J. Steinle (1810 bis 1886), dessen Bilder, vor allen das reizende Porträt seiner Tochter (1719) sowohl wie seine Zeichnungen (3240) gute malerische Fähigkeiten in Farbe und Lichtführung und zugleich eine frische Realistik zeigen. Der größte unter den deutschen Romantikern, jedoch an innern Werten dem Carstens gleichend, ist Alfred Rethel (1816 bis 1859). Was das rein künstlerische Sehen anlangt, steht er schon bedeutend über Carstens oder Runge. Die Zeichnung ist sicherer, die Durchbildung realistischer geworden, dazu hat die Bewegung an Frische und Lebendigkeit und die Lichtführung an Kraft und Klarheit gewonnen. Man sieht, die deutsche Kunst ist vorwärts gekommen. Ohne Cornelius große linear-dramatische Auffassung wäre Rethel nicht denkbar. Ferner hat ihn das Studium von Dürers Holzschnitten und Kupferstichen technisch und zeichnerisch weiter gebracht. Von den kleinen, technisch recht unvollkommen gemalten Bildern absehend tun wir besser, seine Zeichnungen zu studieren. Da offenbaren die wunderbaren Studien zu den Fresken im Rathaussaal zu Aachen (2926/33) die ganze Großartigkeit seiner Auffassung vom Menschen. Das ist höchste Geschichtsmalerei, wo historische Größe ohne Pathos und Übertreibung in den edelsten Formen hehr und schlicht vor uns ersteht. Die große dramatische Kraft seiner Erzählung und den Reichtum seiner Phantasie, und zwar nicht in körperlosen Schemen verharrend, sondern zu realistischer Verkörperung durchdringend, entwickeln dann die Zeichnungen zum Hannibalzug (2925) und noch mehr die zu der Holzschnittfolge, dem Totentanz (2936/38), die man mit Recht als das beste, seit Dürer im Holzschnitt Geleistete bezeichnen kann.

Gegenüber solcher Größe erscheinen dann die übrigen Romantiker blaß, kraftlos. Der liebenswürdige Märchenerzähler M. Schwind (1804 bis 1871) lockt uns schon mit der heitern, fröhlichen Art, wie er seine Märchen erzählt. Aber der poetische Gedanke und die erzählende Linie haben allein das Wort. Die Farbe ist körperlos bunt und flächenhaft illuminierend. Darum pflegen seine Bilder in der farblosen Reproduktion besser zu wirken als die Originale. Je kleiner übrigens die Bildchen sind, um so besser, je schlichter die Motive, um so stimmungsvoller. Wenn bei Schwind der Illustrator von Märchenbüchern überall durchguckt, so erscheint Karl Spitzweg (1808 bis 1885) ganz als Witzblattzeichner. Auf den ersten Blick scheinen seine Bildchen mehr malerischen Gehalt

zu haben, aber wenn nun dieses kleine, an das Rokoko erinnernde malerische Witzchen mit der zarten Lichtverstreuung zweiundvierzigmal, wie auf der Ausstellung, erzählt wird, dann fühlen wir uns gelangweilt. Hier hat man des Guten zu viel getan: weniger wäre mehr gewesen. Das beste, sein Frauenbad in Dieppe (1691), ist dazu ganz französisch in der Malweise. Auch der kindliche, naive Ludwig Richter (1803 bis 1884) kann nur als Erzähler, nicht als Künstler genannt werden. Ihm fehlt noch mehr als jenen die rein künstlerische Vorstellung.

Zu den Romantikern der Erzählung kommen dann die Landschaftsromantiker, geführt von K. Fr. Lessing (1808 bis 1880), der wie alle seine Düsseldorfer Genossen ganz ungenügend vertreten ist. Die Tendenz der Märchenromantik herrscht auch hier vor. Weiterhin wandelt sich diese Romantik zu der großen Geschichtsmalerei einerseits, zur Genremalerei und zur Stimmungslandschaft andrerseits. Wieder ist es Düsseldorf, wo sich diese Wandlung am klarsten vollzieht. Überhaupt nimmt Düsseldorf eine eigentümlich führende Stellung in der rein historischen Entfaltung der Tendenzmalerei ein. Keine andre Schule in Deutschland hat eine gleich klare, in ihrer Logik fast an Frankreich erinnernde Entwicklung gehabt. Da gibt es keine Sprünge, sondern eins folgt aus dem andern, und man begreift nicht so recht, warum man, wenn man einmal die Ausstellung nach Schulen vornahm, nicht die Gelegenheit wahrgenommen hat, alles das überall zerstreute unter Düsseldorf als große historische Schule zu vereinen. Die Geschichtsmaler sind ganz weggelassen worden. Als guter Porträtist tritt K. Sohn (1805 bis 1867) auf. Von den Genremalern ist Ludwig Knaus (geb. 1829) mit einigen vorzüglich durchgearbeiteten Stücken voll feiner Charakteristik (842, 844), ebenso Benjamin Vautier (1829 bis 1898) gut vertreten. Als Genremaler müssen auch noch der Berliner Eduard Meyerheim (1808 bis 1879), der etwas durchsichtiger in der Farbe ist, der Wiener Jos. Danhauser (1805 bis 1845), der freilich mehr Porträtist bleibt — Defregger ist als Genremaler schlecht vertreten —, endlich unter den Humoristen der Düsseldorfer Hasenclever (1810 bis 1853), der im allgemeinen derber und kräftiger ist, genannt werden. Die realistische Tendenz nach niederländischem Muster kommt denn auch kleinlich zum Durchbruch in der religiösen Malerei, bei E. Gebhardt (geb. 1838).

Kräftiger und natürlicher entwickelt sich die Landschaft. Die beiden Achenbachs sind dabei nicht genügend beachtet worden. Neben einigen interessanten frühen Stücken von Andreas (geb. 1815), wo er noch als Nazarener auftritt, ist nur ein einziges charakteristisches Werk da, und zwar eine schon aus dem Jahre 1834 stammende romantische Norwegische Küste, wo die durch dunkle Wolkenmassen brechende Sonne das weite Meer magisch auflichtet (2).

Die realistischen Strömungen

Die große historische Entfaltung wäre damit erledigt: von dem Rokoko zum Klassizismus, dann zum Präraffaelitentum und zur Romantik. In die Darstellung dringt mehr und mehr die Wirklichkeitserscheinung ein. Die Tendenz geht von dem dekorativen Rokoko durch verschiedne idealistische Bestrebungen hindurch schließlich zum Realismus. Aber dieser Realismus hatte inzwischen

im stillen überall seine Wurzeln geschlagen. Das offenbart vor allem die Ausstellung. Liegt doch ihr höchster Wert in der Hervorhebung dieser bisher wenig beachteten realistischen Strömungen, die ohne irgendwelche außerhalb der Kunst liegende idealistische Tendenzen das rein Realistische, das Sichtbare der Erscheinungen zu fassen sucht. Hamburg schreitet in der Ausstellung allen voran, dank den Bemühungen des Direktors der Hamburger Kunsthalle, A. Lichtwark. Dem Besucher ist es bequem gemacht worden, das Gute aus dieser vorzüglichen Zusammenstellung herauszufinden, und man hat darum diese Hamburger genügend, wenn nicht über Gebühr gelobt. Unter den Porträtisten bewahrt zunächst neben dem schon genannten Runge der früh gestorbne Julius Oldach (1804 bis 1830) sein eignes Maß von Größe. Mit der Lebendigkeit des Ausdrucks vereint er hohe, malerische Qualitäten. So ist das Porträt seines Vaters (1271) in der Schlichtheit der Pose, der Wahrheit des Fleischtons und der Fülle innern Lebens im Blick von großer künstlerischer Wirkung. Im übrigen ist er bald kräftiger, satter im Ton (1285, 1270), bald zarter, heller und malerischer (1264, 1273). Es sind fast nur alte Damen, aber die Lebhaftigkeit des Ausdrucks, die Feinheit der Malweise, wie er etwa ein Spitzenhäubchen usw. malt, geben den Bildern einen besondern Reiz. Das Kleine, das Feine sucht er. Entzückend ist der Blick auf die Johanniskirche (1266). Ein roter Backsteinbau, ein grünes Dach, ein blauer Himmel, und über allem ein zarter, duftiger Lichtschein. Hart, nüchtern erscheint daneben Erwin Speckter (1806 bis 1835), der kaum verdient, genannt zu werden.

Daß aber erst die Landschaft zur Schule des Realismus wurde, erweisen die Landschaftsmaler. Gerade die Hamburger treten eigentümlich früh vor die Natur selbst hin. Und zwar ist es die nordische Landschaft. Der hervorragendste ist Friedrich Wasmann (1805 bis 1886), der durch die Frische der Naturbeobachtung überrascht. Wenn wir an die architektonisch aufgebauten Landschaften des J. A. Koch und seiner Schule oder gar an die Theaterkulissen Friedrich Prellers denken, so atmen wir befreit in der luftigen, durchsichtigen Atmosphäre seiner Bilder auf. Abgesehen von einigen Figurenstudien, besonders einem frühen Akt (1930) sind es die vorzüglichen kleinen Landschaftsstudien aus Meran, die wegen ihrer hohen malerischen Qualitäten reizen. Es ist geradezu überraschend und scheint allen Lehren vom technischen Fortschritt ins Gesicht zu schlagen, wenn wir sehen, wie Wasmann schon 1830 den Vordergrund modern breit, in wenigen Strichen hinsetzt und das lichte Blau der Ferne überstrahlen läßt (1963/64). Immer zeigen jedoch diese Bildchen eine gewisse Körperlosigkeit, die zu überwinden das nächste Streben eines gesunden Realismus sein mußte. In den Holländern findet man die Vorbilder. Christian Morgenstern (1805 bis 1867) schult sich an Ruysdael und tritt näher an die Natur heran. Berglandschaften, Waldinterieurs (1205, 1207) sind seine Motive. Die kristallklare Durchsichtigkeit der Gebirgsluft kommt bei ihm in stählerner Härte der Farben und scharfer Durchzeichnung zum Ausdruck (1208, 1214). Der allzu reich vertretne L. Kauffmann (1808 bis 1889) hält sich mehr an Wouwermann. Gut bewegte Gruppen von Bauern mit Pferden beleben geschickt seine sonnigen Landschaften (801). Ein dritter, Jakob Gensler (1808 bis 1845), leitet mit seinen kleinen sonnigen, fein bis zum äußersten durchgebildeten Bildchen zur

Flachlandschaft hinab. Sein Waldtal (544), zwei Seestücke (591, 595) sind von außerordentlicher Zartheit des Lufttons. G. Haeßlich und H. Vollmer, der erste etwas süßlich, der zweite kräftiger, an W. van der Velde geschult, bilden das Landschaftsbild der Heimat weiter. Aber erst Valentin Ruths (1825 bis 1905) gelang es, ein geschlossenes, klares Charakterbild zu geben. Sei es die weite, braune Öde der norddeutschen Heidelandschaft, über der der Abendschein nur noch einmal kühl aufleuchtet (1481, 1483a), oder das wasserdurchtränkte Seestück, wo der Sonnenstrahl in der feuchten Luft zittert (1476, 1479/80), oder eine Ansicht der Straßen Hamburgs (1472/73), er bleibt immer in der Stimmung, die vollauf den Lokalcharakter des Landes, seiner Heimat widerspiegelt.

In Wien, das man in der Nationalgalerie direkt hinter Hamburg postiert hat, beginnt der Realismus ganz anders. Während in dem süßlichen P. Fendi (1796 bis 1842) noch etwas von Rokokozierlichkeit herrscht, und der Porträtist Fr. Amerling (1803 bis 1887) seine Weisheit noch bei Lawrence und Vernet geholt hat und so noch als etwas phrasenhafter Lichtmaler erscheint, offenbart sich in Ferdinand Waldmüller (1793 bis 1865) der erste kräftige Realist. Im Porträt ist er der sorgsame Zeichner, der streng und glatt zuerst die Köpfe durchbildet und erst hinterher die farbigen Gewänder dazu malt. Entgegen der flüchtigen Rokokomanier erscheint die Solidität manchmal zu weit getrieben. Ein malerisches Zusammengehn ist selten zu finden. Beachtenswert ist besonders das größere Porträt Mutter mit Kind (1925) und unter den kleinen Bildern Fürst Rasumoffski (1926). Interessanter ist Waldmüller als Landschaftsmaler. Er geht von der großen klassizistischen Komposition in mächtigen Baumgruppen (1915, 1920, 1922) aus, aber wendet sich mehr und mehr der realistischen Durchbildung zu. Er sucht Licht und Luft, Sonnenschein zu malen, die bergige Landschaft seiner Heimat malt er, wo hell und klar die Sonne über Fels und Weg, durch Baum und Strauch hingleitet. Lachende Kinder wie lachender Sonnenschein (1902/13, 1919, 1923) überall. Aber ist auch vorn überall helles Licht, jeden Gegenstand, jedes Blatt scharf, fast hart heraushebend, scheinen die Strahlen zu zittern, in der Ferne hüllt sich Blau um die Berge, und kühle blaue Schatten steigen aus dem Tal empor (1916). Als feiner Lichtmaler zeigt sich E. Engert auf einem kleinen Bildchen „Wiener Vorstadtgarten". Neben dem frischen, urwüchsigen Waldmüller erscheint A. Pettenkofen (1821 bis 1889) als der elegante, glatte Salonmaler, bei dessen Bildern überall noch ein feiner, glättender Firnis übergegossen wird. Alle die delikat gemalten und geschmackvollen Bilder, zumeist Zigeunerstücke kleinen Formats, zeigen ausgeglichne Farbenwerte und ein stilisiertes Sonnenlicht. Von den übrigen Wienern wären Rud. von Alt mit seinen beiden sonnenklaren Ansichten Venedigs, Eybl, Rahl, Ranftl zu nennen.

Wenn man so in Hamburg und Wien frank und frei vor die nordische Natur hintrat und früh die heimatliche Landschaftsmalerei in klarem Realismus ausbildete, hat man sich anderswo in Deutschland auch da den Umweg über Italien nicht gespart. Da ist zunächst der Kasseler Martin Rohden (1778 bis 1868), der als ein bisher kaum genannter durch die Ausstellung erst bekannt geworden ist. Wie Wasmann hat auch ihn der verdienstvolle norwegische

Maler Bernt Groenvold entdeckt. Dieser Rohden nun malt zum erstenmal seit Claude Lorrain eine lichte Campagnalandschaft, die die Großzügigkeit der Linien mit dem sonnendurchstrahlten Luftschleier des Südens vereint. Schillernder Glanz über dem schäumenden Wasserfall von Tivoli (1441), mächtig emporragende Baumgruppen bei Grottaferrata durchleuchtet von dem hellen Lichtglanz eines ewig blauen Himmels (1442a), kühl und klar im feinen Duft der Abendstimmung Tivoli emporragend (1439). Was wollen dagegen Kochs und Prellers Theaterkulissen! Nicht von derselben Feinheit der Stimmung, aber realistischer, breiter ist der Berliner Franz Catel (1778 bis 1856), der das dunkle Ungewitter am Vesuv (259/60) oder den zitternden Lichtschein im Waldinnern (261) breit und kräftig verarbeitet. Wir gelangen damit zu dem dritten der realistischen Maler italienischer Landschaft, zu Carl Blechen (1798 bis 1840). Neue Stücke bringt die Ausstellung kaum, da fast alles Gute im Besitz der Nationalgalerie ist. Er ist wie kein andrer der Maler des südlichen Sonnenlichts. Manchmal erinnert er noch an die alte Kulissenmalerei, aber er wird vor der Natur frei. Er wählt eben nur dem Charakter der Landschaft entsprechend große dramatische Motive (105, 110 bis 112). Vorzüglich sind immer seine Skizzen, in denen er manchmal schon an den frühen Menzel erinnert (100, 101). Hervorragend in der Abstimmung der Töne auf ein lichtes Gelbgrau mit Rot, Grün und Blau sind die beiden Palmenhausbilder (99, 108).

Die Frische und die eigentümliche Realistik dieser Stücke geht uns erst bei einem Vergleich mit andern, gleichzeitigen Berliner Landschaftsmalern auf, die von Schinkels architektonisch-linear stilisierter Landschaftsmalerei durchaus beherrscht werden. Hart und klar im Sonnenlicht, ohne Luftton, stellen sie die bunten Farben grell nebeneinander, so Hummel (interessant die vielen Bilder der Granitschale), Gaertner und endlich auch Franz Krüger (1797 bis 1857). Dieser sogenannte „Pferde-Krüger" ist eigentlich nur als Porträt- und Pferdemaler von Bedeutung. Die ganz großen Stücke aus dem Besitz des Kaisers von Rußland entbehren nicht eines gewissen dekorativen Reizes, aber man merkt doch überall den kleinlichen Detailmaler und Spezialisten heraus. Alle seine Porträts sind außerordentlich sauber durchgebildet, von quattrocentistischer Sorgfalt, ebenso vorzüglich sind die Pferde. Seine kleinen Stücke haben dabei den Vorzug. Woher Menzels sorgsame Detailkunst kommt, sehen wir hier. Nicht zu seinem Vorteil hat sich Berlins größter Maler, Adolf Menzel (1815 bis 1905), mehr und mehr diesem Vorbild einer exakten, höfischen Porträtkunst untergeordnet, nachdem er in frühern Jahren Werke von außerordentlicher malerischer Kraft und Naturfrische geschaffen hat. Die Menzelausstellung im vorigen Jahre hat uns die Vorzüge des malerischen Realismus des jungen Menzels erwiesen und gezeigt, daß die malerische Glanzzeit in den vierziger Jahren liegt. Auf der Ausstellung sind eigentlich nur Stücke dieser Frühzeit. Eine heimatliche märkische Stimmungslandschaft hat eigentlich erst Bennewitz von Loefen (1826 bis 1895) den Berlinern gegeben. Seine kühl gestimmten Bilder des märkischen und pommerschen Flachlandes sind leider kaum sichtbar gehängt.

In München beginnt der malerische Realismus schon mit dem ausgezeichneten Wilhelm von Kobell (1766 bis 1855), der in seinen beiden großen

Schlachtenbildern (865/56) als ein großer Stilist von malerischen Qualitäten erscheint. Der weite Raum wirkt trotz der Kleinheit der Figuren nicht leer, denn er ist mit Licht und Luft gefüllt. Voll realistischer Farbstimmung sind auch die kleinen Skizzen aus dem bayrischen Hochland (856, 861). Im übrigen erkennt man die niederländischen Vorbilder Potter, Wouwermann bei ihm wie bei W. Bürkel. Dann kam der französische Einfluß. So kultiviert Adolf Lier (1826 bis 1882) als Nachahmer Rousseaus die breite stimmungsvolle Flachlandschaft. Dann bei Defregger erscheint das bayrische Hochland und die heimatliche Landschaft groß verarbeitet in einer Almlandschaft, die überraschend in der Stimmung ist (333). Im übrigen hatte auch die südländische Landschaft in München ihre Vertreter. Aber es ist nicht die nach linearen Motiven komponierte Landschaft der Dreber, Schirmer oder Preller, wo mit Kulissenmotiven alles gemacht wird, sondern die Fernsichten Rottmanns (1798 bis 1850), die durch die Großartigkeit und Klarheit der Stimmung der griechischen und süditalienischen Landschaft am nächsten kommen.

Daß es zur Monumentalität des Südens nicht bedarf, hat dann einer unsrer größten deutschen Künstler, der bis vor kurzem kaum gekannte Norddeutsche Kaspar David Friedrich (geb. 1774 zu Greifswald, gest. 1840 in Dresden) bewiesen, der die nordische Landschaft in imponierender Großartigkeit und Empfindung verarbeitet. Vor allem ist es die niederdeutsche Flachlandschaft, deren ganzen Stimmungsgehalt er eigentlich entdeckt und ausgebildet hat. Die Einfachheit der Motive vereinigt sich mit einer ganz schlichten Technik, wo Farbflächen und Linien herrschen, zu einer eigentümlichen malerischen Wirkung. Ein hoher Himmel, strahlend im gelben Abendschein, wirft aus der Ferne von dem in blauen Dunst gehüllten Greifswald her sein Licht über weite grüne Wiesen (531), oder vorn ein breiter grüner Wiesenstreif, licht, hell, dann ein violett gestimmter Höhenzug und darüber ein aufgelichteter grauer Himmel (327). Romantisch bewegte Sonnenlichter und Wolkenschatten am Dünenstrand, zum fernen Meere führend, und alles von einem schillernden Regenbogen überspannt, den Blick des sinnenden Wandrers auf der Höhe und den unsrigen hinaus in die Ferne tragend (523). Ganz einfach und modern im Motiv ist dann der Sturzacker, wo allein die untergehende Sonne etwas Romantik in das Bild bringt (530). Schließlich hat er auch Norwegens phantastische Felsgebilde, das flammende Nordlicht in außerordentlicher Schönheit gebildet. Die Anregung dazu hat ihm der Norweger Joh. Chr. Dahl (1788 bis 1851) gegeben, der eigentlich nicht auf die deutsche Ausstellung gehört. Er schildert mehr die wilde Romantik der Naturereignisse, das Brausen des Sturmes, das in den Zweigen knorriger Bäume oder über den zerklüfteten Felsgebilden rauscht. Jedenfalls hat in Friedrich die Stimmungslandschaft einen Gipfelpunkt erreicht, den sie nicht sobald wieder erklimmen wird. Nirgends ist regellose Phantasie oder teilnahmlose Naturnachbildung tätig, sondern es scheint immer nur das schlichte Naturbild erfüllt von der Seelenstimmung des Künstlers. Da ist unter anderm ein weites, düstres Meer, und über ihm wölbt sich ein unendlicher Himmel aus Wolkenschichten zum Blau emporgetürmt. Unten am Strand steht eine winzige Menschengestalt, still und einsam! Wir denken an Boecklins Toteninsel oder an Feuerbachs

Medea und wissen nicht, welchem wir den Vorzug geben sollen! Bei Friedrich muß noch der Freund Friedrichs, der feine Kersting (1783 bis 1847), genannt werden. Diese zartgetönten Interieurs erinnern an Schwind. Aber sie erreichen doch nicht das, was Friedrich vermag, der auf einem Ausblick ins Freie das wunderbar Leuchtende des Himmels gegenüber den Schatten des Interieurs unvergleichlich schön gibt (517).

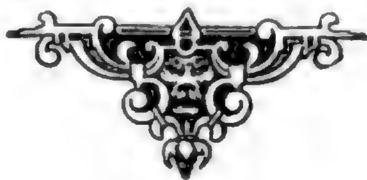
Noch hat es andre Realisten unter den deutschen Landschaftsmalern gegeben. Da sind zu nennen der eigenartige T. Schmitson (1830 bis 1863), der den zitternden Hauch der sonnendurchglühten Landschaft und den Dunst der Atmosphäre in seinen vorzüglichen Tierstücken schildert; ferner der unglückliche Weimarer Karl Buchholtz (1849 bis 1889), der die zarte Stimmung einer lichtdurchstrahlten mitteldeutschen Landschaft in einer an Daubigny erinnernden Feinheit des Lufttons gibt. Dasselbe versucht der Düsseldorfer Gr. von Bochmann (geb. 1850) in seinen klaren, schlichten Erntestücken. Beachtenswert erscheinen noch die Frankfurter, vor allen Burnitz (239, 247) mit seinen grauen Weihern und Weiden, Burger, ferner Schilbach mit seinem prachtvoll klaren Wetterhorn, Lucas „Odenwald“ (1081) und Issels hübsche Baumstudien, Hugo Becker in einer feinen Landschaft, die Bleiche (62). Die zuletzt genannten bedürfen noch einer genauern Untersuchung.

Aber alle diese Künstler gehören eigentlich nicht der modernsten Strömung an, diese beginnt mit den Courbetschülern Leibl und Trübner. Leibl (1844 bis 1900) bleibt immer streng, ernst. Beginnend mit breiter, flotter Malweise wird er immer schärfer und härter. Wir sehen, wie angstvoll genau er das Auge auf jeden Gegenstand fixiert, darum immer naturwahr im einzelnen ist, aber nicht eigentlich das Zusammengehn zu einem geschlossenen Bilde erreicht. Das gelingt dem koloristisch sehr begabten Trübner viel besser, bei dem die leuchtenden Farben immer zu einem Ganzen zusammengehn. Als Landschafter von vorzüglicher Tonfeinheit erscheint er auf verschiednen Wasserstücken (1829, 1836). Wie er gehörte auch Sperl, ferner die ganze Leiblschule, Hirth, du Frènes, Schuch, Alt, Haider, nicht eigentlich in die Ausstellung, die mit dem Jahre 1875 ihren Abschluß finden sollte. Von den übrigen Münchnern ist Lenbach in größerer Kollektion vertreten; das Früheste ist immer das Beste. Den unangenehm braunen Ton seiner Bilder können wir nicht mehr recht vertragen. Auch von Courbet beeinflußt ist der vorzügliche Stilllebenmaler Scholderer (1834 bis 1902) in seinen saftigen Stillleben 1582/83, während er auf dem „Violinspieler am Fenster“ (1584) noch zart und duftig im körperlosen Luftton erscheint. Dem einfach durchleuchteten Stück voll malerischer Feinheit gegenüber vermögen sich die Bilder Hans Thomas (geb. 1839) nicht recht zu halten. Bei aller Innigkeit und Feinheit der Stimmung scheint doch ein Letztes zu fehlen, die malerische Einheit. Solche Meister der stillen Naturandacht wie Thoma verlieren, wenn sie in solcher Anzahl und in solchen Räumen auftreten. Schroff dagegen als malerische Effektstücke stehn die Bilder Liebermanns, der mit seinem radikalen Impressionismus als ein moderner Eindringling in der Ausstellung erscheint. Das technische Raffinement und die Lebendigkeit des Erfassens sind fabelhaft. Alles Skizzenhafte, alles Momentane ist vorzüglich. Luft und Licht sind immer gut. Nur

dürfen wir von einem solchen spontanen Geiste nicht erwarten, daß er auch die letzte Rundung zum Ganzen erreicht. Fast alle Bilder, an denen er sich länger gemüht hat, stehn zurück hinter seinen Skizzen. Sie wirken roh und oft geradezu geschmacklos.

Wenn uns statt all der modernen, noch lebenden Meister, die genügend bekannt sind, mehr von den ältern Künstlern gegeben worden wäre, wären wir noch dankbarer gewesen. Zwei der größten Meister deutscher Kunst, Feuerbach und Boecklin, hätten den Abschluß geben können. Jener erscheint in glänzender Vollständigkeit, dieser ist offenbar vernachlässigt worden. Diese beiden Größten, den einen, den Meister der Stilisierung, und den andern, den Herrscher im Reiche der Farben und der wunderbaren Phantasie, von dem ein Werk oft mehr an malerischer Kraft und Reichtum der Erfindung zu geben scheint als alle andern Werke der Ausstellung, können wir leider nicht mehr besprechen. Wir müßten flüchtig oder allzu ausführlich sein. Einen dritten, Hans von Marées (1837 bis 1887), hat man ihnen zugeordnet. Aber er steht weit hinter beiden zurück; dem edeln Streben fehlt Kraft und Temperament, Reichtum der Phantasie. Das Gequälte seines Schaffens verleidet den Genuß, ganz abgesehen davon, daß sein Reliefstil, den er sich an der Antike großgezogen hat, für unser malerisches Auge keinen Reiz hat. Wie weit dieses auch für Ad. Hildebrand, den antikisierenden Theoretiker in der Plastik gilt, das können wir hier nicht auseinandersetzen.

Wir schließen die Besprechung mit dem Bewußtsein des Ungenügenden. So hätten wir den eigenartigen, mit einem außergewöhnlich vornehmen Herrenporträt (1386) und einem ganz breit gemalten Stück „Wildschweine“ (1387) auftretenden Dresdner F. von Rayski (1807 bis 1890), den Stuttgarter Realisten Theodor Schüz (1830 bis 1900), Rud. Koller (1828 bis 1905), der mit einem vorzüglichen „Krautfeld“ (895) u. a. erscheint, den Maler der feinen Luftstimmung Dietrich Langko, Peter Becker, Eysen, ferner noch manchen andern nennen müssen. Jedenfalls haben wir durch die Ausstellung die Erkenntnis gewonnen, daß der Realismus und die Naturnachbildung als reine Seherscheinung nicht etwa eine den Franzosen abgelernte, ganz moderne Errungenschaft ist. Graff und Schadow, Wasmann und Friedrich, Kobell und Krüger, Waldmüller und Blechen, Menzel und endlich auch Boecklin sind Realisten gewesen und sind von der Anschauung der Natur ausgegangen. Alle sind sie vor die Natur selbst hingetreten, und jeder hat sich seine eigne Naturnachbildung ausgetüftelt. Daß es, naturwahr zu sein, nicht der impressionistischen Mache bedarf, das braucht nicht gesagt zu werden. Wäre Technik Kunst, dann freilich wäre der fortgeschrittenste, modernste Künstler der größte, dann wäre Liebermann auch mehr als Boecklin. Aber wie bald könnte ein neuer kommen, der es noch raffinierter machte, und der Ruhm der Größten wäre leicht vergänglich!



Aus dem Unglücksjahre 1807

Erlebnisse und Wahrnehmungen eines hohen französischen Offiziers in Ost- und Westpreußen

Mitgeteilt von E. Joachim

3

Nun folgt eine Reihe festlicher Tage in dem sonst so stillen Tilsit. Noch am 26. kommt Alexander in die Stadt mit seinem Bruder Konstantin und drei Herren vom Gefolge. Ein langes Spalier französischer Garden empfängt ihn; Napoleon ist selbst erschienen, um seinen neuen Freund heiter und galant zu begrüßen. Dann reiten die Monarchen, umgeben von einer glänzenden Suite, zur Wohnung des französischen Kaisers, bei dem ein großes Festmahl stattfindet. Am 27. Juni ist großes Manöver und Parade der französischen Gardeinfanterie vor den beiden Kaisern und dem Großfürsten. Alexander ist entzückt. Es herrscht eine große Harmonie unter Franzosen und Russen. Der König von Preußen ist krank. Bennigsen und die russischen hohen Offiziere machen keinen besondern Eindruck. Am 28. treffen die Offiziere der französischen Garde Vorbereitungen zu einem großen Verbrüderungsfeste, das sie ihren russischen Kameraden geben wollen. Napoleon läßt zu diesem Zwecke drei Rationen verteilen. Nun kommt auch der König von Preußen (er wohnte in Piktupönen), um Napoleon seinen Besuch zu machen; er soll am Ufer empfangen werden, man landet ihn jedoch an einer Stelle, wo er nicht erwartet wird, und es verstreichen wohl zwanzig Minuten, ehe man ihn begrüßt. Kaiser Alexander ist der erste, der erscheint und ihm die Hand reicht. Dann steigen beide zu Pferde und begeben sich zuerst in das russische Quartier, von dort zu Napoleon, der ihnen bis zur Haustür entgegentritt. Der arme Friedrich Wilhelm ist sehr mager; er trägt eine blaue Uniform mit silbernen Knöpfen und einen Tschako, nach russischer Art mit einem schwarzen Federbusch, der ihn noch länger, oder „wenn man will, noch größer" erscheinen läßt. Er sieht traurig und melancholisch aus und erregt allgemeines Mitleid. Napoleon behandelt ihn mehr gütig als mit Auszeichnung, während man den russischen Kaiser mit zarten Aufmerksamkeiten überschüttet; dafür aber — so meint Percy — haben die Preußen nichts als Dummheiten begangen. Es findet dann ein Kavalleriemanöver statt, dem die drei Monarchen beiwohnen. Es macht den Eindruck, als wage es der preußische König nicht, sich zu den Kaisern zu gesellen; er bleibt meist hinter ihnen und öffnet die Lippen nicht; doch grüßt man ihn, und die beiden andern behandeln ihn höflich. Beim Einmarsch bemerkt Napoleon, zu dessen Linken Alexander und Friedrich Wilhelm reiten, unsern biedern Percy und lächelt ihm ein wenig schadenfroh zu. Was liegt nicht alles in dieser Miene? meint unser Gewährs-

Digitized by Google

mann. Am 29. manövriert die Artillerie vor den Monarchen. Einem französischen Unterarzte läßt der russische Kaiser für gewisse ärztliche Verrichtungen einen Ring im Werte von 3000 Franken und eine Rolle mit 150 Dukaten einhändigen. Am 30. Juni erfolgt dann das große Fest, das von der französischen Garde den Russen und Preußen gegeben wird. Auf einer Wiese hat man Tische und Bänke aufgeschlagen in Form eines großen Vierecks, in dessen Mitte die Musik spielt. Man bewirtet die Gäste mit Suppe, Rindfleisch, Schweine-, Hammel- und Gänsebraten, auch Hühner fehlen nicht; dazu gibt es Bier und Schnaps. Die Russen sind, der französischen Sprache nicht mächtig, anfangs schüchtern und halten sich zurück, werden aber unter der freundlichen Behandlung ihrer Wirte bald lebhafter, und alles geht gut vonstatten. Ein preußisches Gardebataillon kommt etwas später; es sind zu wenig Russen da, und man muß auch Rücksicht auf den König nehmen. Muntre Fanfaren ertönen, und es herrscht große Heiterkeit. Auf einer weißen Standarte sieht man die Initialen N, A und F. Die Russen tauschen ihre Mützen mit den Franzosen, dann auch die Kleider und sogar die Schuhe, und man hört auf dem Platz und in der Stadt, wohin viele strömen, die Rufe: Es leben die Kaiser! Es lebe der König von Preußen! Doch ist der letzte Ruf seltner und heiserer. Übrigens geben sich die Preußen vergnügter als die Russen; zum Essen ein wenig zu spät gekommen, laben sie sich an den Resten und entschädigen sich durch Trinken. Alles ist schließlich berauscht; doch läuft die ganze Sache ohne Skandal ab. Auch die Offiziere der französischen Garde veranstalten ein ähnliches Verbrüderungsfest, das recht heiter, zu allgemeiner Zufriedenheit verläuft. Jedes Gardebataillon hat dazu drei Offiziere entsandt.

Bei einer Revue der französischen Grenadiere zu Pferd sieht man an der Seite Napoleons unsern König zum erstenmal lächeln.

Am 1. Juli hat Percy eine Audienz bei dem Kaiser Alexander. Großfürst Konstantin ist zugegen. Der Kaiser ist ein wenig schwerhörig, und man muß vor ihm laut reden. Er ist äußerst liebenswürdig und unterhält sich von den Verwundeten seines Heeres. Auf die verblüffende Frage, ob es bei Friedland viele Blessierte gegeben habe, zieht sich Percy mit Geschick aus der Affäre, indem er bemerkt, daß immer viel Blut fließe, wo zwei große Armeen aufeinandertreffen. Der Wahrheit gemäß kann er auch dem Kaiser versichern, daß die russischen Ambulanzen besser eingerichtet seien als die der Franzosen, namentlich hätten sie vorzügliche Instrumente, die wohl aus England stammten, wogegen Alexander mit Selbstgefühl bemerkt, daß es gerade in Petersburg sehr gute Messerschmiede gebe. Der Großfürst zeigt sich sehr lebhaft, gestikuliert heftig, scheint aber gutmütig zu sein.

Am 4. Juli stellt sich Percy dann auch (nach einer längern Audienz bei Napoleon) dem König von Preußen in dessen bescheidnem Quartier vor. Das Gespräch dreht sich zunächst um die Persönlichkeit des Generalchirurgen der preußischen Armee Görcke,*) den sein französischer Kollege, ohne ihn persönlich

*) Joh. Görcke, geb. 1750 zu Sorquitten in Ostpreußen, seit 1797 Generalstabschirurg der preußischen Armee, der sich um die preußische militärärztliche Organisation dieselben Verdienste erwarb wie Percy um die französische.

zu kennen, nach seinem Rufe und durch einen mehrfach mit ihm geführten Briefwechsel hoch verehrt. Die Rede kommt dabei natürlich auch auf die Berliner Pepiniere (das jetzige medizinisch-chirurgische Friedrich-Wilhelms-Institut in Berlin; militärärztliche Bildungsanstalt, begründet von Görcke), der Percy hohes Lob zollt, wogegen auch der König dem französischen Militärsanitätswesen seine volle Anerkennung zuteil werden läßt. Auf des Königs Frage, ob Percy Berlin kenne, bemerkt dieser, er habe sich dort lange genug aufgehalten,*) um wahrnehmen zu können, daß der König dort geliebt und verehrt sei, und um sich mit allen guten Preußen darüber zu betrüben, daß dem Staat ein solches Unheil widerfahren sei. Es werde auch den Franzosen tröstlich sein, Seine Majestät nach Berlin zurückkehren zu sehen, wohin sie die Wünsche liebender Untertanen riefen. „Ja, erwiderte hierauf der König seufzend, wenn Ihr Kaiser mir eine Existenz läßt!" Dabei rollen ihm die Tränen über die Wangen, und auch Percy kann seine Bewegung kaum meistern. Der Abschied zwischen den beiden ist denn auch beinahe herzlich.

Der Abend dieses Tages sieht Percy noch im Lager der Kalmücken und Baschkiren, wo er starke Eindrücke gewinnt. Einige russische Offiziere geleiten ihn dorthin. Was für sonderbare Gestalten, diese Kalmücken! Einer sieht aus wie der andre. Alle sind wie aus einem Ei, Gemeine wie Offiziere. Im allgemeinen von kleiner Statur, von rußig-brauner Hautfarbe, mit kleinen, halb geschlossenen Augen, breiten vorspringenden Backenknochen und kleinen Nasen (ein Profil ist gar nicht vorhanden), aber breiten Unterkiefern, tragen sie meist den Vorderkopf rasiert, dazu blaue Röcke und weite blaue Hosen, Niederschuhe und Pelzmützen, als Waffen lange Lanzen mit blau-roten Fähnchen, Husarensäbel und Pistolen. Einer ihrer Offiziere nimmt eine solche Lanze mit scharfer Stahlspitze und zückt sie gegen Percy mit dem Rufe: „Hurra, Franzouse!" was natürlich ein Scherz sein soll. Anders die Baschkiren. Bei ihnen glaubt man in China oder in Japan zu sein: Kostüme, Gestalten, Gebräuche und Liebhabereien sind völlig asiatisch. Es sind schön gewachsne Leute und weniger schwarz als die Kalmücken, mit kleinen chinesischen Schlitzaugen, breiten Nasen, starken Backenknochen, eingedrücktem Mund, aber sehr schönen Zähnen. Das häßliche Gesicht hat einen Zug von Bonhommie. Sie sind lebhaft und munter, gastfrei und leicht im Verkehr. Sonderbar sind ihre Speisen, die sie mit vielen Umständen vor den Augen der Besucher zubereiten. Sie halten wenig Gemeinschaft mit den Kalmücken, sind nüchtern und schamhaft; tragen keine Uniform, sondern jeder kleidet sich nach eignem Geschmack in asiatischem Schnitt. Kleider und Stiefeln bereiten sie sich selbst. Gemeinsam aber ist allen die Fuchspelzmütze von enormer Größe mit vier riesigen Klappen, die sich herunterschlagen

*) Berlin hatte unserm Percy tatsächlich sehr imponiert durch seine schnurgeraden, mit Trottoirs versehenen Straßen, durch seine Kirchen, das Schloß, das Zeughaus, seine Kasernen und prachtvollen Privatgebäude. A Berlin, autant qu'à Paris, il y a du génie, du goût et des talents. Künste und Wissenschaften blühen hier. Doch gefielen ihm die Berliner wenig, ayant un air effronté, cynique, rodomont (frech, cynisch, prahlerisch). Die Preußen sollen die Gascogner Deutschlands sein; jedenfalls verdienen die Berliner diese Bezeichnung (Journal S. 100).

lassen; doch tragen sie sie nur im Dienst, im Lager aber kleine chinesische Mützen nach eignem Geschmack, haben aber immer den Kopf bedeckt im Gegensatz zu den Kalmücken, die immer barhäuptig sind. Sie sind Heiden, wollen aber nicht verstehn, wenn man sie bittet, ihre Fetische zu zeigen. Dagegen hört Percy einige von ihnen eine eigentümliche Nationalmusik vollführen. Die Tataren führen Bogen und Köcher mit gestählten Pfeilen, die vorn die Form eines Pik-As haben, daneben Türkensäbel. Sie gleichen den alten Parthern, wie sie Le Brun in seinen Alexanderschlachten darstellte; vielleicht sind sie auch Abkömmlinge dieser Rasse. Die Kosaken sind schöne, martialische, stolze und hochmütige Leute, gleich uniformiert und tragen Lanzen ohne Fähnchen und lange Radmäntel von Pelzwerk, das sie nach außen drehn.

Der 6. Juli*) ist besonders denkwürdig durch die Ankunft der Königin Luise, die, nicht achtend der Beleidigungen, die ihr durch Napoleons Bulletins wiederholt zugefügt worden waren, aus Memel herbeigeeilt war und nun vor dem Gewaltigen erschien, um ein besseres Los für ihr Land zu erbitten. Ihr Empfang durch den Imperator ließ an Höflichkeit und Galanterie nichts zu wünschen übrig. Napoleons Hofstaat in großer Uniform empfing sie. Dann machten ihr beide Kaiser einen Besuch und ließen sie später von je einem Marschall zu dem Diner bei Napoleon geleiten. Um sieben Uhr Abends fuhr sie dort in einer achtspännigen Karosse vor, neben der Marschall Bessières ritt. Der Wagen fuhr langsam, und zuweilen konnte man die Königin darin erblicken. Napoleon begrüßt sie, ihr die Hand reichend, und führt sie unter verbindlichen Worten in die Gemächer. Sie erscheint den Augen Percys jung, sehr blond, hat weißen Teint, aber wie es scheint, auch Schminke aufgelegt; ihr Gesichtsausdruck ist angenehm. Sie logiert auf der andern Seite des Memelstroms und kehrt am folgenden Tage wieder zurück nach Tilsit. Alles will sie sehen; als sie sich am Abend um sieben Uhr wieder zu Napoleon begibt, diesesmal geleitet von dem Fürsten von Neufchatel (Generalstabschef Marschall Berthier) — bei der Voß wird der General Barbier genannt, was wohl eine Verwechslung ist. Percy kannte Berthier persönlich sehr gut und wird sich schwerlich geirrt haben. Siehe auch Paul Bailleu, Königin Luise in Tilsit; Hohenzollernjahrbuch 1899 —, defiliert vor den Fenstern dort der ganze Hofstaat. Man tritt ihr mit vollkommner Höflichkeit entgegen, und alles — so meint Percy irrigerweise — läßt darauf schließen, daß sich Napoleon groß und edelmütig gezeigt habe; es waren nur leere Höflichkeiten, die er für sie übrig hatte.

*) Napoleon schreibt am 6. Juli an die Kaiserin Josephine: La belle reine de Prusse doit venir dîner avec moi aujourd'hui; an demselben Tage an Cambacérès: La reine de Prusse est arrivée de Memel et vient aujourd'hui me faire une visite. Am 7. Juli schreibt er an die Kaiserin: Mon amie, la reine de Prusse a dîné hier avec moi. J'ai eu à me défendre de ce qu'elle voulait m'obliger à faire encore quelques concessions à son mari; mais j'ai été galant et me suis tenu à ma politique. Elle est fort aimable. Und am 8. Juli: La reine de Prusse est reellement charmante; elle est pleine de coquetterie pour moi; mais n'en sois point jalouse; je suis une toile cirée sur laquelle tout cela ne fait que glisser. Il m'en coûterait trop cher pour faire le galant. — Auch Constant (III, 293) sagt: L'empereur cherchait à lui plaire, et elle ne négligeait aucune des innocentes coquetteries de son sexe pour adoucir le vainqueur de son époux.

Am 7. Juli wurde der Friede zwischen Frankreich und Rußland unterzeichnet, zwei Tage später der mit Preußen. Alles rüstet sich, Tilsit, das nun wieder in seine beschauliche Ruhe zurücksinken wird, zu verlassen. Bevor Napoleon abreist, findet noch eine große Abschiedszeremonie statt. Vor dem Logis des Kaisers Alexander nimmt dessen Garde unter dem Kommando des Großfürsten Konstantin Paradeaufstellung; gegenüber steht ein Bataillon französische Gardejäger. Französische und russische Militärkapellen konzertieren, die letzten mit besserm Erfolge. Bald erscheint Alexander, er wie sein Bruder angetan mit dem Großkordon der Ehrenlegion, steigt zu Pferde und begrüßt seine Leute, die wie mit einem einzigen Laut auf der ganzen Linie danken. Dann kommt Napoleon, geschmückt mit dem blauen Bande des Andreasordens, schreitet die russische Aufstellung ab, läßt mit Genehmigung seines Kaisers den ersten Flügelmann vortreten und händigt ihm das Kreuz der Ehrenlegion ein, wofür der Mann befangen mit Handkuß dankt. Die Zuschauer sind gerührt; ein braver Tilsiter Spießbürger neben Percy vergießt Tränen. Die beiden Kaiser ziehn sich auf eine volle Stunde zurück. Dann reist Napoleon noch an demselben Tage (9. Juli) ab. König Friedrich Wilhelm hat dieser rührenden Abschiedsfeier nicht beigewohnt.

Am 10. Juni begibt sich auch Percy auf den Heimweg, und wir wollen ihm noch eine Strecke das Geleit geben. Er reist über Labiau — unterwegs fällt ihm das Barfußgehn der Leute auf; sie müssen doch sehr arm sein! er nimmt auch Notiz von dem Großen Friedrichsgraben; gute Unterkunft; vive Labiau! — nach Königsberg, wo er am 12. Juli zur Mittagszeit eintrifft. Hier findet er Quartier bei einem Bankier, der seit Monaten mit seinen Kindern in Riga weilt und nur die Lehrerin und einen Kommis im Hause zurückgelassen hat. Man ist aber sehr gut hier aufgehoben. Das erste, was in die Augen sticht, sind die vielen schönen Damen, vollblütig, gesund und elegant gekleidet; sie drängen sich, um den Kaiser Napoleon zu sehen. Die Stadt selbst liegt auf einer Anhöhe, hat enge, krumme Straßen und ein entsetzliches Pflaster; außer ein paar hübschen Häusern sieht man nicht ein bemerkenswertes Gebäude oder Monument. Das alte, ehrwürdige Schloß erregt fast Übelbefinden dem, der es näher ansieht. Es war ja freilich damals noch mit den häßlichen Anbauten verunstaltet, die erst vor wenig Dezennien verschwunden sind. Die medizinische Fakultät der Universität ist miserabel, mitleiderregend die Universitäts- und die Schloßbibliothek. Der berühmte Kant hat lange Zeit die Köpfe der Lehrer und Studenten verwirrt; er muß sehr häßlich gewesen sein, wie seine abscheuliche Büste zeigt, die von den Russen zerbrochen und umgestürzt worden ist.

Überraschend ist die große Ausdehnung der Stadt, die von mehreren Kanälen durchschnitten ist (den Pregelarmen und dem Schloßteiche, den Percy auch für einen Kanal ansieht). Das Wasser ist braun und stagnierend und verbreitet einen pestilenzialischen Geruch — wie zuweilen noch heute in Sommertagen —, doch soll darunter die Gesundheit der Leute gar nicht leiden. Nirgends hat Percy so viele Heringe essen sehen wie hier; sogar auf der Straße sieht man Leute, die rohe Heringe ohne Brot verspeisen.

Napoleon reist am 13. Juli von Königsberg ab, geradeswegs nach Dresden;

Percy bleibt noch da, um die Lazarette anzusehen. Was die preußische Verwaltung eingerichtet hat, ist vorzüglich. Überall zeigt sich hier Umsicht und Intelligenz, die vorteilhaft gegen die französische Administration absticht, bei der Diebe und Briganten schalten. Man sieht, sein Urteil hat sich seit Tilsit sehr geändert. Auch lebt es sich hier in Königsberg gar nicht so übel. Die herrlichen Erdbeeren, die man hier bekommt, munden dem Franzosen wohl. Hübsch ists am Sonntag, den man hierzulande besonders feiert. Jedermann zieht sich dann gut an und geht spazieren oder vergnügt sich auf dem Wasser. Man sieht sehr elegante Damen, und es herrscht überall guter Ton, Höflichkeit, Galanterie, ja sogar Koketterie. Man belustigt sich in einem öffentlichen Garten neben dem Finckensteinschen Palais am Kanal (Schloßteich), auf dem sich zierliche Nachen tummeln, bei Konzertmusik. Hübsch ist der Blick auf die Brücke und nach allen Seiten. Hier findet man ganze Familien mit Frauen und Töchtern. Man ißt und trinkt; das landesübliche Getränk scheint Weinlimonade zu sein (wohl Bowle, oder wie mich wahrscheinlicher dünkt, der noch heute, sogar an warmen Tagen, nicht verschmähte Grog von Rum und Rotwein).

Bemerkenswert ist noch eine Unterredung, die Percy hier mit dem Generalstabschirurgen Görcke hatte. Dieser versichert ihm, wie andre verständige Leute auch, daß kein wahres Wörtchen an den boshaften Gerüchten von einer Liaison der Königin Luise mit dem Kaiser Alexander sei; die hohe Dame sei ehrbar und einwandfrei, eine gute Gattin und liebevolle Mutter; sie ist sparsam, ihr Gatte aber geizig, und nirgends sei es trauriger als am königlichen Hoflager, wie Görcke berichtet, der eben aus Memel zurückgekehrt war.

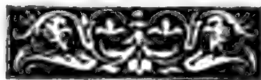
Am 25. Juli verläßt dann Percy auch Königsberg nach herzlichem Abschied von dem Kollegen und neugewonnenen Freunde Görcke. Der Flecken Brandenburg in der Nähe des Frischen Haffs erinnert durch nichts, daß er die Wiege des königlichen Hauses Preußen sei. Wir müssen unserm guten Percy seine historischen Schnitzer schon verzeihen, denn einen Baedeker und dergleichen hatte man damals noch nicht. Dafür entzückt ihn ein in der Nähe liegender herrlicher Park in englischem Geschmack (Weßlienen?), von dem man eine hübsche Aussicht auf das von Segeln belebte Haff genießt. In dem alten Braunsberg (26. Juli) sieht er in einem großen Garten einen alten Lindenbaum, um den man ein vierstöckiges hölzernes Gerüst, wie ein Haus mit vier Fenstern, errichtet hat. Frauenburg, hoch liegend, mit weitem Blick auf das Wasser, gefällt Percy nicht übel; im Dom zeigt man ihm zwei meisterhafte Bilder: „Das Abendmahl St. Pauli“ (la communion de St. Paul; soll heißen la conversion), und „Jesus, das Brot in der Wüste austeilend“. Auch den Kopernikusturm mit dem von dem großen Mann erfundnen hydraulischen Werk vergißt er nicht zu erwähnen.

Zwei Meilen vor Elbing kommt man auf die neue Chaussee, die nach Königsberg weitergebaut werden soll, ein schönes Werk, das hin und wieder mit Bänken und fast eleganten Ruheplätzen versehen ist.

In Elbing hält sich dann Percy einige Tage auf. Es ist für ihn ein sehr angenehmer Ort, ähnlich gebaut wie Danzig und Königsberg; vor jedem Hause ein Beischlag, auf dem man nach des Tages Last und Mühe frische Luft schöpfen kann. Sein Hauswirt, ein alter Doktor, hat einen sehr schönen Garten,

was ihm besonders behagt. Den Elbingern wird Höflichkeit, Güte und besondre Reinlichkeit nachgerühmt. Komisch wirkt die Bemerkung, daß die Einwohner von Elbing schlechte Zähne haben müssen, da Percys alter Hauswirt und dessen Genossin an diesem Mangel leiden. Es herrscht hier ein nicht unbedeutender Handel; auf dem Wasser sieht man prächtige Schiffe, am Ufer große Speicher. Die katholische Kirche ist miserabel, doch darin bemerkenswert ein Beichtstuhl, dessen Füllung ein Bild trägt, das ein großes Herz darstellt; in dessen Mitte fegt ein Engel Kehricht weg, und kleine Teufelchen mit spaßhaften Gesichtern fliegen davon; das soll die Austreibung der sieben Todsünden bedeuten.

Am 4. August reist Percy von Elbing ab. Die ganze Zeit über, die er dort geblieben ist, hat eine ganz außergewöhnliche Sommerhitze geherrscht, die ihn von nun an durch den tiefen Sand Westpreußens und der Neumark bis Berlin nicht mehr verläßt. Zwanzig Tage ist er bis dorthin auf der Reise, und er schaut noch mancherlei, was er als bemerkenswert seinem Journal einverleibt. Wir wollen ihn hier aber verlassen und uns mit Dank für die vielen interessanten Mitteilungen aus bewegter Zeit von diesem liebenswürdigen Manne verabschieden, der als unser Feind zu uns gekommen ist und sich, wie wir den Eindruck mit uns nehmen, nicht gar so gern von uns trennte.



Über Budapest nach Bukurescht

Reiseerinnerungen von H. Toepfer

Eingehende Beschäftigung mit der Entwicklung der Machtstellung Rußlands in Zentralasien, Interesse an der Geschichte dieses weiten Landes hatten in mir schon lange den Wunsch wachgerufen, den Spuren des Vordringens der Russen zu folgen und mir ein Urteil über ihre kolonisatorischen Erfolge in dieser Gegend zu bilden. Wenn es mir auch Zeit und Mittel nicht erlauben würden, mich weit von der Eisenbahn zu entfernen, so durfte ich doch hoffen, durch gute Empfehlungen und ausreichende Sprachkenntnis unterstützt, mich gerade über diese Frage ausreichend unterrichten und auf der Hin- und der Rückreise zum Beispiel in Geok-tepe, Kars und Ssewastopol etwas praktische Kriegsgeschichte treiben sowie Truppentransporte nach Ostasien beobachten zu können. Und da ich kein Geograph oder Reisender von Beruf bin, auch offen gestanden nur sehr ungern auf die vielen Annehmlichkeiten der Zivilisation verzichte, so war meine Reiseroute von vornherein gegeben. Ich fand in meinem Wirkungskreise drei liebenswürdige Reiseteilnehmer, mit denen ich mich in die Reisevorbereitungen teilen konnte. Als wir uns aber getrennt hatten, um verschiedne Kommandos anzutreten, drohten die Ende Januar 1905 von Petersburg eintreffenden Nachrichten und die daraufhin von kompetenter Stelle erhaltnen Ratschläge unsre schönen Pläne über den Haufen zu werfen. Auf briefliche Verständigung angewiesen, einigten wir uns, anstatt über Petersburg, Moskau, Orenburg, Taschkent und

rückwärts durch Kaukasien und die Krim zu fahren, zunächst Konstantinopel zu besuchen. Von hier aus gedachten wir über Batum in das heilige russische Reich einzudringen und die Fahrt durch den Turkestan in der umgekehrten Richtung zurückzulegen. Die in der letzten Stunde, Anfang Februar, eintreffenden Alarmnachrichten aus Batum konnten unsern Entschluß nicht mehr beeinflussen, da wir die dortige Bewegung als vorübergehenden Arbeiterausstand anzusehen geneigt waren. Auch die Gewissensbisse darüber, daß wir einem fünften Gefährten, der schon seit Anfang Januar in Moskau weilte und sich uns hier anschließen wollte, das Konzept verderben würden, wurden unbedenklich überwunden. Und so fanden wir uns am 9. Februar Abends in Breslau mit dem festen Willen zusammen, recht viel zu sehen und die Zahl der Ruhetage dafür einzuschränken, daß wir unsre ursprünglichen Absichten ziemlich bedeutend erweitert hatten. Es lag für uns ein großer Reiz gerade in der Ungewißheit dessen, was die nächsten Wochen bringen, und wie sich die Verhältnisse in Rußland während dieser Zeit gestalten würden. Mit einer gewissen Neugier musterten wir gegenseitig unsre uns ungewohnte Erscheinung, stellten fest, ob jeder seine Sonderaufträge ausgeführt hatte, und ob nichts vergessen worden war, und zählten unsre Gepäckstücke zusammen. Mein Reisepelz begegnete verstecktem Spott — fast schämte ich mich in der milden Februarnacht seiner —, aber er hat sich noch sehr nützlich erwiesen. Da Fr. „alles bei sich" hatte — eine löbliche Gewohnheit, von der er während der ganzen Reise nicht ließ —, fand mein Handgepäck kaum noch Platz. Wir waren mit solchem beinahe versehen wie reisende Pensionsfräulein und kristallisierten unterwegs noch mehr an. Dennoch war nichts entbehrlich, da wir als Europäer reisten, verschiedner Decken, Laken, Kochmaschinen und kleiner Apotheken bedurften und nur einmal auf Erneuerung unsers Wäschevorrats rechnen konnten. Man ist nicht ungestraft Kulturmensch — unsre Strafe bestand in ziemlicher Plackerei, sorgfältig zu regelndem Gepäckaufsichtsdienst und einer Unmenge Kronen, Franken, Medschidiehs und Rubel Träger- und Aufbewahrungskosten.

Das Fahrpersonal des Budapester Schnellzuges hatte Mitleid und Verständnis und wies uns so viel Abteile an, wie wir wollten. Auch die kaiserlich-königliche Maut an der Grenze war milde und schnell und bemaß die Störung unsrer Nachtruhe auf das knappste, sodaß wir wohlausgeruht im Tale der Gran erwachten und vom Jablunkapaß, von der Kreuzungsstation Ruttka und von Kremnitz, Schemnitz, den Karpaten und dem Neutragebirge nichts gesehen und gehört haben. Gespürt doch, denn auf der Paßhöhe schien der in Deutschland aufgetretne Vorfrühling endgiltig Abschied zu nehmen. Rauhreif lag über der Landschaft, und Nebel verhinderte zunächst jeden Ausblick. Als wir uns aber der Donau näherten, hatte die Sonne ein Einsehen, bestrahlte die herrliche Basilika von Gran mit dem hellsten Morgenlicht und brach sich glitzernd in den Fluten der mit wenig Eis gehenden Donau, an deren linkem Ufer die Bahn entlang führt. Ganz klar war sich der brave Petrus über die Gestaltung des Wetters jedoch noch nicht. Je mehr wir uns Budapest näherten, um so mehr verdichtete sich der Nebel und verhüllte neidisch die Gartenanlagen und die Villen der Vorstädte. Und als wir auf dem Westbahnhof ankamen, konnten

wir nicht einmal die gegenüberliegenden Häuser des Bahnhofsplatzes erkennen. Durch den dichten Nebel wurde Fr. zu der nächsten Wechselbank entsandt, damit er Kleingeld beschaffe. Einer auf den andern vertrauend hatten wir alle unterlassen, uns damit zu versehen, und dem königlich ungarischen Staatsbahnhof muß ich tadelnd nachsagen, daß kein Wechsler dort vorhanden war. Den Ungarn ist aber anscheinend ihre Selbstherrlichkeit so zu Kopf gestiegen, daß sie, wahr oder nicht, kein „Daitsch“ mehr verstehn und für unser gutes Geld keine Neigung fühlen wollten. Tatsächlich fand sich nur ein alter Gepäckträger, der Deutsch redete und als Dolmetscher besondre Bezahlung verlangte.

Toll genug ists, daß sich diese Anomalie in Europa, dieses Natiönchen ugrisch-finnischen Stammes, das europäischem Einfluß und vornehmlich deutscher Hilfe das beste, Existenz, Befreiung von türkischer Zwangsherrschaft, Kultur und Wohlstand verdankt, in dem vergangnen Jahrhundert der Spezialisierung so energisch auf sich selbst hat besinnen können, daß es nun Herrenrechte über andre beansprucht. Töricht zugleich, daß es durch immer weitern Ausbau seiner Sonderrechte die Großmachtstellung der Monarchie gefährdet, die doch nur auf das einheitliche Zusammenwirken beider Reichshälften gegründet ist! Europäisch großstädtisch mutet uns dieses Ofen-Pest an, das sich seit der Wiedererlangung der Selbständigkeit des Landes im Jahre 1867 großartig entwickelt hat. Ein herrliches Städtebild bietet es, mag man es nun von der Elisabethbrücke, dem St. Georgsplatz oder dem Blockberg überschauen. Auch Bismarck empfand den ganzen Reiz dieses Panoramas, als er es, von Biarritz gekommen, zum erstenmal erblickte. Belebt das Grün des Frühjahrs die Parks, die Hänge der Höhen der Ofener Seite und die den Hintergrund bildenden Ausläufer des Bakonyer Waldes, so muß in der Tat zauberisch erscheinen, was uns in der eintönigen Färbung des Winters herrlich genug deuchte, es lange von allen diesen Punkten zu genießen.

Budapest, in politischer, wissenschaftlicher und künstlerischer Beziehung und als Handels- und Industrieplatz die wirkliche Hauptstadt Ungarns, zeigt auch in der Anlage und der Einrichtung der Straßen, der die beiden Hauptteile verbindenden Brücken, dem Königsschloß und zahlreichen öffentlichen Gebäuden ein dieser Bedeutung würdiges Äußere. Wir haben natürlich die wenigen Tages- und Abendstunden, die wir seiner Besichtigung widmen konnten, vornehmlich dazu verwandt, äußerliche Eindrücke mitzunehmen, das interessante Straßenleben im Sonnenschein und im elektrischen Licht an uns vorüberziehn zu lassen und uns nur mit der ungarischen Küche und Badeeinrichtung eingehender zu beschäftigen. Aber die Besichtigung des Parlamentsgebäudes glaubten wir uns nicht versagen zu dürfen. Es gibt wohl kaum ein Bauwerk in Europa, das es an Größe und Pracht übertrifft. In gotischem Stil aufgeführt und von einer mächtigen, durchaus harmonisch zu dem Ganzen wirkenden Kuppel gekrönt, an einer imponierenden Wasserfläche liegend, kann es entschieden auch darauf Anspruch machen, schön genannt zu werden. Und dennoch, es verkörpert die nationale Großmannssucht und erinnert mit seinem orientalisch stilisierten Prunk der innern Ausstattung an den Emporkömmling. Wie sticht gegen den Kuppelsaal die vornehme Pracht des wohl ebenso großen Saales im Dolma Bagtsche

wohltuend ab! Wie ruhmredig dort der reiche Bilderschmuck von den Wänden herabschaut, so unsympathisch mutet das parlamentarische Getriebe in den Räumen des Palastes an: Magyarentum ist unberechtigte Prätension überall.

Wir verließen etwa neun Uhr Abends die ungarische Hauptstadt, deren Namen und Straßenbezeichnungen uns so fremdartig klingen, und deren vollblütig-magyarische Einwohner uns in Gesichtsschnitt und Ausdruck — den pechschwarzen gewichsten Mongolenschnurrbart nicht zu vergessen — genau so fremd erscheinen. Freilich das Ungarische verfolgt uns, auch nachdem wir nach ziemlich ungemütlich verbrachter Nacht, eingekeilt in ein enges Coupé, die weiten Ebnen hinter uns gelassen und in Klausenburg — Verzeihung! Koloszvár — recht guten Morgenkaffee eingenommen hatten. Was man früher als Siebenbürgen, als Sachsenland kennen gelernt hat, ist in eine Anzahl Komitate verwandelt worden, deren Hauptorte auf dem Wege energischer Magyarisierung offiziell ungarische Bezeichnung angenommen haben, und deren Deutschtum unter dem Nachdruck des Staates von der herrschenden Nationalität überwuchert wird.

Wir haben unsern Reiseweg so gewählt, daß wir auch Bukarescht, der rumänischen Hauptstadt, einen halben Tag widmen und uns an der landschaftlichen Schönheit der Schienenstraße durch das siebenbürgische Bergland bei Tag erfreuen können. Schade, daß die Berge der uns manchmal an die Heimat erinnernden Landschaft noch mit Schnee bedeckt und die Täler zwischen ihnen durch hartnäckig festsitzenden Nebel entstellt sind! Hinter Klausenburg biegt die Eisenbahn scharf nach Süden ab und gelangt ins Maroschtal, dem sie bis Tövis folgt. Hier, wo die reformierte, die römisch- und die griechisch-katholische Kirche fast gleich viel Bekenner haben, ist besonders zu bemerken, daß in dem Nationalitätenstreit das außer Zusammenhang mit dem Mutterlande stehende Deutschtum unterliegt. Ähnliches gilt von dem saubern Städtchen Mediasch, dessen Türme, Häuser und Weinberge im Glanze der Mittagsonne aufblitzen, als sich unser Zug im Kokeltal aufwärts der Wasserscheide zum Alt entgegen bewegt. Auch das noch stark deutsche Schäßburg, von jeher ein wichtiger Mittelpunkt rührigen Handels und Gewerbfleißes, fesselt unsre Aufmerksamkeit, und bald dahinter einige Reitabteilungen ungarischer Husaren, die auf den vom Schnee befreiten offnen Bahnen ihre Pferde abbogen. Wie wohl tut doch beim Anblick militärischer Betätigung das Gefühl, einen zweimonatigen Urlaub vor sich zu haben! Allmählich stellte sich das Verlangen ein, unsern innern Menschen in dem in Klausenburg angehängten Speisewagen zu kräftigen. Das andre Verlangen, den äußern Menschen für diese Staatsaktion etwas zu säubern, mußte, weil Wasser in den Eisenbahnwagen bei der königlichen Staatsbahnverwaltung im Winter nicht etatsmäßig zu sein scheint, leider fast unerfüllt bleiben, fast, denn wir konnten doch nicht etwa ein Vermögen in Gießhübler Wasser anlegen, um unsre Außenseite festlich erglänzen zu lassen. Das Mahl „im fahrenden Palast" des Speisewagens war zwar nicht ganz lukullisch, aber es verlief bei scherzhafter Rede und Gegenrede schnell genug. Wir vergaßen darüber doch nicht, durch die breiten Fenster den wechselnden Bildern der Landschaft zu folgen. In der Nähe der Wasserscheide beim Mohburger Tunnel wurde sie flacher; höher häufte sich der Schnee. Die kalte Winterluft trieb kräftigen

Ozon durch die Ventilationseinrichtungen, die man im Tunnel zu schließen vergessen hatte, und die deshalb den von Maupassant als exécorable bezeichneten Kohlendunst eingelassen hatten.

Bei Agostonfalva verengert sich das Alttal zu einer romantischen Felsenklamm, bei der die Hänge des Geisterwaldes scharf an die Talsohle herantreten. Am Geisterwald entlang führt die Eisenbahn in das Burzenland, das sie unter den Ruinen der im Jahre 1222 gegründeten Marienburg, vom Alt abbiegend, betritt. Durch mehrere Gebirgskulissen eingeschnürt, dehnt sich die reiche, wohlangebaute und von guten Straßen durchzogne Ebne annähernd hundert Kilometer lang von Nordosten nach Südwesten aus. Fast an diesem letzten Ende liegt Kronstadt (Brassó) am Fuße des Kapellenberges. Was wir vom Bahnhof aus sehen, mutet uns ebenso freundlich, sauber und nett an wie die glatte, in eine blendend weiße glitzernde Schneedecke gehüllte Fläche des Tales. Es sieht alles so wohltuend und durchaus deutsch aus, Häuser, Gartenanlagen und Bewohner, und während der weitern Fahrt bis zur Grenze stellen wir alle mit Vergnügen fest, daß die Landschaft einer Harzlandschaft verblüffend ähnlich ist, und daß die Gesamtanlage der Bahn etwa der im Selketal aufwärts führenden gleicht. Die Bahn steigt im Tal der Tömösch auf, durch dichte Fichtenhecken gegen Schneeverwehungen geschützt. Sie begleitet die Chaussee zur Grenze, passiert eine Anzahl Mühlen und eine Holzschleiferei und wendet sich endlich hinter der Station Tömösch von dem Hange des nicht unbedeutenden, zackigen und scharfgratigen Schulerberges dem Piatra mare zu, dreht dann scharf um und führt den Predealberg hinauf. Von der hintern geschlossenen Plattform unsers — des letzten — Wagens im Zuge genießen wir, rückwärts schauend, eine Reihe der schönsten Landschaftsbilder. Endlich wird ein tausend Meter langer und noch ein kurzer Tunnel genommen, und wir rollen mit schnell gesteigerter Geschwindigkeit der Grenzstation Predeal zu, die schon auf rumänischem Gebiet liegt, aber ungarische und rumänische Grenz- und Eisenbahnbehörden friedlich vereinigt.

Unsre Hoffnung auf bequeme Grenzrevision wurde stark getäuscht. Nichts ahnend hatten wir es uns bequem gemacht und verschiednes ausgebreitet, als man uns ebenso höflich wie deutlich zum Zollraum nötigte. Der ungarische Zug kehrt an der Grenze um; wir mußten, von einigen kein Deutsch verstehenden Gepäckträgern unterstützt, zu diesen heiligen Hallen stürzen, deren Pforten sich hinter uns schlossen — wir waren die letzten. Mein Reiseführer durch Konstantinopel wurde das Opfer von Sorglosigkeit und Sprachunkenntnis, denn er blieb im Zuge liegen. Erst hieß es, am österreichisch-ungarischen Schalter die Pässe prüfen und abstempeln lassen, dann ging es an das Öffnen der Gepäckstücke. Und als die Formalität dieser Revision mit genügender Feierlichkeit erledigt und durch S. für irgendetwas steuerpflichtiges mit einigen Silberlingen bezahlt worden war, mußten wir am rumänischen Paßschalter vorbeiziehn. Man nahm es doch ziemlich genau mit der Paßplackerei, was Fr. die erste Gelegenheit gab, eine Philippika gegen die kulturfeindliche, gesitteter Völker unwürdige Schererei des Paßzwanges loszulassen. Es half doch nichts. Warum soll man auch der netten, freundlichen Politia des jungen Königreichs das Vergnügen

nicht lassen, ihren Stempel mit dem Wort Entrare und dem Zeugnis der kalendarischen Rückständigkeit um dreizehn Tage aufzudrücken?

Uns mit den Restaurationseinrichtungen der Grenzstation näher zu befreunden, empfanden wir kein Verlangen. Der Spätnachmittag in der reinen, klaren Bergluft war bei drei bis vier Grad Kälte und völliger Windstille viel zu verführerisch. So umkreisten wir die Gebäude und erfreuten uns an dem herrlichen Anblick der Alpenlandschaft am Predeál, die als Sommerfrische sehr erklärlicherweise viel Anklang findet. Geradezu bestechend wirkt die Sauberkeit und die Gefälligkeit der Form der Häuser und der Häuschen in Schweizer und in Villenstil, die weithin zerstreut die Landschaft beleben und die Hänge der Berge bedecken. Besonders belohnt fühlten wir uns aber, als die dem Horizont zueilende Abendsonne die östlich liegenden schneebedeckten Hänge und Gipfel bestrahlte und zu einem regelrechten herrlichen Alpenglühn brachte.

Allzuviel Treiben machte sich nicht gerade bemerkbar. Einige wenige österreichische Offiziere in ihren kleidsamen zweckmäßigen Uniformen, einige rumänische Militärpersonen des Offizier- und des Unteroffizierstandes, meist brünette kleine Leute, einige Dorobanzen mit ihren merkwürdigen zweizipfligen Mützen zwischen dem wenigen reisenden Publikum — das war alles. Als wir genügend „Natur geschwärmt" hatten, fuhr der Zug vor, der uns in vier oder fünf Stunden nach Bukurescht bringen sollte. Bequem war er nicht, denn die Wagen fuhren schlecht. Ich weiß nicht, ob der selige Strousberg auch diese Strecke zu bauen unternommen hat. Jedenfalls merkten wir bei der Fahrt einen ganz gehörigen Unterschied. Sollten die Sünden der Strousbergschen Gründungen immer noch von Unschuldigen gebüßt werden müssen, und sogar auf einer Strecke, auf der internationale Züge und im Sommer täglich mehrere Bade- und Vergnügungszüge von und nach der Hauptstadt verkehren? Wir hatten zwar dem Protest des Zugpersonals gegen unsre Platzansprüche stumm entgegentreten können, ein Herr fand doch den Mut, bei uns einzudringen. Was er war, haben wir nicht genau erforschen können. Jedenfalls sprach er Deutsch, Französisch und Rumänisch, schien auch deutscher Herkunft und in Österreich und in Deutschland gut bekannt zu sein. Wir gerieten in lebhafte Unterhaltung und danken ihm einigen guten Rat, auch die Orientierung über die Gegend, die wir durcheilten. Daß bei einer kurzen Beleuchtung der politischen Verhältnisse und des Aufschwungs, den Rumänien unter Carols des Ersten Regierung genommen hat, dieser treffliche Herrscher aus dem Hohenzollernstamm die Note abbekam, daß er nicht das schlechteste Geschäft bei der Übernahme der Regierung gemacht habe, befrembete einigermaßen.

Wir konnten durch die bläulichen Schatten der Abenddämmerung auf der Fahrt talabwärts die Schönheiten der Landschaft wenigstens ahnen: der Zug rollt in das schluchtartige Tal der Prahova und windet sich am Ostabfall des Bucsecs hinab, an einigen Stationen für Sommerfrischler vorüber, bis er nach etwa dreiviertel Stunden Sinaia erreicht. Von dem berühmten Landsitz der Königin ist allerdings nichts zu sehen, denn er liegt etwas abseits in einem Seitental in der Nähe des alten Klosters Sinaia. Auch der Thronfolger hat hier einen Sommersitz, und nicht bloß die Mode und der Zug nach höfischer

Gunst, sondern die Schönheit des Tales haben Veranlassung gegeben, daß hier ein klimatischer Kurort mit den prachtvollsten Anlagen entstanden ist, wo sich die Bojarenfamilien in ihren großenteils geschmackvollen Villen von Staub und Hitze der Großstadt erholen.

Hinter Sinaia werden die Bergformen milder, die Höhen geringer, das Tal breiter. Die Prahova freilich muß noch mehrmals überschritten werden; unterhalb Sinaia geschah es auf einer provisorischen Brücke, da die alte im Umbau begriffen war. Bei Bobolie tritt die Eisenbahn in die Ebne der Walachei und erreicht nach kurzer Zeit Plojescht, wo uns unser Cicerone verließ. Der Bahnhof, ein wichtiger Knotenpunkt, machte einen in jeder Beziehung angenehmen Eindruck und bot auch für die leiblichen Bedürfnisse genügend — wenn einem der Appetit nicht verging bei den verschiednen Eßkunststücken, die an den Tag traten. Noch im Coupé bot irgendein Verkäufer Eßwaren an; ein Reisender nahm, biß ab und dankte, indem er das bearbeitete Stück in den Korb fallen ließ. Wir näherten uns eben dem Orient. Das merkt man nun freilich nicht, wenn man in Bukaresch ankommt. Die Sprache der Bahnbediensteten klang so italienisch, nur voller, dumpfer. Bekannte Russen, die sie im Kriege 1877/78 für ihren Bedarf genügend gehört hatten, nannten sie rauh, um nicht zu sagen roh. Das Weiche des Italienischen, dem sie am meisten ähnelt, fehlt ihr allerdings, aber so viele a, o und u, wie das Geschriebne und das Gedruckte zeigen, sind nicht zu hören — die Endungen werden in der Aussprache stark abgeschliffen. Woher kann das Rauhe, Dumpfe aber kommen? Doch nur aus der Aufnahme altslawischer Sprachbestandteile, worauf auch eine Anzahl Orts- und Flußnamen deutet.

Einer zweiten, uns verheißnen, vielfach auch ausgeführten Gepäckrevision entgehend, gelang es uns, mit zwei Droschkenkutschern handelseins zu werden — die Taxe ist einfach —, und wir fuhren durch einen menschenleeren langen Straßenzug in die Calea Victoriei, auf deren glattem Asphalt wir schnell am königlichen Schloß und am Theater vorbei unserm Hotel zurollten. Das Droschkenwesen steht auf der Höhe. Das Pferd kostet nicht viel, und der Kutscher jagt, was das Tier leisten kann. Die besten Kutscher sind Skopzen, die aus Bessarabien kommen, in russischem dickwattiertem Kaftan auf dem Bock thronen und mit ihren ekligen, frechen, bartlosen, aufgedunsnen Eunuchengesichtern den Fremdling ruhig an sich heran kommen lassen. Aber sie fahren großartig, beinahe wie die berühmten Moskauer Lichatschi (Schnellfahrer), und ihre Kabrioletts und Geschirre geben denen der Moskauer Kollegen nichts nach.

In Bukaresch herrschte eine grimmige Kälte bei schneidendem Nordost. Überhaupt ist das Klima dieser Residenz nicht köstlich und entspricht nicht im geringsten dem gleicher Breiten im sonstigen Europa, etwa dem von Bologna oder gar von Genua. Rauhe Winterstürme und sengende Sommersglut machen es gleich unwirtlich, und der Staub im Sommer ist eine Plage. Da es im Hotel nur ungeheizte Zimmer und kein anständiges Restaurant gab, so blieb uns nichts übrig, als zur Erneuerung der Lebensgeister auf nächtliche Expeditionen auszugehn. Wir teilten uns. Während die Jugend unter sachkundiger Führung des Hotelkommissionärs gründliche Lokalstudien trieb, versuchten wir

beiden ältern, nach der uns gemachten Beschreibung ein Bierlokal ausfindig zu machen. Ohne rumänische Sprachkenntnisse war es jedoch übel. Zwar im Theater und in mehreren andern Lokalen fanden große Bälle statt, und viele Besucher waren dahin zu Wagen unterwegs, aber niemand von den wenigen nächtlichen Passanten vermochte unsre Wünsche zu begreifen, sodaß wir schließlich in ein Bierlokal gerieten, in dem unsre bescheidnen Persönlichkeiten Aufsehen, sehr aufmerksame Bedienung und Neugier erweckten. Aber das gereichte Bier wollte uns nicht zu längerm Verbleiben verlocken. Angenehm berührt in Bukarescht das völlige Fehlen der Venus vulgivaga auf den Straßen, obgleich doch notorisch die Sittlichkeit in Rumäniens Hauptstadt alles zu wünschen übrig läßt. Tatsächlich geht Nachts kein weibliches Wesen auf den Straßen, aber man fährt und hält offnes Haus, und das Leben in den Hotels ist von rührender Naivität. Auf der Straße aber herrscht zu jeder Tageszeit ein guter Ton. Die Rüpeleien im Straßenleben unsrer Großstädte fänden unnachsichtliche Richter.

Der Sonntag Morgen vereinte unsre Expedition beim Kaffee im Hotelrestaurant. Von Eisenbahnschmutz befreit, von der Sonne beschienen, ausgeschlafen und schauenslustig zogen wir vor, die zur Verfügung stehenden wenigen Stunden wieder nicht in Museen, Kirchen und Gebäuden zu verbrauchen, sondern spazierend und fahrend einen Gesamteindruck von der Stadt und ihrer Bevölkerung zu gewinnen. Natürlich mußten wir uns auch darin beschränken. Calea Victoriei und Boulevards wurden bevorzugt, aber auch die bessern Straßen mit den Palästen und den Häusern der Bojaren und der sonstigen Notabilitäten gestreift. Als wir den Boulevard weiter verfolgten, gelangten wir in die ärmern Viertel des Ostens der Stadt, wo sich kleine Leute, Landvolk, Handwerker, Zigeuner und Bettler vereinen. Da ist noch von den alten „orientalischen" Zuständen der Stadt genügend zu spüren, während sonst alles europäisch großstädtisch und doch wieder hier und da nur wie in einer bessern Provinzialstadt bei uns zugeschnitten ist. Hier draußen herrschte das waladische Nationalkostüm mit den engen weißledernen Hosen, dem darüber fallenden Hemd und der bunten Jacke der Männer, den buntgestickten Vor- und Hinterschürzen der Weiber vor. In den Hauptstraßen im Innern um den Königspalast ist nur europäische Kleidung vertreten und große Eleganz zuhause. Die Damentoiletten zeigen Wiener und Pariser Schnitt. Überhaupt ist Paris das Ideal des Rumänen, Bukarescht ist sein Klein-Paris. Vergleiche hinken ja bekanntlich. Französisch ist auch der Schnitt der Offiziersuniform, deutsch dagegen das Äußere, das Auftreten der Offiziere, von denen eine größere Anzahl in Deutschland militärisch ausgebildet worden ist.

Im Stadtpark war die Eisbahn in vollem Gange. Auf einer ausgedehnten Teichfläche tummelte sich ein ziemlich elegantes Publikum nach den Klängen der Militärmusik mit einigen uns fremdartig klingenden volltönenden Instrumenten. Ein Bild, wie bei uns auf dem Neuen See. Auch hier waren die Vertreter der bewaffneten Macht, und unter ihnen die Artilleristen in braunem Dolman, mit den roten Streifen an den Beinkleidern, tonangebend. Kunstfertigkeit aber fehlte.

Höher schlug unser Herz, als um Mittag die Ablösung der Wache im Königsschloß stark nach preußischem Rezept vor sich ging, und darauf die alte

Wache, ich glaube von einem Jägerbataillon, unter den Klängen eines heimatlich berührenden Marsches in auffällig schnellem Schritt, aber in recht guter Ordnung abrückte. Es ist doch eigentümlich, daß ein guter Teil der in die aufstrebenden Staaten verpflanzten deutschen Kultur militärisch ist, und für den Soldaten ist es hocherfreulich, zu sehen, daß durch diese eigentümliche Kulturmission vielfach segensreich in diesen Ländern gewirkt wird. Ohne unsern Paradedrill und den auf das Äußerliche gerichteten Teil unsrer Ausbildung bedingungslos loben zu wollen, habe ich nun doch den Eindruck gewonnen, daß mit dieser wenig erhebenden, vielfach kleinlichen Arbeit der allgemeinen Erziehung zur Ordnung wesentlich genützt wird. Der erste Friedrich Wilhelm hat mit soldatischer Zucht und Ordnung einen zuverlässigen Beamtenstand gegründet, Friedrich der Große seinen Offizieren die Pünktlichkeit und die Genauigkeit eingeschärft, und Kaiser Wilhelm bewußt die vielfach verspottete stramme Exerzierdisziplin auch auf dem Gefechtsfelde gefordert, die uns bei allen Fehlern 1866 und 1870 in den schwersten Augenblicken hat aushalten lassen. Das Königreich an der untern Donau hat sich entschieden mit unsern Formen auch den Geist in ihnen angeeignet und ist ein im ganzen wohlgeordnetes Staatengebilde geworden.

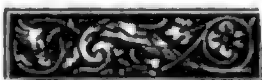
Der Erfolg der Regententätigkeit des Hohenzollern in Rumänien spricht sich unter anderm in der äußerlichen Umgestaltung der Hauptstadt aus. Eine Reihe geschmackvoll aussehender öffentlicher Gebäude ziert sie. Darunter nimmt die Post am Ende der Calea Victoriei entschieden eine bevorzugte Stelle ein. Ein großer quadratischer Bau in Sandstein mit Freitreppen an der Hauptfront, im Innern sehr sachgemäß eingeteilt, nach der Calea mit einer Unzahl Schaltern in einem großen breiten und hellen Flur versehen, große Höfe enthaltend, ist er auf eine bedeutende Verkehrssteigerung zugeschnitten und fordert dadurch die Kritik der Krämerseelen heraus. Die in der Stadt verstreuten Ministerien entsprechen in ihren geringern Dimensionen der Bedeutung des Königreichs etwas besser; nur das Justizministerium ist ein größerer, dafür ziemlich unschöner Bau. Die Metropolitankirche an günstiger Stelle, von der man einen schönen Überblick über die Stadt hat, entbehrt als Hauptstätte des Kults auch äußerlich der ihr zukommenden Bedeutung nicht. Das Schloß des Königs ist ein einstöckiger Bau in Hufeisenform, nicht viel größer als das Reichskanzlerpalais in Berlin. Es ehrt durch seine Einfachheit den Sinn seines Bewohners.

Auf Spazierfahrten und Spaziergängen blieb uns leider die Beobachtung nicht erspart, daß das städtische Budget zu einer gründlichen Beseitigung der Zugaben der winterlichen Temperatur nicht ausreicht. Ich sage leider, denn es passierte uns allen, daß wir auf den Trottoirs der besten Straßen ausglitten, weil der zu Glatteis gefrorne Schnee nicht entfernt worden war; und als die Mittagssonne auf Dächer und Trottoirs wirkte, entstanden an solchen Stellen kleine Schmutzlachen, die uns ebensowenig erfreuten, wie sie den seidnen Jupons der Vertreterinnen des Ewig-Weiblichen nützlich waren. Vollends auf der Nachmittagsfahrt mußten wir uns durch Tauwasserpfützen mit darauf schwimmenden, in Schnee und Eis konservierten Unreinlichkeiten in schlankem Trabe durcharbeiten und manches mitnehmen, was uns wenig genußreich erschien. Der Dembowitza, einem Bukurescht durchströmenden Zufluß des Ardshis,

kann das Kompliment nicht versagt werden, daß sie in der Hauptstadt in sehr eleganter Verfassung erscheint. Tief eingeschnitten, die schrägen Uferflächen mit Quadern bekleidet, zieht sie in sanften, die Schiffahrt nicht hindernden Windungen durch das Weichbild.

Unser Mittagsmahl nahmen wir in einer uns empfohlnen Weinstube ein, speisten rumänische Nationalgerichte und tranken rumänischen Wein, alles nicht übel. Auch den Siegeszug des Bieres durch Europa zu konstatieren, haben wir mit Erfolg versucht. Als wir uns im Hotel empfahlen, beklebte man unsre Koffer ausnahmslos mit blau und roten Plakaten und entließ uns als reisende Reklame des Hotels Frascati, das wenigstens den Vorzug hat, neu möblierte gute Zimmer für mäßige Preise abzugeben, was man von andern nicht soll behaupten können.

(Fortsetzung folgt)



Menschenfrühling

Von Charlotte Niese

(Fortsetzung)

Am Schloßberg stand Rike Bindseil mit einem Päckchen in der Hand.

Ich wollte dir ein paar Kuchen schenken, Kind. Du bekommst wohl nicht allzuviel, und Stinas Kandidat ist ja nun auch weg.

Onkel Aurelius wird schon wiederkommen, entgegnete Anneli, die Rikes Bezeichnung des Kandidaten ganz überhörte.

Glaubst du das? Wie ich höre, ist seine Cousine eine reiche Witwe und noch ziemlich jung. Junge Frauen hatte Herr Bergheim immer lieber als alte, und für Geld war er sehr empfänglich. Ich kenne ihn von früher her, Anneli, er war nicht schlecht, aber seine Gedanken gingen immer zu sich selbst. Sage das alles nur Stina Böteführ, damit sie sich nicht ihr Hochzeitskleid näht, das sie doch nicht anzuziehn braucht.

Da Anneli gleich darauf im Schloßhofe Stina begegnete, so konnte sie ihre Bestellung sogleich ausrichten. Wieviel sie sagte, wußte sie nicht, es war aber auch kaum nötig. Stina nickte nur, und der Ausdruck ihres Gesichts war düsterer als jemals.

Laß man, Kind. Ich weiß all. Wie es ist, so ist es, und ich kann nix dabei machen. Was die Männers sind, die sind einmal so; und ich hoffe bloß, daß die neue Madamm ein büschen schlecht beim Kochen ist. Denn ist da doch noch himmlische Gerechtigkeit bei.

Himmlische Gerechtigkeit. An das Wort mußte Anneli am nächsten Abend denken, der in der Christenheit der Weihnachtsabend hieß, und an dem alle Wünsche der Menschheit in Erfüllung gehn sollten. So wenigstens sagten die Leute, die etwas von diesen Dingen verstehn wollten, und die sicherlich nicht ahnten, wie bitterlich enttäuscht man auch an diesem Abend sein kann.

In des Hofrats Zimmer brannte ein kleiner Tannenbaum, und er selbst sah mit seinen Träumeraugen in die leise verglimmenden Lichtchen, ohne auf Anneli zu achten, die vor einem Haufen von Kleidungsstücken und Schulbüchern stand. Alles nützliche Gaben, von Stiefeln und Strümpfen aufwärts zu einem blauen Tuchkleid mit gleichfarbiger warm gefütterter Jacke und dazu passendem Pelzkäppchen. „Von der Großmutter“ stand auf einem Zettel an diesem Anzuge, und manches kleine Mädchen würde Anneli um dies hübsche und nützliche Geschenk beneidet haben.

Sie aber sah nach den Schlittschuhen aus, nach dem einzigen Wunsche ihres kleinen Lebens. Sie waren nicht da — Kleider und Schulbücher, Schreibhefte und Stifte waren ihr gegeben worden: die Notdurft des Lebens, aber keine Freude.

Der Hofrat merkte nicht, daß sich Annelis Augen umflort hatten. Er ließ sich von ihr ein Weihnachtsverslein hersagen, sprach vom Weihnachtsbaum und von der Sonnenwende, war gütig wie immer und doch etwas anders. Auf seinem Schreibtisch lag ein verschnürtes Paket. Er betrachtete es manchmal und faltete dann die Stirn wie jemand, dessen Gedanken anderswo sind als bei Weihnachten.

Anneli achtete nicht auf ihn, auch nicht auf Schwester Lene, die heute freundlicher gestimmt war und verstohlen ein paar blanke Talerstücke zählte.

Sie hatte reichlicher gekocht, als es sonst ihre Gewohnheit war, aber Anneli schmeckte nichts, und sie ging früh zu Bett. Von ihrem Fenster aus sah sie auf das Städtchen unter sich. Von dort her flimmerten viel mehr Lichter als sonst, und über den Dächern lag ein Schein, wie ihn die Heiligen auf den Bildern hatten.

Die Heiligen waren auch vielleicht hilfreicher als der Herr Jesus. Vielleicht hätten sie die Schlittschuhe nicht verweigert, die der Gottessohn entschieden vergessen hatte. Dafür wurde er denn auch bestraft, heute Abend betete Anneli nicht zu ihm, sondern wandte sich energisch an den lieben Herrgott selbst.

Gib, Vater im Himmel, daß es den ganzen Winter nicht friert, und daß der See offen bleibt. Wenn dann die grauen Schwäne nicht hier bleiben können, so kann ich es nicht ändern. Vielleicht gewöhnen sie sich an die Wärme.

Denn die grauen Schwäne, von denen es hieß, daß sie nur bei scharfem Frost auf dem See blieben, taten Anneli doch ein wenig leid.

16

Es waren graue, nüchterne Festtage. Onkel Willi kümmerte sich nicht um seine Nichte, und Schwester Lene brummte wie sonst. Stina Böteführ war aus der Stahlschen Wohnung weggezogen und vorläufig zu Herrn Peters gegangen, der es auf der Brust hatte und nach einer Pflegerin suchte.

Ich bleib immer bei die ganz Altens kleben, vertraute sie Anneli an, als sie am zweiten Feiertage mit dem Rest ihrer Habseligkeiten vom Schloß zog. Komisch, nich wahr? Wo unsereins doch eigentlich for den Ehestand gemacht ist. Abers die Männers taugen alle nix!

Sie hängte Anneli ein Bündel mit allerhand Sachen über den Arm, und die kleine Gefährtin trottete gehorsam neben ihr her.

Ich sehn mir nach mein alte Mamsell! fuhr Stina fort. Abers so is das nu: sie hat den Frieden, und ich muß rumziehn. Grad so, wie sie das in ihre Jugend auch gemußt hat — hast doch noch ihr Bilderbuch?

Anneli nickte.

Besehen habe ich es noch nicht wieder, Stina.

Nu ja, sowas is nich for alle Tage; abers ich hab da immer Spaß von gehabt.

Stina seufzte noch etlichemal, stand dann vor der kleinen Tür des Petersschen Hauses und schüttelte den Kopf.

Du liebe Zeit. Erstens war ich bei ne Tanzmadam, und dann bin ich bein Schornsteinfeger. Und ich war doch immer for das feine!

Anneli trug ihr Bündel in das Wohnzimmer, wo das schweigende Klavier stand, und lief dann eilig wieder davon. Herr Ehlers hatte sein Ladenfenster enthüllt, und die Schlittschuhe blinkten verführerisch.

Vor Annelis Augen blinkten sie die ganze Nacht, und im Traum glaubte sie sie auf ihrer Bettdecke liegen zu sehen. Aber es war nur ein Traum, und der nächste Morgen brachte ein verwunderliches Ereignis. Nämlich daß Onkel Willi eine ernsthafte Rede von Bravheit und Artigsein hielt und dann seine Absicht an-

kündigte, auf einige Zeit zu verreisen. Zu dem dunkeln kleinen Herrn in Leipzig, der Bücher druckte und verkaufte, und der ihn so oft und dringend eingeladen hatte.

Nachdem Onkel Willi diesen Satz gesprochen hatte, versank er in Nachdenken und schaute lange auf ein großes Paket, das er in seine Reisetasche steckte.

Und was dann? fragte Anneli nach einer erwartungsvollen Pause. Denn daß der Onkel wegreiste, war ihr doch etwas unheimlich.

Er zuckte die Achseln und fuhr sich über das Haar.

Es ist nichts weiter zu sagen, liebes Kind. Ich reise weg und werde, so Gott will, bald wiederkommen. Bis dahin mußt du artig und fleißig sein.

Er vergaß ganz, daß Anneli Ferien hatte und also nicht fleißig zu sein brauchte, und auch, daß sie kein Bedürfnis empfand, in dieser Zeit artig zu sein. Er dachte nicht mehr an seine kleine Nichte. Schweigend ordnete er seine Sachen auf dem Schreibtisch, zog seinen alten warmen Pelzrock an und ließ sich endlich von Anneli an die Post bringen.

Als der wacklige Kasten mit den magern Pferden durch die Straßen des Städtchens rollte, lief Anneli eine Weile nebenher, winkte mit der Hand und rief: Lebe wohl, lebe wohl!

Aber Onkel Willi hatte den Kopf auf die Brust gesenkt und sah nicht in die Höhe.

Es war eben nach dem Mittagessen und frostklares Wetter. Anneli zog es nicht zurück in das Schloß und zu Schwester Lene, sie bummelte in der Stadt herum, stand erst vor einem Laden und dann vor Doktor Subecks Haus. Die Fenster waren noch verhängt, aber die Tür stand offen, und ein Mädchen fegte den Flur. Es fiel Anneli ein, daß Karoline Lindig erzählt hatte, Subecks würden um Neujahr zurückerwartet. Weihnachten wollten sie noch anderswo verleben, weil es hier zu traurig für sie werden würde.

Anneli hatte den Bericht gleichmütig angehört, und jetzt wußte sie auch nicht, ob sie sich über Subecks Rückkehr freuen sollte. Auf was freute man sich überhaupt? Sie hatte sich auf Weihnachten gefreut, und sie hatte Christel lieb gehabt; aber die Weihnachtsfreude war eine Enttäuschung geworden, und Christel lag unter dem weißen Kreuz, und sie sollte sie erst in hundert Jahren wiedersehen.

Vor Anneli lief plötzlich ein ärmlich gekleideter Junge her. Er pfiff gellend und schlenkerte an seinem Arm ein Paar verrosteter alter Schlittschuhe. Ein andrer Junge stürzte hinter ihm drein. Er war noch zerlumpter, aber ein Paar alter Eisen baumelte auch an seinem Gürtel.

Beide Knaben hatten es eilig, und Anneli lief ebenso schnell hinter ihnen her. Bis zum See, dessen flaches Uferwasser mit einer Eisfläche bedeckt war, auf der sich schon eine Anzahl Kinder tummelte. Der dicke Polizeidiener wandelte majestätisch auf dem festen Boden hin und her, sprach einige warnende Worte und erzählte jedem, der es hören wollte, wieviel Kinder schon in früheren Jahren hier ertrunken wären. Aber nur einige frierende alte Männer trippelten bei ihm herum; die Jugend stürzte mit Jubel und Hallo auf die glatte Fläche, und Anneli jubelte und schrie mit.

Sie wußte später niemals so ganz genau, wie sie Schlittschuhlaufen gelernt hatte. Aber sie konnte es plötzlich, hatte die häßlichen alten Dinger des einen zerlumpten Knaben an ihren Füßen und entsann sich nur dunkel, daß sie ihr Taschentuch und eine kleine Tuchnadel als Leihgebühr dafür gegeben hatte. Sie fiel etlichemal, stand auf, lachte und segelte weiter. So etwas Schönes gabs auf der ganzen Welt nicht. Was schadeten ein Loch im Arm, eine Beule am Kopf?

Du wirst ganz ordentlich laufen lernen! sagte der zerlumpte Junge, während er ihr die Schuhe wieder abschnallte. Morgen kannst wiederkommen, für ein Stück Kuchen zeige ich dir eine Acht!

Es war dunkel, als Anneli nach Hause kam. Die Füße schmerzten sie, und ihr Kopf brannte. Aber es war doch alles herrlich gewesen, und da Schwester Lene infolge des Besuchs einer Verwandten Annelis Ausbleiben nicht beachtet hatte,

war es sehr bequem, nicht gefragt zu werden. Nun kam eine schöne Zeit. Allmählich legte sich eine Eisdecke über den ganzen See, der Ostwind blies beständig, und bald flimmerten die Eiszapfen überall. Rot ging die Sonne unter, rot ging sie auf; auf der Straße rasselten die Wagen über das hartgewordne Steinpflaster, und an den Fenstern blühten die Eisblumen.

Onkel Willi schrieb, daß er vorläufig nicht wiederkommen könnte, weil er ein Buch drucken lassen müßte, und Anneli dachte seiner mit einem leichten Staunen. Wie konnte man Bücher drucken lassen, wenn die Welt so schön war? Wenn der See von der Polizei freigegeben war, und der Herr Bürgermeister schon ein Glas Punsch mitten auf dem Eise getrunken hatte? Wenn Anneli ihren Namen auf der glatten Fläche schreiben und Polka nach der Drehorgelmusik tanzen konnte, die jeden Nachmittag von einem halbblinden Mann ausgeführt wurde? Und alles wurde auf den alten Schlittschuhen von Hannes Heß gemacht, der sich jedesmal für das Leihen etwas bezahlen ließ. Anneli hatte bald nichts mehr. Ihr Weihnachtskuchen war darauf gegangen, ihre Bleistifte und Federhalter folgten. Einige Taschentücher konnte sie noch entbehren; dann waren ihre kleinen Besitztümer verbraucht. Bis auf die Porzellanfiguren und das Bilderbuch von der alten Demoiselle, aber als sie davon sprach, erwiderte Hannes geringschätzig, daß man Porzellan nur bei Polterabenden zum „Kaputtschmeißen" verwenden könnte, und Bilder hätte er niemals ausstehn können. Also blieben diese Schätze in Annelis Koffer liegen, und als Hannes sich eines Morgens wegen eines Bleistifts mit ihr erzürnte und noch für den Nachmittag ein besondres Geschenk verlangte, da führte Anneli den Gedanken aus, der schon seit Tagen in ihrer Seele geschlummert hatte und nun hellauf erwacht war, sie ging zu Herrn Peterlein und kaufte die schönsten Schlittschuhe des Ladens. Auf Rechnung von Herrn Hofrat Pankow! sagte sie mit leicht zitternder Stimme.

Herr Peterlein hörte nicht das Zittern. Er sprang um Anneli herum, nannte sie Fräulein und erzählte ihr, daß alle Prinzessinnen des königlichen Hauses dieselben Schlittschuhe gebrauchten, die Anneli jetzt tragen würde, pries noch eine feine Lederputzdose an und einen Schleifstein, auf dem man die stumpfgewordnen Eisen von neuem schärfen könnte.

Anneli nahm alle diese Gegenstände und kaufte endlich noch ein Paar feine Jungenschlittschuhe.

Zum Verschenken! sagte sie großartig, und Herr Peterlein verbeugte sich lächelnd.

Das kleine Fräulein kann dem Herrn Onkel schon die Besorgungen abnehmen, sagte er so liebevoll, daß Anneli sich noch einige Bleistifte, eine Tüte mit Katharinenpflaumen und eine mit dunkelm Kandiszucker geben ließ und hocherhobnen Hauptes den Laden verließ.

Als sie dann wieder der geliebten Eisbahn zusteuerte, erlebte sie gleich eine Enttäuschung. Nämlich die, daß Fred Roland, dem sie die hübschen Knabenschlittschuhe anbot, das Geschenk erstaunt zurückwies.

Meine sind gut genug! sagte er, auf die alten Schuhe deutend, die er noch in der Hand trug. Und überhaupt, Anneli, wo hast du die feinen Dinger her? Darfst du so etwas verschenken?

Anneli warf den Kopf in den Nacken.

Mein Onkel hat Geld genug! entgegnete sie trotzig.

So? Früher habe ich gehört, er sollte sehr knapp zu leben haben. Du hast auch gesagt, wie arm du wärest. Ja, Hein, ich komme!

Und Fred nickte dem Pastorenjungen zu, der in elegantem Bogen über das Eis sauste und einen Lockruf ausgestoßen hatte.

Anneli blieb allein am Seeufer stehn und betrachtete einigermaßen verdutzt die neuen Schlittschuhe, mit denen sie Fred eine Freude hatte machen wollen. Bis Hannes Heß bei ihr erschien, diese Schlittschuhe als wohlverdienten Lohn für seinen Edelmut in Empfang nahm und dabei von oben herab bemerkte, daß Anneli nun gewiß allein fertig werden würde.

Sie wurde es auch. Mit den neuen Schlittschuhen an den Füßen suchte sie nicht mehr die entlegnen Stellen des Eises auf, wie es ihr mit Rücksicht auf den schlechtgekleideten Freund geboten erschienen war: jetzt tummelte sie sich dort, wo ihre Schulgenossinnen liefen, wo die Lateinschüler kunstvolle Reigen aufführten, und wo sogar die hohe Obrigkeit gelegentlich im Kreise der Läufer auftauchte, um zu sehen, daß alles in Ordnung war.

Es waren nun doch noch lustige Weihnachtsferien geworden, und als nach Neujahr die Schule wieder begann, waren die Lehrer nicht so strenge wie sonst. Eislaufen war doch ein Vergnügen, das mit einem Tage zu Ende sein konnte: also mußte es ausgekostet werden, und an einigen Tagen gabs sogar Eisferien.

Anneli dachte auch nur an das Schlittschuhlaufen. Beim Essen und Trinken, beim Lernen und Arbeiten flog sie in Gedanken dahin über die funkelnde Fläche, und wenn sie Abends einschlief, sah sie den See vor sich und hörte in der Ferne den Ruf der grauen Schwäne.

Sie hatte sie noch nie gesehen. Weit weg wohnten sie, am äußersten Ende des Wassers, dort, wo die Schilfinseln waren, und wo das Eis niemals ganz sicher war. Dorthin durfte niemand laufen, in der Schule wurde es den Kindern von neuem verboten, und nur Hannes Heß und ähnliche zweifelhafte Jungen wagten sich in die äußerste Ferne und erklärten, dort wäre es am schönsten. Aber sie waren wilde, zerlumpte Jungen, und niemand achtete auf sie. Auf Anneli achtete eigentlich auch niemand; wenn sie nach der Schule aufs Eis stürzte, empfand sie diesen Umstand mit Befriedigung. Schwester Lene sorgte für ihre leiblichen Bedürfnisse und brummte gelegentlich, das war alles.

Die Kleine war wild geworden. Das Eis, der Sonnenschein, die Frostluft wirkten wie Champagner auf sie. Wenn sie sich auf ihren Schlittschuhen tummelte, hierhin flog und dorthin, dann sahen die Zuschauer hin zu ihr, und mancher schüttelte wohl den Kopf.

Der reine Junge! sagten sie von ihr, und als Rike Bindseil sich eines Tages auch das Eisvergnügen ansah und gerade dazu kam, wie Anneli auf einem Bein die gewandtesten Bewegungen ausführte, da rief sie entsetzt hinter ihr her und wollte sie durchaus sprechen. Aber Anneli entfloh schleunigst und lachte nachher mit den andern Mädchen über das drollige Gesicht der alten Bike.

Vier Wochen lang dauerte das Eis und seine Freude. Ostwind, roter Himmel, und am Abend köstlicher Mondschein: konnte es auf der Welt etwas besseres geben?

Nun kommt Herr Hofrat bald wieder! sagte Schwester Lene eines Morgens. Gestern Abend hat er geschrieben. Sein Buch geht bald in den Druck. Er muß noch einmal hin nach Leipzig, aber er will hier nach dem Rechten sehen. Ist auch nötig, Anneli, du bist tüchtig wild geworden. Subecks sind auch wieder da, ich sage, sie sollen dich nur wieder nehmen, für mich bist du zu wild, ich kann nicht auf dich achten.

Schwester Lene sprach in dieser Art weiter, und Anneli hörte ihr halb verwundert zu. Meist war Schwester Lene nicht für das Reden, sondern höchstens für das Brummen.

Es war auch gleich. Vergnügt lief Anneli in die Schule, wo es immer Schelte gab, weil sie nichts gelernt hatte. Aber Lehrer und Lehrerinnen schalten bekanntlich immer, dazu waren sie da.

Christel Subeck hatte das auch immer gesagt. Als Anneli an Christel dachte, ging sie gerade am Subeckschen Hause vorbei, aus dessen Tür der Doktor kam. Er hatte sich verändert, war mager und grau geworden, und Anneli drückte sich in eine Hausecke, damit er sie nicht sähe; dann wunderte sie sich, daß sie sich versteckte. Aber so etwas kam von selbst; und sie hatte auch keine Lust, wieder in das Subecksche Haus zu kommen. Wo Christel nicht war, wo der unheimliche Schuppen im Garten stand, und der arme kleine Cäsar in der Erde lag. Weshalb sollte sie nicht auf dem Schloß wohnen bleiben? Sie war da so schön frei, und niemand bekümmerte sich um sie.

Rike Bindseil erwartete sie schon lange zur Handarbeitsstunde, aber sie kam nicht mehr. Christiel würde auch nicht gekommen sein.

An diesem Tage war Anneli so in Gedanken, daß sie Mittags nicht auf die wieder einmal brummende Schwester Lene hörte und eilig nach dem Essen aufs Eis stürzte. Es war Mittwoch heute, und am Nachmittag gab es keine Stunden. Allerdings hatte Herr Gebhardt seinen Schülern einen Aufsatz aufgegeben, und Fräulein Sengelmann wünschte französische Präparationen. Die Menschen verstanden nicht, daß Eislauf wichtiger war als alles Lernen der Welt. Besonders wenn der Himmel dunkel wurde, und die Luft nicht mehr die Schärfe hatte, die so schön gewesen war. In der Nacht war der Wind umgeschlagen; Herr Gebhardt hatte es am Vormittag gesagt und hinzugesetzt, das Eisvergnügen wäre jetzt bald zu Ende, und der Ernst des Lebens müßte wieder beginnen.

Anneli mußte an diese Worte denken, als sie ihre Schlittschuhe angeschnallt hatte und mit zwei langen Schritten mitten auf der Eisfläche war. Die Sonne hatte sich versteckt, der Himmel sah düster aus, und der Wind faßte sie von einer andern Richtung. Er blies mit vollen Backen, und es war lustig, sich von ihm über das Eis in die graue neblige Ferne treiben zu lassen, wo die Schilfinseln lagen, und wo die wilden Schwäne wohnten. Aber Anneli hatte doch noch keine Lust, ganz allein in die Weite zu fliegen, sie arbeitete sich zurück in die Nähe des Ufers, wo das Leinenzelt stand, worin die Herren und die Damen Punsch tranken, und wohin neulich sogar der alte Peters gegangen war. Stina Böteführ hatte ihn am Arm gehabt und ihn sehr vernünftig geführt, gerade wie sie es früher mit ihrer alten Demoiselle gemacht hatte.

Wie Anneli an Stina dachte, fiel ihr ein, daß Schwester Lene heute Mittag etwas von Onkel Aurelius gebrummt hatte. Seine Verlobungsanzeige sollte in der Zeitung gestanden haben, und vielleicht kehrte er niemals wieder in seine Schloßwohnung zurück. Das war schade, dann wurden seine Zimmer frei, gerade so wie die von der alten Demoiselle. Diese sollten vergeben sein, Anneli hatte davon gehört, aber natürlich alles wieder vergessen.

Der Wind hielt einen Augenblick den Atem an, und Anneli glitt dem Ufer noch weiter zu. Dort glitschte Karoline Lindig ängstlich hinter einem Handschlitten her. Sie ärgerte sich, daß sie das Schlittschuhlaufen nicht lernen konnte, wo es so in die Mode gekommen war, aber ihre Beine vermochten die Kunst nicht zu begreifen. Als sie Anneli sah, rief sie ängstlich nach ihr, aber die Gerufne machte eine schnelle Wendung und steuerte lachend weiter.

In der letzten Zeit hatte sich Karoline wieder den großen Mädchen zugewandt, las Romane und tat erhaben gegen die Kleinere, da mochte sie auch jetzt ohne sie fertig werden.

Allmählich wurde das Eis belebt, Mädchen und Knaben liefen zusammen, die Erwachsnen erschienen, und der Drehorgelmann kam wie jeden Tag. Heute aber stellte er sich an das Ufer, weil es ihm draußen zu sehr wehte, und die meisten Menschen blieben in seiner Nähe. Nur Herr Peterlein nicht, der plötzlich in eleganten Windungen neben Anneli herlief und sie fragte, ob die Schlittschuhe zur Zufriedenheit ausgefallen wären.

Anneli bejahte die Frage und wollte schnell weiterlaufen, aber der junge Mann faßte sie an beiden Händen und wiegte sich mit ihr hin und her.

Du läufst gut, kleines Fräulein. Dem Herrn Onkel wirds Vergnügen machen. Wollte er eigentlich die andern Schlittschuhe haben, die du gekauft hast, und sind sie ihm nicht zu klein gewesen?

Anneli fühlte sich beklemmt.

Sie waren groß genug! rief sie, riß sich los und glitt davon.

Herr Peterlein verfolgte sie nicht, er lief zu den andern Mädchen, die schon hinter ihm herglitten, gaukelte wie ein Schmetterling um sie herum und faßte bald die eine, bald die andre bei der Hand.

Anneli freute sich, daß sie ihn los war. Er war reizend, aber nach den Schlittschuhen brauchte er nicht zu fragen. Sie hatte halb vergessen, wie sie sie erworben hatte, und Onkel Willi war noch nicht da. Aber er würde zurückkehren, morgen oder übermorgen, und dann würde Herr Peterlein auch ihn vielleicht nach den Schlittschuhen fragen, und dann — ja, was dann?

Schon lange lief Anneli wieder mit dem Winde. Er fegte hinter ihr her, und sie ließ sich eigentlich nur von ihm treiben. Vom Ufer ab und auf den weiten, großen See hinaus. Hier liefen die guten Fahrer, die Raum für ihre Kunststücke haben wollten: Fred Roland schoß wie ein Pfeil an ihr vorüber, sagte Guten Tag und flog dann weiter. Der Pastorenjunge folgte ihm, und der dritte Schnelläufer war Hannes Heß, der Anneli einen gnädigen Gruß zuteil werden ließ.

Mit diesen Schuhen gehts wirklich fein!

Er war hinter den andern verschwunden, und Anneli jagte plötzlich hinter ihm her. Sie wollte ihm sagen, daß er niemals, unter keiner Bedingung, verraten dürfte, daß sie ihm die Schlittschuhe geschenkt hätte. Fred durfte es nicht wissen, und Herr Peterlein auch nicht, überhaupt kein Mensch. Die Schlittschuhe wollte sie selbst bezahlen; sie hatte zwar kein Geld, aber vielleicht half der liebe Gott ihr, daß sie etwas fand.

Doch Hannes Heß war in der Ferne verschwunden, und plötzlich sausten Herr Peterlein und Fred Roland an ihr vorüber. Sie hatten sic angefaßt und machten die tollsten Kunststücke. Dabei lachten und plauderten sie lustig. Wovon sprachen sie? Von Anneli, und daß sie ihre Schlittschuhe auf die Rechnung ihres Onkels hatte setzen lassen, der gar nicht hier war?

Anneli fuhr so zusammen, daß sie beinahe hingeschlagen wäre. Nun fiel ihr ein, was Schwester Lene auch noch beim Essen gebrummt hatte, nämlich daß ein Brief von Ehlers und Kompagnie an Herrn Hofrat gekommen wäre, daß er aussähe wie eine Rechnung, und daß Herr Hofrat doch immer bar bezahlte.

Bei Ehlers und Kompagnie hatte Anneli sich in ihrer Gedankenlosigkeit nichts gedacht; nun wußte sie, daß Herr Peterlein die Geschäfte für Ehlers und Kompagnie führte, fein und zierlich die Rechnung über die Schlittschuh mit allem Zubehör auf ein Blatt Papier geschrieben hatte, und daß Onkel Willi gleich nach seiner Rückkehr erfahren würde, was Anneli für ein gewissenloses Geschöpf, für eine Diebin war.

Eine Diebin? Anneli fuhr rasend schnell in die neblige Ferne hinein. Sie hatte doch nicht gestohlen! Wenn niemand ihr Schlittschuhe schenkte, dann konnte sie sie kaufen, und wenn sie erst Geld hatte, dann wollte sie sie bezahlen. Andre Leute ließen auch anschreiben.

Anneli, Anneli! rief es hinter ihr, und als sie sich umsah, winkte Fred Roland mit beiden Armen. Herr Peterlein hob die Hände zum Munde und schrie etwas mit gellender Stimme. Wollte er jetzt sein Geld haben, und sollte Fred ihm dabei helfen?

Die alte Klatschliese! Anneli wurde zornig und so aufgeregt, daß sie sich nicht mehr umsah. Die beiden sollten sie nicht kriegen, nein ganz gewiß nicht, sie wollte ihnen schon ausreißen.

Stärker fuhr der Wind hinter ihr her, die Wolken wurden dunkler, die Luft feucht und schwer. Endlos grau dehnte sich das Eisfeld vor ihr aus, hier und dort kam es wie ein Binsenhalm aus der blanken Fläche, und manchmal war es, als schaukelte sie hin und her.

Hier war Anneli noch nie gewesen; als sie sich jetzt umsah, war das Ufer mit seinen Menschen, seinem Zelt, seiner Drehorgel verschwunden; ein grauer Schleier wogte ihr entgegen, der alles einhüllte.

Anneli wandte sich wieder um und lief der Ferne zu, immer mit dem Winde, bis sie einen lauten Schreckensruf ausstieß. Vor ihr erhob sich ein großer grauer Vogel, ein zweiter folgte ihm mit heiserm Krächzen, und die Kleine taumelte zurück. Dabei stolperte sie über einige steifgefrorne Schilfhalme, die wie Borsten aus dem

Eise ragten, und fiel der Länge nach hin. Die kalte Oberfläche krachte und schaukelte unter ihr, knirschte noch einmal, sodaß Anneli nach dem Schilf in ihrer Nähe griff, wobei sie dann gleich merkte, daß sie mit dem halben Körper im eiskalten Wasser lag. Sie verlor nicht die Besinnung. Vorsichtig schob sie sich rückwärts, dorthin, wo sie eben noch gelaufen zu sein glaubte; aber der Nebel war dicht wie eine Wand geworden. Wohin sie sich kriechend tastete, knirschte und schaukelte das Eis, und dazwischen krächzte und flatterte es um sie her. Sie war dort, wo die wilden Schwäne hausten, wo sie durch eifriges Schwimmen das Wasser offen hielten, und wo auch eine warme Quelle das Eis zermürbte.

Anneli wußte jetzt alles, die Genossen in der Schule hatten zu oft von den wilden Schwänen gesprochen und hinzugesetzt, wer die grauen Vögel ganz in der Nähe sähe, der müßte sterben.

Langausgestreckt lag Anneli auf dem Eise. Wenn sie nur eine Bewegung machte, dann plätscherte das Wasser von allen Seiten; wahrscheinlich lag sie auf einer Eisscholle, die allmählich immer kleiner wurde und unter ihr zergehn würde. Dann griff der See nach ihr, und dann kam der Tod.

Anneli stieß einen gellenden Schrei aus, aber unter ihr schwankte die Eisscholle, und das Wasser murrte. Sie durfte nicht schreien, wenn sie noch ein wenig leben wollte. Ein wenig nur, aber das Sterben war bitter. Sie hatte es verdient, sie wußte es ganz genau. Sie war wild gewesen und sehr, sehr unartig. Denn die Schlittschuhe waren einfach gestohlen, Onkel Willi hatte ihr keine Erlaubnis zum Kaufen gegeben, und das andre Paar, mit dem Hannes Heß jetzt lief, und das sie eigentlich für Fred Roland bestimmt hatte, war ebenfalls ein Diebesgut.

Aber so etwas kam davon, daß man versäumte, sein Abendgebet zu sprechen, daß man an nichts andres dachte als an sein Vergnügen. Die Frau Bäckermeisterin hatte immer Geschichten von den Menschen gewußt, die sich dem Vergnügungsteufel in die Arme geworfen hatten. Die tranken und spielten, betrogen und stahlen, und dann kam der wirkliche Teufel. Derselbe, der in der Virneburger Kirche abgebildet war, und der die Seelen der Verdammten in das ewige Feuer warf. Ob sie auch dorthin kam?

Anneli stieß einen schluchzenden Laut aus und versuchte die Hände zu falten. Aber sie brauchte sie beide zum Anklammern an die Eisscholle, und sie waren schon steif geworden.

Lieber Jesu, bleib bei mir,
Sei du meines Lebens Zier —

hatte sie die Worte laut gesagt, oder war es Christel, die plötzlich vor ihr stand und ihr die Hand zu reichen schien? Christel hatte ja sonst nicht gebetet, aber vielleicht hatte sie es jetzt gelernt. Der kleine Cäsar war neben ihr, wedelte mit seinem Teckelschwänzchen und knurrte leise, wie er es immer getan hatte, wenn er um etwas bitten wollte. Es war sonderbar, daß er nun nicht mehr in der dunkeln Erde bei dem häßlichen Schuppen lag. Aber der sonderbare Mann von dort kam auch in dem Nebel geschlottert, und das Kind mit den weitgeöffneten Augen —

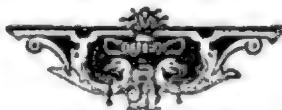
Anneli schluchzte auf, das Wasser gurgelte, das Eis knisterte. Ein grauer Vogel stieg senkrecht in den Nebel, und plötzlich hob Anneli die Arme in die Höhe.

Steh mir bei im Erdenleide
Bis zur ewigen Himmelsfreude.

Langsam ging das Eis auseinander, und das kalte Wasser griff gierig nach dem halberfrornen Kinderkörper.

Anneli, Anneli! Gellend schrie eine Stimme diesen Namen, ein Mensch sauste heran, und dann war alles dunkel.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Der erste Diätentag — ein Unglückstag für das Reich. Oberst von Deimling. Organisatorische Fehler. Ohne Deutschland keine Abmachung über die Bagdadbahn. Der Erlaß des Kaisers an den Reichskanzler. Vom Gewispel und Geraune. Fürst Bülows Anteil an der Reichsfinanzreform.)

Der erste Sitzungstag unter der Herrschaft des neuen Diätengesetzes hat die Voraussage derer gerechtfertigt, die die Ansicht vertraten, daß es ein Unglückstag für Deutschland sein werde. Fast scheint es, als sei es dem Zentrum unangenehm, die Anerkennung, mit der der Kaiser auch des Reichstags gedacht hat, auch auf sich beziehn zu müssen, jedenfalls hat es sich beim Kolonialetat zu hochbedauerlichen unpatriotischen Beschlüssen hinreißen lassen. Mag immerhin der Oberst von Deimling den Rahmen, den er als Kommissar innezuhalten hatte, überschritten haben — Sache des Zentrums wäre es gewesen, die Sache von der Person zu trennen. Man konnte den Redner zurechtweisen, der sich in bester, patriotischer Absicht von dem Gegenstande, dem er sich in den Steppen und Wüsteneien Südwestafrikas mit ruhmvoller Hingebung gewidmet hat, hatte weiter tragen lassen, als nach streng parlamentarischer Form zulässig war. Aber man muß ihm doch zugute halten, daß er erstens durch die ungezognen Rüpeleien der Sozialdemokraten und ihre herausfordernden Zurufe gereizt war, und daß er sich zweitens auf einem Gefechtsfelde und Gegnern gegenüber befand, die er nicht hinlänglich kannte. Daß es in der tapfern Soldatenseele kochte und den echten Manneszorn gegenüber dem schmählichen Verhalten der Gegner in die Schranken rief, wird dem Oberst von Deimling kein Vaterlandsfreund verargen. Im Gegenteil werden Tausende ihm für seine tapfern Worte Dank wissen, zumal da sie einem tapfern Herzen entstammen, das seine höchsten Proben inmitten von Situationen bestanden hat, von denen die Herren Ledebour, Groeber, Müller-Meiningen usw. keine Ahnung haben. Die Reichstagsmehrheit hat nicht nur durch die Versagung der Eisenbahn eine schwere und unkluge Versündigung in bezug auf Südwestafrika, sondern auch noch einen groben politischen Fehler dadurch begangen, daß sie, weil ihr der Ton eines Kommissars nicht gefiel, einen geradezu unheilvollen Beschluß faßte und die in der zweiten Lesung schon bewilligte Neuorganisation der obersten Kolonialbehörde in der dritten Lesung so über den Haufen warf, daß ein vollständiges Chaos entstand. Ein solches Handeln ab irato zeugt immer für ein sehr geringes Maß von Staatsweisheit.

Im vorliegenden Falle ist das Verhalten des Zentrums gar nicht streng genug zu tadeln. Es hat mit seinem Votum einen Schlag nicht nur gegen den ihm persönlich unsympathischen, weil ausgesprochen evangelischen Erbprinzen Hohenlohe geführt, sondern auch einen schweren Stoß gegen die verbündeten Regierungen, den Reichskanzler und gegen die Armee, die mit ihrem Blute die Fehler des Zentrums wieder wettmachen muß. Das Zentrumsvotum ist eine so schwere Herausforderung der Reichspolitik und des nationalen Gedankens, die sich in dieser Frage in vollster Harmonie bewegen, daß die Auflösung des Reichstags die einzig richtige Antwort sein würde. Sie gäbe der Nation zugleich Gelegenheit, Musterung unter ihren nunmehr „entschädigten" Vertretern zu halten, von denen sogar an dem entscheidungsvollen Montag 125 fehlten! Das nennt sich Reichstag! Man wird vielleicht einwenden: auflösen, ja, aber unter welcher Parole? Die Parole ist das Vaterland! Das Blut unsrer Gefallnen in Südafrika, unter denen der Tod gerade in diesen Tagen eine reiche Ernte gehalten hat, schreit gen Himmel. Es ist hohe Zeit, mit diesem Reichstag ein Ende zu machen.

Große Anerkennung verdient die vornehme, ja überlegne Ruhe, mit der der Erbprinz Hohenlohe auf die völlig deplazierten Ausfälle des Abgeordneten Müller-Meiningen erwiderte. Der Herr Abgeordnete hatte es sich doch zu leicht gemacht, als er die Rede des Oberst von Deimling benutzte, um mit einem Übermaß von

Männerstolz und Lungenkraft, das durch die Sache in keiner Weise geboten war, die Pose eines vaterlandrettenden Volkstribunen einzunehmen. Das Beifallgejohle der Sozialdemokraten, die es selbst nicht gewagt hätten, war sein verdienter Lohn. Aus dem Vorgange sind zweierlei Lehren zu entnehmen: zunächst die, daß es — schon aus Gründen der militärischen Disziplin — nicht wohlgetan ist, Truppenoffiziere, die sich in einer Frontstellung befinden, dem Reichstage gegenüberzustellen. Es war seinerzeit gewiß recht nützlich, daß Oberst von Deimling nach seiner Rückkehr vor dem Reichstage Zeugnis darüber ablegte, wie die Dinge in Südwestafrika standen, er hatte damals auch einen nachhaltigen Eindruck gemacht, darauf hätte man sich beschränken müssen. Daß sich die vor dem Feinde stehenden Truppenführer ihre Bedürfnisse, zu denen in diesem Falle auch die Eisenbahn gehört, persönlich im Parlament erbitten und durchfechten, ist ein Novum, das seine Ursache nur in den unglücklichen Ressortverhältnissen hat. Wo das Reich Krieg führt, ist die Kriegsverwaltung am Platze, die dann auch über die notwendigen parlamentarisch geschulten Kräfte verfügt. Wo wir 17000 Mann und viele Millionen Mark einsetzen, hört die Kolonialverwaltung auf, die zuständige Instanz für die militärischen Bedürfnisse zu sein. Sicherlich wäre das für das Kriegsministerium kein erwünschter Zuwachs, aber auf die Dauer können die Kolonialtruppen doch nicht so weiter in der Luft schweben bleiben, wie es gegenwärtig der Fall ist, wo sie niemand haben will und sie deshalb dem denkbar ungeeignetsten Ressort, der Kolonialverwaltung, unterstehn. Es sind und bleiben doch Truppen des Reiches. Niemand hat daran gedacht, die chinesische Expedition etwa dem Auswärtigen Amt zu unterstellen und einzugliedern. So gut wie das Kriegsministerium für den Rest der ostasiatischen Expedition bis auf diese Stunde zuständig ist, müßte es das auch für die militärischen Besatzungen in Afrika sein, sobald diese einen mehr als polizeilichen Charakter haben oder aus dem Rahmen einer Eingebornentruppe herauswachsen. Wieviel leichter ordnen sich die Dinge in Kiautschou dank der einfachen und natürlichen Organisation. Die Truppen in China sind ebenso wie die in Südafrika Reichstruppen, aus allen Kontingenten gemischt. So gut wie das königlich preußische Kriegsministerium für diese chinesischen Reichstruppen zuständig sein kann, kann es das auch für die südwestafrikanischen, deren Aufstellung, Ausrüstung usw. es gleichsam „inkognito" ohnehin besorgt. Das sogenannte Oberkommando der Schutztruppen gehört nicht in die Kolonialbehörde, sondern in das Kriegsministerium. Als Kommissar des Kriegsministers würde Oberst von Deimling, wenn überhaupt, jedenfalls nicht so gesprochen haben. So gut wie das Postwesen in den Kolonien dem Reichspostamt untersteht, muß das Kriegswesen beim Kriegsministerium bleiben.

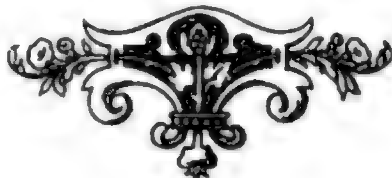
Die unwahren Nachrichten des „Standard" über englisch-russische Verständigungen mit ihrer Ausdehnung auf die Bagdadbahn haben in Deutschland sofort wieder ein Echo gefunden. Ein Teil unsrer Publizistik kann sich das Ausland gar nicht anders vorstellen, als daß irgendwo heimlich drei oder vier Minister, Diplomaten oder gar Staatsoberhäupter in heimlicher Verschwörung zusammensitzen, um Deutschland am langsamen Feuer zu schmoren. Von englischer amtlicher Seite ist schon in bestimmter Form ausgesprochen worden, daß eine Verständigung mit Rußland bisher nicht erreicht sei, also auch nicht eine solche auf Kosten Deutschlands. Die Engländer können das um so bestimmter erklären, als alle Versuche in dieser Richtung bisher immer nur von der englischen Seite ausgegangen sind. Was Rußland anlangt, so weiß man in Petersburg — ebenso wie in London —, daß Deutschland keine Verständigung andrer Mächte über die Bagdadbahn anerkennen würde, die ohne seine Zustimmung erfolgt wäre oder erfolgen würde, und daß es jede solche Abmachung als einen unfreundlichen Akt ansehen müßte. Rußland hat mit der Zusicherung nicht gezögert, daß es weit davon entfernt sei, in irgendeine Deutschlands Interessen berührende Abmachung zu willigen, und England hat die ganze Angelegenheit von sich abgelehnt.

Der Erlaß des Kaisers an den Reichskanzler, worin der Monarch nächst seiner Anerkennung für die Durchsetzung der Reichsfinanzreform auch seiner hohen Genugtuung über die Genesung des Kanzlers Ausdruck verleiht, hat in der Presse ziemlich allgemein eine weitergehende Auslegung dahin erfahren, daß der Kaiser offenbar den Wunsch gehabt habe, „dem Gewispel und Geraune", das an manchen Stellen immer noch nicht verstummen wollte, ein Ende zu machen und — wie der Hannoversche Courier es ausdrückt — „sich von der denkbar sichtbarsten Plattform zu seinem ersten und verantwortlichen Ratgeber zu bekennen". Was das Hannoversche Blatt noch hinzufügt, ist ebenfalls ein Reflex der Anschauungen weiter Kreise: das Kaiserliche Handschreiben werde diesen Zweck unzweifelhaft erfüllen, und gern werde man aus ihm entnehmen, daß an ein Revirement in der Spitze der Reichsgeschäfte nicht gedacht wird. „Daß unter den obwaltenden Umständen, und wie die Dinge sich nun einmal im Reiche und in Preußen gestaltet haben, eine Kanzlerschaft Bülow immer noch die beste Kanzlerschaft ist, gehört nachgerade wohl zu den Dingen, über die alle Welt einig ist." Der Hannoversche Courier nähert sich damit dem seit längerer Zeit mehrfach auch von den Grenzboten vertretnen Standpunkt. Es war allerdings eine auffällige Erscheinung, daß „das Gewispel und Geraune" gerade in hohen amtlichen Stellen — nicht, wie fälschlich behauptet worden ist, bei der Umgebung des Reichskanzlers — seine Stätte hatte. Mitglieder des diplomatischen Korps haben in dieser Beziehung recht seltsame Eindrücke gewonnen, und der Courier sagt nicht zuviel, wenn er offen ausspricht, daß zumal in den ersten drei bangen Wochen von manchen Seiten daran gearbeitet worden sei, die Stellung des Reichskanzlers zu untergraben. Dagegen ist das genannte Blatt im Irrtum mit der Behauptung, daß „die von Herrn Renvers von einem Tage zum andern angekündigte völlige Wiederherstellung" sich immer wieder verzögert habe. Einzelne Blätter mögen sich in solchen Ankündigungen gefallen haben, dem Geheimrat Renvers ist solches nie beigekommen. Er war von der Pflicht und der Verantwortlichkeit, die ihm dem Reiche, dem Reichskanzler und seinem eignen Gewissen gegenüber oblag, viel zu sehr durchdrungen, als daß er die Behandlung nicht nach der vollen Schwere und dem ganzen Ernste des Falles geleitet hätte. Er hatte von dem ersten Augenblick an die Zuversicht, daß es ihm gelingen werde, den Kanzler wiederherzustellen, aber er hat der Öffentlichkeit gegenüber niemals einen Termin dafür angegeben, am wenigsten „von einem Tage zum andern". Je größer die Verantwortlichkeit war, die er übernommen hatte, um so weniger konnte er gewillt sein, seine ärztliche Reputation auf das Spiel zu setzen und Dinge ankündigen, deren er nicht gewiß war. Professor Renvers hatte noch jüngst Gelegenheit genommen, sich einem der Tischgäste des Reichskanzlers gegenüber mit voller Schärfe über die Gewissenlosigkeit zu äußern, die ein Teil der Presse in dieser ganzen Angelegenheit beobachtet, ein andrer Teil wiederum ihm zugemutet habe.

Während nun der Kaiser „dem staatsmännischen Geschick und der aufopfernden Hingebung", mit der der Reichskanzler „am Entstehen wie am Gelingen der Finanzreform einen hervorragenden Anteil genommen" hat, seine volle Anerkennung zollt, glaubt ein Teil der Presse den persönlichen Anteil des Fürsten Bülow an dem Reformwerk nicht allzugroß bemessen zu dürfen. Schwerlich werden diese Blätter der Ansicht sein, daß der Leiter einer angesehenen Zeitung an der Behandlung der wichtigsten politischen Fragen der Zeit nicht seinen vollen persönlichen Anteil zu nehmen habe. Die verantwortliche Leitung des Reichs wiegt aber doch wohl noch etwas schwerer als die einer Zeitung. Selbstverständlich kann und wird sich der Reichskanzler nicht mit allen Einzelheiten der Steuervorlagen und ihrer Behandlung identifizieren können. Er hatte dazu um so weniger Anlaß, als er in dem Freiherrn von Stengel eine ausgezeichnete Kraft zur Verfügung hatte. Aber an dem Zustandekommen der Vorlagen im Bundesrat wie im Reichstage hat er seinen großen pflichtmäßigen Anteil zu beanspruchen. Seit sechs Jahren hat der Kanzler mit den Finanzministern der Einzelstaaten fast alljährlich Rücksprachen über diesen Gegenstand und Konferenzen unter seinem Vorsitz abgehalten. Besonders eingehend

waren seine Besprechungen noch mit dem hervorragend tüchtigen, dem Vaterlande leider allzufrüh entrissenen badischen Finanzminister Buchenberger. Auch mit den meisten deutschen Souveränen haben in dieser Zeit wiederholt Rücksprachen stattgefunden. Nach der Fertigstellung der Steuervorlagen im Reichsschatzamt waren sie im preußischen Staatsministerium und bei der Krone zu vertreten. Im November vorigen Jahres erfolgte die Einbringung in den Bundesrat und der Abschluß daselbst. Dann kam die Einbringung in den Reichstag mit einer Rede bei der ersten Etatsberatung. Seitdem hatte der Reichskanzler den Gang der Reformvorlagen Tag für Tag in allen Einzelheiten verfolgt und sie schließlich in beständiger Fühlung und in fortgesetzten Rücksprachen mit den einflußreichern Parlamentariern in den Hafen gelotst. So gering anzuschlagen ist diese mitwirkende Tätigkeit des Reichskanzlers neben aller berechtigten Anerkennung für den Schatzsekretär doch wohl nicht. Schon das einfache Pflicht- und Verantwortlichkeitsgefühl weist ihm ein reiches Maß von Tätigkeit bei Maßnahmen zu, die keineswegs rein finanzpolitischer, sondern, wie die Erbschaftssteuer und der Fahrkartenstempel, eminent politischer Natur sind, weil sie tief in die Steuergesetzgebung und in die Interessen der Einzelstaaten einschneiden. Hierbei läßt sich der Reichskanzler nicht ausschalten, auch wenn er es möchte. Was endlich die persönliche Beteiligung an diesen Fragen sowohl im Plenum als in der Kommission anlangt, so sind die Erfahrungen, die Fürst Bismarck in dieser Hinsicht gemacht hat, nicht gerade verführerisch. Es erweist sich für die praktische und förderliche Behandlung mancher Dinge viel nützlicher, daß der Reichskanzler für die vertrauliche Erörterung mit dem Bundesrat und den einzelnen Parteien des Reichstags gleichsam in Reserve bleibt, als daß er seinen persönlichen Einfluß in den Debatten selbst auf das Spiel setzt. Das wird sich bei Fragen, die schließlich doch nur auf dem Wege des Kompromisses zur Entscheidung gelangen, und bei denen es weniger darauf ankommt, die Parteien zu überzeugen als sie schließlich zu bestimmen, meist immer empfehlen. Einen solchen Einfluß kann der Reichskanzler aber viel besser im Hintergrunde der vertraulichen Besprechung als in den Debatten des Plenums oder der Kommissionen ausüben. Bei den vertraulichen Besprechungen kommen rein persönliche, nicht fraktionelle Einflüsse ganz anders zur Geltung, als das in der sorgfältig jedes Wort abwägenden öffentlichen Verhandlung der Fall sein kann, bei der der Reichskanzler sich immer vorgefaßten Meinungen, Fraktionsbeschlüssen usw. gegenüber befindet. Obwohl Freiherr von Stengel über ein reiches Maß von persönlichem Ansehen und Popularität im Reichstage zu verfügen hat, das ihm seine Aufgabe nicht unwesentlich erleichterte, hat die von ihm geleistete Arbeit doch leider ebenfalls so hohe Anforderungen an seine Gesundheit gestellt, daß ihn die Entscheidung auf dem Krankenbette fand. *§*

Lessing. Dr. Ernst Kretzschmar hat in der bei Bernhard Richter in Leipzig 1905 erschienenen Schrift: Lessing und die Aufklärung die religions- und geschichtsphilosophischen Anschauungen des großen Dichters und Kritikers sehr schön dargestellt und insbesondre nachgewiesen, daß dieser der seichten Aufklärerei nicht weniger feindlich gegenübergestanden hat als der unduldsamen Orthodoxie und nichts weniger als ein Atheist oder Feind der Religion gewesen ist. Leibniz war es, dessen Anschauungen er fortbildete. Seine Entwicklung gipfelt in der „Erziehung des Menschengeschlechts", die Kretzschmar als Anhang abdruckt.



Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

65. Jahrgang

Nr. 23

Ausgegeben am 7. Juni 1906

Inhalt: Seite

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Grenzboten

23

Der wirtschaftliche Aufschwung der bolivianischen Republik

Einen großen Vorteil hat Bolivien vor europäischen Ländern voraus. Es hat keine auswärtige Schuld. Die einzige, die bis vor kurzem existierte, war der Saldo der Forderungen, größtenteils chilenischer Untertanen, teilweise aus dem Jahre 1879 (Pazifischer Krieg), die in der Höhe von 6,5 Millionen Pesos Gold von der chilenischen Regierung in dem zwischen beiden Republiken vor kurzem abgeschlossenen Vertrage übernommen worden ist.

Dagegen verfügt Bolivien über größere Guthaben im Auslande. Es sind die folgenden: die von Brasilien an Bolivien in den Jahren 1904 und 1905 als Entschädigung für die Abtretung eines Teiles des Acregebiets gezahlten 2 Millionen Pfund Sterling. Von diesen sind festgelegt: 1 Million £ bei N. M. Rothschild & Sons, 1 Million £ bei dem Comptoir National d'Escompte de Paris. Beide Beträge sind nur für den projektierten Eisenbahnbau in Bolivien bestimmt, der im ganzen auf etwa 4 bis 5 Millionen £ taxiert wird.

Außer diesen 2 Millionen £ hat Bolivien noch 150000 £ bei dem Comptoir National d'Escompte disponibel. Diese 150000 £ sind im Oktober 1905 von Chile auf Grund des schon genannten Vertrags bezahlt worden. Ferner muß Chile eine gleiche Zahlung in diesem Jahre machen.

Weiter hat Chile in dem angezognen Vertrage die Verpflichtung übernommen, auf die für die Bahnen Uguni–Potosi, Oruro–La Paz, Oruro–Cochabamba–Santa Cruz, La Paz bis in die Gegend des Beni, Potosi–Sucre–Lagunillas–Santa Cruz zu investierenden Kapitalien während dreißig Jahren die Zinsgarantie von 5 Prozent jährlich zu stellen, und zwar unter der Bedingung, daß die jährlichen Kosten dieser Verpflichtung den Betrag von 100000 £ nicht übersteigen.

Außerdem muß Chile den chilenischen Hafen Arica mit La Paz auf seine Kosten durch eine Bahn verbinden und den Baukontrakt so bald wie möglich abschließen. Als Maximum für obige Zinsgarantien und für den Teil der Bahn, der über bolivianisches Territorium führt, sind von Chile 1700000 £ limitiert.

Der über bolivianisches Gebiet führende Teil der Bahn Arica—La Paz wird fünfzehn Jahre nach der Fertigstellung an Bolivien abgetreten.

Einzelheiten über Sonderbedingungen für die beiden letzten Verpflichtungen behalten sich die paktierenden Teile vor.

Um das Vertrauen im Ausland und ebenso die innere Entwicklung der Republik zu fördern, arbeitet die Regierung außerdem daran, die Währungsverhältnisse zu verbessern.

Die augenblickliche Währung des Landes ist Silber, das in der Münze von Potosi geprägt wird. Die Einheit ist der „Boliviano" (1 $), der bei einem Silberpreise von $27^{5}/_{16}$ d etwa 19 d wert ist. Da infolge der Silberschwankungen der Kurs des Boliviano ebenfalls bedeutend schwankte, ist am 1. Januar 1905 ein Gesetz in Kraft getreten, das das Pfund Sterling Gold als Landeswährung anerkennt, und zwar mit dem stabilen Werte von Boliviano 12,50 das £. Unter anderm müssen die Zölle zur Hälfte in Gold bezahlt werden, oder falls man Regulierung in Silber vorzieht, mit 5 Prozent Aufschlag (Kosten des Imports des Goldes).

Außerdem darf Silber nur exportiert, nicht importiert werden.

Durch dieses Gesetz hat man erreicht, daß die Schwankungen im Kurse bedeutend geringer geworden sind. Während sie im Jahre 1904 noch zwischen $18^{1}/_{8}$ d und $21^{3}/_{16}$ d variierten, war der niedrigste Kursstand im vorigen Jahre etwa 19 d und der höchste $20^{1}/_{4}$ d. Der erste Schritt zur Goldwährung ist also getan.

Ferner sind verschiedne Projekte zur Verbesserung des Finanzwesens in Bearbeitung.

Die Emission der bestehenden Banken — wir kommen noch darauf zurück — soll reduziert, oder es soll die Emission unifiziert werden.

Die finanzielle Lage Boliviens ist demnach dem Auslande gegenüber nicht allein die denkbar günstigste, sondern man ist noch eifrig an der Arbeit, durch weitere Konsolidierung im Innern das Vertrauen und das Interesse im Auslande zu festigen.

Was nun die innere Staatsschuld betrifft, so legte der Acrefeldzug dem Lande finanzielle Bürden auf, die nur durch Extraeinkünfte beschafft werden konnten. Man griff deshalb zu dem Hilfsmittel, sie sich von den einheimischen Banken zu verschaffen.

Die hiesigen Banken — es existierten damals Banco Nacional, Banco Franc^co Argandoña, Banco Industrial — hatten das Recht, Noten zu emittieren, und zwar 100 Prozent ihres Kapitals unter der Bedingung, daß 30 Prozent der sich im Umlauf befindenden Noten durch Metallbestände der Kassen gedeckt sein müßten. Diese Banken wurden autorisiert, die Emission auf 150 Prozent ihres Kapitals zu erhöhen, und dadurch in den Stand gesetzt, der Regierung

die für den Feldzug nötigen Mittel vorzustrecken. Daraus entstand eine innere Schuld, die inzwischen auf weniger als 2000000 Boliviano reduziert oder durch Staatsbonds mit Garantie der Zölle von La Paz, die jährlich etwa 1000000 Boliviano betragen, getilgt ist. Die Amortisation beträgt 6 Prozent, die Zinsen betragen 10 Prozent jährlich. Beides wird auf das pünktlichste, und zwar halbjährlich, reguliert. Im Umlauf waren Ende 1905 1998500 Boliviano Staatsbonds.

Außer dieser Schuld, die durch obige Bonds als beglichen zu betrachten ist, existiert noch eine weitere, veranlaßt durch Forderungen für Pension, Sold, Entschädigungsansprüche usw. des Acrefeldzugs. Diese Schuld wird durch Bonos de la Compensacion Militar beglichen, die ebenfalls pünktlich und halbjährlich verzinst (8 Prozent jährlich) und amortisiert (10 Prozent jährlich) werden. Im Umlauf sind immer 250000 Boliviano, und der amortisierte Teil wird erneuert.

Eine weitere, noch nicht anerkannte innere Schuld sind Forderungen ältern Datums, mit deren Regelung sich augenblicklich der Kongreß beschäftigt. Diese Forderungen, soweit sie berechtigt sind, sollen ebenfalls durch Staatsbonds getilgt werden. Ihr Betrag ist im ganzen etwa 4000000 Boliviano. Auch dieser Umstand beweist, daß man den festen Willen hat, allen gerechten Ansprüchen an die Regierung nachzukommen.

Was die Stadtverwaltungen anlangt, so sind bis jetzt Forderungen an diese, außer solchen von Privaten, nicht vorhanden. Dagegen beabsichtigt La Paz eine Anleihe im Betrage von 500000 Boliviano auszuschreiben, um eine neue Markthalle und Hospitäler zu bauen und die Kanalisierung von La Paz zu vervollständigen.

Schließlich hat sich Bolivien die Souveränität über die Zölle aus den Produkten der Nachbarstaaten Chile und Peru, die es infolge des Waffenstillstands und von interimistischen Verträgen verloren hatte, neuerdings wieder zu sichern gewußt.

Durch den schon erwähnten Vertrag mit Chile ist festgesetzt worden, daß Chile nur das Recht der Meistbegünstigung zur Einführung seiner Produkte und Fabrikate genießt. Dieselbe Bestimmung ist für Peru in einem Abkommen getroffen worden, das am 1. Juli 1906 in Kraft tritt.

Die bolivianischen Zolleinkünfte werden auf Grund dieser Abmachungen vermutlich um jährlich 1000000 Boliviano vermehrt werden.

Diese günstige finanzielle Lage der Republik hat auch die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich gezogen. Haben sich doch schon zwei deutsche Banken mit Niederlassungen in La Paz und Oruro im Laufe des letzten Jahres in Bolivien etabliert, und zwar ohne Emissionsberechtigung nachzusuchen. Es sind dies: die Bank für Chile und Deutschland, bolivianische Abteilung, und die Deutsche Überseeische Bank.

Ferner sind der Regierung wiederholt große europäische und nordamerikanische Kredite zur Verfügung gestellt worden. Von diesen Offerten hat Bolivien bis jetzt noch keinen Gebrauch gemacht.

Daß die ruhige finanzielle Entwicklung des Landes ganz besonders gefördert wird durch die energische, durchaus uneigennützige und zielbewußte Regierung, geht aus dem gesagten hervor. Präsident, Kongreß und Ministerium arbeiten sich Hand in Hand. Während das Ministerium in andern südamerikanischen Ländern häufig den Parteileidenschaften und dem Ehrgeiz Einzelner weichen muß, besteht das augenblickliche Ministerium in Bolivien schon seit zwei Jahren, also seit dem Regierungsantritte des Präsidenten Montes.

Nationale Fragen im westlichen Rußland

Von Eberhard Kraus

in wesentlicher Vorzug der antiken Welt war, daß sie wohl nationale Schöpfungen, aber nicht nationale Fragen kannte, daß große geistige Vermögensanhäufungen wie die hellenische, die römische Kultur auch von anderssprachigen Völkern in ihrem vollen Wert erkannt und unvermindert erhalten wurden. Die römischen Eroberer verbreiteten ihre Art und Sprache über die unterworfnen Barbarenstämme des Westens, keineswegs aber über die hellenistischen Bildungszentren des Ostens, ja die rauhen Sieger ließen sich selber willig mit dem Firnis griechischer Gesittung überziehen, und der echtere Glanz der oströmischen Reichshälfte überdauerte schließlich den der weströmischen. In Zeiten, die uns Heutigen als blutig und greuelvoll erscheinen, neigte sich alles willig vor der ältern und überlegnen Geistesmacht. Die germanischen Stämme, die von jeher leider ein recht schwach entwickeltes Selbstgefühl und eine übertriebne Vorliebe für das Fremde an den Tag legten, folgten, als sie sich in den Anfängen ihrer Kultur römischen Einflüssen und Überlieferungen unterordneten, im Grunde auch dem angebornen Gefühl der Ehrfurcht und der Bewundrung, das lernende Völker ihren Lehrmeistern entgegenbringen, solange in ihnen noch kein bewußter Widerspruch gegen die fremdartigen Anschauungen und Gedankengänge laut geworden ist. Genau denselben Erscheinungen begegnen wir bei den rückständigen Völkern des Mittelalters. Da die Deutschen damals nicht bloß die höhere Kultur, sondern auch die stärkere Arbeitsdisziplin und die strotzendere Kraft hatten, so wäre es einer zielbewußten Politik wohl nicht schwer gefallen, ganz Böhmen, Ungarn, Polen und Litauen zu germanisieren und während der Mongolenherrschaft die deutschen Einflüsse auch auf große Teile der russischen Welt auszudehnen. Die durch Ottos des Zweiten Sorglosigkeit verschuldete Niederlage bei Cotrone stärkte alle Widersacher des Reiches und brachte deshalb auch die unter seinen Vorgängern so aussichtsvoll begonnene Ausdehnung nach dem Osten zum erstenmal zum völligen Stocken. Es mußte geduldet werden,

daß sich der Böhmenherzog vorübergehend den Königstitel anmaßte. Otto der Dritte leistete sogar durch die Begründung der Erzbistümer Gnesen und Gran der Entstehung eines polnischen und magyarischen Nationalbewußtseins den denkbar größten Vorschub. Sehr treffend ist in dieser Zeitschrift neulich bemerkt worden, daß die große Mehrzahl der Kaiser des Mittelalters der Nord- und Ostseepolitik „absoluten Stumpfsinn" entgegenbrachte. Die unter Otto dem Großen von Gero begründete Nordostmark war später fast vollständig wieder verloren gegangen und mußte von den Askaniern aufs neue erobert werden. Nur wenige der Salier und der Staufer haben für die Erhaltung der deutschen Machtstellung etwas getan. Heinrich dem Dritten verdanken wir wenigstens die Bändigung des tschechischen Größenwahns und die Festlegung der Leithalinie als Ostgrenze gegen Ungarn, dem Rotbart Friedrich die Loslösung Schlesiens von Polen in einem Erbstreite des Piastenhauses. Friedrich der Zweite opferte dagegen im Vertrage von Metz den ganzen Nordosten der Eroberungssucht Waldemars des Zweiten, und es ist doch überaus bezeichnend, daß der im deutschnationalen Sinne nächst der Lechfeldschlacht entscheidendste Sieg des Mittelalters, der von Bornhöved, nicht von einem Kaiser, sondern von verbündeten Kleinfürsten, Bischöfen, Städten und Bauern erfochten wurde. Die Schauenburger, die Welfen, die Askanier und die Hohenzollern haben viele Unterlassungssünden der Kaiser gut gemacht, aber niemals hätten wir unser Volkstum soweit nach Osten auszubreiten vermocht, wenn es nicht gelungen wäre, die von der Kirche entfachte Kreuzzugsbegeisterung in den Dienst unsers nationalen Wachstums zu stellen (das geschah bekanntlich sogar in dem fernen Siebenbürgen), und wenn nicht slawische Fürsten in Pommern und Schlesien, ungarische Könige die geistigen und wirtschaftlichen Leistungen der Deutschen richtig geschätzt und die aus dem Westen kommenden Siedler bereitwillig aufgenommen hätten.

Die russischen Zaren standen von Iwan dem Schrecklichen bis zur großen Katharina der deutschen Einwanderung ebenfalls durchaus freundlich gegenüber, und sie wurden durch die weiche und duldsame Gemütsart ihrer Untertanen dabei mächtig unterstützt. Kein Volk verträgt sich im Grunde so leicht mit fremden Elementen wie das russische. Der russische Staat ist ähnlich wie der deutsche, französische, englische, spanische von germanischen Eroberern geschaffen worden — auch die Gründer der fränkischen Großmacht hatten sich ja nicht auf heimischem Boden, sondern auf Kriegszügen in der Fremde ihren weiten Blick und ihre zupackende Tatkraft erworben —, und nachdem die herrschgewaltigen Führer aus Wikingerblut dem unterworfnen Volk einmal ein großes Ausbreitungsgebiet gegeben hatten, wuchs es in dieses hinein wie ein Kind in einen zu weiten Anzug. Mackenzie Wallace erzählt uns, wie das russische Volk das Steppenland des Südens, das es doch schon einmal ganz beherrscht hatte, zu meiden begann, als dort kriegerische Nomadenstämme in immer wachsender Zahl auftauchten, wie es lieber langsam nordostwärts in die unermeßlichen finnischen Waldregionen vorrückte, wo es verträglich neben den Urbewohnern hauste, sich durch fleißiges Roden neue Heimstätten schuf und nicht durch Gewalt, sondern durch überlegene Fruchtbarkeit und Ausdehnungsfähigkeit weite Gebiete seinem

alten Besitz hinzufügte. Erst die mehr durch die Versumpfung der „goldnen Horde“ als durch eine allgemeine Volkserhebung bewirkte Befreiung vom Joch einer fremden Rasse zeigte diesem durchaus passiv angelegten, aber von einigen vorausschauenden Großfürsten wirtschaftlich und politisch disziplinierten Volke, wie stark und mächtig es war, sobald ein einheitlicher Wille es beherrschte. Beim russischen Volke kommt es mehr als bei irgendeinem andern darauf an, wie es geführt wird. Obwohl es sich in den ihm aufgedrungnen Kämpfen gegen Mongolen und Tataren sogar gegen den so gefürchteten Süden nahezu instinktmäßig im Kosakentum eine Grenzwehr geschaffen hatte, stärkte sie doch mehr die polnische als die eigne Macht, und erst die Konzentration des russischen Willens unter der halborientalischen Gewalt der Moskauer Zaren rettete Rußland vor der Gefahr des Zerfalls und der Unterjochung durch feindliche Nachbarn. Nicht angeborner Kriegergeist hat das russische Volk auf die Bahnen des Eroberers geführt, sondern seine aus freien, weiten Räumen, aus beispiellos günstigen geographischen Bedingungen üppig emporgeschossene Menschenfülle, die dieser trägen aber widerstandsfähigen Masse durch unausgesetzte feindliche Angriffe anerzogne Wehrhaftigkeit, endlich der Gegensatz des eignen religiösen Bekenntnisses zu dem aller Nachbarvölker. Ein Schritt folgte mit unerbittlicher Notwendigkeit auf den andern, und der berechtigte Patriotismus der Alexander Newski, Dimitri Donskoi, Minin und Posharski mußte schließlich im brutalen Chauvinismus der Panslawisten die Höhe des Wellenkammes erreichen, der schließlich im fernen Osten an den von einem emsigen Mongolenstamme gezognen Schutzdämmen überköpfte und zersprühte. Im Wirbelsturm des rastlos, dumm und blind aufeinanderprallenden Daseinswillens barbarischer Volksstämme hat sich diese ungeheure Woge erhoben, und wie sie hoch aufgepeitscht und heftig dahingetrieben wurde, ohne selber zu wissen, wohin die Fahrt ging, ist sie ganz mechanisch am ersten ernstern Widerstande zerschellt. Zurücktretend läßt sie einen Strand zurück, der mit bisher unbekannten Lebewesen, mit zahllosen aus ihren Tiefen emporgetauchten „nationalen Fragen“ besät ist. Gewiß hatte der deutschbaltische Lehrer Recht, der nach der Verkündung des zarischen Erlasses, durch den die Errichtung deutscher Schulen in den Ostseeprovinzen wieder freigegeben wurde, in einem intimen Kreise folgenden Trinkspruch ausbrachte: „Wenn uns jetzt unsre deutsche Schule wieder zurückgegeben wird, so danken wir das der Tatkraft und Weisheit Seiner Majestät. Erheben Sie mit mir Ihre Gläser, und stoßen Sie mit mir an: Seine Majestät der Mikado, er lebe hoch, hoch, hoch!“

Alle Zugeständnisse seit dem Beginn des unglücklichen Krieges gegen Japan waren Angstprodukte, und als solche sind sie auch in allen damit beglückten Kreisen beurteilt worden. Sind diese Geschenke von bleibendem Wert oder Truggold, das unter den Händen verschwindet? Auch durch die kühnsten und überraschendsten politischen Experimente hat sich die russische Regierung keinen einzigen zuverlässigen Bundesgenossen gewonnen. Bauen kann sie nur auf die Treue derer, die immer treu waren, das sind die Moskauer Altrussen, die grundsätzlich für eine starke Monarchie eintreten, und die Deutschen, die jederzeit ihre

Pflichten gegen den Staat auf das peinlichste erfüllt haben, wenn es auch neuerdings oft mit Zähneknirschen geschah. Seit sich die russische Regierung — was zum erstenmal unter Alexander dem Ersten, in noch verstärktem Maße unter Alexander dem Zweiten geschah — den Strömungen in der von allen möglichen Phantasien und Schlagworten beherrschten Gesellschaft hinzugeben begann, hat sie den Rocher de bronze, auf dem sie früher stand, verlassen und sich einem steuerlos dahintreibenden Fahrzeug mit unzuverlässigen, zur Meuterei geneigten Mannschaften anvertraut. Sie konnte von ihrer eignen erhöhten und festen Stellung aus früher feste Punkte am Horizont ins Auge fassen und ihren ausführenden Organen den Weg nach bestimmten Zielen vorschreiben, sie konnte, unbekümmert, ob sie sich damit volkstümlich machte oder nicht, die Entschlüsse fassen, die sie im Interesse des Staatswohls für die richtigen hielt. Sie konnte Rußland zum Nutzen des Ganzen regieren, auch wo sich dieser mit dem des wackern Iwan Iwanowitsch oder des würdigen Piotr Pawlowitsch nicht deckte. Heute steht sie mitten unter lärmenden und umherrasenden Gruppen, die ihr den freien Ausblick nehmen. Die breiten Volksmassen haben sich bisher noch nicht fähig gezeigt, aus eigner Kraft und Einsicht wirtschaftliche und geistige Fortschritte zu machen. Der russische Bauer steht heute kaum auf einer höhern Entwicklungsstufe als unter Peter dem Großen, aber er ist in seiner Art wenigstens zäh und beständig. Auf diesem schweren, unergiebigen Boden hat sich, wie vom Winde aus der Ferne herübergeweht, eine dünne Kulturschicht angesetzt, die jeden von den ausländischen Winden mitgeführten Samen, ob Kraut ob Unkraut, bereitwillig aufnimmt. Die geistige Beweglichkeit ist dem Ostslawen gewiß nicht abzusprechen, aber es fehlt ihm völlig an Ernst und kritischem Urteil. Intelligenz ohne Charakter ist eine höchst verhängnisvolle Gabe. Wer Rußland und die Russen kennt, vermag nach allem, was er in den letzten Jahrzehnten mit angesehen hat, kaum an die Möglichkeit einer gesunden Entwicklung, eines stetigen und organischen Fortschritts auf den bestehenden Grundlagen zu glauben. Dieselben Leute, die noch vor etwa acht bis zehn Jahren die Selbstherrschaft für den Urquell aller russischen Größe und Wohlfahrt erklärten und „Rußland für die Russen" reklamierten, lassen jetzt die rote Republik leben, fordern, daß Polen den Polen, Litauen den Litauern, die Ostseeprovinzen den Letten und den Esten überlassen werden. Man denke nur an die Beschlüsse des in Moskau versammelten Semstwokongresses, der sich doch großenteils aus begüterten und hochgebildeten Männern zusammensetzte! Solche Schwankungen vom brutalen Chauvinismus zur internationalen Knochenerweichung, wie sie die heutige russische Intelligenz heimsuchen, werden sicher bei keinem fremden Volke die Achtung und Sympathie für den herrschenden Stamm erhöhen. Die Absonderungsgelüste der Unterworfnen müssen sich schon par dépit verstärken. Vielleicht wird sich Finnland vorläufig mit dem zufrieden geben, was es erreicht hat. Die Finnländer sind loyal und werden es auch bleiben. Aber ihr Partikularismus konnte sich in den Leiden der Russifizierungspolitik nur härten, und die durchaus demokratische, teilweise sogar stark sozialistische Färbung, die die öffentlichen Zustände dieses Landes heute anzunehmen beginnen, wird sicher

nicht dazu beitragen, den Hang des selbstbewußten Nordlandvolkes zur Eigenbrödelei und zur starren Opposition zu mindern. Die Polen sind niemals zu versöhnen, sie werden sicher auch die weitestgehenden Zugeständnisse der Regierung nur als eine karge Abschlagszahlung ansehen.

Außer dem Heer und den nahezu automatisch wirkenden zentralistischen Einrichtungen sind es also nur die Überlieferungen der altrussischen und der deutschen Bevölkerungskreise, auf die sich die Reichseinheit und die monarchische Gewalt mit Sicherheit stützen können. In ihrer systemlosen Ausbreitung über das ganze Reich haben die russischen Deutschen ein ebenso großes Interesse an der freien bürgerlichen Selbstverwaltung wie an der Erhaltung einer starken staatlichen Autorität, die ihnen Schutz vor den mörderischen und räuberischen Gelüsten anarchistischer Rotten gewähren kann. Aber weil die Deutschen überall eine Oberschicht bilden, die als dünne Decke über gärenden Massen liegt, weil sie als Studierte, Gewerbsleute, Kolonisten so gesittet und wohlanständig sind und so wenig Neigung zu rücksichtsloser, begehrlicher Vertretung nationaler Forderungen zeigen, wird die russische Regierung sie nur so lange in ihrem Besitz schützen, als sie stark genug ist, ihre eigne Macht und ihren eignen Besitz an Ansehen und politischem Einfluß zu wahren. Beginnt sich Rußland, ähnlich wie das heutige Österreich-Ungarn, in seine Urbestandteile aufzulösen, dann wird das fremde Volk von der Regierung die größten Zugeständnisse erlangen, das auf sie den stärksten Druck auszuüben, ihr die größten Sorgen und Verlegenheiten zu bereiten vermag, und das wird sicher nicht das deutsche, sondern neben dem finnländischen das polnische sein. Es würde zu weit führen, hier alle die Ursachen aufzuzählen, die in Staatswesen von der Beschaffenheit Rußlands und Österreich-Ungarns einen hochentwickelten Parlamentarismus zu einer Quelle der Zersetzung machen müssen. Die Zahl dieser schwächenden Kräfte ist Legion. Die Reichsduma wird deshalb, sobald sie sich der nationalen Probleme zu bemächtigen sucht, durch die kaiserliche Gewalt und das Oberhaus (Reichsrat) sehr entschieden in ihre Schranken zurückgewiesen werden müssen.

Sogar in der Zeit der slawophilen Hochflut unter Alexander dem Dritten hat die Regierung dieselben Deutschen, die sie auf ihrer ererbten Scholle mit schonungsloser Härte verfolgte und unterdrückte, im Staats- und Heeresdienst wohl auszunutzen verstanden. In den höchsten Reichsämtern, in Ministerien und Kommandostellen waren Deutsche auch dann, als der Haß gegen sie am stärksten war, noch immer in einer Zahl anzutreffen, die ihren Anteil an der russischen Gesamtbevölkerung weit überstieg. Im Kriege gegen Japan wie während der Revolutionsmonate haben sie sich als tüchtig und treu bewährt. Die russische Regierung handelt also nur in ihrem und des Gesamtreiches Interesse, wenn sie diese erprobten Kräfte auch weiter auf verantwortungsvollen Posten verwendet. In seinem angebornen Phlegma duldet der Durchschnittsrusse die Fremden willig inmitten seiner nationalen Heiligtümer. Noch als Rußland ein geschlossener Nationalstaat war, erhielt sich in Moskau jahrhundertelang eine deutsche Kolonie, und die deutschen Kirchenschulen in Petersburg und Moskau wurden auch in der Blütezeit des neurussischen Chauvinismus nicht russifiziert. Seit Peter dem Großen hat der Russe gelernt, der Führung des

Fremden zu vertrauen. Freilich — Sympathie hat er seinem ernsthaften und unbequem genauen Lehrmeister niemals entgegengebracht, und Nekrassow schildert in eindrucksmächtigen Versen, anscheinend mit innerer Genugtuung, einen grausigen Vorgang, wie russische Bauern einen hartherzigen deutschen Verwalter lebendig begraben. Umgekehrt urteilt der Deutsche über den Leichtsinn und die Trägheit seiner russischen Berufsgenossen oder Untergebnen mit der ganzen Schärfe der Lebensanschauung, die den kategorischen Imperativ formuliert hat. Mackenzie Wallace stellt uns in einem der ersten Kapitel seines Standard-work „Rußland" in der Person eines aus Preußen nach Rußland berufnen Gutsverwalters den ganzen unversöhnlichen Gegensatz zwischen teutonischer und slawischer Art vor Augen: „Die Leibeignen (man stand damals erst in den Anfängen der Bauernbefreiung) sehnten sich instinktiv nach den guten alten Zeiten, wo sie unter dem rauhen, kurz angebundnen patriarchalischen Regiment ihres Herrn standen, dessen »Burmister« oder Aufseher einer der Ihrigen war. Zwar war der Burmister im Verkehr mit ihnen nicht immer ehrlich gewesen, und der Herr hatte ihnen oft im Zorn harte Strafen auferlegt. . . . Aber das russische Sprichwort sagt: »Wo jäher Zorn ist, da fehlt auch Wohlwollen und Güte nicht.« Karl Karlitsch war dagegen die Verkörperung harter, unbeugsamer Gesetze. Blinde Wut und mitleidsvolle Güte waren seinem Regierungssystem beide gleich fremd. . . . Wenn irgendein Stück Arbeit gut ausgeführt worden war, so nahm er das als selbstverständlich hin und dachte nie daran, ein Wort der Anerkennung zu spenden."

So ungeheuer groß aber auch die Unterschiede im Nationalcharakter sein mögen, so hat es sich doch gezeigt, daß der Deutsche unter russischen Vorgesetzten zu arbeiten vermag, wenn diese einsichtsvoll genug sind, die Vorzüge seines schlichten und selbstlosen Schaffens zu erkennen, daß er sich auch als Führer zu behaupten weiß, weil unter seiner ruhigen Konsequenz, seiner zähen Energie die passiven Widerstände des slawischen Naturells schließlich erlahmen müssen. Ein harmonisches Zusammenwirken läßt sich auch zwischen deutschen und russischen Anhängern der Kulturideale des bürgerlichen Abendlandes herstellen. Ganz unmöglich aber ist es, die deutschen und die russischen Begriffe von Bildung, Schule, Erziehung, Sittlichkeit miteinander zu vereinen, unmöglich zwischen der deutschen und der jüngern russischen „Intelligenz" auch nur die schwächste Verbindungsbrücke zu schlagen — sofern man den Erregungszustand, in den Fieberkeime aus dem demokratischen Frankreich, dem revolutionären polnisch-jüdischen Westen, dem immer zur Anarchie neigenden nomadischen Südrußland das ursprünglich schwerfällige, aber gerade darum zu unvermittelten Sprüngen neigende großrussische Denken versetzt haben, überhaupt noch als Ausdruck einer geordneten Geistestätigkeit ansehen will.

Wer Nekrassow, Dostojewski, Leo Tolstoi kennt, mußte mit ziemlicher Sicherheit im voraus angeben können, welche Richtung die geistigen und die politischen Bestrebungen des jungen Rußlands nehmen würden, sobald es sich für einen Augenblick des äußern Druckes ledig fühlte. Und da neben Polen, Juden und Letten schließlich doch Russen in weit überwiegender Mehrzahl an allen revolutionären Anschlägen, allen politischen Verbrechen beteiligt sind, so muß das

russische Volk vor allem seine irregeleitete Intelligenz anklagen, wenn in sämtlichen Westgebieten eine separatistische Revolutionsbewegung entfesselt wurde, die das Gefüge des russischen Staatswesens ernstlich zu erschüttern begann. Man braucht sich doch nur die furchtbare Rückwirkung der Moskauer Aufruhrtage auf die Mordbrennereien in Polen, dem Südwesten und den Ostseeprovinzen ins Gedächtnis zurückzurufen.

Der von Mackenzie Wallace so lebensvoll gezeichnete deutsche Gutsverwalter wußte schon am Anfang der sechziger Jahre ganz genau, wie es um das sittliche Empfinden der russischen Gebildeten stand. Er äußerte im vertrauten Gespräch zu seinem englischen Gaste: „In alten Zeiten hielt man Übeltäter allgemein für schlechte, gefährliche Leute; aber es ist kürzlich entdeckt worden, daß das auf Täuschung beruht. Ein junger, in der Nähe wohnender Gutsbesitzer (!) versichert mir, daß sie die wahren Protestanten und die mächtigsten Reformatoren seien. Sie protestieren durch die Tat gegen die Mängel der sozialen Ordnung, deren unfreiwillige Opfer sie sind. Der schwache, charakterlose Mensch schleppt ruhig seine Ketten; der kühne, großmütige, starke dagegen zerbricht seine Fesseln und hilft andern dasselbe tun. Eine recht geistreiche Verteidigung jeder Sorte von Schurkenstreichen, nicht wahr?"

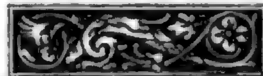
Die „nationalen Fragen", die durch die russische Revolution besonders im westlichen Teile des Reichs in lebhaften Fluß gebracht worden sind, sind so verschieden geartet, daß jede für sich betrachtet und beurteilt werden muß. Von der Judenfrage, die allein eine besondre Studie fordern würde, muß hier ganz abgesehen werden. Auch auf die Verhältnisse in Finnland braucht nicht näher eingegangen zu werden, da dort sowohl die Russifizierung wie die fennomane Bewegung zum Stillstande gekommen sind, und die Lähmung der 350000 Schweden durch die nahe an $2^1/_2$ Millionen zählenden Finnen wirksamer auf dem Wege einer vorschreitenden Demokratisierung als einer leidenschaftlichen nationalen Agitation besorgt werden dürfte.

Über die kleinrussische Bewegung sind wir vor allem durch die in Lemberg erscheinende „Ruthenische Revue" unterrichtet worden. Diese Bewegung hat während der Revolutionsmonate nicht den Umfang angenommen, den man nach den Schilderungen der ruthenischen Schriftsteller in einer Zeit allgemeiner Auflösung wohl hätte erwarten können. Ihre Träger scheinen also mehr demokratisch gerichtete Gruppen von Intellektuellen als breitere Volkskreise zu sein. Die russische Regierung berechnet in ihren amtlichen Veröffentlichungen die Zahl der Bewohner kleinrussischen Stammes auf etwas über 17 Millionen Seelen, von denen 13 bis 14 Millionen in zusammenhängenden Siedlungen in den westlichen und den südwestlichen Gouvernements leben mögen. Nach neuern Schätzungen, die durch die Ergebnisse der Volkszählung von 1897 eher bestätigt als widerlegt werden, gibt es in Rußland nicht weniger als 22 Millionen Kleinrussen, außerdem 6 Millionen Weißrussen. Großrussen und Kleinrussen stehn sich im Grunde so fremd und feindselig gegenüber wie etwa Polen und Tschechen, Deutsche und Dänen. Sie sind aber nicht bloß durch die gleiche Konfession, sondern auch durch die gleiche Schriftsprache verbunden, und solange alle bedeutendern Zeitungen im südwestlichen Rußland in großrussischer Sprache er-

scheinen, werden die Versuche, die Schriftsprache der galizischen Ruthenen auch auf russischem Boden einzubürgern oder der kleinrussischen Poesie den alten Glanz und den verlornen Einfluß auf die Gemüter zurückzugeben, über die rein ideale Bedeutung der deutschen Dialektliteratur und der provenzalischen Félibres schwerlich hinausgelangen. Eine kleinrussische Frage würde erst entstehn, sobald die Zerbröcklung in nationale Interessenzonen in Rußland einmal ähnliche Dimensionen annehmen sollte wie heute im westleithanischen Österreich. Dann würden die Kleinrussen sofort in einen Zweifrontenkampf gegen das Großrussentum im Nordosten und das Polentum im Nordwesten eintreten. Es ist gut, daß hinter unsern östlichen Nachbarn auch Leute wohnen und nicht völkerverbindende Wogen rollen wie hinter den Franzosen und den Engländern. Verfallen die Russen wieder einmal in ihre alten Tücken und Ränke, dann genügt es wohl, ihnen ihre Erfahrungen mit den „Gelben" Ostasiens ins Gedächtnis zurückzurufen, und erlangen die Polen Rußlands einmal Autonomie und volle Freiheit zu großpolnischen Agitationen, so werden sie sich zwischen Deutschen und Kleinrussen doch keineswegs in beneidenswerter Lage befinden. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen!

In den Gouvernements Bessarabien, Podolien, Chersson und Jekaterinoslaw leben auch Rumänen in der Stärke von etwa einer Million, die aber wohl zu wenig zahlreich und zu stark mit Kleinrussen, Juden usw. durchsetzt sind, als daß sie in diesen Gebieten jemals ein ähnliches politisches Gewicht erlangen könnten wie ihre Stammesgenossen im östlichen Ungarn. Wie bunt zusammengewürfelt übrigens die Bevölkerung des südlichen Rußlands ist, und wie wenig anziehende und anschmelzende Kraft die russische Nation dort entwickelt hat, wird grell durch die merkwürdige Tatsache illustriert, daß es im Gouvernement Cherson mehrere hundert Schweden gibt, Nachkommen der bei Poltawa gefangnen Krieger Karls des Zwölften, die, obwohl sie sich mit russischen Frauen vermählten und mit ihren Nachbarn Russisch sprachen, doch ihre häusliche Sprache auf eine ganze Reihe späterer Geschlechter zu vererben wußten.

(Schluß folgt)



Goethe, Kant und Chamberlain

2

So weit und tief die Kluft zwischen Goethe und Kant sein mochte, Goethe fand doch eine Brücke zu Kant hinüber. Wir lassen ihn selbst erzählen.

Kants Kritik der reinen Vernunft war schon längst erschienen, sie lag aber völlig außerhalb meines Kreises. Ich wohnte jedoch manchem Gespräch darüber bei, und mit einiger Aufmerksamkeit konnte ich bemerken, daß die alte Hauptfrage sich erneuere, wieviel unser Selbst und wieviel die Außenwelt zu unserm geistigen Dasein beitrage. Ich hatte beide niemals gesondert, und wenn ich nach meiner Weise über Gegenstände philosophierte, so tat ich es mit un-

bewußter Naivität und glaubte wirklich, ich sähe meine Meinungen vor Augen. Sobald aber jener Streit zur Sprache kam, mochte ich mich gern auf diejenige Seite stellen, welche dem Menschen am meisten Ehre macht, und gab allen Freunden vollkommen Beifall, die mit Kant behaupteten, wenngleich alle unsre Erkenntnis mit der Erfahrung angehe, so entspringe sie doch nicht eben alle aus der Erfahrung. Die Erkenntnisse a priori ließ ich mir auch gefallen, sowie die synthetischen Urteile a priori; denn hatte ich doch in meinem ganzen Leben, dichtend und beobachtend, synthetisch, und dann wieder analytisch verfahren; die Systole und Diastole des menschlichen Geistes war mir, wie ein zweites Atemholen, niemals getrennt, immer pulsierend. Für alles dieses jedoch hatte ich keine Worte, noch weniger Phrasen; nun aber schien zum erstenmal eine Theorie mich anzulächeln. Der Eingang war es, der mir gefiel; ins Labyrinth selbst konnt ich mich nicht wagen: bald hinderte mich die Dichtungsgabe, bald der Menschenverstand, und ich fühlte mich nirgend gebessert. ... Nun aber kam die Kritik der Urteilskraft mir zu Händen, und dieser bin ich eine höchst frohe Lebensepoche schuldig. Hier sah ich meine disparatesten Beschäftigungen nebeneinandergestellt, Kunst und Naturerzeugnisse, eins behandelt wie das andre, ästhetische und teleologische Urteilskraft erleuchteten sich wechselsweise. Wenn auch meiner Vorstellungsart nicht eben immer dem Verfasser sich zu fügen möglich werden konnte, so waren doch die großen Hauptgedanken des Werks meinem bisherigen Schaffen, Tun und Denken ganz analog; das innere Leben der Kunst sowie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus war im Buche deutlich ausgesprochen. Die Erzeugnisse dieser zwei unendlichen Welten sollten um ihrer selbst willen da sein, und was neben einander stand, wohl für einander, aber nicht absichtlich wegen einander. Meine Abneigung gegen die Endursachen war nun geregelt und gerechtfertigt; ich konnte deutlich Zweck und Wirkung unterscheiden, ich begriff auch, warum der Menschenverstand beides oft verwechselt. Mich freute, daß Dichtkunst und Naturkunde so nahe miteinander verwandt seien, indem beide sich derselben Urteilskraft unterwerfen.

Also die Abneigung gegen Zwecke und die Anerkennung einer innern Notwendigkeit, die dem Kunstwerk wie dem Tiere seine Gestalt gebe, das war es, was ihn mit Kant verband. In Beziehung auf das Kunstwerk hat ohne Zweifel die allerpersönlichste Erfahrung sein Urteil bestimmt. Ist es doch bekannt, daß er sich manchmal des Nachts gedrängt fühlte, aufzustehn, um ein plötzlich in seiner Seele fertig gewordnes Gedicht auf das immer bereitliegende Blatt hinzuwerfen, das er sich nicht einmal gerade zu rücken die Zeit nehmen durfte, sodaß die Zeilen diagonal zu stehn kamen. In Tieren und Pflanzen aber liebte er die Schönheit und den wunderbaren Bau viel zu sehr, als daß es ihm nicht widerstrebt hätte, ein solches Geschöpf und seine Einrichtung und seine Eigenschaften nur als einen Gebrauchs- oder Genußgegenstand für Menschen zu betrachten, zumal da ja, wie auch Ratzel einmal hervorgehoben hat, in Urwäldern und Meerestiefen unzählige herrliche Geschöpfe leben und vergehn, die nie ein Mensch zu sehen, geschweige denn zu nutzen bekommt. Goethe schreibt über die teleologische Auffassung unter anderm:

Der Mensch ist gewohnt, die Dinge nur in dem Maße zu schätzen, als sie ihm nützlich sind, und da er seiner Natur und Lage nach sich für das Letzte der Schöpfung halten muß: warum sollte er auch nicht denken, daß er ihr letzter Endzweck sei? Warum sollte sich seine Eitelkeit nicht den kleinen Trugschluß erlauben? Weil er die Sachen braucht und brauchen kann, so folgert er daraus: sie seien hervorgebracht, daß er sie brauche. Warum soll er nicht die Widersprüche, die er findet, lieber auf eine abenteuerliche Weise heben, als von den Forderungen, in denen er sich einmal

befindet, nachlassen? Warum sollte er ein Kraut, das er nicht nutzen kann, nicht Unkraut nennen, da es wirklich nicht an dieser Stelle für ihn existieren sollte? Eher wird er die Entstehung der Distel, die ihm die Arbeit auf seinem Acker sauer macht, dem Fluch eines erzürnten guten Wesens, der Tücke eines schadenfrohen bösen Wesens zuschreiben, als eben diese Distel für ein Kind der großen allgemeinen Natur zu halten, das ihr ebenso nahe am Herzen liegt als der sorgfältig gebaute und so sehr geschätzte Weizen. . . . Wie sehr ein Naturforscher Ursache habe, sich von dieser Vorstellungsart zu entfernen, können wir an dem bloßen Beispiel der Botanik sehen. Der Botanik als Wissenschaft sind die buntesten und gefülltesten Blumen, die eßbarsten und schönsten Früchte nicht mehr, ja in gewissem Sinne nicht einmal so viel wert als ein verachtetes Unkraut im natürlichen Zustande, als eine trockne, unbrauchbare Samenkapsel. Ein Naturforscher also wird sich nun einmal schon über diesen trivialen Begriff erheben müssen, ja wenn er auch als Mensch jene Vorstellungsart nicht loswerden könnte, wenigstens insofern er ein Naturforscher ist, sie so viel als möglich von sich entfernen.

Nun, wenn die „Unkräuter" den Forschungstrieb des Forschers befriedigen, so sind doch auch sie eines Menschen, also des Menschen wegen da. Zu denken, daß die Distel ihrer selbst wegen da sei, hat deswegen keinen Sinn, weil sie kein Bewußtsein hat. Nur bei bewußten Wesen, also allerdings auch bei den Tieren, hat es einen Sinn zu sagen: dieses Wesen ist um seiner selbst willen da, womit wir meinen: um sich seines Daseins zu freuen, um sein Dasein zu genießen. Für ein unbewußtes Wesen, wie die Distel ist, existiert weder ihre Schönheit noch ihr kunstvoller Bau. Und die Natur, der die Distel am Herzen liegt, ist entweder eine poetische Personifikation, die mit Wissenschaft nicht das mindeste zu tun hat, oder sie ist der als Weltseele gedachte bewußte, also persönliche Gott — dem kann etwas am Herzen liegen —, oder sie ist eine leere Redensart. Daß der Naturforscher, der entweder die Gattungsmerkmale einer Pflanze oder ihren innern Bau untersucht oder ihre Lebensvorgänge beobachtet, dabei von ihrer Brauchbarkeit absehen muß, versteht sich ganz von selbst. Man kann jeden Naturgegenstand als Forscher, als Künstler oder als Techniker behandeln, und solange man ihn von dem einen Standpunkt aus betrachtet, darf und kann man nicht zugleich auf dem andern stehn. Aber aus der Berechtigung des einen dieser drei Standpunkte folgt nicht, daß die andern beiden unberechtigt seien. Doch wir wollen Goethes Auffassung nicht ausführlich kritisieren, sondern bemerken nur noch, daß er sich nicht bloß gegen die Teleologie in ihrer rohesten Form wendet, wonach zum Beispiel die Korkeiche ihre Rinde bloß zu dem Zwecke bekommen hätte, den Weintrinkern das Material zu Stöpseln zu liefern, sondern daß er auch nicht glaubt, dem Ochsen seien seine Hörner zum Stoßen gegeben; man dürfe nicht sagen: Der Ochse hat Hörner, damit er stoßen könne, sondern: weil er Hörner hat, gebraucht er sie, sich damit zu wehren. Die Biologen haben also Recht, Goethe für sich in Anspruch zu nehmen, und viel weniger Ursache, mit ihm unzufrieden zu sein als die Physiker; alles Lebendige lag ihm eben näher als das Tote. Und gerade auch den Biologen Darwinscher Richtung scheint er auf den ersten Blick sehr weit entgegenzukommen oder vorangegangen zu sein. Man vernehme!

Bei der Ähnlichkeit des Affen und Menschen, bei dem Gebrauch, den einige geschickte Tiere von ihren Gliedern machen, konnte man auf die Ähnlichkeit des

vollkommnen Geschöpfes mit unvollkommneren Brüdern gar leicht geführt werden, und es fanden von jeher bei Naturforschern und Zergliederern solche Vergleichungen statt. Die Möglichkeit der Verwandlung des Menschen in Vögel und Gewild, welche sich der dichterischen Einbildungskraft gezeigt hatte, wurde durch geistreiche Naturforscher [in entgegengesetzter Richtung] auch dem Verstande dargestellt. ... Fragt man aber nach den Anlässen, wodurch eine so mannigfaltige Bestimmbarkeit zum Vorschein komme, so antworten wir vorerst: Das Tier wird durch Umstände zu Umständen gebildet; daher seine innere Vollkommenheit und seine Zweckmäßigkeit nach außen. ... Das Wasser schwellt die Körper, die es umgibt, berührt, in die es mehr oder weniger hineindringt, entschieden auf. So wird der Rumpf des Fisches, besonders das Fleisch desselben, aufgeschwellt nach den Gesetzen des Elements. Nun muß nach den Gesetzen des organischen Typus auf diese Aufschwellung des Rumpfes das Zusammenziehen der Extremitäten oder Hilfsorgane folgen. Die Luft, indem sie das Wasser in sich aufnimmt, trocknet aus. Der Typus also, der sich in der Luft entwickelt, wird, je reiner, je weniger feucht sie ist, desto trockner inwendig werden; und es wird ein mehr oder weniger magerer Vogel entstehn. ... So wird man die Wirkung des Klimas, der Berghöhe, der Wärme und Kälte nebst den Wirkungen des Wassers und der gemeinen Luft auch zur Bildung der Säugetiere sehr mächtig finden. ... Man erlaube uns einigen poetischen Ausdruck, da Prosa wohl nicht hinreichen möchte. Ein ungeheurer Geist, wie er im Ozean sich wohl als Walfisch dartun konnte, stürzt sich in ein sumpfig-kiesiges Ufer einer heißen Zone; er verliert die Vorteile des Fisches, ihm fehlt ein tragendes Element, das dem schwersten Körper leichte Beweglichkeit durch die mindesten Organe verleiht. Ungeheure Hilfsglieder bilden sich heran, einen ungeheuern Körper zu tragen. Das seltsame Wesen fühlt sich halb der Erde, halb dem Wasser angehörig und vermißt alle Bequemlichkeit, die beide ihren entschiednen Bewohnern zugestehn. Und es ist sonderbar genug, daß diese Sklaverei, „dieses innere Unvermögen, sich den äußern Verhältnissen gleichzustellen“ [wie d'Alton in einer Beschreibung der Faultiere gesagt hatte], auch auf seine Abkömmlinge übergeht, die ihre Herkunft nicht verleugnen.

Er versucht nun im einzelnen nachzuweisen, wie sich durch allmähliche Umbildung aus dem Walfisch das Riesenfaultier entwickelt haben möge. Trotz diesen äußerlichen Ähnlichkeiten ist aber Goethes Auffassung von der Darwinschen grundverschieden. Diese kennt kein „von innen“ und mutet uns zu, für möglich zu halten, daß alle organischen Wesen mit ihrem wunderbaren Bau und ihren schönen Gestalten bloß durch mechanische Einwirkungen von außen und durch mechanische Anpassung der zu einem Organismus vereinigten Atomgruppen an die Umgebung entstanden seien. Goethe dagegen erkennt, wie schon aus einem der angeführten Sätze hervorgeht, in der Umbildung das Ergebnis einer Wechselwirkung zwischen der Umwelt und der jedem organischen Typus eignen Bildungskraft. Man muß ihn also nach den heutigen Schulbezeichnungen zu den Vitalisten zählen und wird ihn neben Reinke stellen dürfen. Einige weitere Anführungen werden das über jeden Zweifel erheben.

Dies also hätten wir gewonnen, ungescheut behaupten zu dürfen, daß alle vollkommneren organischen Naturen, worunter wir Fische, Amphibien, Vögel, Säugetiere und an der Spitze der letzten den Menschen sehen, alle nach einem Vorbilde geformt seien, das nur in seinen sehr beständigen Teilen mehr oder weniger hin und her weicht und sich noch täglich durch Fortpflanzungen aus- und umbildet. Sollte es denn aber unmöglich sein, da wir einmal anerkennen, daß die schaffende Gewalt nach einem allgemeinen Schema die vollkommneren organischen Naturen erzeugt und entwickelt, dieses Urbild, wo nicht den Sinnen, doch dem Geiste darzustellen? ... Wird uns nicht schon die Urkraft der Natur, die Weisheit eines denkenden Wesens,

welches wir derselben unterzulegen pflegen, respektabler, wenn wir selbst ihre Kraft bedingt annehmen und einsehen lernen, daß sie ebensogut von außen als nach außen, von innen als nach innen bildet? Der Fisch ist für das Wasser da, scheint mir viel weniger zu sagen, als: der Fisch ist in dem Wasser und durch das Wasser da; denn dieses letzte drückt viel deutlicher aus, was in dem erstern nur dunkel verborgen liegt, nämlich die Existenz eines Geschöpfes, welches wir Fisch nennen, sei nur unter der Bedingung eines Elements, das wir Wasser nennen, möglich, nicht allein, um darin zu sein, sondern auch, um darin zu werden. [An einer andern Stelle schreibt er: „Hier wird nicht nach Ursachen gefragt, sondern nach Bedingungen, unter welchen die Phänomene erscheinen."] Eben dieses gilt von allen übrigen Geschöpfen. Dieses wäre also die erste und allgemeinste Betrachtung von innen nach außen und von außen nach innen. Die entschiedne Gestalt ist gleichsam der innere Kern, welcher durch die Determination des äußern Elements sich verschieden bildet. [Also der Typus, die Gestalt ist gegeben, wird durch den Mechanismus der Umgebung nicht gebildet, sondern nur umgebildet.] Eben dadurch erhält ein Tier seine Zweckmäßigkeit nach außen, weil es von außen so gut als von innen gebildet worden; und was noch mehr, aber natürlich ist, weil das äußere Element die äußere Gestalt eher nach sich als die innere umbilden kann. Wir können dieses am besten bei den Robbenarten sehen, deren Äußeres soviel von der Fischgestalt annimmt, wenn ihr Skelett uns noch das vollkommne vierfüßige Tier darstellt. Wir treten also weder der Urkraft der Natur noch der Weisheit und der Macht eines Schöpfers zu nahe, wenn wir annehmen, daß jene mittelbar zu Werke gehe, diese mittelbar im Anfange der Dinge zu Werke gegangen sei. Ist es nicht dieser großen Kraft anständig, daß sie das Einfache einfach, das Zusammengesetzte zusammengesetzt hervorbringe? Treten wir ihrer Macht zu nahe, wenn wir behaupten: sie habe ohne Wasser keine Fische, ohne Luft keine Vögel, ohne Erde keine übrigen Tiere hervorbringen können, so wenig als sich die Geschöpfe ohne die Bedingung dieser Elemente existierend denken lassen? Gibt es nicht einen schönern Blick in den geheimnisreichen Bau der Bildung, welche, wie nun immer mehr allgemein anerkannt wird, nach einem einzigen Muster gebaut ist, wenn wir, nachdem wir das einzige Muster immer genauer erforscht und erkannt haben, nunmehr fragen und untersuchen: Was wirkt ein allgemeines Element auf eben diese allgemeine Gestalt? Was wirkt die determinierte und determinierende Gestalt diesen Elementen entgegen? Was entsteht durch diese Wirkung für eine Gestalt der festen, der weichern, der innersten und der äußersten Teile? ... Die Teile des Tieres, ihre Gestalt untereinander, ihr Verhältnis, ihre besondern Eigenschaften bestimmen die Lebensbedürfnisse des Geschöpfs. ... Wir denken uns also das abgeschlossene Tier als eine kleine Welt, die um ihrer selbst willen und durch sich selbst da ist. So ist auch jedes Geschöpf Zweck seiner selbst, und weil alle seine Teile in der unmittelbarsten Wechselwirkung stehn, ein Verhältnis gegeneinander haben und dadurch den Kreis des Lebens immer erneuern, so ist auch jedes Tier als physiologisch vollkommen anzusehen. Kein Teil desselben ist, von innen betrachtet, unnütz, oder wie man sich manchmal vorstellt, durch den Bildungstrieb gleichsam willkürlich hervorgebracht, obgleich Teile nach außen zu unnütz erscheinen können, weil der innere Zusammenhang der tierischen Natur sie so gestaltete, ohne sich um die äußern Verhältnisse zu bekümmern. Man wird also künftig von solchen Gliedern wie zum Beispiel von den Eckzähnen des Sus Babirussa [Hirschebers] nicht fragen, wozu dienen sie? sondern woher entspringen sie? Man wird nicht behaupten, einem Stier seien die Hörner gegeben, daß er stoße, sondern man wird untersuchen, wie er Hörner haben könne, um zu stoßen.

Zur Bezeichnung des geheimnisvollen Etwas, das in den Organismen gestaltend wirkt, schreibt Goethe in einer seiner Kantstudien, habe man es mit allerlei Ausdrücken versucht. „Nun gewann Blumenbach das Höchste und

Letzte des Ausdrucks, er anthropomorphosierte das Wort des Rätsels und nannte das, wovon die Rede war, einen nisus formativus, einen Trieb, eine heftige Tätigkeit, wodurch die Bildung bewirkt werden sollte. Betrachten wir das alles genauer, so hätten wir es kürzer, bequemer und vielleicht gründlicher, wenn wir eingestünden, daß wir, um das Vorhandne zu betrachten, eine vorhergegangne Tätigkeit zugeben müssen, und daß, wenn wir uns eine Tätigkeit denken wollen, wir derselben ein schickliches Element unterlegen, worauf sie wirken konnte [man erwartet vielmehr: ein tätiges Subjekt denken müssen], und daß wir zuletzt diese Tätigkeit mit dieser Unterlage als immerfort zusammen bestehend und ewig gleichzeitig vorhanden denken müssen. Dieses Ungeheure personifiziert tritt uns als ein Gott entgegen, als Schöpfer und Erhalter, welchen anzubeten, zu verehren und zu preisen wir auf alle Weise aufgefordert sind." Die Leser werden erkannt haben, von wem Goethe die Grundideen seiner Biologie empfangen hat, die er dann selbständig anwandte. Die Umwandlung der Geschöpfe durch Bodenbeschaffenheit und Klima hatte Herder gelehrt, und wenn sich Goethe die Welt nicht als eine ungeheure Uhr denken mag, die der große Mechanikus gebaut und in der er jedes Rädchen für seinen besondern Zweck geformt hat, sondern einen lebendigen Riesenorganismus schaut, worin jeder Teil durch alle übrigen Teile und durch den Zusammenhang des Ganzen bestimmt wird, sodaß an die Stelle der Begriffe Ursache und Zweck die elastischern: Bedingung und Wechselwirkung treten, so sehen wir Leibnizens Geist wirksam. Wie weit aber der Geist, der Goethe beseelte, von dem Geiste der Herren absteht, die in unsern Volksschulen die mosaische Schöpfungsgeschichte durch Haeckels Anthropogenie ersetzten möchten, zeigt sich am deutlichsten aus folgenden Äußerungen. Freilich sind sie in einem Gespräche mit Falk gefallen und von diesem aufgezeichnet worden, können also angefochten werden. Aber da sich zu jedem Satze darin Parallelstellen aus Goethes Werken und aus den zweifellos authentischen Aufzeichnungen Eckermanns beibringen lassen und der Stil ganz goethisch ist, so würde ein Versuch, sie für unecht zu erklären, wenig begründet erscheinen.

Von der Popularphilosophie bin ich ebensowenig ein Liebhaber. [Es ist vorher von Stoikern und Zynikern die Rede gewesen.] Es gibt ein Mysterium in der Philosophie so gut wie in der Religion. Damit soll man das Volk billig verschonen, am wenigsten aber es in Untersuchung solcher Stoffe gleichsam mit Gewalt hereinziehn. Noch läßt sich das Ende von jenen unerfreulichen Geistesverirrungen schwerlich ab- und voraussehen, die seit der Reformation [vielmehr seit Erfindung des Buchdrucks] dadurch bei uns entstanden, daß man die Mysterien dem Volke preisgab und sie eben dadurch der Spitzfindigkeit aller einseitigen Verstandesurteile bloßstellte. Das Maß des gemeinen Menschenverstandes ist wahrlich nicht so groß, daß man ihm eine solche ungeheure Aufgabe zumuten könnte, ihn zum Schiedsrichter in solchen Dingen zu erwählen. Die Mysterien, besonders die Dogmen der christlichen Religion, eignen sich zu Gegenständen der tiefsten Philosophie, und nur eine positive Einkleidung ist es, die sie von dieser unterscheidet. Deshalb wird auch häufig genug, je nachdem man seinen Standpunkt nimmt, die Theologie eine verirrte Metaphysik oder Metaphysik eine verirrte platonische Theologie genannt. Beide aber stehn zu hoch, als daß der Verstand in seiner gewöhnlichen Sphäre ihr Kleinod zu erlangen sich schmeicheln dürfte. Dessen Aufklärungsarbeit beschränkt sich zuvörderst auf einen sehr engen praktischen Wirkungskreis. Das

Volk aber begnügt sich meist damit, einigen recht lauten Vorsprechern das, was es von ihnen gehört hat, ebenso laut wieder nachzusprechen. Dadurch werden dann freilich die seltsamsten Erscheinungen herbeigeführt, und die Anmaßungen nehmen kein Ende. Ein aufgeklärter, ziemlich roher Mensch verspottet oft in seiner Seichtigkeit einen Gegenstand, vor dem sich ein Jacobi, ein Kant, die man billig zu den ersten Zierden der Nation rechnet, mit Ehrfurcht verneigen würden. Die Resultate der Philosophie, der Politik und der Religion sollen billig dem Volke zugute kommen, das Volk selbst aber soll man weder zu Philosophen noch zu Priestern [zu Theologen!] noch zu Politikern erheben wollen. Es taugt nichts! Gewiß, suchte man, was geliebt, gelebt und gelehrt werden soll, besser im Protestantismus auseinander zu halten, legte man sich über die Mysterien ein unverbrüchliches, ehrerbietiges Stillschweigen auf, ohne die Dogmen mit verdrießlicher Anmaßung, nach dieser oder jener Linie verkünstelt, irgend jemandem wider Willen aufzunötigen oder sie wohl gar durch unzeitigen Spott oder vorwitziges Ableugnen bei der Menge zu entehren und in Gefahr zu bringen, so wollte ich selbst der erste sein, der die Kirche meiner Religionsverwandten mit ehrlichem Herzen besuchte und sich dem allgemeinen praktischen Bekenntnis eines Glaubens, der sich unmittelbar an das Tätige knüpfte, mit vergnüglicher Erbauung unterordnete.

Dem Naturgefühl Goethes verdanken wir den besten Teil seiner Lyrik; seiner Art, sich eins mit der Natur zu fühlen und alle Triebe als gleichberechtigt anzusehen, seine naive Darstellung des Natürlichen im Menschenleben. Der Pantheist hat den Dichter vielfach befruchtet und mehreren seiner Werke den Stempel der Vollendung aufgeprägt. Dessen mag sich jeder erfreuen, aber nicht jedem ist es vergönnt, wie Goethe zu leben und zu streben. Die Zahl der Glücklichen, die sich gleich ihm der Natur hingeben und philosophischen Naturgenuß zum Inhalt ihres Lebens machen dürfen und können, ist nicht groß. Nur harmonische Naturen dürfen es, die, wie Goethe, sich eines Gleichgewichts der Triebe erfreuen, das sie im Genuß vor Überschreitung des Maßes schützt. Die Masse bedarf des Zügels einer dualistischen Ethik, die dem Geiste das Recht und die Pflicht der Herrschaft über das Fleisch einräumt. Goethe selbst scheint sich auf seine glückliche Anlage allein nicht verlassen zu haben und dem Grundsatze, daß man die animalischen Triebe nicht als niedere den geistigen unterordnen dürfe, in der Praxis nicht treu geblieben zu sein. Er bekennt einmal: „Die Hauptsache ist, daß man lerne sich selbst zu beherrschen. Wollte ich mich ungehindert gehn lassen, so läge es wohl in mir, mich selbst und meine Umgebung zugrunde zu richten.“ Und nur wirtschaftlich unabhängige Menschen können die Naturbeschauung zu ihrer Lebensaufgabe und zum Inhalt ihres Lebens machen, wenn sie nicht etwa, als Naturforscher von Beruf, gerade in der Befriedigung ihres Triebes ihr Brot finden. Die übrigen kommen über der Sorge um ihre Notdurft und der Arbeit dafür gewöhnlich gar nicht zur ruhigen Naturbetrachtung, und ihr Interesse zieht sie von der Natur, soweit diese nicht technischen Zwecken dient, ab und nach der entgegengesetzten Richtung hin. Sind sie fromm, so wenden sie sich der Religion zu, die ihnen den tröstlichen Glauben an eine göttliche Vorsehung darbietet, sind sie weltlich gesinnt, so verlegen sie sich auf den Konkurrenzkampf und auf die Politik, um ihr Dasein zu sichern und ihre Lage zu verbessern.

Also Goethes Philosophie ist nicht für jedermann. Aber ist das die kantische? Von der Beantwortung dieser Frage hängt die Entscheidung über den Wert

von Chamberlains Buch hauptsächlich ab. In der Frankfurter Zeitung hat es Dr. Drill als genial aber verfehlt charakterisiert. Das unterschreiben wir, nur halten wir es aus ganz andern Gründen für verfehlt als Drill. Dieser erklärt es für unzulässig, durch die Persönlichkeit eines Philosophen in seine Philosophie einführen zu wollen. Wer das „kopernikanische System“ durch den Geisteszustand des Kopernikus erklären wollte, der würde ausgelacht werden. Bei der Philosophie sei die Ungereimtheit ganz dieselbe. „Die Philosophie ist entweder eine Wissenschaft, oder sie ist es nicht.“ Sie sei aber eine Wissenschaft und nicht etwa gleichbedeutend mit Weltanschauung. Worauf zu erwidern ist, daß die Lehrgebäude der großen Philosophen gar nichts andres sind als Weltanschauungen und darum als Produkte der eigentümlichen Psyche ihrer Schöpfer angesehen werden müssen, wie es auch Goethe gerade mit Beziehung auf Kant angesehen hat. „Die strenge Mäßigkeit Kants forderte eine Philosophie, die diesen seinen angebornen Neigungen gemäß war,“ hat er nach Falk gesprochen. Also hier liegt keine Verwechslung vor. Dagegen verwechselt Drill exakte Wissenschaft mit Wissenschaft überhaupt, wie Kant selbst, der erklärt hat, es stecke in jeder Erkenntnis so viel wahre Wissenschaft, als Mathematik darin steckt. Wo die Mathematik waltet, dort spielt die Psychologie keine Rolle. Zwei Männer mögen so verschieden sein, wie sie wollen, wenn sie richtig rechnen, bringen sie dasselbe Resultat heraus; aber wenn sie eine Biographie Luthers schreiben, bringen sie mit demselben Material und mit demselben „streng wissenschaftlichen“ Verfahren zwei ganz verschiedne Bilder zustande, ein schwarzes und ein weißes. Und so verhält es sich auch in den verschiednen Zweigen der Philosophie — die Logik natürlich ausgenommen —, auch in der Erkenntnistheorie.

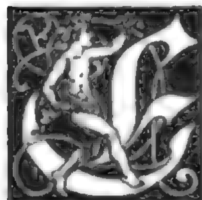
Nein, darin hat Chamberlain vollkommen Recht, daß er es versucht, durch den Menschen Kant uns seine Lehre näher zu bringen. Aber der Versuch ist mißglückt. Cartesius, Leonardo, Bruno bringt er uns näher, denn er macht uns mit so manchem aus dem Leben und der Lehre dieser Männer bekannt, was wir bisher nicht gewußt haben, sogar Goethe und Plato hilft er uns besser verstehn; dagegen haben wir, abgesehen von einem geistreichen Versuch, den Kunstausdruck transzendental zu rechtfertigen, über Kant nichts gefunden, was uns nicht die übrige Kantliteratur schon geboten hätte. Und auch die großen Erwartungen werden sich nicht erfüllen, die er von einer erneuten Hinwendung der Deutschen zu Kant hegt. Was dieser in den hundert Jahren nicht gewirkt hat, die seit seinem Tode vergangen sind, das wird der unmittelbare Verkehr mit ihm in Zukunft um so weniger wirken, als es an Büchern nicht fehlt, die das Haltbare seiner Lehre in genießbarerer Form mitteilen. Ohne Kant soll nach Chamberlain niemand wissen, was Erfahrung ist, womit natürlich die wissenschaftliche Erfahrung gemeint ist. Welch eine Übertreibung! Gewiß hat Kant die Naturwissenschaften gefördert und bereichert, und die Schulung durch seine Werke wird auch in Zukunft dem angehenden Forscher nützlich sein; aber die exakte Naturwissenschaft war schon da, als Kant kam, wie ja Chamberlain selbst hervorhebt. Und wenn die Biologen Unsinn schwatzen, wenn Chamberlain von einem dieser Herren, der seit einigen Jahren oft genannt wird, schreiben darf: „in dem dümmsten Buche eines frommen Mönches aus dem angeblich dunkeln Mittelalter steckt mehr gesunder Verstand, mehr Sinn, mehr Urteil,

mehr Lebensernst," so ist sicherlich nicht der Umstand daran schuld, daß der also Gerüffelte Kant nicht kannte. Er hat ihn wahrscheinlich studiert und ist über ihn examiniert worden. Sondern abgesehen von Kants Schwerverständlichkeit, die so groß ist, daß ihn außer Chamberlain bis jetzt niemand und dieser ihn auch noch nicht ganz verstanden hat, kommt das von dem oben erwähnten Umstande, daß in allen nichtexakten Wissenschaften die Entscheidungen von der Geistesverfassung der Forscher abhängen und ganz subjektiv ausfallen. Julius Baumann, dem wir eine gute Darstellung der neusten Philosophie verdanken, hat (bei Friedrich Andreas Perthes in Gotha, 1905) einen Anti-Kant*) herausgegeben, der die Widerlegung der kantischen Kritik von einem Zeitgenossen Kants, Tiedemann, mit Erläuterungen von Baumann enthält. Dieser Tiedemann nun macht die gute Bemerkung: „Solange es feurige und überspannte Einbildungskraft geben wird, werden Theosophen und Geisterseher, solange Menschen sein werden, die zum abstrakten Denken unfähig sind und alles in Bildern sehen müssen, werden Materialisten; solange Menschen existieren, die alle Ordnung und alle Gesetzmäßigkeit hassen, werden Atheisten nicht verschwinden." So ist es! Das theoretische Hauptverdienst Kants besteht unsrer Ansicht nach darin, daß er die Unmöglichkeit der Erfahrung durch Sinneswahrnehmung ohne den vor aller Sinneswahrnehmung vorhandnen menschlichen Verstand dargetan hat. Damit ist der Materialismus, sind alle Versuche, die Entstehung des Menschengeistes biologisch zu erklären, verurteilt. Trotzdem haben der Materialismus und die biologischen Phantasien erst nach Kant ihre Orgien gefeiert. Ähnlich verhält es sich mit des Philosophen Verdienst um die Religion. Er hat jede Religion für Idolatrie erklärt, die lehrt, man könne Gott durch etwas andres als durch das sittliche Verhalten gefallen. Aber dasselbe haben die Propheten, Jesus und Paulus in weit wirksamerer Form verkündigt, und trotzdem ist die Masse der Christen in mehr oder weniger grober Idolatrie stecken geblieben. Was wir gelegentlich über die Mängel der kantischen Moral gesagt haben, soll nicht wiederholt werden. Der kategorische Imperativ hat seine weltgeschichtliche Wirkung geübt. Aber heute, wo er nicht mehr von Kants eindruckskräftiger Person, sondern nur von seinen schwerfälligen Büchern gepredigt wird, wirkt die Verkörperung dieses Imperativs in Friedrich dem Großen, die der kantischen Formulierung vorhergegangen ist, weit kräftiger, denn der Persönlichkeit Kants fehlt das Heldenhafte, das begeistert, erhebt und hinreißt. Die Asketen und die Märtyrer der Nächstenliebe auf der einen, die gewaltigen Tatmenschen auf der andern Seite leisten durch ihr Beispiel in der Volkserziehung mehr als ein noch so verehrungswürdiger Professor. Die Folgerichtigkeit Kants in seiner Lebensführung erzwingt Achtung; aber daß er sein Leben nach eignem Belieben folgerichtig — übrigens sehr angenehm — gestalten durfte, das war nicht sein Verdienst, sondern ein Glück, um das ihn Hunderttausende beneiden dürfen, die ihre Pflichten treu erfüllen in einer ihnen aufgezwungnen unangenehmen Lebenslage. Kant ist eines der vielen Vorbilder, die der Jugend gezeigt werden können, aber der Einzige, der unser Volk von seinen Übeln erlösen und aus den ihm

*) Dieser Anti-Kant hat natürlich schon wieder eine Entgegnung hervorgerufen: Baumanns Anti-Kant. Eine Widerlegung von Ludwig Goldschmidt. Gotha, E. F. Thienemann, 1906.

drohenden Gefahren erretten kann, der ist er nicht. Bequemer und wirksamer als Chamberlain führt Kant von Dr. M. Kronenberg (in dritter, revidierter Auflage 1905 bei C. H. Beck in München erschienen) in Kants Lehren und Weltanschauung ein. Als Hilfsmittel sind auch desselben Verfassers (im gleichen Verlag 1905 erschienene) Ethische Präludien zu gebrauchen. Die erste und die zweite der darin zusammengestellten Abhandlungen sind überschrieben: „Die Kantische Gedankenrevolution und die Ethik; Die Ethik Goethes.“ Zum Schluß sei noch das Buch erwähnt: Schiller als Philosoph und seine Beziehung zu Kant. Festgabe der „Kantstudien“ mit Beiträgen von R. Eucken, O. Liebmann, W. Windelband, J. Cohn, F. A. Schmid, Tim Klein, B. Bauch und H. Vaihinger herausgegeben von Hans Vaihinger und Bruno Bauch. Mit drei Schillerporträts. (Berlin, Reuther und Reichard, 1905.) Jonas Cohns Beitrag ist überschrieben: „Das Kantische Element in Goethes Weltanschauung; Schillers philosophischer Einfluß auf Goethe.“

Vom jungen Dürer



Es bereitet sich ein Kampf um Dürer vor. Die Parteien treten schon sichtbar auseinander: hier Dürerbund, Kunstwart, Massenauflagen, dort kunsthistorisches Übungszimmer und vornehme Publikation; hier Verlangen nach tiefster Bestätigung der eignen Arbeitsweise und Charakterbildung durch die beste deutsche Speise, dort Gesättigtsein von der „großen Gebärde“ Raffaels und Tizians und Aufspüren von Entlehnungen; hier die immer neue Erfahrung, von Dürers Wesen lernen zu können, dort nur das Interesse für das mehr oder weniger „Krause“ oder angeblich Italienisierende seiner Formgebung; hier die Verehrung der Apostel als der größten Tat der deutschen Kunst, dort die frostige Anerkennung für sie: Cinquecento! Auf welcher Seite ist das bessere Verständnis Dürers, bei den Literaten, Kulturhistorikern, „uns Wilden“, oder bei den l'art pour l'art-Historikern? Und wem ist Dürer mehr?

In diesem Zwiespalt wird auf beiden Seiten nur der willkommen geheißen werden, der deutliche Beiträge zu einer sichern Kenntnis Dürers liefert. Einen solchen Beitrag wenigstens entnehmen wir mit lebhaftem Danke den soeben erschienenen Studien von Werner Weisbach: „Der junge Dürer“.*) Zwar lehnen wir den Titel des Buches als zu viel versprechend ab, meinen auch, daß sich die vom jungen Goethe herübergenommnen Begriffe wohl noch tiefer hätten herausarbeiten lassen, zumal in der dritten Studie, die von Dürers „Sturm und Drang“ nur wenig verrät. Belehrend aber, trotz vielem Zweifelhaften und manchen Irrtümern, darf der zweite Aufsatz genannt werden, und wirkliche Förderung bringt der erste.

*) Der junge Dürer. Drei Studien von Werner Weisbach. Mit 31 Abbildungen in Netz- und Strichätzung und einer Lichtdrucktafel. Leipzig 1906, Verlag von Karl W. Hiersemann. 16 Mark.

Fast aus jedem der fünfundvierzig Jahre, über die sich die uns erkennbare Tätigkeit Dürers erstreckt — von 1484, wo er sich als Knabe vor dem Spiegel zeichnete, bis zu seinem Todesjahre 1528, wo er die Proportionenlehre für den Druck fertig machte —, ist uns ein Stück Arbeit seiner Hand bewahrt. Die größte Lücke waren bis jetzt die Lehrjahre bei Wolgemut, die Zeit von Ende 1486 bis Anfang 1490. Nach unsrer Meinung ist es nun Weisbach gelungen, in dieser Lücke ein interessantes, bis jetzt unerkanntes Stück Dürerischer Kunst nachzuweisen. In seiner ersten Studie — ihre Überschrift „Dürer und die deutsche Kunst des fünfzehnten Jahrhunderts“ bezeichnet wieder eine zu große Perspektive, nur die Nürnberger Malerei und Holzschnittzeichnung im letzten Drittel des Jahrhunderts wird behandelt — macht er auf einen namenlosen Illustrationsholzschnitt aufmerksam, dessen Vorzeichnung auf den Holzstock in der Tat von keinem andern als von dem etwa achtzehnjährigen Dürer stammen wird.

Das gegen 1490 von Wagner in Nürnberg gedruckte Büchlein „Ein allerheilsamste Warnung vor der falschen Lieb dieser Welt“ (der Titel erinnert uns sofort an die ernste, fromme Erziehung Dürers und an seine spätern Gedichte, namentlich das „Von der bösen Welt“) enthält drei Holzschnitte: eine bürgerliche Hausszene, eine Höllenpeinigung der Verdammten und eine Art Krönung Mariä. Schon an dem ersten und dem dritten dieser Schnitte erkennt Weisbach hervorragende Eigenschaften im Verhältnis zu dem, was sonst der Nürnberger Buchholzschnitt damals leistete; den mittlern weist er kurz und gut Dürer zu, und er stützt seine Annahme besser als durch seine Worte durch die konfrontierende Wiedergabe des Holzschnitts und einer später von Dürer gezeichneten, im Britischen Museum aufbewahrten Darstellung desselben Gegenstandes, die einen Teil einer Weltgerichtzeichnung bildet.

Der Holzschnitt: vorn unten schwarze Bergschluchten, wo Flammenreihen lodern, mit nackten Verdammten dazwischen, ähnlich wie man es von Tiroler Marterln her kennt, deren Unterschrift um ein Vaterunser für die armen Seelen im Fegefeuer bittet. Vier Teufel, die Opfer am Nacken oder am Schopfe packend, schlagen mit Keule, Morgenstern, Dreizack und Eselskinnbacken drein, der Knochenschwinger vor den Frauen besonders phantastisch aus Tierleib, Eselskopf und Skorpionschwanz zusammengesetzt. Links das größte Ungetüm, in Rachen und Armen einen Mönch und in dem gewundnen Schweif noch ein nacktes Opfer zum Feuer bringend. Hinter allem der Höllenpfuhl, aus dem nur unglückliche Köpfe und ein Oberkörper herausragen, seitlich Berge mit explodierenden Strahlen, darüber in den Lüften ein gehörnter Satan, der mit dem Blasebalg Höllenwind macht. Alles grob, im ganzen typisch, aber ungewöhnlich durch Wucht und Leidenschaft, durch Größe des Überblicks und Kühnheit des Zusammensehens und im einzelnen eigen genug. Die Zeichnung: in der rechten Ecke unten ein tierischer Höllenschlund, umgeben von haushoch zischenden Flammen, in diesen die wehklagenden armen Seelen — alles größer, entwickelter, bewegter und mannigfaltiger als auf dem Schnitt —, zwischen ihnen drei zuschlagende Unholde, Keule und Dreizackgabel schwingend, einer mit einem Eselskopf, dahinter wieder der Pfuhl, aus dem der Oberkörper

eines Weibes sichtbar wird, darüber wieder das Schwanzungetüm, das diesesmal in den Armen ein ganzes Bündel armer Sünder bringt, in dem Klammerschweif aber genau wieder so ein hängendes nacktes Opfer hält wie auf dem Schnitt; und aus dem Windsatan ist ein sichtbar vom Sturm dahergetragner posaunenblasender Engel geworden. Es ist durchaus die individuell gleiche Anschauung des Vorganges, in der räumlichen Anlage und in dem dämonischen Presto des Ganzen wie in den Einzelheiten, nur eben auf höherer Empfindungs- und Kunststufe erneuert. Dazu kommt, von Weisbach nicht ins Treffen geführt, daß einige Apokalypsenblätter die Zwischenstufen zwischen Einzelzügen beider Darstellungen bringen: das Emporwerfen der Arme und das Beugen der Köpfe bei den Verdammten, der Eselskopf an einem Teufelsgebilde, der feuerspeiende Berg sind Motive, die in übereinstimmender Form für die Phantasie des jungen Dürer ja auch aus der Apokalypse, für andre Künstler aber nicht zu belegen sind. Wir pflichten also gern Weisbachs Annahme bei, daß der etwa achtzehnjährige Dürer als Lehrling bei Wohlgemut, vielleicht von diesem beauftragt, diese Höllenszene für den Drucker Wagner auf einem Holzstock dem Formschneider vorgerissen habe.

Und wir gehn noch einen Schritt weiter und nehmen auch die beiden andern Holzschnitte desselben Werkchens für Dürer in Anspruch.

Zuerst die bürgerliche Szene. Ein Innenraum mit eisenbeschlagner Tür und Wandbänken, in der hintern Hälfte ein gedeckter Tisch, daran zwei Paare, sich umfangend und einander zutrinkend, und ein einzelner Jüngling, der sich mit schmerzlichem Blick nach vorn seitwärts umwendet, wo eine Bahre mit einer Leiche niedergesetzt worden ist, daneben, vom Rücken gesehen, der Träger; am Boden ein Weinkühler und das knochennagende Hündchen. Alle Hände sind so sprechend tätig wie auf keinem dieser alten Holzschnitte wieder, und wie auf keinem ist die Tiefendimension betont, durch Bahre und Tisch. Die Frau rechts zeigt zum erstenmal die über die Ohren heraufgebundnen Zöpfe, die dann bei Dürers erster Kupferstichbäuerin, seiner Reiterin mit dem Landsknecht und einer Marienlebenmagd wiederkehren. Man vergleiche den gedeckten Tisch und die Ausführung der ganzen Szene mit dem Blatt aus Dürers Täuferzyklus von 1511, wo Salome das Haupt bringt: die Übereinstimmungen — abgesehen von der Entwicklung zu großer und freier Kunst, die Dürer in zwanzig Jahren durchmachte — deuten auch hier auf dieselbe seelische Individualität. Und wer war denn sonst damals in Nürnberg, der einem schlichten, abstrakten Text diese lebensvolle, trotz aller jugendlichen Unbeholfenheit innig kontrastierende Szene hätte entnehmen können? Alles andre, was es damals von Holzschnittkunst in Nürnberg gab, war ja das simpelste Nachgehn des Textes; hier aber handelt es sich um freie, bedeutende Parallelschöpfung. Die Bahre kehrt übrigens in einer verwandten Situation auf Dürers Holzschnitt „Tod und Landsknecht“ wieder. Das Blatt ist ein sehr frühes lyrisches Bekenntnis Dürers; die Hauptfigur, der einzelne Jüngling, symbolisiert ihn selbst.

Und nun das letzte der drei Bilder: die Krönung der Maria. Das sieht auf den ersten Blick freilich ganz anders aus, als wie Dürer denselben Gegen-

stand für Heller malte und in seinem Marienleben zeichnete; es ist noch keine Vision. Rechts thront Christus, sehr feierlich und schön beabsichtigt, allein, ohne Gottvater, etwa wie bei der Johannismarter der Apokalypse der Herrscher links. Mit ungewöhnlicher Gewandtheit sind die knieenden Frauen um ihn nach der Tiefe zu gruppiert und verkleinert, darunter eine wieder mit jenen aufgebundnen Zöpfen, Maria aber und ihre rechte Nachbarin mit dem reich wallenden Haar von Dürers gezeichneter Madonna von 1485. Die vollen untern Mantelpartien dieser beiden vorn Knieenden sind mit einem Interesse und Schönheitssinn gezeichnet, sehr ähnlich dem, mit dem Dürer 1511 die Mäntel Karls und Gregors auf dem Allerheiligenbild malte. Der leere Raum links von dem Oberteil von Christi Thron ist mit drei schwebenden, singenden Engeln ausgefüllt, wie auf dem Dreikönigsblatt und auf der Weihnacht des Marienlebens ein Engelterzett und -quartett zu dem heiligen Vorgang ihre Himmelsmusik in den Lüften erschallen lassen. So stellen sich auch hier die Erinnerungen an Dürers Kunst und Art ungesucht ein. Und davon enthält dieses Blatt nun noch ein ausschlaggebendes Motiv: über dem Ende des Frauenchors ragen zwei Paar Männerköpfe herüber: wie Dürer und sein Nachbar über dem Chor des Rosenkranzbildes, und wie sich Dürer selbander mitten in der Zehntausendmarter angebracht hat. Denn von den beiden linken Köpfen unsers Holzschnitts ist der junge eben auch wieder Dürer selbst, seinem Alter nach genau in der Mitte zwischen der Zeichnung von 1484 und dem Gemälde von 1493; den Bärtigen daneben, der ebenso porträtmäßig wirkt, hat man vielleicht als den Formschneider anzusehen. Zur Deckung dieser an sich zu auffälligen Porträts und zur Ausfüllung des letzten leeren Loches des Blattes wiederholte Dürer dann das Zweimännermotiv noch einmal in einem zweiten, sich unterhaltenden, allgemeiner und kleiner gegebnen Männeroberkörperpaar.

Das Ergebnis der so erweiterten Weisbachschen Hypothese wäre also: in den drei Holzschnitten zu der Allerheilsamsten Warnung haben wir das Opus 1 des jungen Dürer vor uns. Das erschütternde Nebeneinander von Lebensgenuß und Tod, die entsetzliche Strafe der Sünder im Jüngsten Gericht und ein festliches Himmelsereignis, bei dem sich der Künstler, wie er es ja ehrfürchtigen Geistes schaffend sieht, als Zuschauer anbringen und empfehlen darf — das sind die Themen der drei Bilder, wie sie später in großen Schöpfungen Dürers wiederkehren, wie sie ihn sein ganzes Künstlerleben lang in der Tiefe seines Herzens begleitet haben. Von diesen drei Holzschnitten aus, die prinzipiell noch nicht, leise aber doch schon über das hinausgehn, was Dürer später ohne Verachtung „schlechtes" Holzschnittwerk nannte, fand er einerseits bald den Weg hinauf in die gewaltige, großformige Schönheit der Apokalypse und seiner weitern Holzschnittfolgen und später auch wieder einmal zurück zu den einfachen Titelholzschnitten seiner eignen Gedichte. Der 1492 in Basel von ihm auf den Holzstock gezeichnete Hieronymus schließt sich, ein nächster Fortschritt, gut als zweites Glied auf diesem Wege an, auf dem unsre drei Holzschnitte den ersten, vielhaltigen Knospenzustand bezeichnen. Um die Vergleichung mit dem jungen Goethe einmal aufzunehmen,

so entspräche bei diesem das mit siebzehn bis achtzehn Jahren geschaffne Leipziger Liederbuch, dessen Mondlied ja Goethe später in Weimar und an seinem Lebensabend in Dornburg immer schöner erneuert hat.

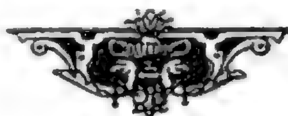
Neben diesem Funde tritt alles, was Weisbach sonst zu sagen hat, zurück. Einige andre Zuweisungen, die er versucht, haben uns nicht überzeugt. Von der Sebastianmarter wird man gern zugestehn, daß sie an Dürer anklingt, der Körper Sebastians ist dem gegensinnigen Pfeifer im Männerbad recht ähnlich; das Ganze aber ist so von Dürer nicht auf den Holzstock gezeichnet worden, höchstens nach einer Zeichnung von ihm — dies ist Weisbachs Annahme —, die aber den Bogenschützen schwerlich enthalten hätte: nichts von Dürers Linienleben, nur Statisten, gefrorner Dürer. Noch ferner steht Dürer einem großen Kreuzigungsholzschnitt, den Weisbach publiziert, weil er da Dürers „Genius durch alle äußern Entstellungen hindurchleuchten“ zu sehen glaubt. An dieser Zeichnung sind drei verschiedne Hände beteiligt, von denen eine die Gruppe der Frauen mit Johannes, die zweite die drei Gekreuzigten und die Himmelspartie, die dritte den verbindenden Mittelstreif am obern Rande des untern Holzstocks und am untern des obern machte — denn das Bild ist mit zwei aneinandergesetzten Holzstöcken gedruckt, eine Fabrikbarbarei, an der man Dürer keine Beteiligung zutrauen kann. Daß Dürersche Motive dabei kopiert sind, paßt zu der übrigen mechanischen Herstellung des Schnittes.

Weisbachs zweite Studie handelt von Dürers Beziehungen zum italienischen Quattrocento und zur Antike, nicht erschöpfend, aber manches besser aussprechend, als es bisher geschehen ist. In dem Aufspüren italienischer Einflüsse schießt wohl auch er über das Ziel. Ein Student, der jetzt ein Kolleg über den jungen Dürer hört, wird in der Regel von diesem den Eindruck eines Lazarettkranken erhalten, der von oben bis unten mit Pflastern bedeckt ist mit den Aufschriften: mantegnesk, pollajuolesk, lionardesk, bellinesk, barbaresk usw. Man braucht nur die Probe zu machen und den jungen Goethe einmal so aus gellertisch, klopstockisch, wielandisch, lessingisch, shakespearisch usw. zusammenzuleimen, wenn man die harten Vorstellungen vom künstlerischen Schaffen erkennen will, die da walten. Und diese Titel beruhen bei Dürer manchmal auf recht dilettantischen Eindrücken. Unsre Zweifel aber zum Beispiel daran, daß ein Dürerscher Herkules nach Pollajuolo gearbeitet sein soll, werden dadurch bestärkt, daß für Weisbach ein solcher Datierungsmißgriff innerhalb der verschiednen Entwicklungsstufen von Dürers eigner Kunst möglich ist wie die Verlegung der Uffizientänzerin in die Mitte der neunziger Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts. Wickhoff sagt zwar gar „um 1494“, Wölfflin aber schon 1504 und Ephrussi 1506/07. Der mit meisterhafter Sicherheit ohne Modell gezeichnete, sich in zartem Tanzanheben befindende Körper ist eine Studie Dürers zu einer tanzenden Salome für seinen Täuferzyklus, ist also 1510 oder 1511 gezeichnet worden. Proportionen und Porträt stimmen genau mit den beiden ausgeführten Salomeholzschnitten aus diesen Jahren überein; man kann diese Figur in manchem Sinn das Gegenstück zu dem auferstehenden Christus der Großen Passion nennen.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir im Vorbeigehn auf zwei andre Dürerdaten zu sprechen kommen, deren neueste Ansetzungen unsrer Ansicht nach unhaltbar sind, auf die Entstehungszeit des Erlanger und des großen Münchner Selbstporträts. Wölfflin hat das Erlanger Blatt neuerdings in die Mitte der Wanderzeit gesetzt, also in das Jahr 1492, vor das Pergamentbild mit dem Amethysteryngium. Weisbach meint sehr ähnlich: nicht vor 1492, aber noch auf der Wanderschaft. Beide übersehen, daß das Pergamentbild von 1493 noch einen knabenhaften, zaghaft-unschuldigen Zug hat, der auf der Erlanger Zeichnung nicht mehr da ist, und an dessen Stelle da eine männliche Entschlossenheit zu zunächst einmal äußerlichem Zugreifen getreten ist: das Blatt wird ebenso wie die Madonnenzeichnung auf seiner Rückseite in die erste Zeit nach der Rückkehr gehören, also den eben verheirateten Dürer zeigen. Das Münchner Porträt trägt die falschen Inschriften „1500" und „aetatis anno XXVIII". Thausing und Springer entschieden sich für 1504 ohne nähere Begründung. Ludwig Justi hat die Parole „1508" ausgegeben, der sich Wölfflin angeschlossen hat. Das ist aus dem einfachen Grunde unmöglich, weil Dürer dann schon 1506, auf dem Rosenkranzbilde, viel älter ausgesehen hätte als 1508. Nun hat er sich ja auch notorisch 1508 auf dem Wiener Marterbild und 1508/09 auf dem Hellerbild gemalt! Eine viel schwerere, breitere, männlich reifere Erscheinung, dieser wirklich siebenunddreißigjährige Dürer, als wie er auf dem Münchner Bilde erscheint. Dürer sah als Mann immer etwas älter aus, als er war, das kann man schon an dem Madrider Bild von 1498 beobachten. Und wie soll der Übermaler des Münchner Bildes auf seine bestimmten Angaben gekommen sein? Warum soll er aus 1508 und XXXVII seine falschen Zahlen gemacht haben? Nein, nur Dürers ursprüngliche Inschrift „1504", mit jener ältern, spätgotischen 4 ausgeführt, die zum Beispiel auch im Marienleben vorkommt und dort lange für eine 9 gehalten worden ist, konnte sehr leicht als 1500 verlesen werden, und aus XXXIII konnte man dann dazu passend leicht XXVIII machen. Das Münchner Porträt gehört nach allem in das für Dürers Entwicklung epochemachende Jahr 1504, wo statt des jungen Dürer zum erstenmal Dürer der Mann vor uns steht, der Künstler des Marienlebens, der in der Hauptsache seiner sicher war, als er 1505 zum zweitenmal nach Venedig ging.

Wir wollen von Weisbachs Studien, über deren Rahmen wir mit unsrer letzten Ausführung schon hinausgegangen sind, nicht Abschied nehmen, ohne dem Verleger Dank für die reiche und interessante illustrative Ausstattung des Werkes auszusprechen. Das stattliche Heft enthält vor allem eine Reihe Reproduktionen von altnürnberger Illustrationsholzschnitten und von Dürerischen Zeichnungen, die nicht nur zur Beurteilung der Darlegungen des Verfassers von Wichtigkeit, sondern auch für ein allgemeineres kulturgeschichtlich und dürerisch interessiertes Publikum von Wert sind.

Bozen Rudolf Wustmann



Lemnos

Von C. Fredrich in Posen

Als im Jahre 162 nach Christo der bekannte Arzt Galen von seiner Vaterstadt Pergamon nach Rom reisen wollte, um dort Karriere zu machen, kam er auf den Gedanken, nicht den directen Seeweg nach Italien zu nehmen, sondern eine nördliche Route zu wählen, auf der er zur See nach Thessaloniki, dann zu Lande nach Dyrrhachium gelange; unterwegs aber wollte er auf der Insel Lemnos einen kurzen Halt machen, um den Fundort der berühmten lemnischen Erde zu besuchen. Wahrscheinlich hatte er selbst sie nicht selten als Heilmittel verwandt; man kaufte sie in kleinen Dosen, die zum Zeichen der Echtheit das Siegel der Göttin Artemis, eine Ziege, trugen; „gesiegelte Erde“ (*σφραγίς*, terra sigillata) wurde sie deshalb genannt. Galen reiste also von Pergamon nach Alexandreia in der Troas. Das war damals eine blühende Seestadt, von deren Handel zum Beispiel die Mengen von dort geprägten Münzen zeugen, die ich auf Imbros sah, heute ist es eine fast unerforschte Trümmerstätte; wie alle großen Hafenorte an der Westküste Kleinasiens ist auch dieser durch Smyrna ersetzt worden. Heute trägt das Dampfschiff den Reisenden von dort etwa in vierundzwanzig Stunden nach Lemnos; Galen kann von Alexandreia aus bei günstigem Winde weniger Zeit gebraucht haben. Als er gelandet war, erfuhr er zu seinem Kummer, die Erde werde bei der Stadt Hephaistias gegraben, und diese läge im Osten der Insel; er befände sich auf der Fahrt nach Thessaloniki natürlich im Westen bei der zweiten Stadt Myrina. Sein Schiffer wollte nicht warten, bis er den Ausflug dorthin (zu Pferd etwa in fünfzehn Stunden hin und zurück) gemacht hätte; so reiste er denn weiter, mit der Absicht, auf der Rückreise den Besuch zu machen. Sie kam rascher heran, als er gehofft hatte; im Sommer 166 eilte er nach manchen Enttäuschungen wieder der Heimat zu. Diesesmal reiste er von Dyrrhachium aus auf der Egnatischen Chaussee bis Philippi, sah also die Gegenden, die in den Bürgerkriegen (48 und 42 vor Christo) so heiß umstritten worden waren, und gelangte von der Stadt Philipps des Zweiten auf einer Seitenstraße, die bis vor kurzem noch benutzt wurde (Breite $3^1/_2$ Meter), an das Meer nach Neapolis, das heute Kawalla heißt. Von dort segelte er nach der Insel Thasos — heute fährt ein kleiner Küstendampfer in vier bis fünf Stunden hinüber — und weiter nach Hephaistias im Nordosten von Lemnos. Er sah den Fundort der Erde — wir werden ihm dort in Gedanken begegnen — und kam nach Hause, von wo er noch in demselben Jahre wieder an den kaiserlichen Hof gezogen wurde.

Digitized by Google

Es dunkelte schon, als unser Dampfer am 30. April 1904 in die nach Südwesten geöffnete, gegen Nordwind nicht völlig geschützte Bucht von Kastro (Myrina) hineinschwankte.*) Es war Nacht geworden, bis mit Hilfe des trefflichen Polybulos Pawlakis, den ich als Diener aus Smyrna mitgenommen hatte, das ganze Zubehör für eine wissenschaftliche Reise von mehreren Monaten in ein Boot verstaut und an Land gerudert worden war. Vor der häufig unbequemen Zolluntersuchung schützte ein Erlaß (Irade) des Sultans, der sich auf der ganzen Reise als angenehm, ja als unumgänglich notwendig erweisen sollte; er war durch Vermittlung der Deutschen Botschaft in Konstantinopel für mich ausgestellt worden. Wer im Besitz eines solchen Papiers ist und den nötigen Takt zeigt, den gerade der Türke erwarten darf, wird sich auf türkischem Gebiet immer ohne Schwierigkeiten bewegen können. Auf die Frage nach einem Gasthaus berieten sich die Umstehenden und meinten dann, man wolle mir den Weg zeigen. Dieser packte einen der beiden Koffer, von denen der mit der Küchenausstattung und einigen Eßwaren nicht der unwichtigste war, jener das Feldbett oder die großen Blechbüchsen, in die die Papierabklatsche der Inschriften, auf die ich fahndete, gesperrt werden sollten. So zogen wir über holpriges Pflaster eine lange dunkle Gasse entlang, bogen nach links in eine noch engere ein und standen endlich vor einer Art von Scheunentor. Nach längerm Poltern erschien ein älterer, nicht übermäßig sauberer Mann, schloß auf, und wir kletterten bei dem schwachen Schein einer kleinen Laterne eine Holzstiege ohne Geländer empor und waren in dem ἐθνικὸς ξενοδοχεῖον, dem letzten, das ich für zwei Monate sehen sollte. Sonst ist man auf Lemnos, auf Imbros und auf Samothrake noch immer auf Gastfreundschaft angewiesen. Auch ich habe sie in verschiedner Form genossen, zum Teil in so weitgehendem Maße, daß es ganz homerisch anmutete. In Kastro wurde ich schon von verschiednen Seiten mit Empfehlungsbriefen versehen, und wenn sie abgegeben waren, hatte ich wieder neue. Nach Kastro kommen wohl noch öfter Menschen, die keine Gastfreunde haben, Viehhändler, Kaufleute, Buchhändler, die die schlecht gedruckten geistlichen Bücher oder Bilder vertreiben, Reisende mit Singerschen Nähmaschinen, die man in entsprechender Qualität auf ganz entlegnen Inseln findet. Offenbar war lange keiner hier eingekehrt; die schwere dumpfe Luft wollte noch lange nicht weichen, nachdem die morschen Fensterflügel aufgeflogen und dabei teilweise abgerissen waren. Der Europäer bekam ein besondres Zimmer, in dem zwei Betten standen, denen er sich scheu fernhielt; sonst hausen die Gäste in dem großen Vorraum; eine Waschschüssel, ein Handtuch dient allen; die Betten sind vielleicht durch Vorhänge getrennt. Nach längerm Gezänk mit den Trägern wurde es still. Zu essen pflegt sonst der Gast aus einer Garküche; einen Kaffee oder einen Schnaps trinkt er wohl in dem Café desselben Wirtes, das diesem mehr einbringt als das meist leere Gasthaus. Polybulos bereitete mir köstliche Mahlzeiten, die abwechselnd aus Hammelfleisch, Huhn, Fisch, Eiern, Salat, Apfelsinen (den letzten für lange Zeit) bestanden; das grobe Brot war vorzüglich; Milch meist zu haben; der Tee aus

*) Vgl. Grenzboten 1905, Heft 45, Seite 311 ff.

Smyrna mitgebracht und unsern Wirten später öfter eine Delikatesse. Der Wein wird auf den Inseln nicht mit Harz versetzt, ist aber meist zu stark. Die wenigen in Smyrna gekauften Konserven wurden nicht einmal verbraucht; man lebt am gesundesten, wenn man sich der Lebensweise des Landes anpaßt; nur Marmeladen empfiehlt es sich mitzunehmen und Mixed-Pickles, die nach längerm Aufenthalt zur Aufbesserung des Appetits dienen können.

Kastro soll etwa fünftausend Einwohner haben und ist Sitz der türkischen Regierung des „Regierungsbezirks“ Lemnos, zu dem auch Imbros und Hagiostrati gehören, und des griechischen Erzbischofs von Lemnos. Die Hauptgasse, „Markt“ genannt, beginnt am innersten Teile des Südhafens, der durch zwei Molen zum Binnenhafen gestaltet worden ist; in ihm finden die Fischerboote und die ein- oder zweimastigen Kaiks sichere Zuflucht. Inzwischen wird noch ein Stück des Ufers mit einem festen Kai versehen worden sein, das, an dem das unscheinbare Haus des Post- und Telegraphenbureaus liegt. Die türkische Post ist nach meinen Erfahrungen besser als ihr Ruf; mir gingen wenig Briefe verloren, obwohl dieses Amt das einzige auf den vier Inseln im Thrakischen Meere ist, und die Postsachen von hier aus meist „mit Gelegenheit“ weitergehn. Über die niedrigen Häuser der Basarstraße ragen ein paar kleine weißgetünchte Moscheen auf und verraten, daß auf Lemnos noch Osmanen in größerer Zahl sitzen; während sonst nur mehr oder weniger Beamte die herrschende Rasse vertreten, leben auf der fruchtbaren Lemnos auch noch türkische Großgrundbesitzer, die ihr Land meist von Griechen bebauen lassen, und Bauern; ihre Zahl wird unter 27100 Bewohnern auf etwa 2500 geschätzt. Sie schwinden aber auch hier allmählich; Häuserruinen in Kastro und die zusammengefallnen Hütten unter der Moschee im Dorfe Aipati im Osten der Insel sind zuverlässige Zeugen dafür. Die beiden Hauptgebäude der Stadt, der Konak und die Metropolis, stehn in bemerkenswertem Gegensatze. Das Regierungsgebäude, ein großer gelbangestrichner Fachwerkbau, ist im untern Stockwerk und in den Gängen erfüllt von all dem Durcheinander und Hinundher, das in solchen Gebäuden in der Türkei üblich ist, und weist in den Amtszimmern oben, die durch Vorhänge gegen den Gang geschlossen sind, die übliche Ruhe und Gemächlichkeit auf. Ein echter alter Türke mit Turban und langem Bart empfing mich an Stelle des abwesenden Mutessarifs bei Kaffee und Zigaretten; und in einem andern Zimmer erhielt ich von einem nach der neuesten Pariser Mode gekleideten Beamten Grüße aus Konstantinopel; er war soeben von dort hierher versetzt worden. Der Alte machte entschieden einen solidern Eindruck. Neben uns am Boden hockte ein Graubart und verglich bei Kaffee, Zigarette und Schwatzen Rechnungen der Regie in Großfolio; immer wieder steckte einer der Soldaten seinen Kopf durch den Vorhang. Still und einsam ist es beim Metropoliten; die unbedeutende Kirche steht in der Mitte eines großen Hofes, auf dem sich Bäume im Winde wiegen und Blumen duften; das Gebäude, das sich um den Hof legt, bot unter einem frühern Erzbischof manchem Fremden gastliche Aufnahme.

Das feinste Viertel, „der griechische Strand“, dehnt sich an der flachgeschwungnen, nach Nordwesten geöffneten zweiten Hafenbucht aus. Es erschien fast unbewohnt. Das Geld dieser Griechen wird nicht hier, sondern mit Handels-

geschäften in Ägypten gemacht. Ende Mai oder im Juni kehren sie erst in die Heimat zurück, um sich ein paar Sommermonate hier zu langweilen, im Café zu sitzen und zu spielen (Presa = Préférence, Sechsundsechzig, Domino und Brettspiele) und einen Hauch der Welt in diese Abgelegenheit zu tragen. Besonders liebenswürdig kam mir Herr Pantelidis entgegen, der das schönste Haus und den schönsten Garten vor der Stadt besitzt und eine Sammlung von Altertümern, die sein Vater zusammengebracht hat. Dieser hat sich besonders um das Schulwesen seiner Heimat unvergängliche Verdienste erworben; die höhere Schule in Kastro und manche der dreiundzwanzig niedern Schulen der Insel verdanken ihm ihre Existenz. Die Lehrer an jener Schule, von denen einer sich einige Brocken Deutsch angeeignet hatte, und der Apotheker, der Besitzer der einzigen Apotheke auf diesen Inseln, waren mir besonders hilfsbereite Führer und Berater.

Der moderne Ort wird kaum hundert Jahre alt sein. Bis zum griechischen Freiheitskriege wohnte man nicht in der kleinen Ebene, die sich, wie ich schon erwähnt habe, von der Hafenbucht im Südwesten zu der im Nordwesten hinzieht, sondern auf dem Vorgebirge, das zwischen beiden nach Westen in die See hinausspringt. Bis zu 140 Metern ragt es auf; auf drei Seiten fällt es steil in das Meer, ein niedriger Sattel verbindet es mit dem Lande; an seiner Südostecke steht über dem Hafen noch eine jähe Klippe aus Trachyt, dem Gestein, das diesen Teil der Insel bildet. Seit unvordenklicher Zeit haben dort oben Menschen gehaust. Dort oben lag Myrina, die älteste Siedlung auf Lemnos. Gegen Seeräuber war man sicher und konnte selbst ungestört Seeraub treiben. Dort, wo sich jetzt der Ort ausbreitet, begrub man die Toten. So taten, wenn wir rückwärts gehn, die Byzantiner, die Römer, die Griechen und vor ihnen die Tyrsener, die, wie mir scheint, dasselbe Volk sind wie die sonst noch genannten Sintier und beide thrakischen Stammes, und vor diesen die Karer, die Urbevölkerung der Inseln des Ägäischen Meeres und seiner Küsten. Ihnen verdankt Insel und Stadt den Namen, und die Insel heißt wie die Erdgöttin, der die Bewohner dieser fruchtbaren Insel ihre Nahrung verdanken, auf die sie als Autochthonen ihre Entstehung zurückführten. Die Göttin Lemnos ist die Erdmutter; die Thraker setzten sie natürlich ihrer Erdmutter, also der Bendis oder Kybele, gleich, und die Griechen noch später der Demeter oder der Artemis.

Die Karer wichen auch auf diesen Inseln dem Andrange thrakisch-phrygischer Völker. Diese Sintier oder Tyrsener, wie sie etwas später heißen, werden als Barbaren, die eine unverständliche Sprache reden, und als gefürchtete Seeräuber von den homerischen Sängern erwähnt; sogar den Gott Dionysos fangen sie, aber der verwandelt sie in Delphine, wie noch heute auf dem zierlichen Monument des Lysikrates in Athen zu sehen ist. Für den Künstler, der diesen Fries nach der Mitte des vierten Jahrhunderts vor Christo schuf, waren die Tyrsener märchenhafte Gesellen; auch uns kostet es Mühe, aus einer Fülle unverstandner und unverständlicher antiker Nachrichten diese frühern Bewohner zum Leben zu erwecken. Und doch kennen wir viele Proben ihrer Keramik und Tonplastik aus der Zeit von 600 bis 550 vor Christo; ich fand sie in einer Privatsammlung in Kastro; entdeckt sind sie vor Jahren,

als man bei der Anlegung eines Gartens ihre Nekropole anschnitt. Am liebsten gaben sie ihren Toten Abbilder jener großen Göttin, der Lemnos, mit: eine sitzende matronale Gestalt mit einem hohen breitausladenden Aufsatz (Kalathos) auf dem Haupte, mächtiger als ihn sonst die wesensähnlichen Gottheiten zu tragen pflegen. Überreicher Schmuck in den Ohren bezeugt barbarischen Geschmack. Aber wie in Cypern und in Spanien zum Beispiel lernte man allmählich von griechischer Art; die Gesichter werden ionisch, dann attisch. Der Import aus Griechenland nimmt zu. Neben Reliefs, die wie Lebkuchenfiguren einfach aus einen Zentimeter dicken Tonplatten geschnitten, aber auch gefärbt worden sind, finden sich andre, die aus der Form gepreßt sind. Die Motive aber sind griechische und beziehen sich auf Tod und Totenkult: sitzende, leierspielende Frauen, stehende Männer mit Leier, Greifen, Sirenen.

Thessalische Griechen müssen schon früh einmal den Versuch gemacht haben, die unbequemen Barbaren zu vertreiben, ihr schönes Land zu besetzen. Aber sie wurden nach anfänglichen Erfolgen erschlagen, wie die athenischen Kolonisten im Jahre 464 bei Drabeskos von den Thrakern. Ein Sprichwort vom „lemnischen Unglück“ erinnerte daran, und in der ältesten Argonautensage spiegeln sich diese historischen Vorgänge wider. Erst ein paar Jahrhunderte später nahte der Zeitpunkt, wo ein griechischer Staat mit Erfolg seine Hände nach Lemnos und nach Imbros ausstreckte, nachdem die thrakische Samos (Samothrake) schon vorher in den Besitz der Samier gelangt war.

Als Peisistratos 560 eine dauernde Herrschaft in Athen begründet hatte, verließ sein mächtigster politischer Gegner Miltiades der Erste bekanntlich die Vaterstadt und begründete ein eignes Fürstentum auf dem thrakischen Chersonnes. Er schon hat zweifellos auch Lemnos und Imbros gewonnen, und Peisistratos, in dessen Interessensphäre der Eingang in die Dardanellen und die Küste von Thrakien fiel, hat ihn dabei ebenso ohne Zweifel unterstützt. Während sich die militärisch schwache Hephaistias ihm rasch ergab, konnte er die feste Myrina erst nach langwieriger Belagerung nehmen. An beiden Stellen siedelte er Kolonisten an, die nicht alle Athener gewesen zu sein brauchen; von ihrer Stadtmauer stehn auf der Höhe des alten Myrina noch Reste in polygonaler Fügung; die zweite Siedlung im Osten hat damals erst ihren griechischen Namen erhalten. Die Tyrsener wanderten zum Teil an die gegenüberliegenden Küsten zurück, zum größern Teil blieben sie Untertanen, wurden aber infolge einer viermaligen Eroberung der Insel — durch die Perser, den bekannten Miltiades, wieder durch die Perser (480) und die Athener, die die Inseln dem delischen Seebund angliederten — so dezimiert, daß sie bald ganz aufgebraucht waren, als die Athener um 450 in die beiden Orte eigne Kolonisten sandten. In Myrina wurde die Stadtmauer nach Osten hinausgeschoben und schloß auch den Hals der Halbinsel und die Klippe ein; ihren Resten spürte ich unter großem Staunen der Bewohner in den Kellern moderner Häuser nach. Im Auftrage dieser Kolonisten fertigte Pheidias jedenfalls die Athena Lemnia. Die Göttin hat sich dankbar bewiesen; die Insel blieb dauernd im Besitze Athens, wenn sie ihm auch noch manchmal zeitweise entfremdet wurde. Die Panagia verdrängte früh die Lemnos. Hauptsitz des christlichen Kultus wurde aber Hephaistias; dieser

Ort hatte schon im fünften Jahrhundert vor Christo Myrina überflügelt, weil er den unendlich viel fruchtbarern Ostteil der Insel als Hinterland und einen trefflichen Hafen hatte, aus dem der Hauptverkehr mit der heiligen Samothrake drüben ausging, und weil in sein Gebiet die heiligste Stätte von Lemnos selbst, wie wir aus dem Besuch Galens wissen, gehörte; dazu war das Stadtgebiet der Ausdehnung fähiger als das von Myrina, wenn es auch viel weniger fest war.

Deshalb war die Stadt aber auch viel öfter das Ziel feindlicher Angriffe; Goten und Sarazenen wird sie ihren Tribut gezollt haben, und um das Jahr 1395 zerstörten sie die Osmanen vollständig. Unter niedrigen Schutthügeln ruhen jetzt die Trümmer der christlichen Kirchen und antiker Bauten, und die Bauern der Dörfer ringsum decken ihren Bedarf an Steinen von dort. An den Felswänden von Myrina — die untere Mauer aus der Mitte des fünften Jahrhunderts verfiel später — hat sich noch mancher Feind den Kopf eingelaufen, 1207 nahm sie freilich der Seeheld des lateinischen Kaiserreiches, Marco Sanudo. Filocalo Navigajosi, Großadmiral der Romania, bekam die Insel zu Lehen. Die Witwe seines Enkels Paolo hielt das Kastell von 1276 bis 1278 gegen Licario, der als Feldherr des neuen byzantinischen Kaisers die Lateiner auch aus dem Ägäischen Meere treiben wollte; mit den letzten Vorräten und dem Blei der Dächer zog sie unbesiegt nach Euböa ab. Der Eroberer von Konstantinopel konnte 1455 das Felsennest nicht bezwingen; 1657 hielten es die Venezianer, in deren Hand es noch einmal gekommen war, fast zwei Monate gegen die Türken, und etwa ebensolange lagen 1770 die Russen davor. Die Weltgeschichte hat ihre Wogen auch an diesen entlegnen Felsen geschlagen. Im Jahre 1807 standen die Russen wieder vor ihm, und wir haben es eben erlebt, daß die Demonstrationsflotte der Großmächte zu seinen Füßen in der südlichen Bucht ankerte. Malerisch umziehn die Mauern in mehreren Ringen übereinander den Fels, auf dem sich schon die Karer vor viertausend Jahren verteidigten. Heute würde sich das Kastro mit seinen wenigen alten Geschützen und der kleinen Besatzung wohl keine Viertelstunde gegen Schiffsgeschütze halten können, aber der Eintritt wurde mir trotz aller Empfehlungsschreiben verwehrt. Frühere Reisende konnten die prächtige Aussicht von dort oben bewundern und den Spuren der alten Bewohner nachgehn. Heute glaubt man strenger sein zu müssen; könnte doch Lemnos für manche Macht ein begehrenswerter Besitz sein, denn die Insel umfaßt noch einen um vieles bessern Hafen, der zudem der Einfahrt in die Dardanellen gegenüberliegt.

Dieser Bucht, früher St. Antonio, heute nach dem Orte Mudros genannt, strebte ich nach meiner Rückkehr von Hagiostrati am 10. Mai zu. Es war eine ganz stattliche Kavalkade, die noch vor sechs Uhr früh Kastro verließ: drei Maultiere hatte ich für mich, den Diener, das Gepäck gemietet, dazu kamen zwei Treiber und ein Gendarm, den die Regierung mitzugeben pflegt; nur auf der flachen Lemnos sind sie beritten. Hassan verdiente seinen Backschisch vollauf durch die guten Dienste, die mir seine Ortskenntnis leistete. Der Weg war bis Therma ziemlich gut, eine leidlich gehaltne Chaussee, auf der der einzige Wagen der thrakischen Inseln, eine Art Landauer, Personen zu den warmen Bädern be-

fördert; ich sah ihn mit Rührung vor der Stadt stehn und dachte an das Pferd auf dem Lido von Venedig. Die Straße steigt allmählich nach Nordosten; nach zehn Minuten bietet sich auf niedriger Paßhöhe ein schöner Überblick über die Stadt mit dem Kastro und die Südwestseite der Insel. Sie zeigt die scharfgezackten Formen trachytischen Gesteins; neben niedrigern nackten Klippen kahle Kegel bis zu 470 Meter Höhe. Einförmiger ist Strandbildung und Relief der Landschaft im Nordwesten und fast im ganzen Osten; Flyschsandstein ist das Hauptgestein; die Höhen bleiben unter 400 Metern; ganz im Nordwesten steht die Skopias als höchste Erhebung der Insel mit 526 Metern. Wie flach liegt Lemnos im Meere gegenüber Imbros und gar Samothrake; und doch ist sie umfangreicher als beide zusammen. Aus dieser Formation erklärt es sich, daß der Osten um vieles ergiebiger ist als der Westen, der fast ausschließlich nur als Weideland brauchbar ist; daraus erklärt sich, daß Hephaistias, wie erwähnt wurde, zur volkreichern Stadt emporblühte.

Uns entgegen zogen viele Bauern zu der Stadt; ihre Dörfer wurden auf den flachen kahlen Höhen sichtbar; ihnen gehörten die schmalen Streifen Fruchtland, die dem steinigen Boden abgerungen worden waren und schon anfingen unter der Trockenheit zu leiden. Nach über zwei Stunden erreichten wir die wenigen Häuser von Therma (Lidscha); das Bad sah ich nicht, da gerade die Badezeit für die Frauen war. Aber bei diesen warmen schwefelhaltigen Quellen wird sicher in ebenso primitiver Weise für die Besucher gesorgt sein wie auf Samothrake; auf griechischem Boden, in größerer Nähe von Athen, zum Beispiel in Ädepsos auf Euböa, findet sich schon etwas Komfort. Die Lage unter dem 470 Meter hohen Steinkegel des Hagios Ilias ist pittoresk und hat keine Analogie auf dieser Insel. Wir bogen dann von dem Hauptweg ab und zogen in einem tief eingeschnittnen Bachbett, worin es noch rieselte, gen Südosten, „einen Stein mit Buchstaben“ zu suchen, von dem mir erzählt worden war. Feldblumen gibt es um diese Zeit noch in Masse; auch der Anbau wurde besser. Wir durchquerten die Oase türkischer Bauernschaft, und in dem Tschiftlik Lagopati freute ich mich an dem reichsten Baumbestand auf dieser Insel, die sonst fast baumlos ist und auch der Fruchtbäume fast ganz entbehrt. Wir gewannen eine neue Höhe — und der Golf von Mudros dehnte sich vor unsern Augen.

Mehr als zehn Kilometer dringt er in das Land ein, und von Norden kommt ihm die Bucht von Purnia entgegen, sodaß zwischen ihnen eine nur drei Kilometer breite Landbrücke aus Trachytbreccia entsteht, und die Insel Lemnos sich aus zwei großen Halbinseln zusammensetzt. Die Ufer des südlichen Golfes sind flach, aber die Tiefe beträgt weit hinein 20 Meter und noch nahe den Ufern 10 Meter. Die Einfahrt ist eng und meist für das Auge verdeckt. So gleicht er einem großen See, auf dessen glatter Bahn einige Inselchen schwimmen, und stellt sich als der beste Hafen im nördlichen Ägäischen Meere dar. Die englischen Seekarten enthalten denn auch eine ganz genaue Aufnahme, und die englische Flotte ankert zum Staunen der Insulaner fast alljährlich in ihm. Eine Reihe zum Teil stattlicher Dörfer erhebt sich an seinen fruchtbaren Ufern; Mudros (im Osten) hat von ihnen ohne Zweifel eine Zukunft, ist Kreishauptstadt und soll Kastro schon jetzt an Einwohnerzahl erreicht

haben; es ersetzt eben die alte Kapitale dieser Seite der Insel Hephaistias, und die neue liegt den veränderten Verkehrsverhältnissen entsprechend natürlich im Süden den Dardanellen näher.

Wir zogen am Westufer nordwärts und fanden bei dem Gehöft (Mandra) des Tahir Bey zwar nicht die in Aussicht gestellte Inschrift, wohl aber mittelalterliche Werkstücke von Kirchen und Reste einer Ansiedlung. Weiter ging es durch wogende Getreidefelder, wie man sie auf Inseln dieses Meeres sonst nicht sieht, und durch mehrere Dörfer zum Metochi Metropolis, wo von 1 bis 2 Uhr Rast gemacht wurde.

Die Stätte lockt zum Verweilen, sie hat bessere Tage gesehen und stolzere Bauten getragen als heute: zuerst jedenfalls ein griechisches Heiligtum, dann ein Kloster des heiligen Paulos, und dieses wurde um 1395, als Hephaistias nicht mehr war, Sitz des Erzbischofs von Lemnos. Jetzt residiert er, wie wir wissen, in Kastro, und das alte Kloster und sein Land ist Besitz der Kirche; die Einkünfte aus ihm sollen für das Schulwesen verwandt werden. Um einen viereckigen Hof stehn jetzt zweistöckige Klostergebäude in der letzten Wiederherstellung, Ställe und eine winzige Kirche der Panagia mit weißgetünchten Wänden und ein paar papiernen Heiligenbildern. Auf Schritt und Tritt aber stößt man auf Reste einstiger Pracht: die niedrige Vorhalle des Kirchleins ruht auf Marmorsäulen und umgedrehten Kapitellen, ihr Boden ist aus Marmorplatten gebildet, die byzantinische Muster tragen, in einer Stallwand steckt ein großer Marmortisch, in einem Vorratsraum dient ein mächtiger römischer Sarkophag als Behälter, und in die Wände sind überall Blöcke eines griechischen Baues und Steine mit Inschriften eingelassen. Zu manchen reichte eine kurze wacklige Leiter hinauf; eine versuchte ich zu lesen, indem ich mit halbem Körper aus einem der kleinen Fenster hing und an den Beinen festgehalten wurde.

Das nächste Dorf, Waros, das Ziel des ersten Tages, war nicht sichtbar; es ist zu der Zeit, als das Meer unsicher war, vom Strande weg so geschickt hinter die ersten Hügel verlegt worden, daß man es erst sieht, wenn man es erreicht hat. Aber es sollte nur dreiviertel Stunden entfernt sein, und es war in der Tat so. Das Korn wogte, Lerchen sangen, der Wasserspiegel des Golfes war verdeckt: ein Stückchen norddeutscher Landschaft. In dem kleinen Waros, das ich zum Standquartier für alle Ausflüge im Osten machen wollte, gab es natürlich kein Gasthaus, aber auch niemand, der sich wohlhabend genug fühlte, dem Fremden Gastfreundschaft zu erweisen. So fand ich gegen Bezahlung Unterkunft in dem neuesten Hause des Dorfes bei Joannes Batsos, der gerade so lange verheiratet war, daß er nächstens sein erstes Kind erwarten konnte. Das zweistöckige Haus war offenbar bei der Verheiratung gebaut worden, wie alle aus Fachwerk (Holz und Bruchsandstein) ohne Anstrich. Wenn es älter wird, fällt der Mörtel aus den Fugen, sodaß er zu fehlen scheint, und die einstöckigen Hütten noch ärmlicherer Dörfer aus der Ferne großen Steinhaufen auf Terrain von derselben Farbe gleichen. In jedem Stockwerk lag rechts und links von einem Flur je ein größeres Zimmer. Das beste (oben rechts), worin ich mein Feldbett aufschlagen ließ, enthielt an den Wänden das übliche große Gestell aus ungestrichnem Holze, worin hinter bunten Kattun-

gardinen der Stolz der Hausfrau, die mit Watte gefütterten und die gewebten Decken, aufgeschichtet lagen, ferner die üblichen langen Holzbänke mit Lehnen, die mit Decken belegt werden und unserm Sofa entsprechen, und als Besonderheit seine Art Küchenschrank, worin oben hinter Glastüren einiges Geschirr prangte. Oben in einer Ecke fehlte nicht das Bild der Panagia mit der ewigen Lampe davor; am Ersten des Monats kommt der Pope mit Weihwasser, und da es gerade der 1. Mai (13. Mai unsers Stils) war, so war schon vor Sonnenaufgang ein Strauß von Blumen und Ähren an der Haustür befestigt worden; das bringt Fruchtbarkeit auf dem Felde. Glück bedeutete auch das Schwalbenpaar, das im Hausflur sein Nest baute und zwitschernd ein und aus flog. Weniger erfreulich war die Mutter der Frau, die das Regiment hatte; von ihr gingen wohl die meisten Versuche aus, den Fremden zu schröpfen. Unbeschreiblich eng ist der Horizont dieser Dörfler, die ihr Eiland nie verlassen haben, der einzige Gang führt Abends und an den vielen Festtagen in das Café, mit dem das Bakali, der Kaufladen, verbunden ist. Seinem Besitzer ist ein großer Teil der Bauern verschuldet; der Handel ist oft noch Tauschhandel (für ein Ei zum Beispiel gab es drei Stücke Zucker). Die Gespräche aber drehen sich um Geld und Geldeswert, und wenn sie unbeobachtet sind, um die in ihren Augen unerträgliche Fremdherrschaft und das freie Griechenland.

Die Dörfer gen Süden — ihre Namen stehn noch größtenteils in falscher Schreibung auf den Karten — sind arm an antiken Überresten; das antike Zentrum lag eben im Norden. Aber in Komi konnte ich noch gerade die Reste von dem Unterbau eines Tempels aufnehmen, der sich nach Inschriften als Sitz des Herakles erweisen läßt. Eine neue große Kirche in dem benachbarten Kontopuli hatte das übrige verschlungen; früher retteten die Kapellen manches antike Werkstück, manche Inschrift und versteckten sie höchstens unter weißer Tünche, jetzt bearbeitet man die Steine und zerstört. In Kaminia ging ich den merkwürdigen Spuren früherer Besiedlung nach; viele Gräber sind in den Felsboden geschnitten. Hier stand auf einer Höhe, die vom Meere aus nicht sichtbar und durch zwei Bachläufe gedeckt ist, vielleicht schon eine Siedlung der Tyrsener. Das einzige vielbesprochne aber noch immer unentzifferte Schriftdenkmal dieses Volkes ist hier entdeckt worden. Buchstabenformen und die Art des Schreibens zeigen die größte Verwandtschaft mit phrygischen Inschriften, und mit diesen kleinasiatischen Stämmen waren die vorgriechischen Bewohner von Lemnos auch zweifellos verwandt. Mit den Etruskern in Italien hat man sie in einen unbewiesnen und unwahrscheinlichen Zusammenhang gebracht. Der wohlhabendste Mann des Dorfes war Papa Athanas, der eine sehr zahlreiche Familie wohl versorgt hatte, einundzwanzigjährigen Wein im Keller pflegte und sich seine Nachrichten über Antiken am liebsten recht hoch hätte bezahlen lassen.

Die Ritte gen Norden brachten mehr ein. Eine halbe Stunde nordöstlich von Waros läuft der Rücken aus trachytischer Breccia, der die Golfe von Mudros und Purnia voneinander scheidet, in die Ebene aus. Auf dieser letzten vor dem Abfall 52 Meter messenden Höhe wird am 6. (19.) August im Beisein der griechischen und der türkischen Geistlichkeit die lemnische Erde ge-

graben, die wie im Altertum in kleinen Päckchen, die jetzt die türkische Regierung beglaubigt, in den Apotheken verkauft wird. Eine frühere chemische Untersuchung und eine neue der von mir mitgebrachten Probe hat ergeben, daß dieser Erde keine besondern medizinischen Eigenschaften innewohnen. Und doch gilt sie seit Jahrtausenden als heilkräftig! Wie erklärt sich das? Wir stehn an einer Stätte uralten Gottesdienstes; der Glaube hat auch hier die Wunder gewirkt. Dichter des fünften Jahrhunderts vor Christo und spätere Nachahmer singen von einem Berge Moschlos auf Lemnos, auf dem Flammen hoch aufloderten. Daraus schloß man auf einen tätigen Vulkan, aber die Reisenden konnten ihn nicht nachweisen, und deshalb vermutete man, er sei in das Meer gesunken an einer Stelle, von der noch zu sprechen sein wird. Der Geograph Partsch hat es zuerst ausgesprochen und bewiesen, daß nicht von einem Vulkan, sondern von einem Erdfeuer, wie sie auch auf der Balkanhalbinsel und sonst vorkommen, die Rede sein könne. Dieses flammte also auf dem niedrigen einförmigen Hügel, auf dem wir stehn; es ist der Moschlos. Und, füge ich hinzu, dieses oft kurzlebige Feuer war, als jene Dichter lebten, schon längst erloschen; das beweisen ältere Sagen und Kultgebräuche, auf die ich hier nicht eingehn will. Die Erdgöttin und der Feuerdämon waren auf diesem Hügel also vermählt, in dieser Erde, die rötlich wie Mennig aussah; deshalb ist sie heilig und heilkräftig. Von den Zeremonien, die sich hier im Frühling und im Spätsommer abspielten, haben uns antike Schriftsteller, besonders ein Lemnier Philostrat, etwa Zeitgenosse Galens, einige wesentliche merkwürdige Züge bewahrt. Sie sind offenbar uralt, weil man in primitiven Gottesdiensten bei Indianern Nordamerikas und in Hinterindien Parallelen nachweisen kann. Im Frühjahr wurden alle Feuer auf der Insel gelöscht und nach neuntägigen Feiern, während deren Männer und Frauen streng getrennt waren, an dem Erdfeuer neu entzündet, und als dieses erloschen war, an einem Feuer, das zu Schiff aus Delos geholt worden war. Damit waren alle Sünden gesühnt, ein neues Jahr begann, ein neues Leben. Manche andre Gebräuche des Gottesdienstes kann man aus den Sagen zusammentragen, die um diese Insel gesponnen worden sind, zumal aus der Argonautensage. Aber dieses Götterpaar — der Feuerdämon wurde natürlich zum Hephaistos der Griechen — blieb nicht allein; es wurde ihm ein männliches Götterpaar angegliedert, das von außen hereingetragen worden war, das neben ihnen stand und auch von manchen später wohl zu ihren Adoptivkindern gemacht worden ist, die Kabiren. Bekannt sind sie als Schützer der Schiffahrt:

Wir bringen die Kabiren,
Ein friedlich Fest zu führen;
Denn wo sie heilig walten,
Neptun wird freundlich schalten.

Ihr Hauptsitz war die Insel Samothrake; bei ihrem Besuch soll auch von diesen scheinbar rätselhaften Dämonen die Rede sein. Nur so viel sei gesagt, daß es ursprünglich zwei waren, ein Alter und ein Knabe, und daß sie ursprünglich der Erdgöttin wesensähnlich waren, der sie angegliedert worden sind. Ihr Heiligtum, dessen Hauptteil ein großer Säulensaal ähnlich dem von Eleusis

war, da auch hier Mysterien gefeiert wurden, stand auf diesem Hügel neben einem heiligen Haine, worin, wie es scheint, das Feuer loderte; der Hephaistostempel erhob sich am Fuße des Hügels. Von allem ist über der Erde keine Spur zu sehen. Der Hügel wird jetzt bebaut; ich sah ihn mit der reichen Vegetation des Mai, von Juli ab mag er so kahl und anscheinend verbrannt aussehen, wie ihn Galen beschreibt.

Eine Viertelstunde nordwestlich von ihm zieht sich der Strand der Purniabucht hin, in die der Nordwind um diese Jahreszeit schon oft starke weißgeränderte Wogen treibt. An ihrem innersten Winkel ein paar Hütten und ein 15 bis 20 Meter hoher Hügel mit einem Kirchlein der Panagia. Kotschino heißt die Stelle, das ist Kokkino, Rotenburg, weil die rötliche Erde so nahe ist. Die Panagia wohnte einst in der Mitte einer doppelten Befestigung des Hügels. Aus der Vorhalle steigt man auf sechsundfünfzig ausgetretnen Stufen hinab in einen mit einer Kuppel überdeckten kleinen Raum; in ihm sprudelt eine schwache Quelle, die trotz der Nähe des Meeres süßes Wasser führt und der Besatzung das Trinkwasser lieferte. Ein roher Tisch (Stein auf Stein), ein paar schlecht geformte Tonlampen zeugen von der Verehrung der Stätte; es ist eben ein Hagiasma. Nicht selten sind die christlichen Kapellen so über eine Quelle gesetzt, die Verehrung der Quellgottheit ist geblieben, sie ist nur getauft worden. Von den Mauern des Kastells ragen an der Seeseite noch von der Seeluft zerfressene Stücke 2 bis 3 Meter hoch auf. Sonst sind die Steine gestohlen worden, wie sie aus dem nordöstlich liegenden Hephaistias gestohlen worden waren. Erst als diese Stadt untergegangen war, konnte Kokkino emporkommen; es ist vielleicht dann erst gegründet worden. Im Jahre 1397 taucht der Name zum erstenmal in der Überlieferung auf. Kaiser Johann der Achte von Byzanz gibt den Ort, mit Gebiet natürlich, seiner Gemahlin Eugenia, Tochter von Francesco dem Ersten Gattilusi von Lesbos, als Wittum. Der Doppeladler, wie er noch auf einem Stein in der Wand der Kirche zu sehen ist, hat manchesmal die Krallen der osmanischen Raubvögel zu spüren bekommen; aber Kokkino war fest, wenn auch nicht unnahbar wie Kastro (Myrina). Denkwürdig ist die Belagerung von 1442. Der Mann, der am 29. Mai 1453 in der Bresche am Tor des heiligen Romanos in Konstantinopel fiel, entging damals hier mit Mühe dem Tode oder der Gefangenschaft. Konstantin der Elfte Paläologos hatte 1441 Katharina Gattilusi, eine Nichte der Eugenia, geheiratet. Im Jahre 1442 wollte er sie, die ein Kind von ihm unter dem Herzen trug, nach Konstantinopel holen. Vielleicht schon von türkischen Korsaren verfolgt, gelangten sie nach Kokkino und wurden siebenundzwanzig Tage lang belagert. Endlich mußten die Türken mit blutigen Köpfen abziehn, aber Katharina starb infolge der Leiden und der Schrecken und wurde in Kastro beigesetzt; ihre Grabstätte scheint nicht erhalten zu sein. Ihre Schwester Maria kam nach dem Tode des ersten Gemahls um 1445 in den Harem des spätern Besiegers ihres Schwagers, des ersten Sultans von Konstantinopel. Ihr jüngerer Bruder Niccolo der Zweite wurde 1462 von demselben Mohammed dem Zweiten besiegt und mit einer Bogensehne erdrosselt; er war freilich ein Scheusal gewesen und hatte vier Jahre vorher seinen ältern Bruder ermorden

lassen. So endete eines der mächtigsten fränkischen Geschlechter, deren Wappen man auch auf den andern thrakischen Inseln und am Festlande so oft begegnet.

Nördlich von dem Mosychlos dehnt sich eine wohlangebaute Ebene; weiterhin ist sie von Rissen durchzogen, die das Wasser so tief in das Alluvium gerissen hat, daß der Reiter wie in einem niedrigen Cañon in ihnen verschwindet. Noch weiter gen Norden wird sie von einem Hügelzug abgeschlossen, auf dem im Osten der abgestumpfte Kegel von Kastrowuni (118 Meter) aufragt. Ich glaube, er ist teilweise aufgeschüttet worden, als man im Mittelalter — wahrscheinlich im vierzehnten Jahrhundert, als die Küste, wie wir wissen, so unsicher wurde — ein Kastell hinaufsetzte, von dem jetzt Steinhaufen zeugen. Damals wird der Bau dort oben so angelegt oder durch die Aufschüttung unterirdisch geworden sein; auf Lemnos hört man oft erzählen, er sei der Rest des lemnischen Labyrinths, das Plinius erwähnt. Dieses war in Wahrheit jedenfalls der Mysteriensaal der Kabiren auf dem Mosychlos; jener Bau aber ist eine Kapelle, die jetzt halb verschüttet ist; man zwängt sich mühsam durch ein in die gewölbte Decke geschlagnes Loch hinein. Für den Archäologen ist da oben nichts zu holen, aber das Auge schwelgt. Die kleine flache Lemnos verschwindet in dem unendlichen Meer und vor den hochragenden Schwestern Samothrake im Norden, Imbros, die zum Greifen nahe liegt, Thasos im Nordwesten und der Pyramide des Athos in deren Nähe. Umrahmt aber wird dieses grandiose Seestück von der zarten bläulichen thrakischen Küste, dem thrakischen Chersonnes und jenseits des Risses der Dardanellen von der Insel Tenedos. Von Nordwesten her ließ Zeus tiefdunkles Gewölk heraufziehn, aber nur wenig Tropfen fielen auf die dürstende Erde; wir hatten uns umsonst in eine leere Hütte am Abhange geflüchtet; Nachts hausen wohl Hirten darin, während sich das Vieh in einer anstoßenden Hürde drängt.

Dann ging es nach Norden hinunter zur Stätte von Hephaistias. Über die Lage dieser zweiten Stadt hatte ich mich da oben aufs beste orientieren können. Aus der von der Bucht von Purnia nach Nordosten ziehenden Küste springt ein hakenförmiges Vorgebirge hinaus; südöstlich hinter dem Haken ein runder geschützter Binnenhafen mit enger Einfahrt; nördlich vor ihm eine weite Außenreede. Dieses Vorgebirge mußte zur Siedlung locken, aber es ragt nur bis zu 56 Metern auf, und die Abhänge sind fast ringsum sanft geneigt. So erklärt sich die rasche Eroberung durch Miltiades, die frühe Zerstörung durch die Osmanen. Ihre Blüte war aber damals (um 1395) entweder schon gebrochen oder wäre auch so gebrochen worden. Der Binnenhafen versandete nämlich allmählich und ist heute so seicht, daß er auch mit Booten nicht mehr zu befahren ist. Ein paar ärmliche Hütten von Fischern und von Hirten stehn an seinem Rande. Ausgeplünderte Gräber, aufgewühlte Trümmerstätten, ein schwacher, später, im steinigen Terrain kaum erkennbarer Mauerzug auf der Höhe ist alles, was von der Stadt des Hephaistos blieb. Für Vasenscherben, Münzen, Schleuderbleie hofften die Bewohner Gold zu bekommen, aber diese Dinge waren kaum das Kupfer wert, das ich ihnen bot. Am Westufer kam noch ein buntes Bild vor den Apparat: die Frauen der Gegend wuschen, trockneten und bleichten ihre Wäsche, Kinder spielten dazwischen, und die Esel

und die Maultiere, die alles hingetragen hatten, weideten an langen Leinen, die sie aufgerollt immer am Halse tragen. Uns war es kurz vorher böse bekommen, daß wir diese Leine nicht benutzt hatten, als wir ein Kirchlein im Felde auf Altertümer hin untersuchten. Von panischem Schrecken gepackt sauste plötzlich das eine Tier davon, und ich konnte aus der Ferne zusehen, wie ein Gepäckstück nach dem andern zur Erde geschleudert wurde, bis das Tier nach einer Viertelstunde wieder eingefangen war; doch waren die photographischen Platten unversehrt geblieben. Die Frauen sind wie überhaupt der Menschenschlag auf Lemnos häßlich, und häßlich ist auch ihre Kleidung, die aus einem Hemde und weiten dunkeln Hosen besteht, die oberhalb der Knöchel zugebunden sind. Um den Kopf tragen sie leinene Tücher, die häufig auch vor den Mund gezogen werden; sie haben, wie es auch anderwärts geschah, ihre Tracht der der herrschenden Rasse angeähnelt. Die malerische mit Stickereien gezierte Kleidung der griechischen Inseln sucht man hier vergebens; von ältern Stickereien konnte ich darum nur wenig unbedeutende Stücke erhandeln. Der Schönheitssinn ist ja den Griechen überhaupt geschwunden, diesen Griechen aber, die noch unter dem Halbmond wohnen, völlig abhanden gekommen. Man sollte es fast für unmöglich halten, daß ein Volk, das sich eines Stammes mit Pheidias und Praxiteles zu sein rühmt, an so häßlich bedruckten Kattunen, an so verzeichneten, mit schreienden Farben bedeckten Bildern seine Freude haben könnte. Mit modernen kleinen Reklamebildern hätte man sie oft glücklich machen können, sie heften sie in der besten Stube an die Wand und zeigen sie voll Stolz, diese verwehten Blätter abendländischer Kultur.

Am 15. Mai kehrte ich Waros endgiltig den Rücken und zog der Nordostecke der Insel zu. Die Höhe von Kastrowuni blieb diesesmal zur Linken, rechts glitzerte eine weite salzreiche Lagune. Vor ihr und fast vor der ganzen Ostseite ist das Meer weithin flach, als hätte die Lemnos einst eine Hand der Imbros und dem thrakischen Chersonnes gereicht. Mit Unrecht wurde früher — es war davon die Rede — vermutet, dort sei der „Vulkan“ Mosychlos in das Meer gesunken. Die öfter in der Sage und in der Geschichte erwähnte Insel Chryse wird dort flach auf dem Wasser gelegen haben und allmählich weggespült worden sein. Ganz flach ist diese Seite der Insel und ganz einförmig und menschenarm. Selten begegnet man einem Hirten oder dem sonderbaren Zuge eines Esels, an den mit Stricken hintereinander ein paar Ziegen und Schafe angebunden sind; langsam trottet das Langohr nach Hause, und traurig, weil sie nicht mehr grasen können, folgen die hungrigen sonst so beweglichen Begleiter. Von den wenigen Dörfern und Tschiftlikia (Gutshöfen) lernte ich das nördlichste, Plaka mit Namen, genauer kennen; von dort segelt man nach Imbros hinüber. Den Rest des Nachmittags verbrachte ich mit dem Suchen nach einer Inschrift, die ein französischer Forscher vor einigen Jahren abgeschrieben hatte, und mit dem Besuche einer Halbinsel Wriokastro in der Nähe. Der Stein war zerschlagen und verbaut worden, traurig stand ich vor den Resten; und das Kastro war ein Sandhaufen mit einigen Mauerfetzen; einst wird man von dort aus die schmale Meeresstraße beobachtet und manchen Schiffer abgefangen haben. Zur Nacht schlief ich in einer ärmlichen aber blitz-

saubern Stube; vor dem Fenster dufteten sorgsam gepflegte Rosen, Nelken und Pelargonien. Um 8 Uhr früh wurde der Anker des kleinen Fischerbootes hochgezogen, das ich gemietet hatte; es war das einzige am Strande gewesen. Zuerst kamen wir kaum von der Stelle; dann begann ein prächtiger Nordwest mit steigender Stärke zu wehen; die Formen von Imbros wurden rasch schärfer, und um 2 Uhr Mittags knirschte unser Kiel auf dem weißen Strande des kleinen Landeplatzes Pyrgos.

Menschenfrühling

Von Charlotte Niese

(Schluß)

17

m warmen Bett dehnte Anneli die Glieder, schloß krampfhaft die Augen und versuchte nachzudenken. War sie tot, oder war es das Leben, das warm durch ihre Adern floß, das sie jetzt auf den Sturm horchen ließ, auf den Regen, der gegen die Fensterscheiben schlug?

Träumend drückte sie den Kopf in das Kissen und dachte der grauen Schwäne, die nicht mehr übers Eis fliegen konnten, als eine laute Stimme im Nebenzimmer erklang.

Ist sie noch immer nicht wach?

Doch, doch! rief Anneli, und Fred trat zu ihr ein.

Er warf seine Schulbücher auf einen Stuhl und beugte sich dann über sie.

So etwas darfst du niemals wieder tun! sagte er streng. Dort hinten, wo die grauen Wildschwäne sind, friert das Wasser niemals ganz zu, und heimlich getaut hatte es seit zwei Tagen. Du kannst noch von Glück sagen, Anneli!

Das konnte sie sicherlich. Als Fred wieder das Zimmer verlassen hatte, als nur der Regen Geräusch machte, und hinten in der Ferne ein Hahn krähte, schloß Anneli von neuem die Augen. Aber die Gedanken ordneten sich vernünftig, und als nachher Frau Roland in das Zimmer kam, um ihr eine warme Suppe zu bringen, da wurde es der kleinen Patientin sehr bald klar, daß Fred sie aus dem Wasser gezogen und mit Hilfe des Pastorenjungen zu seiner Mutter gebracht hatte.

Für ihn war dies das Selbstverständliche gewesen, und Schwester Lene, bei der an demselben Tage ein Erkältungsfieber ausgebrochen war, hatte sich nachher mit allem einverstanden erklärt. Sie war schon bei Frau Roland gewesen, hatte bitterlich über Anneli und ihre Wildheit geklagt und dringend gebeten, das Kind vorläufig zu behalten.

Anneli erfuhr dies alles. Zwei Tage hatte sie in halber Bewußtlosigkeit im Bett gelegen, nun kam ihre Lebenskraft wieder, und Fred berichtete ihr, was ihm einfiel. Er war natürlich stolz darauf, einen lebendigen Menschen aus dem Wasser gezogen zu haben, und Frau Roland mußte manchmal den Kopf leise schütteln, wenn er Abends am Tisch saß, seine Arbeit machen sollte, dazwischen aber lebhaft erzählte. Schwester Lene konnte er täuschend nachahmen und auch Stina Böteführ mit ihrer drolligen Sprache. Aber er übertrieb auch dabei und stellte sich recht wichtig hin. Anneli mußte ihn doch bewundern, wenn ihr Herz ihr auch etwas weh tat. Es war behaglich, hier in Frau Rolands Zimmer, in ihrem weichen großen Lehnstuhl zu sitzen und auf Freds Stimme zu hören, aber wiederum war es bitter, keine Heimat zu haben und von einem Haus ins andre gehn zu müssen.

Das kommt daher, daß du keine Eltern hast! sagte Fred, als Anneli einmal zu klagen begann, und mit diesem Wort war seine Teilnahme erledigt. Er hatte eine Mutter, er wußte nicht, wie es war, nur einen Onkel zu haben, der jetzt an ein Buch dachte und nicht an seine kleine Nichte.

Onkel Willi ließ noch immer auf sich warten. Er blieb länger in Leipzig, weil sein Buch schnell gedruckt worden war und gleich in den Handel sollte. Schwester Lene hatte er dies soeben geschrieben, und sie erschien mit der Nachricht bei Rolands.

Annelis Erlebnis war ihm nicht mitgeteilt worden, es war besser so, sagte Schwester Lene, die, seitdem sie Anneli los war, freundlicher wurde. Ja, es war vielleicht besser, obgleich sich Anneli nicht denken konnte, daß ihr Onkel traurig gewesen wäre, wenn die grauen Schwäne sie behalten hätten.

Wer wäre überhaupt traurig über ihren Tod gewesen?

Wenn Anneli still in ihrem Lehnstuhl saß, kamen diese Gedanken, und dann kam auch die Angst vor Herrn Peterlein und seiner Schlittschuhrechnung. Lag sie noch uneröffnet auf Onkel Willis Schreibtisch, und konnte sie nie Geld bekommen, sie zu bezahlen?

Nachdenklich schaute sie zu Frau Roland hin, die am Tisch neben der kleinen Lampe saß und aus alten Hauben neue arbeitete. Frau Roland verdiente Geld, und was sie brauchte, bezahlte sie sicherlich. Anneli aber hatte nichts und konnte Herrn Peterleins Rechnung nicht bezahlen.

Dieser Gedanke ließ Anneli nicht los. Er quälte sie Abends vor dem Einschlafen und Morgens beim Erwachen, und sie freute sich, als sie von neuem die Schule besuchen durfte, weil ihre Gedanken mit andern Dingen beschäftigt wurden. Sie wurde wieder fleißiger; Fräulein Sengelmann lobte sie, Herr Gebhardt sagte ihr ein ermunterndes Wort, und Rike Bindseil schenkte ihr ein Paar selbstgestrickter Strümpfe. Sie hatten alle etwas für sie übrig, sogar der Bürgermeister, der Fred öffentlich in der Schule belobte, weil er so tapfer gewesen war. Vielleicht erhielt er noch eine Belohnung von dreißig Mark von der Regierung. Soviel war ein gerettetes Menschenleben wert, obgleich sich Anneli nicht denken konnte, daß auch für sie dreißig Mark ausgegeben werden konnten.

Drei Wochen lang ging Anneli schon wieder in die Schule und hatte sich bei Rolands ganz eingewöhnt. Vor Fred war sie nicht mehr bange, und Frau Roland liebte sie. Aber sie war stiller und träumerischer geworden, und als der See noch einmal zufror, da hörte sie wohl aus der Ferne das Klirren der Schlittschuhe und das Spielen des Drehorgelmanns, aber sie selbst ging nicht an den See. Auch dann nicht, als Hannes Heß sie einmal auf dem Schulweg anredete.

Was bleibst weg vom Eis? Kannst doch laufen?

Anneli zog die Augenbrauen zusammen.

Ich mag nicht, Hannes.

Er sah sie mit einem spöttischen Blick an.

Du bist bang vor den grauen Schwänen. Ist nicht nötig. Wer einmal im Eis gewesen ist, der bricht in diesem Jahr nicht wieder ein.

Aber Anneli ging nicht wieder aufs Eis, obgleich der Winter noch einmal zurückkehrte. Sie saß lieber bei Frau Roland, machte ihre Arbeiten oder hörte zu, wie Fred halblaut Griechisch repetierte, bis er der Gelehrsamkeit müde wurde und auf großen Bogen krause Figuren zeichnete. Napoleon den Ersten und Napoleon den Dritten, die Grenadiere der Republik und Ludwig den Sechzehnten auf dem Schafott. Und wie er eines Abends nicht recht mit den Figuren zustande kam, da mußte Anneli an die zwei Bilderbücher denken, die in ihrem schwarzen Koffer lagen. Schwester Lene hatte ihre Habseligkeiten zu Frau Roland bringen lassen, auch natürlich den Koffer; und wenn Anneli auch bis jetzt nie an ihr Erbteil gedacht hatte, so holte sie an diesem Abend die zwei Bücher doch hervor, um sie Fred zu unterbreiten.

Er betrachtete auch mit großem Interesse die Soldaten und die Jäger, die Tänzer und die Tänzerinnen, alle bunten aufgeklebten Bilder, wunderte sich über die alten Moden und fand mehr Gefallen an allem, als Anneli je verspürt hatte. Aber er besah ebenfalls aufmerksam einige knisternde Bogen, die hier und dor zwischen die bunten Figuren geschoben waren.

Mutter, was bedeuten diese Zahlen? fragte er, eins dieser Papiere Frau Roland hinhaltend, und als diese einen kurzen Blick darauf geworfen hatte, stand sie auf und blätterte selbst in den zwei Büchern herum. Sie fand noch mehrere dieser wunderlichen Papiere und endlich auch, hinter eine Tänzerin gesteckt, einen Zettel mit folgendem Inhalt: Ich, Anna Margarete Stahl, vermache diese Bücher mit ihrem Inhalt an Staatspapieren der kleinen Annaluise Pankow zum bleibenden Eigentum. Damit dieses Kind nicht nur von fremder Menschen Barmherzigkeit abhänge.

Frau Roland hatte den Brief in der Hand, als Stina Böteführ eintrat, um sich nach Annelis Befinden zu erkundigen. Als sie die Bilderbücher sah, wischte sie sich die Augen, und als ihr Blick auf den kleinen Haufen von Staatspapieren fiel, den Frau Roland sorgsam zusammenlegte, stieß sie einen Schrei aus.

Hab ich es mich nich gedacht! Die alt Mamsell hat ihr Geld Anneli gegeben!

Anneli konnte die Geschichte nicht recht begreifen. Hatte sie wirklich zehntausend Mark geerbt, und war es genug Geld, daß sie ihr ganzes Leben fröhlich davon zehren konnte? Jedenfalls wollte sie gleich ihre Rechnung bei Herrn Peterlein bezahlen; aber es stellte sich zu ihrem Verdruß heraus, daß Frau Roland sogleich mit dem Geld zum Bürgermeister gegangen war, und daß dieser es unter Verschluß genommen hatte.

Von wegen der Ordnung! sagte seine Tochter, die Anneli zur Schule abholte. Eine Ehre, der die Kleine noch niemals teilhaftig geworden war.

Dein Onkel ist dein Vormund, fuhr Karoline ernsthaft fort. Aber da er nicht hier ist, muß sich die Obrigkeit des Geldes annehmen. Du wirst es wahrscheinlich auch gar nicht erhalten. Du bist keine Blutsverwandte der Demoiselle gewesen, und sie war wohl schon verrückt, als sie das Geld dir vermachte. Dann fällt es an ihre beiden Neffen.

Kann ich nicht ein bißchen davon kriegen? fragte Anneli kläglich.

Ganz gewiß nicht. Erstens bist du nicht mündig, und zweitens gehört dir das Geld nicht. Vielleicht kommt noch ein Prozeß, dann kriegen die Advokaten die Erbschaft.

Es war eine langweilige Geschichte, und Anneli ärgerte sich über sie. So sehr, daß sie der Tochter des Buchdruckers gleich nach der Schule die Zunge herausstreckte und ein ungezognes Wort sagte, obgleich ihr Anna Manning nur gesagt hatte, daß sie jetzt auch in die Zeitung kommen sollte. Eigentlich hätte sie schon deswegen hineingemußt, weil sie beinahe ertrunken war, schließlich aber hatte diese Nachricht wegen Stofffülle zurückbleiben müssen. Nun aber, wo sie vielleicht zehntausend Mark geerbt hatte — vielleicht auch nicht —, sollte sie doch endlich einmal in die Zeitung.

Es war häßlich, daß Anneli der freundlichen Buchdruckertochter so ungezogen begegnete und dann triumphierend heimwärts ging. Fräulein Sengelmann schüttelte den Kopf über sie, und Karoline, die in das Alter der vorlauten Weisheit kam, sagte, Anneli wäre schlecht angeleitet, eine Bemerkung, die die Lehrerin hilflos anhörte.

Annelis Triumph dauerte nicht lange. Sie stand jetzt in der stillen Straße, die zu der Rolandschen Wohnung führte, und die ganze Einsamkeit des Lebens kam über sie. Dort war die Hecke zum Sudeckschen Garten, dort die Bretterbude mit den toten Menschen darin — überall die Stille, der Tod. Wo war Christel, die lustige, wo ihr Hund, der fröhliche? Es war alles vergangen, nur sie war geblieben und war fremd geworden. Anneli kroch durch die Hecke und in den

Garten. Auch hier herrschten Einsamkeit und Stille; schweigend streckten die Bäume ihre kahlen Zweige in den kalten Himmel. Leise knirschte der hartgefrorne Rasen, dort, wo die Blumen gestanden hatten, war es leer, und wo Cäsar eingegraben war, hüpfte ein Vögelchen und zwitscherte leise und heimlich, gerade als wollte es etwas erzählen. Anneli stand regungslos: der Zorn fiel von ihr ab und auch die große Trauer um etwas unnennbares. Als vom Haus her Tritte schallten, ging sie ruhig der Frau Doktor entgegen, der sie bis jetzt scheu ausgewichen war.

Nun, Anneli — die schwarzgekleidete Frau betrachtete sie wehmütig —, ich habe immer gedacht, du sagtest mir einmal guten Tag, aber bis jetzt wartete ich vergeblich.

Frau Doktor, Anneli sah sie ehrlich an, ich habe ein bißchen Angst gehabt.

Das wäre nicht nötig gewesen, liebes Kind!

Frau Sudecks Stimme klang freundlich, und sie fragte nach Annelis Lernen, nach ihrem Unfall, nach der Demoiselle und der Erbschaft, nach allem, worauf Anneli Antwort geben konnte. Sie sprach auch vernünftig und beantwortete alle Fragen, aber es war ihr doch eine Erleichterung, als sie, diesesmal durch die Haustür, wieder gehn konnte.

Von Christel war nicht die Rede gewesen, und ihr Schatten wanderte doch mit durch den Garten, durch das Haus. Und obgleich Anneli es nur vom Hörensagen wußte, so sah sie sich doch allein und todkrank auf dem Fußboden der Giebelstube liegen und hatte das dunkle Gefühl, daß diese anscheinend so gutmütige Frau doch keine Liebe gehabt hatte, weder für ihre Tochter noch für das ihr anvertraute Kind.

Allmählich wurde es Frühling. Der See rollte seine grauen Wellen gegen das Ufer, und die wilden Schwäne zogen gen Norden. Im Schloß wurden zwei Wohnungen neu besetzt: die der alten Demoiselle und die von Onkel Aurelius, der seine reiche Cousine geheiratet und keine Freiwohnung mehr nötig hatte. Schwester Lene hauste noch allein in Hofrat Pankows Wohnung, und von ihm stand eines schönen Tages etwas im Wochenblatt. Nämlich daß er ein Buch geschrieben hätte, das überall viel Aufsehen erregte, weil es eine Episode aus der Geschichte eines alten und bekannten Fürstengeschlechts behandelte. In derselben Nummer des Blattes war auch zu lesen, daß die zwei Erben der Demoiselle Stahl wieder in die Stadt gekommen wären, um ihre Ansprüche auf das für Anneli Pankow bestimmte Geld geltend zu machen. Leider hatten sie sich gleich wieder erzürnt, und jeder wollte einen besondern Rechtsanwalt nehmen und für sich selbst die meisten Ansprüche auf die zehntausend Mark erheben.

So berichtete das Wochenblatt, und obgleich sich Anneli noch immer schlecht mit der Buchdruckertochter stand, so fand sie es nicht übel, den Pankowschen Namen zweimal gedruckt zu sehen.

Auf die Erbschaft rechnete sie kaum mehr, es tat ihr nur leid, daß die zwei Bilderbücher auch mit aufs Rathaus gewandert waren. Da sie sie nicht mehr hatte, wurden sie ihr lieb. Doch sie fand sich allmählich in alles, wenn sie auch oft zum Schloß hinausschaute, in der Hoffnung, ihren Onkel bald wieder einmal in seiner Wohnung zu sehen.

Aber dann kam ein Brief von ihm. Liebe kleine Nichte! Wunderst du dich auch, daß ich nicht am Schreibtisch oben im Schloß sitze und an meinen Bogen schreibe? Mir ists sehr verwunderlich, und oft sehne ich mich von ganzem Herzen nach dem stillen Platz mit dem Ausblick auf das große, stille Wasser. Aber vorläufig kann ich die Sehnsucht nur als Gast betrachten, der wohl bei mir einkehren, dem ich aber nicht folgen darf. Etwas andres ist zu mir gekommen: die Menschen hier nennen es Ruhm, und es soll etwas schönes sein. Vielleicht bin ich zu alt, um mich seiner Schöne freuen zu können. Auf meiner Zunge liegt manchmal ein bittrer Geschmack, und wenn ich Nachts schlafen möchte, nahen sich mir Gestalten mit vorwurfsvollen Augen. Das sind die Kinder meiner Seele, denen ich Leben einhauchte, und die lieber bei mir geblieben wären. In meiner stillen Kammer, ohne Ruhm und Weltlärm.

Aber was schreibe ich da? Du wirst mich nicht verstehn, liebe kleine Nichte. Dir soll die Sonne scheinen, und die Wolken menschlicher Unvollkommenheit sollen deinen blauen Himmel nicht trüben. Du mußt fleißig sein, liebes Kind, artig und folgsam. Schwester Lene wird die Schloßwohnung verlassen, die ich der Regierung zur Verfügung stelle. Möchte ein Würdigerer in den schönen Räumen hausen! Wie ich höre, bist du jetzt bei Frau Roland eingekehrt, bleibe dort, bis ich dich rufe. Ich werde ihr genügend Geld schicken, damit sie für dich sorge. Mein Buch wird mich vielleicht wohlhabender machen, als ich jemals gewesen bin. Das ist dann alles für dich, kleine Nichte. Und nun Gott befohlen; denke manchmal an deinen Onkel Willi Pankow.

Fred kam aus der Schule, und Anneli stürzte ihm mit dem offnen Brief entgegen. Schluchzend streckte sie ihm das Blatt hin, das er lustig pfeifend durchflog.

Und darüber weinst du! fragte er geringschätzig. Wenn der Ruhm kommt und das Geld, ist man dann nicht froh? Vielleicht wirst du noch ein reiches Mädchen, Anneli, dann brauchst du nicht Gouvernante zu werden.

Aber das war kein Trost. Leise weinend wanderte Anneli nachher durch die Straßen der kleinen Stadt. Sie wußte nicht wohin mit ihrer Sehnsucht und ihrer Einsamkeit: die Menschen waren gut mit ihr; auch Stina, die ihr von der Petersschen Wohnung aus zunickte und sie einlud, einzutreten. Stina war zufrieden in ihrer neuen Stellung und sagte nicht mehr böses über die Männer. Vielleicht würde sie Herrn Peters noch heiraten, in der Schule sprachen die Kinder davon. Aber Anneli hatte keine Neigung, in Herrn Peters Stube zu sitzen und den Qualm seiner Pfeife einzuatmen, sie ging weiter mit ihrer Trauer bis zum Kirchhof hinaus, der still und friedlich vor ihr lag. Hier waren Knospen an den jungen Bäumen, und die Vögel flogen geschäftig hin und her. Wollten sie Nester bauen, und würde die die Welt noch einmal grün werden, fröhlich und lächelnd?

Anneli wandte sich der Friedhofstür zu, als von der Landstraße her ein offner leichter Wagen kam, dessen Räderrollen ihr so bekannt ins Ohr klang, daß sie ohne Besinnen ihm entgegenstürzte.

Und dann hielt er plötzlich, und gleich darauf umklammerte sie Mutter Marens Hals und rief zwischen Weinen und Lachen: Du kommst mich zu holen, nicht wahr? Hier sind sie alle weg, die ich lieb hatte; niemals will ich wieder von Falkenhorst gehn!

Was dann noch kam, dessen entsann sich Anneluise Pankow niemals mehr ganz genau. Sie wußte nur, daß sie schon nach wenig Stunden wieder den Weg fuhr, den der Wagen gekommen war. Nach Falkenhorst zur Großmutter, zu den Verwandten. Zwar war der Onkel mit seiner Familie noch im Süden, aber die alte Frau von Falkenberg war früher heimgekehrt und wollte die Enkelin sehen.

Sie ist sehr schwach geworden, sagte Mutter Maren in ihrer vorsichtigen Art. Das kleine Fräulein wird zuerst nicht viel Vergnügen finden.

Anneli lachte sorglos. Ich freue mich auf meine Großmutter, und ich will sie lieb haben.

Die gnädige Frau freut sich auch, begann Mutter Maren von neuem. Aber zuerst wird sie wohl etwas böse sein. Von wegen dem Herrn Hofrat, der ein so sonderbares Buch geschrieben hat, und dann auch wegen der Erbschaft von einer Tänzerin. Die wird das kleine Fräulein nicht annehmen dürfen; die gnädige Frau will es auf keinen Fall!

Anneli wurde nachdenklich. Und dann stand sie im Wagen auf, drehte sich um und deutete auf die kleine Stadt, die noch deutlich zu erkennen war.

Ich muß wieder zurück, Mutter Maren! Da sind noch Schulden zu bezahlen, Schulden bei Herrn Peterlein. Und wenn ich nun nicht erben darf —

Mutter Maren drückte sie wieder auf ihren Platz.

Es wird schon alles besorgt werden, sagte sie beruhigend. Schulden sind noch immer von den Herrschaften bezahlt worden. Darüber braucht sich das kleine Fräulein nicht zu sorgen!

Anneli setzte sich wieder, und weiter ging die Fahrt. In den kommenden Frühling hinein, an grünenden Feldern vorüber, an zwitschernden Vögeln und an Hecken, die sich zum Blühen bereiteten.

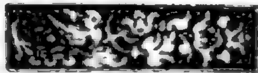
Konnte man da traurig sein und den Blick zurückwenden in das Dunkel des Winters, in alle Sorgen der Vergangenheit?

Anneli lachte hellauf und klatschte in die Hände. Das Alte war vergangen, vor ihr lag das neue Leben. An nichts mehr wollte sie denken: weder an die Toten noch an die Lebendigen, die sie dahinten ließ. Ganz gewiß nicht, die Welt trug für sie ein neues Gewand, und der Frühling kam.

Vom Wegrand flogen zwei Raben auf — einen Augenblick flatterten sie hinter dem Wagen her, ruhten sich aus und folgten dann weiter, zwei dunkle Gestalten, krächzend und drohend. Wie die Erinnerung an etwas, das gewesen ist, das tot ist und doch noch lebt. Was ist es?

Die Vögel waren verschwunden, die Pferde trabten, und der Wind blies lustig. Aber Anneli saß schweigend. Denn über sie kam die Ahnung, daß man nichts vergessen kann. In der Seele schlafen viele Gedanken; vieles, was vergessen scheint und doch nur auf ein Zeichen wartet, um zum Leben zu erwachen. Und eines Tages wird alles wieder wach: alte Schmerzen, alte Freuden, altes, längst beweintes Leid.

Die Sonne schien, die Welt wurde schön, aber in Annelis Augen standen Tränen. Weshalb sie weinte, wußte sie kaum, und sie freute sich, daß niemand sie danach fragte.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Die englisch-russische Verständigung. England und die Bagdadbahn. Deutsch-Englisches. Die „Potsdamer Wachtparade" zur See. Der wiederausgegrabne Kolonialdirektor. Der Reichstagsbeschluß und der Reichskanzler.)

Der Londoner Standard hat durch die von ihm plötzlich auf die Tagesordnung gesetzte Frage der Bagdadbahn wenn keinen andern, so doch wenigstens den Erfolg gehabt, einem großen Teil der europäischen Publizistik, die sich von dem Kopfzerbrechen über Marokko noch nicht erholt hatte, neues Kopfzerbrechen über die Bagdadbahn und über eine russisch-englische Verständigung auf Kosten Deutschlands und deutscher Interessen zu machen. Diese Art von Zeitbetrachtungen, wie wir sie seitdem leider auch in der deutschen Presse zu lesen bekommen, hat in der Tat mit dem berühmten Rathausbau zu Schilda, wobei die Fenster vergessen worden waren, eine unverkennbare Ähnlichkeit. Als ob Rußland wirklich keine andern Sorgen hätte!

Schon im vorigen Heft ist an dieser Stelle erwähnt worden, daß eine russisch-englische Verständigung überhaupt nicht besteht; daß sie von England angestrebt wird, das sich mit Rußland über Persien und Mittelasien friedlich auseinandersetzen möchte und den jetzigen Augenblick dazu besonders geeignet erachtet, ist richtig. Aber Rußland hat erstens dringendere Geschäfte, zweitens gar keine Eile, sich für Mittelasien durch Vertrag festzulegen, drittens wird es von der Erwägung geleitet, daß ihm in Anbetracht seiner Gesamtlage der deutsche Nachbar unendlich viel wichtiger ist als eine Verständigung mit England über Persien. Das will sagen: Rußland wird sich mit England über nichts verständigen, wobei deutsche Interessen im Spiele sind, ohne Deutschland vorher befragt oder zur Mitwirkung eingeladen zu haben. Hierüber liegen — wie ebenfalls im vorigen Hefte schon erwähnt worden ist — von russischer Seite die bündigsten Zusicherungen vor, und auch der britische Staatssekretär des Auswärtigen hat nicht gezögert, von sich aus

zu erklären, daß England nicht im entferntesten daran denke, mit Rußland eine gegen Deutschland gerichtete Verständigung anzustreben.

England hat an der Bagdadbahn finanzielle und politische Interessen. Die finanziellen beruhn darin, dem englischen Kapital eine Beteiligung zu sichern, für die es bisher bei den deutschen Banken keine Gegenliebe gefunden hatte. Selbstverständlich werden die englischen Banken keine Beteiligung anstreben und eingehn, die ihrer Regierung nicht genehm wäre, ebensowenig werden die deutschen Banken oder die Deutsche Bank eine fremde Beteiligung zulassen, mit der die deutsche Regierung nicht einverstanden wäre. Von englischer Seite ist bisher wiederholt vergeblich versucht worden, eine Beteiligung zu erlangen; man mag jetzt den Augenblick, wo ein Bauabschnitt der Bahn sein Ziel erreicht hat und ein neuer wichtiger Abschnitt in Angriff genommen werden soll, für geeignet halten, neue Verhandlungen anzuknüpfen, die der Natur der Dinge nach nur in Berlin, nicht in Petersburg geführt werden können. Die Bagdadbahn hat die Hänge des Taurus erreicht, es handelt sich jetzt darum, das Gebirge zu überschreiten oder zu durchqueren. Hierfür sind schon zwei verschiedne Projekte ausgearbeitet worden, von denen das eine die Weiterführung in südöstlicher, das andre die in nordöstlicher Richtung in Aussicht nimmt. An jeder der beiden Tracen haften verschiedne Interessen. Nach Überschreitung des Gebirges wird sich der Weiterbau durch die Ebne von Mesopotamien unverhältnismäßig leichter und schneller vollziehn, und ist dann Bagdad erreicht, so muß die Frage der Ausmündung in den Persischen Golf zur Entscheidung gebracht werden, eine Frage, an der Rußland und England interessiert sind, aber nicht übereinstimmend, sondern entgegengesetzt. Durch die Beteiligung des französischen Kapitals sind auch französische Interessen in Mitleidenschaft gezogen. So entschieden Deutschland nun auch dafür zu sorgen hat, daß der Bau und die Leitung der Bahn in deutschen Händen und unter deutschem Einfluß bleiben, so kann es andrerseits kaum im deutschen Interesse liegen, daß in einem fernen fremden Lande ein so großer Kapitalaufwand von Deutschland allein bestritten wird. Hier wären also die Bedingungen für eine deutsch-englische Verständigung, falls in England eine solche gewünscht wird, wie es den Anschein hat, durchaus gegeben. Soviel über die finanzielle Seite des Bagdad-Unternehmens, seine internationalen Berührungen und seine etwaige Internationalisierung.

Das politische Interesse Englands an der Bagdadbahn beginnt erst beim Weiterbau von Bagdad zum Persischen Golf. England wünscht die Mündung der Bahn in den Hafen von El Queid und muß deshalb, wie seit langem zu erwarten ist, über diese Frage in absehbarer Zeit mit uns in Verhandlung treten. Rechtzeitig geklärt muß diese Angelegenheit schon deshalb werden, weil die Mündung einer solchen Bahnlinie in einen Hafen für diesen ebenfalls umfangreiche Bauten und Vorbereitungen notwendig macht, die immerhin einen mehrjährigen Zeitraum für ihre Fertigstellung beanspruchen. Auch die Güterübernahme, die Post, die Zollfragen müssen von langer Hand her geregelt werden, wie denn überhaupt die Frage der Post längs der Bagdadbahn keineswegs gleichgiltig ist; am Endpunkt wird jedenfalls ein deutsches Postamt zu errichten sein. Ist der Taurus erst einmal überschritten, so könnte die Zeit für solche Verhandlungen und deren technische Ausführung leicht etwas knapp werden; schon aus diesem Grunde kann man sich vielleicht darauf gefaßt machen, daß einer Eröffnung finanzieller Verhandlungen von englischer Seite solche von politischer Natur recht bald folgen werden. Was den Standard alarmiert zu haben scheint, ist die in Teheran vorübergehend aufgetauchte Erwägung, den Mündungspunkt der Bahn auf persisches Gebiet in das Euphratdelta zu verlegen, eine Anregung, deren Glocken der Gewährsmann des Standard vielleicht hat läuten hören, ohne zu wissen, wo sie hängen. Daraufhin hat er die europäische Welt mit seinen Enthüllungen, die ebensoviele Erfindungen sind, in Bewegung versetzt. Gewiß betritt Deutschland mit der Bagdadbahn die asiatische Interessensphäre, aber doch nur in rein wirtschaftlicher, nicht in politischer

Beziehung. Von wirtschaftlicher Bedeutung nicht nur, sondern auch von politischer und militärischer ist die Bahn für die Türkei, der große Länderstrecken dadurch erschlossen werden, und für die die Bagdadbahn eine gewaltige Beschleunigung der Mobilmachung sowohl als der Versammlung und Heranziehung der kleinasiatischen Truppen im Kriegsfalle bedeuten würde, also jedenfalls eine Erstarkung der mohammedanischen Welt, mit der hauptsächlich England zu rechnen haben dürfte. Was die Verlegung des Endpunkts in das Euphratdelta auf persisches Gebiet anlangt, so scheitert die Idee schon an dem Kostenpunkt, weil gerade das Euphratdelta enorme Brückenbauten notwendig machen würde. Auch weisen die wirtschaftlichen Interessen, denen die Bagdadbahn dienen soll, nicht auf Persien und seinen verhältnismäßig viel geringern Güteraustausch.

Praktische Engländer betrachten die Bagdadbahn heute schon als eine Tatsache, über die sich England mit Deutschland verständigen muß und deshalb auch verständigen wird. Es klingt sehr schön, ist aber ohne reale Bedeutung, wenn Redner und Rednerinnen das Verhältnis beider Nationen auf Shakespeare und Goethe, auf dem Protestantismus oder auf der Tatsache basieren wollen, daß zwischen England und Deutschland noch niemals ein bewaffneter Konflikt bestanden habe. Das ist im Grunde genommen Stubengelehrsamkeit, die draußen bei Wind und Wetter nicht standhält. Was Völker trennt und verbindet, sind nicht ästhetische Empfindsamkeiten, sondern praktische Interessen. England schließt seine Freundschaften nicht mit Poesie oder Rhetorik, sondern mit der harten Seemannsfaust. Der deutsche Dichter, Denker und Gelehrte vermag ein englisches Publikum unterhalten und unterrichten, das auch für deutsche Kunstwerke gelegentlich ein very beautiful indeed übrig haben wird. Aber imponieren — und darauf kommt es an — wird ihm nur der Deutsche, der sich draußen in der Welt als ein höllischer Kerl zeigt, Eisenbahnen in fremden Weltteilen baut, neue Schiffahrtslinien begründet oder britische verdrängt und seine Interessen in Handel und Industrie durchzusetzen weiß. Schafft dieser Deutsche nun auch gar noch eine tüchtige Kriegsflotte, wie er über das tüchtigste Kriegsheer und die stärksten und besterzognen Arbeiterheere verfügt, dann wird sich John Bull beeilen, diesem Deutschen nicht den Krieg zu machen, sondern die Hand zu drücken. England hat für die Vetternschaft sehr wenig übrig; was es sucht und was es versteht, ist nüchterne Geschäftsfreundschaft. Darauf sollten wir nicht mit Sentimentalitäten und Rührung, sondern mit kühler Überlegung und klarem, festem Wollen antworten und den Engländern zeigen, daß wir von ihnen gelernt haben, wie man auch auf der See und jenseits der See politische Geschäfte macht.

Die Lügen des Standard scheinen aber auch die ministerielle Londoner Tribune nicht schlafen zu lassen, die zu berichten weiß, es seien in der englisch-deutschen Verständigung wegen der Bagdadbahn während der letzten Tage bedeutende Fortschritte erreicht worden. Bis zum Pfingstfest ist das jedenfalls nicht der Fall gewesen. Politische Verhandlungen haben überhaupt nicht stattgefunden, und finanzielle der Banken sind schwerlich weit über die erste Fühlung hinaus. Was die Tribune weiter fabelt von einer Zustimmung der andern Mächte, Aufteilung der Türkei und Teilung Persiens in Interessensphären mag den Wünschen einiger Phantasten entsprechen, ist aber nicht das Papier wert, worauf es gedruckt steht. Sogar die vielleicht vorhandne Absicht, die Türken wie die Perser gegen Deutschland mißtrauisch zu machen, wird nicht glücken. Die Bagdadbahn soll ja der Entwicklung der Türkei dienen und nicht ihrer Zerstückelung! So klug ist der Türke doch auch noch. An unsre Leser aber möchten wir bei diesem Anlaß die dringende Bitte richten, doch endlich das englische Gespenst aus ihrem politischen Vorstellungskreise zu verbannen. Das Gespenst geht um, aber wer fürchtets am Tag! Mag immerhin die englische Flotte uns dreifach überlegen sein — ein seiner selbst bewußtes Volk von sechzig Millionen hängt nicht von sechzig Kriegsschiffen ab. Fort mit diesem ewigen Geflenne um Englands Flotte! Sollte es im Notfall nicht auch auf der See ein Leuthen geben

können? Nicht auch eine schwimmende „Potsdamer Wachtparade“ wie die verspottete des alten Fritz, die bei Leuthen so gründlich mit der großen feindlichen Übermacht aufräumte?

Andrerseits muß ebenso dringend mit der Vorstellung aufgeräumt werden, als ob das Heil für uns darin läge, daß wir Hals über Kopf Schiffe bauen. So groß ist die Gefahr gottlob nicht, und wäre sie es — so kämen alle diese Schiffsneubauten erst recht zu spät. Zudem machen Schiffe allein noch keine Flotte aus. Außer an Schiffen fehlt es auch sonst an allen Ecken und Enden. Der Umstand, daß wir fast alle Kreuzer aus dem Auslande heimberufen müssen, um Besatzungen für die Linienschiffe der Schlachtflotte zu formieren, deutet auf einen sehr wunden Punkt in unsrer Marine, der eine ausgiebige Personalvermehrung fast dringender not tut als eine beschleunigte Vermehrung der Schiffe. Doch auch darüber werden wir hoffentlich hinwegkommen. Alles auf einmal machen, geht eben nicht, namentlich solange die eigentlichen Quellen unsrer indirekten Steuerkraft, Bier und Tabak, nicht gründlich erschlossen werden. Geschehen muß es eines Tages unter allen Umständen, wenn wir nicht einem siegreichen Feinde die Mittel vierfach bewilligen wollen, die wir der eignen Sicherheit kurzsichtig versagt haben.

In diesem Punkte wird der enge Zusammenhang innerer und auswärtiger Politik wieder so recht deutlich. Es ist nicht ohne Gefahr, im Auslande die Ansicht hervorzurufen, als ob den Deutschen der Atem ausginge und sie die Mittel für die Behauptung der von ihnen beanspruchten Weltmachtstellung nicht aufzubringen vermöchten. Daraus entwickelt sich dann die Meinung, daß man uns mit Abrüstungsvorschlägen einfangen und zu Falle bringen werde — mit der sichern Rechnung auf Sozialdemokraten und Zentrumsdemokraten, auf Humanitätsduselei und verweichlichendes Wohlleben. Die Nation muß ihren Reichstag dazu anhalten, durch diese Rechnung einen langen und dicken Strich zu ziehn. Einer entschlossenen Führung wird er hierin folgen und folgen müssen; ohne eine solche freilich wird er nichts leisten. Das haben die Kolonialabstimmungen der letzten Sitzungen deutlich genug gezeigt. Wäre Fürst Bülow noch in Berlin gewesen, so würde der Reichstag nicht sich und das Reich in dieser Weise lächerlich gemacht haben. Der Reichskanzler hatte erst seit zwei Tagen den Rücken gewandt, und schon fehlte die politische Führung! Es hätte sonst nicht dahin kommen *können*, und es hätte auch nicht dazu kommen *dürfen*, daß das Zentrum den „Kolonialdirektor“ wieder aus der Versenkung hervorholte und damit einen Posten bewilligte, den die Regierung nicht nur nicht beantragt, sondern als unbrauchbar und für den Reichsdienst nicht länger geeignet verworfen hatte. Es ist deshalb auch selbstverständlich, daß diesem Beschluß keine Folge gegeben wird. Der Reichskanzler wird beim Kaiser nicht die Ernennung eines Kolonialdirektors beim Auswärtigen Amt beantragen, der ihm und dem Staatssekretär dieses Amts von neuem große Verantwortlichkeit und die damit verknüpfte größere Arbeitslast auferlegen würde. Das Amt wird weiter provisorisch verwaltet werden, der Erbprinz von Hohenlohe hat sich dazu bereit erklärt, und der abgelehnte Posten wird von neuem im Etat von 1907 erscheinen.

Zu dem bedauerlichen Ablehnungsbeschluß hat nicht nur eine ganze Reihe von Umständen, sondern haben fast *sämtliche* Parteien insofern mitgewirkt, als sie — auch die, auf die die Regierung zählte — große Lücken aufwiesen und deshalb leicht überrumpelt werden konnten. Intrigante Hinweise auf einen über den Kopf des Reichskanzlers hinweg beim Kaiser agierenden Kolonialsekretär mögen nicht gefehlt haben; tatsächlich hat dieser Gedanke sehr ungünstig eingewirkt. Dem Anscheine nach sind hinter den Kulissen allerlei Mitwirkende in Aktion getreten. Taucht doch auch die alte unwiderlegte Behauptung wieder auf, daß die beabsichtigte Umwandlung der Kolonialverwaltung die lebhaftesten Gegner in der Kolonialabteilung selbst habe. Vielleicht ging die Rechnung darauf hinaus, dem Erbprinzen Hohenlohe die Sache zu verleiden. Alle diese Rechnungen sind aber ohne den Wirt gemacht worden. Der Reichskanzler selbst ist durchaus nicht geneigt, die Schuld ausschließlich beim

Reichstage zu suchen, und da auch dem Zentrum vor seinem „Erfolge" bange geworden zu sein scheint, so wird die Sache wohl im Herbst in Ordnung kommen. Interim aliquid fit. Vorausgesetzt freilich, daß Fürst Bülow dann wieder in alter Rüstigkeit auf dem Posten ist, eine Annahme, zu der glücklicherweise alle Nachrichten aus Norderney berechtigen. *§*

Von nationalen Vereinen in Bayern. Die bayrischen Zweige des Flottenvereins und der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger sind in ihrer Entwicklung einander auffallend ähnlich. Der jüngere Verein kann von dem ältern, der ältere von dem jüngern lernen, und beide sollten einander mehr, als es bisher geschehn ist, fördern. Ihr Mitgliederbestand deckt sich noch lange nicht in dem Umfange, in dem es möglich wäre.

Lange Zeit war die Deutsche Gesellschaft das einzige, schwache Band zwischen dem deutschen Süden und der Küste. Sie hat in Bayern mehr als im übrigen Süddeutschland mit der Gleichgiltigkeit des Binnenländers gegen See- und Küsteninteressen zu kämpfen. Im Jahre 1865 zählte die Vertreterschaft München 7 Mitglieder, im Jahre 1875 10, 1885 206, 1895 156, 1905 161. Im ersten Jahre der Gesellschaft gab es in Bayern zwei Vertreterschaften (Deidesheim und München), 1875 11, 1885 23, 1895 19, 1905 22. Im ersten Jahrzehnt stieg die Zahl der bayrischen Mitglieder von 86 auf 565, im zweiten von 565 auf 1624, im dritten ging sie von 1624 auf 1350, im vierten von 1350 auf 1286 zurück. Doch blieb die Summe der Beiträge ungefähr dieselbe wie im zweiten Jahrzehnt.

So langsam gewinnt im deutschen Südosten der schöne Gedanke Ehrgott Friedrich Schaefers und George William Manbys Eingang. Die Herzen haben sich ihm immer nur langsam geöffnet. An der pommerschen Küste geboren, dann vergessen, an der englischen Küste wiedergeboren und sofort in seine Heimat, nach Preußen übertragen, hat er fünfzig Jahre gebraucht, bis er anerkannt, und sechzig, bis er verwirklicht wurde. Es wäre ein Wunder, wenn die Idee des Küstenrettungswesens in einem Lande, dessen Bevölkerung zum größten Teile das Meer nicht kennt, rasch aufgenommen worden wäre. In Bayern arbeitet zunächst das Nationalgefühl, sodann die Humanität an der Ausbreitung der Rettungsgesellschaft, an der Küste hat sie in der Kenntnis der Gefahren, die die Seeleute in den Küstengewässern bedrohen, und in dem Bestreben, den Gefährdeten zu helfen, viel mächtigere Förderer.

Trotzdem hat die Rettungsgesellschaft dem Flottenverein in Bayern vorgearbeitet und an manchen Orten die Cadres für diesen Verein geschaffen. Was sie angebahnt, aber nicht erreicht hat, ist dem Flottenverein gelungen: er hat den Norden und den Süden Deutschlands in weniger als einem Jahrzehnt einander näher gebracht, als es Jahrzehnte ruhiger, aber eines mächtigen einigenden Gedankens entbehrender Entwicklung vermocht hätten. Der Flottengedanke hat eine weit größere Werbekraft bewährt als die Idee des Küstenrettungswesens. In Bayern zeigt sich seine Kraft mehr in der Stetigkeit als in der Schnelligkeit seiner Ausbreitung.

Ich arbeite für die Rettungsgesellschaft seit meinem ersten Semester. Ein Aufruf des Würzburger Vertreters der Gesellschaft, des Otologen von Tröltsch, hat mich damals für ihre Bestrebungen gewonnen. An allen Dienststätten, die ich dann auf einer Odysseusfahrt am Anfange meiner amtlichen Tätigkeit berührte, suchte ich die Gesellschaft heimisch zu machen. Meist ohne Erfolg. Kurz bevor sich der Flottengedanke in Süddeutschland verbreitete, gelang es mir, in einer kleinen bayrischen Garnisonstadt eine Vertreterschaft zu gründen. Der Landwehrbezirkskommandeur half mir dabei. Bald konnten wir an der Wand über dem Stammtisch, wo sich unsre Runde einigemal in der Woche zusammenfand, ein Sammelschiffchen anbringen. Das erregte den Zorn Andersgesinnter. Wir hörten von einem benachbarten Tische aus dem Munde eines Gebildeten das Wort: „Für das

preußische Zeug gebe ich nichts.“ Und dabei ist das Sammelschiffchen schwarzweißrot gestrichen und am Bug mit dem roten Kreuz geschmückt. Dafür hatten wir die Genugtuung, daß das Offizierkorps der Garnison, eines Reiterregiments, willig und freudig die neue Vertreterschaft unterstützte, daß aus ihr, wieder von bayrischen Reiteroffizieren kräftig gefördert, die erste bayrische Ortsgruppe des Flottenvereins erwuchs, und daß diese Ortsgruppe fördernd auf die Vertreterschaft der Rettungsgesellschaft wirkte.

Damals war es auch „eine Lust zu leben“. In einer stattlichen Zahl der Landstädtchen und Dörfer, die jene kleine Stadt umgeben, flammte die Begeisterung für den Flottengedanken auf, und zugleich konnte aus dem Sammelschiffchen, das anfangs geschmäht worden war, nun aber — auch infolge der regelmäßigen Bekanntmachung von Rettungsberichten — mit viel freundlichern Augen angesehen wurde, ein größerer Stiftungsbeitrag nach Bremen an die Rettungsgesellschaft geschickt werden. Die Nickel- und die Silbermünzen, die das Schiffchen mehrmals im Jahre füllten, kamen aus den Händen von Kleinstadtbürgern, meist Angehörigen des Zentrums, von Beamten, von katholischen Geistlichen, Pfarrgeistlichen und Lycealprofessoren, und von Offizieren. Bei Vorträgen, die die Ortsgruppe des Flottenvereins veranstaltete, saßen bunt gereiht Bürger und Beamte, Offiziere und katholische Geistliche nebeneinander. Die Ortsgruppe wurde nicht groß, aber sie entwickelte sich zu einer Pflanz- und Pflegestätte des Flottengedankens und des Nationalgefühls. Man klärte auf, belehrte, wies die Berechtigung der Forderungen unsers Kaisers nach, warb mit seinen Worten und in seinem Namen.

Diese Art zu werben und ihr nach der Zahl der gewonnenen Mitglieder gering erscheinender, aber durch die mit ihm verbundne erzieherische Wirkung für Deutschland, nicht nur für Bayern sehr wertvoller Erfolg sind typisch für den bayrischen Zweig des Flottenvereins.

Ich erzähle dieses, um das Arbeitsfeld des bayrischen Verbandes des Flottenvereins zu charakterisieren, um an die enge, nicht überall erkannte, anerkannte und nutzbar gemachte Verwandtschaft zwischen der Rettungsgesellschaft und dem Flottenverein zu erinnern, hauptsächlich aber, um die Verdienste, die sich das bayrische Offizierkorps um die Verbreitung des Flottengedankens in Bayern erworben hat, und die große Bedeutung des Offizierkorps für den Verein hervorzuheben.

In der Zeit, von der ich oben erzählt habe, im Jahre 1899, trug ein Landwehrbezirkskommandeur in Schwaben den Flottengedanken in seinem Bezirk von Ort zu Ort. In verschiednen Städten gingen mit jugendlicher Begeisterung greise Generale an die Gründung von Ortsgruppen. In einer Stadt mit besonders schwierigen Verhältnissen unternahm dieses Werk mit männlicher Tatkraft und mit Senatorenumsicht ein junger Leutnant. Auch jetzt ist das Offizierkorps noch eine Hauptstütze des Vereins. Offiziere leiten und verwalten neben Beamten und Bürgern die großen Vereinskörper, und an manchen Orten bilden sie auch den Kern der Vereinsgruppen. Der Bayrische Landesverband hat gut daran getan, unbedachte Agitationsformen abzulehnen, deren Anwendung es den Offizieren unmöglich gemacht hätte, Mitglieder des Vereins zu bleiben.

Die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger täte gut daran, mehr als bisher — ich finde im letzten Jahresberichte nur Offiziere eines Regiments, des 10. Württembergischen Infanterieregiments Nr. 180, als Mitgliedergruppe verzeichnet — an den opferwilligen Idealismus der deutschen Offiziere zu appellieren.

Wer das langsame, aber stetige Wachstum des Flottenvereins in Bayern von seinen Anfängen an überschaut, der kann mit Freuden feststellen, daß der Flottengedanke einigend gewirkt hat. Jede Ortsgruppe des Flottenvereins ist ein Sammelpunkt, wo sich Angehörige verschiedner Parteien zusammenfinden oder wenigstens, ohne eine Verletzung ihrer politischen Überzeugung fürchten zu müssen, zusammenfinden können. Zugleich ist sie eine Pflanzstätte des Nationalgefühls. Solche Stätten sind in einem Stamme, der auf Um- und Irrwegen zur Mutter und zu den

Brüdern heimgefunden hat, von dem höchsten Werte. Daß politische Gegner, daß überzeugte Anhänger verschiedner religiöser Bekenntnisse von dem Rahmen der Flottenvereinsgruppen umfaßt werden, daß katholische Geistliche an den Instruktionsfahrten nach Kiel teilnehmen, als Gruppenleiter tätig sind, durch schlichte, auch den müden Handwerker und Landmann noch fesselnde Erzählungen von unsrer Handels- und Verkehrsflotte die Kenntnis der deutschen Seeinteressen in die kleinsten, fern von der See heimlich in die Täler Mittel- und Oberdeutschlands gebetteten Dörfchen tragen, das ist ein Erfolg, der nur der maßvollen, Andersdenkende nicht verletzenden, sondern zu gewinnen suchenden und gewinnenden Werbetätigkeit des Bayrischen Landesverbandes zu danken ist.

Dennoch wird der Name Bayern in der Polemik gegen den bayrischen Zweig des Flottenvereins mit einer ähnlichen Tonfarbe und mit einem ähnlichen Accent ausgesprochen wie damals, als erst bei Hanau, Brienne, Bar sur Aube und Arcis sur Aube, noch nicht bei Weißenburg, Wörth, Beaumont, Sedan, Paris und in den blutigen Kämpfen an der Loire der bayrische Schild von den Flecken der Rheinbundzeit gereinigt worden war. Dieser Rheinbundaccent vergiftet die Polemik gegen den Bayrischen Landesverband. Er verletzt die Männer aufs tiefste, die in Bayern lange Zeit die Zielscheibe des Hohnes der extremen Partikularisten waren, die ihre Kraft daran setzten, die Gegensätze zwischen dem Norden und dem Süden auszugleichen, die mit einem ungewöhnlichen Maß von Idealismus ausgestattet trotz allen Enttäuschungen nicht müde werden, dieses Ziel zu verfolgen, und die nun, durch die einigende Macht des Flottengedankens unterstützt, daran sind, endlich an Interesse für das Gesamtvolk, an Vertrauen zu den leitenden Reichsbehörden und an nationalem Opfermut einen Kriegs- und Friedensschatz für die Zukunft Deutschlands zu sammeln. Sie werden schnöde in ihrem Werke gestört. Ihr Werk aber ist von unschätzbarem Werte. Was in ihren Pflanzstätten des Nationalgefühls aus ihrer Saat aufwächst, was von der „lässigen, scheu nach der Fuchtel des Zentrums blickenden“ Agitation des Bayrischen Landesverbandes zum Gedeihen gebracht wird, ist mehr als ein Adressensturm und mehr sogar als eine flottenfreundliche Reichstagsmajorität — es ist ein Teil der Kraft, die in den Befreiungskriegen vor allem das preußische Volk, aber auch die übrigen deutschen Stämme beseelt hat, die Ferdinande von Schmettau trieb, das einzige Gold, das ihr eigen war, ihr schönes blondes Haar, für das Vaterland zu opfern, die Schill und Hofer in den Kampf führte und die Elf von Wesel und den Einen von Braunau, Palm, bis zum bittern Ende aufrecht erhielt.

Man sieht über diese nationale Arbeit geringschätzig hinweg und stört und schmäht die treuen Arbeiter. Was die bayrischen Flottenvereinsorgane zur Überbrückung des für unsre nationale Existenz so gefährlichen konfessionellen Zwiespalts getan haben, wird aufs schwerste gefährdet durch den frevelhaften Leichtsinn, womit Gegner des Bayrischen Landesverbandes die Meinungsverschiedenheiten innerhalb des Vereins, die nur methodische Fragen betreffen, auf das konfessionelle Gebiet zu übertragen suchen. Im 5. Hefte des Jahrgangs 1905 der Grenzboten sagt Georg Wislicenus: „Seit Jahrhunderten vergiften die endlosen und zwecklosen kirchlichen Streitigkeiten im Reiche die Sinneseinigkeit gerade des zuverlässigsten Teils des deutschen Volkes. . . ., soll das tiefinnerliche, echt religiöse deutsche Gemüt immer aufs neue durch den unseligen kirchlichen Hader in den deutschen Landen beunruhigt werden? Diese ungelöste Frage hat viel mehr mit der Flottenfrage zu tun, als mancher ahnt. Denn wie soll das vaterländische Gewissen geweckt und gestärkt werden, wenn das religiöse Gewissen der besten Deutschen aller Bekenntnisse fortwährend durch Ärger und Unruhe geschädigt wird!“ Als Wislicenus dieses schrieb, gefährdete die Nachbarschaft des konfessionellen Kampfes den Flottenverein. Heute ist man in der Verblendung so weit gekommen, daß man diesen Kampf in den Flottenverein selbst zu tragen sucht. Man lähmt die einigende Wirkung des Flottengedankens und macht das deutsche Volk an Seelenkraft ärmer. Vermag die mächtigste, modernste Seerüstung diesen Schaden auszugleichen?

Im Aprilheft der „Neuen Rundschau“ sagt Carl Jentsch in einem geistreichen Aufsatz über „Parlamente und Parteien im Deutschen Reiche“: „Jeder wahrhaft vornehme, d. h. durch Bildung und edlen Charakter hervorragende Mann ist liberal und konservativ zugleich. Er ist liberal, d. h. er hat die Eigenschaften des freien Mannes: Unabhängigkeitssinn, einen weiten Blick, ein edles Herz. Er kennt die Welt und freut sich ihrer Mannigfaltigkeit, der Fülle der in ihr waltenden Kräfte. Es fällt ihm nicht ein, die reiche lebendige Wirklichkeit zur toten Maschine oder zum pedantischen Fachwerk, zu einem gekünstelten Schema verkrüppeln zu wollen. Er läßt, so viel an ihm liegt, alle Kräfte spielen, gönnt die Bewegungsfreiheit, die er für sich in Anspruch nimmt, allen anderen und läßt Freiheitsbeschränkungen nur zu, soweit es die harte Notwendigkeit fordert. Und er ist zugleich konservativ, d. h. er denkt nicht daran, Wohnhäuser, Staatseinrichtungen und Volksgewohnheiten niederzureißen, in denen sich die Leute wohl fühlen; er denkt nicht daran, Bestehendes zu ändern, solange es haltbar ist und seinen Zweck erfüllt, ändert nur, was schadhaft, unhaltbar oder unbrauchbar geworden ist. Verbesserungen, die notwendig erscheinen, lehnt er natürlich nicht ab, sondern betreibt sie selbst, ist also auch Fortschrittsmann.“ Carl Jentsch bezeichnet die Summe dieser Eigenschaften als den Habitus des englischen Staatsmannes alten Stils. Mir erschien sie wie eine Charakteristik der den Bayrischen Landesverband leitenden Männer. Ich habe dieser Charakteristik nur eines beizufügen: Es gibt Männer, in denen sich der gute Wille eines ganzen Stammes, einer großen Sache zu dienen, verkörpert. Solche Männer stehn an der Spitze des Bayrischen Landesverbandes. Was sich zum Segen für das große Vaterland an Parteien, die sich sonst befehden, im bayrischen Flottenverein zusammengefunden hat, Jungliberale, Alldeutsche und Ultramontane, Nationalsoziale und Konservative, alle stehn einig hinter ihnen. Daß sie von Blättern, die sonst ohne Verblendung der vaterländischen Sache dienen, nun aber im Dienste der extremen Richtung des Flottenvereins auf Irrwege geraten sind, in ihrem ersten Vorsitzenden, dem Freiherrn von Würtzburg, persönlich angegriffen worden sind, daß man ihnen als der „ultramontan-offiziösen“ Richtung geraten hat, einen eignen Flottenverein zu gründen mit Freiherrn von Würtzburg an der Spitze, hat — sicher auch in ihren Augen — nichts zu bedeuten neben der den Vaterlandsfreund bedrückenden und empörenden Tatsache, daß ein Organ der extremen Richtung, die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“, den von dem Prinzen Heinrich ausgesprochnen Wunsch, der Flottenverein möge persönliche und korporative Friktionen vermeiden und erzieherisch auf die im Binnenlande wohnende Bevölkerung wirken, in einem Tone bespricht, der dem „Simplicissimus“ anstünde. Daß das in einem nationalen Blatte möglich war, zeigt, daß eine gewisse Richtung im Flottenverein, die sich als Fronde gefällt, seit dem vorigen Jahre Fortschritte gemacht hat. Im 23. Hefte des Jahrgangs 1905 der Grenzboten hat bei einer Besprechung der vorjährigen Hauptversammlung des Flottenvereins ein Freund des Vereins mißbilligend auf die Schroffheit hingewiesen, womit der Verein damals seine Unabhängigkeit betonte. Heute muß man mit Entrüstung feststellen, daß ein nationales Blatt den von einer großen Zahl der Vereinsmitglieder geteilten Wunsch des Vereinsschutzherrn in hämischen Wendungen bespricht.

Diese Tatsache trübt den Blick auf die erfreuliche, durch die Annahme einer maßvollen Resolution besiegelte Rückkehr des Flottenvereins auf die zum Ziele führende Bahn. Hoffen wir, daß sich die Richtung, die durch grobe persönliche Angriffe auf die Vertreter andrer Anschauungen und dadurch, daß sie die Meinungsverschiedenheiten auf das parteipolitische und konfessionelle Gebiet hinüberspielte, der Sache zu nützen wähnte, durch ihre Maßlosigkeit selbst vernichtet hat.

Prinz Eugen. Von dem verdienstlichen Unternehmen einer Anzahl katholischer Gelehrten und Schriftsteller Weltgeschichte in Charakterbildern, herausgegeben von Kampers, Merkle und Spahn (Mainz, Kirchheimsche Verlagsbuch-

handlung) ist im Jahre 1905 unter anderm ein Band über die „Begründung der Großmachtstellung Österreich-Ungarns“ erschienen, der den Untertitel trägt: Prinz Eugen (99 Seiten mit 103 Abbildungen). Der Verfasser, der bayrische Generalleutnant z. D. Karl Ritter von Landmann, hat sich mit seinem Helden ein sehr dankbares Thema gewählt, leider aber steht die Ausführung nicht auf der Höhe, die man von frühern Bänden des Unternehmens, zum Beispiel von Martin Spahns „Großem Kurfürsten“ oder von der mustergiltigen Monographie Engelbert Drerups über „Homer“ gewöhnt war. Man kann Landmanns Arbeit allenfalls als eine sehr knappe Biographie des Prinzen Eugen gelten lassen, aber das andre Thema „Begründung der Großmachtstellung Österreich-Ungarns“ fällt fast ganz aus. Auch als bloße Biographie zeigt das Buch auffallende Mängel. Die höchst interessante Jugendgeschichte des Prinzen Eugen ist fast ganz übergangen, und auch weiterhin tritt das allgemein Menschliche sowie das Politische vor dem Kriegerischen zu sehr zurück. Es fehlen in der ganzen Darstellung der große Zug und die leitenden Ideen, sie fällt in eine große Reihe nur lose zusammenhängender kleiner Abschnitte auseinander, die oft mehr militärischen Rapporten als künstlerisch abgerundeten Erzählungen gleichen. Auch die Illustration ist nicht durchweg glücklich: manche Bilder stehn nur in sehr lockern Beziehungen zum Texte, wie Seite 68 Friedrich von Hessen-Kassel als König von Schweden und Seite 84 die Ansicht von Triest; bei andern vermißt man das Zurückgehn auf die Originale, wie zum Beispiel bei dem aus Seidlitz historischem Porträtwerk entnommnen Bild Augusts des Starken von Sachsen-Polen, bei dem aller Reiz und alles Charakteristische verloren gegangen ist.

Neue Bücher und Schriften über Musik. Mit dieser Überschrift soll kein vollständiger Bericht über den gegenwärtigen Stand des musikalischen Büchermarkts in Aussicht gestellt werden, sondern die folgenden Zeilen wollen nur mit kurzen Bemerkungen über den Eingang einiger musikalisch-literarischer Arbeiten quittieren, die den Grenzboten in letzter Zeit zugesandt worden sind. Auch von diesem zufälligen Ausschnitt aus wird auf die allgemeinen Verhältnisse in der Musikschriftstellerei manches Licht fallen. Der Lesebedarf des Publikums und das Angebot von Mitarbeitern machten sie zu einem Hauptgebiet geistiger Produktion, die Qualität der Autoren jedoch hebt sich nur sehr langsam, und die berufnen, wissenschaftlich geschulten Kräfte stehn immer noch in der Minderzahl. Ein Musterbeispiel für die ungenügende Lösung einer interessanten musikgeschichtlichen Aufgabe mag die Mitteilungen eröffnen. Das ist eine Arbeit von Karl Maria Klob, die den Titel führt: Beiträge zur Geschichte der deutschen komischen Oper. (Berlin, Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.) Mit einiger Sicherheit kann man dem Verfasser die Bekanntschaft mit J. A. Hillers „Jagd“, mit Mozarts „Entführung“, mit Dittersdorfs „Doktor und Apotheker“ und seinem „Hieronymus Knicker“, mit W. Müllers „Schwestern von Prag“, mit Schenks „Dorfbarbier“, Weigls „Schweizerfamilie“ und mit den Werken A. Lortzings bescheinigen. Diese Kompositionen stellt er mit Fug und Recht weit höher als die heute auf deutschen Bühnen heimischen Pariser und Wiener Operetten. Bei genügender Klarheit und Bescheidenheit würde er sich darauf beschränkt haben, diese Ansicht auszuführen und insbesondre durch Vergleiche einen Leserkreis dafür zu gewinnen. Mit dem Versuche, Beiträge zur Geschichte der deutschen komischen Oper zu geben, ist er weit über seine Kräfte und über sein Material an Tatsachen und Begriffen hinausgegangen. Die geschichtlichen Zusammenhänge und Hauptpunkte sind ihm zum größten Teile fremd, da er sich viel zu wenig in den Noten und in der Literatur umgesehen hat. Schon auf der ersten Seite heißt es: „Wann der Name Oper gebräuchlich wurde, ist nicht sicherzustellen.“ Auf der nächsten beschreibt Klob, wie der Dialog in Peris „Dafne“ von 1594 komponiert war. Das Rezitativ zeigte nach ihm „auch nicht die Spur von Melodie“. Der Verfasser würde den Wert dieser gütigen Mitteilung wesentlich erhöhen, wenn er sagen

wollte, wo er die „Dafne“ gesehen hat. Wir andern wissen nur, daß sie verloren ist. In solchen Dilettantismen geht es weiter. Wir haben bis Seite 36 stand gehalten, wo Dittersdorfs Sinfonien zu Ovids „Metamorphosen“ als die „Anfänge der Programmmusik“ ausgegeben werden, uns dann aber mit einer summarischen Durchsicht dieser „Beiträge“ usw. begnügt.

Eine weit bessere systematische Arbeit ist J. v. Wasielewskis Buch über Die Violine und ihre Meister. Es würde sonst nicht in einer vierten Auflage vorgelegt werden können. (Leipzig, Breitkopf und Härtel.) Wasielewski hat sich mit Methode und Ernst um Vollständigkeit des Materials bemüht; der Leser kann sich infolgedessen darauf verlassen, in dem Buche die zur Geschichte der Violine, der Violinkomposition und des Violinspiels gehörenden Hauptdaten alle zu finden. Im Urteil darf man sich allerdings dem Verfasser nur mit Vorsicht anvertrauen: für die ältern Zeiten gebrichts ihm an geschichtlichem Sinn sowie an Gründlichkeit. Dieser Sachverhalt scheint dem Herausgeber der neuesten Auflage fremd gewesen zu sein; andernfalls würde er zum mindesten die Schilderungen von Farinas Cappriccio stravagante und von Corellis Concerti grossi verbessert haben. Dort hat Wasielewski einer harmlosen Suite wegen einiger ungezwungen eingemischter Tonmalereien den Charakter einer herausfordernden Programmmusik untergelegt, hier die Einrichtung Geminianis für das Original gehalten. Die Verbesserungen hätten aber gut und gern weiter gehn und unsre heutige Kenntnis von Accompagnement und Verzierung, von Besetzung, Vortrag und Behandlung alter Musik überhaupt berücksichtigen können. In der Gleichgiltigkeit gegen solche Lebensfragen war Wasielewski durchaus moderner Musiker. Im übrigen hat sich der Herausgeber bemüht, die seit dem Tode des Verfassers hinzugekommne Literatur so einzuarbeiten, daß vielleicht mit Ausnahme der neuesten Arbeiten über Gasparo di Salò (P. Bettoni und M. Butturini) und A. Scherings Geschichte des Instrumentalkonzerts Wesentliches nicht zu vermissen bleibt. Sehr ist der neuesten Auflage Brenets Geschichte der Konzerte in Frankreich zustatten gekommen; durch sie hat die Darstellung der neuern Zeit, die von Anfang an das Buch Wasielewskis in Gang gebracht und bis heute gehalten hat, bedeutend an Lebendigkeit gewonnen. Daß aber auch in diesem Teile noch manches zu verbessern wäre, darf nicht verschwiegen werden. Etwas unfreundlich wird zum Beispiel Ferdinand David behandelt, auffallend flüchtig Friedrich Hegar, von dessen Kompositionen „ein Oratorium und ein Violinkonzert“ erwähnt werden, während der Männerchöre, die Hegars Namen in alle Welt getragen haben, gar nicht gedacht ist.

Als einen weitern Beitrag systematischen Charakters schließen wir an die beiden geschichtlichen Werke ein kleines Buch des französischen Komponisten Camillo St. Saëns, das mit dem Titel: Harmonie und Melodie soeben zum zweitenmal in deutscher Übersetzung (von Dr. Wilhelm Kleefeld) vorgelegt wird. (Berlin, Verlagsgesellschaft Harmonie.) Es ist eine Sammlung kurzer Essays, als deren Hauptstück der Autor einen Aufsatz angesehen zu haben scheint, der von den etwas törichten Bemerkungen aus, die der sonst geistreiche Stendhal über das Verhältnis der Melodie zur Harmonie gemacht hat, es unternimmt, Wesen, Kulturbedeutung und Ansehen der Musik einer Untersuchung zu unterziehn. Die Aufgabe wird innerhalb 28 Seiten beendet, erschöpfend allerdings nicht. Denn St. Saëns behandelt wie dieses auch seine andern Themen nicht als Dozent, sondern als Causeur. Darin liegt der Reiz und zugleich die Gefahr des Buches. Leser, die mit Kritik folgen können, werden ihm manche Anregung verdanken, andern wird es den Kopf verwirren, weil das Temperament des Autors viel stärker ist als seine Bildung. Immer gleich bleibt er sich in der Offenheit und Unbefangenheit, mit der er seine Ansichten ausspricht, seien sie nun falsch oder richtig. Da erklärt er denn ohne weiteres die Aufführungen Bachscher und Händelscher Werke für „eine Schimäre“, aber mit demselben Mut stellt er dem gegenwärtigen Berliozkultus Rameau als den größten Musiker entgegen, den Frankreich gehabt hat. Unverkennbar liegt allen

den Plaudereien des Bandes, auch denen, die sich biographisch — Liszt, Offenbach, Berlioz, Madame Miolan-Carvalho — oder autobiographisch — die nationale Musikgesellschaft, Wagner und ich — geben, ein ernster Zweck zugrunde: St. Saëns will seine Landsleute davon überzeugen, daß die Musik nicht nur von den Fachleuten, sondern auch von den Konzertbesuchern und andern bloßen Nutznießern gründlich studiert sein will. Daß das (französische) Publikum die Tonkunst viel zu äußerlich und oberflächlich nimmt, ist der eine Gedanke, der in den Aufsätzen immer wiederkehrt. Aber fast noch mehr hält den Verfasser die Idee in Atem, daß der französischen Musik in der gemeinsamen Arbeit der künstlerischen Völker eine ganz besonders große und wichtige Mission zugefallen sei. Für die Vergangenheit hat sie sie nach der Ansicht von St. Saëns im Musikdrama glänzend durchgeführt; die Zukunft erweckt ihm Besorgnisse: „Jungfrankreich befindet sich in kläglicher Lage, der Bayreuther Wind bläst es über den Haufen."

Die übrigen vorliegenden Bücher sind Biographien und biographische Beiträge. Der Vortritt fällt hier Carola Belmonte zu, die sich in einem gut salonmäßig ausgestatteten, 112 Seiten starken Bändchen mit den Frauen im Leben Mozarts beschäftigt. (Augsburg und Berlin, Verlagsbuchhandlung Gebrüder Reichel.) Gemeint sind: Mozarts Mutter, das Nannerl, die Kaiserin Maria Theresia, das Bäsle, Aloysia (Weber), Konstanze, Josepha Duschek. Ein Schlußkapitel über „Frauen der Kunst und des Adels" faßt den nicht unbedeutenden Rest der übrigen Damen zusammen, mit denen Mozart kürzer oder länger in künstlerische oder persönliche Beziehungen getreten ist. Daraus, daß einzelne der in diesen Anhang verwiesenen Personen — nennen wir nur Josephine Aurnhammer — für Mozart wichtiger gewesen sind als die Kaiserin Maria Theresia oder das Bäsle, geht schon hervor, daß die Verfasserin ihrem Stoff willkürlich oder ungenügend orientiert gegenübersteht. Von der eingehenden Quellenforschung, die die Verlagshandlung dem Werkchen nachrühmt, ist keine Rede. Die Nachricht, daß der kleine Mozart einmal seiner Mutter aus einer Kindergesellschaft Rosinenkuchen mitgebracht habe, ist die einzige Originalmitteilung Belmontes; alles andre findet sich besser bei Jahn und in den Briefen. Die Verfasserin hat nicht einmal die Stellen bemerkt, wo sie selbständig hätte eingreifen können. Das wäre unter andern in dem Kapitel „Nannerl" sehr leicht mit eingehendern Mitteilungen über die von Mozart für die Schwester komponierten Klavierstücke zu machen gewesen. Die Wiedergabe bekannter Tatsachen läßt Nüchternheit und Schlichtheit vermissen, Belmonte stellt die Verhältnisse auf den Kopf und sucht durch sentimentale, überflüssige und triviale Einschaltungen aus Nichts ein Etwas zu machen. Eine bestimmte persönliche Auffassung tritt in ihrem Urteil über Mozarts Frau zutage, der fast in jedem Kapitel einige harte Worte gesagt werden. Die Berechtigung hierzu ist zweifelhaft. Hiernach können wir das Buch nicht, wie die Verleger meinen, als eine wahre Bereicherung der Mozartliteratur ansehen, sondern müssen es im Gegenteil als ein die schriftstellernde Frauenwelt bloßstellendes Machwerk ablehnen.

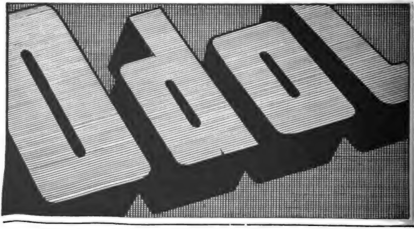
Auch eine neue Biographie Beethovens, von Fritz Vollbach verfaßt, liegt in der bekannten Sammlung Spahns „Weltgeschichte in Charakterbildern" vor. (Mainz, Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung.) Das vom Verfasser in einer frühern Händelbiographie bewiesene Interesse für Kulturgeschichte mag wohl die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt haben, und wie damals hat er auch jetzt Land und Leute, in deren Mitte der abgehandelte Künstler auftritt, sehr hübsch anschaulich und mit geschickter, fleißiger Beachtung der einschlagenden Literatur beschrieben. Der der Sammlung zugrunde liegenden Idee jedoch, nach dem Muster Taines die großen Individualitäten aus ihrer Zeit heraus zu konstruieren, zeigt sich der Verfasser nicht gewachsen. Die Einleitung legt auch die Gründe dar, an denen der Versuch scheitern mußte: sie ist mit Proben ästhetischer und geschichtlicher Konfusion reich gespickt. Sobald der Verfasser sichern biographischen Boden unter sich und über Beethovensche Werke zu sprechen hat, folgt man seiner gewandten und anmutigen Darstellung mit Vergnügen. Nur erwarte man nicht, in die Tiefe geführt zu werden!

Berthold Litzmann hat dem ersten Bande seiner Biographie Clara Schumanns unlängst den zweiten folgen lassen. (Leipzig, Breitkopf und Härtel.) Da er die von 1840 bis 1856 reichenden Ehejahre der Künstlerin umfaßt, mußte er noch mehr als der vorangegangne zur Doppelbiographie werden, und es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß die Mitteilungen über Robert Schumann seinen wichtigsten und fesselndsten Teil bilden. Sie überholen an Reichhaltigkeit und Genauigkeit alles, was die bisherigen Biographien des Komponisten über die zwischen der Verheiratung und dem Tode liegenden Jahre berichtet haben. Dank den unübertrefflichen Quellen, die dem Verfasser in den Briefen und in den Tagebüchern des Ehepaars zur Verfügung standen. Man muß laut darauf aufmerksam machen, daß das Buch nicht bloß kunstgeschichtliches Interesse hat, sondern von allen gelesen zu werden verdient, die dem Eindruck eines außerordentlichen Schicksals zugänglich sind. Es gibt in der Geschichte bedeutender Menschen wenig Fälle, die so schopenhauerisch stimmen können wie der Ausgang von Schumanns Lebenslauf. Härter noch als den geistig umnachteten Leidensträger selbst mußte das Unglück seine Gattin daniederschlagen. Durch Litzmann erfährt die größere Öffentlichkeit zum erstenmal, wieviel der Beistand edler, junger Freunde dazu geholfen hat, daß Clara Schumann die schrecklichen Jahre aufrecht überstehn konnte. Brahms, Joachim und Dieterich waren ihre guten Geister, am intimsten die Beziehungen zu Brahms. Was der Biograph über diesen letzten Punkt mitteilt, gibt leider den peinlichen Andeutungen, die Max Kalbecks Brahmsbiographie gebracht hat, neue Nahrung. Da möchten wir doch fragen: Cui bono? Brahms selbst ist des Glaubens gestorben, daß von den zwischen ihm und Clara Schumann getauschten Briefen auch nicht eine Zeile zum Vorschein kommen könne. Ein andrer Punkt in der Biographie, der zu besonderm Nachdenken veranlaßt, ist das Verhältnis von Clara Schumann zu Franz Liszt. Daß die frühere Freundschaft zwischen dem Schumannschen Paar und Liszt allmählich infolge verschiedner Meinungen über Meyerbeer und Mendelssohn, über den musikalischen Charakter und Wert von Leipzig, im letzten Grunde infolge ganz entgegengesetzter Naturanlage und Weltanschauung ungefähr von der Zeit ab in die Brüche ging, wo sich Liszt in Weimar niederließ, war längst bekannt. Aber erst durch Litzmann kommt man den kleinen persönlichen Ursachen auf die Spur, die dabei mitspielten, und erfährt mit Verwunderung, daß Clara Schumann Liszt für eine unliebenswürdige, unter Umständen brutale Natur ansah. Louise von François war ähnlicher Ansicht. Aber da diese zwei Damen die ganze übrige, insbesondre die weibliche Welt gegen sich haben, wäre es willkommen und sachlich wichtig, wenn sich kompetente Männer wie Joachim, H. von Bronsart, Draeseke entschließen könnten, über das Thema zu sprechen.

An Liszts Entwicklung als Künstler hat der gesellschaftliche Boden, auf dem er sich vom Tode seines Vaters ab bewegte, einen wesentlichen Anteil gehabt, keine andre Wendung seines äußern Lebens ist aber so wichtig für ihn geworden wie die Bekanntschaft mit der polnischen Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein. Die wohlverdiente Schriftstellerin La Mara hat soeben einen neuen Beitrag zur Charakteristik dieser ohne Zweifel bedeutenden und merkwürdigen Persönlichkeit erscheinen lassen, der unter dem Titel: Aus der Glanzzeit der Weimarer Altenburg gegen 250 an die Fürstin gerichtete Briefe vorlegt. (Leipzig, Breitkopf und Härtel.) Unter den Korrespondenten sind nur wenig Namen, die für das internationale Kulturleben der Bismarckschen Ära gleichgiltig erscheinen. Erlaubte es der Raum, so würden wir gern ihre Liste und damit ein Bild von dem Verkehrskreis der Weimarschen Altenburg, von den Elementen, die ihn belebten, und von denen, die ihm fehlten, geben. Bei weitem die Mehrzahl der Briefe fällt auf die Weimarische Zeit der Fürstin, hat also, da wir darüber schon reichlich unterrichtet sind, nur Doublettenbedeutung, doch gibts der interessanten Einzelheiten genug. Auch die Anreden R. Wagners an die „liebe Kapellmeisterin“ und das von Alfred Meißner gezeichnete Bild der intimen Abende auf der Altenburg gehören dahin. „Sie [sc. die Fürstin] sitzen — heißt es in diesem Meißnerschen Briefe —, die Zigarre rauchend, vor

mir.“ Wichtiger für die Entwicklungsgeschichte der Fürstin sind die Briefe, die die Gräfin Potocka an sie nach Woroniece gerichtet hat. Den Schluß bilden wenige Briefe der Fürstin selbst aus der Zeit der Resignation in Rom; auch aus den Weimarischen Jahren enthält die Sammlung drei von ihr an Gottfried Semper gerichtete. Nimmt man ihre an Berlioz und an P. Cornelius gesandten und schon publizierten Schreiben hinzu, so ergibt das einen einigermaßen ausreichenden Begriff von der Briefstellerkunst der Fürstin selbst. Doch wäre nach dieser Seite hin eine Vermehrung des Materials sehr erwünscht.

Mit der Anzeige zweier Bagatellen schließen wir den Bericht. Die eine ist ein Beitrag zur Brahmsliteratur von Dr. Wolfgang A. Thomas (Straßburg, J. H. W. Heitz), ein Bändchen von 116 Seiten, das ziemlich großsprecherisch den Anspruch erhebt, zum erstenmal Johannes Brahms und seine Kunst „musikpsychologisch“ zu betrachten und zu beurteilen, aber weder neues noch wichtiges bietet. Die größere und bessere Hälfte der „Arbeit“ (von S. 53 ab) besteht aus „Aussprüchen von Brahms“, die aus Schriften andrer Autoren zusammengetragen sind. Wer sich über den Verfasser schnell orientieren will, wird gut tun, vor der Lektüre einen Blick in die Quellenangabe zu werfen. Da wird Hermann Deiters noch als Posener Gymnasialdirektor angeführt, Morin zitiert, aber Spitta übergangen. Das vorgedruckte Bild sieht Hermann Ritter (in Würzburg) viel ähnlicher als Brahms. Das andre kleine Stück sind Eugen Guras Erinnerungen aus meinem Leben. (Leipzig, Breitkopf und Härtel.) Der prächtige Sänger und liebenswürdige Mensch enttäuscht als Schriftsteller. Da hat ein Berater gefehlt. Dem reichen Erfahrungskreise Guras wären gehaltvollere Mitteilungen abzugewinnen, seinem starken künstlerischen Sinn wäre eine geschmackvollere, bessere Form möglich gewesen.



Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

65. Jahrgang

Nr. 24

Ausgegeben am 14. Juni 1906

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Die oberste Heeresleitung in Frankreich

Einer der größten Nachteile der republikanischen Staatsform ist unstreitig der, daß die höchste Kommandogewalt über das Heer nicht in den Händen des Staatsoberhauptes ruht, wie es bei den Monarchien der Fall ist, wo der Kaiser oder der König der oberste Kriegsherr ist, und die Armee ihrem Landesherrn Treue und Gehorsam in Kriegs- und Friedenszeiten zuschwört. Als Chef der Armee fungiert in der Republik zumeist der Kriegsminister, der als Mitglied des Staatsministeriums natürlich auch dessen politische Haltung annehmen muß und auf seinem Posten steht und fällt, je nachdem der parlamentarischen Mehrheit die Regierungsform zusagt oder mißliebig ist. Und wenn nun, wie in Frankreich, sich ein solcher Wechsel der verantwortlichen Minister häufig wiederholt, und demgemäß der Heeresoberbefehl fortdauernd von einer Hand in die andre übergeht, mithin Armee und Politik gleichsam ein untrennbares Ganzes sind, dann ist es wohl nur zu begreiflich, daß hier von einer gedeihlichen, gesunden Organisation des Heerwesens, von einem gleichmäßigen Fortschritt in der Ausbildung, von ernstem kameradschaftlichem Sinn und hoher Begeisterung für den soldatischen Beruf nicht in genügendem Maße die Rede sein kann. Wenn dem nicht so wäre, wenn unsre Auffassung irrig sein sollte, wie anders sollten wir uns sonst die vielen betrübenden Vorgänge erklären, in die das französische Heer durch politische Machinationen aller Art mithineingedrängt worden ist, und die schon oftmals die Grundfesten militärischer Disziplin ganz bedeutend ins Wanken gebracht haben? Man denke nur an die Boulangeraffäre, an den Dreyfusprozeß, an die in der Armee verbreiteten Intriguen der Patriotenliga, an alle die Machinationen der Klerikalen und last not least an die unwürdigen Angebereien einer Clique von Offizieren und Politikern, denen auch seinerzeit der Kriegsminister General André und sein Anhang zum Opfer gefallen sind, und die noch bis in die jüngsten Tage hinein mit dem Zwischenfall der Generale Brugère und Percin ihr trauriges Spiel fortgeführt haben.

In Frankreich bringt eben jeder Kriegsminister von vornherein eine gewisse Anzahl begeisterter Anhänger, Freunde und Gönner sozusagen mit ins Geschäft.

Und da er sich sagen muß, daß sein Amt vielleicht nur von sehr kurzer Dauer sein wird, so nutzt er seine Stellung aus, solange er die Macht in Händen hat, und er sich der Gunst der ihm anhängenden Partei erfreut. Das wirkt natürlich um so nachteiliger auf den Heeresorganismus, wenn, wie es bisher so häufig der Fall gewesen ist, der Kriegsminister dem Zivilstande angehört. Ihm steht meist die politische Rolle, die er spielt, obenan. Unbekannt mit den internen Wünschen der unter ihm stehenden Armee, nicht eingeweiht in die hohen Forderungen und die ernsten Pflichten einer straffen Disziplin bei allen Instanzen, greift er bald hier bald dort ein, hebt wichtige Verfügungen seiner Amtsvorgänger auf, ruft neue ins Leben, die ihm politische Freunde anempfohlen haben, und bleibt auf diese Weise ohne Verständnis dafür, daß die Kriegstüchtigkeit des Heeres hinter ihm langsam abbröckelt und merklichen Schaden nimmt.

Man täte aber der französischen Republik Unrecht, wenn man in dieser kurzen Charakteristik ihrer Heereshierarchie auszusprechen versäumte, daß sie sich selbst der bedenklichen Wege nicht bewußt wäre, die sie in dieser Hinsicht eingeschlagen hat. Möglich ist, daß vielen erst die Augen geöffnet worden sind, als sich durch die verfahrne Politik des Ministers Delcassé die Beziehungen zu Deutschland in gefahrdrohender Weise zugespitzt hatten, und die Möglichkeit eines Krieges in bedenkliche Nähe gerückt war. Tatsache ist aber jedenfalls, daß jetzt viele angesehene Männer in Frankreich, und zwar nicht nur die höchsten Offiziere, sondern auch bewährte Staatsbeamte, kategorisch die Forderung aufgestellt haben, Heer und Politik müßten unbedingt voneinander getrennt werden, wenn anders nicht die Armee in einem künftigen Kriege schmählich Schiffbruch leiden sollte. Zu diesem Behuf solle in Zukunft ein Zivilkriegsminister nur noch Verwaltungsbeamter sein, mit voller Verantwortlichkeit für diesen Teil seines Ressorts vor dem Parlament und absetzbar, je nachdem das Gesamtministerium aus politischen Gründen seinen Platz räumen müsse. An der Spitze der Armee solle jedoch ein General stehn, der mit politischen Dingen absolut nichts zu tun haben dürfe, der den Oberbefehl für den Kriegsfall zu übernehmen habe und aus diesem Grunde auch über die Altersgrenze hinaus in Dienst zu behalten sei.

Damit kommen wir auf ein andres Kapitel und auf die noch schädlichern Einflüsse zu sprechen, die nach den augenblicklichen republikanischen Einrichtungen die Politik für den Fall einer Mobilmachung auf die Armee nehmen kann. Wäre es zum Beispiel unter dem jetzigen Kriegsminister zum Kriege mit Deutschland gekommen, was würde geschehn sein? M. Etienne wäre natürlich nicht mit ins Feld gerückt, wohl aber würden er und sein Anhang hinter den Kulissen ihre verhängnisvolle Führerrolle gespielt und je nach dem Gang der Ereignisse den von der Regierung ad hoc ernannten Oberfeldherrn der Operationsarmee durch allerhand Maßnahmen beeinflußt, kontrolliert und gar korrigiert haben. Denn so liegen heute in der Tat die Dinge in Frankreich, daß im Kriegsfall aus politischen Rücksichten der verantwortliche Kriegsminister und eigentliche Chef der Armee zuhause bleibt, während das Feldheer einem vom Kriegsminister abhängigen General unterstellt wird, dem der zeitweilige Chef des Generalstabs der Armee als Stabschef beigegeben ist. Mit welchen Gefühlen so ein unselbständiger General ins Feld ziehn wird, kann man sich leicht vorstellen, zumal

da er mit ziemlicher Sicherheit damit rechnen kann, daß, wenn ihm die Erfolge versagt bleiben, er nach bekannten Mustern als „Verräter“ gilt, während ihm, wenn er als siegreicher Feldherr heimkehrt, das „Diktator“-Gespenst vor Augen steht, das das republikanische Regime mit Vorliebe in den grellsten Farben an die Wand zu malen weiß. Es ist ein öffentliches Geheimnis, daß aus allen diesen Gründen der General Brugère, der zurzeit noch als Generalissimus der französischen Nordostarmee für den Fall eines Krieges ausersehen ist, sich zur Übernahme des Kommandos nur dann bereit erklärt hatte, wenn ihm völlige Unabhängigkeit von dem „Kriegsrat“ und seinen politischen Anhängseln in Paris zugesichert werden würde. Es ist aber sehr fraglich, ob sich ein solches Versprechen, auch wenn es gegeben worden wäre, nach den republikanischen Auffassungen vom „obersten Kriegsherrn“ hätte erfüllen lassen. Diese Anschauungen sind es aber auch, die noch nach einer dritten Richtung einen höchst nachteiligen Einfluß ausüben und gerade in diesen Tagen Gegenstand der lebhaftesten Diskussion in der französischen Presse gewesen sind. Im Eclair hatte nämlich der bekannte Journalist M. Julet bei der Erörterung der Frage über den obersten Kriegsherrn in Frankreich ausgeführt, daß nach dem Artikel 21 Abschnitt 3 über die Organisation der Armee der Kriegsminister wohl berechtigt sei, unter Umständen die Mobilmachung der Armee anzuordnen, mit andern Worten: aus eigner Machtbefugnis auch den Krieg zu erklären. Gegen diese Ansicht wandte sich einer der höchsten und angesehensten französischen Offiziere, der General Langlois, und erklärte, daß durch diese Auslegung des Gesetzes die öffentliche Meinung nur irregeführt werde, da dem Kriegsminister ausdrücklich nur das Recht zustehe, die Mobilmachungsorder an die Armeekorps und die Behörden weiterzugeben (transmettre), während das Parlament einzig und allein über Krieg und Frieden zu entscheiden habe. Es sei nicht zu leugnen, so fährt Langlois fort, daß aus diesem fundamentalen Unterschiede zwischen den Einrichtungen der Monarchie und der Republik hier insofern ein nicht unbedeutender Nachteil entstehn könne, als die deutsche Armee den Mobilmachungsbefehl um vierundzwanzig Stunden früher erhalten werde als die französische. Dieser Vorsprung genüge, die ersten deutschen Truppen über die Grenze zu führen und durch sie Störungen in der Versammlung der Reserven und in der Pferdeaushebung zu veranlassen. General Langlois fordert dann dringend, daß, da nun einmal diese hierarchische Ordnung in unabänderlicher Form festliege, wenn auch vielleicht zum Schaden des Heeres in ernster Stunde, unter allen Umständen die oberste Heeresleitung für den Krieg schon im Frieden in festen Händen sein und samt Generalstab und Adjutantur so organisiert sein müsse, daß der Übergang in das mobile Verhältnis ohne jede Verzögerung vor sich gehn könne.

Ob sich aber alle diese Wünsche und Vorschläge hoher Generale und angesehener Republikaner auf einmal werden in das Praktische übersetzen lassen, das steht freilich dahin und kann bei den vielfach wechselnden politischen Parteibestrebungen jedenfalls nicht mit Bestimmtheit erwartet werden. Immerhin hat doch aber die Republik auf diesem wichtigen militärischen Gebiete insofern einen großen Fortschritt gemacht, als sie durch den jüngst geschaffnen obersten Rat der Nationalverteidigung den Beweis erbracht hat, daß ihr Auge und ihre Auf-

merksamkeit auf die großen Aufgaben der Armee und ihrer Führer gerichtet sind. Diese Einrichtung eines obersten Rates der Nationalverteidigung in Frankreich, der erst jetzt durch die Bekanntgabe näherer Bestimmungen eine große Bedeutung in vollem Umfange hat erkennen lassen, verdient auch bei uns beachtet und kritisch beurteilt zu werden. Allein schon deshalb, weil an diese wichtige militärische Neuorganisation vielerlei Kommentare geknüpft worden sind, die wir nicht für zutreffend halten können.

In der Hauptsache ist gegenüber unrichtigen Auslegungen ein großes Gewicht darauf zu legen, daß der „oberste Rat“ nicht etwa ein neu geschaffnes oder gar selbständiges Machtmittel neben der höchsten Staatsgewalt ist. Vielmehr soll die neue Körperschaft zunächst nur ein technischer Beirat (conseil technique) sein, dem gegenüber die Regierung wie bisher ihre volle Verantwortlichkeit beibehält und entweder seinen Vorschlägen, die Zustimmung des Parlaments vorausgesetzt, beipflichten oder sie ablehnen kann. Aus diesem Grunde nehmen auch der Präsident der Republik und der Ministerpräsident, die beide als Vorsitzender und als dessen Stellvertreter Mitglieder des „obersten Rates“ sind, niemals an einer Abstimmung teil, denn sie würden sonst gegenüber dem Ministerrat durch ihr schon abgegebnes Votum gebunden sein, und die Verfassung würde damit verletzt werden. Aber auch nur als koordinierter Beirat ist die Einrichtung des obersten Rates der Nationalverteidigung seiner Zusammensetzung und seiner nähern Bestimmung nach von eminenter Bedeutung für die Republik, und in dem ihm gesteckten Ziele, „alle seine Arbeiten und Beratungen lediglich auf die Stärkung der Landesverteidigung zu richten“, können Aufgaben großen Stils in einer Weise gelöst werden, wie es bisher ein Ding der Unmöglichkeit war. Denn nachdem durch das Gesetz vom 7. Juli 1900 sämtliche Marinetruppen dem Ressort des Kriegsministeriums überwiesen worden waren, mußte insbesondre für den Fall einer schleunigen Mobilmachung die überaus mißliche Lage eintreten, daß der Kriegsminister allein über sämtliche Landstreitkräfte die Verfügung hatte, und der Marineminister nur über die Flotte befehligen konnte, während die Sorge für die Küstenverteidigung vollständig in der Luft schwebte, und sich niemand um die notwendigsten Anordnungen kümmern wollte. Nicht minder bedenklich war es unter den obwaltenden Verhältnissen für den Fall eines Krieges um die Kolonien bestellt. Hier kreuzten und beengten sich drei Ressorts, da der Kolonialminister allein verantwortlich für den Schutz der Kolonien war, der Kriegsminister die dazu notwendigen Truppen bereitstellen sollte, und der Marineminister die Transportschiffe herzugeben und für die Offenhaltung der Seewege mit Hilfe der Kriegsflotte Sorge zu tragen hatte. Kurzum, die vitalsten Interessen der Landesverteidigung, die vielen großen Fragen, die im Ernstfall nur von einer Stelle aus ihre gedeihliche Lösung finden können, lagen bis jetzt in der Hand von drei Ministerien, sodaß Abhilfe nur ein zwingendes Gebot der Selbsterhaltung war. Wie das im einzelnen geschehen soll, das sagen die Ausführungsbestimmungen zu dem neuen Gesetz, indem sie zunächst aussprechen, daß es dem Ermessen (facultativement) der Minister des Krieges, der Marine und der Kolonien überlassen sein soll, welche allgemeinen

Fragen sie vor das Forum des obersten Rats der Nationalverteidigung bringen wollen. Pflichtgemäß (obligatoirement) müssen die drei Ministerien dagegen alle die Angelegenheiten zur Durchberatung dem obersten Rat übergeben, die in der Gesamtheit oder nur in einzelnen Punkten in eins der Ressorts ihrer Kollegen hinübergreifen, und die gemeinschaftlich geklärt werden müssen, wenn anders nicht Konflikte und darüber hinaus Gefahren für die Landesinteressen entstehn sollen. Zu solchen gemeinsamen Angelegenheiten sind unter anderm der Küstenschutz, die Verteidigung der Kolonien oder auch die Verwendung der Kolonialtruppen in einem europäischen Kriege zu zählen. Endlich hat sich der oberste Rat auch noch mit allen den Fragen von Wichtigkeit zu befassen, die ihm vom obersten Kriegsrat, vom obersten Marinerat und vom Ausschußkomitee für die Verteidigung der Kolonien vorgelegt werden, wobei er unter Umständen auch als Schiedsgericht fungieren kann durch Erteilung allgemeiner Direktiven, die die strittigen Punkte aus der Welt schaffen sollen. Diesen großen und vielseitigen Aufgaben entsprechend ist die Zusammensetzung des obersten Rats der Nationalverteidigung natürlich sehr zahlreich und ausgesucht. Hervorzuheben ist dazu, daß außer dem schon erwähnten Staatsoberhaupt, dem Ministerpräsidenten und den drei Ressortministern, den Vizepräsidenten des obersten Kriegs- und Marinerats, den Chefs des Generalstabs der Armee und der Marine, als ständigen Mitgliedern des Rats, die für den Kriegsfall als Armeeführer oder Geschwaderchefs designierten Generale und Admirale allen wichtigen Beratungen der neuen Körperschaft beiwohnen dürfen.

Nun ist vielfach, auch in der französischen Presse, die Behauptung aufgestellt worden, der „oberste Rat“ werde bei seiner umfassenden Tätigkeit auch die Stellung des Generalissimus der Armee, der ja vielen Republikanern schon längst ein Dorn im Auge ist, wenigstens in Friedenszeiten, unnötig machen oder sie zum mindesten wesentlich einschränken. Das ist aber ganz und gar nicht der Fall. Im Gegenteil verlautet, daß dieser Posten nicht nur mit allen Funktionen beibehalten, sondern noch dazu schon im Frieden mit Generalstab und Adjutantur so organisiert werden wird, daß der Übergang in das mobile Verhältnis ohne jede Verzögerung vor sich gehn kann.

Ob der augenblickliche Generalissimus, General Brugère, für den Fall der Annahme einer darauf zielenden besondern Gesetzesvorlage über die Altersgrenze hinaus, die er im Juni d. J. erreicht, in seinem Amte beibehalten werden wird, darüber gehn die Ansichten noch immer auseinander. Trotz allen Verdiensten, die sich Brugère ganz unstreitig, besonders um die höhere Truppenführung in Frankreich, erworben hat, stehn ihm viele Neider gegenüber, und auch sein Verhalten bei dem bekannten Rencontre mit dem General Percin hat ihm in republikanischen Kreisen manchen Gegner geschaffen. Anfänglich wurde General Hagron, Mitglied des obersten Kriegsrats, als alleiniger Kandidat für den Posten des zukünftigen Generalissimus genannt. Neuerdings ist ihm aber ein sehr ernster Rivale in der Person des Generals Michals entstanden, der sich als kommandierender General des zwanzigsten Armeekorps besonders hervorgetan hat und als Armeeführer gerühmt wird. Dem Generalissimus dürfte General Brun, der jetzige Chef des Generalstabs der Armee, als Stabschef zur Seite stehn, und fünf Armeeinspekteure

würden die Führung der im Mobilmachungsfalle zu formierenden fünf Armeen zu übernehmen haben.

Auf alle diese Festsetzungen wird die Machtsphäre des obersten Rates der Nationalverteidigung nicht ausgedehnt werden, vielmehr bleiben sie nach wie vor dem Kriegsminister und dem Ministerrate vorbehalten.

Auch auf die Institutionen des obersten Kriegsrats und des obersten Marinerats hat der neugeschaffne Rat der Nationalverteidigung keinerlei beschränkenden Einfluß, wie vielfach unrichtig auch in der französischen Presse behauptet worden ist, um diese neue militärische Einrichtung, die vielen nicht zusagte, von vornherein in Mißkredit zu bringen. Das mußte auch schon deshalb ganz unglaublich erscheinen, weil sich diese beiden Organisationen eines hohen Ansehens in allen republikanischen Kreisen erfreuen, und weil sie anerkanntermaßen gleichsam die Fundamente bilden, auf denen alle großen militärischen Fragen in gemeinsamer Beratung festgelegt und verarbeitet werden. Es erscheint darum der Vollständigkeit halber notwendig, auch noch auf diese beiden wichtigen Faktoren, die von der obersten Heeresleitung, besonders für den Kriegsfall, unzertrennlich sind, mit einigen Worten einzugehn.

Die Organisation des obersten Kriegsrats beruht auf dem Dekret vom Jahre 1888, zu dem aber im Laufe der Zeit mehrfach Ergänzungen und Abänderungen verfügt worden sind. Es hatte sich hierbei hauptsächlich um die Frage gehandelt, ob die dem obersten Kriegsrat angehörenden Mitglieder außerdem noch die Stellung eines kommandierenden Generals oder eines Gouverneurs von Paris und Lyon bekleiden, oder ob sie nur zur Verfügung des Kriegsministers in Paris verbleiben sollten. Der ersten Ansicht war der Kriegsminister Gallifet gewesen, der die Mitglieder des obersten Kriegsrats, vor allem die als Armeeführer im Kriegsfalle bestimmten Generale in dauernder Berührung mit den Truppen erhalten wollte und deshalb zu kommandierenden Generalen eines der Armeekorps befördern ließ, die im Kriegsfalle zu der ihnen unterstellten Armee gehörten. In Paris seien die Generale ohne genügende Beschäftigung.

Der alsdann folgende Kriegsminister, General André, war andrer Meinung und hob die Bestimmung seines Amtsvorgängers wieder auf, indem er die Tätigkeit der Armeeführer in Paris, insbesondre die Vorbereitung für ihre zukünftige Stellung im Kriege für so wichtig hielt, daß sich seiner Meinung nach die Aufgaben eines kommandierenden Generals nicht damit verbinden ließen. Diese Auffassung ist auch bis zur Stunde noch beibehalten worden, sodaß heute alle Mitglieder des obersten Kriegsrats in Paris sind, und keiner von ihnen mehr die Stellung eines kommandierenden Generals bekleidet.

Als die Aufgabe des Kriegrats wird die Prüfung aller sich auf die Vorbereitung für den Krieg beziehenden Fragen bezeichnet. Der Kriegsminister ist verpflichtet, ihn zu Rate zu ziehn, wenn es sich um wichtige Mobilmachungsbestimmungen, um den Aufmarsch des Heeres, um den Bau strategischer Bahnlinien, um die allgemeine Organisation und die Ausbildung der Armee, um die Einführung neuer Kriegsmittel, um den Bau oder um die Aufhebung von Festungen und um die Küstenverteidigung handelt. Die Versammlung des obersten Kriegsrats erfolgt nach Bedarf, mindestens aber am ersten Montag in jedem Monat.

Die oberste Kontrolle über die Ausbildung des Heeres bringt die Mitglieder des conseil supérieur natürlich oftmals in die engste Berührung mit der Armee. Und erst aus jüngster Zeit ist uns durch die Inspektionsreisen der Generale Négrier, Brugère und Michal an der Ostgrenze Frankreichs bekannt geworden, mit welcher Gewissenhaftigkeit sie sich der ihnen erteilten Aufträge erledigen, und wie sie die Schlagfertigkeit der ihnen unterstellten Truppen zu heben bemüht sind. Auch zur Leitung der großen Armeemanöver werden die Generale des obersten Kriegsrats berufen, und es ist unstreitig das Verdienst des Generals André aus der Zeit, wo er den Ministerposten bekleidete, daß er auf die Notwendigkeit hingewiesen und es durchgesetzt hat, daß den Führern von Armeen während der Friedensmanöver die Korps unterstellt werden, die auch im Kriegsfall ihrem Befehlsbereich zugeteilt werden sollen. Dadurch gewinnen Führer und Truppe Fühlung miteinander, sie lernen sich genauer kennen und betrachten sich als zusammengehörend, wenn es gilt, in ernster Stunde große Aufgaben zu erfüllen.

Auch für uns ist der oberste Kriegsrat in Frankreich nicht ohne Interesse, da wir aus seiner Zusammensetzung die zukünftigen, an den entscheidenden Stellen stehenden Führer kennen lernen.

Außer dem Kriegsminister und dem Chef des Generalstabs der Armee, General Brun, gehören ihm zurzeit die Generale Brugère, Michal, Metzinger, Dessirier, Duchesne, de Négrier, Voyron, Hagron, Donop und Pendezec an. Von diesen bekleidet Brugère die Stelle eines Vizepräsidenten und ist damit zugleich als Oberbefehlshaber des gegen Deutschland bestimmten Heeres bestimmt, während General Metzinger als Führer der aus dem vierzehnten und dem fünfzehnten Armeekorps gebildeten Alpenarmee bezeichnet wird. Voyron vertritt die Kolonialtruppen, und aus den übrigen Mitgliedern werden die unter Brugère in Tätigkeit tretenden Armeeführer entnommen.

Was endlich den obersten Marinerat anlangt, so entspricht er im allgemeinen dem obersten Kriegsrat. Der Marinerat ist 1889 geschaffen worden und umfaßte ursprünglich die Marinepräfekten (die Befehlshaber der fünf großen Bezirke, in die die Küste Frankreichs, entsprechend den fünf großen Kriegshäfen, für die Zwecke der Verteidigung eingeteilt ist) und die Geschwaderchefs. Allmählich wurde die Zahl der zugehörenden Vizeadmirale aber bedeutend vergrößert, sodaß der Marineminister de Lanessan im Jahre 1900 die Zahl der Mitglieder verringerte und die bis jetzt bestehende Organisation des Marinerats schuf. Danach gehörten dieser Behörde außer dem Marineminister als Präsidenten und dem Chef des Admiralsstabs nur drei Vizeadmirale an, die entweder Geschwaderchef oder Marinepräfekt oder Chef des Admiralstabs gewesen sein mußten. Der gegenwärtige Minister Thomson hat nun aber wieder die Zahl der Mitglieder erhöht. Er ist der Ansicht, daß man die Stimmen aller mit dem Kommando über die großen Kriegshäfen und mit der Leitung der Kriegsvorbereitungen betrauten Offiziere, also sämtlicher fünf Marinepräfekten, hören müsse, und daß auch den Chefs der beiden Geschwader in den heimischen Gewässern (des Nord- und des Mittelmeergeschwaders) Gelegenheit zu geben sei, ihre Ansichten über die Organisation und die Verwendung dieser Geschwader zu äußern.

Diese sieben Admirale vertreten somit, abgesehen von ihrer allgemeinen Diensterfahrung, hauptsächlich die Praxis.

Außerdem wurden aber vom Marineminister vier weitere, in Paris wohnhafte Mitglieder, zwei Vize- und zwei Konteradmirale, ernannt, die sich mehr mit der allgemeinen Verwaltung der Marine und mit der Vorbereitung der Prüfung der einzelnen Fragen beschäftigen. Ferner sollen die Abteilungschefs im Marineministerium an den Beratungen teilnehmen.

Nach wie vor ist der Marineminister Präsident des Marinerats, dem auch der Chef des Admiralstabs angehört. Der Marinerat zählt somit zwölf Mitglieder.

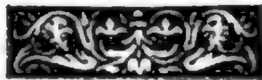
Die Geschäftsordnung des obersten Marinerats ist folgende: Er hat zu beraten über die Zusammensetzung und die Verwendung der Seestreitkräfte, über die Bautätigkeit, die Küstenverteidigung, die Flottenstützpunkte und die Arsenale, schließlich über Ersatz und Ausbildung des Personals. Nach der Zusammensetzung der Behörde kann eine Versammlung aller Mitglieder natürlich nur selten stattfinden. Aus den Mitgliedern des Rates wird darum eine ständige Kommission von drei Offizieren, einem Vizeadmiral und zwei Kontreadmiralen, gebildet, die sich in regelmäßigen Zeitabschnitten versammelt und die Fragen vorzubereiten hat, die der Prüfung des gesamten Marinerats unterbreitet werden sollen. Außerdem werden noch einzelne bestimmte Angelegenheiten von ihr selbständig erledigt. Alle Beschlüsse, sowohl der ständigen Kommission wie auch des ganzen Marinerats, sind aber für den Marineminister nicht bindend. Der Marineminister kann die in Paris wohnhaften Mitglieder mit besondern Aufträgen und zu Besichtigungen entsenden.

Zum erstenmal nach seiner Reorganisation hat der oberste Marinerat seine Tätigkeit Anfang März d. J. aufgenommen und bei dieser Gelegenheit genaue Kenntnis von dem Programm des Ministers Thomson über die Verteidigung der großen französischen Kriegshäfen und die Flottenverstärkung erhalten. Zu lebhaften Auseinandersetzungen ist es hierbei über die wichtigsten Fragen des Baues von Linienschiffen oder großen Panzerkreuzern gekommen. Die Entscheidungen aber, die gefallen sind, machen dem Minister alle Ehre, denn sie beweisen, daß er in wichtigen technischen Fragen nicht wie sein Amtsvorgänger einseitig an seiner vorgefaßten Meinung festhält, sondern dem Urteil sachverständiger, erfahrner Männer seine eigne Ansicht unterzuordnen weiß. Die französische Marine, die nach dem neuen Flottenbauprogramm um elf nach den Lehren und Erfahrungen aus dem russisch-japanischen Seekriege zu bauende Linienschiffe allmählich verstärkt werden soll, wird in seinen angesehensten Persönlichkeiten dem Minister für diesen Verzicht auf die Durchführung seiner Ideen um so mehr Dank wissen, als der Druck, der auf Thomson von den verschiedensten Seiten ausgeübt wurde, den Wünschen der jeune école nachzugeben und statt der Linienschiffe nur große Kreuzer zu bauen, gerade jetzt mit den verwegensten Kunstgriffen begonnen hatte.

Zugleich mit den Reformen im obersten Marinerat ist eine Anzahl von andern beratenden und technischen Kommissionen, die dem Marineminister unterstellt waren, jetzt zu einer einzigen technischen Kommission vereinigt worden.

Die einzelnen bisherigen Kommissionen, deren Geschäftsbereich nicht scharf genug gegeneinander abgegrenzt war, störten sich häufig in ihren Arbeiten. Die neue Kommission soll in allen rein technischen Fragen dem Minister zur Seite stehn und besteht aus drei Sektionen, von denen sich die erste mit den Hochseeschiffen, die zweite mit den Fahrzeugen der beweglichen Verteidigung (Torpedo- und Unterseebooten), die dritte mit dem gesamten Ausrüstungsmaterial beschäftigt.

Wir haben versucht, in diesen Zeilen ein möglichst erschöpfendes Bild von den maßgebenden Grundsätzen und den einschlägigen Organisationen zu geben, mit denen gegenwärtig die wichtigsten militärischen Fragen bei unsern westlichen Nachbarn geleitet werden. Können wir auch mit manchen dieser Prinzipien und Einrichtungen nicht übereinstimmen und uns besonders nicht mit den wechselnden Grundsätzen befreunden, nach denen die jedesmalige Wahl des politischen Kriegsministers erfolgt, so müssen wir doch anerkennen, daß die neuesten Reformen der obersten Heeresleitung in Frankreich einen entschiednen Fortschritt bedeuten, und daß deren Gesamtbild ein Faktor ist, den wir nicht geringschätzig bewerten dürfen.



Nationale Fragen im westlichen Rußland

Von Eberhard Kraus

(Schluß)

Das stärkste und in seinem Sonderbewußtsein gefestigtste Volk im ganzen westlichen Rußland sind unstreitig die Polen, deren Zahl mit nahe an 8 Millionen eher zu niedrig als zu hoch angenommen wird. Das Polentum, das erst durch die Teilungen in geordnete Verhältnisse gekommen ist, hat unter der Fremdherrschaft, die ihm die schweren Pflichten der Landesverteidigung abnahm, einen solchen Kraftüberschuß entfaltet, daß es seit einigen Jahrzehnten nach allen Himmelsrichtungen vordringen und seine Ausläufer sogar nach dem altrussischen Kiew hinüberstrecken kann. Diese Expansionskraft danken die Polen ihrem dauernd nach der Peripherie abströmenden natürlichen Bevölkerungszuwachs (das Weichselgebiet ist der bevölkertste Teil Rußlands und auch den meisten preußischen Ostprovinzen an Menschenfülle weit überlegen), den ausgezeichneten Vorspanndiensten, die ihnen schon im kirchlichen Interesse die katholische Geistlichkeit leisten muß, und endlich den belebenden Einflüssen tatkräftiger und hochgebildeter deutscher Unternehmer. Niemals wäre es möglich gewesen, das Polentum für nationale Zwecke so einheitlich zu organisieren, wenn ein großer Teil der Werbung und der Geldbeschaffung nicht von Geistlichen geleistet würde, die durch keinerlei häusliche Sorgen von ihrer öffentlichen Wirksamkeit abgelenkt werden. Jetzt, wo auch die Uniaten (wohl über 100000 Seelen, von denen sich schon gegen 30000 wieder dem Katholizismus angeschlossen haben) der ungehemmten Be-

einflussung durch die katholischen „Ksiondzes“ ausgesetzt sind, muß sich ihre Bedeutung für die polnische Sache außerordentlich erhöhen. Andrerseits fehlt es auch nicht an offner und versteckter Feindseligkeit gegen die Kirche. Daß sich in Russisch-Polen in den Mariaviten eine ähnlich überspannte und fanatische Sekte innerhalb des Katholizismus gebildet hat, wie sie sich von der griechisch-katholischen Kirche schon zu Dutzenden abgezweigt haben, ist eine Erscheinung, die als durchaus neu und auffällig bezeichnet werden muß.

Über den Menschenreichtum Russisch-Polens mögen folgende vergleichende Zahlen unterrichten. Die bevölkertsten Gouvernements des innern Rußlands sind Kiew mit 70, Podolien mit 72, Moskau mit 73 Einwohnern auf dem Quadratkilometer. Das ist in Polen der Durchschnitt. Die Gouvernements Warschau und Piotrkow zählen sogar 111 und 115 Einwohner auf dem Quadratkilometer. Unter den angrenzenden preußischen Provinzen übertrifft nur Schlesien mit 116 Einwohnern auf dem Quadratkilometer diese Volksdichte. Die entsprechenden Zahlen betragen für Ostpreußen bloß 54 Einwohner, für Westpreußen 61, für Posen 65. Wenn es freilich möglich wäre, die Industriebevölkerung auszuschalten und bloß Landbevölkerung mit Landbevölkerung zu vergleichen, dann würde sich vermutlich herausstellen, daß der seßhafte Volksteil in Russisch-Polen kaum zahlreicher ist als in Mittelrußland und in den preußischen Ostprovinzen. Die polnische Ausbreitung ist übrigens zuerst in Galizien bei den dortigen griechisch-orthodoxen Ruthenen auf unüberwindlichen Widerstand gestoßen, wird nächstens wohl auch an Kleinrussen und Weißrussen ähnlich entschiedne und bewußte Widersacher finden und beginnt sogar auf der litauischen Seite langsam zurückzuebben. Mit um so größern Hoffnungen schauen die Polen Rußlands auf die preußischen Ostprovinzen mit ihrer zur Abwanderung geneigten deutschen Landbevölkerung, wo es nur mit Aufbietung der größten nationalen Energie des Staates wie aller deutschen Gesellschaftskreise gelingen wird, den slawischen Ansturm siegreich zurückzuwerfen. Jenseits unsrer Grenze beginnen sich freilich Tausende, die früher felsenfest an die Wiedergeburt Polens glaubten, neuerdings von den rot-weißen Feldzeichen abzukehren und dem Rot des internationalen Proletariats zuzuwenden. Da der sozialdemokratische Charakter fast aller neuern Erhebungen in den Großstädten des Weichselgebiets gar nicht zu verkennen war, so hielten sich der Adel und die Geistlichkeit, die früher jedem nationalen Aufschwung führend voranschritten, merklich im Hintergrunde, und sogar Henryk Sienkiewicz, dieser geistige Bannerträger des „lechischen“ Patriotismus, beschränkte sich auf einige schwungvolle, schön stilisierte Ansprachen. Wie berechtigt die Zurückhaltung der Patrioten war, ergibt sich aus verschiednen Vorkommnissen der jüngsten Zeit, die den sozialdemokratischen Pöbel in seiner ganzen Roheit, Beschränktheit und Unduldsamkeit zeigen. Die polnische Nationalpartei gedachte den Zeitideen das denkbar größte Zugeständnis zu machen, indem sie die öffentliche Agitation fast ganz ihrem nationaldemokratischen Flügel überließ. Vor kurzem haben nun die Sozialdemokraten in Lodz nationaldemokratische Versammlungen gesprengt, und es kam schließlich zu einer regelrechten Schlacht, in die schließlich Gendarmerie und Polizei eingriffen. Eine ganze Anzahl Polen mußte unter polnischen wie unter russischen Kugeln das Leben lassen.

Die Politik der katholischen Kirche in Litauen ist genau dieselbe wie in Belgien, in österreichischen Landen und überall, wo sie mit sichtbarem Vorteil eine Nationalität gegen die andre auszuspielen vermag. Früher war die Kirche in Litauen die mächtigste Bundesgenossin der Polonisierung, heute sucht sie das erwachende Nationalbewußtsein des lange bloß als Anhängsel der Polen angesehenen Völkchens für ihre Zwecke auszunutzen. Seit der eifrige Litauer Pallulon Bischof von Kowno ist, hat er die meisten geistlichen Ämter seines Sprengels mit Stammesgenossen besetzt. Die Überreste des altlitauischen Adels beginnen sich ebenfalls auf ihre Nationalität zu besinnen, sogar die im Gouvernement Kowno ansässigen Radziwills bekennen sich heute als Litauer. Die Selbständigkeitsgelüste dieses kleinen Volksstammes (der in Kowno, Wilna, teilweise auch Russisch-Polen zusammen mit den Samaiten bloß etwas über zwei Millionen Menschen hat) lassen sich aber durch die Zugeständnisse der Geistlichkeit und des Adels nicht mehr in die Bahnen alter Überlieferungen lenken, sondern nehmen stark sozialdemokratische Formen an. Der bedeutende Bischof von Wilna, Baron von der Ropp (von Geburt ein deutscher Kurländer), hat den Versuch unternommen, durch Bildung einer „katholisch-konstitutionellen Partei" Polen und Litauer, Adel und Volk zu einem großen Heerbann zu vereinen, der offenbar den Kern einer russischen Zentrumspartei bilden soll, hat aber bisher mit seinen Bemühungen noch keine nennenswerten Erfolge erreicht. Daß freilich in der Reichsduma nicht wenige katholische Pfarrer sitzen werden, kann man schon zur Zeit der Niederschrift dieser Zeilen — vor Abschluß der Wahlmännerwahlen — erkennen.

Es läßt sich schwer entscheiden, ob in der Bewegung der Letten und der Esten das sozialdemokratische oder das nationale Motiv den Grundton angibt. Die Hetzapostel beider Richtungen stimmen ja darin überein, daß das Land eigentlich den Letten und den Esten gehöre — die Letten, die früher wenig ausgebreitet, aber als friedliche Arbeiter geschätzt waren, haben nachweislich den größten Teil ihres heutigen Gebiets erst von den deutschen Rittern erhalten —, daß die Deutschen ihren Grundbesitz hergeben, und die Russen als fremde Zwingherren das Land ebenso hurtig und geräuschlos räumen müßten, wie das in Finnland geschah. Es kam freilich alles ganz anders, als es die falschen Propheten des Umsturzes vorausgesagt hatten. Nachdem Verwaltungsbeamte und Richter monatelang die Bewegung durch lässiges Geschehenlassen und verbrecherische Milde geradezu groß gezogen hatten, besann sich die Regierung schließlich doch auf ihre Pflichten und ihre Macht, und die Erziehungsmittel Peters des Großen, die Knute, der Säbel und die Kugel, traten wieder in Wirksamkeit. Erst vulkanische Ausbrüche von unten — weit über zweihundert Rittergüter in den drei Provinzen wurden niedergebrannt, eine große Anzahl von Polizeibeamten, Förstern, Verwaltern, Rittergutsbesitzern abgeschlachtet —, dann ein Feuerregen von oben —, viele Hunderte von Letten und Esten verbluteten im offnen Felde oder unter den Salven der Exekutionstruppen, zahlreiche Gesinde (Bauernhöfe) wurden in Asche gelegt — similia similibus! Das Ergebnis: lähmende Furcht und ohnmächtige Rachegefühle, die wohl noch lange wie Funken unter der Asche fortglimmen und gelegentlich wieder emporsprühen werden. Daß

die Verwilderung, die der monatelange Kriegszustand mit sich bringt, ein wirksames Gegenmittel gegen die schleichende Verderbnis ist, die die Einflüsse der russischen „Kultur“ in die Blutbahnen des lettischen und des estnischen Volkes geleitet haben, muß leider bezweifelt werden. Sobald die Kommandos vom Lande entfernt sind, werden der russische Tschinownik und der russische Richter das alte gefährliche Spiel mit dem „Teilen und Herrschen“ doch wieder aufnehmen, obwohl es schon einmal fast zum Sturze der russischen Herrschaft geführt hat.

Zwergvölker leiden oft an einem ungesunden Drange, sich krampfhaft in die Höhe zu strecken und auf den Schultern größerer Nachbarn, solange diese es dulden, Spazierritte ins „romantische Land“ zu unternehmen. Griechen, Serben und Bulgaren, die doch führende und urteilsfähige Klassen haben, sind durch diese in den „Protuberanzen“, den Anschwellungen und Auswürfen ihres Größenwahns, eher gefördert als gehemmt worden. Was für eine Verwirrung mußte die revolutionäre Propaganda erst in die Köpfe der gänzlich unreifen, weder durch praktische Erfahrung noch durch geregelte Geisteszucht in Schranken gehaltnen Letten und Esten tragen. Mit unheimlicher Schnelligkeit ist das Unheil vorgeschritten. In den Jahren 1896 und 1897 fanden in Libau und in Riga die ersten geheimen Volksversammlungen statt, an die sich sofort Versuche schlossen, die Maifeier zu erzwingen, 1899 kam es in beiden Städten schon zu größern Ausständen und Arbeiterunruhen, und am 9. (22.) Januar 1905 wurde in Riga der Generalausstand verkündet, der sofort zu einem Straßenkampf mit fünfzig Toten und mehr als hundert Verwundeten führte. Die Letten und die Esten sind wohl junge, aber keineswegs aufblühende Volksstämme. Die hohe wirtschaftliche Kultur, die sie den Deutschen verdanken, hat ihnen einen übergroßen Hang zum Wohlleben und zur Überfeinerung eingeimpft, der sich auch in einer sehr schwachen Geburtszahl äußert. Ähnlichen Erscheinungen begegnen wir in Finnland, wo die Heirats- und die Geburtszahlen in den letzten Jahren nicht bloß verhältnismäßig, sondern auch absolut zurückgegangen sind. Übereinstimmend wird mir von Landgeistlichen und Ärzten in den Ostseeprovinzen berichtet, daß sich unter den wohlhabenden Bauern Neigung zum Zweikindersystem bemerkbar macht, während die neuerdings sehr zahlreichen vagabundierenden Elemente unter der Landbevölkerung Trunksucht, Unzucht und Geschlechtskrankheiten verbreiten. Während Russisch-Polen im Durchschnitt 73 Einwohner auf dem Quadratkilometer zählt, wohnen in Estland nur 20, in Kurland 25, in Livland 28 Einwohner auf dem gleichen Flächenraum. Die (finnisch-mongoloiden) Esten sind noch lange keine Million stark, die (indogermanischen) Letten überschreiten diese Zahl um ein Geringes. Es sind Völker, die weder leben noch sterben können, die nie aus halben und unfertigen Zuständen herauskommen werden. Ihnen wäre das größte Glück widerfahren, wenn der Plan des Ordens, durch Erwerbung der Landbrücke nach Samaiten den Strom der deutschen Bauernkolonisation weiter nordwärts zu leiten und damit die Verdeutschung seines Besitzes zu vollenden, bei Tannenberg nicht gescheitert wäre, sondern die Oberhand über den litauischen Kämpfergeist gewonnen hätte, dem das niedergehende Polen damals allein seine Wiedergeburt zu danken hatte.

Die Deutschen haben den stärksten Anteil an der Bevölkerung im polnischen Gouvernement Piotrkow mit über 10 vom Hundert. Es folgt merkwürdigerweise ein östliches Gouvernement — Samara —, wo sie mehr als 8 vom Hundert der Einwohnerzahl ausmachen, darauf Livland und Kurland mit etwa $7\frac{1}{2}$ vom Hundert, dann wieder das östliche Gouvernement Saratow mit mehr als 7 vom Hundert usw. Die Gebiete des westlichen und südwestlichen Rußlands, die die stärkste deutsche Bevölkerung haben, sind: Russisch-Polen mit etwa 400000 Deutschredenden, Wolhynien mit 170000, die Ostseeprovinzen mit 165000, Chersson mit 120000, Jekaterinoslaw mit 80000, Taurien mit 80000, Petersburg mit 65000 (davon in der Stadt St. Petersburg etwa 50000), Bessarabien mit 60000. Das sind allein schon über 1100000 Deutsche. Ihre Gesamtzahl in Rußland beträgt nahe an zwei Millionen.

Das größte Unglück der russischen Deutschen ist ihre Zerstreuung über unzählige kleine Siedlungsplätze. Wo deutsche Edelleute, Gelehrte, Kaufleute, Künstler leben, fehlt es an deutschen Bauern, die deutschen Kolonisten haben wieder außer ihren ausgezeichneten Geistlichen und Lehrern gar keine geistigen Führer, und ihr Gesichtskreis reicht kaum über die Grenzen des Kirchspiels hinaus. Dort, wo sich die Deutschen ihre organisierte Selbstverwaltung aus dem Mittelalter herübergerettet haben, in den Ostseeprovinzen, haben sie in bewußtem Kämpfen und Arbeiten die zäheste Widerstandskraft und das stärkste Nationalgefühl ausgebildet. Das ist ganz ähnlich wie in Ungarn, wo die Siebenbürger Sachsen sowohl den Schwaben im Banat wie den Zipsern und sogar den deutschen Bauern um Ofen an Standhaftigkeit und Rührigkeit weit überlegen sind. Die Ostseeprovinzen haben kein Kulturzentrum allerersten Ranges mit einflußreicher Presse und Literatur, mit reichentwickelter künstlerischer Produktion, wie Petersburg, Moskau und Warschau es sind, aber auf engerm Raum wird dort auf allen diesen Gebieten Tüchtiges geleistet. Gute Anlagen, hohes geistiges Streben sind in reichem Maße vorhanden. Ist es doch eine unbestreitbare Tatsache, daß von den unter fremden Völkerschaften wohnenden Deutschen die Balten auch nach dem Deutschen Reiche die meisten Forscher, Schriftsteller, Künstler usw. entsandt haben. Die Überlegenheit der wirtschaftlichen und der sittlichen Kultur der baltischen Deutschen über ihre russischen, polnischen, litauischen Nachbarn springt dagegen förmlich in die Augen. Sobald man nur die Grenzen der Provinz nach irgendeiner Richtung überschreitet, hören die netten Bauernhöfe, die landwirtschaftlichen Maschinen, die wohlgenährten Rinder, die großen Pferde auf. Die Gleichartigkeit der wirtschaftlichen Leistungen in allen drei Ostseeprovinzen ist um so bemerkenswerter, als die gemeinsamen Bestrebungen dort bisher noch keine allzu verständnisvolle Förderung fanden. Die Balten sind vielfach in gutem Sinne altfränkisch: man findet unter ihnen wohl Leute, die lässig in den Tag hineinleben, aber keine kalten Rechner, keine hartherzigen Gurgelabschneider, und den Begabtern unter ihnen ist eine Begeisterungsfähigkeit, eine seelische Schwungkraft eigen, wie man sie in Deutschland wohl nur in der Reformationszeit und in den Befreiungskriegen kannte. Andrerseits haftet ihnen auch manche Untugend aus Zeiten an, die im neuen Deutschen Reich längst überwunden sind. Sie sind größer im Kritisieren und im Räsonieren

als im frischen Beginnen und Schaffen. Wo drei Deutsche aus den Ostseeprovinzen beisammen sind, da haben sie noch immer vier bis fünf Meinungen, und über gleichgiltige und unabänderliche Dinge wird mit einem Eifer gestritten, der einen Engländer oder Amerikaner zur Verzweiflung bringen müßte. Die verschiedenartige Entwicklung der drei Provinzen, die jahrhundertelang auseinandergerissen waren und unter verschiednen Regierungen standen, hat den deutschen Hang zur Eigenbrödelei zur höchsten Blüte gebracht. Die Provinzen haben vier verschiedne Ritterschaften und Landtage (Livland, Ösel, Kurland, Estland) und werden von zwei alteingesessenen Stämmen bewohnt, die als Indogermanen (Letten) und Mongoloiden mit freilich unverkennbar germanischer Beimischung (Esten) in Charakter und Fähigkeiten himmelweit auseinandergehn. Da der grundverschiedne Tonfall ihrer Sprachen die Aussprache des Deutschen in in den verschiednen Provinzen nicht unbedeutend beeinflußt hat, so finden die deutschen Kurländer, daß ihre Stammesgenossen in Estland höchst wunderlich sprechen und umgekehrt. Dem Schreiber dieser Zeilen, der selber aus den russischen Ostseeprovinzen stammt und Verwandte und Freunde in allen drei Provinzen hat, ist ein Normalbalte noch nicht begegnet. Es gibt dort nur Kurländer, Estländer und Livländer, und die letzten bestehn wieder aus den grundverschiednen Typen des Nordlivländers, des Südlivländers und des Rigensers.

Ungeachtet dieser kleinen Schwächen darf die alte gute Blut- und Geistesaristokratie des Baltenlandes stolz auf das sein, was sie ihrem Lande, was sie vor allem dem russischen Reiche gewesen ist. Wer diese patriotischen, opferwilligen Männer sich heute verzweiflungsvoll abmühen sieht, Aufgaben zu bewältigen, die über ihre Kräfte gehn, Probleme zu lösen, die vielleicht unlösbar sind, der muß von tiefster Teilnahme und Bewunderung für diese bis zum Tode treuen Kämpen ergriffen werden, deren Los schon stark an das der Burgunden im brennenden Etzelschloß zu erinnern beginnt. Die Gefahr liegt nahe, daß ihnen im Überschwang der seelischen Anspannung der Blick für das Mögliche, Erreichbare verloren geht. Als sicher ist aber wenigstens anzunehmen, daß sich das deutsche Schulwesen — zum Teil mit Hilfe reichsdeutscher Sammelgroschen — wie ein Phönix aus der Asche erheben wird. Vielleicht erweist es sich auch als durchführbar, deutsche Landarbeiter und Kleinpächter aus den Kolonien des Südens nach den menschenarmen Rittergütern am Ostseestrande herüberzuziehn. Wenn die russische Regierung eine systematische Ansetzung von Deutschen auf dem flachen Lande nicht verhindert, dann werden die Provinzen bald wirtschaftlich aufblühen und politisch gesunden.

In der Geschichte der Menschheit scheint es einen ewigen Kreislauf zu geben. Aber die Wiederkehr der Erscheinungen mündet nur ausnahmsweise in eine genaue Wiederholung aus. Die in den russischen Westgebieten lebenden Deutschen befinden sich in derselben Lage wie einst die hellenischen Kolonisten in Kleinasien, und das russische Weltreich mit seinem Völkergemisch, seinen Despoten und Satrapen, seinem unnatürlichen Durcheinander von Überkultur und Barbarei erinnert an das persische in den vorgeschrittnern Stadien des Verfalls. Aber es ist kein Makedonien vorhanden, das diesen Koloß auf tönernen Füßen umstürzen könnte. Man könnte das heutige Deutsche Reich vielleicht mit einem großen Griechenland

vergleichen, das unter Absonderung von Epirus, Illyrien usw. (Österreich-Ungarn) durch Makedonien-Preußen geeint worden ist. Aber wenn Alexander der Große im Westen so starke und gefährliche Gegner gehabt hätte, wie das Deutsche Reich sie hat, dann wäre er wohl auch nicht nach dem Osten gezogen. Es fragt sich freilich, ob das Jahr 1885, der Burenkrieg, der russisch-japanische Krieg nicht günstige Gelegenheiten zur Wiederaufnahme einer großen europäischen Politik geboten hätten. Aus welchen Gründen das unterblieben ist, das wird wohl erst aus den diplomatischen Geheimarchiven zu ersehen sein, die sich kommenden Geschlechtern öffnen werden.

Nachschrift des Verfassers. Die inzwischen vollzognen Wahlen zur Reichsduma haben meine Prognosen durchweg bestätigt. Unter allen „Fremdstämmigen" Rußlands haben nur die revolutionären Polen, Juden, Letten und Esten bedeutende Wahlerfolge erreicht, und von sämtlichen Völkern des weiten Reiches waren ungeachtet aller deutschfeindlichen Treibereien nur Groß- und Kleinrussen duldsam oder bequem genug, der Wahl der deutschen Abgeordneten (Widmer in Bessarabien, Münch in Chersson, Dietz in Saratow, Schellhorn in Samara) keinen nationalen Terrorismus, keine unlautern Umtriebe entgegenzusetzen. An allen diesen Punkten vermochten die Deutschen nur dadurch zu siegen, daß kein eiserner Ring der revolutionären und reichsfeindlichen Elemente gegen sie geschmiedet wurde, und daß ihre russischen Nachbarn weniger zahlreich und weit unpünktlicher an den Urnen erschienen als sie.

Zur Erinnerung an Ludolf Camphausen

Zu den Männern, die während der großen Krisis der werdenden deutschen Nation von 1848 bis 1852 eine ganz hervorragende Rolle gespielt, außerdem aber auch durch Reinheit ihres Wesens und bedeutende menschliche Eigenschaften sich den Anspruch auf ein unvergängliches Andenken erworben haben, gehört der Rheinländer Ludolf Camphausen. Sein Bild versucht auf Grund eines sehr reichen Materials von Briefen, Reden und Akten eine Landsmännin von ihm, die Kölnerin Anna Caspary, durch eine umfangreiche Monographie: Ludolf Camphausens Leben*) mit Glück und Geschick wiederzuerwecken. Diese Monographie ist nicht nur für den Historiker interessant, der das aus den Briefen Ludolfs und seines Bruders Otto, des spätern preußischen Finanzministers (1869 bis 1878), gezogne Material und manche noch unbekannte persönliche Äußerung Friedrich Wilhelms des Vierten, Wilhelms des Ersten und seiner Gemahlin Augusta dankbar hinnehmen wird, sondern für jeden gebildeten Menschen, ja man kann wohl sagen, daß die Teile des Buches, in denen das allgemein Menschliche hervortritt, der

*) Ludolf Camphausens Leben. Nach seinem schriftlichen Nachlaß dargestellt von Anna Caspary. Stuttgart und Berlin 1902, Cottasche Buchhandlung Nachfolger. XII u. 465 S.

Verfasserin am besten gelungen sind. Sie schreibt mit großer Zurückhaltung ohne alle Breite und Weitschweifigkeit und läßt in wünschenswerter Weise meist ihrem Helden und den neben ihm auftretenden Personen das Wort.

Mit wenigen sichern Strichen wird das Bild der harten und doch nicht freudlosen Jugendzeit des am 10. Januar 1803 in Hünshoven bei Aachen gebornen Ludolf Camphausen gezeichnet. Wir begleiten ihn aus den engen Verhältnissen des vom Vater († 1813) hinterlassenen Tabak- und Ölgeschäfts in die vierjährige kaufmännische Lehrzeit nach Düsseldorf, in das ofenlose Dachstübchen im Hause des Prinzipals, dessen schweigsame Familienmahlzeiten er nicht gern teilte. „Das Vergnügen war so klein, daß ich zwei Jahre lang Abends gar nicht zu Tisch ging und vorzog zu fasten oder mir mit einem Spirituslämpchen eine Tasse Tee zu bereiten.“ Aber „seine scharfen und schönheitsdurstigen Augen“ spähten wacker umher: er beobachtet die merkantilen Verhältnisse der Stadt und das Werden der Düsseldorfer Kunstschule gleichermaßen. Er schwärmt aber auch für Beethoven und Shakespeare. Heimgekehrt nach Hünshoven versucht er im Verein mit dem ältern Bruder August das väterliche Geschäft zu erweitern: 1826 gelingt die Anlage eines Zweiggeschäfts in Köln. Von rührender Bescheidenheit und Keuschheit zeugt die Art seiner Werbung um die seit der Knabenzeit mit wachsender Innigkeit geliebte Elise Lenssen. Das Weib stand damals, eine Frucht des Zeitalters der Romantik und der herben Tugend der Freiheitskriege, hoch in der Wertschätzung und Verehrung des Mannes — unsre heutigen Dandies würden weder Ludolf noch seine Elise verstehn —, und es wäre wohl gut, wenn wieder Menschen heranwüchsen, die eine solche Gehaltenheit der Empfindung, eine so keusche Zurückhaltung und eine solche unbedingte Treue verstünden. Im September 1828 wird die glückliche Ehe geschlossen: sechs Söhne und zwei Töchter sind aus ihr hervorgegangen.

Ludolfs Hervortreten an die Öffentlichkeit beginnt bald nach der Übersiedlung nach Köln (1830). Er wird Stadtrat, Mitglied und schließlich Präsident der Handelskammer. Als solcher ist er neben Friedrich List einer der ersten Deutschen, die sich an dem Gedanken eines deutschen Eisenbahnsystems und einer die deutschen Ströme nutzbar machenden Flußdampfschiffahrt geradezu berauscht haben. Sein Lieblingsprojekt war eine Bahn von Köln nach Antwerpen, durch die er den Kölner Speditionshandel von der Bevormundung Hollands befreien und das belgische Land fester mit Deutschland verketten wollte. Der Mann, dem sonst im Leben die Äußerung einer warmen Empfindung schwer fiel, steigert in seinen Denkschriften seine Sprache bis zum höchsten Schwung. So sagt er z. B. 1834 von den Dampfmaschinen: „Waren Lavarys Maschinen zu vergleichen den aufsteigenden Dünsten, dem fallenden Tropfen, dem Wallen des Nebels im Sonnenlichte, so gleichen Watts Maschinen der Tanne, deren Wipfel zur Höhe strebt, während die Wurzeln im Boden ranken ...“ und vom Dampfschiffe: „Wen möchte der erste Anblick des mystischen Geschöpfes nicht überraschen, hinreißen, verwirren? Wer zum erstenmal sähe, wie die ehernen Flossen die bestürzten Wellen auseinandertreiben, wie im wilden Laufe die stolze Brust sich mit weißem Schaum bedeckt, wie ein einziger Schlag des kaum sichtbaren Schweifes den Koloß herumwirft, wie bei seiner Annäherung die Wogen am Strande sich

rauschend brechen, wie er mit verwegnem Fluge dem Hafen entgegenschießt, die dicken Mauern zu durchbohren sucht und sich sanft und ruhig an das Ufer legt; wer dieses Schauspiel zum erstenmal genösse, der dürfte wohl ausrufen: Bist du kein geistiges Wesen, fürwahr, so bist du doch das schönste Tier der Schöpfung."

Das unablässige Bemühen, sein Bahnprojekt zu verwirklichen, hat Camphausen in jahrelange Arbeiten und Reisen verstrickt. Um den Kronprinzen für den Plan zu gewinnen, ist er 1836 in Berlin, obwohl die Niederkunft seiner Frau bevorsteht. Mitten in die endlosen Verhandlungen hinein wird ihm die Geburt des dritten Sohnes gemeldet. In dem danach an die Gattin geschriebnen Briefe zeigt sich das Innerste seines Herzens: „Den Gedanken, Vater eines Sohnes zu sein, ohne ihn gesehen zu haben, hatte ich noch nie gedacht; jetzt ist er da, beglückend und erschütternd. Ich komme mir vor wie ein treuloser Barbar, ich meine, die Leute müßten mit Fingern auf mich weisen, es ist mir, als hätte ich ein entsetzliches Verbrechen begangen. ... Also Gottfried Ludolf soll er heißen, der kleine Schelm. Wenn er heiratet, soll er in dem Ehekontrakt versprechen, nicht nach Berlin zu reisen, wenn seine Frau ihm einen Sohn bringen will. Es ist gegen göttliches und menschliches Recht. ... Die Jungen kommen jetzt aus der Schule hereingesprungen; Emil macht seine schmeichlerischen Faxen an der Wiege und besieht die Händchen und Füßchen, Hermann macht tiefsinnige Bemerkungen, und Lieschen tanzt. ... Was ist doch eine Eisenbahn für ein dummes, einfältiges, steinernes Ding gegen liebe Kinder und vor allem gegen eine heitere, freundliche, gütige Frau."

Allmählich wächst aus dem Kaufmann und Handelspolitiker der Staatsmann heraus. Camphausen war seit 1843 Mitglied des Rheinischen Provinziallandtags und als solcher ein eifriger Kämpfer für Preßfreiheit und Konstitutionalismus. Für dieselben liberalen Gedanken kämpft er auch mit Wort und Schrift auf dem ersten Vereinigten Landtage von 1847. Aber sein Liberalismus unterscheidet sich von vielen andern liberalen Geistesrichtungen jener gärenden Zeit besonders durch zwei Eigenschaften: er ist preußisch und durch und durch monarchisch. Der Glaube daran, „daß unter den größern Staaten des Kontinents Preußen allein in allen Wechselfällen die jungfräuliche Reinheit seines Kredits zu bewahren gewußt hat", und zugleich der Glaube, „daß in dem Hause Hohenzollern jener verfeinerte Sinn für Recht sich vom Vater auf den Sohn vererbt", von ihm schon in einer Denkschrift des Jahres 1834 ausgesprochen, bildet die Grundlage seiner politischen Ansichten. So erschien er, der Führer der rheinischen Liberalen, im März 1848 beim Zusammenbruche des absolutistischen Staats in Preußen als der rechte Mann, sowohl die konstitutionellen Ideen zu verfechten als auch die wankende Monarchie zu stützen. Graf Arnim-Boitzenburg beruft ihn am 22. März nach Berlin, damit er in das Ministerium eintrete; Ludolf Camphausen kommt, lehnt aber zunächst ab, da ihm „stets jeder Gedanke an Eintritt in den Staatsdienst fern gelegen", und „die Lösung der wichtigsten schwebenden Fragen Männern übertragen ist, mit denen ich seither in politischen Fragen nicht denselben Weg gegangen bin", aber Friedrich Wilhelm der Vierte läßt ihn nicht los, sondern ernennt ihn am 28. März zum Ministerpräsidenten; neben ihm

treten Auerswald, Schwerin, Hansemann ins Ministerium ein. Erst am 1. April, während er auf dem Bahnhof einen Extrazug erwartet, der ihn nach Potsdam zum Könige bringen soll, findet er Zeit, seiner Frau ein Lebenszeichen zu geben: „Ein Minister in einer solchen Lage, wie ich gegenwärtig, hat nicht Zeit, seiner Frau zu schreiben; allein er hat noch das ganze Herz voll Liebe für sie, seine Kinder, seine Familie und seine bisherige Häuslichkeit. Ich werde tun zur Rettung des Staates, was ich vermag; wie aber auch der Ausgang sei, so ist es nicht wahrscheinlich, daß ich für lange Zeit unsern gewohnten bürgerlichen Verhältnissen entrissen werde."

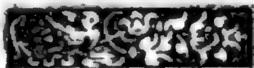
Trotzdem eilt seine treue Gattin im April nach Berlin, ihm sein Los nach Kräften zu erleichtern. Sie schreibt an ihre Schwägerin: „Wir wohnen in dem ehemaligen Hotel des Ministers v. Savigny. ... In einem Flügel habe ich eine Schlafstube mit Garderobe, daneben eine allmächtig große Wohnstube in Blau mit sechs Sofas, welche übrigens mit teils städtischen, teils gemieteten Möbeln schon recht behaglich ist. Ein gemütlicher Bedienter besorgt den Kaffee, das Reinhalten der Stuben; das Bettenmachen besorgt die Exzellenz selbst, aus Mangel einer Magd, erbaulich und im stillen ... das Haus hat einen wunderschönen Garten, eigentlich Park mit Fischteich ... genug, das ist alles herrlich, allein im Innern sind traurige Exzellenzen, und ich wollte, ich wäre bald wieder Frau Camphausen." Sehr interessant sind die zwischen Friedrich Wilhelm dem Vierten und Camphausen geführten Verhandlungen über die Rückberufung des Prinzen Wilhelm aus England; der Ministerpräsident hat diese Angelegenheit trotz aller demagogischen Wutausbrüche sofort zu der seinigen gemacht: in dieser Zeit hat sich das Freundschaftsband zwischen ihm und der Prinzessin von Preußen, der spätern Kaiserin Augusta, fürs Leben geknüpft. Am 5. Juni teilte Camphausen der Kammer die bevorstehende Ankunft des Prinzen mit, am 6. beantwortete er eine Interpellation über die Gründe, die den Prinzen vom Vaterlande ferngehalten hatten, in so würdiger Weise, daß er einen großen Sieg davontrug. Aber die Tage seines Ministeriums waren gezählt. Die demokratische Mehrheit beantwortete die feste, monarchische Haltung Camphausens mit dem Antrage, daß in Anerkennung der Revolution zu Protokoll erklärt werden solle, die Kämpfer des 19. März hätten sich um das Vaterland wohl verdient gemacht. Neue blutige Ausschreitungen des Pöbels in Berlin folgten, und am 20. Juni kann Camphausen seiner längst wieder zu den Kindern zurückgekehrten Frau berichten: „Nunmehr ist der Augenblick gekommen, wo ich Dir notwendig zu schreiben habe, nämlich das nahe bevorstehende Ende meiner Qualen und Leiden. ... Die Geschichte meines Austritts will ich Dir erzählen, wenn wir uns wiedersehen, insofern ich sie dann noch nicht vergessen habe. Die Gründe sind einfach: Ich glaubte, es sei nötig, daß die Leute etwas Neues bekommen — ich würde mich nicht lange mehr haben halten können und fand es nützlicher, vor der Adressedebatte zu gehen. ... Sage mir, ob es große Schwierigkeiten haben würde, den Erardschen Flügel für einige Zeit nach Rüngsdorf [Camphausens Landsitz bei Bonn] zu schaffen?" Aber es war ihm nicht lange beschieden, sich die Seele von dem erduldeten Leid und den Schmerzen nervöser Überarbeitung in Beethovenschen Harmonien zu befreien: seit Anfang Juni ertönen immer dringendere

Rufe, die ihn nach Frankfurt locken, um bei der neuen deutschen Zentralgewalt die Stelle des Ministerpräsidenten und Ministers der auswärtigen Angelegenheiten zu übernehmen. Aber die erste Unterredung mit Heinrich von Gagern, dem Präsidenten des deutschen Parlaments, zeigt ihm die Unmöglichkeit einer solchen Stellung für ihn. Er schreibt an Hansemann: „Man bedurfte meiner hier, um sich der Zustimmung der preußischen Regierung und des preußischen Volkes zu den nächstkommenden Maßregeln zu versichern. Man durfte voraussetzen, daß das Vertrauen, welches ich im Lande, bei der Regierung und auch wohl noch bei S. Majestät dem Könige genieße, mancherlei würde haben durchbringen lassen, was ich befürwortet hätte. Dazu konnte ich gebraucht und mißbraucht werden, und eben weil ich jene Voraussetzung ebenfalls in einem gewissen Maße teile, war ich sehr ängstlich, mich nicht gebrauchen oder mißbrauchen zu lassen, um so mehr, als die Versammlung, erfüllt von dem Erfolge des »kühnen Griffes«, nunmehr eine vorwiegende Tendenz hat, mit der geschaffnen Zentralgewalt an das Regieren zu gehen, und als Dinge bevorstehen, welche für Preußen bedenklicher Natur sind." Merkwürdigerweise gehört auch der preußische König zu denen, die Camphausen seine Weigerung, in das deutsche „Reichsministerium" einzutreten, verdenken. Friedrich Wilhelm der Vierte schreibt am 16. Juli 1848 aus Sanssouci: „Sie haben eine hohe, über jeden Ausdruck wichtige Stellung zu Frankfurth ausgeschlagen, theuerster Camphausen. Ich schreibe Ihnen nun, um Ihnen zu beweisen, daß es Ihre heilige Pflicht ist als Teutscher und vor Allem als Preuße und als mein Freund, die Stellung als Minister Präsident des Auswärtigen anzunehmen." Camphausen bleibt bei seiner Weigerung, erklärt sich aber bereit, „als Kommissar Ew. Majestät nach Frankfurt zu gehen", und hat dann bis in den April 1849 den unsäglich schwierigen Posten eines Vertreters Preußens bei der deutschen Zentralgewalt bekleidet. Befreit von dieser Last hat er dann in der Ersten preußischen Kammer, deren Mitglied er war, und auf dem Unionsparlament von Erfurt für seine preußisch-deutschen Ideen gekämpft, immer in lebhafter, ja freundschaftlicher Fühlung mit der Prinzessin von Preußen. Die Schmach von Olmütz, und was ihr folgte, warf ihn so danieder, daß er in einer letzten großen Rede in der Ersten Kammer vom 8. Januar, die wie ein Epilog seiner ganzen Tätigkeit „erfüllt vom Pathos der Geschichte" erscheint, Abschied vom politischen Leben nahm und sich auf seinen Landsitz in Rüngsdorf bei Bonn zurückzog (1851).

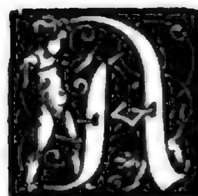
Damit beginnt die zweite ganz anders geartete Hälfte seines Lebens. Zwar bleibt er Teilhaber des von ihm 1840 mit seinem ältern Bruder begründeten Bankgeschäfts, zwar bewahrt er sich das regste Interesse für die politischen Vorgänge in Preußen und im großen deutschen Vaterlande, zwar behält er die Verbindungen mit seinen politischen Freunden, mit dem Hofe, insbesondre mit dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen bei, aber das eigentliche Feld seiner Tätigkeit werden von nun an die Naturwissenschaften, und zwar insbesondre die mikroskopische Beobachtung der Infusorien und astronomische Studien. In der Astronomie waren seinem tiefbohrenden Geiste Erfolge beschieden, die weit über das hinausgingen, was man als Dilettantismus bezeichnen kann. Er baut sich in Rüngsdorf eine Sternwarte, und am 7. Juni 1853 schreibt er dem Bruder

voll Freude: „Vorigen Sonnabend habe ich zum erstenmal in meinem Leben durch das neue zu Rüngsdorf parallaktisch aufgestellte Fernrohr am hellen Mittage Sterne gesehen.“ Sein politisches Interesse verstärkt sich wieder unter der „neuen Ära“, die mit der Regentschaft des Prinzen von Preußen beginnt: er und sein Bruder Otto werden zu ständigen Mitgliedern des Herrenhauses ernannt, er fast gleichzeitig auch zum Ehrendoktor der Universität Berlin. Bismarcks Anfänge als Ministerpräsident werden mit Besorgnis verfolgt. Aber im Gegensatze zu vielen andern liberalen Politikern erkennt Ludolf Camphausen allmählich immer deutlicher und völlig neidlos die Größe seines ehemaligen Gegners vom „Vereinigten Landtage“. Im Juli 1864, nach dem Ausgange der Londoner Konferenz, schreibt er: „Bismarck war in den letzten Wochen unter sämtlichen europäischen Staatsmännern der größte und der dominierende. Welcher Erfolg, welches Glück! . . . Das wird man ihm zugestehen müssen, daß er seit 1815 in Preußen der erste kühnhandelnde Staatsmann ist.“ Aber über dieses zwischen der Wissenschaft und der Politik geteilte Leben breitet ein tragisches Schicksal, an das der alten Niobe erinnernd, seine düstern Schwingen aus: im Verlaufe weniger Jahre sterben ihm trotz der sorgsamsten Pflege, die er ihnen angedeihen läßt, seine heißgeliebten, hoffnungsvollen sechs Söhne alle an derselben unheimlichen Krankheit dahin. Die Flut der Teilnahme, die sich den gemarterten Eltern zuwendet, darunter die rührendsten Briefe der Königin Augusta, zeigen ihnen zunächst nur die Größe ihres Unglücks. Ludolf Camphausen schreibt an seinen Bruder Otto im Februar 1866: „Es kann sich erst nach einiger Zeit herausstellen, was die Reste sind, die von mir übrig bleiben.“ Aber wir hören von ihm auch das tapfere Wort: „Ich bin fest entschlossen, gegen den drohenden Lebensüberdruß in Kampf zu treten.“ Und sein Mut hat sich belohnt. Gestützt auf den treuen Wanderstab wissenschaftlicher Tätigkeit hebt sich der Zerschlagne vom Boden empor; er vertieft seine astro-physikalischen Studien, tritt in Verbindung mit dem Leipziger Astronomen Zöllner, bis dessen Hinneigung zum Spiritismus das Band lockert; lebhaft interessiert ihn das Telephon, er bemüht sich bei Stephan für die praktische Verwendung dieser großartigen Erfindung. Und dann sprießt neben ihm neues Leben kräftig hervor: Enkel und Urenkel treten heranwachsend in die durch den Tod der Söhne gerissenen Lücken. So blieb sein Greisenalter vor Vereinsamung bewahrt: an der Schwelle der Achtzig schreibt er einem Freunde aus Rüngsdorf: „Wir leben hier ganz leise, zurückgezogen fort, doch haben wir von den nunmehr vier zusammengehörigen Generationen gewöhnlich etwas um uns.“ Es ist ihm vergönnt, mit seiner Gattin das seltne Fest der diamantnen Hochzeit (1888) zu begehn, und merkwürdig, nicht die Wehmut führt das Wort an diesem Tage in Rüngsdorf, sondern die Kindheit und das emporgeblühte Geschlecht. Im Frühling 1890 stirbt seine Gattin, am 3. Dezember folgt er der treuen Gefährtin in einem sanften und schmerzlosen Tode nach. — Heinrich Sybel (Begründung des Deutschen Reichs I, 197) hat den ehemaligen preußischen Ministerpräsidenten noch bei seinen Lebzeiten charakterisiert als einen „Mann von ruhigem Temperamente, von gediegner Reinheit des Charakters, von eindringendem, man möchte sagen, bohrendem Verstande und vor allem von unerschütterlicher Entschlußkraft“. Dieses Urteil wird durch

Anna Casparys Darstellung und die von ihr veröffentlichten Materialien bestätigt, aber zugleich werden in diesem Buche auch die feinern Striche zu den Grundlinien und das ausgeführte Bild des Menschen zu dem des Politikers hinzugefügt: darin liegt der bleibende Wert des Buches und seine erquickende Eigenart.



Salome von Richard Strauß



Als am 9. Dezember vergangnen Jahres in Dresden Salome, die neuste Oper von R. Strauß, aus der Taufe gehoben wurde, schien es, als sollte die Aufführung dieses Werkes ein Monopol der königlich sächsischen Kapelle bleiben. Kein zweites Institut, sagte man, werde sich an diese Schwierigkeiten wagen. Inzwischen haben es aber Graz, Prag, Breslau, Nürnberg und Leipzig doch gewagt und damit Kassenerfolge erreicht, die die Frage, ob Salome in absehbarer Zeit auf dem Spielplan aller leistungsfähigern deutschen Opernbühnen stehn wird, bejahen. Die außergewöhnlichen musikalischen Ansprüche, die sie stellt, werden durch den Verzicht auf Dekorationsaufwand und durch die Einfachheit der Regie ausgeglichen. Unter diesen Umständen halten es die Grenzboten für angebracht, über dieses Werk zu orientieren.

Auch wenn der selige Neßler die Salome komponiert hätte, wäre eine Sensationsoper daraus geworden; dafür sorgt die Dichtung. Der dramatische Vorwurf, den sie durchführt, der Gegensatz zwischen zügelloser Sinnlichkeit (Salome) und glaubensvollem Lebensernst (Jochanaan) ist sehr alt und auch in der Oper von Monteverdis Poppea bis auf Mozarts Zauberflöte und bis auf Tannhäuser und Parsifal unzähligemal verwandt worden. Es liegt somit gar kein Grund vor, Oskar Wilde, den Dichter der Salome, wegen der Wahl des Stoffes anzugreifen. Im Gegenteil, wenn überhaupt die Bühne das Recht hat, sich mit ruchloser Gesellschaft abzugeben, so muß man dem Engländer zugestehn, daß seine Canaillen verständlicher sind als die Helden in Ibsens Stützen oder in Hauptmanns Sonnenaufgang. Wilde zeigt mit einer alle Kriminalisten befriedigenden Klarheit, daß das Verbrechertum der Herodesfamilie auf Grund von Alkohol und schlechter Erziehung den Grad erreicht hat, der ihr Tun und Lassen bestimmt. Auch daß Wilde das Problem mit einem Mord endet, ist nichts ungewöhnliches; wider den heutigen Brauch verstößt nur die Nuance, daß das blutige Haupt des Gemordeten den Zuschauern eine halbe Stunde lang vor die Augen gehalten wird. Wie noch die Jüdin und der Troubadour zeigen, genügt es, solche peinliche Wendungen hinter die Szene zu verlegen und darüber berichten zu lassen. Wenn es Wilde für nötig hielt, deutlicher zu sein und die Märtyrerbilder des fünfzehnten Jahrhunderts und die heutige Jahrmarktsmalerei zu übertrumpfen, so ist das der Einfall eines armen, durch Größenwahn außer Rand und Band gebrachten Narren, zu dem sich dieser englische Überästhet nach Ausweis seines De profundis schließlich entwickelt hatte. Für ein gebildetes Publikum

hört mit dem Augenblick, wo der Arm des Henkers die Silberschüssel mit dem Kopf des Jochanaan präsentiert, das Interesse am Stück auf, und der Ekel beginnt. Irren wir in dieser Annahme, und findet der Vorgang der Salome Nachfolge, so erlebt die deutsche Bühne die blutgefüllten Schweinsblasen, die Klistierspritzen und die andern Roheiten des siebzehnten Jahrhunderts noch einmal. Daß Strauß auf diesen unappetitlichen Köder des Wildeschen Einakters angebissen hat, bleibt ein bedenkliches Zeichen und stimmt nur allzusehr mit der letzten Entwicklung des Tonsetzers überein, auf die sich das alte gute Sprichwort: Qui proficit in literis et deficit in moribus, plus deficit quam proficit mit dem Vorbehalt anwenden läßt, daß die literae musikalische Fertigkeit und die mores künstlerischen Geschmack bedeuten.

R. Strauß hat von seiner F-Moll-Sinfonie, die ihn zuerst weiter bekannt machte, bis zu der sinfonischen Dichtung Tod und Verklärung in immerhin kurzer Zeit eine große und erfreuliche innere Arbeit geleistet. Dort ein geschickter aber mittelmäßiger Eklektiker, hier ein Virtuos musikalischer Seelenmalerei, der eine schwierige Aufgabe zwar nicht gleichmäßig gut, aber streng sachlich und charaktervoll durchführt. Von diesem geraden Wege biegen nun die folgenden Instrumentalkompositionen darin ab, daß sie sich bei Nebensachen und bei Kleinigkeiten ungebührlich aufhalten, daß sie der übermütigen Freude am Malen und äußern Schildern die Harmonie zwischen Inhalt und Form opfern und schließlich den Musiker von Fach im Detail außerordentlich reizen, im Ganzen und im Gesamteindruck aber nicht befriedigen. Sogar die innerlich liebenswürdige Domestika zeigt dieses Mißverhältnis, indem sie für eine Idylle das Riesenformat und die kolossalen Mittel eines Weltgerichts verbraucht. Nicht anders ist es mit den großen Vokalwerken des Komponisten. Nur der blinden Freundschaft für R. Strauß kann es entgehn, daß die breite Schlachtepisode in dem so talentvoll begonnenen Taillefer eine Entgleisung ist. Als Opernkomponist trat Strauß zuerst ungefähr in der guten Zeit von Tod und Verklärung mit einem Guntram hervor, der wie die ganze neuere deutsche Opernkomposition stark von R. Wagner beeinflußt ist, und zwar schon in dem von Strauß selbst gedichteten Text. Guntram, der Held, ist eine sozialistisch gefärbte Kombination von Tristan und Tannhäuser, und er endet wie Lohengrin. Aber dieser Mangel an Selbständigkeit und die große technische Schwierigkeit der Gesangpartien hätten die Bühnenvorstände nicht von dem Werke abschrecken sollen, denn die Musik enthält in Freihilds Klage, in Guntrams Friedenshymnus und an andern Stellen Abschnitte von einer Wärme und Größe, die in den glücklichern Konkurrenzwerken unsrer Zeit nirgends überboten und nur selten erreicht worden ist. Es ist sehr wohl möglich, daß der ungerechte Mißerfolg dieses Guntram den Komponisten mit in die trotzig, herausfordernd sezessionistische Richtung seiner neusten Werke hineingetrieben hat. Auf ihr ist er zu seiner zweiten Oper, der Feuersnot, gekommen, deren reiche, zum Teil volkstümlich münchnerisch anheimelnde Humorproben ihre Wirkung durch eine verwilderte, dem Orchestergeschwätz alle Klarheit ausliefernde, gegen Verständlichkeit und sinnvolle Deklamation blinde Form einbüßen. Auch die Salome bedeutet nach mehr als einer Hinsicht einen Schritt auf falschem Wege, und darunter

gehört, wie schon bemerkt worden ist, das widerliche Ende der Handlung zuerst. Nur stellen sich Wilde und Strauß zu diesem Exzeß der Phantasie sehr verschieden. Der Dichter schwelgt in diesem Metzgerstück, es hat ihn wahrscheinlich veranlaßt, den Stoff in Angriff zu nehmen. Der Komponist dagegen weiß nichts rechtes damit anzufangen, ihn hat sichtlich der gesunde und ideale Teil des Salomedramas zum Stoff hingezogen. Das ist die Figur des Propheten Jochanaan, der wie der Fels der Rettung aus dem Pfuhl und Strudel der Lüste herausragt. Diesen Jochanaan nun hat Strauß mit einer Liebe, Hingebung und mit einem Glück ausgearbeitet, daß er in Zukunft zu den markantesten Gestalten des neuen Musikdramas gezählt werden muß. Ohne Frage hätte diese Figur bei etwas mehr Ruhe und etwas weniger Salbaderei noch höher herauswachsen können, aber auch so, wie er ist, prägt sich dieser vom Komponisten nicht bloß mit der Phantasie, sondern mit dem Herzen umworbne Eiferer dem Hörer auf die Dauer ein. Seine ernsten, herben, stolzen, hoheitsvollen, seine zuweilen zornig glühenden Töne sind es vor allem, die, wenn der Vorhang gefallen und der letzte, grausig häßliche Eindruck überwunden ist, weiterklingen. Mehr als alle übrigen Gestalten des Werkes ist der Jochanaan ein Produkt jener Sammlung und innerlich klaren und lebendigen Anschauung, die wir als Inspiration zu bezeichnen pflegen. Die Salome, sein Widerpart, erreicht ihn an Geschlossenheit und Bestimmtheit nicht. Sie gehört allerdings mit ihrem bunt schillernden Wesen zu den schwierigsten Aufgaben der Charakteristik, die einem Komponisten gestellt werden können, aber, wie das von Gluck bis Bizet häufig genug belegt werden kann, nicht zu den unlösbaren. Strauß hat eine Reihe der Eigenschaften, aus denen die Seele dieser Salome zusammengemischt ist, vorzüglich skizziert. Das Orchester führt sie mit einem einschmeichelnden Walzermotiv ein, es gibt ihr einen Lockruf bei, der an freie Natur und Vogelgesang anklingt, ihr Eigensinn spricht aus dem Festhalten an denselben Phrasen, dämonische Leidenschaftlichkeit aus der jäh von einem Ende der Stimme zum andern stürzenden Melodik. Aber Strauß ist mit dem Dichter in einer Hauptsache verschiedner Meinung. Dieser spitzt, vielleicht ohne es zu wollen und zu wissen, das Wesen der Salome auf eine bis zur tierischen Brunst, bis zur Verrücktheit gesteigerte Sinnlichkeit zu; diesen entscheidenden Zug mildert und verwischt der Komponist durch eine Beimischung edlern Fühlens. Sein musikalischer Hauptträger ist das Motiv, das zuerst andeutungsweise in der zweiten Szene auftaucht, als Salome die Stimme des Jochanaan Musik für ihre Ohren nennt, das sich dann bei den Worten „Dein Leib ist weiß“ klar (dem Literaturkenner als ein Abkömmling von Händels Messias erkennbar) heraushebt und in den Augenblicken von Salomes größter Ekstase in der Regel wiederkehrt. Zur breitesten Verwendung gelangt es am Ende des Werks, in der Szene vor der Silberschüssel, und daraus geht entschieden hervor, daß Strauß, was ihn als Menschen und als Staatsbürger ehrt, seine Salome „retten“, im innersten Innern als einen Engel hinstellen will. Nur steht diese Apotheose im vollsten Widerspruch zum Dichter und zu den Aussagen des Dramas, sie wirkt nicht erhebend, sondern als triviale Sentimentalität verblüffend und nahezu lächerlich.

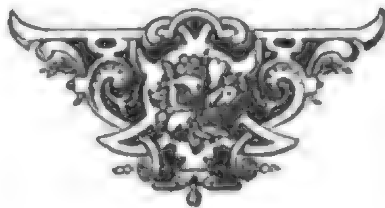
Auf diese beiden Gestalten beschränkt sich, nicht nach der Natur der Dichtung, aber nach ihrer Behandlung durch den Komponisten, das tiefere Interesse, das der Zuschauer an dem Drama nimmt, Salomes Werbung um die Liebe des Propheten, ihre Zurückweisung, ihre frevelhafte Rache und deren Bestrafung oder Entsühnung sind die Hauptvorgänge, die uns Strauß von der Geschichte zeigen will.

Daß er sich für diesen Zweck hauptsächlich der instrumentalen Mittel bedient, ist für einen modernen Musiker selbstverständlich. Die Zeit, wo in der Oper auch wieder, und zwar in erster Linie, die Menschenstimme ausdrückt, was in den Seelen der Handelnden vorgeht, ist wahrscheinlich nicht mehr fern. Augenblicklich jedoch ist der geschichtlich notwendige Prozeß, der dazu geführt hat, auch im Musikdrama die Macht der Instrumente zu versuchen, noch nicht zum Abschluß gekommen, sondern man tastet gerade jetzt, wie verzweifelt, um den Punkt der Absurdität herum. R. Strauß vertritt dieses instrumentale Prinzip mit besondern Fortschrittsansprüchen und ist in der Reihe der Neuerer, die seit dem ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts die Sprachgewalt der Musik durch Heranziehung neuer grammatischer Mittel zu erweitern strebten, der kühnste und konsequenteste Kopf. Ging er früher, an Berlioz anschließend, vornehmlich auf neue Tonfarben, neue Instrumente und auf Bereicherung des Kolorits aus, so hat er sich seit „Also sprach Zarathustra" mehr auf die Seite von Franz Liszt gestellt und die Weiterbildung des harmonischen Apparats, voran des Dissonanzenteils, ins Auge gefaßt. Die Salome bringt seine letzte Willensmeinung über diesen Punkt, und es hat nach analogen Vorgängen in der bildenden Kunst der Gegenwart nicht fehlen können, daß diese Seite der Salomeleistung zum wichtigsten Gegenstande der Kritik geworden ist. Sicherlich bringt da Strauß außerordentlich viel Neues auf einmal; es wäre aber eine Aufgabe für musikalische Fachblätter, genau zu untersuchen, wieviel von diesem Neuen wirklich originell ist. Ein großer Teil der überraschenden Modulationen von Strauß, auch seine Vorhaltstechnik fußt auf R. Wagner; ohne dessen Tristan wäre die erste Szene der Salome nicht geschrieben worden. In den Modifikationen bekannter Phänomene dagegen geht der Jünger über den Meister hinaus, besonders sind das Vervielfältigungen sogenannter Vorausnahmen, Verzögerungen von Auflösungen und Einmischung zufälliger Dissonanzen unter die wesentlichen. Mit Beiträgen zu dieser letzten Gruppe ist die Salomemusik am reichsten ausgestattet, in den kleinen harmonischen Teufeleien ist Strauß unerschöpflich erfinderisch. Für die Beurteilung dieser Revolten und Neuerungen ist die Frage nach der Wirkung entscheidend. Da ist denn erstens nicht zu verkennen, daß Strauß sehr viel mit stumpfen Waffen ficht und mit allen seinen ungewohnten Akkordfolgen nicht einen einzigen Eindruck macht, der sich etwa mit dem der Erdaszene in Wagners Siegfried vergleichen ließ. Ein starker elementarer Sinn für Tonsymbolik lebt jedoch unstreitig in ihm, und die Salome hat für eigne Gefühle eigne Töne. Die Stelle, wo in der letzten Szene zu dem endlosen Triller auf dem hohen b das Lockmotiv e g | e h anschlägt, ist eine der glänzendsten dieser Art, und ihr stehn zahlreiche ähnliche zur Seite, wo der Komponist für an und für sich verpönte und für unmöglich gehaltene Zusammen-

klänge eine Berechtigung erweist. Aber ebenso sicher ist es, daß Strauß seine eminente Gabe für das Auffinden neuer Tonkombinationen zu Spekulationen mißbraucht, die aus der Kunst hinausführen. In Leipziger Berichten ist die Stelle der vierten Szene hervorgehoben worden, wo Herodes, durch die Nachricht von der Auferweckung der Toten erschreckt, in A-Moll singt, während das Orchester in As-Dur spielt. Sie hat außerordentlich viel Parallelstellen, und diese gipfeln in der Szene der um Religionsfragen zankenden und streitenden Juden. Da hört man fast immer vier Nachbarn aus der Skala zugleich, es ist das höchste Maß von ausgesuchten Mißklängen, was nach den „Todsünden" des Herrn Adalbert von Goldschmidt geboten worden ist. Wozu aber? Um dem wirklichen Klang eines Gezänks möglichst nahe zu kommen. Über die zoologischen Anspielungen Joseph Haydns, über Dittersdorfs, Grétrys Froschspäße schmunzelt man ebenso beifällig wie über Ovids: Quamquam sunt sub aqua usw. Sie sind kurz und leicht hingeworfen. Wenn aber für solche Scherze Räuber und Mörder aufgeboten werden, so wird die Sache anders. Eine solche Verwirrung ist in der Zeit Zolas und des Milieu-Fanatismus ja begreiflich, aber als Methode macht sie der Musik den Garaus. Die hat ernstere Pflichten als plattes Leben abzuklatschen, und R. Strauß speziell ist vorläufig zum Schleppenträger Max Liebermanns noch zu gut. Verschwendet man die schärfsten Mittel an Lappalien, so schwächt sich deren Kraft für die wichtigen Fälle. Nicht bloß der Zuhörer ermattet, sondern auch der Komponist hat kein Pulver mehr, wo es gebraucht wird. Das ist Strauß wiederholt in seiner Salome passiert, er ist aus diesem Grunde nicht bloß der Darstellung der Titelheldin viel schuldig geblieben, sondern er steht auch manchen andern großen Stellen der Dichtung mit matter Erfindung gegenüber. Der Tanz der sieben Schleier gehört zwar nicht unter diese Rubrik, aber er ist ein Hauptbeispiel dafür, wie schwach die Phantasie eines alle Ökonomie verachtenden Künstlers werden kann.

Ziehen wir die Summe, so lautet sie: eine große Begabung und eine hervorragende wenn auch einseitige schöpferische Kraft, aber eine künstlerisch ganz verkehrte Richtung!

Die Leipziger Aufführungen, die zu dem vorstehenden Bericht den Anlaß geboten haben, entsprachen dem alten guten Ruf des Stadttheaters und gereichten dem Dirigenten, Kapellmeister Hagel, zur besondern Ehre. Er würde am besten sagen können, ob immer richtig gesungen worden ist. Wesentliches kommt darauf bei dieser Oper nicht an.



Von Bukurescht zum Goldnen Horn

Reiseerinnerungen*) von H. Toepfer

Unsre Hoffnung, bei der Durchfahrt durch den Fortgürtel etwas von den Bukurescher Befestigungen zu sehen, war leider vergebens. Hier hat der verstorbne Major Schumann für das Grusonwerk in Konkurrenz mit Schneider in Creuzot gewirkt und eine moderne Lagerfestung im Panzerstil geschaffen. Ist die Bahn absichtlich so geführt, daß man nichts sieht, verdeckte der Schnee das Wenige, was sonst von dem niedrigen Aufzug der Werke zu bemerken ist — wir sahen nichts. Und so fuhren wir, ein bißchen müde, ein wenig plaudernd, durch die ebenso fruchtbare wie reizlose walachische Tiefebne der Donau zu. Noch war meine Amtsdauer als Rechnungsführer nicht abgelaufen. Da es mir nirgends geglückt war, Geld zu wechseln, denn am Sonntag waren alle Banken und Wechselgeschäfte geschlossen, so mußte ich mich als Reisemarschall im Speisewagen versichern, ob unser deutsches Geld Anklang finden würde. Leider wurde diese Frage mit Nein beantwortet und uns damit die Aussicht eröffnet, bis zur Einschiffung auf dem Dampfer in Konstanza um elf Uhr Abends hungern und dursten zu müssen, denn das Kleingeld war knapp geworden und mußte doch wenigstens teilweise für die unvermeidlichen Trink- und sonstigen Gelder aufgespart werden. Da erbarmte sich unsrer ein würdiger Herr, der in unserm Abteil Platz genommen hatte, und bot aus der Fülle seines rumänischen Geldes das Nötige. Das brach das Eis. Wir hatten ihn für einen rumänischen höhern Beamten oder eine Art Diplomaten gehalten. Es war aber ein einfacher Herr Fischer aus Wien — der Name sagt nicht viel —, der in Geschäften nach Konstantinopel und nach Alexandrien reiste und sich als vielgewandter, auch recht sprachkundiger, übrigens ganz angenehmer und bescheidner Herr erwies. Auch er wußte manches zu erzählen und gute Ratschläge für Konstantinopel zu erteilen.

Unser Zug hielt einige Zeit in Slobodzia, einem der ersten Marschziele der Heeresavantgardendivision Skobeleff I. im Jahre 1877 und gelangte schon bei Dunkelheit — leider! — bei Fetescht an die Donau. Deshalb waren wir nicht imstande, die Überbrückung des Stroms so eingehend zu studieren, wie es dieses großartige Bauwerk verdient. Bekanntlich durchströmt die Donau von Silistria abwärts eine breite Niederung zwischen dem Hauptarm und der Borcea, die bei Hochwasser immer überflutet ist. Hierüber führt die Eisenbahn in einer

---

*) Dieser Artikel schließt sich an die Reiseerinnerungen Von Budapest nach Bukurescht in Heft 22 an. In spätern Heften werden noch andre abgeschlossene Reisebilder folgen.

Digitized by Google

etwa dreizehn Kilometer langen Dammschüttung, in die sich vier weitgespannte Brücken von 420 Metern über die Borcea, 660 und 900 Metern als Flutbrücken auf der Baltainselniederung und 750 Metern über die eigentliche Donau einfügen. Die Hauptbrücke, an deren Ostausgang ein Dorobanze in marschmäßiger Ausrüstung als Monumentalfigur in Erz Posten steht, endet auf dem Hochufer der Dobrudsha bei der Stadt Tschernowoda, auf deren Station der allzu kurze Aufenthalt leider keine weitern Besichtigungen erlaubt. Der Zug eilt noch zwei Stunden lang weiter durch die arme, verhältnismäßig öde Dobrudsha, das Danaergeschenk des Berliner Kongresses an Rumänien, das als Dank für seine tätige Hilfe im Türkenkriege Bessarabien bis zum Pruth an Rußland hatte abtreten dürfen. König Carol hat aus der dürftigen baum- und wasserarmen Steppenlandschaft, die sich nur für eine Weidewirtschaft gut eignet, zu machen versucht, was er konnte. Im besondern ist der Hafen Konstanza (Köstendshe) mit einem großen Aufwand von Kosten — man sagt 61 Millionen Franken — als rumänischer Handelshafen ausgebaut und durch die Eisenbahn mit Bukarescht in Verbindung gebracht worden. Eine vom Staate subventionierte Dampferlinie, deren sehr gut eingerichtete und tadellos laufende Dampfer von Kapitänen der rumänischen Marine geführt werden, vermittelt den Anschlußverkehr nach Konstantinopel.

Konstanza selber ist durchaus nicht mit so unwirtlichem Klima bedacht, wie der in diese Gegend — nach Tomi — verbannte Ovid klagt. Es ist sogar, ein wenig allerdings durch Hofgunst dazu befördert, zum fashionabeln Badeort geworden und scheint sich, amphitheatralisch am Hochufer der Bucht aufgebaut und hübsch liegend, auch ganz gut dazu zu eignen. Und die Hotelwirte verstehn nach dem, was der gedruckte Reiseführer und eine neue Reisebekanntschaft sagten, durchaus, die Höhe ihrer Preise der andrer anzupassen. Wie weit es gelingen wird, die Erwartungen einer sehr weitschauenden Verkehrspolitik zu rechtfertigen und die vielen in Eisenbahn, Donaubrücke und Hafenbauten angelegten Millionen rentabel zu machen, steht noch dahin. Ein leitender Grundsatz für die Gesamtanlage war, den Durchgangsverkehr nach Konstantinopel durch Verbilligung der Fahrpreise unter Ausnutzung der billigen ungarischen Staffeltarife und Herstellung der bequemsten Reisegelegenheit zum großen Teil an sich zu ziehn und Rumänien selber dadurch in engere Verbindung mit Mitteleuropa zu bringen. Wir haben davon Vorteil gezogen und durch Einrichtung unsers Fahrplans ganz oberflächliche Kenntnis von Land und Leuten gewinnen können. Und wie wir, wird sich vielleicht mancher andre Reisende veranlaßt sehen, einige Franken in Rumänien zu lassen. Bietet doch die Durchfahrt durch Rumänien völlige Sicherheit gegenüber der auch im Eisenbahnbetrieb herrschenden Unsicherheit in Rumelien. Außerdem hat der von Norden kommende Reisende den Vorteil, nach bequemer Nachtfahrt auf dem Dampfer gegen Mittag nach der Einfahrt in den Bosporus an dessen überaus malerischen Gestaden und altehrwürdigen Ruinen offnen Auges vorbeizugleiten.

Bei unsrer Fahrt durch die Dobrudsha setzten uns Schneemassen in Erstaunen, die auf beiden Seiten bis zu Stockwerkshöhe aufgeschaufelt waren, dem Zug nur einen schmalen Durchgang ließen und erst kurz vor Konstanza

aufhörten. Die schon erwähnte Reisebekanntschaft, ein deutscher Arzt mit unverkennbar thüringischem Dialekt, der von einem Krankenbesuch weit über Land zurückkehrte und einige Jahre unter sehr vorteilhaften Bedingungen in Konstanza zubringen will, erzählte, daß dieser Schneefall, etwa zehn Tage vor unsrer Reise, alles bisher dagewesene übertroffen habe. Später hörten wir, daß eine nach Konstantinopel reisende deutsche Dame während des Schneefalls die Strecke passiert und tagelang in ihrem Zuge festgesessen habe. Konstanza war fast schneefrei. Unser Zug lief erst in die Station Stadt Konstanza ein und kletterte dann durch mehrere Spitzkehren zum Hafen hinunter, während die Luxuszüge unmittelbar zum Hafen geleitet werden. Der Luxuszug, der nur zweimal die Woche fährt, trifft etwa zwei Stunden später ein. Wir hatten also vollauf Zeit, die nötigen Formalitäten bei der Hafenbehörde zu erledigen, uns in der Kabine einzurichten und das Schiff, die Principesa Maria, zu besehen. Herr Fischer aus Wien hatte sich bemüht, uns die zweite Klasse auf dem Dampfer in den lockendsten Farben zu schildern. Er behielt Recht: während er eine Kabine allein belegen konnte, durften wir uns für unser gutes Geld zu zweien in eine Kabine erster Klasse teilen und wurden von den schuftigen Stewards mitschiffs in zwei heißen engen Räumen untergebracht, in deren oberm Bett eine unerträgliche Temperatur herrschte, und in denen die Unterbringung unsers Gepäcks ebensoviele Schwierigkeiten bereitete wie die Morgentoilette. Die Nacht war sternenklar. Die vielen Lichter in Stadt und Hafen nahmen wir wie eine uns zu Ehren veranstaltete Illumination dankend entgegen, und an Deck blieben wir, bis der Dampfer die Molen des Hafens weit hinter sich gelassen hatte. Der vielerfahrne Fr. hatte sofort alle ihm zugänglichen Räume eingehend untersucht und stand nicht an, die Principesa Maria für ein recht gutes Schiff, „freilich mit den Dampfern der Hamburg-Amerikalinie nicht vergleichbar", zu erklären und aus dem Schatz seiner nautischen Kenntnisse das zunächst Notwendige aufzutischen. Ergänzungen folgen zu lassen, gab es am Morgen reichliche Zeit und acht Tage später noch viel mehr.

Principesa Maria hat uns mit zwölf bis dreizehn Knoten Geschwindigkeit bei sehr günstigem Wetter nach dem Bosporus geführt. Natürlich waren wir, um nichts zu versäumen, frühzeitig aufgestanden, spähten von der Kommandobrücke und spürten etwas von der freudigen Erregung des seligen Kolumbus, als wir zunächst erst die höchsten Kuppen der kleinasiatischen Berge, dann die Küsten und schließlich den Eingang des Bosporus sahen. Als wir einfuhren, hatte sich die Sonne leider etwas hinter Wolken zurückgezogen, sodaß die ersten Aufnahmen unsers Photographen, der im Gebrauch der vielen Druckknöpfe seines Apparats noch nicht genügend bewandert war, etwas zu dunkel geworden sind. Ich denke aber, auch ohne Photographie muß sich jedem die herrliche Fahrt durch den Bosporus für immer einprägen. Die schön geschwungnen Linien der Berge zu beiden Seiten, die steilern und flachern, jetzt noch graugrün unbelebt erscheinenden Abhänge, die verwitterten Ruinen und die zinnengekrönten mittelalterlichen, zum Teil mit Efeu überwucherten Kastelle, die tief liegenden neuern Batterien, die die Abhänge hinaufkletternden bunten Dörfer und Vororte, die Landhäuser und Parks mit ihren schwermütigen Zypressen und

vielen immergrünen Gewächsen, das mannigfaltige Leben an und auf dem sich bald ausbuchtenden, bald verengenden Bosporus, dessen klare, grünliche, nach dem Marmarameer strömende, von Delphinen durchfurchte Fluten, alles das eint sich zu einer Reihe Landschaftsbildern, die ihresgleichen sucht. Bald nachdem man die engste Stelle passiert hat, wo sich die alten Schlösser Rumili- und Anatoli-Hissar bis auf sechshundert Meter nähern, und wo das Fahrwasser durch gut angelegte Batterien gesperrt werden kann, erscheint Konstantinopel. Immer enger schmiegen sich jetzt die Vororte aneinander, zahlreicher werden die Paläste, schwerer wird die Orientierung. Aber allmählich wird das Häusergewirr verständlicher. Wir stellen den Tschiraghanpalast, darüber Yildiz-Kiosk mit seinem Park, dann Dolma-Bagtsche und auf der Höhe von Pera das Palais der deutschen Botschaft fest, erkennen das Goldne Horn und passieren die vor Galata liegenden Stationsjachten, unter denen unsre kleine Loreley natürlich unsre besondre Aufmerksamkeit fesselt. Eifriger Bemühung und gegenseitiger Unterstützung des Gedächtnisses gelingt es, uns über die Nationalität der verschiednen Dampfer aufzuklären. Viele Linien sind vertreten.

Unser Rumäne, der an der Lotsenstation gestoppt und den durch sein heiseres Signal angerufnen Lotsen an Bord genommen hatte, darf am Quai anlegen. Hier erwartet ihn seit einer Stunde eine vielhundertköpfige sich drängende, stoßende, schiebende Menge von bunt bekleideten, zerrissenen und zerlumpten fesgeschmückten Gestalten mit sonnverbrannten, bärtigen Gesichtern, die sich wie die Aasgeier auf die ankommenden Reisenden und ihr Gepäck stürzen und irgendwie, ob geworben oder nicht, ein paar Paras verdienen wollen. Kaum verbindet die Stelling Schiff und Quai, stürzt sich der wilde Schwarm, laut schreiend und gestikulierend, an Deck und ergreift, was ihm willkommnes Reisegepäck erscheint, auch was der Reisende selber trägt. Der ist übel dran, der mit viel Stücken diesem Überfall ausgesetzt ist und ohne Dragoman die Zollformalitäten abzuwickeln gedenkt. Hinter dem Heer der Hamals, wie die Kerle mit dem Sammelnamen bezeichnet werden (Hamals sind eigentlich die Hörigen der mohammedanischen Grundbesitzer), stehn denn auch die Kommissionäre, die sich die ankommenden Reisenden für ihr Hotel einzufangen bemühn. Uns erwartete unser telegraphisch bestellter Dragoman Zamečnik, gewöhnlich Vinzenz genannt, der sich vorsorglich eine Lastträgerrotte gedungen hatte. An seinem Prophetenbart und dem hagern Gesicht nach einer Photographie ihn erkennend, hatte ich mich durch Nicken mit ihm verständigt, nicht ohne mir dadurch von Fr.s, des Kundigen, Seite ein mißtrauisches Tadelsvotum zuzuziehn. Dank Zamečniks Hilfe wanden wir uns mühsam durch die Menge, gaben unsre Pässe an einen türkischen Beamten und geleiteten unsre zweimal sieben Sachen zur Zollstation. Ein Stückchen war vergessen und zwang M. zur Umkehr. Als er nicht ohne Schwierigkeit zurückgelangt war, kam er gerade zur rechten Zeit, einem fremden Hamal sein Beutestück, unsern Koffer, abzujagen. Unsre Pässe wurden gestempelt und eingetragen, und das Gepäck revidiert. Vorsichtigerweise hatten wir Revolver und Bücher in die Taschen verteilt, denn beides ist dem Großherrn gleich unlieb. Aber der Dragoman hatte vorgesorgt und einen mäßigen Bakschisch vereinbart. Die Gepäckrevision beschränkte sich auf die alleroberste

Oberfläche und wurde von dem betreffenden, gelangweilt aussehenden Beamten durch Aufkleben eines gelben Zettels auf jedes Stück beendet; als er an das dreizehnte kam, ersah er seinen Vorteil und verlangte Zulage, worauf zwischen ihm und dem Dragoman ein Feilschen begann, das uns lächerlich genug erschien, aber geboten ist, wenn man in Konstantinopel billig leben will. Der Beamte muß fordern, denn durch den Mangel regelmäßiger Gehaltszahlung lebt er vom Bakschisch. Der Fremde aber wird, wenn er die geforderten Preise nicht drückt, zehnfach überteuert. Er tut am besten, sich ganz in die Hände seines Dragomans zu geben. Und wenn ihn der auch etwas schröpft, fährt er immer noch besser, als wenn er selber — auch auf türkisch — handeln will. Unser Vinzenz, früher seines Zeichens Kellner, ist entschieden eine ehrliche Haut, und wenn er auch vielleicht von einzelnen Geschäften kleine Provisionen bekommt, doch immer auf den Vorteil seiner Reisegesellschaft bedacht, immer gefällig, immer unermüdlich, sei es bei Besorgungen, sei es im Handeln um die Paras, und immer überaus bescheiden. Er steht mit einer kleinen Pension in Geschäftsverbindung, die in einem Seitengäßchen der Großen Perastraße nahe bei der russischen Botschaft von einer Wienerin unterhalten wird und dem, der billig und ungeniert leben will, brauchbare, wenn auch keineswegs prunkhafte Unterkunft gewährt. Ich will es nicht leugnen, mein erster Eindruck war der eines gelinden Schreckens, als unser Rosselenker auf die schmale Impassé Ottoni wies; aber der Mensch gewöhnt sich an alles, und die Lage ist bequem. Jetzt war sie auf dem Wege, zu einer traurigen Berühmtheit zu gelangen, da es hieß, daß ein am Attentat auf den Sultan beteiligtes Subjekt dort gewohnt habe. Zum Glück für die Inhaberin hat sich das Gerücht nicht bewahrheitet.

* * *

Konstantinopel ausführlich zu beschreiben, ist ein oft versuchtes und eigentlich nie erschöpfend gelungnes, im engen Rahmen dieser Blätter von vornherein aussichtsloses Unternehmen. Stückwerk muß darum bleiben, was ich aus der Fülle des Gesehenen erzählen kann, um so mehr, als ein Aufenthalt von fünf Tagen eine viel zu kurze Zeit ist, als daß man Stadt und Leute nur einigermaßen genügend studieren könnte. Denn diese Vielgestaltigkeit des Lebens, die aus dem Durcheinander von Altem und Neuem, von Orientalischem und Europäischem, von Christentum und Mohammedanismus, von Reich und Arm, Erwerbssinn und stumpfer Trägheit in Kreaturen und toten Gebilden zutage tritt, baut sich auf an einer Stelle an der Grenze zweier Welten, die von jeher ebensowohl als Handelszentrale wie als politischer Vorort geeignet erscheinen mußte, und wo eine wunderbare Natur den stimmungsvollen Grund zu einem Bilde ohnegleichen gibt. Fesselnd ist die Schilderung Konstantinopels, die der große Moltke in seinen Briefen gegeben hat, und noch heute trifft sie zu, denn an dem Bilde, wie es ihm erschienen ist, haben die Wandlungen der Geschichte und die Fortschritte europäischen Kulturlebens im wesentlichen nichts ändern können. Nur Bresche ist gelegt worden, indem europäisches Geschäftstreiben sich einzelne Straßen und Gebiete hat erobern und die nach dem Westen führende Eisenbahn sogar die verschlossenen, verschwiegnen Gärten des alten Serails hat eröffnen

können. In die Verwaltung und in das Heer ist europäischer Einfluß eingedrungen und teilweise bestimmend geworden. Wie tief jedoch die Bedeutung des Osmanenreichs als Staat gesunken ist, führt dem Moslem, der sehen will, dreierlei täglich vor Augen, die Zulassung der fremden Postämter, die ständige Anwesenheit der Stationsjachten und der Botschaftswachen der fremden Mächte, und der gewaltige Fremdenverkehr, der vor nichts mehr Halt macht. Wie rückständig das Osmanentum aber ist, erfährt der Reisende bei den ersten Schritten, wenn er den Sonnenuntergang jeder vernünftigen Zeitrechnung zum Hohn als zeitbestimmend kennen lernt und den Moslem den Tag mit der Ruhe beginnen sieht.

Wir haben in unsern fünf Tagen, ohne uns an einen festen Plan zu binden, mitgenommen, was Zeit, Wetter und Stimmung uns erlaubten und glückliche Zufälle boten. Besondern Wünschen nachzugehn, fand sich dabei doch immer Gelegenheit. Kein Weg war umsonst, denn für den, der seine Augen öffnet, bringt jeder Spaziergang und jede Fahrt etwas neues. Freilich gehört dazu erträgliches Wetter. Leider machte der Himmel am zweiten Nachmittag bei unsrer Rückfahrt von der asiatischen Seite ein überaus unfreundliches Gesicht und überschüttete uns mit Regen und Schnee. Dadurch wurde das Bild des abendlich beleuchteten Konstantinopels und der Handelsflotte am Ausgange des Goldnen Horns stark beeinträchtigt. Gerade dieser Abend als Vorabend des Beiramfestes, zu dem alle Schiffe schon über den Toppen geflaggt hatten, und Kanonenschläge die etwas eintönige musikalische Einleitung gaben, würde sonst einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen haben. Gutes Wetter ist auch in andrer Beziehung für Konstantinopel geboten: atmosphärische Feuchtigkeit verwandelt den lehmigen, niemals entfernten, höchstens durch abschüssige Seitenstraßen bei starken Regengüssen abfließenden, mit dem Müll der Haushaltungen vermischten Schmutz der Straßen in eine klebrige, zähe Masse, durch die man nur mit hochreichenden Überschuhen waten kann. Vorsichtig balanciert man dann die schmalen Trottoirs entlang oder in den engen Seitengassen über einzelne hervorragende Steine, während vorbeifahrende Wagen alle Mühe umsonst machen, aber auch ihre Insassen mit ungezählten Schmutzflecken überspritzen. Ebenso schnell jedoch, wie er entsteht, trocknet unter dem Einfluß der immer herrschenden Winde und des Massenverkehrs auf der Straße der feuchte Schmutz, sodaß es uns durchaus gelungen ist, die beiden Aggregatzustände des feuchtschmierigen und trockenstaubigen Konstantinopels in den fünf Tagen unsrer Anwesenheit zur Genüge kennen zu lernen. Unrecht wäre es jedoch gegen die Gunst des Himmels, wollte ich nicht der herrlichen Abendsonne gedenken, die Stambul, Pera und Galata bestrahlte, als wir auf der Höhe des Friedhofs von Ejub über dem Goldnen Horn standen, und die genügend Wärme gespendet hatte, uns eine Kaikfahrt bei Mondenschein und Lichterglanz zur Alten Galatabrücke zu gestatten.

Mit dem Wetter zufrieden, müssen wir den Glücksumständen erst recht dankbar sein, die unsern Aufenthalt begünstigt haben. Dazu rechne ich, daß wir ohne unser Zutun gerade zum Beiramfest zurechtgekommen sind, und daß ein Dampfer der Deutschen Levantelinie eintraf, dessen Gesellschaft wir uns ohne

weiteres anschließen konnten, als sie den Schatz des Sultans besichtigte. Besonders vorteilhaft erwiesen sich jedoch meine Beziehungen zu einem der deutschen Reformpaschas und Flügeladjutanten des Sultans, dessen liebenswürdige Bemühungen uns die Wege geebnet und den Zutritt zum Selamlik eröffnet haben, nachdem das deutsche Generalkonsulat seine Liste für geschlossen erklärt hatte.

Das schon genannte Beiramfest, das Opferfest der Wallfahrt nach Mekka, kündigt sich durch Feilhalten gemästeter Hämmel vor allen Moscheen und auf den freien Plätzen an. Der Bedarf ist groß. Jeder Türke sucht sich ein Opfer zu erstehn, um es am Festtage zu schlachten. Sieht man dann etwa vom Aquädukt des Valens in den sonst unzugänglichen Hof, in den geheiligten Frieden eines Türkenhauses, so wendet man sich schaudernd von der Mordszene, die sich unten abspielt. Die armen Hämmel aber, die vom Verkaufsstand in einer Droschke abgefahren oder mit zusammengebundnen Beinen als Tornister aufgehuckt ihrem Schicksal entgegengeführt werden, lassen traurig das mit mächtigen Hörnern beschwerte Haupt hängen, als ob sie das Kommende ahnten. Die Garküchen, in deren Speisezettel auch sonst der Hammel die Hauptrolle spielt, schwelen in Hammelfett und können einem für ewig den Genuß des Fleisches des guten Tieres verleiden.

Auch der Großherr opfert. Zu dieser feierlichen Handlung begibt er sich aus seinem Sternenschloß (Yildiz-Kiosk) in das Palais Dolma-Bagtsche unten am Bosporus. Der ganze Hofstaat wird aufgeboten, und die vielen Damen des Sultans harren in langer Wagenreihe der Ankunft ihres Gebieters. Alle verfügbaren Truppen stehn Spalier. Piketts des auf Schimmeln berittnen Leibulanenregiments sperren die Querstraßen zur Großen Galatastraße, der Triumphalis ab. Früh muß man aufbrechen, überholt im Wagen die anmarschierende Infanterie, die in eigentümlich schleppendem Schritt, in Marschkolonne durch den Schmutz der Straßen watet. Unser Dragoman veranlaßte uns, mehrmals die schon bestreute Straße vor dem Dolma-Bagtsche auf und ab zu fahren. Man sah, der Giaur darf sich viel erlauben, was dem frommen Moslem streng verboten ist. Davor ist man freilich nicht sicher, daß der oder jener Soldat im Truppenspalier nicht einmal ostentativ ausspuckt, wenn man ihn streift. Wir „Franken" waren auch dreist genug, uns eine Zeit lang neben den Wagen der Haremsdamen zu bewegen; manch hübsches Gesicht wandte sich neugierig, durch dünnen weißen Schleier kaum verdeckt, den Fremden zu — begreiflich, daß die Gelegenheit, der strengen Etikette ein Schnippchen zu schlagen, gern benutzt wird. Schließlich mußten wir doch in eine Seitengasse einbiegen und hinter einem Zug Ulanen Aufstellung nehmen. Nur wenig Augenblicke wurde der Wagen des Sultans für uns sichtbar. Vorauf ritten und gingen Flügeladjutanten; die Leibwache, Albanesen, machte mit ihren hohen kräftigen Gestalten, den Wagen umgebend, einen zwar sehr verläßlichen Eindruck, konnte aber doch mit ihren silbernen Prunkwaffen — ob man aus ihnen schießen kann? — und ihrer bunten Uniform vor einer streng militärischen Prüfung ihrer Ordnung nicht bestehn.

Nach dem Eintritt des Sultans ins Dolma-Bagtsche wurde die Straße wieder freigegeben; so waren wir imstande, die verschiednen Regimenter mit

ihren zum Teil den unsern ähnelnden, zum Teil eigentümlichen Uniformen in Paradeaufstellung zu sehen und von dem ohrenbetäubenden Lärm genug zu hören, der den Präsentiergriff begleitet. Auch Feldartillerie in schwarzen Schnürendolmans war zugegen, aber zu Fuß und ohne Geschütze. Man sagt, sie habe ihre guten Kruppschen Kanonen nur zum Ansehen und erhalte nie Geschosse zum Scharfschießen. Das ist überhaupt der wunde Punkt in der Türkei, daß die Truppen nicht genügend für den Krieg ausgebildet werden. Besonders bei dem in und um Konstantinopel stehenden ersten Armeekorps sind Übungen in nur einigermaßen größern oder gar gemischten Verbänden streng verpönt, aus Mißtrauen. Die Kommandeure der andern sieben Armeekorps bilden ihre Truppen sachgemäßer aus, das Wie ist im allgemeinen ihre Sache. Schade ists, daß dieses vorzügliche Soldatenmaterial so unzweckmäßig behandelt wird und seine Kraft im Wacht- und Exerzierdienst vergeuden muß und dabei nach unsern Begriffen nicht einmal Gutes leistet.

Wir haben diese Studien zwei Tage später beim Selamlik fortgesetzt und bei dieser Gelegenheit auch militärisch Erfreuliches zu sehen bekommen. Da rückten die Syrier an, ein Regiment mit grünem, schlangenartig um das Haupt gewundnem Turban, verschnürten Jacken und aufgeschlagnen blauen Mänteln, dann das Plewnaregiment, das sich seinerzeit bei der Verteidigung von Plewna vorzüglich bewährt hat und von einem tüchtigen Kommandeur in der alten Tradition erzogen, aber mehr im Geiste unsers Reglements gut ausgebildet wird. Das Regiment rückte in tadelloser Ordnung heran und nahm auf einen einzigen kurzen Befehl Aufstellung — bei uns wäre es nicht ohne eine Flut laut tönender Kommandoworte gegangen. Die Offiziere aller Regimenter trugen eine gleichmäßige, teils stark verbrauchte, teils recht gut sitzende elegant erscheinende Armeeuniform, bei deren Taufe die unsre sicher Pate gestanden hat, ohne Mantel, während die Mannschaften winterlich erschienen. Auch in der Musik standen Offiziere — eine eigentümliche Wertschätzung des Einflusses der Musik! Troupier und Militärschüler waren überall fast untrüglich zu erkennen. Der Offiziersersatz soll gut sein, soweit er von der Kriegsschule kommt. Man rühmt ihm eine leichte Auffassung und die Fähigkeit zur Erlernung fremder Sprachen nach, und fast scheint es, daß es den vereinten Bemühungen der Reformerpaschas und der auswärts ausgebildeten Offiziere gelingt, den Hauptfehler des Osmanen, die Trägheit und die Wurzel alles Übels, den blinden Köhlerglauben an das Kismet, zu überwinden. Freilich fehlt noch viel an diesem Offizierkorps, bei dem man, der Not gehorchend, den Generalstab zum Beispiel aus jungen Kriegsschülern ohne alle praktische Diensterfahrung ergänzen muß.

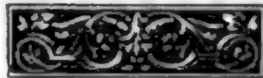
Die Zeremonie des Selamlik geht jeden Freitag, als dem Sonntag der Mohammedaner, vor sich. Wenn alle Truppen auf dem Parkwege beim Yildiz-Kiosk Aufstellung genommen und die Leibulanen den Platz vor der Hamidieh-moschee abgesperrt haben, bewegt sich der Harem die steile Straße vom Palast zu der Moschee hinab. Dazwischen fahren die Diplomaten an dem für sie bestimmten Gebäude vor, und eine Anzahl reich geschirrter Rassepferde wird zum Eingangstor des Sternenpalastes geführt für den Fall, daß der Sultan zu

Pferde erscheint. Alle Fremden, denen der Sultan Erlaubniskarten hat ausstellen lassen, haben sich längst auf der für sie bestimmten Terrasse versammelt und werden hier später als Gäste des Sultans mit Tee und Zigaretten bewirtet. Die Würdenträger in goldstrotzenden Uniformen und breiten Ordensbändern bilden noch Gruppen vor der Terrasse, und „Seine Hoheit" der Obereunuch nimmt gnädig die Huldigung seiner Untergebnen entgegen, ebenso großer schwarzer Kerls mit ebensowenig anheimelnden Gesichtern, widerlich süßlichen Gebärden und hohen Stimmen — „ich küsse den Staub, den dein Fuß betritt", ist der Sinn des orientalischen Grußes. Wir haben, durch die Reformerpaschas bei den übrigen Gästen an Ansehen gehoben, bei dem einzelnen Baum auf der Terrasse Posto gefaßt und uns gegen jeden Ansturm behauptet. Von hier können wir die nun folgende Szene genau übersehen.

Um Mittag besteigt der Nachfolger des Propheten seinen Wagen; zu derselben Zeit ertönt von der Galerie des Minarets der Moschee die wunderbar schöne, klangvolle, ergreifende Stimme des Muezzin, der die Gläubigen zum Gebet ruft, bis der Großherr die Moschee betritt. Langsam bewegt sich sein Wagen bergab. Müde sitzt die kleine, den kraftvollen Vorfahren so wenig ähnelnde Gestalt des Beherrschers der Gläubigen in den Kissen und richtet das leberfarbne, nicht unsympathische Gesicht mit den großen wehmütigen Augen und der mächtigen Nase fragend, fast argwöhnisch empor zu den Fremden. Voran zieht großer Vortritt, zwei Reihen Adjutanten, neben ihm seine Leibwache, und hinter dem Wagen folgt die nächste Umgebung, dabei die deutschen Paschas. Das Gebet dauert nur kurze Zeit. Bald kehrt der Zug zurück, wobei der Sultan selbst die Zügel des neu vorgefahrnen Gespanns, der Schimmel, die ihm unser Kaiser geschenkt hat, führt. Ein Hurra wird ihm von den deutschen Gästen gebracht — ein Kammerherr erscheint, um im Namen seines Herrn für den unerwarteten Gruß zu danken. Oft erlebt er nicht desgleichen in der Abgeschlossenheit seines Daseins, in dieser Atmosphäre häßlichsten Eigennutzes und zum System gewordnen Mißtrauens, in der einer über den andern wachen und berichten muß. Kein Untertan ohne Amt vermag je in seine Nähe zu gelangen und sich etwa bei solchen feierlichen Aufzügen heranzudrängen. Zu alledem scheint es, als ob der Nimbus des Großherrn in den Augen seines gläubigen Volkes viel eingebüßt hat, seitdem sich der Fes, der letzte Rest der alten Kopftracht, friedlich mit der fränkischen Kleidung und der goldbestickten Uniform westeuropäischen Schnitts geeint hat, und seit auch dem überzeugtesten Moslem hat klar werden müssen, daß fränkisch Trumpf ist.

Für die Gelegenheit, den Schatz des Sultans im alten Serail zu sehen, sind wir der deutschen Reisegesellschaft herzlich dankbar. Dem einzelnen Reisenden werden, wenn er auch durch seine Gesandtschaft oder Botschaft ohne Mühe die Erlaubnis zur Besichtigung erhält, dieselben Trinkgelder für die aufgebotne Dienerschaft abgefordert wie einer ganzen Gesellschaft. Dafür ist allerdings der Vorzug, zusammen mit zweihundert Menschen durch die Säle getrieben zu werden und sie — wieder als Gäste des Sultans — sich mit deutscher Gründlichkeit und englischer Rüpelei um Kaffee, Rosenwasser und Zigaretten stoßen zu sehen, mehr als zweifelhaft. Ich habe es daraufhin abgeschworen,

jemals an einer Gesellschaftsreise teilzunehmen, so schätzenswert und in vieler Beziehung angenehm die Einrichtung solcher Reisen sein kann, abgeschworen auch, weil ihnen die Poesie und der Genuß eigner Vorbereitung und selbständigen Durchfindens abgeht. Man vereinigte sich innerhalb des Henkertores im zweiten Hofe mit der Gesellschaft, erwartete hier den mit der Führung beauftragten Flügeladjutanten des Sultans, unter dessen Aufsicht die Siegel in feierlicher Zeremonie gebrochen wurden, und durfte, von einer Unzahl Diener bewacht, die Prunkwaffen, edelsteinbesetzten Turbane und Gewänder der frühern Sultane, die zum Teil kostbaren, zum Teil aber auch wertlosen Geschenke, ferner Vasen und Schalen mit Perlen und edeln Steinen flüchtig besehen. In dieser unübersichtlichen, teilweise dunkeln Engigkeit aufgestellt kommt alle Pracht gar nicht zur Geltung. Das Schönste von allem war das Landschaftsbild, das sich, die asiatische Küste, Marmarameer und Bosporus umfassend, von der breiten Terrasse des Serails bot, und während dessen Betrachtung die Sonne uns den Gefallen tat, aus den Wolken herauszutreten und Licht zu spenden. Schwer hielts, sich von der Terrasse zu trennen; dann ging es „heidi" — bedeutet im Türkischen „vorwärts" — über die neue Galatabrücke zum Dolma-Bagtschéschloß am Bosporus, einst dem Wohnsitz unsers Kaisers, einem wahrhaft fürstlichen Palais, mit dessen gediegner Pracht in Aufbau und Wand- und Teppichschmuck sich sogar die reichen russischen Schlösser nicht messen können. Man glaubt es gern, daß der Großherr der reichste aller Herrscher ist, dem rechtlich alles in seinem Reich gehört. Leider erlaubte uns das Mißvergnügen der Palastbeamten über die Störung ihrer Feiertagsruhe nicht, lange genug zu verweilen, als daß wir alles Schöne gehörig hätten in uns aufnehmen können.



Der Bopparder Krieg

Eine rheinische Geschichte von Julius R. Haarhaus

1

uf der Ratsstube zu Boppard ging es am Abend des 10. Juni 1497, eines Samstags, geräuschvoller zu, als es sich mit der Würde des Ortes und der Bedeutung einer Versammlung, die weiland Kaiser Heinrich der Siebente in einer Bestätigungsurkunde als ein Kollegium weiser Leute bezeichnet hatte, eigentlich vertrug. Daran war hauptsächlich schuld, daß der gestrenge und ehrenfeste Bürgermeister, Herr Johann von Eltz, seit einigen Tagen abwesend war, um der nun schon länger als hundert Jahre dem Erzstift Trier verpfändeten freien Reichsstadt unter dem benachbarten Adel Fürsprecher und Bundesgenossen zu werben, deren sie bei den sich immer mehr zuspitzenden Zwistigkeiten mit ihrem Pfandherrn, dem Kurfürsten Johann dem Zweiten, jetzt mehr als je bedurfte.

Statt des Bürgermeisters präsidierte der Ratsversammlung heute ein Mann, der selbst nicht so recht wußte, wie er auf den mit dem Reichsadler geschmückten und auf einem erhöhten Platze stehenden Sessel des Stadtgewaltigen gekommen war, und der sich deshalb in seiner Haut keineswegs recht behaglich fühlte. Es

war Herr Paul von Leye, ein ziemlich bedeutungsloser Wäpeling aus der Nachbarschaft, den die Bürger aus purer Opposition gegen den Kurfürsten zum Schultheißen gewählt und unter Glockengeläut in sein Amt eingesetzt hatten. Ob sich diese eigenmächtige Handlungsweise mit ihrem durch kaiserliche Gnade verbrieften Privilegium der höhern Weisheit vertrug, war ihnen bald nachher freilich selbst zweifelhaft erschienen, denn das Recht, einen Schultheißen zu ernennen, stand einzig und allein dem Kurfürsten zu, und wenn dieser, um die unbotmäßige Stadt zu bestrafen, Gericht und Recht zu Boppard niederlegte und seinen mit deren Wahrung betrauten Beamten abberief, so gab es immer noch einen Kaiser, an den man sich mit einer sicherlich nicht ergebnislosen Reklamation hätte wenden können.

Aber das hatte man nun einmal versäumt, und weder die Wähler noch der Gewählte erfreuten sich eines guten Gewissens. Nachträglich noch diesen Schritt zu tun und beim Kaiser die Bestätigung des neuen Schultheißen nachzusuchen, wäre bei der bekannten heftigen Gemütsart Maximilians und der Eifersucht, womit er über seine kaiserlichen Rechte wachte, zwecklos gewesen. Man war also gezwungen, das Süpplein, das man sich eingebrockt hatte, selbst auszuessen. Und da es den weisen Leuten von Boppard genugsam bekannt war, daß sich geistliche Fürsten durch das energische Vorgehn der Städte zuweilen hatten einschüchtern lassen, so blieb ihnen als der einzige Ausweg, dieses Mittel auch ihrem Widersacher gegenüber zu versuchen.

Den Anfang dazu hatte man glücklich gemacht: Ein gedrucktes Manifest, datiert vom Mittwoch nach Misericordia, verkündete allen Kurfürsten, Fürsten, Ständen und Untertanen des Reiches, daß denen von Boppard keineswegs wißlich sei, etwas Unbilliges verlangt zu haben, als was sie vorher in ihren Privilegien, Gebräuchen und Herkommen besessen hätten, welche Privilegien ihnen aber von Kurfürstl. Gnaden zu Trier dergestalt mißgönnet würden, daß selbiger, da sie sich entschlossen hätten, gedachte Privilegien bei Röm. Königl. Maj. confirmieren zu lassen, sie bei Königl. Maj. hoch und schwerlich beklaget, als ob sie etwas Unbilliges wider das h. Reich und Se. Gnaden erlangt sollten haben. Worauf der Erzbischof das Gericht und Recht zu Boppard niedergelegt und ungeachtet ihrer demütlichen Bitte, das Gericht wiederum zu eröffnen und Regiment und Ordnung aufrecht zu erhalten, in seinem Vornehmen bestanden und beharret, auch durch einen Subdelegierten eines päpstlichen Conservators, mit Namen Dr. Peter Schönau, Dechant zu St. Castor zu Koblenz, auf Sonntag Estomihi in Stadt und Dorf Boppard Bann und Interdikt habe verkünden lassen.

Um diesem papiernen Protest gegen die Willkür des Kirchenfürsten mehr Nachdruck zu geben, hatten die Bopparder aber noch etwas andres getan, was den Gegner empfindlicher treffen mußte als alles bisherige: sie hatten den kurfürstlichen Amtmann zu Boppard, Herrn Emmerich von Nassau, in der erzbischöflichen Burg, die auf der Rheinseite der Oberstadt lag, eingeschlossen und ihm und seiner kleinen Mannschaft die Zufuhr abgeschnitten.

Die anfängliche Reue der Bopparder über diesen kühnen Gewaltstreich war, als im kurfürstlichen Hoflager zu Koblenz alles still blieb, nach und nach der zuversichtlichen Überzeugung gewichen, der Gegner wage es nicht, mit der Stadt anzubinden und werde klein beigeben, und jeder der adlichen und der bürgerlichen Schöffen und Ratsmitglieder hielt es für seine Pflicht, darauf hinzuweisen, daß gerade er es gewesen sei, der den Anstoß zum offnen Widerstande gegeben und dadurch die Stadt aus ihrer schlimmen Lage gerettet habe.

Auch in der heutigen Ratsversammlung hatten die verschiednen Redner ihr Bestes getan, ihre persönlichen Verdienste gebührend hervorzuheben, und der neue Schultheiß, der sich als tatenloser Mann unter all den Helden etwas bedrückt fühlte, sann schon darüber nach, wie er die Versammlung mit einer schicklichen Wendung schließen könnte. Da meldete sich noch einer der Räte von den bürgerlichen Bänken zum Worte: der Fischermeister Peter Bornhofen.

Mit Gunst und Verlaub, sagte er, was die Pfandschaft und die Gerichtssachen und die Kur des Schultheißen anlangt, so kann und mag ich nicht entscheiden, ob der Kurfürst in diesen Stücken Recht oder Unrecht hat, aber daß er den Salmenfang prätendieret, das ist ein neu und ärgerlich Ding, davon man vormals nie gehöret hat. Solches gehet wider Herkommen und Privilegien —

Insonderheit wider der Römischen Majestät Privilegium vom 27. Junius 1495, ergänzte Meister Severus Classen, der Ratsschreiber.

Und deshalb, fuhr Bornhofen fort, mag es mir vergönnt sein, einem löblichen Rate anzuzeigen, daß ich als einer uralten Fischergilde gekürter und vom Rate bestätigter Obermeister es für meine Pflicht gehalten habe, mich nach wie vor mit meinen Knechten des Filsener Salmenwassers zu bedienen. Als wir nun am vergangnen Donnerstag gerade wieder das Garn heben wollten, gewahrten wir am Ufer bei den Klippen vier kurtrierische Schützen, die uns anriefen, wir sollten uns von dannen machen, da des Salmenfangs Nutzung niemand denn Seiner Gnaden zustünde. Als wir dessen nicht achteten, schlug einer von ihnen sein Faustrohr auf uns an, tat auch alsbald einen Schuß. Da sprangen wir in unsern Nachen und ruderten flugs gegen das Filsener Ufer, ländeten daselbst, nahmen Bootshaken, Äxte und Messer zu Handen und machten uns auf, die Schützen zu verfolgen. Den einen, der den Schuß getan hatte, erwischten wir, da er beim Laufen zu Falle kam, nahmen ihm sein Faustrohr ab und schlugen ihn damit, bis er für tot liegen blieb, den zweiten vertrieben wir mit Steinwürfen, deren einer ihn ins Kreuz traf, also daß er uns nur mit großer Not entkam, der dritte und der vierte entflohen durch die Wingerte in den Lieswald, der fünfte aber eilte in die Kirche, allwo wir von ihm ablassen mußten.

Sagtet Ihr nicht, es wären nur viere gewesen? erlaubte sich einer vom Adel, Herr Balduin unter den Jüden, einzuwenden.

Habe ich von vieren gesprochen? entgegnete Bornhofen, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen. Das mag daher kommen, daß wir zu Anfang nur viere sahen. Es sind aber gewißlich fünf, wenn nicht gar sechs gewesen.

Ihr habt Euch wacker gehalten, sagte der Schultheiß, aber wer steht uns dafür, daß der Kurfürst uns die Unbill, so seinen Leuten widerfahren, nicht entgelten läßt? Den einen von den Schützen habt Ihr tot liegen lassen —

Mit Verlaub, Herr Schultheiß, verteidigte sich Bornhofen, so gar schlimm war es gerade nicht. Als wir im Nachen saßen und vom Lande abstießen, stand er eilig auf und rief uns nach, wir sollten seinetwegen keine Furcht haben, er wäre die längste Zeit Schütze gewesen und wollte sich nunmehr wieder einer friedlichen Hantierung zuwenden, wollte auch, wenn es ein löblicher Rat von Boppard verlange, Urfehde schwören.

Ist alles gut und recht, meinte der Maurermeister Nikolaus Mertloch, aber wenn es dem Kurfürsten zu Ohren kommt, wer weiß, ob ers so ruhig hinnehmen wird. Wenn er nun doch noch wider unsre Stadt zieht?

Wenn er sich dessen getraute, warf Henrich Metzler ein, des hohen Klosters Marienberg Küfermeister, so hätte ers längst getan. Oder glaubt Ihr, daß er die Belagerung seiner Burg leichtlicher hinnähme, denn die Kränkung eines einzigen Schützen?

Der Metzler hat Recht, rief Engel Thull, der Gerber aus der Niederstadt, der Kurfürst wird sich schön hüten! Was vermöchte er auch wider unsre Mauern?

Was wahr ist, muß wahr bleiben, pflichtete ihm Mertloch bei, unsre Mauern sind gut und stark, ausgenommen freilich das Stücklein zwischen dem Hexenturm und der Bälzerpforte, wo die Zwingelmauer fünf Schuh niedriger ist. Auch das Werk ist an dieser Stelle schlecht — ich hab es genau untersucht —, sind weiche Steine vom Eisenbolzkopf, und im Mörtel ist mehr Sand als Traß. Ist gewißlich Stümper- oder Lehrjungenarbeit.

Ist die Stelle, wo Anno 1327 Erzbischof Balduin hat sturmlaufen lassen, bemerkte der Ratsschreiber Classen, der seit Jahren an einer Chronik schrieb und in

allem, was die Vergangenheit der Stadt betraf, trefflich Bescheid wußte. Die Mauer mag damals in großer Eile wieder aufgebaut worden sein.

Das ist leichtlich zu merken, fuhr Mertloch fort, und wenn es, was Gott und die lieben Heiligen verhüten mögen, wiederum zu einer Belagerung käme, so möchte der Feind an gedachter Stelle die Stadt schlecht bewehrt finden. Besser ists, man sorgt beizeiten. Wenn ein löblicher Rat mich mit der Arbeit betrauen wollte, so würde ich mich der bösen Zeitläufte halber um ein Billiges bereitfinden lassen, eine neue Mauerkrone aufzusetzen, die auch der besten Hauptbüchse standhalten würde.

Die Mauer hat so lange gestanden, da wird sie auch noch eine Weile aushalten, meinte Herr Jakob von Rhens, und im Notfalle stellt man etliche Stadtknechte mehr darauf. Aber es wäre unbillig, wollte man jetzt dem Stadtsäckel neue Lasten auferlegen. Wer sich auf das Waffenhandwerk versteht — er wandte sich zu seinen Genossen auf den Bänken des Adels um, weil er sich vergewissern wollte, daß er hier Zustimmung fand —, der weiß ohnehin, was er von der Stadt Wehren und Befestigungen zu halten hat. Wenn der Kurfürst sich scheut, Boppard anzugreifen, so tut ers nicht der Mauer, Türmlein und Tore halber, sondern weil er weiß, daß Ritterbürtige und gewappnete Knechte in der Stadt sind, die ihn übel genug empfangen würden.

Ein Beifallsgemurmel beim Adel verriet dem Sprecher, daß er das Richtige getroffen hatte.

Überdies ist die Burg in unsrer Hand, bemerkte Herr Adam Beyer, der angesehenste von der städtischen Ritterschaft, und die Mannschaft wird sich nicht mehr lange halten können. In der letzten Nacht haben die Stadtknechte erst wieder etliche Hämmel weggenommen, die Wierich von Salzig mit seinem Nachen unter der Burgpforte geländet hatte.

Man sollte den Knechten als Liebnis eine Weinspende reichen, schlug der Küfermeister Metzler vor, das wäre zugleich ein Ansporn zu weiterer Wachsamkeit. Im Ratskeller liegt ja Weins genug, und wenn wir erst die Burg haben, dann bekommen wir noch etliche Fuder dazu — jungen und firnen. Will nur hoffen, daß die in der Burg, bevor sie sich ergeben, nicht die Fässer auslaufen lassen.

Bei der Erwähnung des kurfürstlichen Weinlagers bemächtigte sich der ganzen Versammlung eine freudige Erregung.

Der Wein muß unter einen löblichen Rat verteilt werden, meinte Herr Sifried von Schwalbach, denen vom Adel kommt der firne zu, den Bürgerlichen der junge —

Könnte uns gerade fehlen! rief Engel Thull, denkt Ihr etwa, unsereins trinkt den firnen nicht auch lieber als den jungen?

Würde sich schlecht schicken, daß Ihr den firnen bekämet, verteidigte sich der Schwalbacher, wollet Ihr aber firnen trinken, so lasset den jungen etliche Jährlein liegen.

Der Streit um die Bärenhaut drohte die Versammlung ernstlich zu entzweien, als gerade im rechten Augenblick ein Knecht des Rates eintrat, der die Nachricht brachte, Thoms Senger, ein Kesselflicker, der seit einigen Jahren in Boppard ansässig war, gewöhnlich aber mit seinem Wagen im Lande umherzog und seinem Handwerk nachging, sei eingetroffen und verlange in einer dringlichen Angelegenheit vor den Rat geführt zu werden.

Da es schon zu dämmern begann, und die Zeit heranrückte, wo man sich sonst nach der ernsten Arbeit auf der Trinkstube mit einem Quärtlein Hammer Ausbruchs zu stärken pflegte, ließ man den Ankömmling fragen, ob er nicht lieber sein Anliegen bei der nächsten Sitzung eines löblichen Rates vorbringen wollte. Der Knecht begab sich zu dem auf dem Vorsaal wartenden und kam bald ganz verdutzt mit dem Bescheide zurück, Thoms Senger habe gesagt, es sei besser, daß man ihn heute vorlasse, sintemalen keiner wissen könne, ob der löbliche Rat jemals wieder zu einer Sitzung zusammenkomme.

Diese Antwort machte die Herren stutzig, und man entschloß sich, Thoms trotz der vorgerückten Stunde zu willfahren.

Wenig Augenblicke später betrat er die Ratsstube. Es war ein seltsam aussehender Mann, dem man sofort anmerkte, daß in seinen Adern fremdes Blut floß. Seine Ahnfrau war die Tochter eines sarazenischen Großen gewesen, die weiland Ritter Heinrich von Ulmen nebst andern kriegsgefangnen Töchtern ihrer fernen Heimat und etlichen Kisten voll kostbarer Reliquien als Beute von seiner Palästinafahrt mitgebracht hatte — nicht gerade zur sonderlichen Freude seiner Ehellebsten. Das straffe schwarze Haar des Mannes fiel bis auf die Schultern hinab, und die langen Enden des Schnurrbarts berührten die braune Brust, die das schadhafte Wams zum größten Teile freiließ. Im Gürtel trug er außer seinem Handwerkszeug ein langes Messer, dessen Spitze aus der zerschlissenen Lederscheide hervorsah, und die Beine und Füße waren mit Lappen umwickelt, die offenbar nur im höchsten Notfall erneuert zu werden pflegten. Zu der sklavisch demütigen Haltung Thoms Sengers standen die unter den dichten, zusammengewachsnen Brauen lustig blinzelnden Äuglein und seine unbefangne Redeweise in einem merkwürdigen Gegensatz, und die Blicke, die sich aus den Ratsbänken auf ihn richteten, waren alles andre als wohlwollend.

Als er auf dem Sessel des Bürgermeisters einen ihm fremden Herrn sah, schaute er sich verwundert um, und da auch der Schultheiß, der den landfahrenden Mann nicht kannte, keine Miene machte, eine Frage an ihn zu stellen, zeigte er nicht übel Lust, seine Mütze aus Maulwurfsfell wieder über den Kopf zu ziehn und die Ratsstube zu verlassen.

Severus Classen, der Schreiber, hielt ihn zurück.

Was begehrt Ihr, Thoms? sprach er ihn an, aber faßt Euch kurz. Die Herren haben Eile.

Glaubs schon, erwiderte der Kesselflicker lachend, war ein warmer Tag heut, und da sitzt sichs auf der Trinkstuben besser denn auf der Ratsstuben.

Vergeßt nicht, Thoms, daß Ihr allhier vor einem wohlgebornen und ehrenfesten Rat steht, ermahnte Classen, bringt Euer Anliegen mit ziemlichen Worten vor und machts kurz!

Werd schon kein Wort mehr reden, als vonnöten. Hab selber einen braven Durst. Bin erst um die Mittagstunde von Koblenz aufgebrochen und hab nicht einmal gerastet unterwegs.

Kommt zur Sache! rief jetzt auch der Schultheiß ungeduldig.

Was will der? fragte Thoms, sich nach allen Seiten umschauend, ist doch keiner von Boppard? Wenns ihm zu lange dauert, mag er gehn, woher er gekommen ist.

Wenn Ihr Euch nicht gebührlicher betraget, wird Euch der Herr Schultheiß in den Turm setzen lassen, warnte der Schreiber.

Jetzt trat Thoms ganz dicht an Herrn Paul von Leye hinan, der sich unter den prüfenden Blicken des unheimlichen Mannes so weit als möglich auf seinem Sitze zurücklehnte, und sagte:

Das also ist der Schultheiß, dessentwillen uns der Kurfürst an den Kragen will? Wo habt Ihr das Männlein aufgelesen?

Der Stadtknecht, der an der Tür stehn geblieben war, trat entschlossen auf den Kesselflicker zu und legte ihm die Hand auf die Schulter. Aber der Schultheiß selbst bedeutete ihn durch einen Wink, von dem Landfahrenden abzulassen.

Was ists mit dem Kurfürsten? fragte er, woher wißt Ihr, daß er uns an den Kragen will?

Von einem, der Bescheid weiß. Dankt Gott und den lieben Heiligen, ihr Herren, daß der heutige Tag so warm war. Sonst hätt ichs nimmer erfahren. Als ich zu Koblenz mit meinem Wägelein auf den Fährnachen fuhr, stand schon ein Reiter drauf mit einer Blechhaube, die war so blank wie ein neuer Breitopf und so schwer wie das Sterbeglöcklein zu Sankt Severi —

Machts kurz, Thoms! mahnte einer von der vordersten Adelsbank.

Der Kesselflicker warf ihm einen unwilligen Blick zu.

Dankt Gott, ihr Herren, fuhr er fort, daß des Reiters Blechhaube so schwer war, denn ohne die schwere Haube wär ich jetzt nicht klüger als ihr. Als wir auf der Pfaffendorfer Seite waren, stieg der Reiter auf und ritt auf dem Leinpfad weiter — rheinaufwärts. Da ließ ich meinen Gaul laufen, bis ich mit dem Wägelein neben ihm war. Ist ein heißer Tag heut, Landsmann, sagte ich. Ihr braucht nicht zu klagen, sagte er, Ihr sitzt unter Euerm Plandach und habt noch dazu ein Fäßlein Weins auf dem Wagen. Könnt auch gemächlich fahren, aber ich — ich muß vor Nacht in St. Goarshausen sein. Ihr wollt wohl morgen noch weiter? fragt ich, habt Ihr noch weit zu reisen? Nach Mannheim und noch weiter, sagte er. Weshalb reitet Ihr nicht auf dem andern Ufer? fragte ich wieder, da habt Ihr doch Schatten? Wenns nach mir ging, sagte er, blieb ich überhaupt daheim, aber ich habe strenge Ordres. Versteh schon, sagte ich, Ihr steht in kurfürstlichem Dienst und reitet in einer wichtigen Sache. Er sah mich verwundert an und fragte: Woher könnt Ihr das wissen? Man siehts Euch an, sagte ich, seht aus wie ein Ambassadeur. Nun nun, sagte er, das bin ich gerade nicht, aber Ihr habt nicht weit dran vorbei geraten. Wußt ichs doch, antwortete ich, wenn Ihr auch den Titul nicht habt, so seid Ihrs doch. Nun wußt ich auch, wohin des Reiters Reise ging, denn wenn einer so im Lande umher kommt wie ich, dann merkt er fein auf alles, was er sieht und hört. Und weil ich schon in Koblenz allerlei hatte munkeln hören, konnt ich mir auch einen Vers drauf machen, was es mit dem Reiter auf sich hatte. Ich hatte ein Fäßlein Wein im Wagen, das hatte ich in Koblenz für verrichtete Arbeit in Zahlung nehmen müssen. Davon zapfte ich jetzt einen tüchtigen Napf voll und bot ihn dem Reiter dar. Der ließ sich nicht lange nötigen, tranks auf einen Zug und meinte, die liebe Sonne hätte ihn schon so ausgedörrt, daß er leichtlich wie ein Stockfisch zu Heidelberg ankommen würde. Daß er nach Heidelberg wolle, das sollte er freilich niemand wissen lassen, und er bäte mich, es wieder zu vergessen, was ich auch treulich versprach. Als wir über die Lahn waren, gab ich ihm den zweiten Napf. Da sagte er, seine Blechhaube drücke ihm den Schädel ein, und an alledem sei kein andrer schuld als die Bopparder. Aber sein Herr würde ihnen schon zeigen, daß er nicht mit sich spaßen lasse, und würde einen Auszug wider sie tun mit großer Heeresmacht, und dürfe zu Boppard nicht ein Stein auf dem andern bleiben. Was alles wiederum ein großes Geheimnis sei, weshalb ichs ihm zuliebe vergessen möchte. Ich sagte ihm, da täte der Kurfürst klug daran, denn die Bopparder seien schon lange reif für den Galgen, und je eher kurfürstliche Gnaden wider ihre Stadt zöge, desto besser wäre es. Der Kurfürst müsse aber brav Hilfsvölker anwerben, denn die Stadt sei wohlbewehrt und würde sich wohl nicht leichtlich ergeben. Da sagte der Reiter, gerade deshalb reite er ja auf Heidelberg, denn sein Herr habe mit dem dasigen Kurfürsten, dem Pfalzgrafen Philipp, ein Bündnis gemacht, daß er ihm zweihundert reisige Pferde und dreihundert wohlgerüstete Fußknechte sende, die allesamt am Tag vor Sankt Johannes Baptista vor Boppard liegen müßten. Aber das sei das allergrößte Geheimnis, und kein Mensch dürfe davon erfahren, weshalb ichs wiederum alsbald vergessen solle. Bei Spay haben wir uns dann getrennt, weil er über das Gebirge reiten mußte, zuvor aber hat er mich noch schwören lassen, daß ich alles, so er mir anvertraut, auch wirklich und wahrhaftig vergessen wollte. Das hab ich denn auch treulich getan, als ich aber zu Boppard unter dem Tor gewesen bin, da ist mir alles wieder eingefallen, und ich hab zu mir gesagt: Jetzt gehst du auf die Ratsstuben und meldest, was du gehört hast.

Daran habt Ihr wohl getan, Thoms, sagte der Schultheiß, und ob Ihr zwar ein vorwitziges Maul habt, so sollt Ihr doch eine Liebnis in Wein und drei Gulden als praemium erhalten. Geht einstweilen auf die Trinkstuben und erwartet uns.

Unter dem Beifallsgemurmel der Versammlung zog sich der Kesselflicker zurück.

Seht Ihr nun, wandte sich der Küfermeister Metzler an Herrn Hermann Kolbe, den geistigen Vater des verhängnisvollen Manifests, das haben wir nun von Eurer Schreiberei! Hab ich nicht immer geraten, dem Kurfürsten glimpflich zu begegnen?

Ich hab nichts andres geschrieben, als was allhier von einem löblichen Rate beschlossen worden ist, verteidigte sich Herr Kolbe. Wenns nach mir gegangen wär, so hätte mans noch einmal mit einer demütlichen Bitte versucht und mit bescheidnen und sänftiglichen Worten an Seiner Gnaden Gunst und Huld appelliert, auch des Erzstifts Stände und ein hohes Domkapitel zu Trier um Intervention und Schied angerufen.

Davon habt Ihr damals nichts gesagt, entgegnete der Maurermeister Mertloch. Mir ist wenigstens nichts davon wißlich. Habt vielmehr das Manifest gleich in concepto mitgebracht und eifrig dawider geredet, daß auch nur ein Wörtlein geändert würde.

Wer weiß, ob der Kurfürst des Manifestes halber so in Zorn geraten ist, warf Engel Thull, der Gerber, ein, mich will vielmehr bedünken, wir hätten seine Burg nicht antasten dürfen.

Das haben die vom Adel geraten, rief Johann Adenau, der Schmied.

Nein nein, nicht wir, antworteten die Herren einstimmig, das hat der Bürgermeister getan, und deshalb ist er gewißlich auch gleich auf Reisen gegangen.

Und den Schultheißen hätten wir auch nicht küren sollen, meinte Peter Bornhofen, das war wider Recht und Herkommen. Zum wenigsten hätten wir uns des Geläuts enthalten sollen, denn das stehet als ein geistlich Ding nur dem Herrn Erzbischof zu.

Was sollen wir jetzt tun? fragte der Schultheiß mit unsichrer Stimme.

Standhalten! rief einer von den Adelsbänken. Mit Reue und Demut richten wir jetzt nichts mehr aus. Wir haben dem Kurfürsten den Handschuh hingeworfen, da dürfen wir uns nicht wundern, daß er ihn aufhebt. Wenn wir jetzt nachgeben, ists mit unsern Privilegien vorbei. Würden ärger bedrückt als je zuvor. Vielleicht, daß der Kurfürst nur droht, aber nachgibt, wenn er merkt, daß wir festbleiben.

Diese letzten Worte warfen einen schwachen Hoffnungsstrahl in die Herzen der Versammelten. Du lieber Himmel, man hatte es wirklich nicht so bös gemeint, man hatte den Kurfürsten ja nur ein wenig einschüchtern wollen! Wer hätte ahnen können, daß er die ganze Sache nun plötzlich ernst nahm!

Herr Im Hof hat Recht, meinte Metzler, der Kurfürst will uns Angst machen. Da müssen wir ihm zeigen, daß wir nicht gleich in ein Mausloch kriechen. Wenn er die Stadt wohlbewehrt und die Tore verschlossen findet, wird er gewißlich wieder abziehn.

Ich möchte den wohlgeborenen und ehrenfesten Ratsherren proponieren, die heutige Sitzung zu beschließen, dafür uns aber morgen zu guter Stunde wiederum zu versammeln und darüber zu beraten, wie wir als kluge und fürsichtigliche Männer dem feindlichen Angriff begegnen mögen, sagte der Schultheiß. Über Nacht ist schon manchem guter Rat gekommen.

Der Vorschlag fand allgemeine Billigung, als man sich jedoch erhob, meldete sich noch einer von den Adelsbänken, Herr Jakob von Rhens, zum Worte. Es war derselbe, der vorher die Ansicht geäußert hatte, daß die Ritterbürtigen mit ihren gewappneten Knechten ein besserer Schutz für die Stadt als alle Befestigungen wären.

Mit Gunst und Verlaub des Rates möchte ich noch als dringliches propositum einbringen, daß Meister Mertloch gehalten werde, die Mauer binnen dem Bälzertor und dem Hexenturm, wie er sich freiwillig erboten, um fünf Schuh zu erhöhen, sagte er. Es ist nur darum, daß nachher niemand behaupten kann, ein löblicher Rat hätte etwas unterlassen, so für der Bürger Sicherung vonnöten gewesen.

Darüber können wir morgen früh abstimmen, erwiderte der Schultheiß. Meister Mertloch kann mit der Arbeit ohnehin nicht bei nachtschlafender Zeit beginnen. Er mag indessen einen Anschlag aufsetzen, was es kosten wird, soll aber

ein Einsehen haben und kein Sündengeld fordern, denn die Stadt ist in Bedrängnis, und bei Kriegshändeln muß man ungebührlich tief in den Säckel greifen.

Dabei bliebs, die Sitzung wurde geschlossen, und die Väter der Stadt zerstreuten sich. Auf die Trinkstube gingen heute freilich nur wenige; die meisten drängte es, das, was das eigne Herz bekümmerte, so schnell wie möglich daheim und in der Nachbarschaft zu erzählen.

Um diese Zeit wanderte auf dem Leinpfade unter der Stadtmauer ein Mädchen auf und nieder, warf ab und zu einen verstohlnen Blick zu dem Obergeschoß der kurfürstlichen Burg empor und spähte, wenn sich ihr der Stadtknecht, der hier die Wache hatte, näherte, rheinaufwärts, als ob sie von dort irgend etwas erwarte.

In der Burg war alles totenstill, der düstre Bau mit den vier Ecktürmchen und dem die ganze Umgebung überragenden Hauptturm lag im Zwielicht des Sommerabends so ruhig und friedlich da, als sei er ausgestorben oder beherberge doch zum mindesten alles andre als eine kriegsbereite Besatzung. Das niedrige Zollhaus daneben, von der Burg nur durch den Wassergraben getrennt, war der kleinen Belagerungsmannschaft, die aus einem Dutzend städtischer Söldner bestand, als Wachtlokal eingeräumt worden. Hier ging es lebhafter zu: die Helden saßen mit Ausnahme des einen, der draußen auf dem Leinpfade patrouillierte, drinnen auf Fässern und Kisten, verzehrten ihr Abendbrot und unterhielten sich mit Würfelspiel. Sie hatten es sich der Hitze wegen bequem gemacht, Koller und Ringkragen abgelegt und Schwerter und Partisanen in eine Ecke gestellt.

Als der Wachthabende wieder bei dem Mädchen vorüberkam, blieb er stehn und faßte sie näher ins Auge.

Jungfer Regina, sagte er, so spät noch hier draußen?

Ach, Ihr seids, Bürvenich! erwiderte sie, indem sie sich den Anschein gab, als habe sie den Stadtknecht jetzt erst erkannt, das trifft sich gut. Könnt Ihr mir sagen, ob Just Wollenweber mit seinem Nachen schon von Wellmich zurück ist? Er sollte der Frau Äbtissin Nelkenpflänzlein mitbringen, und weil ich morgen doch auf das hohe Kloster muß, so könnte ich dem Alten wohl den Weg ersparen.

Just Wollenweber? Den hab ich nicht gesehen, antwortete Bürvenich, hab auch erst seit dem Aveläuten die Wache. Will gleich einmal nachfragen. Er trat in die Tür des Zollhauses und fragte: Hat einer heut Abend den Wollenweber gesehen?

Die Antwort mußte verneinend ausgefallen sein, denn er kehrte kopfschüttelnd zu Regina zurück.

Wird sich wohl verspätet haben, meinte er.

Seht Ihr dort oben keinen Nachen? fragte das Mädchen. Ihr habt doch schärfere Augen als ich.

Der Stadtknecht wandte sich nach dem Rhein um und reckte den Hals.

Tut mirs zuliebe und geht einmal bis zum Sandturm, da könnt Ihr bis Kamp sehen, bat Regina.

Bürvenich zögerte einen Augenblick, stieß dann aber schnell entschlossen seine Partisane in den Boden und rannte zu dem Turme, der als der am weitesten nach dem Strome vorgeschobne Teil der Stadtbefestigung den Blick vom Leinpfade aus rheinaufwärts behinderte.

Jetzt trat Regina dicht an den Burggraben und erhob den rechten Arm.

Da flog, von unsichtbarer Hand geschleudert, aus dem Giebelfenster der Burg ein Stein herab, auf den ein zusammengefaltetes Blatt Papier gebunden war. Das Mädchen schaute sich nach dem Zollhause um und bückte sich dann rasch nach dem Steine, den sie sogleich in ihrer Gürteltasche verbarg.

Bürvenich kam von seinem Auslug zurück, trocknete sich mit dem Ärmel seines Wamses den Schweiß von der Stirn und sagte:

Bis Kamp ist nichts zu sehen. Wer weiß, ob er heut noch zurückkommt!

Wenn er doch noch kommt, erwiderte Regina, so richtet ihm aus, er solle die Pflänzlein in den Nebenstock bringen. Ich mag nicht länger mehr warten. Habt Dank für Eure Bemühung!

Und mit schnellen Schritten betrat sie durch das Pförtchen hinter dem Zollhause die Stadt, in deren engen Gassen schon völlige Dunkelheit herrschte. Als sie auf den Markt einbog, kam gerade ihr Vater, der Küfermeister Metzler, aus der Trinkstube und ging nebenan in seine Behausung, ein stattliches Gebäude, das dem adlichen Fräuleinstift Marienberg als Kellnerei und Kelterhaus diente und den Namen Rebenstock führte.

Regina mußte gute Gründe haben, ein Zusammentreffen mit dem Vater zu vermeiden. Sie wartete eine Weile, bis er in dem breiten, mit Steinplatten belegten Hausflur verschwunden war, und schlüpfte dann geräuschlos und behende wie eine Katze in das Haus und über die steile Holzstiege in ihre Kammer.

An dem ewigen Lämpchen, das nicht viel heller als ein Glühwürmchen über der Tür vor dem Bilde der schmerzensreichen Gottesmutter brannte, entzündete sie ein Licht, riegelte die Tür ab, holte den Stein hervor und faltete das Papier auseinander. Dann setzte sie sich auf ihr Bett und las:

Herzinniglichen und treuen Gruß zuvor. Ist uns durch Gottes gnädige und wunderbare Fügung kund worden, daß von Wesel zween Ochsen gebracht werden. Es bringt sie Simon von Bacharach, der Jude, also daß sie am Sankt Vitustag zu Salzig sind. Bei Nacht sollen sie dann in die Burg geschafft werden. Wenn die Städtischen sie wegnehmen, müssen wir gewißlich Hungers sterben. Trage deshalb Sorge, daß der Leinpfad um die zweite Nachtwache frei ist. Sieh zu, wie du es fertig bringst, bist ja ein kluges Jüngferlein und wirst schon Rat schaffen. Der, den du kennst.

Wenn das Schreiben auch keine Unterschrift aufwies, viel weniger noch ein Sigill, so war es doch ein erfreuliches Dokument für die Tatsache, daß die Beziehungen zwischen Kurtrier und Boppard wenigstens an einer Stelle noch nicht gänzlich abgebrochen worden waren, und daß es noch zwei Menschen gab, die ein rein menschliches Interesse daran hatten, daß die bösen Händel endlich ein Ende nahmen.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Kaiser Wilhelms Reise nach Wien. Einiges über den Dreibund. Die Morning Post über die Bagdadbahn.)

Wenn je ein privater fürstlicher Besuch gute politische Folgen gehabt hat, so war es der Besuch Kaiser Wilhelms in Wien. Leider muß man hinzufügen, daß selten die Kurzsichtigkeiten der Presse durch die Ereignisse so schlagend widerlegt worden sind wie in diesem Falle. Wie unfreundlich nahm die ungarische Presse die Ankündigung dieses Kaiserbesuchs auf, wie zurückhaltend die österreichische, wie viele Unkenrufe wurden in deutschen Blättern noch an dem Tage laut, wo der Kaiser die Fahrt nach Wien antrat! Auch die an einzelnen Stellen in Wien aufgetauchte Besorgnis, daß die persönliche Inanspruchnahme des Kaisers Franz Joseph durch seinen Gast ungünstig und ermüdend auf den hochbetagten Monarchen einwirken könne, hat sich nicht bewahrheitet. Es ist im Gegenteil für den in den letzten Monaten durch Regierungssorgen so sehr in Anspruch genommnen Kaiser Franz Joseph eine erfreuliche Unterbrechung dieses Zustandes, eine geistige Erfrischung gewesen, mit dem ihm verbündeten und ihm auch persönlich so nahe stehenden Nachbar, der mit Verehrung und Sympathie zu ihm aufschaut, einen vertraulichen Gedankenaustausch von Fürst zu Fürst pflegen zu können. Hat sich doch auch der ungarische Ministerpräsident dahin ausgesprochen, „daß diese Auffrischung dem alten Herrn zu gönnen gewesen sei“. Intriguen aller Art hatten seit Jahresfrist und länger in Ungarn allerlei unberechtigte Verstimmung gegen Deutschland,

besonders gegen den Deutschen Kaiser angehäuft, diese Verstimmung hatte in der Presse einen deutlichen Ausdruck gefunden. Kaiser Wilhelm hat persönlich in einer Weise, für die die Ungarn volles Verständnis und volles Empfinden haben, die Verstimmung nicht nur beseitigt, sondern in ihr Gegenteil gewandelt, und auch die Österreicher aller Nationalitäten haben sich überzeugt, daß der Deutsche Kaiser durchaus nicht nach Wien gekommen ist in der Absicht, die Politik der habsburgischen Monarchie an den Wagen der deutschen zu ketten, oder hilfsbedürftig „den einzigen Freund" aufzusuchen, um damit vor der Welt den Nachweis zu führen, daß Deutschland keineswegs isoliert sei. Dessen hat es wahrlich nicht bedurft.

Es ist ja leider nur allzu richtig und kaum befremdlich, daß das teils besorgte, teils hämische Geschwätz deutscher Zeitungen von der „Isolierung Deutschlands" im Auslande Glauben gefunden hat und in der auswärtigen Presse mit Behagen weiter verbreitet worden ist. Hat doch noch in diesen jüngsten Tagen ein englisches Blatt die Kaiserfahrt nach Wien in einer Weise behandelt, als ob dem Deutschen Kaiser nichts weiter übrig geblieben sei, als im Büßergewande den Wiener Burghof aufzusuchen. Nein, die amtlichen Beziehungen zwischen dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn bedurften ebensowenig einer Klärung wie einer neuen Festigung, die persönlichen Beziehungen zwischen den beiden Herrschern schon ganz und gar nicht. Auch die Kommentare, die in der Presse an das Goluchowski-Telegramm geknüpft worden waren, sind schon aus dem Grunde durchaus hinfällig, weil die Ankündigung des Besuchs, zugleich mit dem Ausdruck des Dankes an den Kaiser Franz Joseph für die in Algeciras geleistete Unterstützung, dem Dankestelegramm an den Grafen Goluchowski selbstverständlich vorausgegangen war; dieses war gewissermaßen eine Folge des Depeschenwechsels zwischen beiden Monarchen. Gerade die Intimität der beiden Höfe und Kabinette erklärt es, daß Kaiser Wilhelm für seine Dankeskundgebung nicht den amtlichen Umweg durch die Botschaft wählte, sondern sich gleich selbst auf einem Depeschenformular zu dem ihm seit langen Jahren bekannten Minister aussprach, wie ihm ums Herz war.

Auch die Depesche an den König Viktor Emanuel ist von deutscher Seite ausgegangen. Kaiser Franz Joseph macht von dem Telegraphen einen weit seltnern Gebrauch; auch würde eine von seiner Seite gegebne Anregung leicht den Eindruck hervorgerufen haben, als wollte er die Bedeutung des deutschen Besuchs Italien und dessen König gegenüber abschwächen. Einer Anregung von deutscher Seite konnte er dagegen um so lieber Folge leisten, als dadurch in Italien die Befürchtung beseitigt wurde, es könne in Wien irgendeine Verabredung zum Nachteile Italiens getroffen werden. Die deutsche Anregung ist äußerlich auch dadurch gekennzeichnet, daß Kaiser Franz Joseph, obwohl der ältere, seinem erlauchten Gaste den Vortritt in der Unterzeichnung des Telegramms überließ. Wäre die Anregung von österreichischer Seite ausgegangen, so würde Kaiser Franz Joseph auch zuerst unterzeichnet haben. König Viktor Emanuel hat dagegen folgerichtig seine Antwort an den Kaiser von Österreich als an den Wirt und den ältern Souverän adressiert. Es mußte ihm von besonderm Werte sein, durch die Unterschrift des Kaisers Franz Joseph die Beglaubigung zu erhalten, daß die Beziehungen zwischen Wien und Rom ungetrübt die alten seien, deren Herstellung es einst Italien ermöglicht hatte, den Anschluß an Deutschland in Wien zu suchen und bis jetzt aufrecht zu erhalten. Eine Adressierung der Antwort an Kaiser Wilhelm würde darum mit Recht in Wien einen ungünstigen Eindruck hervorgerufen haben. Ob der König dabei les deux Alliés oder mes deux Alliés telegraphiert hat, ist tatsächlich gleichgiltig. Er könnte les nur im Sinne von mes geschrieben haben, das ergibt sich aus der ganzen Fassung seiner Antwort, die übrigens wohl ebenso wie die Wiener Depesche Wort für Wort sorgfältig abgewogen ist. Sie war darauf berechnet, in Wien zu befriedigen und in Paris nicht zu verletzen. In Rom war man sich wohl sofort darüber klar, daß das Wiener Telegramm den Kurs der Freundschaft Italiens in Paris bedeutend steigern mußte. Die beiden Kaiser haben damit Italien einen

sehr großen Dienst geleistet, den die amtlichen österreichisch-ungarischen Kundgebungen seitdem noch verstärkt haben.

Obwohl es nun keineswegs der erste Fall war, daß bei einer Begegnung zweier Dreibundherrscher des abwesenden dritten freundschaftlich gedacht worden war, hat doch dieser Depeschenwechsel dem Wiener Besuch Kaiser Wilhelms unstreitig eine weit über den Augenblick hinausreichende Bedeutung verliehen. Er hat die seit Algeciras wenigstens in den Augen der Öffentlichkeit etwas verschobne europäische Lage wieder zurechtgezogen. Nimmt man hinzu, daß Kaiser Franz Joseph in wenig Wochen voraussichtlich in Ischl den Besuch des Königs von England empfangen wird, so ist wohl auch die naheliegende Folgerung berechtigt, daß sich von der Wiener Zusammenkunft und der dortigen Betonung des Dreibundes auch ein Band nach Ischl hinüberziehen wird. Die freundliche Sprache, die das amtliche England neuerdings gegen Deutschland führt, wie das namentlich bei dem Besuch der deutschen Bürgermeister in London hervorgetreten ist, dürfte doch in den deutschen amtlichen Kreisen schwerlich ohne Echo bleiben, es ist nicht ausgeschlossen, daß schon bei den diesjährigen Herbstmanövern eine stärkere englische Vertretung von diesen gebesserten Beziehungen Zeugnis ablegt. Aber auch sonst fehlt es nicht an Anzeichen, daß bis im Herbste das Laub von den Bäumen fällt, dem Gejammer der deutschen Zeitungen und der Schadenfreude der auswärtigen über „die Isolierung Deutschlands“ jeder Boden entzogen sein wird.

Über die noch in weiter Ferne liegende russisch-englische Verständigung, und was sie im Falle ihres Zustandekommens praktisch bedeuten würde, haben wir uns im vorigen Hefte der Grenzboten ausgesprochen. Von dem englischen Flottenbesuch in Kronstadt, der nach der Prophezeiung einiger Blätter das Werk der Verständigung krönen sollte, ist es wieder still geworden. Es war auch schwerlich anzunehmen, daß den russischen Behörden in Petersburg und in Kronstadt angesichts der innern Lage und nach den Vorgängen bei der russischen Marine in Kronstadt der Besuch einer fremden Flotte hätte irgend genehm sein können; auch könnten die englischen Urlauber in den russischen Küstenstädten in recht unangenehme Situationen kommen. Ob in den obern britischen Marinekreisen die Absicht eines solchen Besuchs bestanden hat, mag dahingestellt bleiben, auf russischer Seite hätte schwerlich die Absicht bestehn können, einen solchen Besuch zu empfangen oder seinen Empfang wohlwollend zuzusagen. Nachdem die früher vor Kronstadt gelegne russische Ostseeflotte im Stillen Ozean vernichtet worden ist und Rußland einen Ersatz dafür noch nicht herzustellen vermocht hat, würde ein englischer Flottenbesuch doch im leeren Neste erfolgt sein und dadurch einen Beigeschmack erhalten haben, der schwerlich im Sinne einer Verständigung liegen konnte.

Alle diese Dinge machen sich, nahe besehen und unter die politische Lupe genommen, wesentlich anders als in den sensationellen Ankündigungen jener Presse, die ja auch schon den König von England nach Petersburg reisen ließ. Wenn nicht Dinge geschehn, die außerhalb jeder menschlichen Berechnung liegen, werden wir wenigstens den politischen Barometer in diesem Sommer langsam aber stetig steigen sehen. Wie sich die Wiener Begegnung selbst als ein aufklärendes und für die europäischen Verhältnisse wohltätiges Ereignis erwiesen hat, darf man annehmen, daß sie als solches nicht vereinzelt bleiben wird. Als wohltätig wirkendes Ereignis soll ohne Zweifel auch der bevorstehende Besuch einer Anzahl eingeladner deutscher Journalisten in England wirken, deren ein sehr freundlicher Empfang harrt. Die nächste Folge wird die sein, daß der großartige Eindruck, den jeder kontinentale Besucher Englands dort in sich aufnimmt, die Stimmung und Haltung der deutschen Presse beeinflussen und zu dem gegenseitigen Sichverstehn wesentlich beitragen wird. Dessen Mangel hat schon dazu geführt, daß England und Deutschland heute ebenso auf die Nordsee starren wie seit 1871 Deutschland und Frankreich auf die Vogesen.

Es ist das eigentümliche Schicksal des Dreibundes, zumal des deutsch-österreichischen Bündnisses, daß es gegen Gefahren geschlossen worden ist, die niemals

praktisch geworden sind, weil eben das Bündnis da war. Welche Wege die russische Politik eingeschlagen haben würde, wenn das Bündnis nicht abgeschlossen worden wäre oder sich nicht als dauerhaft erwiesen hätte — ist heute unübersehbar. Fast noch seltsamer aber ist, daß das russisch-französische Bündnis, das Bismarck vorschwebte, als er angesichts russischer Drohungen nach Wien ging, zwar nach seinem Ausscheiden aus dem Dienste zur Tatsache wurde, aber gleich dem deutsch-österreichischen Bündnis oder dem Dreibunde ebenfalls nur eine theoretische, eine eventuelle Bedeutung gewonnen hat, von der heutigen Situation ganz abgesehen. Dem Kaiser Alexander dem Dritten war nach seiner ganzen politischen Denkungsweise die Allianz mit der Republik innerlich in hohem Grade zuwider; es war ihm ein tief und bitter empfundner Augenblick, als er in Kronstadt und in Petersburg die Marseillaise über sich ergehn lassen mußte. Seine Ahnung, daß damit die Revolution ihren Einzug in Rußland gehalten hatte, war nur zu richtig. Aber dem deutsch-österreichischen Bündnis und der Nichtverlängerung des deutsch-russischen Geheimvertrags gegenüber wollte er seinerseits ebenfalls nicht „isoliert“ bleiben. So ließ er sich zu dem Bündnis mit Frankreich bestimmen, obwohl er dieser Macht im Falle eines deutsch-russischen Krieges mit oder ohne Vertrag sicher gewesen wäre. Es war ihm dabei wohl vor allem um die diplomatische Bereitschaftsstellung, um das Gleichgewicht der Kräfte zu tun.

Das Schlagwort der „Isolierung“ hat durch Salisburys splendid isolation eine Bedeutung erhalten, die ihm im heutigen Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht kaum noch zukommt. Heute sind nicht mehr Heere zu schlagen, sondern Völker zu unterwerfen. Für England mochte dieses Schlagwort passen, weil es keine Landarmee hat und sich deshalb im gewissen Sinne isoliert fühlt, sobald es nicht über eine kontinentale Anlehnung verfügt, die ihm die nötige Landarmee stellt oder doch Englands etwaige Gegner in Schach hält. Für Deutschland, Frankreich, Rußland hat die Isolierung wesentlich einen diplomatisch dekorativen Sinn. Die großen Kontinentalmächte können gegeneinander nur noch Volkskriege führen, zu denen sie selbst einer Koalition gegenüber noch hinlänglich stark sind. Eine Ausnahme hierin machen vielleicht Österreich-Ungarn und Italien. Daraus ergibt sich für die habsburgische Monarchie das Bedürfnis, mit allen ihren Nachbarn in guten oder doch korrekten Verhältnissen zu leben, und Italien hat schon so viele „Anlehnungen“, daß ihm bis zu einer künftigen neuen Klerikalisierung Frankreichs kein Feind in Europa übrig bleibt, wenigstens kein kriegdrohender. Dadurch, daß der Dreibund siebenundzwanzig Jahre lang „Theorie“ geblieben ist, immer nur auf verhältnismäßig kurze Fristen geschlossen wurde und die beiden letzten Erneuerungen von italienischer Seite stark durch Rücksichten auf Frankreich beeinflußt worden sind, hat er in der Vorstellung der europäischen Völker fast nur noch eine Art antiquarischen Wert. Aber auch wenn man dem Dreibunde nur die passive Wirkung zuerkennen will, daß er Gegnerschaften zwischen den drei Verbündeten ausschließt, so ist er schon dadurch eine große politische Entlastung Europas. Das europäische Konfliktsfeld, die Konfliktsmöglichkeiten, sind damit ganz bedeutend eingeschränkt. Schon dieser eine Umstand verleiht dem Dreibunde, auch wenn er — wie vorauszusehen ist — niemals zu gemeinsamer Abwehr aufgeboten werden sollte, einen dauernden und hohen Wert. Die ganze geschichtliche Entwicklung Europas vermag dem, wenn man von der „Heiligen Allianz“ absieht, nichts ähnliches an die Seite zu stellen.

Jedoch so ganz ohne aktive praktische Bedeutung ist das Bündnis für die einzelnen Beteiligten doch nicht gewesen. Wir wollen nur andeuten, daß es durch das ihm innewohnende Gesetz der Schwere eine Anziehungskraft auf andre Nationen geübt und z. B. Rumänien in seinen Bannkreis gezogen hat. Ohne das Bündnis mit Österreich würde es in Deutschland vielleicht doch eine nach Wien gravitierende und von dort beeinflußte katholische Richtung geben, in Österreich würden ohne das deutsche Bündnis die dortigen deutsch-nationalen Strömungen unvermeidlich eine Anlehnung an Deutschland anstreben. In dem Nationalitätenkampfe, dem der Kaiser

von Österreich gegenübersteht, gewährt ihm das Bündnis mit dem Deutschen Reiche einen festen Rückhalt und eine in einem gewissen Umkreise sturmfreie Stellung. Daher die Abneigung der Tschechen und Slawen gegen das Deutsche Reich. Wie die Verhältnisse zwischen Österreich und Italien ohne das Bündnis sein würden, bedarf keiner weitern Auseinandersetzung.

Italien endlich hat in dem Bunde Schutz gegen die aggressive Politik eines klerikalen Frankreichs, Bürgschaft gegen einen österreichischen Angriff und für seine Dynastie durch die enge Verbindung mit den beiden Kaiserhöfen einen festen monarchischen Rückhalt gegenüber den von Frankreich aus genährten republikanischen Tendenzen gewonnen. Nur Italiens Mitgliedschaft im Dreibunde hat es für Frankreich begehrenswert gemacht und erhalten. Auch ohne Bewährung auf dem Schlachtfelde ist somit der Dreibund für seine Teilnehmer in vieler Richtung eine Quelle des politischen Nutzens und — nicht zu vergessen — auch des wirtschaftlichen Gedeihens gewesen. Es liegt somit gar kein Grund vor, den Dreibund als eine Art politisches Raritätenstück zu betrachten, das man aller sechs Jahre neu aufpoliert, um die Zimmerwand damit zu schmücken. Er hat auch ohne kriegerische Betätigung für alle Beteiligten fortgesetzt eine sehr große und eingreifende Wichtigkeit — jedenfalls eine viel größere, als sie der Zweibund seinen beiden Teilnehmern zu bieten vermag. Davon ein andermal.

* * *

Die Londoner Morning Post hat auf die Ausführungen im Reichsspiegel des vorigen Heftes der Grenzboten über die Bagdadbahn mit einer Wiederholung der alten Forderung geantwortet, daß England die Aufsicht über die Strecke von Bagdad bis zum Persischen Golf beanspruche, und daß Schwierigkeiten nur durch die Forderung einer deutschen Aufsicht „im Gegensatze zu einer britischen“ entstehn könnten. Wie die Morning Post hier zu einem „Gegensatz“ gelangt, ist nicht recht verständlich. Wenn Kapitalisten in einem fremden souveränen Lande eine Eisenbahn bauen, so ist es selbstverständlich, daß die administrative und die technische Aufsicht, die Aufsicht, die das Besitzrecht repräsentiert, den Erbauern der Bahn zufällt, die landesherrliche und militärische Aufsicht ebenso selbstverständlich dem Souverän des Landes. Die Morning Post kann unmöglich verlangen, daß deutsche Kapitalisten in einer türkischen Provinz eine Eisenbahn erbauen, um deren wichtigstes Endstück nachher in britische Hände zu legen, von denen es abhängen würde, was der übrige Teil der Bahn wert sein soll. Fremde Kapitalisten — gleichviel ob deutsche, englische oder französische — bauen eine Eisenbahn in der Türkei doch nicht zum Vergnügen der Einwohner, sondern in der Absicht, durch Erschließung neuer Landesteile diese Gebiete wirtschaftlich zu heben und dadurch die Bahn ertragreich zu machen. Maßgebend für die Aufsicht wird deshalb auch bei der Bagdadbahn stets nur die Ertragfähigkeit sein; England kann nicht verlangen, daß diese Ertragfähigkeit einseitig britischen politischen Interessen untergeordnet werde. Man müßte da doch die Frage aufwerfen, welche Äquivalente von englischer Seite geboten werden. Die bloße Beteiligung britischen Kapitals, die von deutscher Seite als zulässig, unter Umständen als erwünscht, aber in keiner Weise als notwendig angesehen wird, reicht dazu nicht aus. Das von der Morning Post angerufne Beispiel der Marokkokonferenz paßt doch für diesen Fall ganz und gar nicht. Deutschland beabsichtigt nicht eine pénétration pacifique Mesopotamiens unter Ausschließung andrer Mächte und unter Nichtachtung bestehender Verträge, es will dort kein Gebiet erwerben, es hat nie daran gedacht, seine Autorität an die Stelle der des Sultans zu setzen. Es beabsichtigt im Gegenteil, die Autorität des Sultans und die Integrität der Türkei wirtschaftlich und politisch zu stärken. Man kann sich deshalb vielleicht die Möglichkeit denken, die Strecke Bagdad—Persischer Golf zu internationalisieren, d. h. unter internationale Aufsicht zu stellen, aber die Morning Post wird sich damit abfinden müssen, daß auch bei dieser internationalen

Aufsicht das Interesse der Besitzer der Bahnstrecke bis Bagdad überwiegend bleiben muß. Deutschland hat von sich aus keinen Grund zu einem Vorschlage, die letzte Strecke der Bagdadbahn unter internationale, geschweige denn unter britische Aufsicht zu stellen. Wenn die Morning Post die guten Beziehungen beider Länder davon abhängig macht, daß man in England die Überzeugung gewinne, „die britisch-deutschen Beziehungen könnten auf den Fuß gegenseitiger Achtung und Billigkeit gebracht werden", so stimmen wir dem vollständig zu. Allerdings mit dem Bemerken, daß wir einen Beweis der „Achtung und Billigkeit" nicht in der brutalen Forderung der Unterordnung deutscher wirtschaftlicher unter britische politische Interessen zu finden vermögen. Jedem das Seine! Forderungen wie die der Morning Post können nur von Gegnern einer deutsch-britischen Verständigung ausgehn. Was würde die Morning Post dazu sagen, wenn die Schablone der Marokkokonferenz auf die gesamte expansive Politik Großbritanniens angewandt werden sollte, die dazu wohl unendlich mehr Anlaß böte als das rein wirtschaftliche, völlig unpolitische Unternehmen der Bagdadbahn? *§*

Undeutscher Fortschritt. Wenn ich „undeutsch" sage, so komme ich damit auf ein altes Erbübel der Deutschen zu sprechen, auf ihre Nachahmungssucht. Es ist bekannt, daß in frühern Jahrhunderten die Franzosennachahmung weite Kreise unsers Volkes gefangen hielt, daß französische Sitten, Sittenlosigkeit, französische Prachtliebe und Ruhmredigkeit das deutsche Volk demoralisierten. Diese moralische Dekadenz hatte eine politische Dekadenz im Gefolge. Vor hundert Jahren war es, als sich schließlich westliche und südliche Stämme Deutschlands als Rheinbund vom alten Reiche loslösten und sich dem neu erstandnen Franzosenkaiser Napoleon anschlossen. Diese Absplitterung weiter Gebiete versetzte dem alten Deutschen Reiche den Todesstoß. Man kann also sagen, daß Franzosennachahmung das alte Deutsche Reich zugrunde gerichtet hat.

Heute, hundert Jahre später, im neuen Reich, ist es eine andre Nachahmung, die ebenfalls weite Kreise des Volkes ergreift und ebenfalls große Gefahren für unsre Zukunft heraufführt: Nachahmung des Englischen.

Was ich meine, wird sogleich klar werden.

Der Spruch, der mir am bezeichnendsten englisches Wesen widerzuspiegeln scheint, ist: Time is money, Zeit ist Geld. Der Deutsche würde etwa sagen: Zeit ist Arbeitsmöglichkeit, Zeitverlust ist Kraftverlust — der Engländer sagt: Zeit ist Geld. Das Geld ist ihm die Hauptsache in allem seinem Streben. Demgemäß ist auch Englands ganze Politik von jeher eine reine Geldpolitik gewesen, und auch seine koloniale Ausbreitung hat nur dem Gelderwerb gedient und ist oft in eine Ausbeutungspolitik übergeschlagen. Dementsprechend ist auch Englands Geschichte eine reine Handelsgeschichte. Aber England ist durch diese Politik groß und mächtig geworden und ist heute noch unbestritten die erste Macht der Erde.

Gerade diese glänzenden Erfolge haben das deutsche Volk, als ihm durch Bismarck endlich die ersehnte Einigung gegeben worden war, dazu verlockt, es auf englischen Bahnen zu versuchen, auch eine solche Geldpolitik zu betreiben, um dadurch auch groß und mächtig zu werden. Wir stehn heute mitten in dieser Zeit englandnachahmender Erwerbspolitik. Aber ich meine, daß eines sich nicht für alle schickt, und daß, wenn England durch reine Erwerbspolitik groß geworden ist, Deutschland auf diesem Wege nicht dasselbe für sich erhoffen kann. Dazu sind die Charakteranlagen beider Völker trotz aller Blutsverwandtschaft viel zu verschieden.

Der Engländer ist ein idealloser Mann, nüchtern, kalt, berechnend — der geborne Geschäftsmann.

Der Deutsche umgekehrt ist ein Mann der Ideale, er ist begeisterungsfähig und begeisterungsbedürftig und bedarf eines Berufs, für den er sich begeistern kann, wenn anders er mit ganzer Seele arbeiten will. Es ist aber von vornherein klar, daß der reine Gelderwerbsberuf nicht geeignet ist, den Deutschen zu voller Kraftentfaltung zu begeistern.

Wir bemerken darum auch, wenn wir näher zusehen, daß den ganzen, scheinbar so glänzenden Fortschritt unsrer Zeit eine tiefe Halbheit durchzieht. Diese Halbheit zeigt sich zunächst in einer deutlichen Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit deutscher Geldpolitik; und diese Kurzsichtigkeit zeigt sich am besten in der Stellung unsrer Kapitalistenkreise zu der weitausschauenden, von Bismarck überkommnen Politik der Regierung: ich meine deren Kolonial- und Flottenpolitik. Wenn die Regierung seit einigen Jahrzehnten Kolonien gründet und zu vermehren sucht, so kommen diese Kolonien doch gerade unsern industriellen und kommerziellen Kreisen zugute, da sie Bezugsquellen für Rohmaterialien und Absatzgebiete für heimische Produkte bieten. Und die Flotte dient doch eben dazu, unsre Handelsflotte zu schützen und von der Gnade des Auslandes unabhängig zu machen. Wir müßten also annehmen, daß ebenso wie in England auch bei uns die Geldpartei die Hauptstütze dieser Regierungspolitik sei. Aber das Gegenteil ist der Fall. Gerade diese Kreise bereiten der Regierung und ihrer großzügigen Politik die größten Schwierigkeiten, wie uns fast täglich ein Blick in die Parlamentsberichte lehren kann. Ich meine, daß nichts bezeichnender als diese Stellung die Halbheit unsrer anglisierenden Erwerbspolitik kennzeichnet. Daß aber diese fortwährenden Hemmungen der Regierungsbestrebungen bei dauerndem Erfolg schwere wirtschaftliche Gefahren herbeiführen und uns auf dem Weltmarkt andern Nationen gegenüber allmählich ins Hintertreffen rücken müssen, liegt auf der Hand.

Aber auch von einem andern Standpunkt aus kann man die Halbheit des heutigen deutschen Erwerbsstrebens erkennen. Dem Deutschen nämlich ist der Gelderwerb niemals wie dem Engländer Selbstzweck, sondern immer nur Mittel zum Zweck. Er rafft schnell zusammen, um möglichst früh zu genießen — das Geld ist ihm nur das Mittel, der Genuß der Zweck. Daher kommt es, daß zugleich mit anglisierender Erwerbssucht eine Vergnügungssucht bei uns eingerissen ist, die — wenn wir Männern glauben wollen, die fremde Länder gesehen haben — bei uns größer ist als irgend anderswo.

Und diese Genußsucht würde vielleicht noch nicht so gefahrdrohend sein, wenn sie sich auf die geldbesitzenden Kreise beschränkte. Aber Genußsucht steckt an. Sie hat weite Kreise des Volkes und besonders gerade die untern Schichten ergriffen. Das zeigt sich am klarsten in der heute so bedrohlichen Erscheinung der Landflucht. Der kleine Mann vom Lande will nicht mehr seiner ererbten Beschäftigung nachgehn. Er zieht in die Stadt, um auch ein paar Groschen mehr zu verdienen und diese möglichst schnell in Genußmittel umzusetzen. So bildet sich mehr und mehr ein vierter Stand heraus, das Proletariat der Städte, dessen Einheit in der gemeinsamen Anbetung des modernen goldnen Kalbes besteht. Daß dieser Zug der Zeit schwere moralische und schließlich auch physische Gefahren mit sich führen muß, ist ebenfalls klar.

Wir sehen also, wie der moderne Fortschritt schwere wirtschaftliche, moralische und physische Gefahren für den Einzelnen herbeiführt, die sich aus der mangelnden Anlage des Deutschen für eine der englischen ähnliche Politik ergeben.

Das allein schon verheißt schlimme Folgen für die Nation als Ganzes, auf die wir nun unsre Blicke lenken. Noch bedrohlicher erscheinen die Zukunftsaussichten der Nation, wenn wir die geographische Lage unsers Landes ins Auge fassen. Ich schneide hier die Frage der Wehrfähigkeit an. Es kann kühnlich behauptet werden, daß England niemals eine reine Geldpolitik großen Stils hätte durchführen können, wenn es nicht durch seine insulare Lage gegen Angriffe fremder Mächte einigermaßen gesichert wäre. Ganz anders Deutschland. Deutschland ist das „Herz" Europas und als solches größtenteils von Landgrenzen umschlossen; ihm sind darum fremde Mächte unmittelbar benachbart. Es muß deshalb in ganz anderm Maße als England auf seine Wehrkraft bedacht sein. Es bedarf doppelter Rüstungen: einmal einer Flotte, wenn es den Plan einer Weltpolitik durchführen will, dann aber, und das ist immer das wichtigste, eines starken Landheeres. Und

noch in andrer Hinsicht ist seine Wehrnotwendigkeit eine doppelte. Es genügen nicht Geldopfer, wie sie der Engländer allein bringt, sondern ein großer Teil des Volkes muß auch persönlich für des Landes Wehrkraft eintreten, da nur auf dem Boden der allgemeinen Wehrpflicht ein starkes Heer erwachsen kann. Um so bedrohlicher muß es da sein, wenn sich der Träger unsers kapitalistischen Fortschritts mehr und mehr eine Wehrverdrossenheit bemächtigt. Man will keine Geldopfer und erst recht keine persönlichen Opfer mehr bringen. Auch hiervon überzeugt uns fast täglich der Geschäftsgang unsrer Parlamente, wo allem, was mit Wehrvorlagen zusammenhängt, hartnäckiger Widerstand entgegengesetzt wird.

Aber auch diese Wehrverdrossenheit der Geldpartei wäre wiederum vielleicht nicht so gefährlich, wenn nicht auch sie auf die untern Schichten übergriffe. Die sozialen Verschiebungen, die wir schon berührt haben, haben an Stelle eines besitzenden und darum staatserhaltenden Bauernstandes ein nur an geringem beweglichem Besitz hängendes und darum staatsbedrohendes Proletariat der Städte geschaffen: die Sozialdemokratie. Diese Sozialdemokratie ist im innersten Kern ihres Wesens zugestandnermaßen international, sie hat an nationalen Fragen kein Interesse, sie setzt allen nationalen Bedürfnissen hartnäckigen Widerstand entgegen. Darum ist auch der Sozialismus ein Hauptfeind nationaler Wehrkraft. Mag der Sozialismus heute auch seine Macht überschätzen, und mögen ängstliche Gemüter geneigt sein, diese Überschätzung mitzumachen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß in Zeiten ernster kriegerischer Verwicklungen, wenn solche in späterer Zukunft wieder einmal unser Land bedrohen sollten, dieser internationale Pfahl im nationalen Fleische unsrer Wehrfähigkeit sehr gefährlich werden könnte. Die Sozialdemokratie ist also die Hauptfeindin unsrer so notwendigen nationalen Wehrkraft. Die Sozialdemokratie aber ist ihrem ganzen Wesen nach nur eine Frucht der anglisierenden Geldsucht und der für uns daraus folgenden Genußsucht unsrer Zeit.

So ergeben sich aus undeutscher Nachahmung englischen Wesens schwere wirtschaftliche, moralische, physische und, besonders was die Wehrkraft anlangt, überhaupt allgemein nationale Gefahren, und wir sehen, daß der scheinbar so glänzende Fortschritt von heute tatsächlich ein Rückschritt ist. Und es kann auch nicht verschwiegen werden, daß unsre Parlamente gegen diesen undeutschen Geist der Zeit kein genügendes Bollwerk bilden. Auch hier überwiegen kurzsichtige Parteiinteressen, und die allgemein nationalen Interessen werden allemal in den Hintergrund geschoben.

Um so dringender muß da, wenn auch unsre Parlamente versagen, die Frage lauten: Wie kann dem deutschen Volke aus diesen seine Zukunft schwer bedrohenden Gefahren Rettung werden?

Das „Wie“ an sich ist leicht beantwortet: dadurch, daß das deutsche Volk von der an und für sich schon unwürdigen Nachahmung fremden Wesens wieder abgewandt und zu Selbstbesinnung und dem daraus folgenden Selbstbewußtsein und der sich daraus ergebenden Beharrung im eignen Wesen erzogen wird. Durch Rückerziehung also zur Betätigung eigner Art. Fragen wir Fremde, die Deutschland kennen gelernt haben, was sie am alten deutschen Wesen als eigne Art so sehr schätzen lernten, so nennen sie die Arbeitsfreudigkeit des Deutschen, seinen Trieb, die Arbeit zunächst um ihrer selbst willen und nicht nur im Hinblick auf den Gewinn zu verrichten. Zu diesem innern Kern seines Wesens, zur schlichten Kraftentfaltung ohne fortwährendes Hinschielen auf das Geld sollte der Deutsche zurückerzogen werden.

Diese Rückerziehung würde von großer Folgewirkung für die gesamte Wirtschaftspolitik Deutschlands sein. Erstens für die innere Politik: indem der gefährliche Prozeß der Landflucht zum Stillstand gebracht werden würde, wenn nämlich auch der kleine Mann vom Lande zu dem Gedanken zurückerzogen würde, daß es auch für ihn hauptsächlich auf Kraftentfaltung ankommt. Dann würde er sich mit Recht sagen, daß er seine Kraft ebenso gut auf dem Lande wie in der Stadt betätigen kann, ja besser noch, da ihm auf dem Lande seine Gesundheit in ganz anderm

Maße erhalten bleibt. Damit würde auch der Zuzug unterbunden werden, den die Sozialdemokratie fort und fort vom Lande her erhält, und so würde auch der Ausbreitung dieser Gefahr das wirksamste Bollwerk entgegengesetzt werden.

Nicht minder in der äußern Politik. Auch die koloniale Entfaltung der Nation würde in ganz andrer Weise vorwärtsschreiten, wenn auch hier die Frage maßgebend würde: Bietet koloniale Ausbreitung der Nation Kraftentfaltung? worauf nur mit Ja geantwortet werden könnte. Dann erst würden die Hemmnisse, die sich aus dem fortwährenden Markten und dem Nichterwartenkönnen der Erträge ergeben, wirksam beseitigt werden.

Ich meine, das deutsche Volk müßte sich immer ein Beispiel aus der alten Geschichte vor Augen halten. Auch da standen sich einmal ein England und ein Deutschland von ebenso verschiednem Charakter gegenüber: Karthago und Rom. Und das alte Rom der Kraft- und Machtpolitik hat das Karthago der Geldpolitik schließlich besiegt und sich zur ersten Macht der Erde emporgeschwungen. Wir können also mit historischer Anspielung sagen: Das deutsche Volk müßte von dem Scheinfortschritt der undeutschen karthagisch-englischen Geldpolitik zu der altrömisch-deutschen Kraft- und Machtpolitik zurückerzogen werden. Nur so kann es eine wirklich große Weltpolitik treiben, nur so hoffen, vielleicht einmal das tonangebende Volk unter den Völkern der Erde zu werden.

Wie aber, fragen wir weiter, soll diese schwierige Rückerziehung der Nation zur Beharrung in eigner Art bewirkt werden?

Auf den Einfluß privater Persönlichkeiten, auch wenn sie noch so überragenden Geistes sind, kann man nicht mit Sicherheit rechnen. Denn Privatmänner können nur durch Wort und Schrift wirken; die Wirkung von Wort und Schrift aber ist immer sehr unsicher.

So bleibt nur die Hoffnung auf staatliche Einrichtungen. Sehr aussichtsreich ist da der Weg durch die deutsche Schule. Wenn die deutsche Schule jeder Schattierung so wie bisher und noch mehr als bisher die Jugend zu dem Gedanken erzieht, daß Tätigkeit, Ausbildung der eignen Anlagen allemal das vornehmste Ziel im Leben, Gelderwerb immer erst das zweite oder das fernere Ziel ist, dann können wir hoffen, daß die kommende Generation den großen Aufgaben der Weltpolitik, der Erbschaft Bismarcks, mit mehr Verständnis gegenüberstehn wird als die Gegenwart. Hierin liegt die große nationale Bedeutung des deutschen Erziehers.

Freilich nur für die kommende Generation. Auf die jetzt im Leben stehende Generation hat die Schule keinen Einfluß. Soll den drohenden Gefahren, die der Anglismus mit sich führt, schon in der jetzigen Generation gesteuert werden, so bleibt uns nur auf eine staatliche Gewalt die Hoffnung: auf die Regierung selbst. Sache der Regierung ist es, den Gedanken einer Kraft- und Machtpolitik ruhig weiter zu verfolgen und so die Nation allmählich mit sich zu ziehn. Und wenn sich nur erst die Erfolge handgreiflicher zeigen werden, wird auch die Nachfolge des Volkes auf diesem Wege nicht fehlen, wie ja immer der Starke und Erfolgreiche einen magnetischen Einfluß auszuüben pflegt.

Und ich meine, daß die deutsche Regierung in besonderm Maße befähigt ist, eine solche Erziehung durchzuführen, weil sie sich um den Monarchen als den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht konzentriert. Sie ist in ganz andrer Weise wie etwa eine republikanische Regierung in der Lage, unbekümmert um die Augenblicksgunst der Masse und um die Zufallsmajoritäten der Parlamente einen Gedanken folgerichtig und unerschütterlich zum Siege zu führen, wie es der Gedanke der Rückerziehung der Nation zu deutscher Kraft- und Machtpolitik ist.

Wir kommen somit zu einem überraschenden Ergebnis. Wie der undeutsche karthagisch-englische Scheinfortschritt der Geldpolitik von heute und morgen seine Stütze leider in den Parlamenten findet, beruht die Hoffnung auf einen echten Fortschritt im Sinne altrömisch-deutscher Kraft- und Machtpolitik zum besten Teil in der Monarchie.

G. H. F.

Kultur der alten Kelten und Germanen. Georg Grupp, Fürstlich Öttingenscher Bibliothekar in Maihingen (Bayrisch-Schwaben), hat vor kurzem die „Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit" in zwei umfangreichen Bänden populär dargestellt. Auf knapperm Raume bietet er nun in einem neuen Werke: Kultur der alten Kelten und Germanen (Mit einem Rückblick auf die Urgeschichte. XII und 319 Seiten. München 1905, Allgemeine Verlagsgesellschaft) eine Schilderung der Kulturverhältnisse der beiden Völker. Es ist als ein glücklicher Gedanke zu bezeichnen, daß hier — wohl zum erstenmal — die Kulturwelten dieser beiden Völkergruppen im Rahmen einer Darstellung zur Anschauung gebracht werden, denn der Vergleich zwischen beiden, der dadurch überall nahegelegt wird, zeigt das Gemeinsame wie das Trennende mit wünschenswerter Deutlichkeit.

In geschickter Gruppierung wird die Kultur der Kelten in dreizehn, dann die der Germanen in zwölf Einzelkapiteln besprochen. Eingeleitet werden diese beiden Hauptabschnitte durch einen Rückblick auf die „Jäger- und Hirtenvölker der Steinzeit" und durch einen Abschnitt über die Kultur der Indogermanen.

Das Verzeichnis der benutzten Literatur und vor allem die zahlreichen Anmerkungen unter dem Text bezeugen die wissenschaftliche Gründlichkeit der Darstellung und verraten eine ausgebreitete Belesenheit des Verfassers besonders in den antiken Autoren, deren Zeugnisse er im allgemeinen höher zu bewerten geneigt ist als die Ergebnisse der prähistorischen Forschung.

Das Streben nach wissenschaftlicher Zuverlässigkeit in allen Einzelheiten führt aber an manchen Stellen zu einem Übermaß von zusammenhanglos aneinander gereihten Einzelzügen, sodaß vielfach die Hauptlinien des Kulturbildes empfindlich zurücktreten; es ist deshalb fraglich, ob bei dieser etwas mangelhaften künstlerischen Ausprägung der Darstellungsform das fleißig gearbeitete Buch in den weitern Kreisen der Gebildeten, für die es bestimmt ist, seine Leser befriedigen wird.

Als großenteils verfehlt muß die Illustration bezeichnet werden. Die 165 Abbildungen sind vom Verfasser zwar mit Geschick aus größern illustrierten Werken und Zeitschriften ausgewählt, vom Verlag aber so reproduziert worden, daß sie zumeist nicht auf der Höhe dessen stehn, was heute in dieser Beziehung geleistet werden kann. Und doch wären, wo bei dem Fehlen oder der Vieldeutigkeit der schriftlichen Überlieferung die aus jenen Urzeiten erhaltnen Geräte und Kunstgegenstände eigentlich allein jene alten versunknen Kulturen zur Anschauung bringen, gute Abbildungen dieser wichtigsten Zeugen besonders instruktiv gewesen.

Eduard von Hartmann ist am 5. Juni im fünfundsechzigsten Lebensjahre verschieden. Wir haben seine ungemein fruchtbare Produktion in den Grenzboten seit beinahe zwanzig Jahren Schritt für Schritt verfolgt und ihn nach allen Seiten hin gewürdigt. Es bleibt uns nur übrig zu konstatieren, daß an ihm nicht bloß die Gelehrtenwelt einen unermüdlichen Forscher ersten Ranges, sondern auch das Vaterland einen Bürger verliert, der zeitlebens für ideale Lebensauffassung, ernste Ethik, deutsche Gesinnung und kräftige nationale Politik gekämpft hat. Auf sein letztes, erst vor wenig Wochen erschienenes Werk: Das Problem des Lebens, kommen wir noch ausführlich zurück. J.

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

65. Jahrgang

Nr. 25

Ausgegeben am 21. Juni 1906

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

■ Herrnhuter Zigarren-Versand: **Abr. Dürninger & Co., Herrnhut i. Sa.** ■
Hoflieferanten — Gegründet 1747

Deliciosas. Sumatra mit Felix-Havana, leicht bis mittelkräftig, ausgezeichnete feine u. pikante Qualität, außerordentlich preiswert. 1/10 Kisten Mk. 80.— per Mille.

Versandbedingungen: Gegen Nachnahme: 100 Stück franko, 300 Stück franko u. 2% Skonto, 1000 Stück franko u. 3% Skonto. — Nachnahmegebühr tragen wir. — **Illustrierte Hauptpreisliste kostenfrei.**

Koche auf Vorrat!

Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel sind berufen eine Umwälzung in der Küche aller Länder herbeizuführen.

Einfach, solide, zuverlässig! Seit Jahren haben sich die Apparate in zehntausenden Familien bewährt. Für Hotels, Pensionen, Krankenhäuser, Genesungsheime von epochemachender Bedeutung. — Man verlange ausführliche Drucksachen sowie Probenummern der Zeitschrift **„Die Frischhaltung"** von

J. Weck, Ges. m. b. Haftung,
Oeflingen, Amt Säckingen (Baden)

Flüssige
Somatose
Hervorragendst. appetitanregend. u. nervenstärkend.
Kräftigungsmittel.
Erhältlich in Apotheken und Droguerien.

Photogr. Apparate

Binocles, Ferngläser
Nur erstklassige Erzeugnisse zu Original-Fabrikpreisen.
Besonders billige Spezial-Modelle.
Bequemste Zahlungsbedingungen ohne jede Preiserhöhung.
Illustr. Preisliste kostenfrei.

Der neue Prachtkatalog ist soeben erschienen

G. Rüdenberg jun.
Hannover · Wien.

Gegen geringe Monatsraten

liefert die modernsten

Photo-Apparate von **Görz, Hüttig, Rodenstock** usw.
Theater- und Ferngläser
von **Busch, Rathenow,** sowie echte **Edison-Phonographen** usw. usw.

Eugen Loeber, Dresden-N.! Katalog 10 unter Angabe des Artikels gratis!

Stockung in den Fortschritten des allgemeinen Stimmrechts

Rasch wechselt heutzutage die Szenerie in der innern Politik der meisten Mächte, rascher als sonst. Vor allen Dingen gilt das von den beiden großen Ostmächten, die die Demokratisierung der Staatsformen teils gar nicht, teils viel schärfer mitgemacht hatten als Westeuropa: von Rußland und Österreich-Ungarn. England ist seit zweihundertachtzehn Jahren von jeder Revolution verschont geblieben. Es verdankt das zum Teil dem gesunden politischen Sinne seiner Bevölkerung, die sich auf Fortschritte und friedliche Reformen verläßt, zum Teil auch den regierenden Klassen, die selber die Initiative dazu ergreifen und deshalb ohne allzugroße Schwierigkeit die Führung der Massen behalten. Glückliches Land, das noch kaum eine sozialdemokratische Partei kennt, obwohl es das vorgeschrittenste Industrieland der Welt ist! Das Königtum war unter den fünf regierenden Männern aus dem Hause Hannover seiner Macht und Volkstümlichkeit verlustig geworden. Der sechste Kronenträger, eine vortreffliche Frau, gewann die Popularität in ungewöhnlichem Umfange zurück, doch griff sie nur selten bestimmend in das Schicksal der Nation ein. Unverkennbar ist allmählich der Glanz der Krone wieder gestiegen. König Eduard der Siebente zieht großen Vorteil daraus. Er hütet sich vor Eingriffen in die innere Politik, denn hier bringt sich der unüberwindliche Volkswille stark zum Ausdruck. In der auswärtigen Politik ist er dagegen der leitende Geist — es sei denn, daß er direkt gegen den Wunsch und den Willen des Unterhauses steuern wollte, dann würde sich augenblicklich zeigen, daß die höchste Gewalt nicht in seinen Händen liegt, sondern in denen der vom Volke gewählten Parlamentsinstanz. So klar es auch ist, daß das heutige Königtum wieder mehr Macht hat als seit langer Zeit, so sind die Gegner doch deutlich erkennbar, und schwerlich stehn dem König Erfolge in Aussicht, wenn er weiter greifen will.

Seit der Entstehung der jetzigen französischen Republik hat man immer das Gespenst einer Wiederherstellung der Monarchie zu sehen geglaubt. Längst ist die mitternächtliche Stunde vorüber, in der es hätte erscheinen können.

Das Haus Bourbon ist mit einem erbarmungswürdigen geistigen Defizit ausgestorben. Das Haus Orleans hat einige ans operettenhafte erinnernde Anläufe gemacht, sich der Nation wieder als das eigentliche Ziel seiner politischen Hoffnungen zu empfehlen. Vergeblich, denn es hat nicht eine Persönlichkeit von solcher überragenden Bedeutung, wie sie zur Neubegründung eines Thrones notwendig wäre. Und von den Bonapartes gilt das noch mehr. Prinz Lulu Napoleon stellte noch den Faden einer Tradition dar, der bis zu dem demokratischen Cäsar und großen Feldherrn hinaufreichte: die Assegais der Zulukaffern haben ihn durchgeschnitten. Ein neuer Mann? Nun, ein neuer Mann würde vom Augenblick des Gelingens an alle gegen sich gehabt haben. Es wäre das zweite Kaiserreich unter bedeutend erschwerten Umständen gewesen. So wenig bestritten werden soll, daß ein großer Genius doch einmal das Schicksal Frankreichs in seinen Bann zwingen kann, so wenig reicht die einfache Alltagsanalogie aus, eine neue Diktatur plausibel erscheinen zu lassen. Wer an Boulanger geglaubt hat, hat erkennen müssen, daß er einen Fanfaron, einen Harlekin für einen Diktator gehalten hat. Die Republik hat an Festigkeit immer mehr gewonnen. Sie ist der Ausdruck des französischen Geistes. Dabei sorgt sie mit weit umfassendem Blick für ihre Sicherheit. In der Armee hatten sich die monarchistischen Klerikalen und die altaristokratischen Kreise eine Art fester Burg angelegt, von der aus sie im historischen Augenblick vorbrechen wollten, um Frankreich „von der Republik zu befreien". Die sich in den Händen des Blocs der Linken befindende Republik hat fest zugegriffen und die militärische Kamarilla ausgemerzt. Die vollständige Durchtränkung der Armee mit demokratischem Geist ist nur eine Frage der Zeit. Auch die Kirche ist um ihre politische Macht gebracht worden. Die französische Nation hat die Hoffnungen derer enttäuscht, die ein Aufflammen des alten katholischen Geistes erwartet haben. Sie hat die Aufhebung der Orden, die Trennung der Kirche vom Staat nicht nur ertragen, sondern durch die Kammerwahl vom 6. Mai mit überwältigender Mehrheit gutgeheißen. Die radikale Linke herrscht unumschränkt. Sie ist sogar von der Notwendigkeit, die Sozialdemokratie heranzuziehn, um eine Mehrheit zu bilden, befreit worden. Deshalb braucht sie nicht mehr das Odium gehässiger Maßregeln auf sich zu nehmen, die sie nicht treffen würde, wenn die Sozialdemokratie sie nicht erzwingen könnte. Ein reaktionärer Anstoß ist von Frankreich in absehbarer Zeit nicht zu erwarten. Das wird immerhin die Gesinnung Italiens beeinflussen, denn dieses hatte vor einem klerikalen Frankreich eine begreifliche Furcht; vor diesem suchte es Hilfe bei Deutschland, die es jetzt offenbar weit niedriger einschätzt, zumal da die englisch-französische Entente die Mittelmeerpolitik maßgebend beeinflußt.

In Rußlands Schicksal sind Reaktion, Korruption, Nihilismus und äußere Niederlage so eng miteinander verkettet, daß keins herausgelöst werden kann. Der zarische Autokratismus hat von jeher gefühlt, daß er keine eigentliche innere Verbindung mit der Volksseele gehabt hat. Bei den zahlreichen Palastrevolutionen, die seit Peter dem Ersten angezettelt, und unter denen viele mit Erfolg durchgeführt worden sind, hat er niemals an sein Volk appellieren

können. Ob Peter die Strelitzen hinrichten ließ, ob Katharina und ihre Helfershelfer den unglücklichen Peter den Dritten zu Tode peitschen ließen, ob Paul der Erste unter den Mordstreichen von Beamten und Offizieren sein Leben aushauchte: das russische Volk hat sich jedesmal die ans Ruder gelangende Regierung gefallen lassen. Katharina die Zweite bot gegen den Betrüger Pugatscheff Truppen auf, dem Volke war das Auftreten dieses Prätendenten gleichgiltig, wenn nicht sympathisch. Als der Dekabristenaufstand ausbrach, blieb die Stadt Petersburg — weiter reichten seine Flammen nicht — unberührt. Der Kampf wurde ausgefochten zwischen den Regimentern, die den Verschwornen folgten, und denen, die dem jungen Kaiser Nikolaus dem Ersten treu blieben. Später fanden die Verschwörungen ihre Stätte nicht mehr in der Armee, sondern in den Kreisen der armen „Intelligenz". Dabei allein kam etwas echte Anhänglichkeit für den Zaren zum Vorschein, indem die Handwerker und die Fabrikarbeiter meist gegen die Studenten Partei nahmen. Längst ist das vorüber. Auch die Bauern haben sich nicht der Reaktion zur Verfügung gestellt. Sie folgen denen, die ihnen mehr Land und weniger Steuern versprechen. Kein Zar hat jemals sagen können, daß er sein Haupt jedem Untertan in den Schoß legen könne. Alle haben sie ihre Sicherheit nur in der Polizei, in wohlgefüllten Kasernen, in Kosakenkompagnien sehen können.

Dieser Mangel an Beziehung zum eigentlichen Volke verführte sie, jede konstitutionelle Einrichtung zu meiden. Keine Volksvertretung, keine freie Presse, keine Redefreiheit gab die Möglichkeit, das Beamtentum zu kontrollieren. Dadurch riß in den Reihen der hohen wie der niedern Bureaukratie eine heillose Mißwirtschaft und Korruption ein. Über den verhängnisvollen Zusammenhang dieses Umstandes mit den Niederlagen des Heeres und der Flotte braucht kein Wort verloren zu werden. Ebenso klar liegt es auf der Hand, daß dieser arge Übelstand das zarische Regiment immer verhaßter gemacht hat. Die Korruption ist die Ursache des Nihilismus gewesen, der so viele Opfer gefordert hat. Und je mehr der Nihilismus, je mehr auch die nicht verbrecherischen Formen des demokratischen Gedankens ins Volk drangen, desto mehr fürchteten sich Zarismus und Beamtentum vor Volksvertretung, vor Freiheit in Schrift und Rede.

Die revolutionäre Bewegung mußte deshalb mit innerer Notwendigkeit zum Ausbruch kommen. Vom Oktober 1905 bis zum Januar 1906 nahm sie höchst bedrohliche Formen an. Der allgemeine Ausstand schien zweimal das alte Regime in seinen Grundfesten zu erschüttern. Aber eben das errettete es noch einmal vor seinen Feinden. Denn die sozialdemokratische Partei, die auf den Kutschbock der Bewegung sprang, brachte das Gefährt bald in ein solches Poltern über Stock und Stein, daß sich alle besonnenern Elemente mit Abscheu abwandten. Die Regierung konnte wieder nach den Zügeln greifen; sie brachte sie in ihre Hand, und damit war der Wendepunkt gekommen.

Vorher hatte es mehr als einmal geschienen, als müsse Rußland unter den anspornenden Geißelhieben der Revolution den waghalsigen Kopfsprung

vom absoluten Regiment zum allgemeinen Stimmrecht machen. Das ist ihm erspart geblieben. Vielmehr konnte nach dem ersten Wiedererstarken der Reaktion ein enges und teilweise lächerliches Wahlrecht gegeben werden. Es wurden nicht nur ständische Abgrenzungen hergestellt, das wäre für den Anfang wohl immer eine ganz vernünftige Sache gewesen. Großgrundbesitzer, Bürger, Bauern und Arbeiter wurden in besondre Klassen getan. Es wurden auch Vorkehrungen gegen oppositionelle Wahlen getroffen, wie die Reaktion sie nur ersinnen kann. Zum Beispiel durfte der Bauer nur Bauern wählen und nur solche aus seinem Wahlbezirk. Da nun viele der letzten kaum nennenswerte politische Intelligenzen enthalten, so mußte es scheinen, als sei oppositionellen Bauernwahlen vorgebeugt. Noch schlimmer erging es den Arbeitern. Fabrikarbeiter durften nur Fabrikarbeiter wählen. Was war aber das Kennzeichen eines solchen? Daß er dauernd Arbeit hatte bei einer Fabrik von mindestens fünfzig Arbeitern. Daß damit den in kleinern Betrieben angestellten Arbeitern das Wahlrecht entzogen wurde, wollen wir gar nicht einmal als eine wichtige Sache ansehen. Aber die Klausel von der dauernden Anstellung stellte es in das Belieben eines jeden Arbeitgebers, den etwa unter seinen Arbeitern tätigen Kandidaten kurz vor der Wahl zu entlassen, falls er ihm mißliebig war. Er konnte auch einem Winke der Polizei folgen müssen. Sobald der Kandidat seine bisherige Arbeitstelle kurz vor der Wahl verlor, büßte er auch sein Wahlrecht ein.

Die Regierung hatte damit jeden Schimmer eines allgemeinen Wahlrechts ausgetilgt. Dennoch hat sie ihre Absicht, eine gefügige „Volksvertretung" zu gewinnen, nicht erreicht. Wie sich die bäuerlichen Abgeordneten stellen werden, weiß man noch nicht. Von jener mythischen Ergebenheit für den Zaren, von der man so oft hat hören müssen, soll keine Spur vorhanden sein. Alle andern Wahlen haben fast nur konstitutionelle Demokraten (Kadetten) ergeben, d. h. Oppositionelle, die weder Umstürzler, Sozialdemokraten noch Nihilisten sein wollen.

Welche Erfahrungen dem russischen Reiche damit beschieden sein könnten, kann hier nicht einmal vermutet werden. Für den Augenblick ist wieder eine merkbare Zunahme der terroristischen Tätigkeit zu verzeichnen. Greifbar hat man sie vor sich in dem beinahe zum Ziel gekommenen Attentat auf den Moskauer Generalgouverneur Dubassow, Anfang Mai, und in der Ermordung des Warschauer Polizeihauptmanns Konstantinow am 14. Mai. Gleichwohl hat der Zar die Duma am 10. Mai selbst eröffnet, und dank den außerordentlichen Sicherheitsvorkehrungen ist nichts passiert. Diese letzten, der Belagerungszustand in Petersburg und vielen Provinzialstädten zeigen, daß sich das allgemeine Stimmrecht den heutigen russischen Verhältnissen nicht anpassen läßt. Inzwischen haben die Verhandlungen der Duma über die Adresse an den Zaren, sodann die Antwort des Ministeriums Goremykin auf diese und endlich die darauf erfolgten Reden in der Duma gezeigt, daß die Formen für ein Zusammenarbeiten zwischen Regierung und Volksvertretung noch durchaus nicht gefunden sind. Sogar der einzige konservative Mann in der Duma, Graf Heyden, verlangt die Entlassung des Ministeriums. Im übrigen

lautet der stärkste Ruf: Aufteilung des Landes unter die Bauern und vollständige Amnestie, allgemeines Stimmrecht!

Die preußischen Sozialdemokraten glaubten einen hohen Trumpf in der Hand zu haben, indem sie unter Hinweis auf die rasche Wahlrechtsentwicklung in Rußland gegen das preußische Dreiklassenwahlsystem demonstrierten. Hier soll dieses in keiner Weise in Schutz genommen werden. Es soll durchaus nicht bestritten werden, daß sich Rußland gewaltig geschadet hat, indem es solange bei dem Absolutismus verharrt hat. Die furchtbaren Stöße, unter denen es jetzt leidet, sind wesentlich mit auf diese Quelle zurückzuführen. Aber daß sich die preußische Regierung durch Versammlungen und Reden nicht schrecken ließ, die die russische Revolution, und zwar gerade den Generalstreik und die scheußlichen Ausschreitungen in den Ostseeprovinzen, verherrlichen, kann man leicht begreifen.

Ebenso plötzlich wie für Rußland schien die Ära des allgemeinen Stimmrechts für Österreich-Ungarn anbrechen zu wollen. Auch dort hatte man schnell die Logik bei der Hand: „Kann das altzivilisierte Donaureich diese immer allgemeiner werdende Form der Beeinflussung des Regiments durch die Regierten nicht ertragen, für die doch Rußland reif genug ist? Stehn wir denn noch hinter den Russen?“ Auch in Österreich machte man Miene, den Generalstreik zur Erzwingung des allgemeinen Wahlrechts durchzuführen. Einige Anstrengungen wurden gemacht, namentlich von Eisenbahnern. Aber die Regierung selber kam den Forderungen ganz und gar entgegen. Die Ursache lag in Ungarn. Dort hat die Unabhängigkeitspartei allmählich immer mehr Boden gefunden. Sie hat die Forderung der Abschaffung der deutschen Kommandosprache für die in Ungarn liegenden Linientruppen, die Ablösung Ungarns vom gemeinsamen Zollgebiet und einige ähnliche Forderungen aufgestellt und damit immer mehr das Herz der Nation erobert. Ihr Ziel war die Beschränkung der Zusammengehörigkeit mit Österreich auf die Personalunion. Da nun die ungarische Verfassung die ganze Macht über den Staat in das Parlament legt, und dieses vollständig in den Händen der magyarischen Adelsoligarchie ist, so wäre die Personalunion gleichbedeutend mit einer magyarischen Adelsrepublik. So sehr sich nun auch Kaiser Franz Joseph in der Gestaltung seiner Regierung nach der Reichstagsmehrheit gerichtet hat, so war hier doch seine Geduld erschöpft. Alle erdenklichen Zugeständnisse ließ er den koalierten Parteien anbieten, jedoch auf jene Forderungen wollte er sich auf keinen Fall einlassen.

Er ging so weit, zweimal sein Ministerium Fejervary mit dem allgemeinen Stimmrecht drohen zu lassen. Dieses setzte die magyarische Mehrheit in Verwirrung; ein Teil war dafür, es anzunehmen, ein Teil wollte nichts von ihm wissen. Das Proletariat griff die Sache begreiflicherweise mit dem größten Eifer auf und demonstrierte gegen den Adel. Trotzdem schlug der Versuch das erstemal fehl. Die koalierten Parteien blieben unbeugsam. Erst als das zweitemal gedroht wurde, und nun an der Ausführung nicht länger zu zweifeln war, war auch die Parlamentsmehrheit zur Nachgiebigkeit bereit. Jedoch nicht zur Unterwerfung. Im Gegenteil, die Führer der Opposition, die Kossuth, Polonyi, Apponyi, Zichy usw., wurden mit der Bildung eines Ministeriums

betraut. Nur vorläufig wurden die erwähnten Fundamentalfragen fallen gelassen, nicht ausdrücklich. Die neuen Minister und ihre Parlamentsmehrheit sanktionieren nicht etwa die deutsche Kommandosprache und das gemeinsame Zollgebiet. Sie verzichten nur bis auf weiteres darauf, die Forderung der Abschaffung geltend zu machen. Es steht ihnen frei, bei einer geeigneten Gelegenheit darauf zurückzukommen. Und dazu ist ihre Macht inzwischen noch sehr gewachsen. Denn allgemeine Reichstagswahlen am 6. Mai haben Kossuth eine große absolute Mehrheit geliefert. Er ist der Herr des Parlaments, nicht einmal seine Kollegen und die andern Fraktionen, auf die er bisher angewiesen war, sind imstande, seine Politik von ihrer Zustimmung abhängig zu machen.

Was aber wird aus dem allgemeinen Stimmrecht? Die Ausführung dieses großen Projekts ist dem neuen Ministerium und der neuen Mehrheit anvertraut. Kossuth war zu sehr an sein demokratisches Programm gebunden, als daß er sich wie Andrassy dagegen hätte erklären können. Aber daß er und seine Parteigenossen eine solche Wandlung gern hätten sehen können, ist kaum denkbar. Sie sind der regierende Ausschuß des magyarischen Adels, in dem gegenwärtigen stark eingeschränkten Wahlrecht wurzelt ihre Macht. Von vornherein ist es im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß sich ein Geburtsadel für das allgemeine Stimmrecht engagieren könnte. Noch gehn seine Mitglieder sogar aus den hauptstädtischen Wahlen hervor. Sobald aber die Massen des Proletariats an den Urnen gleichberechtigt sind, ist der Sieg vieler sozialdemokratischer Kandidaten sicher. Und wie weit sich diese Partei über das ländliche Arbeitertum ausbreiten würde, kann man nur ahnen. Jedenfalls wäre die Annahme des allgemeinen Wahlrechts für die Aristokratie ein Sprung ins Dunkle. Nun ist das seltsame Auskunftsmittel getroffen worden, daß eben sie, eben die in Kossuths Namen gipfelnde Unabhängigkeitspartei die große Wandlung durchführen soll. Ihren Händen ist sie anvertraut. Was mag daraus werden?

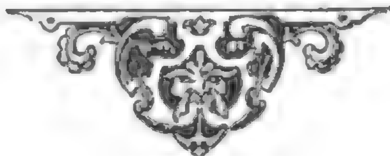
Die Wechselwirkung mit Österreich ist höchst auffallend. Als Fejervary dem Monarchen zuerst die Einführung des allgemeinen Stimmrechts vorschlug, wirkte es natürlich stark anfeuernd auf die zisleithanischen Parteien, die dasselbe Streben hatten, wenn auch aus ganz andern Gründen. Das Ministerium Gautsch aber sah mit Schrecken auf die Folgen. Er sah die Entwicklung der Sozialdemokratie in Deutschland, und es mochte ihm grauen davor, daß Österreich zu dem Elend des Nationalitätenhaders auch noch die Entstehung einer hitzig agitierenden sozialdemokratischen Parlamentspartei von einer ganz andern Machtstellung als bisher zu ertragen haben solle. Ohne Widerspruch wurde erzählt, daß sich Gautsch beim Kaiser bemüht habe, die Fejervary zum erstenmal erteilte Ermächtigung zurückzuziehn. Als aber Fejervary zum zweitenmal den Auftrag erhielt, das allgemeine Stimmrecht für Ungarn einzuführen, konnte es füglich der diesseitigen Reichshälfte nicht vorenthalten werden. „In Ungarn ergreift es der Monarch als Rettungsanker, und in Österreich soll es verderblich, umstürzlerisch sein?“ So riefen die Anhänger der Neuerung, und ihre Logik war unwiderstehlich. Das Ministerium entschloß sich also, dafür einzutreten, und wurde selber damit betraut.

Mit unbestrittener und unbestreitbarer Loyalität hat es sich dieser Aufgabe gewidmet und hat denn auch erreicht, daß die Wahlrechtsunruhen sofort aufhörten. Die Deutschen befürchteten anfangs, daß sie durch die Änderung eine starke Einbuße an Mandaten erleiden würden. Wenn sie auch überall mit einem blauen Auge davon kommen würden, in Mähren würden sie fast ausgemerzt werden, weil dort die deutsche Minderheit nicht geschlossen wohnt, sondern über das ganze Land verteilt ist. Da erfand man ein System geschlossener nationaler Wahlkörper für Mähren, worauf die Deutschen ihre Zustimmung gaben. Auch die Tschechen taten es, wenn auch ebenfalls nicht ohne Proteste. Da kam die Klippe, an der die ganze Sache scheitern sollte, in Galizien zum Vorschein. Galizien ist nur zu 54³/₄ vom Hundert polnisch, zu 42¹/₄ vom Hundert ruthenisch. Die Ruthenen sind nicht nur sprachlich und national, sondern auch kirchlich und sozial von den Polen geschieden. Sie sind das unterworfne Volk. Die Herrschaft liegt gänzlich in den Händen des katholischen polnischen Kleinadels. Er hat fast alle Mandate Galiziens. Das konnte natürlich beim allgemeinen Stimmrecht nicht bleiben. Wenn nun auch die Regierung Galizien den wohlverdienten Zuwachs an Mandaten im allgemeinen gewähren wollte, so konnte sie doch damit die Forderungen der Polen nicht erfüllen. Diese lehnten die Wahlrechtsreform ab. Da sie an den Ultramontanen und den Hochkonservativen in den Alpenländern so viel Beistand hatten, daß die Reform keine Zweidrittelmehrheit finden konnte, zog der Ministerpräsident den unausbleiblichen Schluß daraus, seinen Abschied zu nehmen. Man sagt, daß die Polen gute Fühlung mit dem Hofe gehabt hätten, dem im Grunde die Ablehnung gar nicht unlieb sein könne. Goluchowski, ihr Landsmann und Gesinnungsgenosse, ist notorisch der ausgemachteste Vertrauensmann des Kaisers. Daran hat sich eine ganze Reihe aufregender Ereignisse geknüpft. Der Kaiser nahm den Rücktritt des Freiherrn von Gautsch an und ernannte den Prinzen Hohenlohe, den Statthalter von Triest, zum Ministerpräsidenten. Der neue Mann kam mit den Polen zur Verständigung, nun aber bäumten sich wieder die Tschechen auf. Ehe dies zum Austrag gebracht werden konnte, entstand ein heftiger Konflikt zwischen den beiden Reichshälften. Ungarn verlangte plötzlich, daß der neue Zolltarif, den es sachlich annehmen wollte, seinem Reichstag nicht als zu genehmigende Vereinbarung mit Österreich, sondern als eignes ungarisches Gesetz eingebracht werde. Das war die handgreiflichste Vorbereitung des selbständigen ungarischen Zollgebiets und Zolltarifs. Der Kaiser willigte ein und erzeugte damit die größte Erbitterung in Österreich. Das kaum gebildete Ministerium Hohenlohe nahm seinen Abschied. Einmütig steht der österreichische Reichsrat hinter ihm — gewiß ein seltner Fall. Damit ist in Zisleithanien das allgemeine Stimmrecht ebenso ins Stocken gekommen wie in Ungarn.

Also in Rußland, in Ungarn, in Österreich zugleich! Wird das Rückwirkungen auf Deutschland haben? Die Reform des preußischen Landtagswahlrechts, wie sie in diesem Winter angeboten worden ist, ist so knapp bemessen worden, daß schwerlich anzunehmen ist, die Regierung und die sie unterstützenden konservativen Parteien lassen sich wesentlich weiter treiben. Ob es

richtig ist, sich so ablehnend zu verhalten, soll in dieser rein objektiven Skizze nicht weiter untersucht werden. Baden und Bayern haben sich entgegengesetzt verhalten, sie schreiten kräftig auf der Bahn zum allgemeinen Stimmrecht vor. Auch Württemberg ist mit seiner Verfassungsreform beschäftigt, die jedenfalls das Stimmrecht erweitert und die erste Kammer umgestaltet. Sachsen hat Reformen in Aussicht gestellt, will jedoch von Vorkehrungen nicht lassen, die die Macht der Sozialdemokratie in Schranken halten. Sogar die Regierung eines so kleinen Staates wie Oldenburg hat sich für die Einführung des allgemeinen Stimmrechts ausgesprochen. Sie rechnet wahrscheinlich darauf, daß Oldenburg überwiegend ein Bauernland ist, daß die Industrie schwerlich jemals eine überragende Bedeutung erlangen wird. Jetzt ist das ganz adelslose Ländchen parlamentarisch in der Hand der Großbauern. Darin würde immerhin beim allgemeinen Stimmrecht eine tiefgreifende Änderung eintreten. Überhaupt muß man bekennen, daß niemand mit einiger Sicherheit sagen kann, wohin man in zwei oder drei Jahrzehnten gelangt sein wird. Entgegengesetzte Bahnen haben die Hansestädte Hamburg und Lübeck eingeschlagen. Beide Städte hatten kein allgemeines Stimmrecht, aber sie fürchteten, daß das bestehende Wahlrecht leicht der Sozialdemokratie eine Macht geben könne, daß sie Verfassungsänderungen zu hindern vermöge, und daß gar mit einer bürgerlichen Linken, die vielleicht auf sozialdemokratische Stichwahlstimmen angewiesen sei, auch im übrigen die Gesetzgebung und die Verwaltung zu stark beeinflußt werden könnten. Sie haben deshalb das Wahlrecht stark eingeengt. Damit haben sie im Gegensatz zu dem freisinnigen Programm gehandelt, das unter vorwaltendem Einfluß sozialliberaler Elemente kürzlich zustande gekommen ist. Einer seiner Punkte ging dahin, daß in allen Einzelstaaten das allgemeine Stimmrecht einzuführen sei. In allen — das schließt also auch die hanseatischen Stadtstaaten ein, deren Organismus doch mehr einer Gemeinde als einem Staat gleicht. In den Einwohnerschaften wiegt das proletarische Element vor, namentlich in Hamburg, dessen Einwohnerschaft denn auch nach Ausweis der Reichstagswahlen mit einer unerschütterlichen Mehrheit der Sozialdemokratie anhängt. Kann es einem Zweifel unterliegen, wie hier das allgemeine Stimmrecht wirken würde? Führte man es ein, so hieße das einfach, die große blühende Seehandelsstadt, die erste des europäischen Kontinents, an die Sozialdemokratie ausliefern. Es wäre doch beispiellos, wenn das hamburgische Bürgertum einer doktrinären Mahnung zuliebe das täte.

Das allgemeine Stimmrecht hat Fortschritte gemacht und wird ihrer noch mehr machen. Aber ohne Schwankungen wird es dabei nicht abgehn. Und wenn sich die Sozialdemokratie und ihre jeweiligen Bundesgenossen dabei vergaloppieren, so werden starke Rückschläge nicht ausbleiben.



San Francisco und die deutschen Feuerversicherer

Unmittelbar nachdem die ersten Nachrichten über die durch das Erdbeben hervorgerufne Feuersbrunst, die ganz Francisco zu zerstören drohte, eingelaufen waren, zerbrachen sich einige führende Zeitungen den Kopf darüber, welche Wirkungen diese Riesenkatastrophe auf die Feuerversicherungsgesellschaften, namentlich auf die deutschen Unternehmungen ausüben würde, von denen man wußte, daß sie mit großen Beträgen an der pazifischen Küste Nordamerikas beteiligt waren.

Wenn ein Privatmann, der von geschäftlichen Dingen nicht viel weiß, die Frage aufgeworfen und aus ihrer Beantwortung die Befürchtung abgeleitet hätte, daß die Versicherungsgesellschaften durch die Bezahlung der ungeheuern Entschädigungssummen dem Bankrott zugetrieben werden müßten, so wäre das begreiflich; daß aber die Handelsredakteure großer Blätter über die in Betracht kommenden Verhältnisse so vollkommen im unklaren sein und die angedeuteten Befürchtungen ernstlich in das Publikum ausstreuen konnten, ist doch bemerkenswert. Überraschend ist diese Erscheinung ja nicht; sie ist nur ein neuer Beweis für die dem Fachmanne längst bekannte und von ihm beklagte Tatsache, daß nicht nur im breiten Publikum, sondern auch in solchen Kreisen, deren Intelligenz und vielseitige Kenntnisse außer jedem Zweifel stehn, und die andauernd mit dem Versicherungswesen in geschäftliche Beziehungen zu treten genötigt sind, eine bedauerliche Unkenntnis der Grundlagen und der Lebensbedingungen der Versicherungsunternehmungen vorherrscht. Das hat sich vor fünf Jahren und auch jetzt wieder bei der öffentlichen Besprechung der beiden das Versicherungswesen regelnden Gesetzesvorlagen gezeigt, hat der Hetze gegen die Versicherungsaktiengesellschaften und ihre Syndikate seinen Stempel aufgedrückt und zeigt sich auch gegenwärtig in der Beurteilung der Folgen des Unglücks von San Francisco für die deutschen Feuerversicherungsgesellschaften.

Wenn sich der Zeitungsleser über die Sache klar werden will, brauchte er sich eigentlich bloß seine eigne Versicherungspolice herauszusuchen; dort findet er eine Bestimmung, die sich auf die durch Erdbeben verursachten Brandschäden bezieht und in den meisten Policen folgendermaßen lautet: „Ausgenommen von der Versicherung sind solche Schäden, welche ... die Folge ... eines Erdbebens sind." Dieses ist die Fassung des dritten Absatzes im Paragraphen 1 der vom Verbande deutscher Feuerversicherungsgesellschaften aufgestellten allgemeinen Versicherungsbedingungen. Wenn sich eine solche Bestimmung in den deutschen Versicherungsverträgen findet, so kann man daraus schon schließen, daß der Feuerversicherer in Ländern, in denen der Erdboden nicht die erfreuliche Ruhe zeigt, die unser deutsches Vaterland auszeichnet, die hier gebrauchte Vorsicht nicht außer acht

Digitized by Google

läßt und also dort, sofern die Gesetzgebung dieses nicht etwa entbehrlich macht, in die Versicherungsverträge eine ähnliche Klausel aufnimmt wie die angeführte. Wenn der Versicherer die Erdbebenbrandschäden in seine Entschädigungspflicht mit einschließen wollte, so müßte er sich durch eine anderweitige Berechnung der Prämien überhaupt erst in den Stand setzen, auch das Erdbebenrisiko ohne Erschütterung seiner finanziellen Lage mitzutragen. Wir werden aber später sehen, daß dies nicht wohl durchführbar ist. Es hätte also von vornherein viel näher gelegen, anzunehmen, daß die deutschen Gesellschaften durch die als Folge des Erdbebens anzusehende gewaltige Brandkatastrophe in San Francisco überhaupt nicht in Mitleidenschaft gezogen worden seien, als ihren Ruin zu befürchten.

In der Tat entsprechen die wirklichen Verhältnisse in Kalifornien diesen Erwägungen. Abweichend von der Gepflogenheit einer Reihe andrer Staaten der Nordamerikanischen Union hat Kalifornien keine sogenannte Standardpolice eingeführt, d. h. es ist dort nicht ein bestimmter Policentext, von dem nicht abgewichen werden dürfte, gesetzlich vorgeschrieben, sondern die Formulierung des Versicherungsvertrags ist der Übereinkunft der Parteien, des Versicherungsnehmers und des Versicherers, überlassen. So war es das Nächstliegende, den Wortlaut, der sich auch anderwärts schon bewährt hatte, in Anwendung zu bringen. Deshalb bedienen sich die Gesellschaften, die auch in den östlichen Staaten das Feuerversicherungsgeschäft betreiben, der ihnen dort vorgeschriebnen Newyork-Standardpolice meist auch für den kalifornischen Geschäftsbetrieb, während andre einfach die heimische Police ins Englische übersetzten, und soweit es notwendig war, dem amerikanischen Geschmack anpaßten. So kommt es, daß von den sechs großen deutschen Gesellschaften, die an dem kalifornischen Feuerversicherungsgeschäft beteiligt sind, kaum eine dieselben Bedingungen hat wie die andre; einige bedienen sich der Standardpolice, die eine besondre Erdbebenklausel nicht enthält, wohl aber die Bestimmung: If a building or any part thereof fall, or become untenantable, except as the result of fire, all insurance by this policy on such building or its contents shall immediately cease. „Wenn ein Gebäude ganz oder teilweise durch eine andre Ursache als durch Feuer einstürzt, so erlischt damit sofort die Feuerversicherung dieses Gebäudes und dessen Inhalts.“ Andre Policen enthalten außer dieser Klausel noch eine andre Bestimmung, die sich ausdrücklich mit den als Folge von Erdbeben entstandnen Brandschäden befaßt und diese von der Versicherung ausschließt. Diese Klausel hat in ihrer korrektesten Fassung folgenden Wortlaut: This company shall not be liable for loss caused directly or indirectly by earthquake, ... or by order of any civil authority. ... or (unless fire ensues, and, in the event, for the damage by fire only) by explosion of any kind or from any cause ... „Die Gesellschaft ist nicht haftbar für Brandschäden, die eine unmittelbare oder mittelbare Folge von Erdbeben sind, ... oder auf Befehl der Obrigkeit entstanden sind; ... auch nicht für Explosionsschäden irgendwelcher Art oder Ursache, außer wenn dadurch Feuer entsteht, und dann auch nur für den durch das Feuer verursachten Schaden ...“

Die Bedeutung dieser Vertragsbestimmungen wird klar, wenn man sich vorstellt, wie bei einem Erdbeben die Feuersbrünste entstehn. Eine Anzahl von Häusern stürzt zusammen; durch die sich in ihnen befindenden Herdstellen, Öfen,

brennenden Lampen oder durch Kurzschluß geraten die Trümmer in Brand. Noch ehe dieser Brand ausbrach, schon mit dem Augenblick, wo das Gebäude zusammengestürzt war, hatte es nach der zuerst genannten Klausel aufgehört, versichert zu sein; der Schaden, der durch den in den Trümmern wütenden Brand verursacht wird, fällt also nicht in die Entschädigungspflicht. Von den brennenden Trümmern kann sich aber das Feuer auf solche Gebäude ausbreiten, die den Erdstoß überdauert haben und stehn geblieben sind; mag man das Feuer, das diese Häuser vernichtet, als eine unmittelbare oder eine mittelbare Folge des Erdbebens auffassen, auf keinen Fall gehört der dadurch verursachte Schaden zu den Schäden, die die Versicherungsgesellschaften vertragsmäßig zu ersetzen verpflichtet sind. Damit ist aber die Reihe der Möglichkeiten, wie Brände als Folgen eines Erdbebens entstehn können, bei weitem noch nicht erschöpft; die Erdstöße können auch den Bruch von Gasröhren und dadurch Explosionen, das Herabfallen brennender Lampen, das Umstürzen geheizter Öfen, das Reißen von Stromleitungen verursachen und dadurch mittelbar wieder Brandschäden herbeiführen; versagt infolge des Erdbebens die Wasserleitung, so kann auch das Heißlaufen sonst gekühlter Maschinenteile usw. einen Brand bewirken. Die verschiednen Möglichkeiten, wie Brandschäden als Folgen eines Erdbebens eintreten können, lassen sich durch Beispiele nicht erschöpfen. Um sich darüber klar zu werden, ob ein bestimmter Brandschaden die mittelbare oder unmittelbare Folge eines Erdbebens, oder um mit der amerikanischen Police zu reden, caused directly or indirectly by earthquake ist, muß man sich die Frage vorlegen, ob der Schaden eingetreten sein würde, wenn das Erdbeben nicht stattgefunden hätte. In allen Fällen, wo man diese Frage verneinen muß, ist der Schaden eine unmittelbare oder eine mittelbare Folge des Erdbebens, und die Entschädigungspflicht ist folglich durch den Versicherungsvertrag selbst ausgeschlossen. Es mag vereinzelte Grenzfälle geben, wo sich nicht mit voller Sicherheit sagen läßt, ob ein Brandschaden nicht auch ohne das Erdbeben ausgebrochen sein würde, und es mag ferner einige Fälle geben, wo ein Brand, dessen Ausbruch zweifellos mit dem Erdbeben in keinem Zusammenhange stand, infolge des Erdbebens, zum Beispiel infolge des dadurch verursachten Wassermangels, einen viel größern Schaden verursacht hat, als unter normalen Umständen eingetreten wäre; sieht man aber von diesen sicher ganz vereinzelten Fällen ab, wo die Entschädigungspflicht dem Grunde oder dem Umfange nach zweifelhaft ist, und wo die Versicherungsgesellschaften zweifellos nicht engherzig, sondern so entgegenkommend wie möglich sein müssen, so ergibt sich, daß die ganze ungeheure Feuersbrunst, die einen großen Teil von San Francisco in Asche gelegt hat, wahrscheinlich für keine Gesellschaft, die sich in ihren Policen der oben erwähnten Klauseln bedient, eine Entschädigungspflicht herbeigeführt hat.

Es ist nun überaus charakteristisch für die Stimmung, die im Publikum gegen die Feuerversicherungsgesellschaften herrscht, daß man ihnen zumutete, wie die Zeitungen sich ausdrückten, „auf die Erdbebenklausel zu verzichten“, d. h. trotz der klaren Vertragsbestimmungen die ungeheuern Werte, die durch das Erdbeben vernichtet worden sind, aus Kulanz oder Mitleid oder sonst etwas zu ersetzen. Ganz natürlich: wie mans im kleinen gewöhnt ist, glaubt

mans auch im großen erwarten zu sollen. Steckt jemand seine glühende Zigarre in die Tasche und brennt sich dadurch ein Loch in den Überzieher, so erwartet er selbstverständlich von der Kulanz der Gesellschaft, daß sie den Schaden prompt reguliert und den Betrag zur Anschaffung eines neuen Überziehers an Stelle des abgetragnen herausrückt, und in der Regel tut das die Gesellschaft auch, gezwungen durch eine infolge der nicht immer lautern Konkurrenz eingerissenen Unsitte, obwohl sie nach den Versicherungsbedingungen zweifellos nicht dazu verpflichtet ist. Warum sollten sich die Gesellschaften nun, wo es sich um viele Millionen handelt, an die Versicherungsbedingungen halten? Diesem Gedankengang entsprach die Nachricht, die mit den ersten Telegrammen über die Katastrophe aus San Francisco herüberkam, daß nämlich eine größere Anzahl von Gesellschaften die gemeinschaftliche Erklärung abgegeben hätten, im vorliegenden Falle die Erdbebenklausel nicht zur Anwendung zu bringen. Diese Mitteilung fand Glauben, obwohl sie den Stempel der Erfindung an der Stirn trug. Daß einige Gesellschaftsvertreter die aufgeregten Unglücklichen durch eine ähnliche Erklärung zu beruhigen versucht haben, ist sehr wohl möglich; daß maßgebende Gesellschaftsorgane noch während des Brandes, also ohne die Tragweite ihrer Entschließungen auch nur annähernd ermessen zu können, eine bindende Erklärung abgegeben haben sollen, durch die sie den Ruin der ihnen anvertrauten Interessen herbeiführen konnten, halte ich sogar bei amerikanischen Gesellschaften — oder soll ich sagen, bei diesen erst recht? — für absolut ausgeschlossen. Das Dementi ließ auch nicht lange auf sich warten; schon am 23. April wurde gekabelt, daß eine Vereinigung von Gesellschaftsvertretern erklärt habe, die Gesellschaften litten keineswegs an Geldüberfluß und würden nur die Schäden bezahlen, zu deren Bezahlung sie verpflichtet seien. Obwohl diese Erklärung durchaus korrekt war, hätte sie unter normalen Umständen doch die größte Entrüstung erregt. Was, die Versicherungsgesellschaften bestehn auf der Einhaltung ihrer Versicherungsverträge und wollen darum nur zahlen, was sie wirklich schuldig sind? Das ist ja eine empörende Ruchlosigkeit! Wozu bezahlt man denn seine Prämien? Diesen sonst bei uns in Deutschland üblichen Schrei der Entrüstung hielt diesesmal die durch übertriebne Zeitungsnachrichten hervorgerufne Besorgnis zurück, daß durch die gewaltigen Entschädigungsbeträge die Existenz der beteiligten deutschen Gesellschaften in Frage gestellt werden könnte. Man erwog, ob die Gesellschaften, denen man an sich das Gerupftwerden von Herzen gönnte, nach so starkem Aderlaß auch den einheimischen Verpflichtungen noch würden nachkommen können. Hierbei stellte sich heraus, daß über die Verpflichtungen und die Leistungsfähigkeit der Gesellschaften eine große Unklarheit herrscht, sodaß es sich wohl lohnt, den durch die traurigen Ereignisse von San Francisco angeregten Gedankengängen ein wenig nachzugehn.

Zunächst wäre die Frage aufzuwerfen, ob die Gesellschaften denn recht daran tun, eine solche Ausnahme von der Schadenersatzpflicht in ihre Policebedingungen aufzunehmen. Jeder Einsichtige wird diese Frage sozusagen auf den ersten Blick bejahen. Wir nehmen eine Versicherung, um uns gegen die nachteiligen Folgen von Zufällen zu schützen; aber die Versicherung ist nur denkbar und nur ausführbar, weil sich auch der Zufall, wie die Erfahrung

beweist, bestimmten Regeln fügt. Was unberechenbar ist für den Einzelnen, kann auf Grund der Erfahrungen mit ziemlicher Genauigkeit bestimmt werden für eine größere Gesamtheit. Ob der dreißigjährige A. heute noch oder in acht Tagen oder erst nach siebzig Jahren sterben wird, ist vollständig unsicher; aber daß von tausend Menschen, die heute dreißig Jahre alt sind, 9,5 im Laufe des nächsten Jahres sterben, ist auf Grund eingehender Beobachtungen so wahrscheinlich, daß wir die Lebensversicherung der Dreißigjährigen darauf basieren können. Jede Versicherung muß, sofern sie eine Versicherung und nicht etwa ein verwerfliches Hasardspiel sein will, eine Reihe von beobachtungsfähigen und beobachteten Erfahrungstatsachen zur Grundlage haben, aus denen wir die Regelmäßigkeit des Zufalls durch die sogenannte Wahrscheinlichkeitsrechnung berechnen können. Dies ist, was die Erdbeben anlangt, noch nicht der Fall. Trotz allen Fortschritten der Wissenschaft stehn wir den Vulkan- und den Erdbebenerscheinungen völlig unsicher gegenüber und können keine Regelmäßigkeit in ihrem Auftreten entdecken. So lange dies nicht der Fall ist, können wir sie auch nicht in die Versicherung einbeziehn, und auch wenn es gelingen sollte, auch bei ihnen eine gewisse Periodizität nachzuweisen, so fragt es sich doch noch, ob diese Perioden nicht viel zu groß sein werden, als daß man sie für ein Versicherungsunternehmen nutzbar machen könnte. Denn die Interessen der Menschen sind zeitlich eng begrenzt; für den Schutz unsrer Enkel und Urenkel gegen die Verluste durch Naturereignisse können wir uns wohl noch interessieren und dafür Opfer bringen; wenn aber jemand den Einwohnern bestimmter Gegenden zumuten wollte, vier oder sechs Jahrhunderte lang Prämien für eine Versicherung gegen Erdbebenverluste zu zahlen, weil dort in einer etwa fünfhundertjährigen Periode einmal ein Erdbeben von vernichtender Stärke zu erwarten ist, so würde er mit diesem Gedanken wohl wenig Anklang finden. So unmöglich es also ist, eine Versicherung gegen die Folgen solcher Erdbebenkatastrophen im allgemeinen einzurichten, so untulich ist es, die durch sie verursachten Brandschäden in die gewöhnliche Feuerversicherung mit einzuschließen. Wollte man dies tun, so müßte man die Versicherung auf eine ganz andre Basis stellen, also auch ganz andre, viel höhere Prämien berechnen, und für diese anderweitige Prämienberechnung fehlt es eben an jeder statistischen Grundlage. Es ist also sehr begründet und als dem Willen beider Vertragsparteien, Versicherer und Versicherungsnehmer, entsprechend anzusehen, daß die Policen, wie oben erwähnt worden ist, alle Brandschäden von der Entschädigung ausschließen, bei denen das Erdbeben im Kausalzusammenhang ein für die Entstehung des Brandes ausschlaggebendes Bindeglied ist, denn von allen diesen Brandschäden gilt das schon über die Unberechenbarkeit gesagte.

Nun scheint es aber eine Anzahl von Leuten zu geben, die der Ansicht sind, daß sich die Gesellschaften nicht an ihren Vertrag halten dürfen, sondern „moralisch" verpflichtet wären, doch zu zahlen. Eine solche Handlungsweise wäre jedoch im Gegenteil durchaus unmoralisch. Man muß sich nur klar machen, was eine solche Zahlung bedeuten würde! Die Feuerversicherungsprämien sind bekanntlich infolge der scharfen Konkurrenz so knapp bemessen, daß sie nur gerade eben das Risiko decken und einen minimalen Gewinn ermöglichen, der bei den deutschen Gesellschaften durchschnittlich (wohlverstanden

aus dem gesamten inländischen und ausländischen Betriebe, nicht aus den Kapitalanlagen) zwischen 3 und 4 Prozent der Prämie schwankt.*) Aus dieser Prämie Gefahren zu decken, für die die Prämie nicht berechnet war, ist deshalb ein Ding der Unmöglichkeit. Die Zahlung könnte also aus den laufenden Mitteln der Gesellschaft nicht erfolgen, sondern es müßten dazu die festen Reserven herangezogen werden, d. h. die Kapitalien, die aus den Geschäftserträgen im Laufe der Jahre angesammelt worden sind, um zur größern Sicherung der Verpflichtungen der Gesellschaften zu dienen. Diese würden also durch die Zahlung von Entschädigungen, die sie nicht schulden, die Garantiemittel schmälern, die die Erfüllung ihrer wirklichen Verpflichtungen sichern sollen. Daß damit den Versicherten ein Unrecht geschähe, liegt auf der Hand. Man muß nur bedenken, daß diese häufig gerade durch die Höhe der Garantiemittel, die eine Gesellschaft besitzt, bestimmt worden sind, mit dieser Gesellschaft ihren Versicherungsvertrag abzuschließen. Für die Besitzer hoher Werte, zum Beispiel industrieller Anlagen, oder großer Warenlager usw. im Werte von Millionen spielt die Frage, wie hoch neben dem eingezahlten Teil des Aktienkapitals die angesammelten Reserven einer Versicherungsgesellschaft sind, eine ausschlaggebende Rolle bei der Erwägung, welcher Gesellschaft oder welchen Gesellschaften die Versicherung dieser Werte anvertraut werden soll. Aber auch der kleine Mann, der etwas geschäftsmännischen Blick hat und vorsichtig sein will, kümmert sich mit Recht um die Höhe der Garantiemittel; gerade bei solchen Massenkatastrophen, wo es darauf ankommt, ob die Garantiemittel ausreichen werden, ist er ja genau ebenso interessiert an der Frage, ob er seine paar tausend Mark ersetzt bekommt, wie der große Handelsherr, ob seine Millionenforderung befriedigt werden kann. Werden die Garantiemittel einer Versicherungsgesellschaft durch eine Katastrophe vermindert, für deren Folgen sie nach dem Geschäftsplan haftbar ist, so muß sich jeder Versicherte das natürlich gefallen lassen, und er kann sich auch darüber beruhigen, denn er darf sich sagen, daß der Geschäftsplan, indem er die Haftbarkeit der Gesellschaft für solche Katastrophen feststellt, auch den Grad der Wahrscheinlichkeit ihres Eintritts erwogen und bei der Berechnung der vom Versicherten zu zahlenden Prämienleistung berücksichtigt hat, sodaß zu erwarten steht, daß durch die regelmäßigen Einnahmen bis zum Wiedereintritt einer solchen Katastrophe die Garantiemittel wieder die frühere Höhe mindestens erreicht haben werden. Diese Erwartung kann aber nicht gehegt werden, wenn die Garantiemittel zu Zwecken ausgegeben werden, die im Geschäftsplan nicht vorgesehen sind, also zum Beispiel aus Anlaß von Katastrophen, deren Folgen in den allgemeinen Versicherungsbedingungen ausdrücklich als nicht entschädigungspflichtig bezeichnet sind.

Eine solche Ausgabe würde also den Versicherten eine Garantie entziehn, auf die sie mit Recht gebaut haben, und deren unveränderten Fortbestand sie

*) Daß die von den Versicherungsaktiengesellschaften gezahlten Dividenden nur zum allerkleinsten Teile aus dem Gewinn aus dem Versicherungsgeschäft, vielmehr zumeist aus dem Ertrage der angesammelten Kapitalien gezahlt werden, haben wir schon früher einmal (Jahrgang 1904, Heft 30, S. 568) nachgewiesen.

erwarten durften. Dieser Fortbestand ist nach der Ansicht des Reichsgerichts, die sich in diesem Falle wohl durchaus mit der allgemeinen Rechtsanschauung und den Bedürfnissen des Verkehrs decken dürfte, die selbstverständliche Voraussetzung fortdauernder Wirksamkeit des Vertrags, und wider Treu und Glauben verstößt nach der Auffassung des Reichsgerichts, wer diesen Fortbestand willkürlich erschüttert oder gefährdet. Wie man sieht, hat eben auch der Versicherungsvertrag, wie jedes Ding, seine zwei Seiten, und wer dem Versicherer zumutet, aus Kulanz oder aus Mitleid über seine vertragsmäßigen Verpflichtungen hinauszugehn, verleitet ihn zu einer Handlungsweise, die sich mit Treu und Glauben im Versicherungsgeschäft — und welcher andre geschäftliche Verkehr wäre in annähernd hohem Maße auf Treu und Glauben aufgebaut, wie gerade die Versicherung! — nicht vereinbaren läßt.

Es ist deshalb nicht bloß zu erwarten, sondern dringend zu wünschen, daß sich die Feuerversicherungsgesellschaften unerschütterlich auf den Standpunkt stellen, in San Francisco — und so überall, denn was dem einen recht ist, ist dem andern billig — nur die Brandschäden zu bezahlen, die sie wirklich schuldig sind. Am leichtesten wird dies nach dem Gesagten den Gesellschaften werden, die außer der Einsturzklausel noch die Erdbebenklausel mit ausdrücklichem Ausschluß auch der „indirekt“ durch Erdbeben verursachten Brandschäden haben. Den Gesellschaften, deren Police das indirectly nicht ausdrücklich erwähnt, kommt eine kalifornische Gesetzesbestimmung zu Hilfe, die lautet: Where a peril is specially excepted in a contract of insurance, a loss, which would not have occurred but for such peril, is thereby excepted, although the immediate cause of the loss was a peril, which was not excepted. „Wenn in einem Vertrag eine Gefahr besonders ausgenommen ist, ist der Versicherer für keinen Schaden haftbar, der nicht eingetreten wäre, wenn die genannte Gefahr ausgeblieben wäre, auch dann nicht, wenn die unmittelbare Ursache des Schadens eine Gefahr war, die in dem Vertrage nicht ausgenommen war.“ Auf diese Bestimmung werden sich die Gesellschaften, deren Police schlechthin „durch Erdbeben verursachte Brandschäden“ von der Entschädigungspflicht ausschließt, in den meisten Fällen berufen können, in denen die Entschädigung von mittelbar durch das Erdbeben verursachten Brandschäden in Frage kommt. Aber auch die Gesellschaften, die den Fall des Erdbebens in ihren Policen überhaupt nicht vorgesehen haben, sollten sich auf den Standpunkt stellen, daß sie die durch das Erdbeben verursachten Brandschäden, mittelbare oder unmittelbare, nicht zu vergüten haben, da die Vertragsparteien bei Abschluß des Vertrages gar nicht die Absicht gehabt haben, das Erdbebenrisiko in die Feuerversicherung mitaufzunehmen.

Hier wäre nun endlich einmal für eine der jüngsten Reichsbehörden, für das „Aufsichtsamt gegen Privatversicherung“, wie es nach seiner bisherigen Tätigkeit nicht mit Unrecht genannt wird, eine herrliche Gelegenheit geboten, von seiner Machtvollkommenheit, mit der es bisher so beängstigend umging wie manche Kinder mit ihren Schießgewehren, einen recht verständigen Gebrauch zu machen. Es brauchte nichts weiter zu tun, als die in Kalifornien beteiligten Gesellschaften wissen zu lassen, daß es, was die kalifornischen Schäden anlangt, streng auf der Einhaltung des Geschäftsplans bestehn werde. Wenn die deutschen

Gesellschaften in ihrer durch die internationale Konkurrenz erschwerten Lage sicher wären, daß sie eine Stütze an den Reichsbehörden finden würden, falls sie mit aller Energie den Standpunkt vertreten, nur die Schäden zu bezahlen, die sie zu bezahlen vertragsmäßig verpflichtet sind, so würde die Unsicherheit, die jetzt noch maßgebende Kreise daran hindert, energisch Stellung zu nehmen, schnell verschwinden. Sollte aber irgendeine Gesellschaft so sehr den Kopf verloren haben, daß sie sich einbildet, Schäden bezahlen zu müssen, zu deren Bezahlung sie nicht verpflichtet ist, so wäre es Sache des Kaiserlichen Aufsichtsamts, auf Grund des Paragraphen 64 des Reichsgesetzes vom 12. Mai 1901 dafür zu sorgen, daß eine deutsche Gesellschaft verhindert wird, ihren einheimischen Versicherten einen solchen Streich zu spielen und durch Nichteinhaltung des Geschäftsplans (denn nichts andres ist die Bezahlung von Schäden in Fällen, wo keine rechtliche Verbindlichkeit zur Entschädigung vorliegt) die Interessen der Versicherten zu gefährden oder die dauernde Erfüllbarkeit der künftigen Verpflichtungen in Frage zu stellen.

Wie hätte es denn nun wohl mit der Erfüllbarkeit der Verpflichtungen gestanden, wenn die Brandschäden in San Francisco nicht eine Folge des Erdbebens wären, sondern, aus andrer Ursache entstanden, infolge des Zusammentreffens einer Reihe unglücklicher Umstände den gewaltigen Umfang angenommen hätten, den sie tatsächlich haben? Es ist ja höchst unwahrscheinlich, daß so etwas vorkommt; aber seit den Bränden von Chicago und von Baltimore darf das Unwahrscheinliche nicht mehr als unmöglich angesehen werden, und was sich gestern in Amerika ereignet hat, kann morgen, wenn auch nicht in ganz gleicher, so doch in ähnlicher Weise auch wohl in Deutschland vorkommen. Wie würde es da mit der Leistungsfähigkeit der deutschen Versicherungsunternehmungen stehn? In dieser Allgemeinheit ist die Frage nur schwer zu beantworten. Würde ein solcher Brand z. B. einen Teil von Hamburg verwüsten, wo sämtliche Gebäude bei der staatlichen Feuerkasse versichert sein müssen, so würde namenloses Elend über sämtliche Hausbesitzer hereinbrechen. Denn wenn auch noch nicht einmal ein Viertel der Stadt abbrennen würde, so stünden einer Schadenforderung von einer halben Milliarde Mark nur etwa drei Millionen Prämieneinnahme und zwölf Millionen Vermögen gegenüber. Nun kann ja eine Gegenseitigkeitsanstalt der Theorie nach nicht völlig versagen, da eben alle Versicherten den Verlust anteilweise zu tragen haben, und die Zahlungsunfähigkeit des einen durch Mehrzahlungen der andern ausgeglichen werden muß; aber welche furchtbare Last wäre auf die Hausbesitzer Hamburgs gewälzt, wenn sie in kurzer Frist etwa 480 Millionen Mark aufbringen müßten? Würden sie dazu überhaupt imstande sein? Oder wenn der zehnte Teil von Berlin abbrennt; wie sollen die Mitglieder der Berliner Feuersozietät, d. h. die Berliner Hausbesitzer, 400 Millionen aufbringen? Ich möchte dann weder Berliner Hausbesitzer noch Berliner Hypothekengläubiger sein und auch nicht Aktionär einer in Berliner Werten stark engagierten Bodenkreditbank. Solche Erwägungen, die doch keineswegs als völlig utopisch von der Hand zu weisen sind, zeigen das äußerst Bedenkliche der auf geographisch engen Raum beschränkten Versicherungsunternehmungen, mögen diese private oder öffentliche Anstalten sein. Die Aktiengesellschaften sowie die auf breite geographische Grundlage gestellten größern

Gegenseitigkeitsgesellschaften sind vermöge des von ihnen in die Praxis übertragnen Grundsatzes der Beschränkung des einzelnen Risikos bei Ausdehnung des Gesamtbetriebes sowie durch viel stärkere Anwendung der Rückversicherung unendlich viel besser in der Lage, solche Katastrophen zu ertragen. Zahlenbeispiele neben die obengenannten von Hamburg und Berlin zu stellen, ist nicht angängig, da es unmöglich ist, zu ermitteln, welche Werte an Mobilien und Waren jede einzelne Gesellschaft in Hamburg oder in Berlin versichert, wieviel sie davon in Rückdeckung gegeben hat, und wieviel sie auf eigne Rechnung behält. Kehren wir darum wieder zu dem Beispiel von San Francisco zurück und fragen, ob die dort beteiligten deutschen Gesellschaften ihren Verpflichtungen nachkommen könnten, wenn sie dort überhaupt welche hätten, d. h. wenn die Brandschäden der Katastrophe auf Grund der Versicherungsverträge ersetzt werden müßten. Trotz den großen Summen, um die es sich dabei handelt, wird man diese Frage wohl für alle in Betracht kommenden deutschen Gesellschaften ruhig bejahen können. Beweisen kann man das freilich vorläufig nur für einzelne Gesellschaften, aber gerade für die, die nach den Zeitungsnachrichten am schwersten betroffen sein sollen. Die „Aachen-Münchner“ rechnete nach eigner Angabe ihrer Direktion mit einem Verlust von drei Millionen Dollar und hat deshalb ihre Generalversammlung, die die Verteilung von 100 Prozent Dividende beschließen sollte, bis zum Eintreffen genauerer Nachrichten verschoben. Sie hat, wie es scheint, nichts rückgedeckt; der Verlust würde sie darum etwa den Gewinn des letzten Jahres und nicht ganz die Hälfte ihrer Reserven, die mehr als achtzehn Millionen betragen, kosten, also immerhin zu ertragen sein. Und da sie in ihren kalifornischen Policen die Erdbebenklausel nicht hat, so verlautet, daß sie „als Reklame“ tatsächlich zahlen will. Die „Rhein und Mosel“ in Straßburg ist durch den Wortlaut ihrer Policen besser gedeckt; nach einer Newyorker Kabelmeldung sollte diese Gesellschaft „am schwersten getroffen“ sein; tatsächlich ist sie wahrscheinlich am besten weggekommen, obwohl sie in den verbrannten Stadtteilen von San Franciso $4^1/_2$ Millionen Dollar Versicherungssumme deckt; denn sie hat sich trotz ihrem reichlichen Reservenbesitze sehr stark rückversichert, und ihre Rückversicherer sind vollständig leistungsfähig; müßte sie zahlen, so würde sie das kaum die Hälfte eines guten Jahresgewinnes kosten. Die „Hamburg-Bremer“ in Hamburg soll eine Million Dollar für eigne Rechnung im Feuer gehabt haben. Bei einer Prämieneinnahme von 13 Millionen Mark und $3^1/_2$ Millionen verwendbaren Kapitalbesitzes würde auch sie ihren Verpflichtungen gerecht werden können. Dasselbe kann man ohne weiteres von der „Preußischen National“ in Stettin und auch von der „Transatlantischen“ und der „Norddeutschen“ in Hamburg annehmen, deren mutmaßliche Schadenbeträge noch nicht bekannt sind.

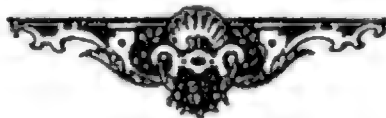
Nun haben Neunmalweise in patriotischer Empörung auch die Frage aufgeworfen: Was haben denn aber die deutschen Gesellschaften überhaupt in Amerika zu suchen? Was geht die „Rhein und Mosel“ in Straßburg oder die „Preußische National“ in Stettin denn Kalifornien an? Die Antwort auf diese Frage ist schon angedeutet worden. Eine verständige Versicherungsunternehmung muß in die Weite schweifen; denn das entspricht der Grundaufgabe der Versicherung

als einer Einrichtung zur Verteilung drohender Vermögensverluste auf möglichst viele Schultern. Der deutsche Versicherte darf nicht glauben, daß er es ist, der den gutgestellten deutschen Versicherungsgesellschaften zu den starken Reserven verholfen hat, aus deren Kapitalerträgen sie jetzt die hohen Dividenden zahlen, über die der deutsche Philister die Nasen rümpft, weil er sich einbildet, er bezahle zu hohe Prämien. Die Statistik zeigt, daß an den deutschen Prämien blutwenig zu verdienen ist; und wenn die deutschen Gesellschaften deshalb auch im Auslande Geschäfte zu machen versuchen, so sollten sich der deutsche Aktionär und der deutsche Versicherte darüber um so weniger aufregen, als er selbst in der Frage, bei wem er Versicherung nehmen soll, keineswegs immer seine patriotischen Gefühle mitsprechen läßt, sondern, nicht immer zu seinem Vorteil, bisweilen auch ausländische Gesellschaften den einheimischen vorzieht. Freizügigkeit und Internationalität gehören zu den Grundpfeilern des Versicherungswesens; auf ihnen bauend, haben deutsche Solidität und deutscher Unternehmungsgeist auch das deutsche Versicherungswesen trotz aller staatlichen Bevormundung und Behinderung zu einer Blüte entwickelt, die ihm erlaubt, auch bei solchen gewaltigen Katastrophen wie in San Francisco, sobald eine vertragsmäßige Zahlungspflicht vorliegt, seine Leistungsfähigkeit segensreich zu beweisen.

Aber die Frage, ob eine Zahlungspflicht vorhanden ist, muß immer im Vordergrunde bleiben. Angesichts unendlichen menschlichen Elends soll das menschliche Herz auch die unendliche Tiefe seiner Mitleidsfähigkeit und seiner Nächstenliebe zeigen. Wenn die deutschen Versicherungsgesellschaften, die bisher an dem kalifornischen Geschäft beteiligt waren, aus den etwa für solche Zwecke verfügbaren Mitteln die reichlichsten Spenden nach Amerika senden, so wird das diesseits von Herzen gebilligt und drüben dankbar empfunden werden. Aber das Geschäft selbst muß Geschäft bleiben. Die Versicherung ist keine Mildtätigkeit, sondern ein Rechtsgeschäft. Vielleicht bringt das Unglück von San Francisco, das vorübergehend Kapitalisten, Aktionäre und Versicherte unsers Landes für ihre berechtigten Ansprüche hat zittern lassen, auch den einheimischen Versicherten die gute Lehre, daß die Einhaltung des Geschäftsplans, d. h. die Befriedigung aller vertragsmäßig gesicherten Ansprüche und die Ablehnung aller willkürlichen Forderungen die einzig richtige Grundlage eines reellen Versicherungsunternehmens sein kann. Wenn es erlaubt ist, zu einem so trocknen Thema Schiller zu zitieren, so möchte ich auf seine Worte im Demetrius hinweisen:

Es ist die große Sache aller Staaten
Und Thronen, daß gescheh, was Rechtens ist,
Und jedem auf der Welt das Seine werde;
Denn da, wo die Gerechtigkeit regiert,
Da freut sich jeder, sicher seines Erbs,
Und über jedem Hause, jedem Thron
Schwebt der Vertrag wie eine Cherubswache.

Das gilt auch vom Versicherungsvertrag! C. G.



Zwei kulturgeschichtliche Werke

1

Den Landsleuten gebührt der Vortritt; darum mußte der unten genannte Engländer*) wiederholt zurückgeschoben werden, und da wir beschlossen, Pastor mit ihm zu verkoppeln, so hat auch der ein reichliches Jährchen warten müssen. Sie orientieren beide sehr gut über den gegenwärtigen Stand ihrer Wissenschaft, und zwar über zwei Richtungen dieser Wissenschaft: Pastor vertritt die phantasievolle Konstruktion, Jones die solide Forschung. Trotz der heutigen Schnelllebigkeit darf man hoffentlich das, was sie bieten, noch dem gegenwärtigen Stande zurechnen; wäre es doch schlimm bestellt um die Ergebnisse der Wissenschaft, wenn sie nicht einmal drei Jahre lang Geltung beanspruchen könnten.

Pastors Buch, nur 283 Seiten, ist das an Umfang kleinere, umspannt aber einen bei weitem größern Zeitraum als das andre, mit Index 543 Seiten starke: vom Nebelstadium der Erde bis auf Kaiser Wilhelm den Zweiten. Es ist ein kühner und geistreicher Versuch, die ganze Menschheitsgeschichte von einem einzigen Gesichtspunkt aus streng naturwissenschaftlich zu konstruieren. Man darf das Bild dieser Geschichte, das er entrollt, erhaben nennen, aber vom Erhabnen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt, und hier war nicht einmal ein Schritt zu tun, denn der streng naturwissenschaftlichen Auffassung der Menschheitsgeschichte ist das Lächerliche immanent. Der Verfasser geht von dem Anblick aus, den die Erdoberfläche dem Luftschiffer darbietet. Wald, Wiese und Wasser erscheinen als ein Netzwerk von „grotesken, unruhigen Linien, als tausend Verästelungen einer launischen Filigrankunst“. Einen ganz andern Stil zeigt das Gewebe, das der Mensch darüber spannt. „Kein willkürliches Hin und Her mehr, kein Spielen mit der Form: die gerade Linie, Bewußtsein und Klarheit herrscht überall.“ Geradlinig sind die neuen Straßen der Großstädte, sind die Eisenbahnen, die Tunnel, die Kanäle. Darin ist nun aber nicht etwa die Beherrschung der Natur durch den Menschengeist zu erkennen, sondern umgekehrt ist der Menschengeist oder vielmehr, um im naturwissenschaftlichen Sprachgebrauch zu bleiben, das Menschenhirn nur Organ für den Naturwillen, für den Willen der Erde, unsers Sterns, der durch dieses Werkzeug seine Oberfläche umgestaltet. „Und das Ende? Ein Stern, marsähnlich umgewandelt, in dem nichts, nichts mehr an die alte Welt erinnert, an den Filigranstil des silbernen

*) Willy Pastor: Die Erde in der Zeit des Menschen. Versuch einer naturwissenschaftlichen Kulturgeschichte. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs, 1904. — The Dawn of European Civilization by G. Hartwell Jones, Rector of Nutfield, Surrey. London, Kegan Paul, Trench, Trübner and Co., Ltd., 1903.

Digitized by Google

Wassergewebes.“ Schade nur, daß, wie die Zeitungen melden, die Astronomen anfangen, verschämt zu bekennen, daß sie die „Marskanäle“ Schiaparellis entweder gar nicht oder nur mit starker Anspannung ihrer Phantasietätigkeit zu sehen vermögen. Daß es Pastor mit der eingangs ausgesprochnen Auffassung voller Ernst ist, und daß sie nicht etwa bloß ein zur Ausschmückung verwandter geistreicher Einfall sein soll, beweisen ihre zahlreichen Wiederholungen in immer neuen Wendungen. Er erinnert an den berühmten Antigonechor: Viel Gewaltiges lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch. Die Geschichtschreiber wiederholten ihn in hundert und aberhundert Variationen. Der Glaube an den „siegreichen Kampf des Menschen gegen die Mächte der Natur“, wie man es jetzt weniger sophokleisch nenne, sei das geistige Band, das alle Teile ihrer exakten Forschung zusammenhalte. Über den Heroenkult spotte man jetzt, am Menschenkult halte die Eitelkeit um so fester. „Aber dieser Menschenkult ist etwas vorgalileisches, mindestens vorlamarckisches; und eine scharfe Auseinandersetzung mit solchem Aberglauben ist die erste Aufgabe für den Kulturhistoriker, der ein Ohr hat für die Harmonie der Sphären, dem die Erde nur ein Stern ist unter Sternen.“ Nicht gegen die Erde, heißt es eine Seite weiter, „sondern durch die Erde schufen Bäume oder Vulkane oder Eiszeitgletscher, was sie an der Erde modeln konnten. Soll es nun plötzlich so anders sein, wenn die planetare Kraft Ansatzpunkte in einer andern Gestaltung sucht, der Gestaltung Mensch?“ Und weiter: soll etwas neues geschaffen werden, so muß eine Spannung hervorgebracht, das Leben einem Hochdruck unterworfen werden. „Noch kennen wir bei weitem nicht alle Mittel, deren der Planet sich bediente, um das jeweilige höchste Leben unter solchen Hochdruck zu pressen. Eines dieser Mittel aber ist in hinreichender Klarheit untersucht“: es bestand in den Eiszeiten. Er rechnet den Herdeninstinkt, der nichts persönliches, nichts individuelles gelten läßt, zu den Bedingungen, unter denen „die einzelnen Arten der Erde zu wesentlichen Umbildungen verhelfen konnten“. Im Mittelalter hat sich die Naturkraft, die früher in Gestalt von Wald, Wasser, Nebel dem deutschen Boden entstiegen war, zurückgezogen in ummauerte Städte, die Geistform angenommen, sodaß dieses Germanenvolk „von der Erde Gnaden mächtig wurde“. Die germanische Intelligenz schafft „alle die zahllosen Erfindungen, die heute den Planeten umformen“. „Die bessern Truppen soll England [im Ringen mit seinen Gegnern und Konkurrenten] gestellt haben, die stärkern Schiffe? Nein: es hat sich am besten auf die große Aufgabe verstanden, die das Jahrhundert, der planetare Wille verlangte, die Aufgabe, die elementaren Mächte in die Arbeit des Menschen hineinzuverweben.“ Und vorher: „Germanen, nur Germanen haben die großen Erfindungen geleistet, die langsam unserm Planeten ein andres Gesicht verleihen.“

Gewiß haben sie das; wir sind stolz darauf und schöpfen daraus frohe Hoffnung auf die Zukunft unsers Volkes. Aber nicht von der Erde Gnaden haben sie es getan, als Werkzeuge des Planeten, der durch sie seine Oberfläche mit einem geradlinigen Netzwerk bedecken will, ehe er der drohenden Erstarrung anheimfällt, sondern in Ausführung des göttlichen Gebotes: Seid fruchtbar und mehret euch, und erfüllet die Erde, und machet sie euch untertan. Und

sie werden dabei hoffentlich so gescheit sein, daß sie die Geradlinigkeit nicht bis zu der — wahrscheinlich bloß eingebildeten — Marsform treiben, sondern es machen wie unsre Großväter, die vor hundert Jahren vom französischen zum englischen Gartenstil übergegangen sind. Kann es etwas lächerlicheres geben als den Gedanken, daß alle Menschenseelen mit ihren Freuden und Schmerzen, ihrem Sehnen und Hoffen, daß alle Großgeister, alle Dichter und Denker, alle Maler und Musiker, alle Helden und Märtyrer nichts sein sollen als Werkzeuge der Erde zur Umgestaltung ihrer Oberfläche? Muß es diesem aus Erden und Metallen bestehenden Klumpen nicht völlig gleichgiltig sein, wie seine Oberfläche aussieht? So gleichgiltig wie dem einzelnen Steine, der nicht das geringste dagegen einzuwenden hat, wenn man ihn zerkratzt oder behaut, der aber auch nicht im geringsten danach verlangt? Aus der Harmonie der Sphären soll man solchen Unsinn heraushören? Die Sphären haben keine andre Harmonie, als die ein vernünftiges Wesen in sie hineinhört. Die gesamte feste, flüssige und gasförmige Materie, sie mag sich im Zustande des Urnebels befinden oder zu Systemen rotierender und rollender Kugeln gestaltet sein, ist für sich selbst eine schlechthin gleichgiltige und wertlose Masse, nicht mehr wert als ein Kotklümpchen, das ein Hingefallner von seinem Beinkleid abwischt. Was den Sonnen und den Planeten Bedeutung verleiht, das ist ganz allein der doppelte Dienst, den sie vernünftigen Geschöpfen leisten, indem sie sich ihnen einerseits als Wohnplatz, Nahrungspender, Werkstatt und Werkzeugkasten darbieten, andrerseits als Gegenstände der wissenschaftlichen Erforschung und der ästhetischen Betrachtung: als Ton-, Farben- und Formensymphonie. Immerhin bedeutet Pastors Auffassung einen Fortschritt gegen den Darwinismus in seiner rohesten Gestalt. Dessen Gott ist die absolute Dummheit. Ursach-, ziel- und zwecklos durcheinanderwirbelnde Atome bringen rein zufällig alle Organismen zustande, unter ihnen auch den Menschen, indem äußerliche materielle Stöße und Zerrungen, drückende, reibende, treibende, ausdehnende Körper der Umgebung chemische Verbindungen in Organismen und einen Organismus in den andern verwandeln, wobei, natürlich ebenfalls rein zufällig, in einer Anzahl solcher Gebilde plötzlich Bewußtsein aufblitzt, Eiweißklümpchen anfangen, zu empfinden, zu hören, zu sehen, sich selbst und ihre Umgebung zu beschauen und zu bearbeiten. Von einem Willen ist da keine Rede. Pastor kennt einen Willen, den Planetenwillen. Wie denkt er sich den? Da er Fechner einmal zitiert, darf man vermuten, daß er dessen Auffassung zuneigt, die den antik-scholastischen Glauben an Planetengeister erneuert hat. Wir halten diesen Glauben für phantastisch. Setzen wir ihn aber einmal voraus, so muß doch, damit der Kosmos nicht ins Chaos zurückfalle, Verständigung und unverbrüchliche Harmonie zwischen den Sterngeistern angenommen werden, und die ist nur möglich, wenn ein Weltgeist sie alle beseelt und beherrscht, sodaß als die unvermeidliche Konsequenz des Planetenwillens zuletzt der Theismus erscheint. Und haben wir den erst, dann kehrt sich das naturalistische Weltbild ganz von selbst wieder um. Haben wir den vernünftigen, den geistigen Urheber der Welt, so versteht es sich von selbst, daß dieser seine vernünftigen Geschöpfe nicht zum Dienste für Erden, Steine und Wasser, oder was sonst die Oberfläche der Planeten ausmachen mag,

sondern die Erden, Steine, Wässer und Bäume samt den die Planeten belebenden Sonnen zum Dienste seiner vernünftigen Geschöpfe geordnet hat. Ob man nun zwischen Gott und der uns bekannten Welt noch vermittelnde Dämonen, dienstbare Geister, seien es Planetengeister oder christliche Engel, annehmen will, das hängt vom Geschmack und dem Belieben des Einzelnen ab. Was über die Erfahrung, zu der aber die in der Welt herrschende Vernunft gehört, hinaus liegt, das bleibt dem freien Spiel der Phantasie preisgegeben.

Und die Phantasie schaltet und waltet ebenfalls frei in dem ungeheuern Gebiet aller Uranfänge, die sich sämtlich, wie auch Jones hervorhebt, der exakten Forschung entziehen. Pastor glaubt zu wissen, wie alles zugegangen ist bei der Rassenbildung. Mit Penka und Ernst Krause (Carus Sterne) nimmt er an, daß die Nöte der Eiszeit die arische Rasse geschaffen haben, und daß diese den Südländern die Kultur gebracht hat; daß die Kultur nicht, wie man früher glaubte, von Südosten nach Nordwesten, sondern aus dem europäischen Norden nach Afrika und Asien fortgeschritten ist. Was wir sonst bis jetzt über diese Hypothese gelesen haben, scheint uns so wenig wie Pastors Buch die Ansicht zu widerlegen, die wir bei der Besprechung von Krauses „Tuiskoland" im dritten Bande des Jahrgangs 1892 der Grenzboten S. 212 ff. ausgesprochen haben. Wir wollen hier die Hauptstelle dieser Rezension wiederholen. Zunächst bemerkten wir, daß das Vorgeschichtliche eben nicht Gegenstand der Geschichtschreibung sein könne, und fuhren dann fort:

Bei der Frage, die Krause zu beantworten unternommen hat, waltet noch dazu der eigentümliche Umstand ob, daß wir noch gar nicht einmal wissen, was sie für einen Sinn hat. Was soll das heißen, Urheimat der Arier? [Untertitel von Tuiskoland]. Das Land, in dem die Arier auf Eschenbäumen gewachsen [Iscävonen erklärt Krause als Eschengeschlecht], oder von Gott erschaffen worden sind, oder sich aus Menschen andrer Rasse oder aus Tieren entwickelt haben? Viererlei glauben wir ohne alle prähistorische Gelehrsamkeit mit voller Klarheit zu erkennen und ganz bestimmt zu wissen. 1. Daß es edle und unedle Menschenrassen gibt. 2. Daß die Arier unter den edeln Rassen die edelste sind. 3. Daß diese Rasse die Fülle ihrer körperlichen Vorzüge nur in einem solchen Lande erwerben konnte, das einen ordentlichen, erfrischenden Winter hat, und solche Länder gibts in Hochasien auch. 4. Daß sich die Fülle ihrer geistigen Vorzüge nur in Europa entfalten konnte. Aber über ihren Ursprungsort vermag schon darum keine Wissenschaft Auskunft zu geben, weil nicht einmal der Begriff des Ursprungs oder der Entstehung feststeht und wissenschaftlich gar nicht festgestellt werden kann. Man bekennt sich entweder zum Schöpfungswunder (das mit der Entwicklungstheorie kombiniert werden kann: Veredlung eines schon vorhandnen Organismus durch einen göttlichen Eingriff) oder zur darwinischen Hypothese. Im ersten Falle ist als zweites Wunder die Verzweigung der Nachkommenschaft des Urmenschen in Rassen anzunehmen. Dieses braucht nicht als plötzlich wirkend gedacht zu werden, sondern Gott kann die weitere Entwicklung so geleitet haben, daß natürliche Ursachen die erforderlichen anatomischen und physiologischen Veränderungen allmählich hervorbrachten. In einer kalten Gegend kann man sich den Urmenschen nicht gut denken, weil für Wesen mit nackter zarter Haut schon eine gewisse Summe von Erfahrungen und erworbnen Fertigkeiten dazu gehört, einen nordischen Winter lebendig zu überstehn, besonders da die menschliche Kindheit so lange dauert. Man wird deshalb annehmen müssen, daß Adam in einem milden Klima entweder als Arier erschaffen worden ist, daß aber nur die von seinen Nachkommen, die nordwärts zogen, die Merkmale der arischen Rasse festhielten und weiter entwickelten, oder daß er ein brauner Mensch von einer weniger edeln Bildung war,

und daß die Veredlung eines Zweiges seiner Nachkommenschaft teils auf asiatischen Gebirgen, teils in Europa vor sich gegangen ist. Glaubt man an die darwinische Hypothese, so nimmt man als Stammväter des Menschengeschlechts eine Gattung geschwänzter Baumtiere an, die sich mit der Zeit in die Gattungen der Vierhänder und der ungeschwänzten Zweihänder spaltete. Die Menschenrassen können dann eine aus der andern oder sämtlich unmittelbar aus verschiednen Arten der zweihändigen Alalen entsprungen sein. Nimmt man das zweite an und zugleich, daß die Arier in Nordeuropa entstanden seien, so müßte ein Zweig der Alalen nach Europa gewandert sein, ehe sie sich zu vollkommnen Menschen entwickelten. Da aber die Affen nur im heißesten Klima fortkommen und gegen Kälte sehr empfindlich sind, so ist es wahrscheinlicher, daß ihre von denselben Vätern abstammenden, also auch in derselben Heimat entstandnen Brüder ebenfalls für ein Tropenklima organisiert waren. Demnach dürften nicht Wesen, die noch dem Affengeschlecht nahestanden, die nordischen Stammväter der Arier gewesen sein, sondern wirkliche Menschen, deren Fähigkeit, sich jedem Klima anzupassen, ja bekanntlich die aller Tierarten übertrifft. Der Ausdruck: Ursprung der Arier in Nordeuropa, würde also den Sinn haben, daß sich dieser edelste Menschenschlag hier aus einem unedlern, entweder aus einem der noch jetzt lebenden oder aus einem längst ausgestorbnen, entwickelt habe. Ehe nicht in dieser Weise festgestellt wird, was man mit dem Ursprunge der Arier meint — und das wäre eben nur auf dem Wege eines willkürlichen, also ganz unwissenschaftlichen Übereinkommens möglich —, scheint uns die Frage nach deren Urheimat gar keinen Sinn zu haben.

Pastor glaubt, daß die dritte, die diluviale Eiszeit das Menschentier oder den Tiermenschen zum Menschen gemacht habe. Die Kälte forme Wasserdünste zu Eiskristallen, Abkühlung verkruste die Sterne. Es dürfte ihm schwer werden, wenn er es versuchen wollte, im einzelnen zu zeigen, wie die Kälte Tiere zu Menschen macht. Im allgemeinen ist die Kälte der Entwicklung der Organismen doch wahrlich nicht günstig; ein gewisser Kältegrad vernichtet alles Leben. Nur im Wasser, dessen Temperatur ja niemals unter den Gefrierpunkt sinken kann, wimmelt es auch im Norden von Tieren (niedrer Art); aber die Landtiere entfalten nur in milden Zonen großen Formenreichtum und fröhliches Leben. Schon der unbekannte Grieche, dessen Schrift über das Klima (περὶ ἀέρων ὑδάτων τόπων) unter dem Namen des Hippokrates umlief und von Aristoteles benutzt wurde, hat richtig erkannt, daß es nicht die Kälte ist, was die Europäer tüchtiger gemacht hat als die Asiaten, sondern der häufige und starke Wechsel der Temperatur und des Wetters, der beständig die Aufmerksamkeit in Spannung erhält, zum Nachdenken, zu Vorkehrungen, zu oftmaligem Wechsel der Entschließungen zwingt. Eine Hauptschwierigkeit für die strengen Darwinianer bildet die Enthaarung des Menschentiers. Pastor sagt mit Bölsche: die Kälte macht nackt. Wieso? Nun, beständige Bedeckung des Kopfes hat zur Folge, daß man die Haare verliert. Im nordischen Winter hüllten sich die Tiermenschen in Pelze, und das hat sie enthaart. Aber die Tropenbewohner haben doch auch kein natürliches Haarkleid mehr? Ja, die sind Nachkommen enthaarter Rückwandrer aus dem Norden. Diese Rückwandrungen sind in verschiednen Perioden erfolgt. Die ersten Rückwandrer haben die behaarten Tiermenschen, die sie vorfanden, totgeschlagen, weil sie sie fürchteten. Sie selbst hatten sich erst nur wenig über den Tiermenschen emporgearbeitet, wie wir das an den Australiern, den Feuerländern sehen. Die spätern Schichten von Rückwandrern, die viel längere Zeiträume hindurch der bildenden Kraft der Kälte ausgesetzt

gewesen waren, wurden immer vollkommner und gescheiter, und die erschlugen nun nicht mehr die tierähnlichen Nachkommen der ersten Rückwandrer, sondern benutzten sie als Arbeittiere. Ja, wenn man nur die nötige Zahl willkürlicher Voraussetzungen macht, kann man daraus eine ganz schöne Beschreibung der Ereignisse konstruieren, die sich vor der geschichtlichen Zeit zugetragen haben. Widerlegt können ja diese Voraussetzungen so wenig werden wie bewiesen, aber sehr wahrscheinlich sehen sie nicht aus. Ob die Kopfbedeckung die Hauptursache des Haarverlustes ist, das wäre erst noch durch eine genaue Statistik zu ermitteln. Die Bauerfrauen tragen in vielen Gegenden ihre Kopfbedeckung den ganzen Tag und bekommen trotzdem keine Glatze, während die Bonvivants, denen der Schädel durch die Haare hindurchwächst, den Hut nur im Freien aufzusetzen pflegen. Wären die Menschen bloße Naturwesen, so würde sich nach dem Gesetze der Anpassung und Auslese ihr Haarkleid im Norden zum Zottelpelz vervollständigt haben. Und das vielmalige Hin- und Zurückfluten zwischen Norden und Süden müßte doch wenigstens einigermaßen plausibel gemacht werden.

Es wurde oben bemerkt, daß die Menschen schon auf einer ziemlich hohen Kulturstufe stehn, also längst über die angenommne Tierheit hinaus sein mußten, wenn sie einen nordischen Winter überstehn sollten. Und daß sogar die tiefste Stufe des wirklichen Menschen noch durch eine unausfüllbare Kluft von der wirklichen Tierheit getrennt ist, gesteht Pastor selbst verblümt zu, indem er ganz richtig schreibt: „So widersinnig es klingt: es ist doch nur ein Gradunterschied, der die roheste Steinklinge trennt von der vollkommensten Dynamomaschine, und die Menschen, die jene erfanden, haben das größere geleistet.“ Zwischen der Steinklinge, die der Mensch gemeißelt hat, und dem Baumast, den der Affe schwingt, besteht also nicht bloß ein Gradunterschied, und noch deutlicher wird das bei den Tierbildern auf Renntierstangen und Mammutzähnen (sie sollen nach Pastor und andern nicht erste Äußerungen des künstlerischen Bildnertriebes, sondern Zaubermittel gewesen sein), für die es in der Tierwelt gar kein Analogon gibt, obgleich doch der Affe Hände zum Zeichnen und in der Gefangenschaft oft genug Gelegenheit hat, das Zeichnen und Zeichnungen zu sehen. Unsrer Überzeugung nach hat eben nur ein Schöpfungswunder, nicht allmähliche Entwicklung, den tierischen Organismus zum menschlichen steigern, das dumpfe tierische Triebleben zum bewußten geistigen Betrachten und Schaffen emporheben können. Die Kälte, um auf diese Kraft zurückzukommen, erzeugt Spannkraft, wenn sie nicht so lange anhält, daß unter ihr das Leben verkümmert, und der harte Kampf mit feindlichen Naturgewalten kräftigt den Leib wie den Charakter. Wir dürfen also glauben, daß die arische Rasse ihre Kraft, ihren Mut, ihre Schneidigkeit, ihre Frische einem längern Aufenthalt in nördlichen oder in hochgelegnen südlichen Ländern verdankt. Aber die Anlage zu den feinsten sittlichen, ästhetischen und wissenschaftlichen Kulturleistungen, die von den Hellenen vollbracht worden sind, und für die unsre germanischen Vorväter sofort bei der Berührung mit ihnen Verständnis, Geschick und Lust bekundet haben, diese Anlage kann, falls sie nicht anerschaffen war, nur in einer heitern Umgebung und in verhältnismäßig glücklicher, bequemer Lage entstanden sein. Wir vermuten darum, daß diese Anlage schon vorhanden war, ehe die

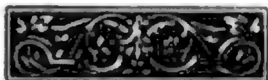
Arier entweder in den Norden oder auf rauhe Gebirge Asiens verschlagen wurden, wo sie sich zu wilden Kriegshelden entwickelten, ohne ihr edles Gemüt und ihren reichen Geist einzubüßen. Und noch ein andrer Umstand verbietet uns, ihre Urheimat in nordischen Eiswüsten, in Sümpfen und Wäldern zu suchen. Pastor überschreibt ein Kapitel: „Das erste Haustier, das Feuer". Mit dem ersten Haustiere meint er nämlich das Feuer. Aber wie die Menschen zu wirklichen Haustieren gekommen sein mögen, darüber scheint er nicht nachgedacht zu haben, sondern wiederholt nur, obwohl sonst in allem so neu und originell, die alte Ansicht, wonach die Menschen vom Jäger- zum Nomadenleben und von da zum Ackerbau übergegangen sein sollen. Nun hat vor zehn Jahren Eduard Hahn in seinem Buche: Die Haustiere und ihre Beziehung zur Wirtschaft des Menschen (Leipzig, Duncker und Humblot, 1896) nachgewiesen, daß diese Ansicht falsch ist. (Wir haben den Hauptinhalt des Buches im 35. Hefte des Jahrgangs 1898 der Grenzboten wiedergegeben.) Jägervölker werden niemals seßhaft, und echte Nomaden werden es nur sehr schwer. Die Russen verraten heute noch ihr Nomadenblut. Indem die Germanen nicht allein leicht seßhaft wurden, sondern geradezu nach Seßhaftigkeit strebten — ihre Wanderungen nach dem Süden hatten, im Unterschiede von denen der mancherlei Mongolenhorden, keinen andern Zweck als feste Niederlassung —, haben sie bewiesen, daß sie nur, in unwirtliche Gegenden verschlagen, gezwungen nomadisierten, solange und soweit ihnen die seßhafte Lebensweise ihrer Vorfahren verwehrt war. Und nun die Hauptsache! Jägervölker zähmen, außer dem Hunde, niemals Tiere, können sie bei ihrer Lebensweise gar nicht zähmen. Darum ist es undenkbar, daß das Hirtenleben aus dem Jägerleben hätte hervorgehn können. Die Tierzähmung und Tierzüchtung kann nur in Verbindung mit dem Ackerbau vor sich gegangen sein. Wie Hahn sie sich denkt, wollen wir hier nicht noch einmal ausführlich wiederholen, sondern nur kurz andeuten. Rinder wurden von den ansässigen Bauern in Umzäunungen gehalten, weil man sie zu Opfern für die Mondgöttin brauchte, der sie der Form ihrer Hörner wegen geheiligt waren. Dabei lernte man gelegentlich ihre Milch schätzen und kam allmählich darauf, durch Züchtung den Milchertrag zu vermehren, denn wilde Kühe geben gleich allen andern weiblichen Tieren nicht mehr Milch, als ihre Jungen nötig haben, wie auch wilde Schafe keine Wolle tragen. Auch die Kastration der Stiere war eine Kulthandlung: sie wurde bei den Tieren vorgenommen, die das Bild der Göttin von einem Orte zum andern zu befördern hatten; und so lernte man die Sanftmut des Ochsen kennen, die ihn zum Pflugtier geeignet machte. Erst von da an begann der eigentliche Ackerbau, der Anbau von Zerealien, dem der Hackbau von Wurzel- und Knollengewächsen vorangegangen war. Der Schauplatz dieser Entwicklung ist nach Hahn die Euphratniederung gewesen. Hier also, bei einem seßhaften Volke, ist die Kultur entstanden, nicht in Eiswüsten. (Als allererste Stufe — die paradiesische, muß man natürlich, und als Darwinianer erst recht, die Einsammlung wild wachsender Baumfrüchte annehmen, als zweite, auf der die Südseeinsulaner heute noch stehn, die Pflanzung und Pflege von Fruchtbäumen. Auch diese wird natürlich nur von seßhaften Menschen betrieben; ja wenn Halbnomaden seßhaft werden, so

ist es nicht der Ackerbau, sondern, wie wir zuerst von Hugo Delff gelernt haben, erst der Obst- oder Oliven- und Weinbau, der wirklich an die Scholle fesselt, weil ja der einmal gepflanzte Baum und Weinstock viele Jahre hindurch, in den ersten Jahren aber überhaupt noch keine Frucht gibt. Auf diese Stufe mag der Hackbau gefolgt sein, der wohl auch die Baumpflege begleitet hat und neben ihr aufgekommen ist.) Nun erst, als man Haustiere hatte, konnte sich vom Ackerbau das Hirtenleben abzweigen, indem man größere Herden außerhalb der Ansiedlungen weiden ließ, an Bergabhängen oder auf Steppen, die zum Anbau nicht geeignet oder der Entfernung wegen unbequem zu bestellen waren. Hahn scheint bis heute mit seiner Ansicht nicht durchgedrungen zu sein; Jones zitiert ihn einmal, ohne seinen Grundgedanken zu erwähnen. Uns hat er überzeugt, wenn wir auch nicht alle Einzelheiten seiner ausgesponnenen Hypothese für unanfechtbar halten.

Die Wanderungen des nordischen Riesengeschlechts an den Küsten hin südwärts verfolgt Pastor nach Krauses Vorgang an den Steindenkmälern, die sie hinterlassen haben, den Megalithen: Baldersteinen, Menhirs, Cromlechs, Dolmen. Von den ägyptischen Pyramiden, Tempeln, Grabkammern, den „Babylonen" der Euphratniederung, den pelasgischen Bauten liest er ab, wie die Söhne des Nordens die dunkelfarbigen Ureinwohner unterjocht hätten, von ihnen hinwiederum geistig unterjocht worden und dadurch — immer in Ausführung des Planetenwillens — zur Staatengründung befähigt worden seien; denn, schreibt er im Vorwort: „in einem Kunstwerk ist oft eine ganze Kultur auf eine knappe Formel gebracht; wer die Formensprache der Kunst zu lesen weiß, zieht aus dieser Lektüre reichern Gewinn als aus ganzen Bibliotheken voller Chroniken". So findet er in dem Altar von Pergamon die Erklärung für die rasche Ausbreitung des Christentums. Die Skulpturen dieses berühmten Kunstwerks sollten den Sieg des Attalus über die Gallier verherrlichen. Dem Künstler oder den Künstlern war eine höfische Allegorie vorgeschrieben: die Sieger mußten die Masken olympischer Götter tragen, die Besiegten, in Schlangenleiber auslaufend, als Halbtiere erscheinen. Aber die unbekannten Künstler stehn auf der Seite der Unterlegnen. „Die niedergeworfnen Gallier sind nicht verhöhnt, und die Rauheit ihres Gesichts verklärt ein Adel, wie ihn nur ein mit ganzer Liebe schaffender Künstler verleihen konnte.... Wer vermöchte das Gesicht des jungen, schon hingesunknen Gegners der Athene zu vergessen. ... Eine Allegorie verlangten die Herrscher von Pergamon, und eine Allegorie gaben die pergamenischen Künstler", außer der bestellten noch ihre eigne. „Dieser Schrei der Verzweiflung, der da hundertstimmig hineingellt in die Pracht des Olympos, das ist der Ruf einer andern, besser fühlenden Zeit, für den sie damals noch kein Ohr hatten, die Herrscher nicht und das Volk nicht — nur die Namenlosen vom Pergamener Altar, die einen so scharfen und mitfühlenden Blick hatten für leidende Menschen." Sehr schön und sehr geistreich, aber lange vor diesen Künstlern haben doch die drei großen athenischen Tragiker mit deutlichen Worten und durch den Erfolg dieser Worte bewiesen, daß das Mitleid in der hellenischen Welt durchaus nichts neues und unerhörtes war. Sehr schön, und wahr dazu, äußert sich Pastor über Christus. Alle, die ihn deuten wollten, seien kläglich abgestürzt, die Strauß

und Renan seien bis zur Frivolität oberflächlich. Man müsse sich bescheiden und sich dem Bekenntnis „eines großen Heroenhistorikers“ anschließen: „An dieser Stelle muß ein Mann gestanden haben, der eine Macht war; wie der Mann aussah, und wie die Macht sich gerade in ihm aufspeicherte, das wissen wir nicht, aber wir sehen die Wirkungen, und die Wirkungen festzustellen, das muß uns genug sein.“

Viel Geistreiches, dem wir bald zustimmen können, bald widersprechen müssen, vernehmen wir über Griechenland und Rom, über deutsches Kaisertum, Dorf- und Stadtleben, romanische Kunst und Renaissance und über das Maschinenzeitalter. Was Pastor über die heutigen Aussichten der Deutschen und zum Preise Wilhelms des Zweiten sagt, wird jeden Patrioten mit der reinsten Freude erfüllen, nur muß man, um diese Freude zu genießen, den naturwissenschaftlichen Standpunkt des Verfassers vergessen, vergessen, daß dieses herrliche deutsche Volk doch auch nur eines der Werkzeuge ist, mit denen „der Stern“ sein Oberflächenbild geradlinig gestaltet.



Genealogisches

1

Auf welchem wissenschaftlichen Gebiete gibt es für die Forschung eine Grenze? Die ehedem für undurchdringlich gehaltnen Scheidewände, durch die und über die hinaus der menschliche Geist, das niemals gesättigte Dürsten nach neuen Quellen des Wissens, am Ende des Suchens angelangt zu sein schien, sind in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in Höhen und in Tiefen gedrungen, die vielfach bis dahin in ein mystisches und unerforschbares Nebelmeer getaucht zu sein schienen. Der menschliche Geist hat sich in seinem rastlosen Streben so viele Wege aufgedeckt, daß für die Wissenschaft, besonders auf dem Gebiete der Physik und der Chemie und in ihren der Praxis dienenden Verwendungen, grundsätzlich nichts mehr für unerreichbar gehalten wird.

Hierzu steht in einem gewissen Gegensatz die genealogische Forschung. Während sie früher, bis in das neunzehnte Jahrhundert hinauf, kühn und verwegen in ihren phantasievollen Aufstellungen und Behauptungen in nebelgraue Fernen zurückging, denen sie mit vieler gespreizter Grandezza die scheinbar ehrwürdige Toga tiefer Gelehrsamkeit umwarf und mit dem schillernden Schmuck bombastischer, gehaltloser Redensarten ausstaffierte, hat sie in den letzten Jahrzehnten die Grenzen ihres Forschungsgebiets wesentlich verengt. Sie hat den Horizont der Ursprungszeiten, in denen sie mehr kühn und gravitätisch als festen, gediegnen Schrittes umherstolzierte, stark eingezogen. Doch man darf deshalb keineswegs gering von der Genealogie denken; denn die Genealogie ist jedenfalls eine der ältesten Wissenschaften, ja höchst wahrscheinlich die älteste. Mit Recht sagt Gatterer, der 1761 bis 1762 sein „Handbuch der Genealogie

und Heraldik" schrieb, das erste systematische Werk über diese Wissenschaft: „Genealogie gab es eher unter den Menschen als Geschichte." Und wenn wir diese scheinbar allzu kühne Behauptung prüfen, so werden wir von der Wahrheit des Satzes bald überzeugt sein; denn Genealogie, das Erforschen der Abstammung sowie der Fortpflanzung der Geschlechter in ihren individuellen Erscheinungen, war den Menschen zum Beispiel so naheliegend wie das anfangs doch sicher wenig geistiges Nachdenken erzeugende Beobachten der erscheinenden und verschwindenden Himmelskörper bei Tage und bei Nacht.

Die Genealogie ist aber nicht nur ihrem Alter nach ehrwürdig, sie ist es auch in ihrem Verhältnis zu so vielen Zweigen des Wissens. Daß sie mit der Geschichte untrennbar zusammenhängt, liegt auf der Hand; denn ohne Genealogie gibt es keine Geschichte, mag sich diese einem Gegenstande zuwenden, welchem sie will, mag sie sich mit Politik oder mit Kulturentwicklung oder mit sozialen Darstellungen oder womit immer befassen, die Genealogie bleibt für die Geschichtswissenschaft immer die Grundlage. In wie viele Angelegenheiten des politischen, sozialen, hygienischen, rechtlichen und Kulturlebens die Genealogie einschneidend wirkt, das hat uns Ottokar Lorenz in seinem Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie gezeigt. Wer der Ansicht ist, die Genealogie sei im Grunde nichts weiter als eine adliche Stammbaumspielerei, dem ist ihr Wesen ein Buch mit sieben Siegeln, der würde erstaunen, wenn man ihm von dem Zusammenhang und der Einwirkung der genealogischen Wissenschaft auf Staatswissenschaft, auf Gesellschaftslehre, öffentliches und privates Recht, Statistik, Naturwissenschaft, Physiologie, Psychologie, Psychiatrie usw. sprechen wollte. Mehr als je legt man gegenwärtig auf Vererbung nach ihrer psychischen und moralischen Seite besondern Wert, und zum Sprichwort ist geworden, was ehedem fast unbekannt war: erbliche Belastung. Und wenn wir das in diesem Falle unheimlich klingende Wort „Belastung" fallen lassen, wenn wir Erblichkeit, Vererbung in gutem Sinne, in bezug auf edle Charaktereigenschaften nehmen, so bleiben wir auch dann im Gebiete der Genealogie.

In Fachkreisen, denen das Verständnis für den vielfältigen Wert der Genealogie nicht mangelt, ist man sich begreiflicherweise über den Wert dieser Wissenschaft durchaus klar, wenn auch hervorgehoben werden muß, daß die Vielseitigkeit der Genealogie in ihren Anwendungen auf den mannigfaltigsten Gebieten, wie wir das schon ausgeführt haben, erst in der Neuzeit weit mehr als früher zur Geltung und Anerkennung gekommen ist. Aber auch heute gibt es viele „Gebildete", die bei dem Worte Genealogie die Schultern zucken und über Heraldik lächeln. Das hat aber im Grunde genommen nichts mit dem eigentlichen Charakter der Genealogie zu tun. Das kommt aus der Verzerrung, wie sie sich in vergangnen Jahrhunderten zeigte, eine Verirrung, die gerade in der Neuzeit eine sehr scharfe, wenn auch sachliche Kritik hervorgerufen hat. Den Schein einer Spielerei verleihen der Genealogie (sowie der ihr versippten Heraldik, einer Hilfswissenschaft der Genealogie) die fast immer mit sehr viel Eifer, aber nicht immer mit Geschick betriebnen Familienforschungen adlicher Herren, die für manche Archive, Pfarrämter, Bibliotheken, und wo sonst Material für den Familienstammbaum geahnt wird, ein gelinder Schrecken sind. Doch das schließt den

Wert genealogischer Familienforschung keineswegs aus, und es ist erfreulich, daß man diesem Gebiete gegenwärtig von der bürgerlichen wie der adlichen Seite ein reges Interesse entgegenbringt. Abgesehen von dem idealen Werte solcher Forschungen, bei denen man sich mit den Angehörigen einer weit zurückliegenden Zeit beschäftigt, wodurch Pietät gegen die Vorfahren und Familiensinn gefördert werden, können solche Klarstellungen der genealogischen Familienverhältnisse von großem praktischem Werte sein, die in Thronfolge, Successionsrechten, Majoratsbestimmungen, Erbberechtigungen, Anwartschaft auf Familienstipendien, Befugnis, bestimmte Wappen zu führen, und manchem andern mehr begründet sind. Es wird niemand bezweifeln, daß die Kunst, mag sie sich im Reiche der Töne oder mit der Palette oder mit dem Meißel beschäftigen, etwas hehres, hohes, den Menschen veredelndes genannt werden darf, und daran ändert Dilettantismus, der das Trommelfell beleidigt oder dem Auge, dem ästhetischen Empfinden Schmerz verursacht, gar nichts. Der Vergleich zwischen sach- und fachgemäßer Beschäftigung mit der Genealogie und dem Hineinpfuschen Unberufner liegt auf der Hand. Und wo es darin gipfelt, den Stammbaum in nebelgraue Ferne hinaufzuschrauben, eine Zeit als Anfang des Geschlechts kühnlich anzunehmen, über deren Aufstellung der Fachmann vergnügt lächelt, der sorgt dafür, daß der genealogische Scherz von den Montmorencys nicht stirbt. Erzählt man sich doch, einer dieses Geschlechts sei der Arche Noahs nachgeschwommen und habe flehentlich gerufen: Sauvez, sauvez les papiers de la famille de Montmorency!

Aber noch mehr als Dilettantismus hat die bombastische Gelehrsamkeit vergangner Zeiten mit ihren schwülstigen Auswüchsen dem Ansehen der Genealogie geschadet. Je weiter zurück man den Ursprung eines Geschlechts verlegte, desto berühmter glaubte man es zu machen. Konnte, was ja immer der Fall war, das kritische Auge den Nebel nicht durchdringen, worin man die Urstammväter der Fürstengeschlechter hineinversetzte, so nahm ihnen das von ihrem Nimbus nicht das geringste, vertiefte vielmehr den Kultus, der einem solchen hochbegnadeten Hause dargebracht wurde. So hatte man es von den Urvätern überkommen, so liebten es die Menschen von jeher. Wollten sie ihren Helden oder hervorragenden irdischen Schönheiten besonders wohl, so stellten sie ihnen einen Stammbaum aus, auf dem als Atavus ein Gott oder eine Göttin paradierte, die irgendeinen kleinen Fehltritt begangen hatte oder zu begehn genötigt worden war. Die Liebe der Götter und Halbgötter aller Zeiten ist, bis zu der morganatischen Ehe unsrer Tage, mit einem besondern Maßstab zu messen, wobei aber zu bemerken ist, daß die Genealogie bei einer morganatischen Ehe, einer Ehe ad legem Salicam, in der Folgezeit, zumal wenn männliche Nachkommen daraus hervorgehn, mitzureden hat. Hatte schon Homer die ausgesprochne Neigung, seine Helden auf die damals noch in Blüte stehenden Bewohner des Olymps zurückzuführen, so folgten ihm hierin die Genealogen Europas späterer Jahrhunderte, indem sie die Fürstengeschlechter, wenn irgend möglich, auf trojanische Heldenväter pfropften. So wurde Äneas, selbst Sprößling einer wilden Ehe und heute als illegitim geltend, nämlich ein Sohn des Anchises und der Aphrodite, sehr beliebt als Stammvater verschiedner west-

europäischer Herrschergeschlechter. Das hielt man für so selbstverständlich, daß Markgraf Albrecht von Brandenburg (1414 bis 1485) am 28. April 1466 an seinen Bruder, den Kurfürsten Friedrich den Zweiten von Brandenburg (1413 bis 1471), von Italien aus schrieb: „Wir sind zu Troya In Türkischem wesen vertriben worden by unseren Herrn vnd sind gen Rom komen, die dritten Fürsten, die da warn mit Romischen keysern und konigen“ usw. Spukt hierin noch die genealogische Anlehnung an Äneas, so hat sich um die Zeit, als der Markgraf dieses schrieb, die westeuropäische genealogische Neigung doch schon dahin verdichtet, daß man es im fünfzehnten und im sechzehnten Jahrhundert für eine besondre Ehre crachtete, die deutschen Fürstengeschlechter auf altrömische Stammväter zurückzuführen.

Dahin zielt auch die Fortsetzung des Briefes des genannten Markgrafen: „Aber von Rom vertriben vnd In das Reich komen vnd von den gnaden gots vmb vnser guttat vnd fromkeit Im Reich durch Romisch keyser vnd konig hoher vnd großer worden, dann wir je gewesen seyn“ usw. Die Abstammung von einem römischen Geschlechte war damit schon gegeben. Legende, Dichtung und Eitelkeit halfen nach. So erzählt eine Sage, Papst Gregor habe einen Petrus Colonna, einen vornehmen Römer, weil er Anhänger Heinrichs des Vierten gewesen sei, aus Rom vertrieben. Colonna sei nach Schwaben gekommen und habe eine Burg erbaut, der er nach seinem italienischen Stammsitz Zagarolla den Namen Zoller gegeben. Tatsächlich gefiel sich Martin der Fünfte darin, der während des Konstanzer Konzils (1417) zum Papst gewählt wurde, seinen Geschlechtsnamen Colonna mit dem des Kurfürsten Friedrich des Ersten von Brandenburg in Verbindung zu bringen, wozu ihm — unglaublich und doch wahr! — das Zeichen der Brandenburger Erzkämmererwürde, ein goldnes Zepter im Wappen und als Helmkleinod der Hohenzollern, den Anlaß gab, da sein (redendes) Wappen eine Säule (Colonna = Colomna = columna) darstelle. Und doch hatte Friedrich erst 1415 Kurwürde und Erzkämmererwürde und damit auch diesen Bestandteil seines Wappens erworben.

Solche römisch-italienische Aufstellungen fanden sich aber durchaus nicht nur bei den Zollern. Mit den Zeiten ändern sich Anschauungen und Geschmacksrichtungen. Das trifft auch bei Anwendung der Genealogie für Stammbäume zu. Das siebzehnte Jahrhundert fand es — ein Fortschritt — patriotischer, die Herkunft der deutschen Fürstengeschlechter auf deutsche Stämme, insbesondre auf die Franken, zurückzuführen. Mit welchem Raffinement da fränkische Könige, Herzöge und Majores geschaffen und zu Stammvätern deutscher Fürstenhäuser gemacht worden sind, ist geradezu erstaunlich. Und es wurde sehr viel in Stammtafeln „gemacht“. Eine sehr beliebte stammväterliche Persönlichkeit war Pharamunt, König der Franken, „umb das jahr 417“ (so genau!), von dem eine Reihe deutscher Fürstenhäuser abstammt. Ferner Ega, ein Majordomus des Frankenkönigs Dagobert des Ersten. Unerschütterlich fest stand dann mehr als hundert Jahre lang als zollerischer Stammvater Tassilo, ein austrasischer Herzog am Hofe Karls des Großen, und „Graue von Zollern umb das Jahr 801“ (wieder so genau!). Mit ebensoviel Ausdauer als Selbstgefühl werden die Stammbäume der Welfen, der Zollern usw. von

diesen Helden bis auf die zurzeit lebenden Vertreter der Geschlechter zurückgeführt.

Bei dem damaligen Stande der geschichtlichen Forschung ist es nicht zu verwundern, daß sogar ein Friedrich der Große noch an Tassilo festhielt, wiewohl er (1750) die Ansicht aussprach, daß es sehr überflüssig wäre, dans les ténèbres de l'Antiquité nach dem Ursprung seines Hauses zu forschen. Es sei ihm gleichgiltig, ob sein Haus von den Colonnas, den Wittekind, den Welfen oder einem andern Stammbaum herrühre; denn les Hommes, ce me semble, sont tous d'une race egalement. Trotzdem beginnt er die Geschichte seines Hauses mit Thassilon est le premier comte de Hohenzollern connu dans l'Histoire. Und doch weiß die heutige aufgeklärte Geschichte nichts von diesem Tassilo, oder vielmehr, sie weiß, daß das lauter Phantastereien sind. Es ist bezeichnend für das mühsame Durchdringen der streng geschichtlichen Forschung, daß der wackere Tassilo noch lange in den Genealogien als Stammvater seinen Platz behauptete, daß Stillfried und Märcker in den epochemachenden „Hohenzollerischen Forschungen 1847" gegen dieses stolze Inventarstück mancher Ahnenbildergalerie noch vorgehn und ihm den Todesstoß versetzen mußten.

Hatte nun endlich die genealogische Forschung den realen, festen Boden streng urkundlicher Wissenschaft betreten? Wir werden sehen.

2

Vor wenig Monaten erschien ein umfangreiches Werk: „Genealogie des Gesamthauses Hohenzollern"*), das geeignet ist, sowohl der Aufgabe wegen, die es sich gestellt hat, als auch der Art und Weise halber, wie es diese Aufgabe gelöst hat, beachtet zu werden. Der Aufgabe wegen? Lag denn das Bedürfnis nach einer neu bearbeiteten Genealogie, einem hohenzollerischen Stammbaum vor? Diese Frage muß durchaus bejaht werden, und im Laufe der Arbeit ergab sich das sehr überraschende Ergebnis, daß der seinerzeit so geschätzte Stammbaum der Hohenzollern, den Stillfried 1869 herausgab, nichts weniger als das ist, für was er sich ausgab: authentisch zu sein. Nun begreift man, warum der so hochverdiente Mitbearbeiter der Hohenzollerischen Forschungen (1847) und der Monumenta Zollerana (1852 bis 1861), Märcker, gegen diesen Stillfriedschen Stammbaum sofort Stellung genommen hat. Man hält es kaum für möglich, daß Stillfried, dem doch in seinen Monumenta Zollerana und in den „Forschungen" für die ältere und spätere mittelalterliche Zeit und für die Folgezeit in den Archiven, Pfarrämtern, Epitaphien usw. ein so reiches Material zu Gebote stand, alles das nicht annähernd ausreichend benutzt hat, und daß hierdurch an seiner so berühmten Stammtafel sehr wenig authentisch war. Vergleicht man den Stillfriedschen Stammbaum mit den Angaben der „Genealogie" durch alle Jahrhunderte hindurch, so drängt sich der Wert dieser gegenüber der

*) „Genealogie des Gesamthauses Hohenzollern." Nach den Quellen bearbeitet und herausgegeben von Julius Großmann, Ernst Berner, Georg Schuster, Karl Theodor Zingeler. Berlin, W. Moeser, 1905.

Stillfriedschen Stammtafel sofort auf. Aber auch dann, wenn die Stillfriedsche Stammtafel gut zu nennen wäre, war doch eine neu zu bearbeitende Genealogie der Hohenzollern geradezu eine Notwendigkeit geworden. Als Stillfried seinen Stammbaum verfaßte, stand die Genealogie des Urstammes der Zollern keineswegs fest. Unter Urstamm ist durchaus nicht die Reihenfolge der Zollern zu einer Zeit zu verstehn, wo Sagen, Legenden oder auch Mutmaßungen an Stelle urkundlicher Beweise gesetzt werden. Unter Urstamm versteht die vorliegende Genealogie die urkundlich nachweisbaren Zollern von 1061 bis zur Scheidung in die burggräflich nürnbergische Linie und die auf der zollerischen Stammburg verbleibende schwäbische Linie, jene der Ausgang für die Könige von Preußen, die heutigen deutschen Kaiser, diese fortblühend in den Fürsten von Hohenzollern und dem rumänischen Königshause. Zur vollen Klarlegung des zollerischen Urstamms hat die neue Genealogie die so ungemein wichtige Stammtafel des Erasmus Sayn de Frisinga benutzt, die älteste handschriftliche um das Jahr 1200 verfaßte Genealogie der Zollern, die sich im Gießner Codex Nr. 176 erhalten hat und in den Mon. Germ. Script. XXIV abgedruckt worden ist. Das konnte Stillfried nicht. Er konnte aber auch einer Reihe sonstiger wichtigen genealogischen Fragen nicht näher treten, weil er das Material dazu nicht hatte. Nun entwickelt sich klipp und klar die Geschichte des Urstamms, die Abzweigung der Hohenberger, die Scheidung in die zwei schon genannten, heute noch blühenden Linien. Klipp und klar ist auch die Abenberger Frage, die so viel Staub aufgewirbelt hat; denn heute und in der Folgezeit wird diese Streitfrage sicher nicht mehr auftauchen. Und diese mit so vieler anerkennenswerter Zähigkeit verfochtne genealogische Streitigkeit war wahrlich sehr geeignet, Unruhe zu erzeugen; denn sie bestritt den heutigen Trägern der preußischen Königskrone das zollerische Geburts- und Abstammungsrecht, machte sie vielmehr zu Abenbergern. Abgetan! Klipp und klar ist nur noch nicht, ob der erste Zollern-Hohenberger, Graf Burkhard, älter war oder sein Bruder Graf Friedrich der Zweite von Zollern, und klipp und klar ist auch nicht, was noch wichtiger erscheinen könnte, wer der Ältere der beiden Zollern war, Friedrich der Vierte, der Stammvater der Fürsten von Hohenzollern, oder Konrad der Erste von Zollern, der Burggraf von Nürnberg, wiewohl jahrhundertelang, bis zur Jetztzeit, die in Hohenzollern ansässig gebliebnen Zollern immer als die Nachkommen des ältesten Bruders galten.

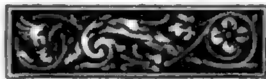
Wir haben zum Schlusse des ersten Teils dieser Abhandlung die Frage aufgeworfen, ob sich die genealogische Forschung (der Zollern) nun auf den realen, festen Boden urkundlicher Forschung gestellt habe. Die vorliegende neue Genealogie des Gesamthauses Hohenzollern kann hierauf mit Ja antworten, die bis dahin reichende genealogische Forschung sehr verdienter Historiker hat sich aber immer noch auf den schwankenden Boden mutmaßlicher Abstammung begeben. Und da ist zunächst der unermüdliche, aber auch für Gegengründe durchaus unzugängliche Ludwig Schmid zu nennen, dieser zollerische Geschichtschreiber während eines langen Menschenalters. Er hatte es sich mit echt schwäbischer Zähigkeit in den Kopf gesetzt, die Abstammung der Zollern von der Herzogsfamilie der Burkhardinger zu behaupten und — zu beweisen. An

Fleiß in der Sammlung des ihm notwendig scheinenden Materials ließ er es wahrlich nicht fehlen, auch mangelte ihm keineswegs die Gabe, scharfsinnige Schlüsse zu ziehn — aber weiter hat er es trotz aller Anerkennung seiner Forschungen nicht gebracht, als nur zu der wahrscheinlichen Annahme, daß die Zollern von den Burkhardingern abstammen. Und weshalb nicht? Weil wir aus jener Zeit keine urkundlichen Nachweise haben. Wo sind die deutschen Adelsgeschlechter, deren Urkunden über das elfte Jahrhundert zurückgehn? Daß damals viele schon bestanden haben, daß sie bedeutenden Güterbesitz innehatten, daran zweifelt niemand, aber wir wissen es urkundlich nicht, und vor allem standen in jener Zeit die Namen der Familien noch gar nicht fest. Der Name Burkhardinger ist ein mutmaßlicher Name, geformt nach mehreren Trägern des Namens Burkhard. Wahr ist, daß manche Anzeichen dafür vorhanden sind, daß die spätern Zollern im Besitzstande der sogenannten Burkhardinger und ihrer Sippe waren, aber weiter kann man doch nichts behaupten als die Wahrscheinlichkeit dieser Abstammung. Die neue Genealogie des Gesamthauses Hohenzollern hält sich von allen hypothetischen Annahmen fern, sie tritt mit Burkhard und Wezel de Zolorin 1061 wuchtig und fest auf — denn sie verwendet keine Hypothese, sondern urkundlich beglaubigte Nachrichten. Als Großmann, einer der Verfasser der vorliegenden Genealogie, Kaiser Friedrich diesen Standpunkt der zollerischen Genealogie darlegen durfte, da entgegnete der damalige Kronprinz: „Und das ist auch genug.“ Eine wie interessante Etappe stellen diese genealogischen Äußerungen der drei Hohenzollern von 1466, 1750 und vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts dar!

Es geht aus dem Vorstehenden hervor, daß sich die neue Genealogie durchaus an die Gesetze der neuern geschichtlichen Forschungen hält: Nichts behaupten, was nicht bewiesen werden kann. Und da ist es nun von Interesse, in die wissenschaftliche Rüstkammer der Bearbeiter der Genealogie schauen zu können; denn sie haben uns alle Quellen, die sie benutzen konnten, aufgedeckt. Sie haben ferner die Zollern (1015 Mitglieder des Zollernhauses) mit 1546 Anmerkungen versehen, die teilweise geschichtliche Abhandlungen für sich bilden, besonders für die ältere Zeit, die mehr Anlaß gibt zu kritischen Erörterungen. Liegt hierin schon eine Besonderheit einer Genealogie, so ist es noch mehr der Fall in den weitern Beigaben eines Familienkalenders des Gesamthauses, einer Übersicht der Grabstätten der Hohenzollern, wobei die Merkwürdigkeit zutage tritt, daß überall in Europa Zollern ruhn mit alleiniger Ausnahme der Türkei. Mehrere Stammtafeln, Personen- und Ortsregister vollenden das Werk, das es — eine Seltenheit für solche Bücher — auf 622 Quartseiten bringt.

Auf genealogische Forschungen, wie zum Beispiel, daß Kaiser Wilhelm der Zweite mit dem Cid verwandt ist, daß König Alfons von Spanien mit der deutschen Kronprinzessin versippt ist, daß von der Gemahlin Rudolfs von Habsburg, Anna (Gertrud Gräfin von Zollern-Hohenberg), sämtliche heute in Europa regierenden christlichen Fürsten in direkter Linie abstammen, mit Ausnahme des Königs von Serbien, des Fürsten von Monaco und des Fürsten von Montenegro, und manche andre genealogische Untersuchungen und Entdeckungen geht die Genealogie des Gesamthauses Hohenzollern nicht ein. Das ist auch gar nicht

ihre Sache. Aber sie schafft die feste Grundlage für eine wissenschaftliche Genealogie der Hohenzollern, führt sie uns alle vor, wie sie seit 1061 bis auf den heutigen Tag ins Leben traten, auch die Mitglieder der ausgestorbnen Linien. Und wir erfahren, welche Stellung sie im Leben eingenommen haben, ob sie Regierende waren, ob sie als Krieger im Felde standen und ihre Waffen bis nach Palästina trugen, oder als Gottgeweihte einem Kloster angehörten, oder was bei vielen männlichen Mitgliedern der Fall ist, als Domherren einem Stift angehörten, wobei es dann vorkam, daß ein solcher Domherr, um das Aussterben des Stammes zu verhindern, in den Laienstand zurücktrat und — immer mit Erfolg — heiratete. Was immer in einen Stammbaum hineingehört, haben wir hier beisammen. Das Horazische nonum prematur in annum trifft für die neue Genealogie ein; denn vor mehr als neun Jahren wurde sie begonnen, aber Wert behält sie für mehr als zwanzig-, dreißigmal neun Jahre, wenn ihr damit auch nicht zugesprochen werden soll, daß sie über Irrtümer hinaus sei; denn das, was Menschen seinen Ursprung verdankt, bleibt dem Irrtum unterworfen.



Elisabeth Barrett-Browning

Von M. J. Minckwitz

Am 12. September 1846 vermählte sich der jugendkräftige Dichter Robert Browning mit der sechs Jahre ältern, kränklichen Elisabeth Barrett und schloß damit einen Ehebund, wie er schöner niemals auf der Basis unwandelbarer Liebe von geistig ebenbürtigen Menschen begründet worden ist. Für die Dichterin wurde diese späte Heirat (sie war 1806 geboren) zum starken Anker, der ihr gebrechliches Lebensschifflein noch volle fünfzehn Jahre sicherte. Denn das neuvermählte Paar flüchtete alsbald vor dem englischen Nebelklima, um von Italiens Sonne Heilung oder wenigstens Stärkung für die Kranke zu suchen. Der Aufenthalt im Süden wirkte Wunder, und das Wagnis glückte unter besonders schwierigen Verhältnissen. Zieht man die Briefe und die Dichtungen in Betracht, die auf diesen wichtigsten Lebensabschnitt der Dichterin Bezug haben, so erscheint es geradezu rätselhaft, wie sich dieser zarte Körper, in dem eine so überaus sensitive Seele wohnte, durch die schwersten Aufregungen hindurchgekämpft hat. Die Leidende quälte sich mit düstern Betrachtungen über ihren Gesundheitszustand, zugleich aber auch mit der festen Voraussicht, daß ihre Heirat die lebenslängliche Trennung vom Vaterhause zur Folge haben würde. Denn die Trauung mußte heimlich, die Abreise nach Italien ohne Abschied vom Vater erfolgen, der sein Jawort um keinen Preis gegeben hätte. In diesem Falle handelte es sich um die eigentümliche Marotte, herangewachsnen Söhnen wie Töchtern kein Anrecht auf eignes Familienglück zuerkennen zu wollen. Auch ein Bruder und eine Schwester der Dichterin, die ihrem Beispiel folgten, sahen alle später unternommnen Aussöhnungsversuche an dem Starrsinn des Vaters

scheitern. Man kann es also Robert Browning nicht verübeln, wenn er 1857 mit seiner charakteristischen behutsamen Zartheit in Familienangelegenheiten über seinen Schwiegervater den brieflichen Ausspruch riskierte: There must have been something in the organisation, or education at least, that would account for and extenuate this.

Unsre Dichterin stammte aus wohlhabenden, wenn nicht reichen Verhältnissen. Angesichts der Malvern Hills, die von englischem Dichtermunde mit nie erlöschender Glorie umgeben worden sind, hat sie in schöner, fast schloßartiger Besitzung die erste idyllische Jugendzeit verbracht. Mit dem Tode der Mutter (1828) fand dieser friedliche Lebensabschnitt freilich ein jähes Ende. Pekuniäre Schwierigkeiten nötigten zur Aufgabe des stattlichen Landsitzes. Während eines zweijährigen Aufenthalts in Sidmouth bot der Anblick des Meeres und der grünen Sammetfluren der Küste einigermaßen Ersatz für die verlorne friedliche Stätte der Kindheit. Später siedelte die Familie definitiv nach London über. In der ungesunden Luft der Hauptstadt wurde die immer kränkelnde älteste Tochter zur Kranken. Sogar ein Zwischenaufenthalt in Torquay (an der Südküste Englands) hatte nicht die gehoffte Wirkung, da der heilsame Einfluß der milden Seeluft unter dem erschütternden Eindruck einer Todesbotschaft versiechte. Der Lieblingsbruder Edward war unerwartet in der Babbicombe Bay ertrunken. Eine schwere Krankheit, die Folge der heftigen Nervenerschütterung, verzögerte die Rückkehr Elisabeths nach London um ein volles Jahr. Doch blieb sie auch nach der dauernden Wiedervereinigung mit Vater und Geschwistern an das Krankenzimmer gefesselt. Nur intensive geistige Regsamkeit söhnte sie mit ihrer einförmigen Lebensweise aus. Es galt schließlich für eine unabänderliche Tatsache, daß die älteste Tochter invalid bleiben werde. Sinnreiche Vorkehrungen hatten das Krankenzimmer zu einem recht traulichen Raum umgestaltet. Blumen schmückten die Fenster, fremdländische Tauben gurrten im Käfig, ein treues Hündchen umschmeichelte die kranke Herrin. Die Büsten Homers und Chaucers zierten auf besondern Wunsch die Wände. Geschwister- und Freundesliebe war geschäftig, melancholische Stimmungen soviel als möglich fernzuhalten. Den besten Halt fand Elisabeth freilich in der eignen Brust. Die Jahre verfrühter ernster Beschaulichkeit verschönte die seltne Gabe, auch den geringfügigsten Dingen und Begebenheiten einen poetischen, zarten und doch tiefen Reiz abzugewinnen. Ihre ersten kleinen Dichtungen dringen in die Öffentlichkeit, ihre zaghafte Bescheidenheit durchweht schon ein Hauch von Selbstvertrauen, als ihr Vetter und Mäcen, John Kenyon, ihre Scheu gegen Unbekannte überwindet und den Dichter Robert Browning bei ihr einführt. Wie innig sich bald das neue Freundschaftsverhältnis gestaltete, erfährt jeder am besten aus dem Munde der Dichterin selbst, die am 20. Oktober 1846 einer alten Freundin ihrer Familie (Mrs. Martin) in einem ausführlichen Briefe ihr übervolles Herz ausschüttete. Schlicht und innig geschrieben, bildet dieser Brief ein unentbehrliches Dokument, da er den klarsten Einblick in das Seelenleben des hochsinnigen Paares gewährt. Die heimliche Eheschließung sticht seltsam von diesem sonst so wahrhaften Leben ab. Doch trieb erst völlig grundlose Härte und Teilnahmlosig-

keit des bisher liebevollen Vaters Elisabeth zum äußersten: All the other doors of life were shut to me, and shut me in as in a prison, and only before this door stood one whom I loved best and who loved me best, and who invited me out through it for the good's sake which he thought I could do him. Der Arzt hatte die vollständige Heilung der Kranken von dem Einfluß eines südlichen Aufenthalts abhängig gemacht, der Vater diese leicht zu verwirklichende Aussicht mit unbegreiflicher Schroffheit abgeschnitten. Wieder folgte ein gefürchteter englischer Winter, aber in so überraschend milder Form, daß Robert Brownings hartnäckige Werbung endlich infolge hoffnungsreicher Stimmung Gehör fand. Die heimliche Trauung und die förmliche Flucht nach Italien glückten so sichtlich, daß die ganze Familie, mit Ausnahme des Vaters, rasch mit dem ungewöhnlichen Schritte ausgesöhnt war. Unter der aufopfernden liebevollen Pflege des Gatten erstarkte die anscheinend hoffnungslos Dahinsiechende. Es dauerte nicht lange, so drückte das seltne Menschenpaar seinem neuen Heim, der Casa Guidi in Florenz, das weihevolle Gepräge des Genius auf. Heute wandeln wohl nur noch wenig Augenzeugen an dem schlichten Hause vorüber, die von der Dichterin mehr zu berichten wissen, als die weihevolle Inschrift vermeldet, die vom Dichter Tommaseo verfaßt durch die Stadt Florenz in einer Gedenktafel verewigt ist. Eine spärliche, aber immerhin wertvolle Erinnerung von italienischer Seite bietet folgende schriftliche Aufzeichnung des ausgezeichneten italienischen Geschichtsforschers, des greisen Senators Pasquale Villari:

Ho conosciuto la Signora Browning negli anni che precedettero il 1859. O per meglio dire, la vedi qualche rare volte in casa di comuni amici, un poco più spesso nella casa Guidi, in Piazza Pitti, dove ella abitava col marito e con il loro unico figlio.

Non posso quindi dare nessun giudizio, ma solo qualche lontana reminiscenza, qualche vaga impressione.

Era piccola, bruna, gracilissima, non molto ben formata, con due occhi vivacissimi, con due lunghi riccioli che le cadevano dalle due parti del viso. Non era bella. Si sarebbe quasi potuto dire che era brutta, se una espressione di grande ingegno, d'infinita modestia, di grandissima bontà, di una continua aspirazione verso tutto cio che era bello, buono, generoso, non avessero finito col farla apparire bella a chiunque le parlava.

La sua mal ferma salute la costringeva a stare quasi sempre in casa. E quando non era a letto, era al tavolino a scrivere, o seduta sopra una poltrona, sdraiata sopra un canapè a leggere autori inglesi, italiani, greci. Leggeva spesso Platone.

Di tanto in tanto ricadeva ammalata, e quando si rimitteva, pareva un fiore reciso, una candela che stesse per spegnarsi. Ricordo sempre di averla vista un giorno di primavera, a Bellosguardo, nel giardino di una sua amica, dove il marito l'aveva condotta, dopo una grave malattia. Pareva, in mezzo ai fiori, un' ombra diafana che stesse per dileguarsi.

Di tutti parlava con benevolenza, di nessuno mai la sentii dir male. Su due punti non potei mai essere d'accordo con lei; ed evitavo per ciò di parlar ne. Aveva una gran fede negli spiriti (spirit-rappings). E in ciò dissentiva assai dal marito, il quale non poteva sentirne discorrere senza andare in escandescenze. Alcune amiche mi dissero d'averla veduta, con una penna in mano, aspettare che gli spiriti le movessero il braccio. L'altro punto di dissenso era la sua

sconfinata ammirazione per Napoleone III. Allora era recente la memoria del 2 dicembre, non erano ancora seguite le battaglie di Magenta e di Solferino.

Invece eravamo pienamente d'accordo sulla questione italiana. Ella ebbe sempre un vero entusiasmo per la libertà e l'indipendenza d'Italia. Quando cominciavano appene le prime agitazioni, che preludevano ai fatti del 1859, ella era a Roma. E di lì mi scrisse una lettera, dicendo che aveva parlato col Gallenga e con altri amici italiani, i quali le avevano detto delle agitazioni che cominciavano in tutta la penisola. Perchè in Toscana non si faceva nullo? Voleva che cercassi d'iniziare un movimento per chiedere la Costituzione al Gran Duca. Le risposi che un certo movimento per chiedere la Costituzione c'era; ma che io non lo secondavo, e lo credevo destinato ad abortire. Si trattava d'altro, si trattava di promuovere l'annessione al Piemonte, d'iniziare l'unità d'Italia. E le dicevo che la sera innanzi, nel Collegio militare, a pochi passi dalla mia casa i giovani collegiali gridavano Viva Verdi (V. E. R. D. J.) ossia viva Vittorio Emanuele re d'Italia. Mi rispose una lettera piena d'entusiasmo, dicendo che non tenessi nessun conto di ciò che aveva scritto primo che andassimo pure avanti per la strada Maestra, che era la sola vera. Scusassi la sua poca conoscenza dei fatti.

E per conchiudere dirò che ogni volta che ripenso alla Signora Browning, e mi si ripresenta la sua immagine piena di bontà, di modestia, d'aspirazione verso l'ideale, provo non so come una specie di consolazione intensa, e sento una gran voglia d'andare a deporre una fiore sulla sua tomba nel Camposanto, chè è sul Viale, non lungo dalla mia casa. (Brief vom 15. März 1902.)

Beklagenswert ist nur eine Seite dieses italienischen Heims: allzu häufig fehlte frischer geistiger Zustrom von außen. Sogar neue literarische Erzeugnisse direkt vom Büchermarkte zu beschaffen war mit großen Hindernissen verknüpft, in Kriegszeiten fast unmöglich. Auch wiesen die beiden großen Intelligenzen frappant übereinstimmende Kanten und Ecken auf, die nur der Verkehr mit fremden bedeutenden Persönlichkeiten zu richtigen Proportionen abzuschleifen vermocht hätte. Kraft der unfreiwilligen Konzentration steigerte sich die originelle Anschauungsweise nicht selten zur Verschrobenheit. Robert Browning kam diese Ungunst der italienischen Verhältnisse einmal besonders klar zum Bewußtsein. Als er mit der Gattin nach längerm Aufenthalt in Paris (wo beide den Coup d'Etat miterlebten) nach Italien zurückkehrte, empfand er den Mangel geistiger Anregung im stillen Florenz doppelt und dreifach. Der Kontrast war freilich auch gar zu grell. Florenz, die alte italienische Künstlerstadt, in der man sich namentlich als Ausländer nicht sonderlich anzustrengen braucht, um eine Art Klosterleben führen zu können, und Paris, in dessen Brennspiegel gerade zu jener Zeit so viele Strahlen menschlicher Intelligenz zusammenglühten. Kraft des ihm beschiednen innern Reichtums lernte das Dichterpaar jedoch niemals das Gefühl der Langeweile kennen. In diesem Hause brennt Hymens Fackel vom ersten bis zum letzten Tage in ungetrübtem Glanze, und das einzige unvermeidlich Störende, persönliche Krankheit sowie der Tod geliebter Verwandten und Freunde wird in gemeinsamer Teilnahme und Geduld getragen. In einigen Beziehungen hatten sich freilich die sonst in Ehen üblichen Verhältnisse verschoben. Die zarte Frau war vielen Pflichten der Hausherrin nicht gewachsen, die pekuniäre Regelung häuslicher Einzelheiten nimmt Robert Browning noch freudig zu

andern Lasten, insbesondre der persönlichen Krankenpflege, auf seine starken Schultern. Dafür ist die schwächliche Frau aber ein seltnes Vorbild in der Erfüllung aller Mutterpflichten, als 1849 der einzige Sohn des Dichterpaares geboren wird. Weder die erste körperliche Pflege noch der erste Unterricht wird gleichgiltig fremden Händen überlassen. Von der Mutterliebe geschärftes Verständnis begleitet achtsam schon die ersten geistigen Regungen der jungen Menschenknospe.

Dennoch ließ das häusliche Idyll der Casa Guidi den heroisch angelegten Sinn der Dichterin nicht einschlummern. Auch an ihre Fenster rüttelte der Sturm, den der edle Kampf um nationale Einheit ringsum in Italien entfacht hatte. Auf die „Sonette aus dem Portugiesischen", die den höchsten Augenblicken persönlichen Liebesglücks Ausdruck verliehen, folgten als nächste größere Dichtung die Casa Guidi Windows (1848 bis 1851), vielleicht ihr Meisterwerk. Zwar ist mit Recht behauptet worden, daß sich unter den modernen englischen Dichtern höchstens Rossetti mit erotischer Poesie neben E. Browning behaupten könne, die als des liebenden Frauenherzens unvergleichliche Interpretin überhaupt nicht mit Männern verglichen werden sollte. Redet sie doch mit Kühnheit und Zartheit zugleich die individuelle Sprache des Weibes und läutert die Flamme einer tiefen irdischen Leidenschaft durch die rührende Demut einer weltentrückten, entsagungsvollen Kranken, die erst allmählich durch die Kraft echter Liebe mit dem Dasein wieder ausgesöhnt, dieses völlig unerwartete Glück mit zitternder Bangigkeit so lange von sich abwehrt, bis felsenfester Glaube ihr schwankendes Geschick zu beseligendem Ausgange besiegelt. Dennoch wird der gründliche Kenner ihrer Dichtungen dem politischen Hymnus der Casa Guidi Windows die Palme zuerkennen müssen. Mancher wird das Büchlein schon nach flüchtigem Blättern achtlos beiseite legen, um so mehr als wir eher geneigt sind, einer Dichterin das Recht zuzugestehn, das Thema Frauenliebe und Manneswert auf ihren Saiten erklingen zu lassen, als sich kulturhistorischen und gar politischen Interessen zuzuwenden. Wie hat unsre Dichterin die an und für sich undankbare Aufgabe gelöst, Italiens politischen Wirren poetisch wirkende menschliche Teilnahme abzugewinnen? Jedenfalls als echte Romantikerin, obwohl in einer Form, die den unumstößlichen Beweis liefert, daß auch die denkende Frau berechtigt ist, ein mitzählendes Gewicht auf die Wagschale zu werfen, in der Völkergeschicke steigen und sinken! Frau Browning liebt ihr Geburtsland ebenso herzlich wie zum Beispiel Tennyson, aber sie ist völlig frei von insularem Dünkel. Ihr impulsiver Gerechtigkeitssinn drängt sie zum glühenden Proteste gegen unwürdige Schachzüge der Diplomatie. Sie liebt auch Italien, zu dessen beredsamer Fürsprecherin sie sich aufschwingt, und zwar aus doppelten Gründen: zufolge der heiligen Tradition, die durch Jahrhunderte fortlaufend jedes kunstsinnige Gemüt mit Romas Erben verknüpft, zugleich aber auch aus rein persönlicher, inbrünstiger Dankbarkeit, da die Sonne Italiens ihrem Ehe- und Mutterglücke zu gesundheitlichem Schutze gestrahlt hat. Als sich die blauen Augensterne ihres Kindes auf italienischem Boden dem Leben erschlossen, fesselten sie das Mutterherz unauflöslich an die zweite Heimat: The sun strikes, through the windows, up the floor; — Stand out in it, my own

young Florentine. Leider waren nur die klangvollen Verse, in denen subjektives Empfinden und objektive Beschaulichkeit jäh abwechseln, an eine falsche Adresse gerichtet: das englische Vaterland sollte zu aktiver Teilnahme an Italiens Einheitskampf aufgerüttelt werden — und begrüßte selbstverständlich derlei romantische Wünsche als „poetische Verirrung". Der schöne, verzeihliche Dichtertraum, der Glaube an „Menschenrechte" (den später die Poems before Congress noch deutlicher zum Ausdruck brachten) zerschellte an den eisernen Schranken, die von politischen Grenzen um das humane Gefühl der einzelnen Nationen zu widerwilliger Abwehr gezogen sind. Was Byron mit dem Schwerte für Griechenland erkämpfen wollte, ersehnte Frau Browning für Italien, als sie mit den Casa Guidi Windows ein Lorbeerreis spendete für den dort zu pflanzenden Freiheitsbaum!

Auch ihre 1857 veröffentlichte Novelle in Versen: Aurora Leigh offenbart bei allen Fehlern und Schwächen der Dichterin feinsinnige Art, ihrer impulsiven Frauenseele Ausdruck zu verleihen. In dieser, ihrer ausführlichsten Schöpfung, predigt sie die freie Selbstbestimmung des Weibes mit dem hehren Ernste, der den Theologen zur Verteidigung eines angefochtnen Glaubenssatzes drängt. Die Versorgungsehe, der unselbständige Mädchen entgegensehen müssen, erregt ihren Abscheu. Diese an und für sich nicht poetisch ergiebige Grundidee wuchs zu einer dürftigen Fabel aus, deren Ausschmückung den modernen Leser teilweise veraltet anmutet. Zu der Grundstimmung trug der Fouriertaumel bei, dem bekanntlich auch Gutzkow 1842 einen seiner „Briefe aus Paris" widmete. Diese Art verkehrter Philanthropie hat ihr aktuelles Interesse verloren; noch mehr wird die Lektüre erschwert durch die mystisch-spiritistische Färbung der letzten Abschnitte; störend wirkt auch die das Ganze durchflutende Fülle von Bildern und bizarren Gleichnissen. Diese sinnbildliche Darstellung ladet förmlich dazu ein, die breit gelaufnen Metaphern in interessante Rubriken einzuordnen und somit Sainte Beuves geistvolle Streifzüge auf verwandtem Gebiete um recht lehrreiche Ergänzungen zu bereichern. Bei wiederholter Lektüre tritt neben der anfechtbaren Zickzacklogik schwer verständlicher Stellen zugleich doch auch die erfreuliche Erkenntnis ein, daß der weiblichen Denkkraft trotz manchem verkehrten und mißglückten Aufflug noch viele ungehobne Geistesschätze vorbehalten sind. Die Denkerin ist jedenfalls in Aurora Leigh mehr zu Worte gekommen als die Dichterin. In diesem Werke steht sie sichtlich unter französischem Einfluß, insbesondre unter der Einwirkung der Romane George Sands, obwohl auf der Basis einer reinern sittlichen Tendenz. Aus dieser französischen Ideenverwandtschaft erklärt sich wohl die Forderung (auch neuerer) französischer Examenprogramme, daß für das englische Fach die Kenntnis genau bestimmter Abschnitte von Aurora Leigh notwendig sei. Die zarte Bitte der Dichterin: And in that we have nobly striven at least, — Deal with us nobly, women though we be, — And honour us with truth, if not with praise, hat also schon teilweise Erhörung gefunden, obschon sie den Gegnern höherer Frauenbestrebungen viel Material liefert. Gegner ignorieren ja so gern den wichtigen Umstand, daß ihr Gesundheitszustand ihre Welt- und Menschenkenntnis sehr beeinträchtigte. Der Ernst des Lebenskampfes, den sie selbst nur als teilnahmvolle Zuschauerin

kennen lernte, wird in Aurora Leigh, besonders soweit die schriftstellerische Tätigkeit der Heldin in Betracht kommt, nicht lebenswahr geschildert. Deshalb wird die im Schatten einer starken Eiche geschirmte Dichterin auch ihren ringenden Mitschwestern naiv zurufen: „Bring deine Statue, hier ist Raum! Gleicht sie auch nur im mindesten dem Gotte, der dem Fluge seines glänzenden Wurfspeeres nachspäht durch den Lauf der Jahrhunderte, so wird die Mitwelt neidlos zeugen: Sie, die dieses Werk vollbracht, ward dazu geboren und heischt die volle Freiheit ihrer Schaffenskraft!" So optimistisch konnte freilich eine englische Dichterin urteilen, die bei der Ernennung eines neuen poet laureate nach Wordsworths Tode ernstlich neben Tennyson in Frage kam. Richtig aber beurteilt sie die Sachlage, wenn sie Klage führt, daß die Frauen gar soviel schwätzen von der Frauen „Mission" und der Frauen „Funktion", ehe sie hinreichend erwiesen haben, was sie bei völliger Ausbildung ihrer Kräfte wirklich leisten können. Manche siegesgewisse Rednerin der Gegenwart sollte sich von diesem vernünftigen Ausspruch getroffen fühlen.

Der Wert von Aurora Leigh beruht nicht auf der Charakterzeichnung so wenig wie auf der Wahl des Stoffes, wohl aber auf der unablässigen Bemühung, der weiblichen Psyche zu ihrem vollen Rechte zu verhelfen. Dieses beachtenswerte Streben, individuelle Frauenanschauungen künstlerisch zu verwerten, beweisen schon tastende Versuche ihrer Jugenddichtungen. Als sie 1844 ihr Drama of Exile veröffentlichte, war sie zwar anscheinend Miltons Spuren im „Verlorenen Paradiese" nachgefolgt, aber die Teilnahme für Eva ließ sie viel neues zwischen den Zeilen der Heiligen Schrift lesen. Denn man wird zugeben müssen, daß unsrer Stammmutter Gedanken nach dem Sündenfalle noch kein männliches Dichtergemüt ernstlich beschäftigt haben. E. Brownings Eva erscheint in einem rührenden Lichte der Verklärung. Die Worte des Fluches, der sie betroffen, sind aus der schroffen Härte des hebräischen Bibeltextes zu wahrhaft christlicher Wehmut geadelt: Some pang paid down for each new human life, Some weariness in guarding such a life, Some coldness from the guarded, some mistrust, From those thou hast too well served, from those beloved, Too loyally some treason; feebleness within thy heart, and cruelty without, — And pressures of an alien tyranny, With its dynastic reasons of larger bones, And stronger sinews. But, go to! Nirgends hat sich die sensitive Seele der Dichterin reiner gespiegelt als in dieser originellen Bibelparaphrase.

Unsre Geschichtsforscher pflegen mit Recht soviel Wert auf spontane Äußerungen zu legen, auch der Literarhistoriker sollte diesen Standpunkt teilen und schon aus diesem Grunde impulsive Frauenäußerungen höher bewerten. Die beliebte Klage über die „weibliche Sphinx" würde dann mehr und mehr verstummen. Aurora Leigh beweist, daß die Frauenfeder Aufschlüsse zu bieten vermag, die der Beobachtung des Mannes entgehn. Niemand wird behaupten, daß Männer nur Männer, Frauen nur Frauen lebenswahr zu schildern vermögen, aber Dichtungen wie Aurora Leigh nötigen uns, aus dem Traume zu erwachen, als ob die großen Frauenporträts der Weltliteratur schon alle Züge der Frauenpsyche erschöpft hätten. Im Leben wie in der Dichtung ist

dem Frauenantlitz häufig eine Maske aufgedrückt, die männliches Vorurteil geschaffen hat!

Unsre Dichterin ist in einer großen Entwicklungsperiode Italiens aus dem Leben geschieden (1861). Diese Zeit war für sie lehrreich, schlug doch ihr Herz schon in zartem Kindesalter für alle um ihre Freiheit kämpfenden Völker. Schon die kaum Elfjährige hat „Marathon" in Versen gefeiert. Diese warme Teilnahme an fremden Völkergeschicken schärfte vor allem ihren Blick für das Wesen des wahrhaft edeln Patriotismus. Die Vaterlandsliebe dient ihrer Ansicht nach zu häufig als Deckmantel der Selbstsucht und Engherzigkeit. Denkwürdig bleibt die Vorrede zu den Poems before Congress, in der die hochsinnige Frau prophetisch auf politische Greuel der Gegenwart zu deuten scheint.

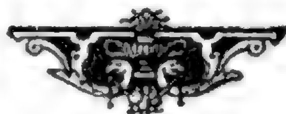
Besteht echter Patriotismus etwa darin, daß wir unsre eigne Nation in jeder Lage herausstreichen, so wäre ja der Patriot nichts andres als ein Höfling? Und das bin ich doch wahrlich nicht, wenn ich auch Napoleon den Dritten in Italien besungen habe. Es ist an der Zeit, die Bedeutung, den Sinn gewisser Bezeichnungen einzuschränken oder die Bedeutung gewisser Dinge weiter zu fassen. Das Vaterlandsgefühl hat an richtiger Stelle seine volle Berechtigung, und der Instinkt der Selbsterhaltung wurzelt im Menschen, sich gleichwohl zu aufopferungsfreudiger Tugend weiterentwickelnd. Aber alle Tugend ist nur Mittel zum Zweck und muß Nutzen schaffen; und wenn wir ihr Wachstum und Streben nach Ausdehnung hemmen, degradieren wir sie zur Fäulnis, die die edelsten Organismen zerstört. Es ist gewiß eine hohe politische Tugend, sich nicht in die Angelegenheiten von Nachbarstaaten einzumengen, aber damit ist doch nicht gesagt, daß wir gleichgültig vorübergehn sollen, wenn der Nachbar in die Hände von Dieben fällt — sonst trägt ja das Pharisäertum den Sieg über das Christentum davon. Freiheit bedeutet ebensogut eine Tugend wie ein Privileg, aber Freiheit auf dem Meere ist nicht gleichbedeutend mit Piratentum, und Freiheit auf dem Festlande nicht mit Straßenräuberei; Freiheit im Senate bedeutet nicht das Hinausstoßen eines widersprechenden Mitgliedes, Freiheit der Presse nicht Freiheit zu verleumden und zu lügen! Wenn folglich der Patriotismus eine Tugend ist, so kann dieselbe nicht rücksichtslose Hingebung an die Interessen unsers Landes bedeuten, denn das wäre ja bloß eine andre Form der Hingebung an rein persönliche Interessen, Familieninteressen, Lokalströmungen, die alle auf einen engen Kreis beschränkt gemein und unmoralisch sind. Wir nennen einen Menschen beschränkt, dessen Blick nicht über das irdische Dasein hinausreicht, was ist auch das für ein Mensch, dessen Blick nicht über seine eigne politische Grenze oder See hinausreicht? — Ich gestehe, daß ich von dem Tage träume, an dem ein englischer Staatsmann erstehn wird, dessen Herz zu groß ist, um bloß England zu umfassen, ein Mann, der den Mut haben wird, seinen Landsleuten, die ihm eine bestimmte Politik in Vorschlag bringen, ins Gesicht zu sagen: Das ist gut für euern Handel, nötig für euer Ansehen als Weltmacht, aber dem Volke in unsrer nächsten Nachbarschaft oder jenem Volke weiter draußen wird auf diese Weise Schaden erwachsen; dem Wohle der Menschheit wird diese Maßregel nichts nützen, deshalb fort damit! Das ist nichts für euch und mich! Wenn ein englischer Minister so zu sprechen wagen und das britische Publikum ihm Beifall zollen wird, dann erst kann unsre Nation glorreich dastehn, und ihr Lob wird erschallen, nicht drinnen im eignen Lande, sondern in der Außenwelt — wie alles Lob, das wirklich Wert hat — um der Völkerbündnisse willen, die es gefördert, von den Völkerschaften, die es gerettet hat.

Solche utopische politische Träume sind dazu angetan, sogar mäßig weltkluge Spötter zum Lachen zu reizen. Die Weltordnung kann nicht auf

so ideale Selbstverleugnung aufgebaut werden, weder für den Einzelnen noch für die Gesamtheit. Aber die Worte dieser hochsinnigen Vorrede sind ein Warnruf, der den schroffen Widerspruch zwischen den Lehren des Christentums und den Grundsätzen echt staatsmännischer Kunst der modernen Indifferenz zum Bewußtsein bringen soll. E. Browning vertritt gern und oft in ihren Dichtungen die Forderungen echt christlichen Geistes. Von Chateaubriand hat sie gelernt, die christliche Doktrin, Bibelworte und Gleichnisse wundersam poetisch zu erklären. Schillers Götter Griechenlands entlockten ihr als Gegendemonstration das charakteristische Gedicht The dead Pan: Get to dust, as common mortals, — By a common doom and track! — Let no Schiller from the portals Of that Hades call you back, Or instruct us to weep all — at your antique funeral.

Für die originellen Vergleiche, Bilder und Deutungen, die sie mit ersichtlicher Vorliebe an bekannte Bibelstellen knüpft, bietet der Eingang des dritten Buches von Aurora Leigh ein charakteristisches Beispiel. Sie zitiert hier Ev. Joh. 21, 18 und reiht dem Bibelworte folgende ausführliche Erläuterung an: „So sprach der Herr zu Petrus, um den Tod anzukünden, den er sterben sollte, am Kreuzesstamme, mit dem Haupt nach unten. — Wie er zu Petrus sprach, spricht er zu uns; das Wort bedeutet manche Art des Märtyrertums, es bedeutet vielfachen Tod, obwohl wir schwerlich als Apostel sterben, wir, die wir die Schlüssel zum Himmel wie zur Erde verlegt haben! Denn die Menschen sterben nicht erst in mere death. Wohl gürten wir unsre Lenden zuerst mit der Jugend zartem Linnen und stürmen den Hügel hinauf, der aufsteigenden Sonne entgegen, doch bald fügen wir uns müde, geduldig wie die Einfalt, während andre uns gürten mit den gewaltsamen Banden sozialer Lüge, Formel und Verstellung, unsre ehrliche Natur zum Gegenteil verkehrend, um unsre niedre Notdurft vorzudrängen und unsre erhabnen Gedanken niederzudrücken: das Haupt nach unten an den Kreuzbalken der Welt."

Man hat in der Januarnummer der Quarterly Review (1902) in einem summarischen Bericht über „Frauenfortschritte" unsrer Dichterin in Vergleich zu ihrem großen Gatten die schöpferische Kraft abgesprochen, ohne sich die Mühe zu nehmen, ihrer ungemein sensitiven Art Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Man übersieht, daß 1806 eine Dichterin geboren wurde, die den Mut hatte, als echte Frau, oft in direktem Widerspruche mit Männeranschauungen zu denken und zu dichten, und dabei völlig frei von den Emanzipationsgelüsten ihrer kühnen Zeitgenossin George Sand. Ebenso bescheiden wie würdevoll klingt E. Brownings Charakteristik ihres Gattenverhältnisses: If I have attained anything of force and freedom by living near the oak, the better for me. But I hope you don't think that I mimic him or lose my individuality. (Brief vom 18. Mai 1860.)



Der Bopparder Krieg

Eine rheinische Geschichte von Julius R. Haarhaus

(Fortsetzung)

2

Als Regina am nächsten Morgen aus ihrer Kammer trat, fand sie das väterliche Haus schon in der größten Aufregung. Die geräumigen Gemächer im ersten Stockwerk, die jederzeit zur Verfügung der Äbtissin und ihrer Damen stehn mußten und für gewöhnlich verschlossen waren, wurden einer großen Reinigung unterzogen. Durch die weitgeöffneten Fenster drang die warme Luft des Junimorgens und kämpfte einen siegreichen Kampf gegen die muffige Kühle, die von den getünchten Wänden ausging. Der Staub, der monatelang auf den gewaltigen Schränken, Truhen und Tischen aus dunkelbraunem Eichenholz gelegen hatte, geriet bei dem plötzlich entstandnen Zugwind in Bewegung, und hie und da tauchte schon eine Magd mit Kehrbesen und Scheuersand auf, um den reinigenden Naturkräften zu Hilfe zu kommen. Die alte Metzlerin, des Küfermeisters Hausfrau, ein rüstiges, rundliches Weiblein, war überall zugleich, bestrich die weißen Dielen, die unter der von der Decke herabhängenden Zinnlampe einen kreisrunden Ölflecken aufwiesen, mit feuchtem Ton, fegte die Schränke aus und trug die Betten aus den mächtigen, mit Baldachinen und Stufen versehenen Laden auf die Fensterbänke in den warmen Sonnenschein.

Als sie den Schritt ihrer Tochter auf der Treppe vernahm, eilte sie ihr auf den Flur entgegen und rief:

Hast doch die Werktagskleider an, Gin? Und nun wacker mit zugegriffen! Müssen alles für die Frau Äbtissin und die Fräuleins parat machen. Es wird Krieg!

Krieg?

Frag nicht lang! Komm und hilf mir die Betten sömmern. Kann sein, daß die Fräuleins schon heute einziehn. Der Vater ist aufs hohe Kloster, der Frau Äbtissin die Nachricht zu bringen und ihre Befehle zu erbitten.

Krieg, Mutter? Zieht der Kurfürst doch wider die Stadt? fragte Regina.

Wer sonst als der Kurfürst? Nun steh nicht lang und halt Maulaffen feil, in der langen Kammer sind auch noch Betten, erwiderte die Mutter ungeduldig.

Ach, sagte Regina, indem sie ein schon in der Sonne liegendes Kopfkissen langsam umwandte, wenn Krieg wird, was mag dann mit denen in der Burg werden? Die armen Menschen leiden jetzt schon Hunger —

Was du nur immer mit den Kurfürstlichen hast! erwiderte die Alte streng, laß das nur den Vater nicht hören!

Will mir noch immer nicht in den Sinn, daß nun alles anders sein soll als vordem, sagte das Mädchen bekümmert. Früher, wenn da der Wygant zu uns in den Rebenstock kam, da war die Freude groß, und der Vater zapfte vom Besten, und Ihr selbst hattet immer ein Kümplein mit Brühe und etlichen Fleischstücklein vom Mittag her für ihn im Spind stehn — und jetzt soll man nicht einmal von ihm reden. Und war doch immer ein lustiger Gesell und gar nicht hochfahrend, ob er doch gleich vom Adel war. Und wie die Kleinen an ihm hingen und gar

nicht die Vesperzeit erwarten konnten, wo er bei uns vorsprach, sonderlich das Peterlein, dem er die schöne Armbrust geschnitzt hat und das hölzerne Schwert und den Schild aus dem Faßdeckel!

Mußt nicht mehr dran denken, mahnte die Mutter, deren Stimme jetzt ein wenig weicher klang, es hilft ja nichts. Er ist des Kurfürsten Schloßhauptmann und darum unser Feind. Seit der Vater im Rate sitzt, darf er mit denen in der Burg nichts mehr gemein haben. Hätt der Kurfürst Recht und Herkommen nicht angetastet, wär alles geblieben wie zuvor. Aber nun müssen wir abwarten, wie alles ausläuft, und wie die lieben Heiligen es fügen. Nun geh und trag die Betten ans Fenster, wir haben noch viel zu schaffen heut, und mit dem Schwätzen bringen wir nichts vom Fleck!

Regina streifte die Ärmel empor und ging seufzend an die Arbeit. Die Mutter schob einen Schemel vor den großen Kredenzschrank im Staatszimmer, stieg hinauf und holte die zinnernen Prunkstücke herab, um sie zu scheuern. Da näherte sich von der Treppe her das Getrippel schneller Füße. Drei Bürschlein von acht oder neun Jahren stürmten in das Gemach, voran der kleine Peter, der verwöhnte Spätling des Hauses. Er war bis an die Zähne bewaffnet, schwenkte seinen Faßdeckelschild, fuchtelte mit dem hölzernen Schwert durch die Luft und rief:

Eia, es gibt Krieg! Feindio! Feindio!

Die Mutter fand trotz der dringlichen Arbeit Zeit, dem kleinen Gewappneten einen freundlichen Blick zuzuwerfen.

Ist brav von dir, Peterlein, daß du dich nicht fürchtest, sagte sie, wills dem Vater sagen, daß er dich mit auf den Wehrgang nimmt, dann wird der Feind gewißlich abziehn —

Oha! erwiderte der Junge, will gar nicht boppardisch sein, und der Balduin und der Heinz wollens auch nicht. Weißt du, was wir sind, Mutter? Sind gut kurfürstlich und wollen auf die Burg, den guten Junker Wygant, den die bösen Stadtknechte so hart bedrängen und hungern lassen, heraushauen! Feindio! Feindio!

Dabei schlug er mit seinem Schwerte so gewaltig auf den Schild, daß die Mutter den zinnernen Pokal der Faßbinderzunft, den sie gerade in den Händen hatte, auf die Dielen setzte und sich die Ohren zuhielt.

Macht, daß ihr hinauskommt, ihr Lotterbuben! rief sie, und laßt mich nicht wieder solche unziemlichen Reden hören, sonst sag ichs dem Vater!

Die Gewappneten stürmten davon, und Balduin und Heinz, die Nachbarsbuben, polterten die Stiege hinunter, als sei ihnen der Feind schon auf den Fersen. Peterlein wollte ihnen nach, fühlte sich aber plötzlich von den kräftigen Armen der Schwester in die Höhe gehoben und mußte es dulden, daß sie ihm ein paar tüchtige Küsse auf die von Kampfeslust geröteten Wangen drückte.

Bist ein braver Bub, sagte sie, und nachher, wenn die Mutter in der Küche ist, dann komm in meine Kammer. Will dir den silbernen Gnadenpfennig mit dem Sankt Georg schenken, um den du mich solange gequält hast.

Der Knabe, der sich anfangs in seiner männlichen Würde gekränkt gefühlt und gegen die schwesterlichen Liebkosungen durch energisches Zappeln und Strampeln gewehrt hatte, gab jetzt seinen Widerstand auf, sah dem Mädchen in die Augen und fuhr mit seiner kleinen, nicht gerade übermäßig saubern Hand über ihr volles nußbraunes Haar, das in zwei starken Zöpfen bis auf den Gürtel hinabfiel.

Bist auch kurfürstlich, Gin? fragte er leise.

Regina nickte. Sags aber keinem, bat sie, wollen hoffen, daß alles ein gut Ende nimmt.

Möchtest du nicht, daß Krieg wird? fragte der Junge.

Wär besser, er blieb uns erspart, antwortete sie.

Du, Gin — meinte Peter zögernd, aber die Stücke und die Feldschlangen möchte ich doch einmal donnern hören. Muß eine gar lustige Musika sein. Dann

rannte er davon, seinen Spielgefährten nach, die schon gefürchtet hatten, ihr Anführer sei in die mütterliche Gefangenschaft geraten.

Seit das Mädchen wußte, daß sie in dem kleinen Bruder, der im Rebenstock Regen und Sonnenschein machte und sogar dem strengen Vater gegenüber gelegentlich mit kindlichem Eifer seine Meinung vertrat, einen Bundesgenossen hatte, ging ihr die Arbeit leichter von der Hand. Sie ertappte sich sogar einmal zu ihrem eignen Erstaunen dabei, daß sie, während sie vor dem Wäscheschranke stand und die lavendelduftenden Bettlaken von feiner Klosterleinwand abzählte, ein Liedlein vor sich hinsummte.

Als der Vater kurz vor Mittag heimkam, war schon alles zur Aufnahme der Gäste hergerichtet. Er ging von Gemach zu Gemach und prüfte die Vorbereitungen. Zum Essen nahm er sich kaum Zeit, denn die Äbtissin hatte ihm aufgetragen, für die Schwestern, die im Rebenstock nicht untergebracht werden konnten — und das waren im ganzen vierundachtzig —, in den angesehensten Bürgerhäusern der Stadt Quartier zu machen. Das war keine leichte Arbeit, denn der Konvent wollte schon am nächsten Tage in die Stadt ziehn, und der Häuser, die den adlichen Damen standesgemäße Unterkunft bieten konnten, waren nicht allzu viele. Dazu kam, daß auch die Klosterfrauen des Franziskanerstifts St. Martin, das ebenfalls außerhalb der Stadtmauern lag, in Boppard beherbergt werden mußten, und daß man überdies in den nächsten Tagen den Adel aus der weitern Nachbarschaft, der in der Stadt begütert war oder mit der Einwohnerschaft in Schutz- und Trutzbündnis stand, samt einem großen Gefolge von Knechten erwartete.

In der Ratsversammlung, die heute schon kurz nach Sonnenaufgang zusammengetreten war, hatte man beschlossen, die befreundeten Ritterbürtigen durch reitende Boten nach Boppard laden zu lassen, auch Meister Mertloch den Auftrag erteilt, unverzüglich mit der Erhöhung der Mauer zu beginnen. So sah sich die ganze Stadt mit einem Schlage in die lebhafteste Tätigkeit versetzt: überall wurde geschlachtet und gepökelt, gebraut und gebacken, gezimmert und getischlert; neben Meister Mertloch und seinen Gesellen arbeiteten Ratsherren und Bürgersöhne freiwillig am Neubau der Stadtmauer, schleppten trotz der sengenden Junisonne unverdrossen Steine herbei und mengten den Mörtel. Andre erneuerten und verstärkten die Bedachung des Wehrgangs, die Schuster trugen ihre Pechvorräte auf die Türme, und die Steinmetzen hantierten Tag und Nacht mit Meißel und Schlägel, um die städtischen Kartaunen mit Munition zu versehen.

Am Montag um die Mittagstunde hielten die Klosterfräulein von Marienberg ihren Einzug in die Stadt. Zuerst kamen die Wagen mit der fahrenden Habe des Stifts: die mächtigen Kasten aus Eichenholz, die den Silberschatz des Klosters, die kostbaren Altargeräte und Meßgefäße, die massiven Statuetten der Heiligen, die Leuchter und die Wandlichter, den großen Tafelaufsatz, die Karafinen, Waschbecken, Gießkannen, Bratenschüsseln, Suppenschalen, Kredenzplatten, Teller, Becher, Löffel und Messer enthielten, dann das Klosterarchiv, die wertvollsten Stücke der Bibliothek, die gewaltigen Lederbände mit den Antiphonaren und den Gradualen, endlich die Vorräte an selbstgewebten Linnen- und Wollenstoffen. Jeder Wagen wurde von zwei bewaffneten Knechten eskortiert, denen sich die Holzfelder Bauern, die als des Klosters Untertanen zur Hilfeleistung in außerordentlichen Fällen verpflichtet waren, anschlossen. Dann folgte Pater Vincentius, der Propst, mit der goldnen Monstranz und die beiden Mesner mit dem Reliquienschrein, und ihnen schlossen sich in langem Zuge die Chorfräulein, Laienschwestern und Novizen an, geführt von der Äbtissin, der Wild- und Rheingräfin Margaretha, der das jüngste Chorfräulein, Anna von Dalberg, den schweren, mit Edelsteinen besetzten Krummstab vorantrug.

An der Bälzerpforte standen der Schultheiß, eine Deputation des Rates und der Stiftsküfermeister Metzler zum Empfange der Flüchtlinge bereit und geleiteten sie in ihre Quartiere. Auch wer von der Bürgerschaft gerade abkömmlich gewesen war, hatte sich am Tore eingefunden und begrüßte die Gäste entweder mit respekt-

vollem Schweigen oder mit lautem Zuruf. Das leichtlebige Völkchen hatte sich in der kurzen Zeit mit dem Gedanken an die Belagerung der Stadt schon so vertraut gemacht, daß es keine ernstliche Sorge mehr empfand und den neuen, ungewohnten Zustand als eine ergötzliche Abwechslung im alltäglichen Einerlei des Lebens begrüßte. Auch die Konventualinnen schienen Ähnliches zu empfinden, und außer der Äbtissin trugen nur ein paar der allerältesten Damen besorgte Mienen zur Schau. Desto lustiger sahen Beatrix von Leiningen und Elisabeth Beyer, das unzertrennliche Freundinnenpaar, aus: sie freuten sich auf das ungebundne Leben, das sie nun in Elisabeths väterlichem Hause führen durften.

Die Damen verteilten sich durch die ganze Stadt, und die Äbtissin begab sich mit der Priorin Cäcilia von Ingelheim, der Kellnerin Apollonia von Solms, der Sakristanin Pfalzgräfin Katharina und den beiden zu ihrer persönlichen Bedienung verordneten Laienschwestern in den Rebenstock, dessen Tür mit einem Gewinde von frischem Grün und bunten Sommerblumen bekränzt war.

Auf dem kühlen Hausflur kam ihnen Frau Metzlerin entgegen. Sie hatte bis zum letzten Augenblick mit der Zurichtung des Mahles zu tun gehabt und machte nun erhitzt und kurzatmig ihre Reverenz.

Will hoffen, daß Ihr Euch unsertwegen nicht allzusehr bemüht habt, liebe Metzlerin, sagte die Äbtissin leutselig, in diesen bösen Zeitläuften wollen wir uns gern mit drei Platten begnügen.

Sind auch diesesmal nicht mehr als drei, hochedelgeborne und ehrwürdige Frau, und noch dazu lauter gemeine Sachen, wie mans in der Eile zusammenbringen konnt. Zum ersten einen Salmen —

Einen kurfürstlichen oder einen städtischen? fragte die hohe Dame, heiter auf einen der wichtigsten casus belli anspielend.

Einen kurfürstlichen, der sich im städtischen Garn gefangen hat, erwiderte die Metzlerin dreist und schlagfertig.

Und sodann?

Sodann Brustkern mit Zugemüs, letzlich gebratne Hinkel mit einem Salätlein und gesottnen Stachelbeeren. Voran aber ein Süpplein —

Ach über euch Bopparder Weiber! rief die Äbtissin, wir haben wahrlich an dem Süpplein genug, das uns eure Männer eingebrockt haben!

Jetzt wurde in der Tür zum Wohngemach der Kopf von Metzlers Jüngstem sichtbar.

Ei, da ist ja auch der Peter! sagte die hohe Frau, deren hellen Augen nichts entging, komm einmal her, Büblein, und laß sehen, wie groß du geworden bist seit der Weinlese.

Der Knabe zog sich langsam zurück und lauerte verlegen durch den Türspalt.

Er fürchtet sich noch immer vor unsern Kappen, meinte die Äbtissin, das tat er schon, als er noch ganz klein war. Und sich zu einer der Laienschwestern umwendend, sagte sie lauter:

Das Tütlein mit dem Marzipan, Schwester Agnes!

Die Angeredete zog das Verlangte hervor und reichte es der Domina Abatissa hin. Da öffnete sich der Türspalt immer weiter, und Peterlein kam zum Vorschein.

Hab dir ein wenig Naschwerk mitgebracht, Bürschlein, sagte die Matrone, indem sie dem Kinde die Tüte hinhielt. Und zur Mutter gewandt fügte sie hinzu: Ist Venediger Marzipan, aber freilich schon ein bißchen dürr. Wir hattens noch vom März her, wo der große Schmaus war, als die von Dalberg Profession tat.

Der Knabe streckte die Hand nach der seltnen Leckerei aus und sagte freimütig:

Dürr oder frisch — das tut nichts. Wenn einer so lang hat hungern müssen, der ißts schon.

Die Frauen sahen einander erstaunt an.

Hast hungern müssen, armes Peterlein? fragte die Äbtissin lachend. Siehst aber wahrlich nicht aus, als ob du bei deinen lieben Eltern Not littest! Sie klopfte mit ihrer kräftigen aber wohlgepflegten weißen Hand dem Kinde die vollen roten Backen.

Nein, erwiderte der Knabe, ich nicht, aber ein andrer.

Wer denn?

Darfs nicht sagen, sonst haut mich die Mutter.

Sags getrost, Bub, sagte die Domina, wenn ich ein Wort für dich einleg, haut dich die Mutter nicht.

Gewißlich nicht? fragte der Knabe, die Mutter mit einem ungläubigen Blicke streifend.

Gib der hochedelgebornen und ehrwürdigen Frau getrost Antwort! befahl die Metzlerin.

Willst du den Marzipan nicht selber essen? fragte die Äbtissin, sich zu dem Kinde niederbeugend. Wem willst dus denn geben?

Dem Junker Wygant, den die garstigen Stadtknechte wollen Hungers sterben lassen.

Junker Wygant? Die Dame sah die Hausfrau verwundert an,

Ist der Modersbacher, Hochedelgeborne, der kurfürstliche Schloßhauptmann, kam vorzeiten, da man noch nichts von den Händeln wußte, zuweilen in den Rebenstock, antwortete Frau Metzlerin verlegen, und da hat er mit dem Peter seinen Spaß getrieben —

Mit der Gin noch viel mehr, ergänzte der Knabe den mütterlichen Bericht, und weil er nun hungern muß, deshalb sind wir betrübt — ich und die Gin, und weil die Gin manchmal weint, hab ich ihr versprochen, ich will dem Wygant Speise bringen. Die Stadtknechte werden mich gewißlich in die Burg lassen.

In den Mienen der Domina kämpfte weibliches Mitgefühl mit dem überlegnen Spott der welterfahrnen Frau, die den Dingen auf den Grund zu schauen versteht. Aber das Mitgefühl trug den Sieg davon: sie zog das Kind an sich und legte ihm beide Hände auf die blonden Locken.

Bist ein braves Büblein, sagte sie, mußt fleißig zu den lieben Heiligen beten, daß sie wieder Frieden werden lassen. Dann wird auch der Junker wieder aus der Burg können und im Rebenstock vorsprechen und seinen Spaß mit dir treiben — mit dir und der Gin, setzte sie hinzu, indem sie der Metzlerin einen verständnisvollen Blick zuwarf.

Dürft nichts übles davon denken, Hochedelgeborne, beeilte sich die Mutter zu bemerken, ist alles in Ehren und Züchten geschehn. Und die Regina ist doch ja auch noch ein halbes Kind —

Das Gespräch der Frauen wurde durch den Eintritt der Knechte unterbrochen, die damit begonnen hatten, die Wagen abzuladen und Kisten und Kasten in das Haus zu tragen. Die Äbtissin begab sich mit ihren Damen in die Gemächer des Oberstocks, um die Arbeit der Leute zu überwachen und jedem einzelnen Teile der geflüchteten Habe seinen Platz anzuweisen. Bald darauf erschien auch der Propst und meldete, daß der Reliquienschrein in der Sakristei der Severikirche niedergesetzt und der Obhut der Chorherren anvertraut worden sei.

Gott sei Dank! sagte die Domina, der Sorge sind wir ledig. Nun, da unsre lieben Heiligen geherbergt sind, dürfen wir getrost an uns selber denken. Und sie sandte Schwester Agnes mit der Weisung in die Küche, man möge das Mahl auftragen.

Die Damen nahmen ihre Plätze an der Tafel ein, und der Propst, den man heute mit einer durch die besondern Umstände gerechtfertigten Abweichung von der Klosterordnung zu Tisch gezogen hatte, sprach das Gratias. Dann erschienen Regina und die beiden Mägde mit den Speisen, die in dem schweren Silbergeschirr des Klosters aufgetragen wurden. Die Äbtissin rief die Tochter des Hauses, die sie vorher nur flüchtig gegrüßt hatte, zu sich und reichte ihr die Hand zum Kusse. Das

Mädchen fühlte, daß die hellen, alles durchdringenden Augen der Matrone heute ganz besonders prüfend auf ihr ruhten, und errötete.

Nach Tisch zog sich die Domina in ihr Kabinett zurück und bat Regina, ihr zu folgen. Sie selbst setzte sich in den hohen geschnitzten Lehnsessel am Fenster, während das Mädchen auf einem Schemel zu ihren Füßen Platz nehmen mußte. Das war nichts außergewöhnliches. Die Äbtissin war dem muntern, aufgeweckten Kinde schon zu der Zeit, wo sie noch das Amt der Priorin bekleidet hatte, immer herzlich zugetan gewesen, und daran hatte auch ihre Erhebung zu der höchsten Würde nichts zu ändern vermocht. Wenn die Damen im Nebenstock wohnten — und das geschah alljährlich gewöhnlich um die Fastnachtszeit und während der Weinlese —, mußte Regina den ganzen Tag über der Domina zur Verfügung stehn, der es Freude machte, sich mit ihr zu unterhalten und sie in den mancherlei Künsten und Handfertigkeiten, wie sie im Kloster geübt wurden, zu unterweisen. So hatte sich zwischen der hohen Frau, die einem der edelsten Geschlechter des Landes entstammte, und die schon in ihrer äußern Erscheinung: dem stattlichen Wuchs, der zarten, rosigen Hautfarbe und den kühlen, blauen Augen das Urbild einer geistlichen Würdenträgerin war, und dem jungen, braunen Bürgermädchen eine Art von freundschaftlicher Zuneigung entwickelt. Regina pflegte der Gönnerin von ihren kleinen Freuden und Sorgen zu berichten — besonders von solchen, für die sie bei ihrer tüchtigen aber derben Mutter kein Verständnis erwarten durfte —, und die Äbtissin hörte ihr mit ungeheuchelter Teilnahme zu und wußte für alles Rat. So war es schon vor zehn Jahren gewesen. Damals war Regina aus kindlicher Begeisterung für das der Kirche geweihte Leben ihrer frommen mütterlichen Freundin auf den Gedanken gekommen, ihre Puppen geistlich werden zu lassen, und die Äbtissin hatte ihr aus allerlei Läppchen schwarzen Wollenstoffs und weißer Leinwand bereitwillig Habits und Kappen für die hölzernen Döcklein zurechtgeschneidert. Als aber die ältern Damen des hohen Klosters ob dieser von weltlicher Eitelkeit abgewandten Gesinnung des Kindes große Freude an den Tag gelegt und der Mutter zu der künftigen jungen Laienschwester gratuliert hatten, da hatte die Domina mit Entschiedenheit geäußert, Regina passe ganz und gar nicht für den geistlichen Beruf und werde als ein echtes Weltkind nie daran denken, den Schleier zu nehmen.

Und darin hatte die Domina Recht behalten — zu ihrer eignen Freude und Genugtuung. Schon seit etlichen Jahren hatte sie mit liebevoll beobachtendem Auge bei dem zur Jungfrau erblühenden Kinde nach den kleinen aber untrüglichen Anzeichen ausgeschaut, die über kurz oder lang dartun mußten, daß ihr Schützling gesonnen sei, sich noch enger an die Welt zu ketten, aber bis dahin war kein solches Anzeichen zu entdecken gewesen. Heute jedoch glaubte die Matrone auf der rechten Spur zu sein.

Von dem Salmen ist ein gut Teil übrig geblieben, sagte die Äbtissin, während sie so gleichgiltig wie möglich auf die Gasse hinabschaute, schade, daß wirs nicht denen in der Burg senden können. Würden uns gewißlich Dank wissen.

Das Mädchen sah erstaunt zu der Äbtissin empor.

Wird wohl nun bald an die sechs Wochen sein, daß sie eingeschlossen sind, fuhr diese fort, und wer weiß, ob sie sich zuvor mit Speise versehen hatten.

Sechs Wochen und vier Tage werdens heut, berichtete Regina, der plötzlich die Tränen in die Augen traten.

Sechs Wochen und vier Tage? Das weißt du ja recht genau. Hast wohl ein herzliches Mitleid mit ihnen? fragte die Domina teilnehmend.

Das Mädchen preßte beide Hände vor das Antlitz und schluchzte zum Erbarmen. Die schlimmen Stadtknechte lassen nichts hinein, sagte sie, in der Samstagnacht haben sie erst wieder drei Hämmel weggefangen. Und so werden die armen Menschen Hungers sterben müssen.

Sind gewißlich böse Gesellen, die Kurfürstlichen, und verstockte Sünder, denn sonst würden Gott und die lieben Heiligen wohl ein Wunder tun. Hat nicht einst

ein Rabe unserm Patron Sankt Benedicto Brot gebracht, da er vor seinen Widersachern in die Einöde geflohen war?

Ach — Heilige sinds wohl nicht, sagte Regina, aber arge Sünder auch nicht, wenigstens nicht alle. Es möchte doch wohl ein Gerechter darunter sein.

Herr Emmerich von Nassau?

Den kenn ich nicht.

Der Junker von Modersbach?

Welcher? Sind zwei Modersbacher in der Burg.

Heißt nicht einer Wygant?

Bei der Nennung dieses Namens brach das Mädchen in einen neuen Tränenstrom aus.

Sieh einer an! sagte die Äbtissin, indem sie mit beiden Händen leise über Reginens Haar strich, also der Junker Wygant! Um seinetwillen zürnt mein Ginlein den Stadtknechten, die doch an den Händeln keine Schuld haben und nur nach des Rates Gebot tun.

Ach Domina, gestand Regina zerknirscht, und ich hab ihnen alles Üble auf den Hals gewünscht, sonderlich den beiden, die die Hämmel weggeschnappt haben!

Das hätte mein kluges Ginlein nimmer tun dürfen. Wir Weiber sollen uns nicht in die Händel der Männer mengen. Ist wider geistlich und weltlich Gebot. Wie willst du das wieder gut machen?

Das Mädchen trocknete die Tränen und schaute zu Boden.

Mit der Reue allein ists nicht getan, fürcht ich, sagte sie, während über ihr noch feuchtes Antlitz ein Schimmer von Heiterkeit glitt, ich werde den Knechten wohl etwas liebes erweisen müssen. Wenn ich dürft, würd ich ihnen eine Kanne Weins hinaustragen — aber nicht von dem geringen, vielmehr ein gutes Tröpflein, wie sie noch keins getrunken. Ob das wohl die rechte Sühne wär?

Woher denkst du den Wein zu nehmen? fragte die Matrone lächelnd.

Das ists ja grad, was mir Sorge und Pein macht, erwiderte Regina, sintemalen der Vater nichts davon erfahren darf.

Und wann willst du den Knechten die Liebnis hinausschaffen?

In der Nacht zum Samstag. Sind alsdann dieselben vor der Burg, die die Hämmel abgefangen haben. Der Wein muß draußen sein, sobald die zweite Nachtwache begonnen hat.

Die Domina faßte Reginens Kopf zwischen beide Hände und sah ihr prüfend in die Augen. Sie hatte plötzlich alles verstanden.

Ei ei, Ginlein! sagte sie, das ist also deine Reue! Der Wein muß um die zweite Nachtwache draußen sein. Grad um die zweite! Soll ich dir sagen, weshalb? Weil um die zweite Nachtwache wiederum Hämmel geländet werden sollen. Hab ich recht?

Regina preßte ihr Gesicht in den Schoß der Gönnerin und stammelte verwirrt und beschämt: Gewißlich keine Hämmel, Domina Abatissa, aber — zween Ochsen.

Mich will bedünken, die lieben Heiligen wollen doch ein Wunder tun, sagte die Äbtissin milde, aber mit leisem Spott, sie wollen die Kurfürstlichen nicht Hungers sterben lassen. Da müssen wir ihnen freilich zu Hilfe kommen. Geh, Kind, und schick den Vater herauf!

Regina erhob sich und bedeckte die Hände der Matrone mit Küssen. Dann verließ sie das Gemach und eilte schnell wie ein Wiesel die Treppe hinab.

Wenig Augenblicke später stand Meister Metzler vor der Gebieterin.

Sind neue Nachrichten vom Kurfürsten da? fragte sie.

Ist ein Reitender von Koblenz angekommen, der hat dem Rat kundgetan, daß der Kurfürst Söldner anwirbt, berichtete Metzler. Der Zug soll die Mosel hinauf gehn bis Hatzenport und dann über das Gebirge.

Ist die Stadt wohl mit Speise versorgt, sonderlich mit Vieh?

Wir schreiben heut erst den zwölften, hochedelgeborne und ehrwürdige Frau, und der Feind wird nicht vor Sankt Johannisabend vor die Stadt rücken. Ein löblicher Rat hat deshalb beschlossen, das Vieh erst am einundzwanzigsten aus den Dörfern zu holen, also daß man zuvor nicht unnütze Arbeit mit dem Warten und dem Füttern hat.

Wenn es alsdann nur nicht zu spät ist, bemerkte die Äbtissin nachdenklich, aber das mag des Rates Sorge sein. Wie stehts mit denen in der Burg?

Sind wohl verwahrt, Hochedelgeborne, nicht anders denn die Mäuslein in der Falle.

Regina hat mir erzählt, daß sie Hunger leiden.

Metzler machte eine wegwerfende Handbewegung und sagte: Also bleiben sie vor der Sünde der Völlerei bewahrt. Was kümmerts die Gin?

Eure Tochter hat mit den Leuten ein christliches Erbarmen, Metzler. Daß Ihr sie mir deshalb nur nicht scheltet! Hab ihr selber schon einen Sermon gehalten, sonderlich weil sie den Stadtknechten ihrer Wachsamkeit halber Übles wünschte. Aber eine kleine Strafe soll sie doch haben. Meint Ihr nicht auch?

Metzler rieb sich die Hände. Er wußte offenbar nicht recht, worauf die Domina hinauswollte.

Eine Strafe könnt der Gin nicht schaden, sagte er endlich, sonderlich da sies heimlich mit den Kurfürstlichen hält, ob ihr Vater gleich im Rate sitzt.

Seht, das ists, warum ich ihr eine Buße auferlegen möchte, sagte die Äbtissin. Und wißt Ihr, worin die bestehn soll? Regina muß den Knechten selbst eine Liebnis an Wein hinausbringen — natürlich in meinem Namen. Von der Greifenklau Zeiten her müssen im Keller noch etliche Fäßlein Malvasier liegen —

Nur noch zwei, Hochedelgeborne. Es waren vordem vier, aber eins ist bei Eurer seligen Vorgängerin Gräbnis getrunken worden, das andre, als die von Manderscheid Profeß tat.

Wißt Ihr, wieviel die Fäßlein halten?

Das große eine halbe Ohm, das kleine vielleicht vier Sester.

Gut. So soll der Balthes das kleine auf ein Wägelein laden und vor die Burg fahren, und Eure Tochter mag mitgehn und es den Knechten darreichen. Aber erst in der Nacht zum Samstag, wenn die Guardia auf dem Leinpfad steht, die neulich die Hämmel erwischt hat.

Hat die Domina sonst noch Befehle?

Weiter keine.

Metzler verneigte sich und zog sich zurück. Er hätte gar zu gern seinem Befremden darüber Ausdruck gegeben, daß der kostbare, starke griechische Wein an die städtischen Knechte verschwendet werden sollte, für die doch der saure Filsener auch genügt hätte, aber er wußte, daß die hohe Frau keine Widerrede duldete, und zog es deshalb vor, seine Meinung für sich zu behalten.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Die deutsche publizistische Invasion in England. Der Oberhausgedanke für Deutschland. Der Staatssekretär des Reichsmarineamts und der weitere Ausbau der Flotte.)

Wenn die Leser der Grenzboten diesesmal in den Reichsspiegel schauen, wird die deutsche Invasion in England zur Tatsache geworden sein. Allerdings nicht jene unglaubliche, die William Le Queux auf den 4. September 1910 angesetzt hat, wobei Admiral H. W. Wilson die Liebenswürdigkeit hatte, die Vernichtung der englischen Flotte durch die deutsche mit Aufwand von vieler Anerkennung für diese zu schildern, sondern ein harmloser und durchaus unkriegerisch gesinnter Schwarm deutscher Publizisten ist in Southampton ans Land gestiegen, mit Extrazug und ohne Zollrevision nach London befördert worden, um dort vierzehn Tage lang eine Reihe von Festlichkeiten, Ausflügen, Empfängen, ja sogar die Ehre eines königlichen Frühstücks über sich ergehn zu lassen. Den deutschen Gästen, soweit sie England noch nicht kennen, wird drüben vieles imponieren. Sie werden sich in London in ein wirkliches Weltzentrum hineinversetzt fühlen, wo täglich und stündlich der Pulsschlag aller fünf Weltteile vernehmbar ist; ehrwürdige Zeugen einer großen, vielhundertjährigen, überreich mit Blut geschriebnen Geschichte werden sie umfangen, Bilder der Weltherrschaft werden sich ihnen bieten, wie sie Deutschland und seine verhältnismäßig junge Reichshauptstadt nicht aufzuweisen haben. Dazu kommt, daß die Engländer mit einer gewissen Überlegenheit uns als alte, einheitlich geschlossene Nation gegenübertreten, während den meisten Deutschen das partikularistische, einzelstaatliche Hemd immer noch näher bleibt als der Reichsrock. Die Engländer stellen wirklich ein Volk dar, wir Deutschen wollen es erst werden oder vielmehr: wir werden es im gleichen Sinne niemals werden, weil in unsrer Vielheit zwar manche Schwäche, schließlich aber doch unsre Stärke beruht. Diese geschichtlich begründete Vielheit, die andre Völker nicht recht verstehn können, trägt wesentlich dazu bei, daß sie uns als einen Staat von gestern betrachten, dessen Auftauchen auf den Meeren, an fernen Küsten, dessen maritime Entwicklung lange Zeit gar nicht ernst genommen, sondern als eine Spielerei angesehen wurde, die auf persönlichen Neigungen, nicht auf einer nationalen Notwendigkeit, einem vitalen Bedürfnis beruhe. Als dann aber die Betätigung dieses Bedürfnisses mit wachsender Kraft einsetzte, verfiel man in das Gegenteil, es in seinen Absichten und Zielen wie in den Mitteln zu deren Erreichung zu übertreiben und mißgünstig zu beargwöhnen. Auf diesem Boden sind dann die meisten der Differenzen erwachsen, zu deren Beseitigung die an eine Anzahl deutscher Publizisten ergangne Einladung mitwirken soll.

Der Erfolg dieser guten Absicht wird um so größer sein, je weniger hoch wir die darauf gesetzten Erwartungen spannen. Die Presse beider Länder wird nach wie vor deren Interessen zu vertreten haben, und in der Wahrnehmung dieser Interessen werden Polemiken unvermeidlich sein. Es braucht nur an die Art erinnert zu werden, mit der neuerdings eine Anzahl englischer Blätter die Frage der Bagdadbahn ohne jeden Anlaß wieder aufgegriffen hat. Gerade in den deutsch-englischen Beziehungen hat die Publizistik wie selten vergiftend gewirkt, indem die Presse nicht selten Schlachten lieferte in Fragen, die von der Diplomatie noch nicht einmal aufgeworfen waren. Wo immer außerhalb Europas ein deutsches Unternehmen auftauchte, flugs war die englische Presse, zumal die asiatische, bei der Hand, die deutschen Absichten mit mißgünstigem Argwohn zu entstellen und der öffentlichen Meinung Englands zu denunzieren. Wenn die publizistische Invasion Großbritanniens auch nur in dieser Methode Wandel schafft, wird sie viel erreicht haben. In Deutschland berührt das allemal um so unangenehmer, als uns die Mittel zur Abwehr nicht in dem Maße zu Gebote stehn wie drüben die Mittel des Angriffs. Insbesondre den Unliebenswürdigkeiten englischer Blätter in andern Welt-

teilen gegenüber sind wir wehrlos und daher um so empfindlicher und reizbarer. Die meisten solcher Nachrichten sind selbstverständlich falsch oder übertrieben oder beruhen auf unrichtiger Auffassung. Aber sie fliegen auf den englischen Kabeln über die Erde in die Londoner Zeitungen und tragen nicht wenig dazu bei, dort jene Stimmung zu nähren, die sich teils aus Groll gegen den Deutschen Kaiser, teils aus Neid an dem Aufschwung unsers Handels und unsrer Industrie, teils aus einer unbegreiflichen Furcht vor der deutschen Flotte zusammensetzt. Die beiderseitigen Zeitungen und größern Revuen sollten sich gegenseitig das Wort geben, ein Jahr lang nichts gegeneinander zu schreiben, wenigstens jede Verdächtigung und jede Verhetzung auszuschließen, wohl aber alles zu fördern, was dem gegenseitigen Sichverstehn dient. Die Organisierung von Besuchen einzelner Berufskategorien, wie sie seit einiger Zeit stattfindet, dürfte in dieser Hinsicht ein ganz ausgezeichnetes Mittel sein, vorausgesetzt, daß es zweckmäßig angewandt wird. Wir können von England und den Engländern manches lernen, ebenso haben diese schon eingesehen, daß auch in Deutschland manches Vorbildliche zu finden ist. Mindestens sollten die beiden Nationen auf einem Fuß bleiben, der die Drohung mit Flottenüberfällen, wie sie im vorigen Jahre von englischer Seite laut wurden, ausschließt.

Seit mehr als Jahr und Tag ist in den Grenzboten der Gedanke eines Reichs-Oberhauses aufgenommen und vertreten worden; durch Einschaltung dieser neuen gesetzgebenden Macht sollten die unheilvollen Wirkungen des jetzigen Reichswahlrechts abgeschwächt und einigermaßen paralysiert werden. Im Laufe des letzten Winters hat auch Staatssekretär Graf Posadowsky im Reichstage Andeutungen gemacht, die immerhin darauf schließen lassen, daß die im Jahre 1870 vom damaligen Kronprinzen und einer Anzahl deutscher Fürsten sehr warm vertretne Oberhausidee, die an der Abneigung Bismarcks scheiterte, in den maßgebenden Kreisen von neuem in Erwägung gezogen worden ist. Es hätte sehr nahe gelegen, wenn man die Reichsverfassung doch durch Einführung der Diäten abändern wollte, diese weitere Demokratisierung der Reichsgrundlagen durch das Gegengewicht eines Oberhauses auszugleichen. Diese Maßregel läßt sich aber so kurzerhand nicht erledigen und bedarf so eingehender Erwägungen und umfangreicher Verhandlungen, daß es schwer durchführbar gewesen wäre, beide Maßnahmen miteinander zu verbinden, falls das Diätengesetz noch in diesem Frühjahre zur Entscheidung kommen sollte. Nun haben neuerdings die Hamburger Nachrichten die Frage ganz im Sinne der Grenzboten behandelt. Demgegenüber ist es auffallend, daß sich die Kreuzzeitung ablehnend verhält und sich hinter die Hoffnung zurückzieht, es werde sich eine bessere Zusammensetzung des Reichstags auch mit dem bestehenden Wahlrecht erreichen lassen. Die Ansicht, daß der Reichstag für ein Oberhaus nicht zu haben wäre, ist nicht zutreffend, freisinnige Blätter haben sich keineswegs verneinend ausgesprochen, ebenso der Abgeordnete Müller-Meiningen. Schließlich würden sich doch weder die konservativen Gruppen, noch die Nationalliberalen, noch das Zentrum ablehnend verhalten. Freilich käme es darauf an, wie man sich die Zusammensetzung dieses Oberhauses denkt. Die Vertretung einer Pairie allein wird es nicht sein dürfen, auch nicht ein gewählter Senat. Aber es sind Kategorien genug vorhanden, die durchaus geeignet sind, Vertreter aus ihrer Mitte in das Oberhaus zu senden. Auch Fürst Bismarck hat in den letzten Jahren seines Lebens einen prinzipiellen Widerspruch gegen ein Oberhaus nicht mehr erhoben, sondern erkannte bei wiederholten gelegentlichen Erörterungen dieser Frage an, daß ein Oberhaus nützlich wirken könne, doch würde das von der Zusammensetzung abhängen. Nicht nur Amerika, Frankreich und die Schweiz — die Musterrepubliken — haben durchweg Senate als ausgleichende Macht eingeführt, sondern es ist überhaupt kein einziger Großstaat oder größerer Staat ohne eine Erste Kammer vorhanden. Es ist schwerlich anzunehmen, daß wir ihrer auf die Dauer werden entraten können. Auch die Reichsverfassung von 1849 hatte ein „Staatenhaus" von 192 Mitgliedern, die zur Hälfte durch die Regierungen, zur Hälfte durch die Volksvertretungen

der Einzelstaaten ernannt werden sollten, vorgesehen. Selbstverständlich dürfte das Oberhaus weder quantité négligeable noch ein Hemmschuh in den Reichsgeschäften sein. Ursprünglich war dem Bundesrat der Charakter einer Art von „Staatenhaus“ zugedacht. Den hat er mit der Ausgestaltung der Reichsämter längst eingebüßt und neben diesen oder richtiger über diesen die Stellung eines Staatsrats angenommen, der zugleich die Souveränität der Einzelstaaten wahrnimmt.

In der Presse ist es als auffällig bezeichnet worden, daß der Staatssekretär des Reichsmarineamts der Kieler Woche fernbleibt und sich dort vertreten läßt, anscheinend von interessierter Seite ist sogar ein Abschiedsgesuch daraus gemacht worden, zu dem sachlich nicht der geringste Grund vorliegt. Der Hinweis auf einen erst vorhergegangnen Urlaub ist dabei ebenso verfehlt wie der andre, daß eine Auszeichnung nach Annahme des Flottengesetzes ausgeblieben sei. Der Staatssekretär hat zu Ostern auf vierzehn Tage seine in St. Blasien im Schwarzwalde liegende Villa aufgesucht, und was die vermißte Auszeichnung anlangt, so darf wohl daran erinnert werden, daß das jetzige Flottengesetz tatsächlich nur eine Ergänzung zu dem von 1900 ist, es würde darum eine neue Auszeichnung vielleicht auffälliger gewesen sein als deren Unterbleiben. Bekannt ist, daß sich der Staatssekretär der besondern Wertschätzung des Prinzen Heinrich erfreut, und da der Prinz zum Herbst die obere Führung der Schlachtenflotte übernimmt, besteht für den Staatssekretär, zumal bei seinen guten Beziehungen zum Reichskanzler, um so weniger ein Grund zu einem Abschiedsgesuch, als es ihm auch noch in jüngster Zeit an wohlwollender Anerkennung seitens des Kaisers wohl nicht gefehlt hat. Solche braucht doch gerade nicht immer in Orden ihren Ausdruck zu finden. Heutzutage urteilt alle Welt nach Äußerlichkeiten, Männer wie Admiral von Tirpitz müssen aber doch anders eingeschätzt werden.

Der Staatssekretär gebraucht gegenwärtig eine Kur in Nauheim, und Nauheim ist bekanntlich ein Bad, das nicht mit sich spaßen läßt. Wer sich daran erinnert, daß der Admiral im Jahre 1897 leidend aus Ostasien heimkehrte, damals sofort Bad Ems aufsuchen mußte und seitdem neun arbeitsreiche Jahre voller ernster Schwierigkeiten, nach allen Richtungen hin, zurückgelegt hat, wird sich nicht wundern dürfen, daß auch diese geniale und unermüdliche Arbeitskraft nachläßt und einer sehr gründlichen Auffrischung bedarf. Die Vorgänge im Flottenverein, von denen ja nur wenig, und das Wenige nicht authentisch, an die Öffentlichkeit gelangt ist, sind ein schwaches Spiegelbild der Schwierigkeiten, unter denen jede neue Flottenvorlage zustande kommt, nicht nur diese, sondern auch der alljährliche Etatsentwurf. Zwischen der Aufstellung einer Vorlage im Reichsmarineamt bis zur Genehmigung durch den Reichstag ändern sich nicht selten mancherlei Verhältnisse, die auf den Grundgedanken der Vorlage nicht ohne Einfluß waren, und es muß dann wieder in eine sehr sorgfältige und in der Regel auch recht sorgenvolle Erörterung eingetreten werden, ob und inwieweit den veränderten Verhältnissen noch während der Behandlung der Vorlage im Reichstage Rechnung getragen werden kann. Da es sich dann gewöhnlich doch um bedeutende Mehrkosten handelt, ist mit der patriotischen Beurteilung allein kein Geschäft zu machen; die allgemeine Finanzlage spielt sowohl beim Reichsschatzamt und vor allem beim Reichstage selbst die entscheidende Rolle.

Die jetzige Leitung des Reichsmarineamts hat es vorgezogen, sich maßvolle Forderungen durch eine große Majorität bewilligen zu lassen, anstatt größere durch eine noch stärkere Majorität abgelehnt zu sehen. Die Frage, ob und was beim Reichstag etwa noch erreicht werden könnte, und was erreicht werden muß, kann nur von Fall zu Fall rein sachlich geprüft werden; bis jetzt hat der Staatssekretär den gegenteiligen Strömungen gegenüber, so patriotisch deren Motive auch waren, Recht behalten. Es ist sein großes bleibendes Verdienst, das erst später im vollen Umfange klar werden wird, daß er das Flottengesetz von 1900 vor der Durchbrechung bewahrte. Was nun die Kieler Woche anlangt, so hat der Staatssekretär des Reichs-

marineamts dienstlich sehr wenig damit zu tun. Seine Anwesenheit hat fast nur eine repräsentative Seite und auch diese vielleicht mehr im politisch konstitutionellen Sinne, es sei denn, daß der Kaiser die Anwesenheit der gesamten Schlachtenflotte dazu zu benutzen wünschte, die Admirale zu einer Besprechung um sich zu versammeln, bei der dann freilich der Staatssekretär um so mehr entbehrt werden würde, als nicht nur die organisatorischen Grundzüge der Flotte von ihm stammen, sondern auch die taktischen Vorschriften von ihm entworfen worden sind zu der Zeit, als er Chef des Stabes des alten Oberkommandos war. Dadurch, daß die organisatorischen wie die taktischen Grundsätze von dieser einen Persönlichkeit herrühren, ist unsrer Marine die Übereinstimmung von Organisation und Taktik gewahrt geblieben, die als eine wesentliche Grundlage ihrer Stärke anzusehen ist und einem überlegnen Feinde gegenüber manche Mängel ausgleichen würde.

Die Einführung der Achtzehn- bis Zwanzigtausend-Tonnen-Linienschiffe sowohl bei uns als bei den fremden Marinen wird in mehr als einer Hinsicht für die ganze maritime Stellung der einzelnen Staaten und auf das Gleichgewicht der Kräfte zur See nicht ohne Bedeutung sein. Die größere Durchschlagskraft, die größere Zahl und Tragweite der Schiffsartillerie erlaubt nicht nur, sondern zwingt dazu, das Gefecht mit aller Energie schon auf viel weitere Entfernungen als bisher aufzunehmen; es wird das nicht ohne Einfluß auf die taktischen Bewegungen bleiben, schon dadurch, daß es die Entscheidung voraussichtlich beschleunigen wird. Bleibt, wie zu hoffen steht, für unsre Flotte der Grundsatz, möglichst gleichmäßige Verbände zu haben, bestehen, so werden wir dafür sorgen müssen, sobald wie möglich ein Geschwader der neuen Schiffklasse beisammen zu haben, denn das Geschwader stellt die taktische Einheit für die Seeschlacht dar. Wir haben bekanntlich dreizehn Nonvaleurs der Bayern- und der Siegfriedklasse zu ersetzen, von denen zwei bewilligt und in Auftrag gegeben worden sind. Da die besten Schiffe in ihrer Schnelligkeit und Bewegungsfähigkeit von den minderwertigen Schiffen abhängig sind, mit denen sie im Gefechtsverband zusammengehören, so können diese bessern erst zur vollen Ausnutzung kommen, wenn sie in einer gleichen taktischen Einheit vereinigt sind. Diese Einheit des Geschwaders sollte also unter Abkürzung der Baufristen und unter Erhöhung der Stapellegungen auf wenigstens drei jährlich mit der möglichsten Beschleunigung hergestellt werden.

Zu diesen und andern damit verbundnen Fragen gesellt sich nun noch die der unmittelbaren Küstenverteidigung vom Lande aus. Diese ist zugunsten des schwimmenden Materials in den letzten Jahren etwas vernachlässigt worden, und es bleibt da manches nachzuholen, zumal den wesentlichen Veränderungen der Schiffsartillerie gegenüber. Alle diese Verhältnisse sind längs der deutschen Nord- und Ostseeküsten Gegenstand der Prüfung sowohl vom Standpunkte der Landverteidigung als der maritimen Verteidigung.

Wie gewöhnlich zu Beginn des Sommers ist in der Presse von fürstlichen Begegnungen die Rede. Daily News bezeichnen eine Zusammenkunft zwischen Kaiser Wilhelm und dem König Eduard als schon vereinbart. Die Absicht scheint auf englischer Seite vorhanden und auch kundgegeben zu sein, eine Vereinbarung aber liegt bis jetzt kaum vor. Die Marienbader Reise des Königs läßt Verabredungen für eine private Begegnung leicht zu. Von Wien aus ist auch über eine beabsichtigte Begegnung zwischen Kaiser Wilhelm und dem Kaiser Nikolaus berichtet worden. Die Anregung dazu könnte nach Lage der Verhältnisse in Rußland nur von russischer Seite ausgegangen sein, und die Verwirklichung wird auch von diesen abhängig bleiben. In Verbindung mit der Nordlandreise Kaiser Wilhelms wird sie schwerlich stattfinden; da es sich immer nur um eine Begegnung zur See handeln kann, würde der Schauplatz wohl eher in deutschen Gewässern zu suchen sein. *§*

Robin Adair in den deutschen Liederbüchern. Wer kennt nicht das Lied mit dem Namen Robin Adair als Refrain und seine so reizvolle originelle

Melodie, die schon vor achtzig Jahren Boieldieu so entzückte, daß er sie in seinem Meisterwerke, der noch heute beliebten Oper „Die weiße Dame", auf das glücklichste verwertete! In vielen unsrer deutschen Liederbücher ist es enthalten, und beim Herumfragen in Bekanntenkreisen klang mir allerorten der charakteristische Anfang der Melodie entgegen, oft sogar mit den ersten Worten der deutschen Übersetzung: „Treu und herzinniglich", ohne daß von irgendeiner Seite eine Bemerkung über den Wert des Textes daran geknüpft worden wäre. Allerdings wollte sich auch niemand des englischen Textes erinnern. Ich sage des englischen Textes, obwohl die mir vorliegende Heimsche Sammlung von Volksgesängen (34. Ausgabe, Zürich, 1885) von einer irischen Volksweise spricht. Ohne mich auf besondre Studien über die Herkunft des Liedes berufen zu können, begnüge ich mich festzustellen, daß in der bekannten Freiligrathschen englischen Gedichtsammlung The Rose, Thistle and Shamrock (4. Auflage) das Gedicht seinen Platz gefunden hat, als von einem unbekannten Verfasser herrührend, in einer Sprache, die von Dialektformen nicht eben viel verrät.

Was nun die landläufige Übersetzung von Robin Adair anlangt, so bekenne ich, ahnungslos zu sein, wann sie entstanden ist, und wer sie verübt hat. Wer immer das getan, er hat dem englischen Volksliede übel mitgespielt. Um das zu erweisen, bedarf es nur einer Gegenüberstellung des englischen und des deutschen Textes.

Robin Adair	Robin Adair
Welcome on shore again, Robin Adair!	Treu und herzinniglich, Robin Adair!
Welcome once more again, Robin Adair!	Tausendmal grüß ich dich, Robin Adair!
I feel thy trembling hand,	Hab ich doch manche Nacht
Tears in thy eyelids stand,	Schlummerlos zugebracht,
To greet thy native land, Robin Adair!	Immer an dich gedacht, Robin Adair!
Long I ne'er saw thee love, Robin Adair!	Dort an dem Klippenhang, Robin Adair!
Still I prayed for thee love, Robin Adair!	Rief ich oft still und bang: Robin Adair!
When thou wert far at sea,	Fort von dem wilden Meer!
Many made love to me,	Falsch ist es, liebeleer,
But still I thought on thee, Robin Adair!	Macht uns das Herz so schwer, Robin Adair!
Come to my heart again, Robin Adair!	Mancher wohl warb um mich, Robin Adair!
Never to part again, Robin Adair!	Treu aber liebt ich dich, Robin Adair!
And if thou still art true,	Mögen sie Andre frein,
I will be constant too	Will ja nur dir allein
And will wed none but you, Robin Adair!	Leben und Liebe weihn, Robin Adair!

Ein vergleichender Blick zeigt, daß sich nach den ersten zwei Zeilen der Übersetzer von seiner Vorlage trennt und ganz und gar seine eignen Wege geht, und zwar in dem Maße, daß er in der reichlichen Hälfte des kurzen Gedichts Gedanken ausspricht, die er ganz als sein Eigentum ansehen darf, während das englische Original von ihnen nicht das mindeste enthält. Man wird es doch als eine befremdende Art von Übersetzung ansehen dürfen, bei der eine eigentliche Wiedergabe des Originals gar nicht angestrebt und versucht wird, sondern uns statt dessen andre weitabliegende Betrachtungen aufgetischt werden, die an sich schon recht wenig anmutend, an dieser Stelle ganz besonders übel angebracht scheinen. Denn es klingt doch gar zu albern, wenn ein Mädchen ihrem von langer Fahrt heimkehrenden Geliebten, einem Seemanne, beim Wiedersehen den Bericht entgegenbringt, daß sie oft am Strande still (!) und bang gerufen habe: Fort von dem wilden Meer, falsch ist es, liebeleer, macht uns das Herz so schwer!

Wohl mögen wir dabei uns bewußt bleiben, daß man es bei dem, was für den Gesang bestimmt ist, mit dem Texte nicht allzu genau zu nehmen pflegt, daß eine schöne Melodie auch einen höchst mangelhaften und unpoetischen Text sehr wohl trägt und über dem Wasser hält, und daß es wenig Sänger und Sängerinnen

gibt, die, wofern sie sonst mit ihrem musikalischen Part zufrieden sind, es inne werden, daß sie im Text nichts als geschmacklosen Klingklang vorzutragen haben. Und auch das kann gesagt werden, daß bei metrischen Übersetzungen gerade aus dem Englischen eine erhöhte Nachsicht wohl am Platze scheinen könne, da unsre Sprache nun einmal bei ihrer eignen Art schwer Platz findet für alles das, was die an einsilbigen Worten so besonders reiche englische in eine Verszeile unterzubringen vermag, eine Schwierigkeit, die noch bedeutend anwächst, wenn, wie dies gerade bei Robin Adair der Fall ist, die Verszeilen so kurz sind und nur je sechs Silben zur Verfügung stellen, dabei aber noch drei aufeinanderfolgende Reime uns zur Pflicht machen. Doch unter voller Würdigung des Angeführten wird man doch wohl nicht umhin können, das von dem Übersetzer des Robin Adair gewählte Mittel, über alle Schwierigkeiten einfach dadurch hinwegzukommen, daß man sich von dem Original der Hauptsache nach emanzipiert und eigne Gedanken oder Betrachtungen im Versmaß unterschiebt, als durchaus unzulässig zu verurteilen. Wir Deutschen, die wir einen wohlbegründeten Ruf als verständnisvolle Übersetzer zu wahren haben, dürfen es nicht mit gleichgiltigen Augen ansehen, wenn in unsern Liederbüchern ein aus einer fremden Sprache herübergenommnes Volkslied in einer ganz und gar entstellten, unwürdigen Form vertreten ist. Aber um mich nicht dem einem Kritiker so gern entgegengehaltnen Einwande, daß Tadeln leichter sei als Bessermachen, auszusetzen, erkläre ich mich bereit, die eigne Haut zu Markte zu tragen und eine neue Übersetzung unsers Volksliedes zu liefern, die sich dem englischen Original Zeile für Zeile treu zu folgen redlich bemüht hat. Möchte sie auch dessen schlichten Ton glücklich getroffen haben!

Robin Adair

Willkommen hier am Strand, Robin Adair,
Wieder im Vaterland, Robin Adair!
Bebest beim Handdruck mir,
Tränen im Auge dir
Grüßen die Heimat hier, Robin Adair.

Seewärts oft spähte ich, Robin Adair,
Flehte zu Gott für dich, Robin Adair.
Mochtest du fern auch sein,
Wollt mich ein Andrer frein,
Dacht ich an dich allein, Robin Adair.

Komm wieder an mein Herz, Robin Adair!
Nichts mehr von Trennungsschmerz, Robin Adair!
Löseſt dein Wort du ein,
Werd ich in Treue dein,
Dir nur zu eigen sein, Robin Adair.

C. Grünhagen

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

65. Jahrgang

Nr. 26

Ausgegeben am 28. Juni 1906

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Vollständ. Küchen-Einrichtungen:

für einfachen Haushalt Mk. 100.—, 250.—
für bürgerlich. Haushalt Mk. 300, 400, 600
für herrschaftl. Haushalt Mk. 800, 1000, 1500

Neue Sonderpreisliste kostenfrei.

Emil Wilbrand, Leipzig
Markt 17 — Königshaus

Eisschränke mit Glas- und Zinkwandung in größter Auswahl.
Man verlange Sonderpreisliste.

Das neue Modell
Schreibmaschine
Hammond
Fullsight

ist heraus

50 Vorzüge laut Prospekt !

Ferdinand Schrey
BERLIN SW. 19

Gebrauchte Schreibmaschinen aller Systeme.

PERLA MEXICANA

Mk. 155.- p. Mille

Auserlesener San Andres Mexico-Decker. Hochfeine pikante Mexico-Specialität

Klever & Werres Holland. Zigarrenfabrik und Tabakschneiderei **Geldern** 63

Das Volksbibliothekswesen in Preußen

Von Kurt Kamlah

Dasjenige Volk, das bis in die untersten Schichten hinein die tiefste und vielseitigste Bildung besitzt, wird zugleich das mächtigste und glücklichste sein unter den Völkern seiner Zeit!

Dieser vor hundert Jahren an das deutsche Volk gerichtete Mahnruf Fichtes mußte in der Zeit der Erniedrigung wie der Erhebung Preußens ungehört verklingen. Vor den Freiheitskriegen war der Gedanke an „Macht und Glück" im niedergeworfnen Lande geschwunden, nach den großen Siegen verhinderte die Reorganisation der Armee, der Verwaltung und der Finanzen ein Erinnern an die Mahnung des Philosophen, und noch lange Jahrzehnte sollten die Nachwehen der schweren Zeiten ein frisches Vorwärts auf dem Gebiete der Volksbildung niederhalten. Die Notwendigkeit der eisernen Rüstung und die einseitige Entwicklung einer bureaukratischen Verwaltung waren die Pole, zwischen denen sich das preußische Staatsinteresse im wesentlichen bewegen mußte, bis die Wiedergeburt des Deutschen Reiches die Bahn freigab und weitergreifende Aufgaben stellte. Die Größe und die Schnelligkeit der nun folgenden Entwicklung werden immer ein bewundernswertes Bild für die Nachwelt bleiben, wenn auch das zufällige Zusammentreffen vieler Faktoren den Boden besonders günstig vorbereitet hatte. Mit Siebenmeilenstiefeln schritt der Verkehr über das Land, und mit ihm entstand im wirtschaftlichen Aufschwung die soziale Frage. Sie rüttelte Herz und Hirn der Führenden wach, und man begann zu ahnen, welche Rolle die allgemeine Bildung beim Anwachsen der Massen zu spielen bestimmt war. Ein rapides Steigen der Leistungen im Volksschulwesen war die Folge. Und doch gab es auch jetzt noch nur wenige, die erkannten, daß mit dem Abschluß der Volksschule vor dem sich öffnenden Leben ein unreifer Mensch stand, dem die Fachbildung seines Berufs nicht das richtige Bild vom Wesen der Welt und ihrer Dinge zu geben vermochte. Erst in neuerer Zeit brach sich diese Erkenntnis Bahn, und die Jahre 1898/99 brachten ein gewisses Erwachen, sie werden hoffentlich die Anfänge einer wichtigen Entwicklung bilden: die allgemeine Errichtung großer Volksbibliotheken modernen Stils, das

Digitized by Google

heißt praktisch organisierter Stätten für die bildende und veredelnde Unterhaltung aller Bevölkerungskreise mit der Devise: Frei von jeder Tendenz einer Bevormundung nach einer politischen, konfessionellen oder sonst einer Richtung.

Wie so oft in der lieben deutschen Heimat brachte erst der Blick auf heller und schneller sehende Länder den Anstoß. In England und Nordamerika traten uns außerordentliche Bilder auf diesem neuen Felde sozialer Tätigkeit entgegen, und zwar gleich in solchen Verhältnissen, daß man von vornherein darauf verzichten mußte, bei unsern finanziellen, politischen und konfessionellen Zwickmühlen ähnliches zu erreichen. Einige Ziffern mögen das beweisen. Schon im Jahre 1900 besaßen die Vereinigten Staaten 5383 Volksbibliotheken mit $44^1/_2$ Millionen Bänden, auf 1400 Einwohner kam eine Bibliothek. Bei der Bewertung dieser Zahlen darf man nicht vergessen, eine wie ungeheure Strecke des Gesamtterritoriums noch im tiefsten Bildungsschlummer ruht und ruhen muß, bis die vorwärtsschreitende Bodenkultur und Besiedlung sie reifen lassen zur Teilnahme an dieser Entwicklung. Der Staat Newyork allein vermehrte seinen Bücherbestand in sieben Jahren von 335000 Bänden auf 1750000! Die Stadt Boston zählt etwa 500000 Einwohner und wendet jährlich für ihre Volksbibliotheken eine Million auf, in ihrem Hauptbibliotheksgebäude arbeiten 208 Angestellte. Im Jahre 1900/01 wurden von Privaten 80 Millionen Mark für Volksbibliothekszwecke geschenkt. Dieselbe Summe für diese Anstalten opferte Andreas Carnegie, der Wohltäter im Riesenmaßstabe; er ist aus kleinen Verhältnissen emporgestiegen und kennt aus eigner Erfahrung den Wert der Volksbildung. Diese Zahlen zeigen, daß man im Lande der mächtigsten wirtschaftlichen Entwicklung begriffen hat, um was es sich handelt, und da der Staat nach der politischen Gestaltung Nordamerikas in den Hintergrund trat, griffen Gemeinden und Private mit einer Opferwilligkeit ein, die unbegrenzte Möglichkeiten auf diesem Gebiete ahnen läßt. Von Nordamerika lernte England, auch hier wurden gewaltige Summen dargeboten, auch hier entstanden zahllose Public Libraries, und sie gedeihen außerordentlich. Und so ist es bedeutsam, daß gerade die Länder, in denen die dominierende wirtschaftliche Stellung auf der Welt zum Dogma geworden ist, im Volksbibliothekswesen so frühzeitig mit der größten Anspannung vorgingen. Das sollte uns, die wir mit ihnen um diese Stellung zu ringen wünschen, zu denken geben.

Zwar begann es sich auch in Deutschland und besonders in Preußen zu regen. Im Jahre 1898 eröffnete Charlottenburg mit einer städtischen Volksbibliothek mutig den Reigen, 1899 folgte die erste private mustergiltige Anstalt an der Stätte, wo der wesentliche Teil unsers Panzers geschmiedet wird, im Kruppschen Werk zu Essen. Und die nächsten Jahre brachten eine weitere Entwicklung, an vielen Orten entstanden Bibliotheken, ein hoffnungsvolles Wachsen und Blühen setzte ein, die „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung" tat sich besonders hervor, andre Gesellschaften schlossen sich an, die Gemeinden und die Kreise interessierten sich für die neue Aufgabe, das Wanderbibliothekswesen entstand, und viele Großbetriebe riefen Volksbibliotheken ins Leben oder unterstützten deren Gründung. Und doch — wie wenig geschah im Vergleich zur Bedeutung der Sache, wie tief noch wird die Wirkung von Büchereien in

Deutschland bewertet! Das zeigte unter andern die Dresdner Städteausstellung, auf der von 128 beteiligten Stadtverwaltungen nur fünf eine Ausstellung über Bibliothekswesen darboten. Das Hindernis einer überraschend schnellen Entwicklung aber liegt weder im mangelnden Interesse der Gemeinden, Kreise und Privaten noch im lesenden Publikum!

Die Erfahrung der letzten Jahre hat gezeigt, daß ein wahrer Bildungshunger im Volke vorhanden ist, ein ganz außerordentlich starkes Bedürfnis nach Erweiterung und Betätigung der in der Volksschule erworbnen Kenntnisse. Die rasche wirtschaftliche und geistige Entwicklung auf allen Gebieten, die Leichtigkeit des Verkehrs haben einen großen Einfluß auf die untern Schichten hervorgerufen, und das Bestreben, geistig fortzuschreiten, sich zu betätigen, teilzunehmen an allem, wächst reißend. Wer nicht mit der Statistik der Besuchs- und Lesestätten unsrer Volksbibliotheken vertraut ist, der vermag sich keine Vorstellung von dem Umfang dieses Bildungsdranges zu machen. Jede neuerrichtete Bibliothek wird geradezu gestürmt, und ihr Bücherbestand ist in der kürzesten Zeit durchgelesen, sie steht sehr bald am Ende ihrer Leistungsfähigkeit, besonders in den kleinern Gemeinden. Und andrerseits hat sich gezeigt, daß man an Orten, in denen der Drang nach Bildung bisher nicht hervorgetreten war, nur eine Volksbibliothek zu gründen braucht, um sofort das Interesse zu wecken. Während auf dem Lande die Bibliothek mehr der gesamten Gemeinde zugute kommt, sind es in den Städten, wie die Statistik lehrt, gerade die Lohnarbeiter, die den größten Prozentsatz der Entleiher stellen. So sollte man denken, daß die Errichtung und der Ausbau einer Volksbibliothek in jeder preußischen Gemeinde selbstverständlich wäre. Aber dem Rufe nach Mehr klingt überall die Klage entgegen: kein Geld! Die heute so schwer belasteten Gemeinden stehn wahrlich an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit, von den Kreisen, den Provinzen kann das Heil nicht kommen, und die Privatwohltätigkeit wird immer nur an einzelnen Stellen Hilfe bringen. Wer als Retter erscheinen kann und muß, das ist der Staat in seinem eigensten Interesse.

Der an schnelle, handgreifliche Erfolge gewöhnte Realpolitiker, der auf Gesetzwirkungen bauende Beamte, der nüchtern denkende Industrielle wird in vielen Fällen nur mit nachsichtigem Lächeln auf den Phantasten sehen, der in der Ausgestaltung des Volksbibliothekswesens eine der wichtigsten Kulturaufgaben, ja vielleicht die vielgesuchte Lösung der sozialen Frage sieht. Und doch sind es nicht schattenhafte Beglückungsideen und überspannte Vorstellungen von der Wirkung, die den Segen des Volksbibliothekswesens predigen, der Zweifler möge immer wieder auf England und Nordamerika sehen: diese Länder gelten als die am nüchternsten denkenden, und sie müssen wohl wissen, was sie tun, wenn sie der neuen Aufgabe so außerordentliche Aufmerksamkeit zuwenden. „Die soziale Frage ist nicht nur eine materielle, sondern auch eine Bildungsfrage", sagt einer unsrer berühmtesten Nationalökonomen, vielleicht ist sie nur das letzte, jedenfalls aber ist es nicht mehr angängig, die Volksbibliotheken, wie bisher, in der preußischen Regierungskunst und im Etat als quantité négligeable zu behandeln, ein kurzer Blick auf ihre Bedeutung wird diese Vernachlässigung unverständlich erscheinen lassen.

Solange man sich bei der Zusammensetzung unsers Parlaments und bei dem finanziellen Gewicht der Branntweinsteuer noch nicht zu radikalem Vorgehen gegen den übermäßigen Alkoholgenuß entschließen kann, muß die Volksbibliothek als eine der besten Waffen im Kampfe gegen diese Wurzel vieler Übel gelten. Über die unheilvollen Folgen des Schnapstrinkens auf unsre Volksgesundheit braucht kein Wort verloren zu werden, die Statistik weist die unheimliche Anzahl der Verbrechen nach, die dem Alkohol ihren Ursprung verdanken, und die Psychiater wissen, wie die Vergiftung nachwirkt bis ins dritte und vierte Glied. Hier schafft die Volksbibliothek unendlich viel Gutes. Wer gediegne Bücher liest, sitzt nicht in der Kneipe, die Mußestunden werden im Heim oder im Lesezimmer zugebracht, und jeder Bibliothekar wird bestätigen können, daß die Frage an den Lesenden, wo er früher seine Freizeit verbracht habe, meist beantwortet wird mit: im Wirtshaus. Und wenn auch der Trunkenbold nicht gerettet werden kann durch Lesen guter Bücher, so verhindert doch die Volksbibliothek das Entstehen solcher Existenzen, sie gewöhnt an ein höheres Streben und hält ab vom Anschluß an die öde Vereinsmeierei mit ihren ewigen Festen, die meist dem Trunk und der ungesunden Wichtigtuerei dienen. Dem lesenden Arbeiter wird die Unterhaltung der Wirtshausatmosphäre bald zu minderwertig sein. Und ferner wird ihm auch nicht mehr genügen die schreckliche Schundliteratur der Kolportageromane mit ihren phantasieverderbenden Erzeugnissen. Auch hier lehrt die Statistik, wie viele Untaten ihren Keim in der Lektüre dieser Machwerke hatten, wie oft das erhitzte Vorstellungsvermögen zu Ausschreitungen trieb. Daneben bedeutet diese Pest wirtschaftlich für den Arbeiter einen Schaden, dessen Größe er sich bei der Bequemlichkeit der jedesmaligen kleinen Ausgabe nicht überlegt. Die Kolportageromane werden nachweislich in Millionen Exemplaren abgesetzt, so sehr reizt ihr Appell an die niedrigen Instinkte der Massen. Jede Lieferung kostet zehn Pfennige, und deren sechzig sind die Regel, sodaß der Arbeiter am Schluß des edeln Werkes sechs Mark für einen längst zerblätterten, nach Inhalt und Form gediegnen Schund ausgegeben hat. Bleibt die obengenannte schlimme Wirkung aus, so tritt doch mindestens eine Verblödung, Verdummung des Lesers ein. Trunk und Unwissenheit aber sind die Quellen der Verbrechen, man hat in England genaue Nachweise darüber, wie sehr dort, wo Volksbibliotheken gegründet sind, Verarmung und Vergehen ganz auffallend zurückgingen. Spanien, das klassische Land der Verdummung, kann sich mit seinem an sich guten Menschenmaterial nicht mehr im Ernst zu den Kulturmächten rechnen in seiner Verfinsterung und der daraus resultierenden Verarmung, Italien zeigt bedauerliche Rückständigkeit und entsprechende Armut und Verschiebung der Moralbegriffe, unserm Nachbar zur Rechten geht es mit Unterstützung des Wodka ebenso. Solchen Bildern gegenüber kann man nicht länger zweifeln.

Dann der Wert der Volksbibliothek im Streite gegen die Sozialdemokratie! Noch immer führt man diesen Kampf mit ungeeigneten Waffen. Gesetze, Polizei und das Wecken nationaler Gesinnung mit dem Sammelruf: Thron und Altar tun es nicht allein und erregen häufig nur Mißtrauen und Spott. Der Arbeiter ist heute reif genug, sich durch die Lektüre in voller Gedankenfreiheit selbst ein Urteil bilden zu können über die Haltlosigkeit aller grauen

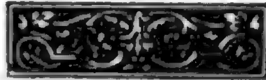
Theorien vom Zukunftsstaat, über die Widersprüche in den Lehren und Taten der unfruchtbaren großen Partei, über die verhetzende einseitige Darstellung aller Dinge. Der Besucher der Volksbibliothek will nicht von oben herab geistig gegängelt werden, aber er wird im freiwilligen Studium gemeinverständlicher historischer und naturwissenschaftlicher Schriften begreifen, daß es immer Kampf durch Auslese geben wird, daß ein Staatsoberhaupt, wie man es auch nennen will, herrschen muß, und daß Preußen unter den Hohenzollern, Deutschland jetzt unter dem Kaisertum groß geworden sind. So wird der Arbeiter aus eigner Überzeugung heraus Liebe zum angestammten Herrscherhause gewinnen, er wird mitarbeiten, statt unfruchtbar zu verneinen oder in blindem Fanatismus haltlose Zukunftsmusik zu dichten. Und so wird er allmählich zu dem Wähler werden, der das Bestehen eines allgemeinen, gleichen Wahlrechts rechtfertigt.

Andre wichtige Wirkungen der Volksbibliotheken sind: die Hebung des Interesses für unsre Sprache und Kultur in den polnischen Bezirken, die selbständige Weiterbildung des Arbeiters im Berufe dort, wo keine Fachschulen vorhanden sind, die Gelegenheit, höhere Gesichtspunkte für jede Tätigkeit zu gewinnen, und so die Möglichkeit, emporzusteigen auf der dank der menschlichen Unvollkommenheit nun einmal unvermeidlichen Stufenleiter der Gesellschaft. Dann Minderung des Klassengegensatzes und Überbrückung der vielbeklagten Kluft zwischen Lohnarbeiter und den sogenannten bessern Ständen. Denn nicht törichter Standesdünkel — von vereinzelten Fällen verrosteter Welt- und Lebensanschauung abgesehen — schafft die gesellschaftlichen Unterschiede, sondern der Wunsch, mit dem zu verkehren, der dasselbe Maß von Bildung und Umgangsformen hat. Der moderne Bücher lesende Arbeiter wird ferner einsehen, daß der Kampf um das Dasein in den bessern Klassen, die Erziehung und Standesauftreten hochhalten wollen und müssen, oft viel härter ist als dort, wo wenig verloren, alles gewonnen werden kann, und diese Erkenntnis wird den Gegensatz mildern.

Und für solche Kulturaufgaben, für so günstige Gelegenheit, die soziale Frage zum mindesten der Lösung näher zu bringen, hat der preußische Staat bisher noch nicht ganz 100000 Mark im Jahre übrig! Wie ist das zu erklären? Die Nichterkenntnis der Bedeutung des Volksbibliothekswesens darf man den Leitern unsers Staatswesens nicht unterschieben, und so können es nur finanzielle Bedenken sein, die ein Vorgehen im großen Stile hindern. Kann man aber diese Sparsamkeit in einem finanziell so günstig stehenden Lande wie Preußen entschuldigen, wenn so gewaltige Erfolge zu erwarten sind, und die Ausgaben mit einem glänzenden wirtschaftlichen Aufschwung sicher vergolten werden? Spielt im preußischen Etat die hundertfache Summe eine Rolle bei der Bedeutung der Sache? Hier liegen neue große Aufgaben, und neue große Mittel müssen gewährt werden. Das nachsichtige Lächeln dessen, der in der Förderung des Volksbibliothekswesens eine wenn auch lobenswerte, so doch nebensächliche Kleinarbeit der preußischen Verwaltung sieht, wird schwinden, wenn die Erlösung unsers Volkes von den engen Fesseln beschränkter Anschauungen erfolgt, wenn der wirtschaftliche Aufstieg eintritt, wenn der Fluch des übermäßigen Alkoholgenusses und die zunehmende Zahl der Verbrechen

weichen! Keine phantastischen Ideen sind es, die solche Zukunft prophezeien, sondern die nüchterne Statistik und allgemein anerkannte nachgewiesne Tatsachen.

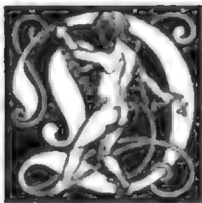
Ein Zusammenschluß aller Männer, die klar die Lage erkannt haben, aller Gründer, Leiter und Gönner des Volksbibliothekswesens täte not, um zu beratschlagen, wie man den Weckruf hell genug erklingen lassen kann, um dort gehört zu werden, von wo Hilfe kommen muß. „Deutschland voran" — möge das Wort auch in diesem Sinne keine bejubelte Phrase bleiben, sondern sich verwirklichen zum Heile unsers Vaterlandes.



Der gerichtliche Zwangsvergleich außerhalb des Konkurses

(„Präventivakkord")

Von Eugen Josef in Freiburg im Breisgau



Der erste Entwurf einer deutschen Gemeinschuldordnung vom Jahre 1872 hatte in einem besondern Abschnitt ein gerichtliches „Vergleichsverfahren zur Abwendung des Gemeinschuldverfahrens" festgesetzt; in den zweiten Entwurf vom Jahre 1875 wurden diese Bestimmungen jedoch nicht übernommen, weil man, wie die Motive bemerken, glaubte, mit Rücksicht auf die Verbesserung des Konkursverfahrens den „Präventivakkord" entbehren zu können. Die geltende Konkursordnung vom 10. Februar 1877 kennt darum das bezeichnete Verfahren nicht, und es sind denn auch in Deutschland bis vor wenig Jahren trotz den zahlreichen Erörterungen über die Mängel unsers Konkursverfahrens Wünsche nach dem Präventivakkord gar nicht oder nur ganz vereinzelt laut geworden. In den letzten Jahren ist dagegen die Einführung eines „gerichtlichen Zwangsvergleichs außerhalb des Konkurses" von vielen Seiten verlangt worden; die Handelskammer von Berlin unterzog darum im Jahre 1904 die Frage, ob die Einführung eines solchen Verfahrens wirklich einem allgemeinen Bedürfnis entspreche, einer eingehenden Prüfung, indem sie bei den aus den verschiednen Handelszweigen gebildeten Fachausschüssen der Berliner Handelskammer sowie bei sämtlichen andern Handelskammern hierüber Erhebungen anstellte. Die überwältigende Mehrzahl der eingegangnen Berichte erklärte die Einführung des „gerichtlichen Zwangsvergleichs außerhalb des Konkurses" für notwendig. In demselben Sinne sprach sich auch der Deutsche Handelstag in seiner Versammlung vom 15. Februar 1905 und der Deutsche Anwaltstag in der Versammlung vom 14. September 1905 aus. Die Gründe, die man für die bezeichnete, in ihren Einzelheiten unten zu besprechende Rechtseinrichtung vorgebracht hat, sind folgende:

Das heutige Konkursverfahren ist langwierig und kostspielig, die Abwicklung eines Konkurses ist unter Jahresfrist selten zu erreichen; die ohnehin

unzulängliche Konkursmasse wird durch die Gerichtskosten und die Gebühren des Konkursverwalters übermäßig aufgezehrt. Dazu wird das Warenlager, dessen günstigere oder ungünstigere Verwertung für die Höhe der Konkursdividende den Ausschlag gibt, meist unzweckmäßig verwaltet und verwertet. Denn der Konkursverwalter muß, wenn er die Geschäftsunkosten (namentlich die Ladenmiete und die Gehilfenlöhne) während des Konkurses nicht übermäßig anschwellen lassen will, das Warenlager möglichst schleunig verwerten; darum wird dieses billig abgeschätzt und im ganzen, oft noch nicht einmal zu einem Drittel des Einkaufspreises veräußert; in großen Städten gibt es ganze Gruppen von Händlern, die jedes Warenlager aus einer Konkursmasse mit einem geringen Aufschlag über die Taxe in Bausch und Bogen aufkaufen. Insoweit das Lager nicht im ganzen verkauft wird, werden seine einzelnen Bestandteile zu auffallend billigen Preisen verschleudert, und hierdurch wird allen gleichartigen Geschäften des Ortes eine unheilvolle Konkurrenz bereitet, die für lange Zeit fühlbar ist, da man aus solchen Ausverkäufen seine Bedürfnisse für die Zukunft im voraus zu decken pflegt. Zu diesen Nachteilen, die die Konkursgläubiger und die Konkurrenten des Gemeinschuldners treffen, kommen nun aber — so führen die Anhänger des neuen Verfahrens aus — die Nachteile hinzu, die den Gemeinschuldner selbst treffen. Der Schuldner, über den einmal Konkurs eröffnet worden ist, sei wirtschaftlich ruiniert; er sei und bleibe Schuldner seiner Gläubiger, und dieses Bewußtsein ertöte in ihm den Trieb, sich wieder emporzuarbeiten, da er sich sage, daß er lange Zeit ja doch nur für seine Gläubiger arbeiten müsse. Deshalb müsse man dem Schuldner durch einen außergerichtlichen Vergleich die Möglichkeit geben, einen Teil seiner Schulden abzustoßen, damit er sein Geschäft weiterführen könne. Um diesen Erfolg herbeizuführen, kenne die geltende Konkursordnung nur den Weg des gerichtlichen Zwangsvergleichs, bei dem das Verfahren auch ohne Ausschüttung der Masse durch einen gesetzlich erzwingbaren Teilerlaß beendet werde; ein solcher gerichtlicher Zwangsvergleich könne aber die Aufgabe, „die wirtschaftlichen Verhältnisse des Schuldners zu ordnen, zu sanieren, ohne seine Existenz zu vernichten und ohne das Geschäft, aus dem er bisher seinen Unterhalt bezogen hat, abzuwickeln und damit zu vernichten", nicht erreichen. Denn der Schuldner suche den Konkurs, da er durch ihn eine bedeutende Schmälerung der bürgerlichen Rechte erleide, so viel als möglich zu vermeiden; aus Furcht vor den ihm aus der Eröffnung des Konkurses begriffsmäßig erwachsenden persönlichen und materiellen Nachteilen wirtschafte der Schuldner so lange weiter, bis es nicht weiter geht, und dann die Masse so tief heruntergewirtschaftet ist, daß ein Zwangsvergleich kaum noch zu ermöglichen ist. Wie hiernach der Zwangsvergleich im Konkurs kein geeigneter Ausweg sei für eine „ehrliche und anständige Auseinandersetzung" mit den Gläubigern, ebenso gelte dies auch für den sogenannten „Privatakkord": denn wenn der Schuldner durch ein ganz privates Abkommen, also ohne jede gerichtliche Mitwirkung, mit seinen Gläubigern sich zu einigen suche, so fänden sich gewöhnlich einige „Akkordstörer", meist Gläubiger mit kleinen Forderungen, die ein solches Abkommen ablehnen und hierdurch den Privatakkord vereiteln. So müsse man

also, um den Zweck einer „ehrlichen und anständigen Auseinandersetzung" des Schuldners mit den Gläubigern zu erreichen, nach dem Vorbilde ausländischer Gesetzgebungen auch in Deutschland den „Präventivakkord" einführen, also ein Zwangsvergleichsverfahren, das unter Mitwirkung des Gerichts, jedoch ohne Eröffnung des Konkurses stattfinden soll.

So lehren die Anhänger dieser neuen Rechtseinrichtung, deren Wert oder Unwert im folgenden geprüft werden soll.

Die Gesetzgebungen früherer Zeiten kannten sogenannte „Moratorien" oder „Indulte". Das Gericht konnte dem Schuldner auf seinen Antrag unter der Voraussetzung, daß die sofortige Vollstreckung den wirtschaftlichen Zusammenbruch des Schuldners herbeiführen würde, daß durch eine Stundung aber die Sicherheit des Gläubigers nicht gefährdet würde, Zahlungsfristen bis zum Ablauf von fünf Jahren bewilligen. Diese Moratorien oder Indulte beruhten auf einer eigentümlichen Verquickung von Recht und Billigkeit: das Gericht, das durch Urteil die sofortige Zahlungspflicht des Schuldners feststellte, legte dem Gläubiger zugleich die Pflicht auf, im Interesse des Schuldners auf die Zahlung zu warten. Die richtige Abwägung der vom Gericht hier zu berücksichtigenden Umstände war außerordentlich schwierig, sodaß die Moratorien mehr Unsegen als Segen stifteten, als Ungerechtigkeit und Willkür empfunden wurden und unter Hinweis auf die Zulässigkeit einer Längstfrist von fünf Jahren das Rechtssprichwort entstand: „Quinquennellen gehören in die Höllen." Daß die Rechtseinrichtung der Moratorien nichtsdestoweniger lange erhalten blieb, erklärt sich jedoch aus dem damaligen Vollstreckungsmittel der Schuldhaft: der Gläubiger konnte seinen Schuldner zur Erzwingung der Zahlung in den Schuldturm setzen lassen; hierdurch wurde dem Schuldner die Möglichkeit genommen, durch Verwertung seiner Arbeitskraft für seinen und seiner Angehörigen Unterhalt zu sorgen, geschweige denn etwas zur Befriedigung seiner Gläubiger zu erübrigen; und zur Vermeidung dieses äußersten Übels der Schuldhaft waren die Moratorien immerhin ein annehmbares Mittel. Nun wurde aber die Schuldhaft im Jahre 1869 für das Gebiet des damaligen Norddeutschen Bundes aufgehoben; hiermit fiel auch der letzte Grund für die Beibehaltung der Moratorien weg, und sie wurden, soweit sie in mehr oder minder abgeschwächter Gestalt in einzelnen Bundesstaaten noch bestanden, durch das Einführungsgesetz zur Zivilprozeßordnung beseitigt. Der Staat ist eben nicht berufen, dafür zu sorgen, daß der Gläubiger möglichst schonend gegen den Schuldner vorgehe, ebensowenig aber, daß beim wirtschaftlichen Zusammenbruch des Schuldners die Gläubiger möglichst viel erhalten, und daß keiner vor dem andern den Vorzug habe. Von diesem Standpunkt erscheint denn auch das Konkursverfahren als eine ganz regelwidrige Einrichtung. Wenn ein Schuldner in den Zustand der Zahlungseinstellung gerät, also seine Gläubiger nicht mehr befriedigen kann, so leiht der Staat diesen seinen starken Arm zur Beitreibung ihrer Forderungen, und die Beitreibung erfolgt, wie es die Pandekten bezeichnen, nach dem Grundsatz: curiosus debet esse creditor, d. h. jeder Gläubiger mag auf seiner Hut sein; oder wie der Sachsenspiegel zutreffend sagt: „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst", d. h. der Gläubiger, der

die erste Pfändung erwirkt, geht den andern Gläubigern vor, auf die Gefahr hin, daß diese ganz leer ausgehn. Am wenigsten ist ein Gläubiger genötigt, bei der Verwirklichung seines Pfändungspfandrechts den Vorteil des Schuldners zu berücksichtigen, also von den für die Zwangsvollstreckung geltenden Vorschriften eine Abweichung zu dem Zweck sich gefallen zu lassen, durch Erreichung eines hohen Erlöses auch die Befriedigung andrer Gläubiger oder gar einen Überschuß für den Schuldner zu ermöglichen. Diese Grundsätze gelten schonungslos beim wirtschaftlichen Zusammenbruch von Arbeitern, Handwerkern, Landwirten, Beamten, überhaupt von allen Schuldnern, über deren Vermögen aus den später zu erörternden Gründen kein Konkurs eröffnet werden kann. So sehr Schuldnern dieser Art damit gedient wäre, daß die Pfändung oder auch nur die Versteigerung ihrer Habe eine kurze Zeit aufgeschoben und ihnen hiermit ein Versuch der Abwendung des gänzlichen Zusammenbruchs ermöglicht würde, so sehr es in ihrem Interesse läge, an Stelle der Zwangsversteigerung die Versteigerung ihrer Habe freihändig, in einzelnen Stücken, zu verschiednen Zeiten zu erwirken, so nimmt doch das Gesetz auf solche Wünsche keine Rücksicht, und es kann keine solche Rücksicht nehmen; sonst kämen wir zu jener Verquickung von Recht und Billigkeit, wie sie den schon gekennzeichneten Moratorien zugrunde liegt, zu einer Billigkeit, die der Jurist als aequitas cerebrina, d. h. als Willkür bezeichnet.

Ganz anders aber ist die Lage des Schuldners, über dessen Vermögen der Konkurs eröffnet wird. Der Staat nimmt hier dem, der seine Zahlungen eingestellt hat, die Sorge für die Befriedigung der Gläubiger, die Last der Verwaltung des zu diesem Zweck unzureichenden Vermögens ab und überträgt sie einem besondern Verwalter. Während dieses Verfahrens ist der „Gemeinschuldner“ vor neuen Klagen und vor dem Gerichtsvollzieher geschützt, auch der Not und dem Hunger durchaus nicht preisgegeben; im Gegenteil, es wird ihm gewöhnlich aus dem zur Befriedigung der Gläubiger unzureichenden Vermögen ein zu seinem und seiner Familie Unterhalt ausreichender Betrag von täglich fünf Mark ausgezahlt, also mehr, als ein strebsamer Handwerker durch seiner Hände Arbeit täglich verdienen kann. Inzwischen müssen der Verwalter und das Gericht die Gläubiger ermitteln, und der Verwalter muß das Vermögen des Schuldners zu der gleichmäßigen Befriedigung der ermittelten Gläubiger verwenden; der Gemeinschuldner aber hat inzwischen Zeit, sich mit seinen Gläubigern in Verbindung zu setzen und mit ihnen zu „akkordieren“, d. h. mit ihnen dahin einig zu werden, daß sie ihm einen Teil ihrer Forderungen erlassen, gegen Zahlung von etwa einem Fünftel oder auch einem Drittel der ihnen geschuldeten Beträge ihm den Rest schenken. Und auf einen solchen Vorschlag gehn die Gläubiger oft recht gern ein, da sie ersehen, daß sie bei „Ausschüttung der Masse“ noch viel weniger bekommen würden. Wenn aber ein Teil der Gläubiger eigensinnig ist und von dieser unfreiwilligen Schenkung nichts wissen will, so ist das für den Gemeinschuldner auch nicht schlimm: er kann die „Akkordstörer“ zu dieser unfreiwilligen Schenkung zwingen. Das Gesetz bestimmt nämlich, daß wenn die Mehrzahl der Gläubiger dem Schuldner den Erlaß eines Teils seiner Schulden gewährt und die Forderungen

dieser Mehrzahl drei Viertel der ganzen Schuldenmasse ausmachen, die Minderzahl verpflichtet ist, dem Schuldner dieselbe Schenkung zu machen, mag er ihrer auch noch so unwürdig sein, und mögen die Widersprechenden selbst auch noch so wenig in der Lage sein, etwas verschenken zu können. Um die die Minderheit vergewaltigende Mehrzahl zu erreichen, wendet man mit Erfolg Schiebungen und Beeinflussungen der mannigfaltigsten Art an; es ist bekanntlich kein Kunststück, die zum „Zwangsvergleich" notwendige Mehrheit zusammenzubringen. Zwar bedarf der Zwangsvergleich der gerichtlichen Bestätigung; aber diese darf nur versagt werden, wenn der Vergleich den Gläubigern nicht mindestens den fünften Teil ihrer Forderungen gewährt, und wenn dieses Ergebnis auf ein unredliches oder leichtsinniges Verhalten des Gemeinschuldners zurückzuführen ist, ferner, wenn der Vergleich in unlauterer Weise zustande gebracht worden ist, oder wenn er dem gemeinsamen Interesse der Konkursgläubiger widerspricht, also unter Voraussetzungen, die das Gericht nur in den allerseltensten Fällen feststellen kann, sodaß eine Versagung der gerichtlichen Bestätigung kaum je vorkommt. Etwa ein Drittel aller Konkurse werden durch Zwangsvergleich erledigt, also dadurch, daß unter Mitwirkung des Gerichts ein gesetzlicher Zwang auf die Gläubiger ausgeübt wird, dem Schuldner von seinen Verbindlichkeiten einen recht bedeutenden Teil, durchschnittlich zwei Drittel, zu erlassen.

Voraussetzung dieser sonderbaren Rechtswohltat ist also, daß über das Vermögen des Schuldners Konkurs eröffnet worden ist. Nun ist zwar von der Gesetzgebung niemand so zurückgesetzt, daß nicht auf seinen oder seiner Gläubiger Antrag über sein Vermögen Konkurs eröffnet werden könnte; aber das Gesetz bestimmt weiter, daß der Antrag auf Eröffnung des Konkurses zurückgewiesen werden muß, wenn nicht eine zur Deckung der Kosten hinreichende Masse vorhanden ist, und die Gerichte pflegen darum Anträge auf Konkurseröffnung zurückzuweisen, sobald offenbar ist, daß das Aktivvermögen des Schuldners nicht wenigstens tausend Mark beträgt. So erklärt es sich denn, daß der Besitzlose, der seinen geringfügigen Zahlungsverpflichtungen nicht nachkommen kann, niemals die Wohltat des Konkurses und des Zwangsvergleichs genießt, ebensowenig der Handwerksmeister von rein handwerksmäßigem Betriebe oder der Beamte oder der Bauer. Daß über das Vermögen eines Beamten (oder auch eines Rechtsanwalts) der Konkurs eröffnet wird, ist mit dem Interesse des Dienstes unvereinbar; ein solcher labyrinthus creditorum würde dem Gemeinschuldner das Amt kosten; die Gläubiger pfänden vielmehr den Gehalt des Beamten und werden nach der Reihenfolge ihrer Pfändungen bis auf Heller und Pfennig im sogenannten Gehaltabzugsverfahren befriedigt, das auch nicht mit dem Aufgeben des Amts sein Ende erreicht; denn die Pfändung erstreckt sich auch auf die Pension. Das Vermögen des Bauern aber besteht erfahrungsmäßig nur in dem Grundstück, das nebst dem Zubehör zur Befriedigung der Hypothekengläubiger dient, und diese können wegen des kleinsten Forderungsbetrags die Zwangsversteigerung des Grundstücks beantragen; deshalb ist keine zur Eröffnung des Konkurses hinreichende Masse vorhanden, und der Bauer, der in Zahlungsstockung gerät, kann der Wohltat, von Rechts wegen seine Wechsel- und Geschäftsgläubiger durch Zwangsvergleich

um einen Teil ihrer Forderungen zu bringen, ebensowenig teilhaftig werden wie der Arbeiter oder der Handwerker oder der Beamte. Tatsächlich kommt das Konkursverfahren und namentlich der Zwangsvergleich danach auf eine Bevorzugung derer hinaus, die man als Kaufleute bezeichnet.

Ist nun auch das Konkursverfahren eine ganz regelwidrige Einrichtung insofern, als der Staat selbst die Regelung der Vermögensverhältnisse des zahlungsunfähigen Schuldners in die Hand nimmt, so kann man immerhin für die Beibehaltung dieses Verfahrens anführen, daß größere kaufmännische Geschäfte oft Bestandteile, Vermögenswerte enthalten, die einer Verwertung im Wege der Zwangsvollstreckung kaum zugänglich wären, sodaß ohne den Konkurs unter Umständen bedeutende Werte zum Schaden der Gläubiger wie auch des Schuldners verloren gehn würden. Anders aber steht es mit der Einrichtung des Zwangsvergleichs; es ist durch nichts zu rechtfertigen, daß die Staatsbehörde amtlich mitwirkt, die Gläubiger zu einer Schenkung an den Schuldner zu veranlassen. Wie der Staat es jedem Schuldner überläßt, sich mit seinen Gläubigern zu einigen, von ihnen Stundung oder gänzlichen oder teilweisen Erlaß ihrer Forderungen zu erlangen, so müßte es doch auch dem Schuldner, über dessen Vermögen Konkurs eröffnet worden ist, überlassen bleiben, wie er sich mit seinen Gläubigern einigt. Daß aber das Gesetz gar die Gläubiger zu einem teilweisen Erlaß ihrer Forderungen zwingt, die Minderheit der Gläubiger dem Beschlusse der Mehrheit unterwirft, das stellt sich geradezu als eine durchaus verwerfliche Vermögenskonfiskation dar, als ein Eingriff in die verfassungsmäßig gewährleistete Unantastbarkeit des Eigentums. Die schlimmen Folgen dieses unbegründeten Vorrechts sind zur Genüge bekannt; es ist, wie später zu besprechen sein wird, geradezu ein Anreiz für unfertige Leute, sich wirtschaftlich selbständig zu machen. Gelingt es nicht, die Selbständigkeit zu erhalten, so stellt man seine Zahlungen ein, d. h. man hat jahrelang auf Kosten der Gläubiger ohne körperliche und geistige Arbeit, also angenehm gelebt und wird durch den Akkord zwei Drittel seiner Schulden los. Und trotz diesen schlimmen Folgen des Zwangsvergleichs, dessen Voraussetzung nach der jetzigen Gesetzgebung doch wenigstens die Konkurseröffnung ist, will man jetzt noch einen Präventivakkord einführen, d. h. dem zahlungsunfähigen Kaufmann, auch wenn über sein Vermögen kein Konkurs eröffnet worden ist, das Recht gewähren, seine Gläubiger der Vermögenskonfiskation, die man Zwangsvergleich nennt, zu unterwerfen. Und zur Begründung ihres Verlangens führen die Anhänger dieser neuen Rechtseinrichtung mit einer verblüffenden, ja fast erschreckenden Offenheit folgendes an:

Der Zwangsvergleich solle dem Schuldner die Möglichkeit geben, sein Geschäft weiter zu führen, die wirtschaftlichen Verhältnisse des Schuldners zu ordnen, zu sanieren, ohne seine Existenz zu vernichten und ohne das Geschäft, aus dem er bisher seinen Unterhalt bezogen hat, abzuwickeln und damit zu vernichten. Der Zwangsvergleich solle eine ehrliche und anständige Auseinandersetzung mit den Gläubigern ermöglichen.

Hierauf ist folgendes zu erwidern: Wenn ein Bauer oder ein Handwerker in Vermögensverfall gerät, um seine geringe Habe kommt und seinen Beruf nicht mehr als selbständiger Unternehmer betreiben kann, so hält man es für

selbstverständlich, daß er zur Klasse der ganz Besitzlosen hinabsinkt und als Lohnarbeiter in den Dienst andrer tritt. Und wenn ein Großgrundbesitzer, ein Offizier, ein Beamter, ein Arzt oder ein Rechtsanwalt aus irgendwelchen Gründen unfähig wird, seinen Beruf weiter auszuüben, mit oder ohne seine Schuld im Kampf ums Dasein strauchelt, um sein Vermögen, sein Amt, seine Stellung und seine Ehre kommt, so hält man es für selbstverständlich, daß er entweder ebenfalls Handarbeiter, oder falls ihm hierzu die notwendigen körperlichen Eigenschaften abgehn oder dies aus sonstigen Gründen nicht möglich ist, sein Leben in irgendeiner andern Stellung, etwa als Lohnschreiber, Privatbeamter oder sonst irgendwie kärglich fristet, daß er zu der großen Masse der Besitzlosen und der Verachteten hinabsinkt und so ein der bisherigen Lebensstellung gar nicht entsprechendes Dasein führt. Ganz dasselbe muß doch aber auch für den Kaufmann gelten; die erste Voraussetzung für den Betrieb eines selbständigen kaufmännischen Geschäfts ist ein Betriebskapital, und es widerstreitet geradezu dem obersten Grundsatz der Volkswirtschaftslehre, daß man jemand, der mit oder ohne seine Schuld um sein Betriebskapital gekommen ist, dennoch die kaufmännische Selbständigkeit erhalten will. Wenn man einem Kaufmann, dessen Warenlager und Außenstände an Wert nicht einmal dem Betrag seiner Schulden gleichkommen, dessen Schulden vielleicht den Wert des Aktivvermögens gar noch übersteigen, der also kein oder wenigstens kein verfügbares Betriebskapital hat, dennoch die Möglichkeit der Fortführung eines kaufmännischen Geschäfts gewährt, so ist dies nicht anders, als wenn man einen Beamten, der infolge von körperlichen oder geistigen Mängeln seinen Beruf auszuüben nicht mehr imstande ist, im Amt belassen wollte. Ist es schon volkswirtschaftlich schädlich, daß ein Kaufmann ohne genügendes Betriebskapital ein Geschäft beginnt, so gilt dies noch viel mehr, wenn man ihm, nachdem er, wie der Konkurs erwiesen hat, um jedes Betriebskapital gekommen, oft gar überschuldet ist, dennoch die Fortführung des Geschäfts ermöglicht, obwohl man sich zum voraus sagen kann, daß für ihn die Aussicht, durch den Zwangsvergleich seinen Verpflichtungen gerecht zu werden und sich gar dauernd wirtschaftlich selbständig im kaufmännischen Beruf zu erhalten, äußerst gering ist. Darum sollten Kaufleute, die ihre Zahlungen eingestellt haben, das Schicksal jedes andern Sterblichen teilen, der zur Weiterführung des bisherigen Berufs außerstande ist, d. h. sie sollten einen andern Beruf als den des Kaufmanns ergreifen. Und wenn man es für selbstverständlich hält, daß der herabgekommne Bauer, Handwerker oder Unterbeamte sein Brot als Handarbeiter verdient, so ist nicht abzusehen, warum dies bei einem herabgekommnen Kaufmann ausgeschlossen sein sollte. Und bei dem jetzigen Mangel an Volksschullehrern und Unteroffizieren würde es manchem jüngern Kaufmann, der zur Fortführung des kaufmännischen Berufs außerstande ist, aber eine gute Volksschulbildung genossen oder seiner Militärpflicht tadellos genügt hat, dabei ohne Makel dasteht, gar nicht schwer fallen, in den eben bezeichneten Berufen ein auskömmliches Dasein zu führen, vorausgesetzt natürlich, daß er tatkräftig genug ist, sich die für diese Berufe nötigen Sonderkenntnisse noch nachträglich anzueignen. Man hat ja doch, wie oben erwähnt worden ist,

die Schuldhaft neben andern Gründen auch deshalb beseitigt, um dem Schuldner die Möglichkeit zu gewähren, seinen Unterhalt im schlimmsten Falle durch seiner Hände Arbeit zu verdienen.

So ist also der Zwangsvergleich auch in der Gestalt, in der er nach der jetzigen Gesetzgebung zulässig ist, also der Zwangsvergleich im Konkurse, eine völlig ungerechtfertigte und dabei volkswirtschaftlich schädliche Bevorzugung der Kaufleute. Warum nun also eine Ausdehnung seiner Zulässigkeit dahin, daß er nun gar noch als „Präventivakkord", also ohne Konkurseröffnung, stattfinden soll? Auch hierüber gibt uns die schon wiedergegebne Ansicht der Anhänger des neuen Verfahrens eine Antwort von erschreckender Deutlichkeit:

Durch den Konkurs erleide der Schuldner eine bedeutende Schmälerung des bürgerlichen Rechts; es erwüchsen ihm aus der Konkurseröffnung persönliche und materielle Nachteile. Darum suche der Schuldner den Konkurs so viel wie möglich zu vermeiden. Folglich müsse der „Präventivakkord" eingeführt werden, d. h. man müsse dem verschuldeten Kaufmann auch ohne Konkurseröffnung das Recht gewähren, seine Gläubiger um etwa die Hälfte ihrer Forderungen zu bringen.

Diese Begründung muß geradezu abschreckend wirken. In Amerika gilt schon heute niemand für vertrauenswürdig, der nicht wenigstens dreimal Konkurs gemacht hat; in Deutschland sind wir glücklicherweise noch nicht so ganz auf diesem Standpunkt angelangt: die Konkurseröffnung empfindet man innerhalb und außerhalb der kaufmännischen Kreise noch immer als das, was der Jurist eine capitis deminutio nennt, nämlich als eine Schmälerung der bürgerlichen Ehrenrechte. Der Gemeinschuldner verliert die Fähigkeit, über sein Vermögen zu verfügen, er hat die Rechtsstellung ähnlich der eines Entmündigten; man bezeichnet ihn als den Bankrotteur und erinnert sich dabei, daß nach der Gesetzgebung früherer Zeiten dem Kaufmann, der seine Zahlungen eingestellt hatte, die Geschäftsbank auf offnem Markt zerbrochen wurde (banca rupta, daher Bankrott), und nach der Rechtsprechung des Reichsgerichts ist die bloße Behauptung: ein Kaufmann habe seine Zahlungen eingestellt, er sei, wenn auch ohne Verschulden, außerstande, seinen Verpflichtungen gerecht zu werden, geeignet, „ihn verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen", also eine Beleidigung im Sinne des Paragraphen 186 des Strafgesetzbuchs. Also glücklicherweise gilt es in Deutschland noch immer in den weitesten Kreisen als schimpflich für einen Kaufmann, Konkurs zu machen; es lastet auf dem Konkurs der „Kappzaum der Scham". Und deshalb soll der zahlungsunfähige Kaufmann jenes verwerfliche Sonderrecht, seine Gläubiger von Rechts wegen um bedeutende Forderungsbeträge zu bringen, auch außerhalb des Konkurses haben; deshalb verlangt man den „Präventivakkord". Denn dieser soll es dem zahlungsunfähigen Kaufmann ermöglichen, sich „möglichst schmerzlos" und ohne sich der „beschämenden Öffentlichkeit" auszusetzen, der Hälfte seiner Schulden zu entledigen!

Ein solches Verlangen muß als geradezu unsittlich bezeichnet werden.

Dazu kommt aber, daß die Ausführung dieses an den Gesetzgeber gerichteten Verlangens eine gesetzliche Mißgeburt sondergleichen zur Folge haben

würde. Der Deutsche Handelstag hat nämlich für den „Präventivakkord" folgende Leitsätze aufgestellt:

„1. Ein Verfahren, welches im Falle der Überschuldung einen gerichtlichen Zwangsvergleich außerhalb des Konkurses und zur Abwendung des Konkurses ermöglicht, ist trotz der Vorzüge der deutschen Konkursordnung ein dringendes Bedürfnis:

a) um durch ein billiges, beschleunigtes Verfahren und durch Vermeidung der erzwungnen Realisierung der Masse die durch den Konkurs regelmäßig eintretenden erheblichen Verluste der Gläubiger zu verringern,

b) um den Schuldner ohne Benachteiligung der Gläubiger in seiner wirtschaftlichen Existenz zu erhalten,

c) um einer Schädigung des reellen Handels durch das Angebot der Masse zu Schleuderpreisen — Konkursverkäufe u. dgl. m. — vorzubeugen.

2. Das Verfahren zur Herbeiführung eines gerichtlichen Zwangsvergleichs außerhalb des Konkurses ist vom Gericht zu eröffnen und in kürzester Frist durchzuführen.

Dem darauf bezüglichen Antrage des Gemeinschuldners ist beizufügen:

a) ein Verzeichnis der Gläubiger,

b) ein Vermögensverzeichnis,

c) ein bestimmter Vergleichsvorschlag mit der Angabe, in welcher Weise die Erfüllung des Angebots gesichert werden soll.

Der Vergleichsvorschlag muß, falls die zurückgesetzten Gläubiger nicht ausdrücklich einwilligen, allen nichtbevorrechtigten Gläubigern gleiche Rechte gewähren.

Der Zwangsvergleich bedarf der gerichtlichen Bestätigung.

3. Um einer unredlichen Inanspruchnahme des Zwangsvergleichs und einer Schädigung der Gläubiger durch Hinausschiebung eines darauf bezüglichen Antrags vorzubeugen, ist das Verfahren nicht zuzulassen und ein geschlossener Zwangsvergleich nicht zu bestätigen:

a) wenn einer der Fälle der §§ 239, 240, 241 KO. vorliegt,

b) wenn das Gericht die Überzeugung gewinnt, daß die Überschuldung oder der Vergleichsvorschlag auf ein unredliches Verhalten des Gemeinschuldners zurückzuführen ist oder einzelne Gläubiger in unlauterer Weise begünstigt werden sollen,

c) wenn der Gemeinschuldner durch unredliches oder leichtsinniges Verhalten den Antrag auf Einleitung des Verfahrens über Gebühr verzögert hat,

d) wenn der Gemeinschuldner den Gläubigern nicht eine Mindestquote ihrer Forderungen (50 Prozent) gewährt.

4. Der Gemeinschuldner behält bei Eröffnung des Verfahrens die Verwaltung und Verfügung über die Masse unter der Aufsicht des Gerichts und den von diesem im einzelnen Falle anzuordnenden Sicherungsmaßregeln. Neue Verpflichtungen dürfen von ihm nur mit Zustimmung des Gerichts, eines von ihm bestellten Verwalters oder Gläubigerausschusses eingegangen werden.

5. Falls der Vergleichsvorschlag abgelehnt oder die Bestätigung rechtskräftig versagt wird, ist sofort der Konkurs zu eröffnen. Der Tag der Eröffnung des Zwangsvergleichsverfahrens gilt als Tag der Konkurseröffnung.

In bezug auf schwebende Prozesse, Arreste und Zwangsvollstreckungen hat die Eröffnung des Zwangsvergleichsverfahrens die Wirkung der Konkurseröffnung.

6. Die weitere Ausgestaltung des Verfahrens wird sich zweckmäßig an die Vorschriften der Konkursordnung unter Berücksichtigung des Zwecks und der gebotnen Beschleunigung des Verfahrens sowie der im Auslande gemachten Erfahrungen anlehnen."

So die Leitsätze des Deutschen Handelstages, der sich die Sache anscheinend folgendermaßen vorstellt:

X überreicht dem Amtsgericht einige Schriftstücke und beantragt das Verfahren des „gerichtlichen Zwangsvergleichs außerhalb des Konkurses". Da die Zahl seiner Gläubiger nur etwa zehn beträgt, und sie alle am Gerichtssitz oder in der nächsten Nähe wohnen, und da das Gericht an großem Arbeitsmangel leidet, so beraumt der Amtsrichter schon auf einen der nächsten Tage den Termin an. In diesem erscheinen sämtliche zehn Gläubiger, und da sie an der Richtigkeit der Angaben des Schuldners nicht zweifeln, also sein naives Verlangen, ihm die Hälfte seiner Schulden zu erlassen, für durchaus berechtigt finden, so geben sie kurz eine Erklärung dieses Inhalts ab; und da der Amtsrichter den Schuldner ebenfalls als einen der ehrenwertesten Männer kennt, so bestätigt er sofort den Zwangsvergleich in honorem Mercurii, der da bei den Römern war der Gott der Kaufleute und der — Diebe. Und so wäre denn in wenig Tagen mit ganz geringen Kosten ein Rechtszustand geschaffen, der, wenn es zur Konkurseröffnung gekommen wäre, nur unter außerordentlich hohen Kosten und oft nicht in Jahresfrist erreicht worden wäre.

In Wahrheit liegt die Sache doch aber ganz anders.

Wir leben im Zeitalter des Verkehrs, und sogar der Kleinkrämer eines Vororts hat Geschäftsverbindung mit etwa fünfzig oder hunderten von Gläubigern, die in allen Teilen des Reichs zerstreut wohnen. Alle diese müssen doch zum Termin geladen werden, und so wird dieser, zumal da unsre Amtsgerichte im allgemeinen nicht über Mangel an Arbeit zu klagen haben, schwerlich vor Ablauf eines Monats anberaumt werden können. Aber wie, wenn nun das vom Schuldner eingereichte Verzeichnis unvollständig ist? Er kann Gläubiger versehentlich oder deshalb ausgelassen haben, weil er das Bestehn ihrer Forderungen bestreitet; also wird doch eine öffentliche Aufforderung, die „beschämende Öffentlichkeit", nicht wohl erspart werden können. Dafür, daß nun zum Termin überhaupt eine bedeutende Zahl der Gläubiger kommt, bürgt nichts; kommen nur wenig hin, so kann man dieser Minderzahl doch nicht das Recht geben, zugleich namens der ausgebliebnen dem Schuldner die Hälfte seiner Schulden zu erlassen. Wie man sich dies vorstellt, ist nicht klar. Aber auch wenn wirklich die Mehrzahl der Gläubiger zum Termin kommt, so werden diese doch dem naiven Verlangen des Schuldners, ihm die Hälfte seiner Schulden zu erlassen, mit geteiltem Beifall und gemischten Gefühlen entgegentreten. Ein

altes Rechtssprichwort lautet: Non omnis moriens est Evangelista Johannes, d. h. der Durchschnittsmensch ist nicht so gewissenhaft, wie der Evangelist es war; deshalb soll man auch den Angaben, die auf dem Sterbebette gemacht werden, Mißtrauen entgegenbringen. Dieses Rechtssprichwort wird gegenüber den Angaben eines Schuldners, der von seinen Gläubigern naiverweise verlangt, daß sie ihm die Hälfte seiner Schulden schenkungsweise erlassen sollen, wahrlich am Platze sein, und so werden die Gläubiger doch erst eingehende Ermittlungen über den wahren Vermögensstand des Schuldners anstellen. Diese Ermittlungen können wieder Monate in Anspruch nehmen, und wie soll es nun mit den Gläubigern gehalten werden, die schon, bevor der Schuldner den Antrag auf den Präventivakkord stellte, eine Pfändung erwirkt haben? Diese werden doch nicht geneigt sein, so ohne weiteres ihr Pfandrecht aufzugeben, sie werden vielmehr abgesonderte Befriedigung verlangen, also die Teilnahme am Verfahren ablehnen. Und die Verhandlungen mit ihnen und mit den Gläubigern, deren Forderungen bestritten worden sind, können auch wieder Wochen und Monate fordern. Und so können Monate und Monate vergehn, bevor an eine Bestätigung des Vergleichsvorschlags zu denken ist; und während dieser Zeit soll dem Schuldner die Verfügung über sein Vermögen gelassen werden, sodaß den Gläubigern nicht einmal die Gewähr geboten ist, daß ihnen auch nur der unzureichende Vermögensbestand erhalten bleibt. Davon kann doch im Ernste nicht die Rede sein, also wird dem Schuldner ein Vertrauensmann oder ein Beirat von Gläubigern zur Seite gestellt werden müssen, also so etwas ähnliches wie der Konkursverwalter und der Gläubigerausschuß. Also auch hier wieder eine bedenkliche Annäherung an den gerichtlichen Konkurs; und nun das allerschlimmste: Zwangsvollstreckungen sollen, sobald der Schuldner den Antrag auf dieses Verfahren bei Gericht eingereicht hat, nicht mehr gegen ihn stattfinden, und so können böswillige Schuldner jede ihnen drohende Zwangsvollstreckung abwenden, indem sie einfach zum Schein beim Gericht das „Verfahren des gerichtlichen Zwangsvergleichs ohne Eröffnung des Konkurses" beantragen!

Man sieht: das vorgeschlagne Verfahren zeigt große Schattenseiten und Schwierigkeiten. Ihre Überwindung muß jedoch möglich sein; denn dieses Verfahren ist in ausländischen Staaten gesetzlich eingeführt worden. Nur sollte man daraus nicht ohne weiteres die Brauchbarkeit oder gar die Notwendigkeit dieses Verfahrens folgern. Bei der Nachprüfung solcher Angaben über die Vortrefflichkeit ausländischer Rechtseinrichtungen muß man sehr vorsichtig sein, besonders wenn ihre Geltungsdauer nur kurz ist, und die Meinungen auch im Auslande noch geteilt sind. In Frankreich hat man das Verfahren im Jahre 1889 eingeführt und hiermit keine günstigen Erfahrungen gemacht, sodaß sich die österreichische Gesetzgebung nicht das französische, sondern das belgische Verfahren zum Muster genommen hat; aber der österreichische Gesetzentwurf beweist die ungeheuern Schwierigkeiten, die der Durchführung dieses Verfahrens entgegenstehn, sodaß die Motive dieses Entwurfs hervorheben, es könne sich nur um einen Versuch handeln. (Vgl. Königе im „Recht" von 1905, S. 449 bis 453.) In Griechenland hatte man den „Präventivakkord" im

Jahre 1893 eingeführt, aber schon im Jahre 1895 wieder abgeschafft, wie Kohler, einer der größten Verehrer dieses Verfahrens, in der Zeitschrift für Deutschen Zivilprozeß, Bd. 34, S. 536 zu seinem Bedauern feststellen muß.

So dürfte denn die Befürchtung, daß sich auch die deutsche Gesetzgebung auf dieses Versuchsfeld begebe, glücklicherweise gering sein, trotz den Beschlüssen der Versammlungen des Handelsstandes und der Rechtsanwälte. Auf solche Beschlüsse ist, wie die Erfahrung lehrt, nicht viel zu geben. Auch die Wucherfreiheit und die Gewerbefreiheit, die Mündlichkeit des Verfahrens in Zivilprozessen, die Abschaffung der Berufung in Strafsachen ist in solchen Versammlungen fast einmütig gefordert worden; und einige Jahre später wollte es niemand so gemeint haben, schob jede Partei, jede Richtung die Schuld auf die andre.

Schon der jetzige Zwangsvergleich, dessen Voraussetzung also die Konkurseröffnung ist, ist, wie wir schon gezeigt haben, eine durchaus ungerechtfertigte Bevorzugung der Kaufleute, auch volkswirtschaftlich schädlich, weil er unfertige Leute anreizt, sich wirtschaftlich selbständig zu machen, in dem Bewußtsein, ja schlimmstenfalls die zerrütteten Verhältnisse durch den Zwangsvergleich, die sogenannte „gute Pleite", wieder ordnen zu können. Wieviel schlimmer aber würden diese schädlichen Folgen noch hervortreten, wenn gar der „gerichtliche Zwangsvergleich außerhalb des Konkurses", der „Präventivakkord" eingeführt werden würde und hiermit der Kappzaum der Scham, der auf dem „Bankrott" lastet, wegfiele.

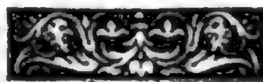
Zur Erkenntnis des Sitzes und des Ursprungs des Übels bedarf es eines weitern Ausblicks.

Ein gewöhnlicher Lohnarbeiter oder ein Handwerker, der ohne Vermögen sein Gewerbe als selbständiger Unternehmer betreibt, erreicht für seine etwa zehnstündige Arbeitszeit einen täglichen Verdienst von drei Mark; ungefähr ebenso hoch ist die Vergütung, die ein Unteroffizier, ein Volksschullehrer, ein Unterbeamter bei seinem Jahresgehalt von durchschnittlich tausend Mark für die tägliche Arbeitsleistung erhält. Ein Handwerker oder ein Bauer, der sein Vermögen von einigen tausend Mark oder gar einigen tausend Talern in sein Gewerbe oder in das Grundstück steckt, wirtschaftet aus der Verwertung von Kapital und Arbeitskraft nach allgemeiner Schätzung auch nicht mehr als fünf bis sechs Mark täglichen Durchschnittsverdienst heraus, und diesen auch nur bei schwerer — und zwar nicht bloß körperlicher — Arbeit. Welche hohen Ansprüche heute an die Leistungen höherer Beamten, Offiziere und überhaupt in den gelehrten Berufen gemacht werden, ist bekannt, ebenso daß ein Großgrundbesitzer, ein Großindustrieller, ein Großkaufmann, ein Bankier oder ein Verlagsbuchhändler, also Geschäftsleute, die Hunderttausende in ihrem Erwerbsgeschäft stecken haben, kein leichtes Leben führen, wenn sie von ihrem Vermögen auch nur eine angemessene Rente gewinnen wollen; die richtige Verwaltung eines solchen in ein Erwerbsgeschäft gesteckten Vermögens fordert eine nervenzerrüttende geistige Arbeit, die der des Gelehrten nicht nachsteht. Und während so überall schwere körperliche und geistige Arbeit gefordert wird zur Fristung des Daseins und zur Erhaltung der wirtschaftlichen Selbständigkeit, besteht in

den Kreisen des Kleinhandels die unumstößliche Überzeugung, daß man auch ohne körperliche und geistige Arbeit einen Anspruch auf wirtschaftliche Selbständigkeit habe. Das ergibt sich, wenn man die Umstände betrachtet, unter denen sich der Kleinhändler wirtschaftlich selbständig macht: Ein Mann im Alter von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren, der nach Abschluß einer bessern oder geringern Schulbildung vier oder fünf Jahre ein kaufmännisches Geschäft erlernt und ebensolange Handlungsgehilfe gewesen ist und über ein Kapital von etwa zehntausend Mark verfügt, mietet an irgendeiner Straßenecke einen Laden und beginnt nun selbständig ein kaufmännisches Geschäft. Seine Arbeit in der kaufmännischen Selbständigkeit stellt er sich folgendermaßen vor: Waren bei den Großhändlern und Fabrikanten bestellen, die erhaltnen Waren auspacken, sie in kleinern Mengen an die Konsumenten verkaufen und sie diesen zuwägen, verpacken, abfüllen, das Geld hierfür in Empfang nehmen, neue Bestellungen machen, wenn die vorhandnen Waren ausverkauft sind, dazu Handelsbücher führen und einige Agenturen von Versicherungsgesellschaften und ähnlichen Unternehmungen. Von dieser „Arbeit" will der Kolonial- und Materialwaren-, der Tuch-, Mode- und Manufakturwaren-, der Kurzwaren-, der Papier-, Tabak-, Wein- und Spirituosen-, Schuhwaren-, Kohlen-, Glaswaren- oder Getreidehändler sein und seiner Familie Unterhalt bestreiten. Wenn das wirklich möglich wäre, so wäre ja jeder ein Tor, der sich eine gelehrte Bildung aneignet oder Beamter, Landwirt oder sonst etwas wird; er täte ja viel klüger, sein geringes Vermögen von einigen tausend Talern in ein solches „Lädle" zu stecken und von dieser Verbindung zwischen Kapital und „Arbeit" zu leben. Die vorher geschilderte Tätigkeit, die der Kleinhändler entfaltet, ist keine geistige Arbeit, auch keine körperliche; sie ist nicht geeignet, die volle Arbeitskraft eines gesunden Mannes auszufüllen, könnte vielmehr von einem Gebrechlichen oder von einer Frau neben ihrer Haushaltung ganz gut besorgt werden. Man vergleiche diese Tätigkeit des Kaufmanns von einem kleinen oder einem mittlern Geschäftsumfang nur mit der des Handwerkers oder des Bauern, der ein Kapital von derselben Höhe in den Handwerks- oder den Landwirtschaftsbetrieb gesteckt hat: der Handwerker und der Bauer müssen von früh bis spät körperlich arbeiten, in der staubigen oder rußigen Werkstätte oder auf dem freien Felde, allen Unbilden der Witterung ausgesetzt; und wie der Bauer nicht mehr nach Großvaters Art fortwirtschaften, sondern die Landwirtschaft unter Berücksichtigung der fortwährend wechselnden Anforderungen des heutigen Wirtschaftslebens betreiben muß, so muß der Handwerker, der sich selbständig erhalten und sein Betriebskapital angemessen verwerten will, auf die Fortschritte der Technik achten und sich ständig fortbilden. Dagegen lebt der Zwischenhändler von einem kleinen oder mittlern Betrieb der Überzeugung, daß er auch ohne geistige Arbeit vom „Lädle" leben können müsse; er hält es für selbstverständlich, daß wer mit einem dem seinigen gleichen Betriebskapital Landwirtschaft oder ein Handwerk betreibt, in der geschilderten Weise in der Werkstätte oder auf dem Felde schwer arbeiten muß, wogegen ihm selbst nur obliege, Waren zu bestellen, auszupacken, sie den Käufern auszusuchen, zu verpacken, Geld dafür zu nehmen und Handelsbücher zu führen. Da nun diese „Arbeit"

doch nicht die vollen zwölf Arbeitsstunden des Tages in Anspruch nimmt, so bleibt ihm auch noch Zeit genug, zu rauchen, zu plaudern, Zeitungen zu lesen, zu politisieren, Gasthäuser und Vergnügungen zu besuchen. Und das alles glaubt er seinem Stande schuldig zu sein, denn er ist ja weit mehr als ein Handwerker, er ist „Kaufmann“. Zwar ist seine Berufsvorbildung, die nur in der Kenntnis gewisser Warenarten besteht, noch nicht einmal gleichwertig der eines tüchtigen Handwerkers, der doch schon technische Kenntnisse haben muß; aber der Zwischenhändler von einem kleinen oder einem mittlern Gewerbebetrieb glaubt als „Kaufmann“ ganz andre Ansprüche an das Leben machen zu können wie etwa ein Handwerker, ein Volksschullehrer, ein Unterbeamter oder auch ein Subalternbeamter; ohne Dienstmädchen, ohne Hausknecht und ohne Anschluß an das Telephon glaubt er nicht bestehn zu können. Und das alles soll das „Lädle“ bringen, also das Betriebskapital von etwa zehntausend Mark in Verbindung mit der geschilderten „Arbeit“. Aber solcher, die so klug denken, die also ein möglichst bequemes, jeder körperlichen und geistigen Arbeit möglichst abholdes Leben wünschen, sind leider sehr viele; darum — im Gegensatz zu dem Mangel an Lohnarbeitern, Handwerkern, Volksschullehrern, Unteroffizieren und Unterbeamten — die Überfüllung mit Zwischenhändlern. Und da sie einen Anspruch auf dieses bequeme Dasein als Zwischenhändler zu haben glauben, so verlangen sie, daß auch die Gesetzgebung zu ihren Gunsten einschreite; sie nehmen es als eine unabänderliche Tatsache hin, daß das Kapital mit seinen Maschinen und Fabriken unsern werktätigen Handwerkerstand herabgedrückt hat; wenn aber das Kapital in Warenhäusern und Großbasaren sowie die Konsumvereine dem bequemen Zwischenhandel zu Leibe gehn und diesen so allmählich erdrücken, dann ruft man nach Erdrosselungssteuern gegen die Kapitalisten und die Konsumvereine und verlangt Schutz für den „Mittelstand“. Zum Mittelstande zählt man nämlich die Kaufleute, die mit einem verhältnismäßig geringen Vermögen als Zwischenhändler ein Dasein ohne körperliche und ohne geistige Arbeit führen möchten. „Der deutsche Kaufmann, der Pionier der Kultur, droht vom Kapitalismus erstickt zu werden“, so rufen die Ladenjünglinge des Handlungsgehilfenverbandes und ihre Wanderredner. Aber die Kaufleute, die im Auslande dem deutschen Handel neue Absatzgebiete eröffnet und dort deutsche Kultur verbreitet haben, waren doch nicht Zwischenhändler von mäßigem Geschäftsbetrieb, nicht Heringsbändiger, Ellenreiter, Tabaksfritzen, Ansichtspostkartenhändler; sondern es waren die reichen Kaufherren der Großstädte, die den kaufmännischen Beruf durch kühne Unternehmungen betätigten, nicht durch den der geistigen und körperlichen Arbeit abholden Zwischenhandel. So wenig der Handwerker mit dem Fabrikbetrieb konkurrieren kann, ebenso wenig kann natürlich der Zwischenhändler von einem geringen oder einem mäßigen Betriebskapital mit dem Großkapitalisten konkurrieren; dieser kann eben seine Waren viel billiger, in viel größerer Auswahl und zu derselben Zeit Waren der allerverschiedensten Geschäftszweige dem Konsumenten bieten. Mag man jedoch über die Vorzüge der Warenhäuser und der Konsumvereine ganz andrer Meinung sein, so hat doch die Gesetzgebung keinen Anlaß, gegen diese Verwertung des Kapitals deshalb ein-

zuschreiten, um nur recht vielen Zwischenhändlern das Dasein zu ermöglichen; es wäre dies ungefähr so, als sollte man die Gebühren der Rechtsanwälte und der Ärzte deshalb erhöhen, weil bei der Überfüllung dieser Berufe viele Anwälte und Ärzte kaum ihr Auskommen haben. Wenn plötzlich die Hälfte aller Zwischenhändler ihr Geschäft einstellen würde, so würden die Konsumenten hiervon gar nichts merken, d. h. sie würden ihre Bedürfnisse ebenso gut, schnell und billig befriedigen können wie jetzt. Wir haben aber mindestens noch einmal soviel Zwischenhändler, als eine gesunde Volkswirtschaft verlangt. Und dabei haben wir in Berlin etwa fünftausend stellenlose Handlungsgehilfen, und in andern großen Städten ist die Sache ungefähr ebenso. Das leidige Streben der Eltern in den unbemittelten oder minder bemittelten Kreisen, ihre Kinder vor anstrengender Arbeit zu bewahren und ihnen eine Stellung zu verschaffen, die der der Eltern „über“ ist, veranlaßt sie, die Kinder dem kaufmännischen Berufe zuzuführen; daher auf der andern Seite der Mangel an Handarbeitern, Handwerkern, Volksschullehrern, Unteroffizieren und Unterbeamten. Und der Leichtsinn, mit dem sich der junge Kaufmann wirtschaftlich selbständig macht, wird wieder gefördert durch die Aussicht, schlimmstenfalls ja im Konkurs mit den Gläubigern akkordieren zu können, sich also wiederum jahrelang wirtschaftlich selbständig erhalten zu können, ohne — Arbeit und ohne Vermögen. Dadurch wird aber beim Arbeiter und beim Handwerker Verbitterung und Unzufriedenheit groß gezogen; denn er sieht, daß andre, die nur ein Scheinvermögen haben und im Grunde genommen doch ebenfalls zu den Besitzlosen gehören, sich durch den bequemen Zwangsvergleich eine leichtsinnig begonnene wirtschaftliche Selbständigkeit ohne geistige und körperliche Arbeit erhalten. Darum weg mit dem Zwangsvergleich; ein Reichsgesetz des kurzen Inhalts: „Der sechste Titel des zweiten Buchs der Konkursordnung wird aufgehoben“, wäre eine sozialpolitische Wohltat.



Zwei kulturgeschichtliche Werke

2

Hartwell Jones erkennt die Stellung, die von der neuern Forschung der Biologie eingeräumt worden ist, an und entnimmt ihr den Gedanken der Entwicklung, der die Veränderungen sehr langsam und allmählich in langen Zeiträumen nach Naturgesetzen geschehn läßt; aber er findet, dafür sich unter andern auf Lotze berufend, diesen Entwicklungsgedanken in Übereinstimmung mit dem Christentum. Denn das Naturgesetz sei eben Gottes Gesetz, und jede Entwicklung setze die von Gott verliehene Anlage voraus. Auf der Wechselwirkung zwischen den verschiednen Anlagen und der umgebenden Natur beruhe die Verschiedenheit der Rassen, auch die der verschiednen Völker einer Rasse, wie der Griechen und der Italiker. Er beschränkt seine Darstellung in The Dawn European Civilization

auf den europäischen Zweig der arischen Rasse und faßt in seiner sehr fleißigen und gelehrten Arbeit die Ergebnisse der neuern Forschung zusammen, dabei besonders die deutsche Fachliteratur von Grimm, Movers und Viktor Hehn an bis auf Ratzel und Oldenberg fleißig benutzend. Bérards Homerwerk, dessen erster Band 1902 herausgekommen ist, scheint ihm entgangen zu sein; dagegen wird Ridgeways The Early Age of Greece öfter zitiert. Er beschreibt mehr die aus Schriftwerken, namentlich aus Homer und den indischen Büchern, zuverlässig bekannte alte Kultur als die im strengen Sinne des Wortes vorgeschichtliche. Von dieser nur so viel, als in ihren durch die heutigen Ausgrabungen aufgedeckten Resten auf uns gekommen ist, und als sich aus den ältesten Schriftwerken, den in den spätern Büchern der griechischen und der römischen Geschichtschreiber, Geographen, Philosophen und Dichter erhaltnen Überlieferungen sowie aus den Sitten der alten Völker mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen läßt. Unter den Sitten sind in dieser Beziehung die religiösen die wichtigsten, weil die Kultsymbole und Kulthandlungen mit großer Strenge die Bräuche längst vergangner Zeiten festhielten. Als Feuerzeug diente ursprünglich ein Stab, der in dem Loche eines Holzblocks oder Brettes gerieben wurde. Die römischen Vestalinnen mußten diesen Feuerquirl noch in einer Zeit beibehalten, wo schon längst der Feuerstein im Brauch war. Und als eiserne Werkzeuge und Waffen schon allgemein verbreitet waren, schrieb der Ritus für die Opfer immer noch das Steinmesser vor. Die Geißelung der Spartanerknaben am Altar der Artemis und viele andre Bräuche weisen auf die abgeschafften Menschenopfer zurück. Pausanias, der viele solche Überbleibsel vergangner Zeiten gefunden hat, wird fleißig benutzt. Ein besondres Studium hat der Verfasser den Slawen gewidmet, die vielfach bis auf den heutigen Tag uralte Sitten bewahrt haben. Die Slawen, schreibt er, sind die von allen Ariern zuletzt auf dem geschichtlichen Schauplatz angekommnen. Auf der osteuropäischen Tiefebene zerstreut, haben sie, ohne Berührung mit den Werkstätten der Kultur, „ruhig, friedlich [?], ohne Ehrgeiz, Unternehmungslust und kriegerischen Sinn ein Traumleben geführt". Die Passivität, Dulderkraft und die despotische Staatsverfassung der Slawen erklärt er daraus, daß es die weniger Energischen unter den Ariern waren, die in Osteuropa sitzen blieben, während die Tatenlustigern und Genußfreudigern westwärts und südwärts weiter zogen. Gleich diesen ihren tüchtigern Brüdern haben sie die vorgefundne Urbevölkerung zwar unterjocht, aber sich ihr durch gegenseitige Wechselwirkung assimiliert und sind mit ihr verschmolzen. „Die Unterworfnen verzichteten auf das Streben nach Freiheit und Unabhängigkeit, die Herren, der Notwendigkeit zu arbeiten überhoben, versanken in Apathie und büßten die Fähigkeit zu angestrengter Tätigkeit ein." So entwickelte sich das Gemisch zu einem Volke von Sklaven. Wallace hat hervorgehoben, daß die Russen keine eigentliche Aristokratie haben; Jones erklärt das für eine allgemeine charakteristische Eigentümlichkeit aller Slawen. Das trifft doch wohl nicht ganz zu; die polnische Schlachta sondert sich ziemlich scharf von Bürgern und Bauern ab. Und wenn er meint, in Indien sei die Sache ähnlich verlaufen wie bei den Slawen (eigentlich nur bei den Russen), so vergißt er die Kasten. Jedenfalls

führt er auch den Unterschied zwischen Slawen und Westeuropäern auf eine Verschiedenheit der ursprünglichen Anlage zurück, die dann bei beiden Teilen durch die Verschiedenheit der äußern Lebensbedingungen verstärkt und befestigt worden ist. Wie die schlechtere Anlage durch den bessern Wohnplatz und durch Einbeziehung in das europäische Kulturleben veredelt werden kann, zeigen die germanisierten Wenden und sowohl die germanisierten wie die ihrer Nationalität noch treu gebliebnen Polen und Tschechen. Was die Naturvölker betrifft, so meint Jones, daß ihr gegenwärtiger Zustand, namentlich in Beziehung auf Mythologie und Religion, uns den Urzustand der Arier und der Semiten vor Augen stelle, dürfe so wenig zum Dogma erhoben werden wie irgendeine davon abweichende Ansicht, aber unstreitig sei die Kenntnis dieser Völker ein wichtiges Mittel für die Erforschung und das Verständnis alter Sitten der heutigen Kulturvölker.

Da Jones, wie schon angedeutet worden ist, nicht von dem Ehrgeiz besessen ist, neue Hypothesen aufzustellen, sondern nur ein brauchbares Handbuch darbietet, das die Hauptergebnisse der Forschungen andrer zusammenfaßt und das als glaubwürdig anerkannte Bild alter Zeiten mit manchen durch selbständige Forschung gewonnenen Zügen bereichert, so dürfen wir uns darauf beschränken, von diesen Zügen einige mitzuteilen, und auf einige Ansichten des Verfassers aufmerksam zu machen, die uns einer kleinen Berichtigung zu bedürfen scheinen. Den typischen Arier beschreibt er, wie ihn uns die Geschichte darbietet: als den wilden und stürmischen Sohn des rauhen Nordens, kraftvoll, freiheitliebend und hart im Gegensatz zu der Anmut und dem ästhetischen Sinn des Südländers. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß gerade das Ästhetische und das Anmutige arische Eigentümlichkeiten sind, die sich nur nicht entfalten konnten, solange die Arier den ungünstigen Lebensbedingungen des Nordens unterworfen waren. Sind doch die alten Griechen selbst Arier gewesen, und gerade das Ästhetische ihrer Kunst ist das Arische, während sie das Technische, wie auch Jones hervorhebt, von den Asiaten und den Ägyptern gelernt haben; die mykenische Kunst sei in Kreta entstanden und ungriechischen Ursprungs. Was der Unterschied von rauhem und mildem Klima für die Kulturentwicklung zu bedeuten hat, das hat schon Strabo in seiner Beschreibung Europas richtig erfaßt und dargestellt. Die Nordländer seien ihrer unwirtlichen Heimat gemäß mannhaft und streitbar, die Südländer zivilisiert, und weil im Wohlstande lebend, friedliebend (dieses waren sie freilich gerade erst in Strabos Zeit geworden); beide seien darauf angewiesen, einander mit ihren eigentümlichen Gaben zu ergänzen, und schädigten sich selbst, wenn der für beide wohltätige Wechselverkehr unterbleibe. Selbstverständlich unterläßt Jones nicht, die Monogamie als einen der wichtigsten Bestandteile des arischen Kulturlebens gebührend hervorzuheben. Das Mutterrecht, das Polyandrie voraussetzt, möge in vorhistorischer Zeit als Wirkung der Not und höchst unvollkommner sozialer Zustände auch bei den Ariern vorgekommen sein, aber geschichtliche Spuren habe die Verirrung nicht hinterlassen. Soweit wir das Leben der Arier zurückverfolgen können, sei bei ihnen dergleichen immer verabscheut worden. Nicht dieselbe Verurteilung allerdings treffe bei ihnen der

Umgang des Mannes mit mehreren Frauen. Daß das Weib bei den Ariern eine ehrenvollere Stellung einnimmt als bei den übrigen Rassen, führt Jones auf die Wanderzeit und auf das nordische Klima zurück. In diesem gefahrvollen und harten Leben habe auch die Frau Gelegenheit gehabt, zu beweisen, daß sie tüchtig und tapfer sein könne, habe sich die Achtung des Mannes errungen und sei ihm als Waffengefährtin wert geworden. Gerade bei den kriegerischen Römern und Spartanern hätten sich auch in spätern Zeiten noch die Frauen als Gebärerinnen und patriotische Erzieherinnen des kriegerischen Nachwuchses hoher Achtung erfreut. Er hätte hinzufügen können, daß die griechischen Frauen in der homerischen Zeit, wo die Überlieferungen des Wanderlebens noch wirkten, eine würdigere Stellung eingenommen haben als später. An der herkömmlichen Meinung, daß die Kultur vom Jägerleben durch das Nomadentum zum Ackerbau fortschreite, hält auch er noch fest, bemerkt jedoch: „Daß die ältesten, noch nicht in Völker geschiednen Arier keine wilde Horde von bloßen Jägern und Nomaden gewesen sind, wird jedermann zugeben, der mit den frühesten Kundgebungen ihrer Rassenart vertraut ist. Nichtsdestoweniger ist es ziemlich gewiß, daß sie mit ihrer Ernährung zu einem großen Teil auf die Jagd angewiesen waren." Sie stammten eben, wie wir vermuten, von zivilisierten Ackerbauern ab und waren nur notgedrungen Halbnomaden und Jäger geworden. Als ritterliches Vergnügen betreiben sie ja die Jagd bis auf den heutigen Tag mit Leidenschaft, das heißt die von ihnen, die sich den arischen Charakter bewahrt haben.

Wie die Urarier zu den Tieren standen, läßt sich einigermaßen aus den Tiernamen erschließen. Die Ergebnisse der Sprachforschung verwendet Jones mit Vorliebe für seine Untersuchungen. Aus dem Namen des Hirsches zum Beispiel ersieht man, daß es, wie natürlich, das Geweih war, was an ihm vor allem Aufmerksamkeit erregte, denn cervus hängt mit cornu zusammen, und das althochdeutsche Wort (hiruz?) sowie die walisische und die altpreußische Bezeichnung für Hirsch sollen ebenfalls Horn bedeuten. Aus der Odyssee und aus dem Rigveda schließt Jones, daß die Arier die Jagd für gewöhnlich bloß zum Vergnügen betrieben, das Fleisch der erlegten Tiere aber nur in Notfällen genossen, wenn Haustiere nicht zu haben waren. Odysseus und seine Gefährten leben nur in Einöden, wie auf der Cyklopeninsel und auf der Insel der Circe, von Wild. Auch Fische genießen Homers Helden nur im Notfall, und das Fischen wird in der ältesten Literatur der Inder und der Gräkolatiner kaum überhaupt, geschweige denn als eine ehrenvolle Beschäftigung erwähnt. Auch scheint das Urarische keinen Namen für den Fisch gehabt zu haben. Einen desto ehrenvollern Platz nimmt in den arischen Sprachen das Rind ein, wobei zu beachten ist, was Hahn hervorhebt, daß das Rind kein Nomadentier ist; die Nomaden haben nur Pferde, Kamele, Schafe und Esel. Viele Zusammensetzungen mit bos und bus und Sprachwendungen beweisen, was für eine wichtige Person, darf man beinahe sagen, der Ochs für die Alten war. Von links nach rechts, die nächste Zeile von rechts nach links und so fort abwechselnd schreiben, nannte man bustrophedon, wie der Ochs beim Pflügen sich wendend. Ein starker Lümmel (a hobbledehoy) wurde bupais,

ein Prahler bugaïos (eigentlich einer, der sich ochsig freut), Heißhunger bulimia genannt. Wenn einer aus wichtigen Gründen schwieg, sagte er: ein Ochs steht auf meiner Zunge, und in der Redensart: ich füttere mich mit Hoffnungen, wird für füttern βουκολεῖσθαι, Rinder weiden, gebraucht. Der bos arator, der Pflugstier wird zum Führer gewählt, wenn ein Häuflein Kolonisten aus der Vaterstadt fort in die Ferne zieht; auch die ochsenäugigen Göttinnen Homers beweisen, in welcher Hochschätzung das Rind stand, und eine vielumworbne Jungfrau ist alphesiboios, das heißt, sie trägt ihren Eltern viele Rinder ein, wie heute noch bei den Hottentotten, die, nebenbei bemerkt, darin nichts weniger als Barbaren sind; oder bezeugt es etwa Hochschätzung des Weibes, wenn bei uns der Vater, anstatt vom Bräutigam einen Kaufpreis zu bekommen, noch so und so viel tausend Mark drauf zahlen muß, damit er sie los wird? All das also beweist, wie innig die Arier mit dem Ackerbau verwachsen waren; arare stammt von der Sanskritwurzel ar, und wenn einzelne arische Stämme als Eroberer es verschmähten, selbst den Pflug anzugreifen, und die Unterjochten, die für sie arbeiten mußten, verachteten, so ist das eine vorübergehende Wirkung des Wander- und Heldenlebens gewesen.

In der Schilderung der Roheit und Unmenschlichkeit alter Zeiten ist sich der Verfasser über das Verhältnis dieser Erscheinungen zur modernen Humanität und zum Christentum nicht völlig klar geworden. Daß die Männer in alten Zeiten sehr oft auf keine andre Weise als durch Raub bei benachbarten Stämmen zu Frauen kommen konnten, erkennt er an. Aber wenn er dann von neronischen Zirkusspielen, Kinderaussetzungen und Tötung der Alten spricht als Beweisen dafür, daß die vorchristlichen Völker keine Humanität gekannt haben, so vermischt er Dinge, die auseinandergehalten werden müssen. Die römischen Zirkusgreuel sind Erzeugnisse einer verderbten Zeit, einer Zeit, in der unaufhörliche auswärtige und Bürgerkriege die Empfindung abgestumpft hatten, und in der nicht bloß der Cäsar, sondern auch der Stadtpöbel durch die unumschränkte Gewalt über unterjochte Völker und über Sklavenheere dem Cäsarenwahnsinn verfallen war, der sich gegenwärtig wieder als Tropenkoller in den Kolonien regt, soweit ihn nicht strenge Aufsicht daniederhält. Dagegen ist es nicht die Wollust der Grausamkeit, sondern Not gewesen, was in alten Zeiten, und in manchen Ländern heute noch, die Kinderaussetzung allgemein und die Tötung der Greise häufig gemacht hat. Von den Frauen darf man annehmen, daß sie der Kinderaussetzung widerstrebt haben, denn je weniger zivilisiert sie sind, desto näher stehn sie der Natur, und desto stärker sind in ihnen die natürlichen Instinkte. Die tierische Mutterliebe, die das Muttertier zur Selbstaufopferung für die Jungen treibt, ist noch keine Tugend im Sinne der wissenschaftlichen Ethik, aber als Wurzel der erhabensten Tugenden der edelste aller animalischen Triebe. Und alle Kenner der Naturvölker bezeugen, daß er bei diesen noch ungeschwächt waltet. Also von den Müttern ist die Maßregel sicherlich nicht ausgegangen, aber die Männer würden sie auf Grund verständiger Erwägung auch dann oft ergriffen haben, wenn sie nicht, was allerdings meist der Fall gewesen sein mag, schon ihrer Bequemlichkeit die kleinen Wesen gleichgiltig und hartherzig geopfert hätten. Für Stämme, die in Wüsten

und Urwäldern wandernd beständig an Nahrungsmangel litten, war es keine Kleinigkeit, Kinder und schwache Greise mitzuschleppen, die essen wollten, ohne zur Nahrungbeschaffung etwas beitragen zu können.

Jones erinnert an Rousseau, der seine unehelichen Kinder ins Findelhaus schickte; er hätte viel schlimmere Dinge aus neuern Zeiten anführen können, von denen die einen vorübergehend Massenerscheinungen gewesen sind, die andern noch weit häufiger vorkommen würden, wenn nicht die Obrigkeit mit Strafen dagegen ankämpfte. Sie kann das, weil sie, abgesehen von Rußland, in der Lage ist, im Notfalle selbst für Hilflose zu sorgen. Man kann sogar, und Jones gibt das selbst zu, in vielen Fällen Mitleid als Beweggrund der Tötung Arbeitsunfähiger annehmen, weil ihnen durch diese weit ärgere Leiden erspart wurden. Namentlich gilt das von den Greisen. Jones führt den Brauch der Insel Keos an, den Strabo mit den Worten erwähnt, ein Gesetz scheine dort befohlen zu haben, die über sechzig Jahre alten Leute mit Schierling zu töten, damit für die andern der Unterhalt ausreiche. Strabo beruft sich auf einen Zweizeiler des Menander, den Jones nicht anführt: Schön ist das keïsche Gesetz, o Phanias; [lieber] Nicht [als] schlecht soll leben, der da gut nicht leben kann. Mit dieser Erwägung hängt eine andre zusammen, die Jones ebenfalls mit Recht für einen Beweggrund hält; die Griechen hätten einen ästhetischen Widerwillen gegen den leiblichen Verfall gehabt, der im Alter eintritt. Die Fortsetzung eines in jeder Beziehung unerfreulichen Lebens durch Gewissensgründe erzwingen, das kann einzig und allein der Christenglaube, der da lehrt, daß jedes Schicksal zum besten dessen, der es erduldet, von Gott geordnet ist, und daß es ein Eingriff in das Recht des einzigen Herrn über Leben und Tod und zugleich Bekundung von Schwachgläubigkeit und von Mangel an Vertrauen ist, wenn man sich oder andre durch gewaltsame Tötung aus einer schweren Lage befreien will. Was das Christentum für die Humanität geleistet hat, sind wir unsrerseits wahrlich nicht geneigt, zu verkleinern oder gar in Abrede zu stellen, aber wenn Jones den vorchristlichen Nationen die Humanität einfach abspricht, so wirkt dazu wohl ein wenig der nationale Cant mit, da er weniger an die Christen im allgemeinen als an das christliche England denken mag. Sich von dem Gemütszustande solcher Menschen eine Vorstellung machen zu wollen, die keine schriftlichen Äußerungen hinterlassen haben, ist vergebliche Mühe; wir enthalten uns deshalb leerer Vermutungen wie der von Jones, daß das Gefühl der Freundschaft den vorgeschichtlichen Menschen wahrscheinlich unbekannt gewesen sei. Über die Griechen aber sind wir hinlänglich unterrichtet. Ihnen können wir die Humanität im weitern und im engern Sinne nicht absprechen. Unter Humanität im weitern Sinne verstehn wir den Besitz, die Entfaltung und die Pflege der höhern Anlagen des Menschen, der Intelligenz, der ästhetischen und der ethischen Triebe, unter Humanität im engern Sinne die Menschlichkeit. Die Griechen haben die bei den Orientalen gebräuchlichen Marterungen von Kriegsgefangnen und Verbrechern sowie Menschenopfer verabscheut, haben nur aus Not oder in der Leidenschaft, nicht zur Befriedigung der Wollust der Grausamkeit, andern Wehe zugefügt, und sie haben lebhaftes Mitleid empfunden. Gibt doch Aristoteles

als Zweck der Tragödie die Erregung von Furcht und Mitleid an. Das Christentum aber hat dann allerdings die Humanität vollendet. Es hat sie zur Pflicht gemacht, das heißt, es hat geboten, human zu handeln, auch wenn der innere Antrieb zu solchem Handeln fehlt, in der Voraussetzung, die von der Erfahrung gerechtfertigt wird, daß die Gewohnheit des Handelns allmählich die entsprechende Empfindung und Gesinnung erzeugt; es hat also die Völker zur Humanität erzogen, ist freilich damit bis heute noch nicht fertig geworden und wird wohl auch bis ans Ende der Zeiten nicht ganz fertig werden.

Es hat ferner gelehrt, daß die Pflichten der Humanität allem gegenüber gelten, was menschliches Antlitz trägt, und daß darin zwischen Volksgenossen und Volksfremden kein Unterschied gemacht werden darf. Bekanntlich ist der alte Grundsatz, daß man nur gegen Stamm- oder Volksgenossen Pflichten habe, und daß der Fremde der Feind sei, durch zweierlei erschüttert und so dem Christentum der Boden bereitet worden. Erstens durch den Handel, zu dem teils das Bedürfnis zwang, teils die Habsucht trieb. Jones glaubt, daß die tessera hospitalis, die Griechen nannten sie Symbolon, phönizischen Ursprungs gewesen sei. Es war dies ein mit Zeichen versehenes aus zwei Stücken bestehendes Täfelchen; wurden die beiden Stücke aneinandergefügt, so hatte man das vollständige Bild oder die vollständige Inschrift. Jede von zwei durch Gastfreundschaft verbundnen Familien verwahrte die eine Hälfte, und an der dazu passenden andern, die der fremde Ankömmling überreichte, erkannte man, daß dieser ein Mitglied des befreundeten Geschlechts oder zum Abschluß eines Handelsgeschäfts bevollmächtigt sei. Die andre Vorbereitung auf die christliche Gesinnung bestand in der Vereinigung vieler Völker in dem einen römischen Reiche, die den Begriff der Menschheit erzeugte, den bekanntlich die Stoiker ausgebildet haben. Endlich lehrte und trieb das Christentum, nicht zu warten, bis die Aufforderung zur Hilfe an einen herantritt, sondern die Hilfsbedürftigen aufzusuchen. Allen Völkern geistliche Hilfe zu bringen, wurde das Apostolat angeordnet, und dann die Gemeinde organisiert, die sich schon von der Apostelzeit an auch der leiblichen Nöte zunächst der Gemeindemitglieder und der sie besuchenden Brüder, dann befreundeter Gemeinden und ganz fremder und entfernter Menschen annahm. Die geordnete Armen- und Krankenpflege, das Herbergs-, das Missionswesen, alles was wir heute unter die Begriffe Philanthropie und Sozialpolitik bringen, sind Früchte des Christentums, die freilich, um einigermaßen reifen zu können, des technischen Fortschritts sowie vieler und großer politischer und sozialer Umwälzungen bedurft haben.

Man kann also die christliche Humanität als planmäßig, aktiv und auf klar erkannten Glaubens- und Grundsätzen beruhend charakterisieren im Gegensatz zu der bloß gefühlsmäßigen und aus natürlicher Gutartigkeit entsprungnen hellenischen. Und diese aktive Humanität ermangelt nicht der Gefahren und der Auswüchse. Sie wird leicht zur lästigen, wo nicht schädlichen Einmischungssucht, und sie artet, wo es sich um wirkliche oder vermeintliche Seelennöte handelt, in Fanatismus aus. Dem Chauvinismus und dem Fremdenhaß aus Interesse, in dem die uralte Barbarei heute noch fort- und immer aufs neue wieder auflebt, fügt der christliche Fanatismus den Religions- und Konfessions-

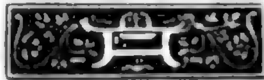
haß hinzu. Über die Entstehung einer heidnischen Scheußlichkeit, der indischen Witwenverbrennung, erhalten wir von Jones einen merkwürdigen Aufschluß. Sie soll auf einem Mißverständnis beruhen. In einem Vers des Rigweda wurde agnel für agre, „Feuer“ für „zuerst“ gelesen, und während der Vers ursprünglich forderte, daß die verwitweten Mütter zuerst zum Altare schreiten sollen, schickte sie der erste, der den Vers falsch gelesen hat, ins Feuer. So hätte eine falsche Lesart für den verschrobnen priesterlichen Ritualismus hingereicht, Millionen Unschuldige zum Feuertode zu verurteilen; neben den Molochopfern und den Hexenprozessen die schrecklichste Illustration zu dem Ausruf: Tantum relligio potuit suadere malorum, den schon die mythische Opferung der einen Iphigenia dem humanen Atheisten Lukrez ausgepreßt hat. Was in dem Buche über die Sklaverei gesagt wird, über ihre Entstehung, die verhältnismäßige Seltenheit und Milde in alten Zeiten, ist wohl schon allgemein bekannt. Doch verdient die Bemerkung hervorgehoben zu werden, daß nur die Kriegsgefangnen zu Sklaven gemacht, die friedlichen Bebauer eines eroberten Landes als Hörige behandelt zu werden pflegten. Auf das erste weist unter anderm das Wort δμώς hin, das die Lexikographen, gewiß richtig, von damao, ich bändige, ableiten. Jones bringt es sonderbarerweise mit domos in Verbindung, dessen Stammwort, demo, freilich auch mit damao zusammenhängen mag. Lächeln muß man über den Satz, mit dem der Engländer das Kapitel über die Sklaverei einleitet. „Das Gemüt des modernen Menschen, der von den Ideen der christlichen Menschenliebe durchdrungen und seit Jahrhunderten an freie Institutionen gewöhnt ist, empfindet einen natürlichen Abscheu vor der Sklaverei des Altertums.“ Wie lange ist es denn her, daß Liverpool durch den Handel mit Negersklaven reich geworden ist? Und viele Kenner behaupten, daß wenn nicht diese Sklaverei selbst, so doch die Sklavenjagden und der Sklaventransport scheußlicher gewesen sind, als die antike Sklaverei im allgemeinen war, die Bergwerkssklaverei und die Periode der römischen ergastula abgerechnet.

Was wir sonst noch gerade mit Beziehung auf England zu diesem Kapitel zu bemerken hätten, wissen die Leser. Das Privateigentum ist verhältnismäßig spät entstanden. Jones sieht einen Beweis dafür in dem Umstande, daß die reiche griechische Sprache kein Wort für Eigentümer hat; despotes und kyrios, die beiden Bezeichnungen für Herr, mußten später, als die Sache aufkam, dem Mangel abhelfen. An mehreren Stellen erhärtet er die schon erwähnte Ansicht Hugo Delffs, den er übrigens nicht kennt. Er findet es wahrscheinlich, daß erst die Pflanzung von Fruchtbäumen den Begriff des Landeigentums vollendet und die Sitte veranlaßt habe, ein Ackerstück mit Hecken und Gräben zu umgrenzen und so als Privateigentum kenntlich zu machen. „Der Baum erfordert jahrelange Pflege; und während das Korn in wenig Monaten reift [und jede Aussaat nur eine Ernte ergibt], trägt der Baum alljährlich Früchte.“ Namentlich der Weinstock und die Olive, auf die man viele Jahre lang so viel Arbeit verwandt hat, machen den väterlichen Boden zu einem so wertvollen Besitz, daß er leidenschaftlich geliebt und vor Angreifern mit Wut verteidigt wird. Dieses Interesse, meint Jones, habe dem zivilisierenden Einflusse des

Ackerbaues einigermaßen entgegengewirkt. Dieser erzieht zu einem friedlichen Leben und macht der Zeit ein Ende, wo jeder Mann ein Krieger ist. Aber wird dieser friedlichen Bevölkerung ein Verteidigungskrieg aufgenötigt, so führt sie ihn um so hartnäckiger. Was die ersten Ansiedlungen betrifft, so wird über die in Oberitalien aufgedeckten Pfahlbauten bemerkt, daß sie nicht die gewöhnlichen Wohnungen, sondern nur Zufluchtsorte einer in Dörfern ansässigen zivilisierten Bevölkerung gewesen sind. Interessant ist die Etymologie der Bezeichnungen für Wohnplätze, die er gibt. Vom griechischen arkeo und dem lateinischen arceo, ich wehre ab, schließe ein, kommt arx. (Von demselben Stamm: arca, ein fester Behälter, eine Kiste, auch Kasse; arcanus, geheim, und lupercus, der Gott, der die Wölfe abwehrt. Weiter hängen damit exercere und exercitus zusammen.) Oppidum ist eine in der Ebene (griechisch pedon) angelegte Ortschaft. Asty hat das Anfangsdigamma, einen F-Laut verloren und kommt mit hestia, Herd, und vestis von derselben Sanskritwurzel vas, die sowohl bekleiden als wohnen bedeutet; ist doch die Wohnung ein erweitertes Schutzgewand. Die Sanskritwurzel von urbs soll stark machen, die von polis Zufluchtsort bedeuten. Von civis und civitas leiten wir Heutigen mit Recht das Wort Zivilisation ab, denn alle die gesellschaftlichen Einrichtungen, die Künste und Fertigkeiten, die Erkenntnisse und Wissenschaften, die mannigfaltigen Beziehungen zwischen den Menschen und die ihnen entsprechenden Empfindungen und Gesinnungen, die das Menschentier erst zum Menschen machen, können nur in einer geordneten Gemeinschaft von Menschen erworben und geschaffen werden. So weit der Mensch einer solchen geordneten Gemeinschaft, des sozialen Zusammenhangs mit andern Menschen entbehrt, bleibt er ein Wilder oder Barbar. Dieses wenigstens ist unsers Engländers Begriff von Barbarei. Wir fassen ihn etwas anders, indem wir auch die hochzivilisierten Asiaten Barbaren nennen, weil sie der edlern christlich-europäischen Herzenskultur entbehren. So nähern wir uns der altgriechischen Auffassung des Gegensatzes von Hellenen und Barbaren, die berechtigt war, weil eben damals die Hellenen, und sie allein, diese edlere Kultur besaßen. Uns gilt also die Barbarei als Gegensatz nicht sowohl zur Zivilisation als zur Kultur. Darum können wir es nicht als berechtigt anerkennen, wenn die Chinesen uns Europäer als weiße Teufel hassen und verachten, oder die Irokesen sich selbst das geliebte Volk, die Europäer eine verfluchte Rasse und einen bloßen Schaum des Meeres nennen, ihnen den Menschennamen verweigern. Freilich haben die Europäer den Farbigen Ursache genug zu Haß und Verachtung gegeben, und wenn man statt des allgemeinen Kulturmaßstabes den rein ethischen anlegt, wird man gerade die Europäer, die mit den Naturvölkern zu tun haben, nicht selten als die unmoralischern von beiden bezeichnen müssen. Aber bei den Chinesen und den Indianern entspringt das wegwerfende Urteil nicht sittlichen Erwägungen, sondern teils dem Interesse, teils der uralten wirklich barbarischen Ansicht, daß das Volksfremde schon als solches unter allen Umständen als das Schlechtere und als ein Feindliches zu hassen und zu verachten sei.

Sehr hübsch ist die Ableitung des Wortes basileus von baino und laos. Der König wäre also der Mann, der das Volk gehn macht, in Marsch setzt.

Wie kriegerisch die alten Zeiten gewesen sein müssen, beweisen nach Jones die Ausdrücke für Frieden in den arischen Sprachen, die sämtlich, wie pax von pangere, nur einen auf Vertrag beruhenden Zustand, also einen Ausnahmezustand bezeichnen, eine Unterbrechung des Krieges, der als der Normalzustand gilt. In den Abschnitten über Kunst und Wissenschaft, Religion und Jenseitsglauben haben wir nichts neues gefunden. Nur eines wollen wir anmerken. Pastor bestreitet sehr lebhaft die hergebrachte Ansicht, daß unsre Schrift aus der ägyptischen Bilderschrift entstanden und den Griechen durch die Phönizier vermittelt worden sei; nach ihm stammt die Buchstabenschrift von den germanischen Runen. Nach Jones hat tatsächlich in Urzeiten ein europäisches Alphabet bestanden, und die Griechen haben daraus die vier Buchstaben *T*, *X*, *Φ*, *Ψ* bewahrt und dem phönizischen Alphabet angefügt, als sie dieses übernahmen. Keine Verwandtschaft mit dem phönizischen Alphabet zeigen auch die im Palast von Knossos auf Kreta aufgedeckten Schriftzeichen.



Was bedeuten uns Bachs Kirchenkantaten?

Zu den erfreulichsten Dingen, die wir Heutigen erleben können, gehört die gegenwärtige Bachbewegung. Immer mehr kommt es der Nation und der Menschheit zum Bewußtsein, was für ein bewundernswerter geistiger Schatz die Kompositionen Bachs sind. Immer weitern Kreisen erschließt sich der Segen ihrer Schönheit. Nicht mehr bloß, wie einst, der Virtuos, der Fugenmeister, der gelehrte Tonsetzer — nein, der Wundermann im reichsten Sinne des Worts übt jetzt seinen Einfluß, und ähnlich wie bei Dürer ist es die ganze Größe einer hehren Persönlichkeit, die uns nunmehr so anzieht bei dem Thomaskantor, den frühere Geschlechter bei allem Respekt doch ziemlich philisterhaft beurteilten. Und da Bach ein Sohn der Kirche ist, so führt der religiöse Drang der Gegenwart ohne weiteres dazu, in Bach ein auserwähltes Rüstzeug für den Kampf zwischen Glauben und Unglauben zu schätzen. Bekanntlich nimmt dieser Kampf immer neue Formen an. Bach — so hat man wiederholt gesagt — ist ein Missionar. Gewiß, wir haben die feste Überzeugung davon. Bach, der so durchaus Musiker ist, geht in seinen Wirkungen doch auch über das bloße Musizieren hinaus. Er ist, wie nur irgendein Held oder Heiliger, ein Sendbote und Wegbereiter Gottes. Ein Weckrufer, der den Sinn für das Göttliche fördert, von Jahrhundert zu Jahrhundert. Es fragt sich nun, wie wir seinen Ruf aufnehmen. Wir müssen — soviel ist wohl klar — Bachs religiöse Gedankenwelt „kennen und bejahen“. Wir dürfen Bachs Kirchenmusik nicht „voraussetzungslos“, „rein ästhetisch“ genießen wollen, sondern müssen nach einem richtigen religiösen Rahmen dafür suchen. Wie geschieht das aber?

Bisher hat man sich damit begnügt, Bachsche Kantaten gelegentlich in die gerade herrschende Form des evangelischen Gottesdienstes wieder einzufügen. Diese Wiedereinfügung ist das erste, was getan werden muß, sobald man überhaupt über ein bloßes Konzert — und sei es auch ein Kirchenkonzert — hinauskommen will. Aber schon hier zeigt es sich, wie sehr wir noch in den Anfängen stecken. Es ist ja sehr schön, was in einzelnen Städten für die Bachische Musik als einen Teil des kirchlichen Gottesdienstes geschieht. Es ist zum Beispiel auch rühmend anzuerkennen, daß an zwei Leipziger Kirchen, wo einst der Meister selbst gewirkt hat, — zu St. Thomä und zu St. Nikolai — im sonntäglichen Gottesdienste Kantaten von Bach besonders häufig und besonders gut aufgeführt werden. Und wer sich des Festgottesdienstes erinnert, der beim zweiten deutschen Bachfeste, mit Nachahmung der Liturgie vom Jahre 1735, gefeiert wurde, wird mit der großen Erinnerung zugleich auch eine große Hoffnung pflegen. Immerhin ist das alles noch recht wenig. Die Festgottesdienste mit Bachischer Musik könnten kleiner und kürzer sein, müßten aber viel häufiger stattfinden, und zwar nicht bloß in Leipzig oder Heidelberg, sondern an allen Sammelpunkten höherer Kultur. Solche weihevollen Veranstaltungen müßten übrigens auch anfangen einen freiern Charakter zu tragen. Bach in der hergebrachten evangelischen Gottesdienstordnung — das bedeutet heutzutage noch mehr als vordem eine gewisse Engigkeit. Bach ist freilich zunächst ein evangelischer Christ, wie Palestrina ein römischer, aber nicht diese konfessionelle Seite, sondern vielmehr die überkonfessionelle gilt es allmählich hervorzuheben.

Wir müßten Bachgemeinden haben, die sich der Kantaten in regelmäßig wiederkehrenden gottesdienstlichen Akten so annähmen, daß das musikalisch-religiöse Werk die Hauptsache bleibt, und der sonstige Kultus nur zur Hebung dieses Werkes dient. Vergegenwärtigen wir uns etwa eine Abendfeier in einem mäßig großen christlichen Gotteshause. Ein paar Takte Orgelvorspiel — ein Lied ohne Begleitung, etwa von Eccard oder von Johann Wolfgang Franck oder von Sebastian Bach selbst (aus dem Schemellischen Gesangbuch) — eine kurze Ansprache des Geistlichen, die im Anschluß an die Heilige Schrift den religiösen Sinn der zur Aufführung gelangenden Kantate zeitgemäß beleuchtet — endlich, als Haupt- und Schlußstück, die Kantate selbst, in möglichst vollkommner Ausführung. Großartiger brauchte die Feier nicht zu sein. Aber welche Fülle von reiner Kunst und echter Frömmigkeit ließe sich dabei pflegen! Man wolle das nicht für müßige Utopie halten. Man frage vorläufig nicht, wer die Millionen zur Verwirklichung dieser Wünsche aufbringen solle. Auch Bayreuth war einst bloß Phantasie, Traum, Sehnsucht. Wir brauchen aber wahrlich mehr als ein Bayreuth. Wir brauchen auch Musik ohne Theater. Schon haben wir ja vereinzelt die herrlichsten Aufführungen von Oratorien. Händels „Messias“ zum Beispiel in einem Riedelschen Konzert zu hören — das ist jetzt wirklich etwas Echtes. Mit der Hohen Messe und den Passionen Bachs steht es ebenfalls nicht schlecht. Groß ist dabei heutzutage das Verdienst des Philharmonischen Chors in Berlin. Aber den eigentlichen Kantaten gegenüber stehn wir noch in den Anfängen. Denn für diese Werke genügt eben nicht

eine technisch befriedigende, vielleicht gar nur leidlich befriedigende Konzertaufführung.

Wie aber Bayreuth nicht gut möglich ist ohne Stilbildungsschule, so bedarf auch die künftige Bachfeier eine besondre Schule, in der Bachischer Stil gelernt wird. Wer Bach nicht genauer kennt, fragt wohl verwundert, warum solche Umstände gemacht werden sollen. Es heißt, man habe sich doch schon soviel mit dem Studium, der Bearbeitung, der Aufführung solcher Kompositionen beschäftigt. Die Musiker müßten doch nachgerade mit Bach vertraut genug sein. Der Leipziger insbesondre, den die Leistungen seiner Thomasalumnen mit Recht so erfreuen, glaubt gewöhnlich, diese prächtige Schar müsse die Sache doch ebensogut oder vielmehr noch besser fertig bringen als zu Bachs Zeiten, wo ja das Material, das dem Meister zur Verfügung gewesen sei, soviel zu wünschen übrig gelassen habe. Dabei beachtet man aber nicht recht, unter welchen Verhältnissen Bach lebte und schuf. Wir sind wohl in einigen Stücken im Vorteil gegen jene Zeit, in andern aber wiederum nicht. Namentlich fehlt es an der Gesangeskunst. Unsre Chorvereine in Ehren — aber ein Bach rechnet eben gar nicht mit Chören im heutigen Sinne. Bei ihm ist alles Wesentliche sozusagen Einzelleistung. Auch seine Choristen (er unterschied da zwar „Konzertisten" und „Ripienisten") hatten sich als Einzelsänger zu fühlen. Die Meister jener Zeiten pflegten überhaupt nicht für eine Massenbesetzung, wie sie die Gegenwart liebt, zu schreiben. Sie hatten Chöre von acht oder sechzehn, höchstens vierundzwanzig Sängern zur Verfügung. Davon stellte dann aber jeder einzelne seinen Mann. Man schaffe erst einmal wieder einen solchen Chor, bestehend etwa aus sechs Sängern und sechs Sängerinnen, und lasse diese Künstler mit dem Gesangswesen des siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts völlig vertraut werden. Besondre Solisten für die Rezitative und Arien sind dann unnötig; der erste in jeder Stimme übernimmt eben die betreffenden Soli. Wohl aber ist es nötig, auf das Zusammengehn der „Vokalisten" mit den „Instrumentisten" besondre Sorgfalt zu wenden.

Seine vier „Konzertisten", d. h. Hauptsänger, für die Kantate zu beschaffen, wird dem Meister Bach wohl nie sehr schwer gefallen sein. Not machte ihm aber der Instrumentalkörper. Denn dafür fehlte es in jener Zeit, wenigstens in den Leipziger Kirchen, an Kräften. Umgekehrt ist es heutzutage. Zwölf bis zwanzig Geiger und Holzbläser, die der Aufgabe gewachsen sind, finden sich verhältnismäßig schnell. (Trompeter allerdings auch nicht.) Wieviel Sänger gibt es aber, die, wie z. B. Messchaert, Bach singen können und wollen? Hier ist der Punkt, wo die zu erhoffende Bachschule einzusetzen hätte. Keine neuen Chorvereine, sondern möglichst viel Konzertsänger, die vorzugsweise Bach singen — das ist die Aufgabe. Ein einziges Beispiel möge zeigen, wie es jetzt ist, aber nicht sein sollte. Wenn am Himmelfahrtstage in einer der Leipziger Hauptkirchen inmitten des Gottesdienstes das „Lobet Gott in seinen Reichen" erklingt, so ist die Art, wie da gesungen und gespielt wird, erfreulich und erhebend, und der Besucher wird dafür zunächst nur dankbar sein dürfen. Aber wie unvollständig wird ihm das Werk geboten! Er bekommt, außer dem großen Chorsatz „Lobet Gott", ein Rezitativ und einen Choral zu hören.

Kennt er also schon das Werk, vielleicht aus einem Klavierauszug, so vermißt er die kostbare Altarie „Ach bleibe doch, mein liebstes Leben“, die nicht minder kostbare Sopranarie „Jesu, deine Gnadenblicke“, die Erzählung „Und da sie ihm nachsahen“, überhaupt den reichen Aufbau des Ganzen. Es ist das ungefähr so, als wenn jemand Schillers „Wilhelm Tell“ ansehen wollte, den ersten, zweiten und fünften Aufzug vorgespielt bekäme und dann mit der Erklärung, daß das Stück zu Ende sei, entlassen würde. Oder wenn man in Bayreuth „Rheingold“ und „Götterdämmerung“ vorführen und dabei zu verstehn geben wollte: das habe nun einmal Wagner so geschaffen, das sei der berühmte „Ring der Nibelungen“.

Robert Franz hat seinerzeit, neben Händelschen Arien und Duetten, auch Arien und Duette aus den Kantaten Bachs so bearbeitet, daß zur Singstimme nur noch das Klavier, dieses allerdings in umfassender Weise, hinzutritt. Diese und ähnliche Veröffentlichungen haben hohen Wert, zumal für die einfachere Hausmusik und für alle sonstigen Fälle, wo man keine ganze Kantate vorführen kann und auf die verschiednen Orchesterinstrumente verzichten muß. Neuerdings sind bei Breitkopf und Härtel ausgewählte Sopran- und Altarien von Bach sowie entsprechende Duette „mit einem obligaten Instrument und Klavier- oder Orgelbegleitung“ erschienen. (Der Bearbeiter ist Eusebius Mandyczewski.) Das ist wieder ein Fortschritt. Bei Bach gibt es ja keine nebensächliche Begleitung, sondern die Violine, die Flöte, die Oboe, oder was es sonst gerade für ein obligates Instrument sein mag, „wetteifert“ redlich mit der Singstimme. Die Konzert- und Kirchenbesucher werden sich, wenn die erwähnten Hilfsmittel gebührend benutzt werden, an die eigentümliche Polyphonie dieser Musik gewöhnen, und damit wird ein großes Schönheitsgebiet zurückerobert sein.

Zu einer Aufführung im Geiste Bachs bedarf es nicht gerade erster Virtuosen, obwohl die Ansprüche des Meisters, namentlich im vokalen Gebiet, groß sind. Wohl aber ist ein ganz eigenartiges Studieren und Probieren notwendig. Sänger und Spieler müssen sich mit außerordentlichem Fleiß in die Aufgaben einleben. Alle Teile müssen genau ineinander greifen. Das kostet, da die Tradition solange unterbrochen gewesen ist, ungewöhnliche Opfer an Zeit und Sorgfalt. Wenn bei Bach selbst das Schreiben, Einstudieren und Aufführen eines größern Werkes meist nur geringe Zeit in Anspruch genommen hat, so darf daraus weder gefolgert werden, daß es damals flüchtig zugegangen sei, noch auch, daß eine heutige Kapelle die Sache im ersten Anlaufe bewältigen könnte.

Es gibt vortreffliche Bearbeitungen von Werken Bachs für den praktischen Gebrauch der Gegenwart. Aber auch in dieser Hinsicht bleibt noch viel zu wünschen und zu tun übrig. Daß die Meinungen über die Erneuerung des Generalbasses, über den größern oder geringern Anteil der Orgel und des Cembalos, über die stärkere oder schwächere Besetzung des Orchesters usw. auseinandergehn, ist kein Unglück. Man einige sich nur dahin, daß alles möglichst wirkungsvoll zutage trete. Nur keine dünnen und dürftigen Klänge — aus angeblicher historischer Treue! Johann Christian Kittel, einer der letzten

Schüler Bachs, erzählt einmal, wie er als Jüngling dem Meister — zu dessen Lieblingen er offenbar gehörte — am Cembalo beim Einstudieren der Kantaten helfen durfte: „Man kann wohl vermuten, daß man sich mit einer magern Generalbaßbegleitung ohnehin nicht vorwagen durfte. Dem ohnerachtet mußte man sich darauf gefaßt machen, daß sich oft Bachs Hände und Finger unter die Hände und Finger des Spielers mischten und, ohne diesen weiter zu genieren, das Akkompagnement mit Massen von Harmonien ausstaffierten, die noch mehr imponierten als die unvermutete nahe Gegenwart des strengen Lehrers." Solche gelegentliche Erinnerungen zeigen, was bei der Wiedergabe dieser Werke wesentlich ist.

Alfred Heil

Aus der Hauptstadt des Sultans

Reiseerinnerungen von H. Toepfer

Den Unterschied zwischen Reich und Arm sieht man nirgends deutlicher, als wenn man in Konstantinopel aus dem Dolma-Bagtsche-tor hinaustritt und die Große Galatastraße entlang zur Brücke fährt. Hier hat man das Äußere und das Leben und Treiben eines Hafenviertels, worin nur einige Niederlagen und eine Anzahl Kontore an die Stelle alter Hütten und Spelunken getreten sind. An die Hafenstraße schließt sich ein Gewirr kleiner, enger, schmutziger Gassen, durch das man sich mühsam drängt und stößt, und wo ein Völkermischmasch ohnegleichen den Aufenthalt ebenso unbehaglich wie ethnographisch interessant macht. Die Straßen sind mit offnen Läden für Früchte, Tabak, Manufakturen und mancherlei europäischen Schund, mit Wechselstuben, Barbierstuben, Garküchen und Bäckereien besetzt, sind winklig, dunkel, muffig, die Häuser noch vielfach mangelhaft zurechtgezimmerte, in Sturm und Drang und Not verbogne Holzbaracken, die zusammenzustürzen drohen. Unmerklich geht dieses Gewirr in den höher liegenden, nach Licht und Luft strebenden Stadtteil Pera, das Fremdenviertel, über. Wo Feuer oder Spekulation mit dem Gerümpel geräumt hat, sind neue Gebäude, in den Hauptstraßen ganze Züge von Geschäftshäusern entstanden, nicht gerade Prachtbauten, aber doch bessere, zweckmäßigere Häuser, die nur mangels vernünftiger Baupolizei nicht immer in einer Flucht stehn. So macht die Große Perastraße, die man von Galata aus zu Fuß auf der Treppenstraße Jüksek Kaldyrym oder mit der Drahtseilbahn oder zu Wagen westlich ausholend erreichen kann, keineswegs den Eindruck einer Prachtstraße, obgleich sie durch größere Gebäudekomplexe wie zum Beispiel die in Gärten zurückgezognen Paläste der russischen Botschaft und der schwedischen Gesandtschaft unterbrochen ist. Imponierend stattlich steht nicht allzuweit von der Artilleriekaserne, einem Friedhof gegenüber an der Höhe über Fundukli das einfach stilisierte Palais der deutschen Botschaft, das von seiner Terrasse aus einen ebenso schönen Überblick auf Stambul und auf das Ostgestade des Bosporus gewährt wie die Serailterrasse. Fast ebenso günstig liegt das Perapalasthotel am

Munizipalgarten mit der Front nach dem Goldnen Horn. Trotz verheerenden Feuersbrünsten ist das türkische Holzhaus auch unter den Neubauten nicht völlig verdrängt worden, weil es wohnlich und gemütlich sein soll. Wie feuergefährlich es aber ist, zeigte uns ein im Hause des derzeitigen englischen Geschäftsträgers ausgebrochner Kaminbrand, der das Haus in dreiviertel Stunden mit sämtlichen wertvollen Einrichtungsstücken in Asche legte, sodaß sich die Herrin des Hauses nur mit Mühe im Kostüm der Monna Vanna in das nahe Hotel der deutschen Botschaft retten konnte.

Einige bessere Häuser haben Höfe und auch kleine Gärten hinter dem Hause. Im allgemeinen sind doch die Straßen und die Impassés so eng und zahlreich aneinander, daß kein Hofraum bleibt, und bei der knappen Straßenbreite jede Feuersbrunst bei bewegter Luft verheerend wirken muß. Nur die massiven Kasernen, die übrigens in ihrer äußern Ausstattung und mangelnden Fensterverkleidung alles, was anderwärts in Kasernenstil geleistet ist, an Scheußlichkeit noch hinter sich lassen, können sich über Raummangel in ihrer Nähe nicht beklagen.

Das Leben, das in diesen Straßen auf und ab wogt, ist überall vielgestaltig, am buntesten doch unten in Galata am Eingang zur Neuen Brücke und auf der Brücke selber, die nach Stambul führt. Hier strömt alles in dichtem Gewühl zusammen, Türken, Griechen, Armenier, Tscherkessen, Zigeuner, Serben und Bulgaren im Nationalkostüm, Beamte mit und ohne Uniform im Fes, Soldaten, Matrosen von Kriegs- und Handelsschiffen aller Nationen, dazwischen glattgeschorne Perser, arabische Rassegesichter, bunt beturbante Inder, jüdische und andre Hausierer, Obstverkäufer und unter schwerer Last vornüber gebeugte Hamals, meist kräftige Kurden, die allerhand Lasttieren Konkurrenz machen. All dieses Volk vereinigt sich vom Hafen und von Pera her oder aus Stambul zu Fuß, zu Esel oder zu Pferde oder aus den schmutzigen vorsintflutlichen Pferdebahnwagen, die jederseits nur zwei Linien befahren, in schlechten und in guten Droschken und in den eleganten Coupés einander überholend. Durch dieses nach und von Stambul strebende Gewühl windet sich der Tourist, tut gut, auf seine Taschen zu achten und nicht ergründen zu wollen, was hinter den mehr oder weniger dichten Schleiern der meist unschönen, dicken Frauengestalten in europäischen Mänteln und ebensolchem Schuhzeug verborgen ist. Industrieritter und Bettler, diese vielfach scheußlich verkrüppelt, drängen sich heran und sind durch barsche Abfertigung kaum abzuschütteln.

In diesem Strom gelangt man nach Erlegung des Brückengeldes auf die Brücke. Eine Anzahl Polizisten führt die säumigen Zahler zur Kasse. Die „Neue Galatabrücke" heißt sie; neu war sie vielleicht einmal, gut und schön niemals. Ursprünglich eine Pontonbrücke ist sie in eine Holz- und Eisenkonstruktion umgewandelt worden, die bei uns als betriebsgefährlich wahrscheinlich niemals freigegeben worden und sicher längst zusammengebrochen wäre. Hier hilft Allah. Und wenn wirklich einmal unter der Ansammlung einer schaulustigen Menge ein Teilchen einbricht und eine Anzahl Menschen ertrinkt, so hats Allah gewollt. Seufzend greift der Pächter des Brückenzolls nur ganz wenig tief in die Tasche, läßt ausflicken, was unbedingt geboten ist, und der

Verkehr rollt weiter. Der Wagenverkehr rast über die lose liegenden Bohlen des Belags, der ganze Bau schwankt und hat in der Brückenbahn allmählich die Form einer Wellenlinie angenommen; aber an dieser bewährten Konstruktion wird nichts geändert, obwohl eine einzige Jahreseinnahme, wenn sie in die rechten Hände gelangte, für eine neue Brücke (420 Meter lang) ausreichen würde. Die Brücke dient außer dem Verkehr nach Stambul mit einigen angeflickten Nebenbauten ebenso soliden Aussehens auch als Anlegestelle für eine Anzahl der den Lokalverkehr bewältigender Dampferlinien und als Verkaufsreihe für Lebensmittel, Obst und noch einiges. Nicht zum wenigsten geben diese Nebenanlagen der Brücke ihr eigentümliches Gepräge; wir waren gar nicht böse, als sich der Dragoman in der Abfahrtszeit des Skutaridampfers geirrt hatte, und wir uns zu einer unfreiwilligen Wartezeit verurteilt sahen. Was wir in der halben Stunde von seitwärts her an der Brücke und besonders an dem Nachts geöffneten Durchlaß beobachten konnten, steht wirklich in stärkstem Widerspruch zu jeder Festigkeitslehre und den gebotnen sicherheitspolizeilichen Vorschriften.

Bietet Galata und diese Brücke das Bild hastig vorwärtstreibenden, stark pulsierenden Lebens, so ist das asiatische Skutari die Stätte orientalisch beschaulichen Lebens mit dem Leitsatz: Komme ich heute nicht, komme ich morgen. Fast machten wir uns ihn zu eigen, als wir durch die engen Straßen und den großen Friedhof mit den dunkeln Zypressen schlenderten. Dieser uralte Friedhof, das Ziel der Sehnsucht frommer Moslems, die der Herrschaft in Europa keine ewige Dauer zutrauen, hats manchem angetan. Schön ist er aber doch nicht in seinem ungepflegten Zustande, in dem Wirrsal auf- und nebeneinander gepackter Grabsteine, an denen man aus sinnigen Emblemen Geschlecht und Kinderzahl des hier ruhenden Gläubigen erkennen kann. Wie ganz anders wirkt der helle, freundliche, parkartige englische Kirchhof am Marmarameer neben dem Militärhospital, der rühmenswerten Schöpfung eines Landsmanns, und nicht weit von der Selimkaserne! Tod und Leben ist auch hier nahe beieinander. Unter dem Friedhof ziehn die Hafengeleise des Bahnhofs Haider-Pascha der Anatolischen Bahn, deren schmucke Anlagen und Hafeneinrichtungen mit dem kräftigen Wellenbrecher der Baugesellschaft alle Ehre machen.

Stambul, das alte Byzanz, das offizielle Konstantinopel beansprucht natürlich das meiste Interesse des Besuchers. Hier ist Geschichte, hier Orient, hier der Schwerpunkt eines morschen Staatsgebildes, das sich ebensowenig dem Zuge der Zeit völlig entziehn, wie sich die Stadt Stambul der Wellenbewegung internationalen Lebens erwehren kann, die von Pera-Galata über die Brücke herüberflutet. Es muß dem stolzen Moslem sicher hart ankommen, gar nicht so weit von dem Henkertor des Serails, wo früher die Gesandten europäischer Herrscher entwürdigend behandelt wurden, das Gebäude des Finanzministeriums, der Seele moderner Staatswirtschaft, zu sehen. Und was er sich wohl denkt bei der Betrachtung des Geschenks Kaiser Wilhelms, des Monumentalbrunnens, der sich den historischen Denkmälern des Atmeidan, des alten Hippodroms, zugesellt hat und dem frommen und reinlichen Brauch der öftern Waschungen Rechnung trägt?

Die Profanbauten in Stambul bieten nichts merkwürdiges und verschönern das Stadtbild keineswegs. Dem Fremden sind sie inmitten des Gewirrs von Häusern, Moscheen und Minaretts nützlich als Hilfsmittel für die Orientierung, von welchem Punkt aus man auch das Städtebild auf sich einwirken läßt. Besonders bemerkbar ist das Seraskierat, das Kriegsministerium, mit seinem Turm, weithin zu erkennen, weil es auf einem der sogenannten sieben Hügel erbaut ist, deren sich Konstantinopel ebenso wie Rom erfreuen soll. Um so sehenswerter sind die Stätten des Kultes, der es fertig bekommen hat, das lebenskräftige Christentum an einem seiner Zentren niederzukämpfen. So wenig anheimelnd und erhebend allerdings das unverständliche Rezitieren von Koranversen ist, so sehr muß der fromme Sinn anerkannt werden, der die Gläubigen in großer Zahl in den Moscheen vereinigt und sie an strengem Ritus festhält. Wenn ich während und außerhalb der Gebetszeit Moscheen besucht habe, mochte ich mir immer von der ruhig ernsten Würde der Mullahs und der Gläubigen ein klein wenig imponieren lassen.

Von den hauptsächlichsten Moscheen können die Achmedmoschee, Suleimanieh und die Sophienmoschee miteinander in gewisser Beziehung wetteifern. Während diese, einst das glänzendste Werk christlich-byzantinischer Baukunst, fast vierzehn Jahrhunderte an sich hat vorüberziehn sehen und bei der Eroberung Konstantinopels durch ein entsetzliches Blutbad entweiht, schließlich zu einem Heiligtum des Islams geworden ist, sind die beiden ersten hervorragende Denkmäler türkischer Baukunst. In der Sophienmoschee, der Aja Sofia, hat der Glaubenseifer der Moslems vernichtend gewirkt; die Ausstattung ist beseitigt, kostbarer Wandschmuck übertüncht und durch vier gräßlich grüne Pappleinwandschilder mit den Namenszügen der vier ersten Kalifen, jede Harmonie störend, verunziert. Um den Gläubigen die Richtung nach Mekka zu weisen, liegen die den Fußboden bedeckenden Teppiche schräg zu den Wänden. Was sonst von türkischer Seite als Schmuck angebracht ist, beschränkt sich auf die goldvergitterte Sultansloge, die Kanzel und die von der Decke herabhängenden Kronleuchter, die bei festlicher Beleuchtung die Kirche in wunderbarem Licht erstrahlen lassen. Der Beschauer wird doch vor allem gefesselt durch die ans übernatürliche grenzende Gestaltung des Bauwerks, den verschlungnen Kuppelbau, der leider durch Erdbeben eine gefährliche Einbeulung erhalten hat, durch mehrere Senkungen von Gebäudeteilen bedroht scheint und schon außen durch Strebepfeiler hat abgestützt werden müssen. Die nach dem Jahre 1600 erbaute Achmedmoschee sollte mit ihren sechs Minaretts nach dem Befehl des Bauherrn die nahe Aja Sofia in ihrer Gesamtwirkung äußerlich erreichen und gab deshalb Veranlassung, der Kaabamoschee in Mekka ein siebentes Minarett anzuflicken, damit ihr auch äußerlich ein Vorrang gewahrt bleibe. Auch sie ist ein hehres Bauwerk, das nur in den die äußern Halbkuppeln abstützenden, den innern Kuppelring tragenden Säulen zu massig und in der Ausstattung etwas kahl erscheint, aber in der Einheitlichkeit der reichen blauweißen Fayencebekleidung im Innern vorzüglich wirkt. Die etwas ältere Suleimanieh gilt als die schönste Moschee in der innern Ausstattung. Das hat sie außerdem voraus, daß sie auf breiter Plattform auf einem Hügelrücken, das östliche Stambul beherrschend, steht und in dieser Lage, weithin sichtbar, auch herrliche Rundblicke

auf die Häusermassen und die Gewässer eröffnet. Prächtig ist der von Arkaden umschlossene Vorhof der Achmedmoschee, in den man ungeniert eintreten kann. Das Moscheeninnere ist überall zugänglich; in der Aja Sofia allerdings nur durch einen finstern Gang, das Schweinetor. Geld kostet es auf alle Fälle. Doch regelt der Dragoman diese Angelegenheit fast lautlos und schnell in einer beide Teile befriedigenden Weise. Entweder zieht man bereitstehende Überschuhe an oder die eignen Überschuhe oder Stiefel aus, denn der reinliche Moslem, der mit der Stirn den Boden berührt, will den unreinen Straßenstaub vermeiden, was man ihm nicht verdenken kann. In der Aja Sofia laden Wasserbecken mit laufenden Brunnen die ärmern Gläubigen ein, ihre Füße vom Straßenschmutz zu befreien, bevor sie vor Allah treten. Auch darüber enthält der Koran, dieses wunderbare Buch religiöser Vorschriften, tiefer Wahrheiten und praktischer, die Gesundheit schützender Lebensregeln, Bestimmung. Wunderlich ist die Sitte oder vielmehr die Unsitte, die Vorhöfe andrer Moscheen als Verkaufshallen zu benutzen. Wenn man die greuliche Wirtschaft sieht, die sich zum Beispiel in den Marmorarkaden der Bajasidmoschee, in der zudem noch eine Unmasse Tauben gehalten werden, entwickelt hat, begreift man die Energie, mit der Jesus die Händler aus dem Tempel wies.

Kult und Handel wohnen im Orient immer zusammen. Für uns Reisende ergibt sich daraus die Annehmlichkeit, in erfreulicher, erfrischender Weise im Beschauen abzuwechseln. An der Galatabrücke beginnt der Fischmarkt, auf dem einem allerdings übel und weh werden kann. Auch die Fleischer- und die Backwarenkramläden, in denen es kocht und brodelt, während unmittelbar daneben auf offner Straße irgendein Schmutzfink rasiert oder geschoren wird, empören unsre empfindlichen Nerven, sodaß wir im Fruchtbasar uns veranlaßt sehen, mit allerhand Früchten, an denen nichts verdorben werden kann, den Sturm im Innern zu beschwören. Die herrlichen Apfelsinen, Mandarinen, Mandeln, afrikanische Erdnüsse und andre schöne Sachen, mit denen wir uns die Taschen vollstopfen, sind dazu geeignet. Der beleidigte Geruchssinn beruhigt sich auf dem ägyptischen Basar, dem größten Parfümerie- und Droguenhandelsplatz der Welt. Unsre Aufmerksamkeit fesseln die verschiednen Hané, Höfe mit großen Warenlagern und Kontoren, darunter der Valide-Han, bis wir zu einem der neun Eingänge des Großen Basars hinaufgelangt sind. Dieser mächtige labyrinthartige Gebäudekomplex beherbergt in seinen vielen Hauptstraßen und Nebengängen im allgemeinen je ein Gewerbe, je einen Industriezweig, sodaß man den Vorteil der Konkurrenz zwar bequem wahrnehmen kann, aber auch die Schwierigkeit der Auswahl hat. Alle Nationalitäten sind vertreten, vornehmlich aber der Armenier. Von diesen und den Juden hin und her komplimentiert, hat man alle Aussicht, ohne sachkundige Führung eines ehrlichen Dragomans gründlich betrogen zu werden. Auch der Bonhommie des vielempfohlnen alten ehrlichen Abdullah zu trauen kann ich nicht bedingungslos raten; er hat Apothekerpreise. Aber man kann unter guter Führung sehr gut und billig einkaufen, was bei uns hoch bewertet wird: Teppiche, Seidenwaren, Silber- und Goldstickereien, Schals, Jäckchen, bei denen man sich wundert, wie allein die Herstellung des Rohstoffs zu dem schließlich festgesetzten Preise möglich

ist. Man muß jedoch handeln, fest bleiben und sich nicht bestechen lassen und kann sein erstes Angebot mit der Hälfte oder einem Drittel des geforderten Preises machen. Kann der Verkäufer dazu wirklich nicht liefern, wird er den Käufer nicht weiter beachten, andernfalls kommt er entgegen. Andre Händler sind jedoch von diesen Geschäftspraktiken abgekommen und geben nach ehrlicher Aussprache feste Preise an. Ob man aber kauft oder nicht, das Leben und Treiben ist gleich interessant. Im Großen Besestan, einem sternartig angeordneten großen Gebäude mit fünfzehn Kuppeln und überwölbten Gängen, in denen sich vornehmlich der Waffenbasar, die Juweliere, die Buchhändler u. a. m. etabliert haben, liegt sozusagen die Quintessenz des Basars. In seinen schummerigen Hallengängen kann man sich stundenlang im Schauen verlieren und hat dort zudem die Möglichkeit, in einer Filiale des Tokatlian, des größten Restaurants von Pera, die verbrauchten Kräfte zu ersetzen.

Der sonstige Mangel an Restaurationen ist eine üble Einrichtung in ganz Konstantinopel. Man ist auf Pera und hier auf Tokatlian und Janni, beides ganz vorzügliche Lokale, und einige wenige andre sowie die teuern Hotelrestaurants angewiesen und wird in ihnen bedient. Eigentümlich örtliches Leben und Treiben ist jedoch nicht zu beobachten. Die Masse der Festräger, die ihre Mahlzeiten in diesen Restaurants einnehmen, sind größtenteils Christen in türkischen Diensten, neben denen allerdings die an der Abstinenz und dem gegenseitigen Gruß erkennbaren Türken nicht ganz fehlen. Es macht sich, durch die im Auslande gebildeten Türken angebahnt, eine Wandlung bemerkbar. Während sie früher von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang zu eignem Schaden in den Harem gehörten und geistiger Arbeit entzogen wurden, nötigt die Gegenwart zu andrer Zeiteinteilung und zu vermehrter geistiger Tätigkeit. Und wie sie das Sitzen mit gekreuzten Beinen als unbequem zu empfinden gelernt haben, so geht ihnen auch die stoisch ruhige Interesselosigkeit für die Erscheinungen des Lebens verloren. Sie nähern sich fränkischen Begriffen im Äußern, im Auftreten, in der Auffassung über die Aufgaben des Lebens. Sie treten aus dem engen Horizont des Familienlebens immer weiter heraus, und viele haben sich zur Monogamie bekehrt, die in jeder Beziehung geringere Ansprüche macht. Nur der Mittelstand hält am althergebrachten fest. Für ihn genügen die beschaulichen Stunden im türkischen Kaffeehause mit der Nargileh und dem Mokka und der Meinungsaustausch im Basar, der nicht allein Markt ist. Übrigens sind die Kaffeehäuser, wenn man nicht gerade occidentalen Luxus sucht, ganz angenehme Plätze zu gelegentlicher Erholung, und der in ihnen gereichte Kaffee ist trotz seiner eigentümlichen Zubereitung ein so wohlschmeckendes Getränk, daß wir uns mit ihm vertraut gemacht und ihn auf unsrer weitern Fahrt immer genossen, später selber bereitet haben. Man sagt, daß das mehrmalige Aufkochen mit Zucker der pulverisierten Bohne, die in ganz gehöriger Menge dazu verwandt wird, die schädlichen Wirkungen auf das Herz nimmt. Tatsächlich verkürzt der türkische Kaffee das Leben nicht, und es geht jedem Europäer wie uns: er weist nirgends den zu jeder Zeit gereichten Mokka zurück und befreundet sich mit ihm ebenso wie mit dem in Rußland ständig angebotnen Tee.

Noch wagt sich das weibliche Emanzipationsgelüst nicht in die öffentlichen Lokale; aber die Frauen des Mittelstandes sind auf der Straße eine häufige Erscheinung, manche in zwar einfacher aber durchaus geschmackvoller Toilette; die Schleier haben von ihrer Undurchsichtigkeit verloren und werden hinter den Fenstern der eleganten Coupés der Vornehmern oft zurückgeschlagen, sodaß man gelegentlich einen neugierigen Blick aus hübschem Antlitz erhascht. An den „süßen Wassern von Europa“ am obern Ende des Goldnen Horns zeigen sich vornehme türkische Damen an schönen Nachmittagen fast entschleiert, aber diesen Genuß gönnte uns die Jahreszeit nicht. Da die weiblichen Wesen mit Sonnenuntergang überhaupt im Heiligtum des Hauses verschwinden, herrscht in der Öffentlichkeit die Einseitigkeit des männlichen Geschlechts vor. Unwillkürlich prägt sich deshalb dem abendlichen Konstantinopel ein Zug nüchterner Langweiligkeit auf, wenn man auch die weiblichen Straßenerscheinungen späterer Stunden, wie man sie in europäischen Großstädten trifft, gern vermissen wird. Da vor dem Besuch der weniger hochstehenden Vergnügungslokale mit den dortigen „unzweifelhaften“ Personen nicht genug gewarnt werden kann, ist man in Ermanglung von Theatern in Verlegenheit, wie man den Abend sachgemäß verbringen soll, ganz besonders zu früher Reisezeit. Man wird darum dankbar empfinden und es zu würdigen wissen, wenn sich wie uns ein gastfreies Haus öffnet, einen Einblick in die Vorteile und Unbequemlichkeiten einer deutschen Haushaltsführung in Konstantinopel erlaubt, und wenn der Hausherr die gewonnenen Eindrücke von Land und Leuten durch Mitteilungen aus dem Schatze seiner Erfahrungen vertieft.

Wie mancherlei Reibungen hemmen doch den ruhigen Gang der Staatsmaschine! Vor allen Dingen fehlts bekanntlich am Öl, d. h. den nötigen Mitteln, die allein aus einer geordneten Finanzwirtschaft fließen können. Bezeichnend für das Ungesunde der Finanzverwaltung dieses Staates ist es, daß er einer Art Hilfsministeriums bedarf, der Ottomanbank, die eine wichtigere Rolle im Staatsleben spielt als das Finanzministerium selber, und deren Beamte so von ihrer Bedeutung durchdrungen sind, daß sie recht unliebenswürdig auftreten; bezeichnend ferner ist es, daß als 1896 die Armenier, wahrscheinlich durch englische Treibereien veranlaßt, den Mut fanden, sich zu empören, sie die Ottomanbank stürmten, sich hierin festsetzten und nur durch wesentliche Zugeständnisse bewogen werden konnten, auf ihre Eroberung zu verzichten. Hinterher ist man klug geworden und hat durch Besetzung mit einer starken Wache und sorgfältige Aufsicht ähnliche kostspielige Scherze unmöglich zu machen gesucht. Die finanzielle Hilflosigkeit wird ferner durch das gänzlich verrottete Münzwesen illustriert, worin mangels genügender eigner Barmittel die Goldmünzen aller Großstaaten Verkehrsberechtigung haben und jede Zahlung zu einer schwierigen Rechenaufgabe machen, da die Umrechnungswerte ganz besonders krumme Zahlen ergeben. Dem türkischen Golde, das sich in seiner kleinsten Münze, dem Viertelpfund, übrigens sehr gut zur Verwendung in Broschen und Schlipsnadeln eignet, kann man jedoch ganz besonders Vollwertigkeit nachrühmen. Die Führung gemeinsamer Kasse hob uns meist über die Unbequemlichkeiten der Münzrechnung hinweg und legte nur einem, dem Rechnungsführer, Verantwortlichkeit auf.

Wenn man sich aber zu Einkäufen verleiten ließ, war eine geistige Anstrengung unerläßlich, gelangte jedoch nur mit Hilfe des Dragomans zu befriedigender Übereinstimmung mit den Verkäufern, denn deren Französisch ist Phantasie. Für die erstaunlich billigen Preise vieler Handelsartikel auf dem Basar, die auffordern, nach Gründen dafür zu forschen, fanden wir diese zum Teil in der niedrigen Bewertung der im Harem angefertigten Arbeiten, zum Teil in der allgemeinen Bedürfnislosigkeit und der Billigkeit der Lebenshaltung der Arbeiter und der Kleinhändler, die in der Geringwertigkeit des Para, der kleinsten Münzeinheit im Betrag eines halben Pfennigs, ihre Ursache hat und zum Ausdruck gelangt. Umgekehrt ist natürlich die Steuerkraft dieses Volkes überaus gering.

Natürlich hat auch der Fremde von der Billigkeit der Lebensbedürfnisse seine Vorteile. Sogar die Fahrten in mehr oder minder guten Droschken, bei denen in den engen, oft abschüssigen Straßen und steilen Windungen auf Tod und Leben gefahren wird, kosten für gewöhnlich nur wenig Piaster, werden allerdings bei besondern Gelegenheiten zu ebenso unwahrscheinlicher Höhe gesteigert. Im allgemeinen kann Konstantinopel doch als eine der billigsten Großstädte angesehen werden.

Die städtische Wirtschaft läßt aber bei der ungelösten Frage, woher die Barmittel für die notwendigsten Ausgaben beschafft werden sollen, alles zu wünschen übrig. Straßen- und Sanitätspolizei liegen beide im argen. Für jene ist die Ordnung des Feuerlöschwesens, Wachen auf dem Galata- und dem Seraskieratturm, die Feuermeldung durch Läufer und die Beteiligung der freiwilligen Feuerwehr, einer wahren Räuberbande, mit viel Geschrei und wenig Wasser an der Bekämpfung von Feuersbrünsten ebenso bezeichnend, wie das Fehlen jeder Straßenreinigung und Kanalisation und die Duldung der berühmten Hunde diese charakterisiert. Von der Hundewirtschaft kann man sich, ohne sie gesehen zu haben, schlechterdings keinen Begriff machen. Sie beleben die nächtliche Straße und sorgen durch Vertilgung der auf die Straße geworfnen Haushaltsabfälle bei nächtlichem Schmaus nach Möglichkeit für Sanierung der Straße. Dafür erfreuen sie sich unbedingter Duldung und Schonung ihrer Tagesruhe durch Passanten und Wagenführer, wo sie auch liegen.

Das Bild von Konstantinopel wäre unvollständig, wenn man es nicht von außen betrachtete. Stambul war umschlossen von einer starken Mauer, die mit festen Schlössern an die Wasserbecken, das Marmarameer und das Goldne Horn anschlossen. Den Zugang zu Wasser durch die Meerengen verboten Kastelle, deren malerische Ruinen jetzt den Reiz der Bosporusidyllen erhöhen. Den Ruinen der Mauer wurde ein Nachmittag gewidmet. Zu verfallner Größe führt eine kurze Fahrt auf der Eisenbahn am Marmarameer entlang. Trümmerwerk mit efeuüberwucherten Türmen und unregelmäßig ausgezackten Mauern, verschlossene frühere Ausfallpforten und offne Tore, Stillstand jeder Entwicklung! Kein Leben blüht aus diesen Ruinen, denen die Zeit übrigens verhältnismäßig wenig hat anhaben können. Malerisch sind sie, und der solches liebende fleißige Pinsel Wereschtschagins hätte einen dankbaren Vorwurf in dem sonnenbeschienenen ragenden Rest ehemaliger Wehrhaftigkeit gefunden, vor dem sich Hunde und Krähen die Beute frisch gefallnen Viehes in widerlicher Gier

streitig machten. Frei und stellenweise unbebaut dehnt sich das Feld vor den Mauern, die in erbittertem Nahkampf lange, lange gehalten worden sind, deren aber der Osmane, nachdem er sie überstiegen hatte, nicht mehr bedurfte. Friedhöfe bedecken die Halden, durch ihre dunkeln Zypressen weithin erkennbar, eine mächtige Kasernenanlage liegt etwas entfernt vor dem Kanonentor. Erst vor dem Adrianopeler Tor beginnen die Vororte, als deren größter das malerisch am Goldnen Horn liegende Ejub besondre Aufmerksamkeit verdient. Hierher rollte uns vom Schloß der sieben Türme auf entsetzlich holpriger, für Wagenfedern verderblicher Landstraße eine mit zwei unermüdlichen kleinen Pferden bespannte Droschke, nachdem wir einen Versuch zu reiten hatten aufgeben müssen, da wir zu fünft die einzigen zwei kleinen Tiere nicht wohl besteigen konnten, die am Bahnhof bereit standen. Ejub beherbergt eine der heiligsten Moscheen, die zu betreten den Andersgläubigen verboten ist. Hier wird der Sultan nach seiner Thronbesteigung mit dem Schwerte Osmans, des Gründers der Dynastie, umgürtet. Hier in der Idylle des friedlichen Tales am blauen Wasser wählen sich türkische Würdenträger noch heute ihre Grabstätte und ruhen in moderner ausgestatteten Türbes, verkleinerten Grabkapellen, wie sie die Sultane für sich und ihre Lieblingsfrauen neben den Hauptmoscheen errichtet haben.

Was vergangne Geschlechter für entbehrlich hielten und verfallen ließen, eine Sicherung Konstantinopels durch Befestigungswerke, haben die Ereignisse des Jahres 1878 aufs neue erstehn lassen in der befestigten Tschataldshalinie, die mehr als fünfundzwanzig Kilometer vor Konstantinopel liegend bei Ak-burun am Schwarzen Meer beginnt und den Derkossee in die Verteidigungsfront einbeziehend bei Tschekmedshe am Marmarameer endigt. Aus einer großen Anzahl Schanzen bestehend, zu denen augenblicklich sieben neue stärkere Festungswerke hinzugefügt werden, entbehrt die Anlage doch der genügenden Stärke und nutzt die Gunst der Lage nicht gehörig aus. Genau so wenig entsprechen die Bosporusbatterien neben den alten Kastellen den Anforderungen der heutigen Zeit, obwohl der Zustand der alten Kasten auf dem Flottenbegräbnisplatz im Goldnen Horn eine aktive Verteidigung der Meerenge völlig ausschließt.

Abgesehen vom Geldmangel hindern am weitern Ausbau der Einspruch oder die Machenschaften Rußlands, das jede Neuanlage als unfreundliche Maßregel ansieht und die gestundeten Kriegsentschädigungsraten als wirksames Mittel zur Hintertreibung solcher rücksichtslos ausnutzt. Die Türkei läßt auch dies als Schickung über sich ergehn, trotzdem daß die unsichre Lage ihrer Herrschaft in Europa dringend ein Zusammenfassen aller Kräfte und Mittel fordert, trotzdem daß durch die Auflehnung der arabischen Stämme gegen den Großherrn eine die mohammedanische Welt in ihren tiefsten Tiefen erschütternde Situation geschaffen worden ist. Geht das Reich des Sultans der heiligen Stätten im Jemen verlustig, so büßt der Padischah auch seinen Nimbus als Herrscher der Gläubigen ein. Dann fragt sich, wie lange die Eifersucht der Mächte dem Osmanentum noch erlauben wird, ohne jede Daseinsberechtigung in den letzten Resten seines europäischen Besitzes weiter zu vegetieren und jeden ernstlichen Fortschritt mit der grundsätzlichen Verheißung auf „morgen, morgen oder vielleicht später, so Allah will“ unmöglich zu machen.

Erst wenn der letzte Kampf des Halbmondes in Europa hier vor Konstantinopel ausgetragen sein wird, wo auch das christlich-byzantinische Kaiserreich endgiltig erlag, erst dann wird eine in Jahrhunderten großgezogne Mißwirtschaft geordneten Verhältnissen Platz machen. Wird Rußland, nachdem es die schweren Stürme und Erschütterungen der Jetztzeit überwunden haben wird, zur Stelle sein, um seine „historische Mission in Zargrad“ aufzunehmen? Wird es Ordnung schaffen können? Nachdem ich auf unsrer weiten Fahrt die Erfolge russischer Kolonisation in Zentralasien kennen gelernt habe, stehe ich nicht an, die letzte Frage trotz allem, was jetzt dagegen zu sprechen scheint, mit Ja zu beantworten.

Der Bopparder Krieg

Eine rheinische Geschichte von Julius R. Haarhaus

(Fortsetzung)

3

Am Spätnachmittage des fünfzehnten Juni saßen Herr Emmerich von Nassau, der kurfürstliche Amtmann, und Herr Wygant von Modersbach, der Schloßhauptmann, in dem nach dem Rheine zu liegenden Hauptgemach der erzbischöflichen Burg und vertrieben sich die Langeweile beim Zabelspiel, während Wygants Bruder, Herr Daniel, und der Schloßkaplan Heseler in einer der Fensternischen standen und auf den Strom hinaussahen. Keiner der vier Männer sprach ein Wort. Über das, was ihre Gedanken beschäftigte, was sie zu fürchten und zu hoffen hatten, brauchten sie einander nichts mehr mitzuteilen, und so war es gekommen, daß ihnen der Gesprächsstoff eher ausgegangen war als die Lebensmittel, die, wenn sie auch nur noch aus einem kleinen Vorrat an Mehl und trocknen Erbsen bestanden, immerhin noch für etliche Tage ausreichten. Allerdings machte die alte Billa, des Amtmanns Magd, die in der belagerten Burg das einzige weibliche Wesen war, die Rationen täglich kleiner, aber über diesen Mißstand half den Männern das wohlbestellte Weinlager hinweg, das sie trotz der sauern Miene, die der kurfürstliche Kellner, Herr Philipp von Heimersheim, dazu machte, nicht schonten. Die Lage der Eingeschlossenen war verzweifelt genug, hauptsächlich deshalb, weil sie sich zur gänzlichen Untätigkeit verdammt sahen. Es wäre ihnen nicht schwer gewesen, zu geeigneter Zeit einen Ausfall zu machen und ihre Belagerer zu überrumpeln oder mit Hilfe eines der Nachen, die in großer Anzahl unterhalb der Burg angekettet lagen, das Weite zu suchen, aber dann wäre die Burg in die Hände der Städtischen gefallen, und der Kurfürst hätte den letzten Stützpunkt verloren, über den er in der unbotmäßigen Stadt noch verfügte. Es blieb ihnen also nichts andres übrig, als auszuharren, bis sie durch ihren Herrn, von dessen bevorstehendem Anmarsch sie durch einen in die Burg geschossenen Brief Kunde erhalten hatten, entsetzt werden würden. In der kommenden Nacht sollte Simon von Bacharach, ein Schutzjude des Kurfürsten, noch einmal den Versuch machen, Vieh zu länden, aber da solche Versuche bisher immer mißglückt waren, sah man dem großen Ereignis ohne sonderliche Hoffnung auf Erfolg entgegen. Dieselbe schwüle Stille, die draußen in der Natur herrschte, lag auch in den dumpfigen Räumen der Burg und über den Gemütern ihrer Bewohner.

Nur ein einziger hatte seine Lebensfreude noch nicht eingebüßt, obwohl gerade er am meisten über Langeweile hätte klagen können: Nickel Langhenne, der Pferdejunge des Amtmanns. Das Roß, dem seine Sorge gewidmet gewesen war, hatte die Irrung zwischen Kurtrier und Boppard als das erste Opfer der bösen Zeitläufte mit dem Leben bezahlen müssen und war von der alten Villa zu Sauerbraten und Pökelfleisch verarbeitet worden, und so war der hinterlassene Nickel jetzt ein Pferdejunge in partibus infidelium, dem seine Sinekure trotz der magern Kost gar nicht übel behagte.

Dieser Nickel kam jetzt mit gewaltigem Gepolter in das Gemach gestürmt und warf unbekümmert um die spielenden Herren ein halbes Dutzend schwarzer Vögel auf den Tisch.

Da habt ihr ein Sonntagsgericht, ihr Herren! rief er, sechs junge Dohlen! Sind feiner als Tauben oder Feldhühnlein!

Wo hast du die erwischt, Junge? fragte der Amtmann verwundert.

Im Turm unter dem Dach, Herr. Stand unten im Hof und machte ein Schwätzlein mit dem Dores und dem Merten, da sah ich, wie mit einmal die ganze Luft ob der Burg voll Dohlen war. Die kreisten eine Weile um den Turm, nicht anders denn die Raben um den Galgen, und dann schlüpfte eine durch die Luke auf den Söller, und dann noch eine, und dann immer noch eine. Da sagt ich gleich zu dem Dores und dem Merten: Seht, ihr Leut, da fliegen die Sonntagsbraten, schad, daß sie nit schon gerupft und gebraten sind, dann brauchtet ihr nur das Maul aufzusperren! Und dann bin ich wie der Wind die Stiegen hinauf und auf den Turmboden, da waren der Dohlen an die zwanzig Stück. Als die mich gewahr wurden, machten sie sich wieder davon, aber ich rannte flugs an die Luke und steckte meine Jacke hinein, also daß die, so noch drinnen waren, nit wieder weg konnten. Die hab ich dann gehascht und ihnen den Hals umgedreht, und da sind sie. Will gleich noch einmal hinauf und mich neben dem Eulenloch an die Wand hocken, denn die andern kommen gewißlich wieder. Wir brauchen noch elf Stück; sind siebzehn Mäuler, die satt werden wollen!

Und ohne eine Antwort abzuwarten, rannte der Bube wieder davon.

Der Amtmann ergriff einen der Vögel und wog ihn nachdenklich in der Hand.

Was mag das zu bedeuten haben? sagte er endlich. Die schwarzen Vögel sind doch sonst um diese Zeit draußen auf den Wiesen und im Lohschlag.

Das bedeutet, daß Krieg wird und arges Blutvergießen, meinte Herr Wygant. Die Tierlein wittern im voraus den Leichenruch.

Nein, ihr Herren, bemerkte der Kaplan, das bedeutet, daß wir heut noch ein böses Wetter bekommen mit Donner und Schloßen. Das wissen die Tierlein, die darin klüger sind als wir Menschen, zuvor, und deshalb salvieren sie sich bei guter Zeit.

Könnt recht haben, Pfäfflein, sagte Herr Daniel von Modersbach, mir hats schon den ganzen Tag in den Knochen gelegen.

Die vier Männer begaben sich in ein nach der Wetterseite zu liegendes Gemach und schauten hinaus. Über den Berghängen lag eine bleigraue Wolkenbank, und die von einer Dunstschicht halb verhüllte blutrote Sonne, die gerade im Begriff war, sich hinter der dunkeln Wand zu verstecken, entsandte ihre kraftlosen Strahlen in einzelnen Bündeln.

Es steht über der Mosel, bemerkte Herr Wygant, wer weiß, ob es über das Gebirge kann. Aber wenn es kommt, dann kriegen wirs gehörig.

Ist Hagel dabei, dort der gelbe Saum, der deutets an, erklärte der Kaplan, der die Muße, die ihm sein Amt ließ, mit Vorliebe zu Wetterbeobachtungen benutzte, und der deshalb in diesen Dingen als ein zuverlässiger Prophet galt.

Auch diesesmal traf seine Vorhersagung ein. Ehe das dünnstimmige Glöcklein der Burgkapelle, das einzige, das man seit der Interdiktverhängung in ganz Boppard

vernahm, zum Ave rief, hatte sich der Himmel verfinstert. Über der ganzen Natur lag eine unheimliche Stille; die Schwalben, die sonst an den langen Sommerabenden bis zum Eintritt der völligen Dunkelheit mit schrillem Schrei um die Türme schwirrten oder, wenn Regen bevorstand, dicht über dem schwarzen Spiegel des Burggrabens dahinschossen, waren verschwunden, der Lärm auf den Gassen war verstummt, und sogar der Rhein, dessen Wellen sonst unter dem Leinpfade in unablässigem Geplätscher an den Ufersteinen emporhüpften, schien in einen Strom von flüssigem Blei verwandelt zu sein.

Hin und wieder flammte am südwestlichen Himmel, wo sich die Wolken jetzt in schwarzen Ballen übereinander türmten, ein Wetterleuchten auf, das sich in den fernen Luftschichten jenseits des Rheins bis über den Kamper Wald hin gleich einem zitternden Feuerschein fortsetzte und die weißen Wingertshäuschen auf der Höhe für kurze Augenblicke von dem dunkeln Hintergrunde abhob. Bald darauf begann auch der Donner zu rollen, erst in weiter Ferne, dann immer näher und verstärkt durch das Echo, das er in den tiefen Schluchten des Gebirges weckte.

Die Belagerten gingen von Gemach zu Gemach und beobachteten das Schauspiel, das ihnen der Himmel bot, mit einem aus Neugier, Andacht und Furcht gemischten Gefühl. Das nahende Unwetter war ihnen als eine Abwechslung in ihrem alltäglichen Einerlei eigentlich nicht unwillkommen, aber die Furcht, was unter den obwaltenden Umständen aus ihnen werden würde, wenn ein zündender Blitz in die Burg schlüge, ließ bei den meisten von ihnen keine reine Freude aufkommen.

Herr Wygant und der Kaplan standen gerade in einer dem Zollhause zugewandten Fensternische und sahen zu, wie einer der Stadtknechte nach dem andern aus der Wachtstube trat und den Himmel mit prüfendem Auge betrachtete. Da fuhr ein Blitz nieder, der alles ringsumher taghell erleuchtete. Ehe noch der Donner, der die alten Mauern der Burg bis in die Fundamente erschütterte, folgte, war der Feind im Zollhause verschwunden. Aber auch der Kaplan, den Herr Wygant doch noch eben an seiner Seite gesehen hatte, war plötzlich unsichtbar geworden. Der Wackre war in die Burgkapelle geeilt, hatte die am Lichtmeßtage geweihte Wetterkerze an der Altarlampe entzündet und kehrte jetzt mit diesem Schutzmittel gegen die Launen des zürnenden Himmels beruhigt zurück. Zugleich mit ihm fand sich die alte Billa in dem Gemach ein, setzte sich so nahe wie möglich zu der Kerze und betete den Rosenkranz. Sie durfte sich freilich des angenehmen Gefühls der Sicherheit nicht lange erfreuen, denn der Junker jagte sie mit ein paar derben Späßen in die Küche und blies zum Entsetzen des Priesters die Kerze aus.

Wollen Gott und den lieben Heiligen nicht ins Handwerk pfuschen, sagte er, denn sie haben das Unwetter doch für niemand anders zugerichtet denn für uns.

Wie meint Ihr das, Junker Wygant? fragte der Kaplan mit unsichrer Stimme.

Ihr wißt wohl nicht mehr, daß der Jude diese Nacht die Ochsen bringt? Glaubt Ihr, daß die Städtischen bei solchem Wetter auf dem Posten sein werden?

Da könnt Ihr Recht haben, Junker. Wenn das Wetter nur anhält! Aber bevor der Jude kommt, kann uns allesamt der Blitz erschlagen haben.

Wenn uns die Heiligen vertilgen wollten, hätten sie sich das Wettergebräu ersparen können, fuhr Herr Wygant unbeirrt fort, wir würden alsdann Hungers sterben. Aber daran, daß sie das Wetter loslassen, kann man leichtlich erkennen, daß sie uns nicht, wie wir als arme Sünder wohl verdient hätten, strafen, sondern uns vielmehr aus aller Penur und Not gnädiglich erlösen wollen. Ihr müßt Euch schlecht auf Euer Geschäft verstehn, Pfäfflein, sonst würden Euch die lieben Heiligen wohl einmal in ihre Karten haben schauen lassen.

Der Priester wollte etwas erwidern, aber ein neuer Donnerschlag verschloß ihm den Mund. Zugleich fuhr ein Windstoß durch das Gebäude, der die offenstehenden Türen zuwarf und die geschlossenen aufriß und die gewölbten Korridore mit einem langgezognen Klagegeheul erfüllte, das dem der trostlosen alten Magd

nichts nachgab. Bald darauf begann auch der Regen niederzurauschen, erst in schweren, mit Hagelschloßen untermischten warmen Tropfen, dann in dünnen Fäden, die aber so dicht fielen, daß man in der Burg nichts mehr von der nächsten Umgebung zu sehen vermochte. Zuweilen ließ der Regen einen Augenblick lang nach, dann aber stürzte er mit verdoppelter Kraft herab, als gelte es, das Versäumte wieder nachzuholen.

Der Amtmann und Herr Daniel waren von ihrem Rundgang zurückgekehrt und hatten sich zu den beiden Schicksalsgefährten gesellt, die noch immer in der Fensternische standen und mit spähendem Auge die Finsternis zu durchdringen versuchten. Auch der Kellner, Herr Philipp von Heimersheim, kam jetzt hinzu und meldete, daß das Wasser schon in den Keller gedrungen sei und bald wohl auch in den Kammern des Erdgeschosses stehn würde.

Um so besser! rief Junker Wygant, alsdann können sich die Knechte und die Schützen nicht zum Schlafen niederlegen, und das ist gut, denn wir werden ihrer bald bedürfen.

Glaubt Ihr immer noch, daß der Jude die Ochsen bringt? fragte der Amtmann.

Ich bin dessen gewiß, antwortete der Junker, und ebenso gewiß, daß wir sie diesesmal hereinbekommen. Berndt und Joest sollen auf den Turm gehn und gut Obacht geben. Der Regen hat nachgelassen, und man muß die Laterne sehen können, sobald der Nachen beim Sandturm vorbei ist. Und daß die andern gewappnet bleiben und flugs bei der Hand sind!

Herr Daniel, der die Schützen befehligte, ging in die Wachtstube hinab, um seinen Leuten Verhaltungsmaßregeln zu geben und die beiden Zuverlässigsten zum Auslug auf den Turmboden zu senden. Sein Bruder hielt nach wie vor das Zollhaus im Auge, durch dessen weitgeöffnete Tür ein schwacher Lichtschein auf den Leinpfad hinausfiel. Plötzlich erhob der Junker die Hand und winkte die Gefährten zu sich an das Fenster.

Seht einmal da: die Städtischen bekommen Besuch, sagte er, indem er auf eine Gruppe von drei verhüllten und vermummten Gestalten wies, die sich dem Zollhause näherten, und deren eine einen beladnen Schiebkarren vor sich herschob.

Da der Regen gerade etwas schwächer fiel, konnte man von der Burg aus mit einiger Mühe erkennen, daß zwei der Gestalten, allem Anscheine nach Frauen, das Zollhaus betraten, während die dritte bei dem Karren zurückblieb. Nach einer kleinen Weile kamen die beiden andern wieder zum Vorschein und zugleich mit ihnen einige der Stadtknechte, die sich über den Karren hermachten und mit vereinten Kräften einen schweren Gegenstand, der darauf gelegen hatte, in das Haus trugen. Als sie mit ihrer Last gerade über die Türschwelle schritten, kam von innen jemand mit einer Laterne hinzu, und nun vermochten die Beobachter deutlich wahrzunehmen, daß der schwere Gegenstand nichts andres als ein Weinfäßlein von absonderlich länglicher Form war.

Junker Wygant hatte zwei von den Vermummten erkannt, freilich mehr mit der Seele als mit den Augen: Regina und Balthes, den Küfergesellen aus dem Rebenstock. Aus der dritten Gestalt wurde er nicht recht klug. Das schwarze Gewand, das unter dem Mantel zum Vorschein kam, schien auf eine Bewohnerin des Jungfernstifts zu deuten, daß Regina jedoch eine solche mit in das Geheimnis gezogen haben sollte, wollte ihm nicht recht wahrscheinlich vorkommen. Aber darüber zerbrach er sich auch nicht weiter den Kopf; ihm genügte es, zu wissen, daß von seiner Verbündeten mitten im feindlichen Lager geeignete Schritte getan worden waren, die Aufmerksamkeit der Belagerer für diese Nacht von der Burg abzulenken. Er hörte mit stillem Behagen zu, wie sich seine Gefährten in Mutmaßungen ergingen, wer die drei Leute, die inzwischen durch das Pförtchen hinter dem Zollhause wieder in die Stadt zurückgekehrt waren, wohl gewesen sein möchten, aber er hielt sich nicht für verpflichtet, den Schleier des Geheimnisses zu lüften.

Nach einer guten halben Stunde konnte man schon bemerken, daß der feurige Malvasier seine Wirkung auf die nur an den leichten heimischen Landwein gewöhnten städtischen Kriegsknechte nicht verfehlte. Aus dem Zollhause drang fröhlicher Gesang, der anfangs freilich noch jedesmal verstummte, sobald ein besonders heller Blitz oder ein knatternder Donnerschlag verriet, daß das im Rheintal auf und nieder ziehende Gewitter wieder einmal über der Stadt stand. Aber wem die Aufgabe zugefallen ist, mit einem Dutzend durstiger Gesellen ein Fäßlein edeln Weines zu leeren, der muß sich, wenn er die übernommne Verpflichtung ernst nimmt, wacker dazuhalten, sonst kommt er zu kurz und hat das Nachsehen. Dieser Gedanke schien die Helden im Zollhause gleichmäßig zu beseelen: sie tranken den Wein, dessen Bestimmung eigentlich gewesen wäre, die zarten Gurgeln adlicher Jungfrauen tropfenweise zu netzen und ihren Gemütern bei festlichen Anlässen einen milden Ansporn zu andächtig-weihevoller Erhebung zu geben, aus irdenen Krüglein und zinnernen Kannen. Kein Wunder, daß sie nach und nach die fromme Scheu vor dem zürnenden Himmel verloren, und durch das Destillat griechischer Erde und griechischer Sonne in Titanen verwandelt, den olympischen Göttern, sonderlich dem blitzschleudernden Zeus zu trotzen begannen. Sie begrüßten jeden Wetterstrahl mit lautem Gekreisch und bemühten sich, das Rollen des Donners, das ihnen wie eine ohnmächtig zürnende Antwort auf ihre Herausforderung erschien, mit wüstem Gebrüll zu übertönen. Und als sie das etlichemal getan hatten, ohne daß sie das himmlische Feuer verzehrt oder ein Abgrund der Erde verschlungen hätte, waren sie davon überzeugt, daß die Gewalten dort oben in den Wolken doch wohl nicht den Mut hätten, mit einem Dutzend Bopparder Stadtknechte anzubinden.

Ach, die Armen kannten den Vater der Götter und der Menschen nicht! Der griechische Wein hatte ihren Geist nur zu verblenden, nicht zu erleuchten vermocht. Sonst hätten sie ahnen können, daß der Wolkenerschütterer, der dem Streite der Männer heute noch immer so gern zuschaut wie einst, als die Argiver vor den Mauern Ilions lagen, durch die trojanischen Erfahrungen gewitzigt, sich jetzt mit einem Gotte verbündet hatte, dessen Macht damals von ihm zu gering angeschlagen worden war: mit dem mohnbekränzten Hypnos, dem lockigen Jüngling, der mit lächelnder Miene und sanfter Hand dem höchsten der Götter den Blitz, den Königen das Zepter und den Kriegern die Waffen entwindet!

Bei dem wilden Tanze, den die Ausgelassensten der Zecher in der engen Wachtstube aufgeführt hatten, war die Laterne vom Tische gestoßen und zertrümmert worden, sodaß sich das Ende des Gelages in der tiefsten Finsternis abspielte. Wäre das nicht geschehn, so hätten die Belagerten, die noch immer auf ihrem Beobachtungsposten standen, zum mindesten der Kaplan, der in den alten Poeten wohl beschlagen war, bemerken können, wie der Abgesandte des Zeus auf leisen Sohlen in das Zollhaus trat, sich neben das Fäßlein setzte und in jeden Becher, den eine zitternde Hand unter den Zapfhahn hielt, ein paar Mohnkörnlein streute. Die Folge davon war, daß der Lärm allgemach verstummte, daß sich einer der Helden nach dem andern fluchend, lallend oder schluchzend, wie es gerade seinem Charakter entsprach, auf die Bank oder auf den Strohsack streckte, daß ein Becher oder Krug nach dem andern der erschlafften Hand entglitt und klirrend zu Boden fiel, und daß sich bald ein ungeheures Geschnarch mit dem in der Ferne verhallenden Donner und dem sanften Rauschen des gleichmäßig fallenden Regens vermischte.

Von alledem hatten die Belagerten natürlich nichts bemerkt, aber die friedliche Ruhe, die jetzt an der Stätte des bisherigen Bacchanals herrschte, verriet ihnen deutlich genug, daß der durch eine freundliche Fügung des Schicksals in das feindliche Lager geratne Wein seine Bestimmung erfüllt hatte.

Die Nacht rückte immer weiter vor, und hier und da leuchtete zwischen den zerrissenen Wolkenschleiern ein heller Stern herab. Von Zeit zu Zeit stieg Junker Wygant zu den Spähern auf den Turm, aber immer kehrte er mit der traurigen

Botschaft zurück, daß von dem verabredeten Lichtsignal auf dem Rheine noch nichts zu sehen sei. Die Spannung und die Ungeduld der ganzen Besatzung wuchsen von Minute zu Minute. Mit Ausnahme derer, die ihren Posten an den beiden Burgpforten nicht verlassen durften, hatten sich nach und nach sämtliche Bewohner der Burg auf dem Turme eingefunden, steckten den Kopf durch die Luken und schauten auf den Strom hinaus. Jeder wollte der erste sein, den rettungverheißenden Schein der Laterne zu erspähen und die frohe Botschaft den Schicksalsgefährten zu verkünden.

Endlich — es war kurz vor Mitternacht, der Stunde, wo die Knechte im Zollhause abgelöst zu werden pflegten — brach Nickel Langhenne in einen Jubelschrei aus. Und in der Tat sah man einen Augenblick später ein winziges Lichtpünktchen, das in weiter Ferne über dem Wasser schwankte, sich etlichemal hob und senkte und dann völlig erlosch. Der Junge stürzte in das Herrengemach hinunter und meldete, daß der so sehnlich erwartete Nachen in Sicht sei. Der Amtmann, die beiden Junker von Modersbach und der Kaplan stiegen nun auch auf den Turm, aber so sehr sie ihre Augen auch anstrengen mochten: von einem Lichte konnten sie nichts entdecken.

Ihr werdet wohl geträumt oder ein Johanniskäferlein gesehen haben, sagte der Amtmann zu den Leuten, die jetzt selber kleinlaut wurden und mit Ausnahme von Nickel Langhenne zugaben, daß sie sich wohl geirrt haben müßten. Da mit einemmal leuchtete etwa drei Steinwürfe oberhalb der Burg der Laternenschein wieder auf, diesesmal so hell, daß sich auch der ärgste Zweifler davon überzeugen mußte, daß hier keine Sinnestäuschung vorliege. Aber auch jetzt wurde die Laterne gleich wieder verhüllt, und man sah, wie auf der dunkeln Wasserfläche etwas noch dunkleres langsam näher kam und sich behutsam und beinahe geräuschlos zwischen die unter dem Leinpfade angeketteten Nachen schob.

Die Mannschaft in der Burg eilte in das Erdgeschoß hinunter und griff zu den Spießen.

Die Zugbrücke wurde herabgelassen, das Fallgatter aufgezogen und das Tor geöffnet. Hier mußten auf Herrn Daniels Befehl zwei der Schützen, Engel aus dem Hirsch und Merten Zilles, als Wache zurückbleiben. Alle andern, die alte Billa nicht ausgenommen, rannten hinaus und stiegen die Böschung des Leinpfades zum Ufer hinab.

Der Nachen, über dessen Bord die breiten langgestreckten Rücken der beiden Ochsen deutlich emporragten, hatte sich hinter ein mit Brettern beladnes Fahrzeug gelegt, das als ein bequemer Landungssteg trefflich zu gebrauchen war. Aber es währte eine Weile, bis der Schiffer mit seinen Knechten aus Planken eine Verbindung mit dem Holzkahn und von diesem zum Ufer hergestellt hatte. Endlich war diese Arbeit vollbracht, der Jude Simon löste die Stricke, mit denen die beiden Tiere an einem Sitzbrett des Nachens angebunden waren, und führte das erste der Schlachtopfer auf den Holzkahn und von da an Land, wo es von zweien der Schützen in Empfang genommen, den Leinpfad hinaufgezerrt und dann, so schnell es gehn wollte, über die Zugbrücke in die Burg geführt wurde.

Der zweite der Ochsen jedoch, den das Verschwinden seines Reisegefährten beunruhigt haben mochte, zeigte wenig Neigung, den Nachen zu verlassen. Er stemmte sich mit allen Vieren fest und stieß, als ihn die vier Männer vorwärts zu schieben versuchten, ein klägliches Gebrüll aus. Die Schläge, die er für diese Äußerung seines Seelenschmerzes auf das Maul erhielt, waren auch nicht gerade geeignet, ihm seine Ruhe wiederzugeben, und so kam es, daß er, von seinen Gefühlen überwältigt, einen unvorhergesehenen Anlauf nahm, die Schützen und Nickel Langhenne, die auf dem Holzkahn zu seinem Empfange bereitstanden, über den Haufen rannte, mit einem mächtigen Satze an Land sprang und in wildem Galopp auf dem Ufersaume stromabwärts stürmte. Erst ein paar Klafter unterhalb des Zollhauses blieb er stehn und stieg dann die Böschung zum Leinpfade hinauf. Nun

war er offenbar unschlüssig, wohin er seine Schritte lenken sollte: da mit einemmal gewahrte er in einiger Entfernung das Zollhaus, das ihn mit seiner weitgeöffneten Tür an den heimatlichen Stall erinnern mochte. Er trottete langsam darauf los und würde sicher wenig Augenblicke später gleich dem auf Europas Spuren wandelnden Zeus mitten unter den schlafenden Stadtknechten gestanden haben, wenn ihm nicht die rüstige Billa zuvorgekommen wäre und mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart das Tor des feindlichen Lagers vor der Nase zugeschlagen hätte. Das verblüffte ihn so, daß er sich von seinen Verfolgern nun willig bei den Hörnern fassen und im Sturmschritt an den Ort seiner Bestimmung führen ließ.

Die Zugbrücke war kaum wieder emporgewunden worden, der Nachen kaum vom Ufer abgestoßen, als die Ablösungsmannschaft vor dem Zollhause erschien. Sie hörte noch die Ruderschläge der über den Strom setzenden Schiffer, vernahm auch den Lärm in der Burg, vermochte aber, als sie den Zusammenhang zwischen dem Malvasierfäßlein, dem schnell entschwindenden Fahrzeug und dem dumpfen Gebrüll im Burghofe erraten hatte, nichts weiter zu tun, als sich nach einem vergeblichen Versuche, die Kameraden zu wecken, mit dem kärglichen Reste des edeln Weines für die Überraschung und den Ärger zu entschädigen.

Die Belagerten verzichteten diesesmal auf die gewohnte Nachtruhe und machten sich, nachdem sie den einen der Ochsen in den verwaisten Pferdestall gestellt und der Obhut Nickels anvertraut hatten, sofort ans Werk, das zweite der Tiere zu schlachten.

Zum Glück war unter der kleinen Besatzung ein Mann, der sich auf diese Hantierung verstand: der Bote Engel Schwabe. Er hatte das Metzgerhandwerk erlernt und war viele Jahre lang zum Vieheinkauf über Land gezogen. Dabei war ihm das Nebenamt der Briefbeförderung von Stadt zu Stadt und von Burg zu Burg allmählich vertrauter und lieber geworden als sein beschwerliches Handwerk, und schließlich hatte er das Schlächterbeil endgiltig mit dem Briefselleisen vertauscht und war von Herrn Emmerichs Vorgänger als kurfürstlicher Amtsbote in Pflicht und Sold genommen worden. Vor einem Vierteljahre noch würde er die Zumutung, eine Probe seiner blutigen Kunst abzulegen, sicherlich mit Entrüstung zurückgewiesen haben, jetzt aber, wo ihn die Händel mit der Stadt zwangen, seiner Wanderlust eine unfreiwillige Beschränkung aufzuerlegen und statt der derbbeschuhten Füße nur die leichtbeschwingten Gedanken durch das Land schweifen zu lassen, war er von Herzen froh, zu dem Gewerbe seiner Jugend wieder einmal zurückkehren und mit Beil und Messer hantieren zu können.

Vor drei Wochen, als man Herrn Emmerichs Roß vom Leben zum Tode befördert hatte, war Engel Schwabe allerdings auch schon tätig gewesen, aber mehr beratend als selbst mit zugreifend, denn die Pferdeschlächterei, oder wie er es nannte: die Schinderarbeit, vertrug sich nicht mit seiner Reputation als gelernter und von der Zunft ordnungsgemäß freigesprochner Metzger und konnte von den Schützen ebensogut ausgeführt werden. Jetzt aber, wo es einen veritabeln Ochsen und noch dazu einen Westerwälder Ochsen zu schlachten galt, fühlte sich Schwabe als die wichtigste Person in der Burg. Er, der sonst schweigsam und gegen den Amtmann und die beiden Junker von respektvoller Unterwürfigkeit war, führte jetzt das große Wort und traf seine Anordnungen, als ob er plötzlich auf dem kleinen kurtrierischen Territorium der Höchstgebietende geworden sei, ließ, unbekümmert um alle Einreden, die Laternen und die Lampen nicht nur aus der Wachtstube und der Küche, sondern auch aus dem Wohngemache der Herren in den Hof holen und verteilte aus eigner Machtvollkommenheit die Rollen, die jeder der Burgsassen bei der Haupt- und Staatsaktion des Schlachtens übernehmen sollte. Und in der Tat fand er bei allen den nötigen Gehorsam. Die Herren lachten, die Schützen murrten, die alte Billa, die weil sie den Ochsen, dem alle diese Vorbereitungen galten, vor der Desertion in das feindliche Lager bewahrt hatte, auch ein Wörtlein mitreden

zu dürfen glaubte, protestierte sogar mit großer Zungenfertigkeit, alle taten jedoch, was Engel Schwabe ihnen auftrug: es waren die Laien und die Bönhasen, die den erfahrnen Meister über sich fühlten.

Mit dem Pferde waren nicht viel Umstände gemacht worden. Man hatte es einfach abgestochen und den Leichnam ausgeweidet, abgehäutet und zerstückelt. Es war aber auch nur ein Pferd gewesen, doppelt verächtlich für einen Mann, der gelernter Metzger und laufender Bote war.

Jetzt wurde die Sache anders angefaßt. Schwabe suchte sich aus dem Gerümpel, das in der Kammer hinter dem Stalle lag, eine zerbrochne Wagendeichsel hervor, ließ das vordere Ende auf halbe Manneslänge absägen, an der abgesägten Stelle mit der Holzaxt zuspitzen und mitten im Hofe, wo eine Lücke im Pflaster war, so tief wie möglich in den Boden treiben. Das andre Deichselstück wurde an beiden Enden mit tiefen Kerben versehen und in der Mitte mit einem starken Strick umwickelt. Dann mußte Nickel Langhenne eine Leiter herbeischleppen und über der Stalltür an dem eisernen Haken, der früher eine Laterne getragen hatte, mit einer Kette einen Ring befestigen, durch den die langen Enden des Strickes so weit gezogen wurden, daß sie bis auf den Boden hinabhingen.

Als dies geschehen war, ließ Schwabe den Ochsen herbeiführen, zog das Leitseil, das um die Hörner geschlungen war, durch die Öse des Deichselkopfes und erteilte den fünf Männern, die er als die stärksten ausgesucht hatte, und zu denen auch Junker Daniel gehörte, die Weisung, das Seil so stark anzuziehen, bis der Ochse mit der Schnauze den Boden berühre. Dann ergriff er das Beil, stellte sich vor den Kopf des Schlachtopfers und erhob das Mordinstrument zum Schlage. Aber zum Erstaunen seiner Gesellen ließ er es wieder sinken, prüfte mit der Fingerspitze die Schneide und erklärte, das Beil sei nicht scharf genug und müsse erst geschliffen werden, das könne aber niemand besser als der Junker Wygant, dem er neulich erst beim Schleifen einer Schwertklinge zugeschaut habe.

Nun ließen die Fünfe das Seil wieder los, der Ochse, der bei dem unerwarteten Ruck in die Knice gesunken war, richtete sich noch einmal auf, und Junker Wygant mußte sich wohl oder übel dazu bequemen, den Wunsch des Meisters zu erfüllen.

Endlich entsprach die Schärfe des Stahls allen billigen Anforderungen, Schwabe nahm seinen Platz vor dem Ochsen wieder ein, die Fünfe zogen das Seil an, das Tier senkte schnaufend das breitstirnige Haupt, und das blanke Blatt des Beiles stieg empor. Aber auch jetzt kam es noch nicht zum Schlage.

Herr Amtmann, rief Schwabe, und seine Stimme zitterte vor Aufregung, mit Gaffen ists hier nicht getan, wer mit essen will, soll auch mit zugreifen. Nehmt einmal die Lampe dort vom Sims und haltet sie hierher! Und Ihr, Kaplan, habt wohl auch nichts zu tun? Da auf der Treppe steht noch ein Licht. Damit stellt Euch auf die andre Seite. Man muß doch sehen können, wo man hinhaut.

Die beiden folgten dieser Anordnung, und der letzte Eindruck, den der arme Ochse aus dieser unvollkommnen Erdenwelt mit auf die grünen Weiden des Jenseits nahm, waren zwei Laternen, die von einer adlichen und einer geistlichen Hand zu beiden Seiten seines Hauptes gehalten wurden. Denn in diesem Augenblick holte der Meister zum Hiebe aus; mit dumpfem Krach traf die stumpfe Seite des Beils die zottige Stirn, und blitzschnell danach folgte der Todeshieb, der den mächtigen Schädel bis auf die Rachenhöhle spaltete. Das Tier brach zusammen und wand sich in gewaltigen Zuckungen.

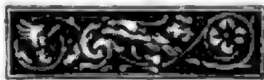
Der Körper war kaum zur Ruhe gekommen, als Schwabe seine Leute aufs neue an die Arbeit stellte. Sie mußten die eingekerbten Enden des Deichselstücks durch die Flechsen der Sprunggelenke stecken und dann mit vereinten Kräften den Ochsen zu dem Haken in der Mauer emporziehn, wobei auf jedes der beiden Strickenden sechs Mann kamen. Als er glücklich an dem Haken hing, begann das Abhäuten, das Ausnehmen und das Ausschlachten. Auch bei diesen Arbeiten mußte jeder wacker mit Hand anlegen, und als beim ersten Schimmer des Frührots das Werk voll-

bracht war, erhielten der Amtmann und die beiden Junker aus Schwabes Munde das Lob, sie hätten sich geschickter angestellt, als von ihnen zu erwarten gewesen wäre, wie denn aus ihnen, wenn sie sich zur rechten Zeit zu einem tüchtigen Meister in die Lehre gegeben hätten, wahrscheinlich brave Metzgerburschen geworden wären.

Auch die alte Villa und die Schützen bekamen ihre Note, dabei stellte sich heraus, daß einer von ihnen, Dores Holzfahrer, und außer diesem noch Nickel Langhenne und der Kopf des geschlachteten Tieres plötzlich verschwunden waren.

Am Morgen aber sahen die Bopparder mit Schrecken und Zorn, daß aus einer Luke des Burgturms das Haupt eines Ochsen herausschaute, das mit einer papiernen Mütze geschmückt war, die eine fatale Ähnlichkeit mit den Baretten hatte, wie sie die städtischen Schöffen und Ratsherren trugen.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Die Rede des Kaisers in Cuxhaven und die Anerkennung der Marokkopolitik des Reichskanzlers. Reichstag und Kolonialamt. Zur Oberhausfrage.)

Die Marokko-Konferenz hat sich in der jüngsten Zeit durch drei Vorgänge wieder in Erinnerung gebracht: der Sultan hat der Akte von Algeciras seine Zustimmung gegeben, fast zugleich ist der talent- und taktvolle Leiter der Konferenz, der spanische Minister von Almodovar, aus dem Leben geschieden. Die Zustimmung des Sultans befreit die Situation von dem wichtigsten der wenigen dunkeln Punkte, die noch über dem Konferenzergebnis schwebten, ihrem so frühzeitig in die Ewigkeit abgerufnen Präsidenten wird die ganze an der Konferenz beteiligt gewesne Diplomatie ein ehrendes und dankbares Andenken bewahren. Der Herzog, der im Jahre 1900 der Abordnung angehört hatte, die dem deutschen Kronprinzen den Orden des Goldnen Vließes nach Berlin überbrachte, war deutschen Verhältnissen nicht nur nicht fremd, sondern hatte Sympathien für Deutschland, das in ihm einen Freund in Spanien verloren hat.

Zu diesen beiden Vorgängen gesellt sich als dritter und für uns wichtigster die Rede, in der der Kaiser in Cuxhaven nach der Rückkehr von seinem Ausfluge nach Norderney des Reichskanzlers, „seines ersten Ratgebers", mit großer Wärme gedachte. Ob der Kaiser damit nur seine Freude über die Wiederherstellung des Fürsten Bülow bekunden oder ob er zugleich „dem Geraune und Geflüster" ein Ende machen wollte, das — zum Teil durch achselzuckende Bemerkungen sonst gut unterrichteter Kreise getragen — bald die Genesung des Kanzlers und dem entsprechend seine Fortführung des Kanzleramts, bald das Verhältnis des Kaisers zu ihm in Frage zu stellen beflissen war, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls hat es dem Kaiser eine hohe Genugtuung bereitet, allen den gegenteiligen Ausstreuungen und Bestrebungen einen dicken Strich durch die Rechnung zu ziehn, indem er die Genesung des Reichskanzlers als erfreuliche Tatsache verkündete und ihm dabei seine volle Anerkennung gerade für die Leitung der Marokkopolitik aussprach, die nach mancherlei Andeutungen Gegenstand einer Meinungsverschiedenheit zwischen Kaiser und Kanzler gewesen sein sollte. Auf alle Fälle ist der Kaiser, wie diese erneute Bekundung seines vollen Vertrauens bezeugt, mit dem Endergebnis sehr zufrieden gewesen. Er hat damit eine Politik anerkannt, die den Frieden dadurch anstrebte und erhielt, daß sie vor der Erklärung nicht zurückschreckte, im Notfalle zum höchsten Einsatz bereit und entschlossen zu sein. Dem Vertrauen des Kaisers darf das Vertrauen sämtlicher Bundesfürsten zur Seite gestellt werden,

das dem Reichskanzler nach seiner Erkrankung in so reichem Maße bekundet worden ist.

Die Redewendung, die man in den letzten Monaten als wohl besonders weise Kritik vernehmen konnte, daß Fürst Bülow in der Marokkosache „Glück gehabt habe", erinnert an einen Ausspruch Bismarcks aus den neunziger Jahren, als der alte Recke auf eine ähnliche irgendwo gefallne Bemerkung, daß weniger sein Verdienst als sein Glück in Betracht komme, mit den Worten erwiderte: Ich will dem Kaiser immer Minister wünschen, die Glück haben. Das „Glück" in der Politik pflegt doch weniger Sache des Zufalls zu sein als vielmehr das Ergebnis des Zusammenwirkens gut berechneter oder vorsorglich herbeigeführter klug benutzter Umstände. In der Politik wie im Kriege. Gewiß hat Moltke bei Sedan „Glück" gehabt, aber dieses Glück war eben das Ergebnis seiner klugen, umsichtigen Erwägungen. Der einzige glückliche Zufall vielleicht, durch den Bismarck in seiner langen Laufbahn begünstigt worden ist, war im Herbste 1863 der Tod des Königs Friedrichs des Siebenten von Dänemark, weil die schleswig-holsteinische Sache dadurch in Fluß kam. Aber sonst kann man schwerlich behaupten, daß er auf dem ganzen Gebiete seiner äußern und innern Politik durch glückliche Zufälligkeiten begünstigt worden sei. Worin sollte aber das „Glück" des Fürsten Bülow in der Marokkofrage bestehn? Im Gegenteil, er hat dabei keinen einzigen glücklichen Zufall zu verwerten, wohl aber ein sehr großes Maß von Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten aller Art zu überwinden gehabt, im gegnerischen Lager, bei den Freunden und Neutralen, sowie im eignen Lager. Wenn es ihm trotzdem gelungen ist, ein Resultat zu erreichen, bei dem die vertragsmäßigen Rechte des Deutschen Reichs nicht zu kurz kamen, sondern zur vollen Geltung gelangten — und um mehr konnte und sollte es sich nicht handeln —, so konnte doch nur eine kluge und umsichtige Politik zu diesem Ergebnis ohne Konflikt und ohne Preisgebung einer Hauptfrage gelangen. Es war sicherlich kein ganz leichtes und einfaches Beginnen, dem von England, Italien, Rußland und Spanien unterstützten Frankreich den marokkanischen Bissen, den dieses zu verschlingen sich anschickte, wieder aus den Zähnen zu nehmen und auf den Konferenztisch zu legen. Es konnte dabei kein andrer Weg gegangen werden als der, daß man die Franzosen nicht im Zweifel darüber ließ, Deutschland sei zu einer internationalen Regelung bereit, werde aber einem Aufwerfen der Machtfrage mit seinen eignen Machtmitteln entgegentreten. Der Temps hat jüngst verraten, daß die Erklärung des deutschen Botschafters, Deutschland stehe hinter Marrokko, der französischen Republik zweihundert Millionen Franks für die Ausfüllung der wichtigsten Lücken der Verteidigung der Ostgrenze gekostet habe. Für Deutschland kam es darauf an, den Moment richtig zu wählen, um festzustellen, ob Frankreich entschlossen sei, für die Durchsetzung seiner marokkanischen Ansprüche das Schwert zu ziehen, oder ob es einer friedlichen internationalen Regelung den Vorzug geben würde, bei der es nach den Worten des deutschen Reichskanzlers weder Sieger noch Besiegte geben sollte. Auch in Paris haben damals entgegengesetzte Einflüsse einander die Wage gehalten, schließlich hat die gesunde Vernunft obgesiegt. Sicherlich ist Frankreich in der Absicht zur Konferenz gegangen, dem Abkommen mit England dort die internationale Sanktion geben zu lassen und am grünen Tisch zu Algericas zu erreichen, was in den Verhandlungen mit Deutschland nicht zu erreichen gewesen war. Aber die französische Diplomatie mußte sich überzeugen, daß die Konferenz für Deutschland mehr bedeutete als eine Form, mit Anstand aus einer unbequemen Situation herauszukommen, die zudem für Deutschland gar nicht so unbequem war, als von einzelnen Regierungen angenommen wurde. Denn Deutschland handelte als Anwalt nicht nur seiner eignen, sondern internationaler Rechte und als Verfechter des Grundsatzes, daß über souveräne Gebiete, in denen andre Mächte vertragsmäßige Rechte haben, nicht von seiten dritter beliebig verfügt werden dürfe. Es ist dies ein Grundsatz, dem eigentlich keine Macht die Anerkennung versagen konnte. Ihm die internationale Anerkennung gesichert und ihn erfolgreich durchgesetzt zu haben, bleibt

das Verdienst der deutschen Politik, insbesondre des deutschen Reichskanzlers; die Konferenz von Algeciras ist damit zu einem unter den heutigen internationalen Verhältnissen und bei dem allgemeinen Expansionsbedürfnis wichtigen und wertvollen Präzedens geworden. Der Umstand, daß wir in Algeciras einem Zusammenschluß von fünf Mächten gegenüberstanden, wird in der deutschen Presse gelegentlich immer noch als ein Zeichen der Schwäche und Isolierung behandelt. Das Ausland denkt anders darüber, und auch in Deutschland sollte doch endlich die Befriedigung an dem ungeachtet dieser Gegnerschaft erreichten Erfolge überwiegen. Gerade weil der Interessentenkreis auf französischer Seite in Algeciras so groß war, können wir mit dem Ergebnis um so zufriedner sein. Für Deutschland hat es sich dort um internationale Prinzipienfragen und Grundsätze, nicht um Einzelheiten gehandelt. In Anbetracht der tatsächlichen Verhältnisse sind jene sicherlich nicht zu kurz gekommen.

Der Reichskanzler, der in Norderney fleißig reitet und schon dadurch die wiedergewonnene Vollkraft betätigt, hat durch sein Eingreifen in die bedauerlichen Verhältnisse bei der Kolonialabteilung seinen Entschluß zu erkennen gegeben, dort endlich reinen Tisch zu machen. Es würde das wahrscheinlich die Aufgabe des Kolonialsekretärs geworden sein, wenn der Reichstag nicht wider alles Erwarten diesen Posten versagt hätte; der stellvertretende Kolonialdirektor ist dazu außerstande. Geht man dieser merkwürdigen Ablehnung auf den Grund, so stellt sie sich als ein welfisches Meisterstück heraus, das ersonnen worden war, der Verstimmung über angebliche Schikanen durch die Behörden in Hannover, Nichtbestätigungen usw., Luft zu machen. Mit dieser Motivierung ist der Antrag auf namentliche Abstimmung vom Grafen Bernstorff in privaten Erklärungen begleitet worden. Die Berechnung, die dabei zugrunde lag, war sehr einfach. Ein Antrag auf namentliche Abstimmung sollte laut Verabredung unter den großen Parteien nicht stattfinden. Das Zentrum, wenig angenehm überrascht, konnte nun nicht umhin, einen Antrag, der seiner eignen Stellung entsprach, zu unterstützen, die Sozialdemokraten taten das Gleiche. Damit war das Unheil besiegelt. Vielleicht hat die Vorbereitung dieses Beschlusses noch eine Geheimgeschichte, die auch einmal zutage kommen wird. Das Welfentum wird seine politischen Ansprüche damit schwerlich verbessert haben.

Die sich auf den Reichsoberhausgedanken beziehenden Ausführungen im letzten Heft der Grenzboten sind von einigen Blättern in einem dürftigen und ungenauen Auszuge wiedergegeben worden, man hat in Kürze dementsprechende Kommentare darangeknüpft. Ein den Ausführungen sachlich zustimmendes Berliner Blatt (die Tägliche Rundschau) bezeichnet sie schließlich als Hochsommergedanken, der Hannoversche Courier hält „für ausgeschlossen", daß liberale Parteien oder Gruppen für die Anregung der Grenzboten zu haben seien. Man soll in der Politik bekanntlich niemals „niemals" sagen. Die Tägliche Rundschau wird mit der Zeit vielleicht erkennen, daß es sich um Gedanken handelt, die sie nicht nur im Hochsommer, sondern auch im Winter — es braucht gerade noch nicht der nächste zu sein — beschäftigen dürften, und der Hannoversche Courier wird sich zur gegebnen Zeit daran erinnern, daß es die nationale und liberale Mehrheit der Frankfurter Nationalversammlung gewesen ist, die im Jahre 1849 das Staatenhaus beschloß. Später sind es die liberalen deutschen Fürsten gewesen: Baden, Oldenburg, Weimar, Meiningen und Coburg, die 1867 wie 1870 mit großem Eifer für diesen Gedanken eintraten, nicht nur in gelegentlichen Gesprächen, sondern in amtlichen Denkschriften und formulierten Anträgen, und vor allen der damalige Kronprinz hielt sehr daran fest. Würde Kaiser Friedrich gesund auf den Thron gekommen sein und länger regiert haben, so würden ohne Zweifel die „liberalen Gruppen" in die Lage gekommen sein, ihm bei der Verwirklichung des Gedankens zu helfen. Denn Kaiser Friedrich war von jeher ein Gegner des allgemeinen Stimmrechts gewesen und geblieben, gegen dessen unheilvolle Folgen er in einem Oberhause das anzustrebende, dringend nötige Gegengewicht sah. Bismarck ist 1867 nicht darauf eingegangen,

weil er den Norddeutschen Bund nur als ein Provisorium ansah, das jedoch so schnell als möglich unter Dach und Fach gebracht werden müßte.*) Die Bildung eines Oberhauses war ihm unter den damaligen Verhältnissen eine schwierige und zeitraubende Materie, die er der Zukunft vorbehielt. Er hat sich über den Zeitpunkt, wann damit vorgegangen werden könne, in einem Diktat aus Puttbus vom 19. November 1866, das sich wesentlich mit der Zusammensetzung des Bundestags (Bundesrats) in der „neuen deutschen Verfassung“ beschäftigte, wie folgt ausgesprochen:

„Das Zweikammersystem halte ich auf die Bundesverhältnisse nicht für anwendbar. Die Maschinerie wird zu schwerfällig, da abgesehen von der Masse der Landtage eine Vertretung der Souveräne in den Reichsangelegenheiten unumgänglich ist, das Reich also mit dem Zweikammersystem notwendig drei per majora beschließende Körper und neben ihnen das Präsidium und Oberfeldherrnthum mit unabhängigen Attributen haben würde. Eine weitere Ausbildung des Bundestages im Sinne eines Oberhauses kann sich vielleicht in Zukunft historisch entwickeln; damit müßte aber die schärfere Ausprägung des Kaiserthums an Stelle der Präsidial- und Feldherrn-Attributionen Hand in Hand gehn.“

Dieser Satz ist in doppelter Hinsicht von historischem Interesse. Er beweist, daß Bismarck schon im Herbst 1866 den Reichsgedanken (Reich, Reichsangelegenheiten) sowie das Kaisertum als feststehende Tatsachen ansah und behandelte. Wenn er dennoch von der Einführung dieser Bezeichnungen in die Verfassung Abstand nahm, so geschah es, weil er den Titel, der dem Ganzen zukam, nicht auf den Torso anwenden wollte, auch wäre der König damals aus eben diesem Grunde nicht dafür zu haben gewesen; sodann wollte er auch Frankreichs Argwohn nicht herausfordern, gerade weil er den Krieg für wahrscheinlich und nahe bevorstehend hielt (siehe Seebachs oben zitierten Bericht). Gleichsam als eine verheißungsvolle Anweisung auf die Zukunft ließ er vom Reich nur den „Reichstag“ für die norddeutsche Verfassung zu. Der zweite Punkt von Bedeutung in diesem Diktat ist die Andeutung des Zeitpunkts für die Umwandlung des Bundestags (Bundesrats) in ein Oberhaus. Das dereinstige Oberhaus schwebte Bismarck im wesentlichen als „Staatenhaus“ vor, wenngleich er in demselben Diktat vom 19. November 1866 „auch ein hervorragendes Mitglied der aristokratischen, industriellen und Handelskreise und andre“ als preußische Glieder des Bundestags (Bundesrats) in Aussicht nahm**) Es sind damit die Grundzüge für ein künftiges, aus dem Bundesrat zu entwickelndes Oberhaus schon von Bismarck selbst gegeben. Zugleich kann man daraus auch sehen, weshalb er dennoch im Jahre 1870, den Wünschen des Kronprinzen und einflußreicher deutscher Souveräne zuwider, auf das Oberhaus nicht zurückgekommen ist. Die Ausprägung des Kaisertums war ihm dazu bei weitem nicht scharf genug, und angesichts der bayrischen Reservatbestrebungen mochte er befürchten, daß sich diese in einem künftigen Oberhause ganz besonders zur Geltung zu bringen suchen würden. Bayrischerseits scheint man übrigens in den Versailler Verhandlungen auf ein Oberhaus keinen Wert gelegt zu haben. — Heute steht die Sache wesentlich anders. Die Attributionen des Kaisertums haben in mehr als einem Menschenalter eine scharfe und weitgehende Prägung erfahren, der Bundesrat hat mehr und mehr den Charakter eines Staatsrats angenommen, der gemeinsam mit dem Reichskanzler und den Reichsämtern die Gesetzvorlagen vorbereitet und die Beschlüsse des Reichstags prüft. Der Bundesrat kann sich darum auch nicht mehr in ein Oberhaus verwandeln. Er muß als Staatsrat des Reichs und dabei zugleich als

*) Bericht des Ministers von Seebach an den Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha über eine Unterredung, die er im Auftrage des Herzogs mit dem Kronprinzen hatte. (Aus meinem Leben und aus meiner Zeit, Bd. III, 634/35).

**) Keudell: Fürst und Fürstin Bismarck, S. 337.

Repräsentant der Souveränität der Bundesfürsten erhalten bleiben, der nicht zugunsten eines parlamentarischen Körpers abdanken kann. Das Oberhaus würde mithin außerhalb des Bundesrats und neben diesem zu konstituieren sein. Bismarcks Befürchtung von 1866 wegen dreier per majora beschließender Versammlungen würde entsprechend seiner eignen damaligen Voraussicht heute nicht mehr zutreffen. Der Bundesrat hält verhältnismäßig wenig Sitzungen, die beiden Häuser des Reichstags werden oft nebeneinander tagen können, zumal bei Einführung zweijähriger Etatsperioden. Sollte dennoch das Gesetzgebungstempo langsamer und die Fülle neuer Gesetze geringer werden — dann um so besser!

Nun würde ja selbstverständlich das Oberhaus die Zusammensetzung des andern Hauses niemals direkt beeinflussen. Da mit dem allgemeinen Stimmrecht unsre größern Städte immer mehr der Sozialdemokratie verfallen, wird der negierende Teil des Reichstags dauernd eine unerwünschte Stärke behalten. Aber sobald ein Oberhaus vorhanden ist, wird der Reichstag bei seinen Beratungen darauf Rücksicht nehmen müssen, daß seine Beschlüsse für das Oberhaus annehmbar bleiben. Der Bundesrat sieht sich jetzt viel eher in der Notwendigkeit, auch solchen Reichstagsbeschlüssen seine Zustimmung geben zu müssen, die ihm nicht gefallen, sogar solchen, die in den Debatten von ihm als unannehmbar bezeichnet worden sind; er hat eben mit den Parteien und der Gesamtlage zu rechnen. Das Oberhaus wäre in seiner Stellung durch solche Erwägungen nicht beeinflußt. Bundesrat und Reichsämter würden an ihm einen starken Rückhalt haben und dem Reichstage gegenüber nicht mehr so isoliert wie heute dastehen. Ebenso würden die staatserhaltenden Parteien des Reichstags am Oberhause eine nützliche und erwünschte, von den Parteiinteressen losgelöste Stütze finden. Das sind die Gründe, die mehr und mehr dazu drängen, an die Realisierung des Oberhauses, die im Jahre 1867 wie 1870 der Zukunft vorbehalten wurde, heranzutreten.

Die Kreuzzeitung kommt in ihrer letzten Wochenschau ebenfalls auf den Gegenstand zurück, will ihm aber nicht näher treten, weil sich für seine Verwirklichung „zurzeit“ keine Mehrheit im Reichstage finden würde. Das bleibt doch abzuwarten. Außerdem trennen uns von den Neuwahlen nur noch zwei Jahre, es wäre mithin durchaus an der Zeit, in eine Erörterung über dieses Thema einzutreten. Je gründlicher diese ausfällt, um so eher wird man sich davon überzeugen, daß die theoretischen Hindernisse, die auch die Kreuzzeitung in der Frage sieht, wie in einem Bundesstaate ein Oberhaus eingerichtet sein solle, und wie man sich das Nebeneinanderwirken der drei Körperschaften zu denken habe, in der Praxis nicht bestehen würden. Wie ein Oberhaus in einem Bundesstaate einzurichten sei, lehrt die Reichsverfassung von 1849, auch den Beispielen der Schweiz und der Vereinigten Staaten von Nordamerika wäre manches zu entnehmen. Im heutigen Reichstage kommen die heutigen politischen Parteien zur Geltung, hinter deren Interessen das Reichsinteresse oft genug zurücktreten muß. Im Oberhause würde das Reichsinteresse in Verbindung mit den einzelstaatlichen Interessen seinen von den Parteibildungen des heutigen Reichstags losgelösten Ausdruck finden.

Wir gehen jetzt einer ruhigern Periode in der auswärtigen Politik entgegen, nutzen wir diese Frist, die vielleicht nicht von langer Dauer sein wird, sowohl für den ruhigen Ausbau unsrer Wehrmacht als für brennende innere Fragen. *g*

Weltpolitik und Heimatpolitik. In weiten Kreisen Deutschlands herrscht die Ansicht vor, daß wir gezwungen seien, heimische Fabrikate zu exportieren, weil unsre Landwirtschaft 60 Millionen Menschen nicht ernähren könne, und weil wir jährlich Kolonialwaren im Werte von $1^1/_2$ Milliarden Mark mit heimischen Fabrikaten bezahlen müßten. Die erste Ansicht ist meiner Meinung nach irrig, die zweite richtig. Professor Delbrück hat vor einigen Jahren als Rektor der landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin in einer Rede unter anderm gesagt: „Kann die landwirtschaftliche Produktion noch einmal verdoppelt werden? Ich nehme keinen Anstand, diese Frage

ohne weiteres zu bejahen. In dem letzten Jahrzehnt ist die Erzeugung des Roggens um 19 vom Hundert, bei Weizen um 10 vom Hundert, bei Gerste um 3 vom Hundert, bei Kartoffeln um 25 vom Hundert gestiegen. Die hohen Ernten der letzten Jahre zugrunde gelegt, entnehmen wir vom Morgen an Roggen nur 5,9, an Weizen 7,5, an Gerste 6,85, an Kartoffeln 49,9 Zentner im Durchschnitt. Sind das Erträge, wie sie auf hochkultivierten Gütern erreicht werden? Sind das Erträge, wie sie auch nur auf guten Wirtschaften des Sandbodens befriedigen?"

Ich weiß, daß z. B. hochkultivierter Sandboden 12 Zentner Roggen vom Morgen geben kann. Nicht nur 45, sondern 120 Millionen Menschen kann die deutsche Landwirtschaft ernähren, wenn ihr nur durch den notwendigen Schutz die Möglichkeit geboten ist, einen Gewinn zu erreichen, der außer dem üblichen Zinsfuß eine bescheidne Risikoprämie einschließt. Mit Dividenden von 8 oder 10 Prozent, die in den Augen des Großindustriellen nicht sehr hoch erscheinen, rechnet die Landwirtschaft nicht. Nicht ein einziges Pfund Fleisch braucht importiert zu werden, wenn sich die Regierung nur durch noch so lauten Lärm nicht verleiten läßt, den Schutz zu beseitigen, der im Interesse der Viehzüchter aufgerichtet ist. Ich fürchte keinen Fleischwucher durch die Fleischproduzenten, die Produktionsmöglichkeiten sind so, daß die Konkurrenz schon für billiges Fleisch sorgen wird. Das alte Wort „Hat der Bauer Geld, hats die ganze Welt" besteht auch heute noch zu Recht. Hat aber der Bauer Geld, wenn es der Kaufmann und der Fabrikant besitzen? Nein, dieser wird, je reicher er ist, je mehr seine Macht gebrauchen, seinen Arbeitern und Hilfskräften nicht billiges, sondern das billigste Brot zu verschaffen, einerlei, ob dabei so und so viele Millionen ländlicher Grundbesitzer und Arbeiter Not leiden müssen. Ich nehme nicht an, daß dem Kaufmann und dem Industriellen die Landflucht in England als ein idealer Zustand erscheint; 20 Prozent der Bevölkerung auf dem Lande, 80 Prozent in den Städten, aber er wird denselben Zustand in Deutschland auch nicht hindern, solange er seinen Interessen dienlich ist. Unsre Landwirtschaft produziert jährlich für etwa 8 Milliarden Mark; je mehr sie produziert, je mehr kann sie dem Fabrikanten an Fertigprodukten abnehmen; der Bauer ist der sichere, der Ausländer der unsichere Abnehmer. Solange wir eine vernünftige Agrarpolitik treiben, braucht uns vor dem Anwachsen der Bevölkerung nicht bange zu werden, erst wenn englische Zustände bei uns Platz greifen sollten, wenn ganz Deutschland ein Fabrikplatz geworden ist, 80 Prozent der Bevölkerung von Handel und Industrie leben, die schwache ländliche Bevölkerung nur einen sehr kleinen Teil der Fabrikate zu kaufen vermag, und das ganze Land auf den Export angewiesen ist, wenn es nicht verhungern will, erst dann droht das Gespenst der Übervölkerung.

Es ist richtig, daß wir für $1^1/_2$ Milliarden Kolonialwaren eintauschen müssen; diese werden wie jetzt so auch in Zukunft mit Fabrikaten gezahlt, und es wäre zu wünschen, daß wir einen so großen Anteil unsers Bedarfs an Kolonialwaren, wie nur immer möglich, aus unsern eignen Kolonien beziehn könnten. Also eine Expansion des Deutschen Reiches wird nicht zunächst durch die Notwendigkeit verursacht, große Landmassen in fremden Ländern zu erwerben, um für die anwachsende Bevölkerung Raum und Ackergebiete zu gewinnen. Wir wachsen jährlich um 800000 Menschen; auch wenn es gelänge, jedes Jahr 400000 davon über See anzusiedeln, was eine Unmöglichkeit ist, dann wären doch immer noch 400000, in zehn Jahren 4 Millionen, in fünfzig Jahren 20 Millionen Menschen mehr als heute. Nach fünfzig Jahren wird ein Schriftsteller dann vielleicht erklären, Deutschland könne wohl 60 aber nicht 80 Millionen Einwohner ernähren.

Aber wir brauchen Land zur Erzeugung von Baumwolle, Tee, Kaffee, Kakao, Gummi, Reis usw., d. h. es ist erwünscht, daß wir einen möglichst großen Teil unsers Bedarfs an diesen Stoffen unsern eignen Kolonien entnehmen können, unbedingt notwendig sind eigne Kolonien hierzu nicht, das beweist am besten der Umstand, daß wir jetzt nur einen kaum nennenswerten Teil unsers Bedarfs an Kolonialprodukten aus unsern überseeischen Besitzungen beziehn. Das Land, das

uns Baumwolle, Kaffee und Reis verkaufen will, muß in Austausch unsre Produkte nehmen. Unbedingt notwendig ist eigner Kolonialbesitz nur dann, wenn zum Beispiel der Bedarf an Baumwolle die Produktion so stark überschreitet, daß die Gefahr für uns besteht, unsern Bedarf aus fremden Ländern nicht decken zu können.

Wir sind auch ohne großen Kolonialbesitz die erste Kontinentalmacht, ein großes, starkes und reiches Volk geworden, und je mehr zu befürchten ist, daß fremder Imperialismus erstarkt, und daß wir vom Welthandelsmarkt verdrängt werden könnten, je mehr müssen wir Vorsorge für eine gesunde Heimatpolitik treffen. Und inzwischen müssen wir in aller Stille unsre Flotte weiter ausbauen, zum Zünglein an der Wage, nicht als Störer, sondern Erhalter des ehrenvollen Friedens. „Die Zukunft gehört dem, der zu warten weiß.“

Graf Baudissin, Kaiserl. Bezirksamtmann a. D.

Die agrarischen Zustände Ungarns. Josef Graf Mailath gibt in seinen Studien über die Landarbeiterfrage in Ungarn (mit einer Karte, Franz Deuticke, Wien und Leipzig, 1905) einen Begriff von der Größe und der Schwierigkeit der sozialökonomischen Aufgaben, die der ungarische Staat zu lösen hätte, wenn seinen Politikern ihre Kämpfe um die Macht Zeit dazu ließen. Abgesehen von gewissen Modifikationen, deren Ursachen ein bis auf die Anfänge des ungarischen Staates reichender geschichtlicher Rückblick klar macht, hatte die 1848 „überstürzt“ vollzogne Bauernbefreiung dort dieselbe Wirkung wie in Deutschland: sie spaltete die bis dahin ziemlich gleichförmige ländliche Bevölkerung in eine Bauernaristokratie und in besitzlose Lohnarbeiter, indem eine Klasse der kleinen Bauern ihren Anteil am Herrenacker ganz verlor und dazu die Nutzung der Gemeinweide einbüßte, ein andrer Teil so wenig bekam, daß er vom Ertrag nicht leben konnte und sein Land, besonders bei Erbteilung, an größere Bauern und an Großgrundbesitzer verkaufen mußte. Diesen Prozeß beschleunigten: die Unbeholfenheit der an Naturalwirtschaft gewöhnten Leute im Geldverkehr, ihre Leichtlebigkeit, der Geldbedarf, den die Vernichtung der Hausindustrie, besonders der Weberei für den eignen Bedarf, durch Maschinenerzeugnisse erzeugte, die gekauft werden mußten, der gänzliche Mangel einer guten Kreditorganisation. Nun gab es aus Ursachen, die in dem historischen Rückblick erklärt werden, in Ungarn ohnehin schon vor der Bauernbefreiung mehr landlose Lohnarbeiter als anderswo, und diese samt den neu entstandnen blieben, da Industrie fehlte, auf die Landwirtschaft angewiesen. Diese aber hatte sich in der Zeit der hohen Getreidepreise so ausschließlich dem Körnerbau zugewandt, daß ihm 82 Prozent der Anbaufläche, im Theiß-Marosbecken sogar 91 Prozent gewidmet sind, und der Körnerbau gewährt nur unterbrochne und höchst ungleichmäßige Beschäftigung: er fordert die meisten Monate gar keine Arbeiter und in der Ernte viermal so viel als zur Zeit der Ackerbestellung und der Aussaat. Auf dem Großgut ersparen dazu Maschinen viel Handarbeit, und der ganze Betrieb ist extensiv, sodaß er verhältnismäßig wenig Leute braucht. Die Folge von alledem ist, daß ländliche Tagelöhner, die keine Nebenbeschäftigung haben, nur etwa 88 Tage im Jahre beschäftigt sind und es nicht höher als auf 160 bis 250 Kronen Jahreseinnahme bringen. Der Tagelohn für Männer beträgt dort, wo keine Kost gewährt wird, im Winter 91, im Frühjahr 111, im Sommer (bei der Getreideernte) 174, im Herbst 127 Heller. Zu alledem kommt noch eine höchst ungünstige Verteilung des Grundbesitzes: die mehr als fünfhundert Hektare großen Güter nehmen beinahe ein Drittel der gesamten Bodenfläche ein (im Deutschen Reich ein Zehntel), und eine ungleichmäßige Verteilung der Bevölkerung: sie ist im Alföld, der Tiefebne mit gutem Weizenboden, am dichtesten, am allerdichtesten an der untern Theiß. Die Leute bleiben dort kleben, weil sie sich einbilden, dieser fruchtbare väterliche Boden gehöre ihnen und müsse ihnen über kurz oder lang wieder zufallen, den Erwerb aber erschwert gerade ihr Landhunger, der bei Verkäufen die Preise in die Höhe treibt.

So war also die Stimmung für den Agrarsozialismus vorhanden, als die Budapester Agitatoren anfingen, den Sozialismus zu predigen. Klug knüpften sie an die augenblicklichen Beschwerden der Leute an, und diese entsprangen meist aus den Verträgen über Erntearbeit. Der Lohn für diese wird in Gestalt eines Anteils am Ertrag entrichtet, und wenn die Ernte schlecht auszufallen, der Anteil des Tagelöhners zu gering zu werden droht, will dieser den vorher geschlossenen Vertrag ändern, der Stuhlrichter aber pflegt, wenn der Streit vor ihn gebracht wird, für den Besitzer Partei zu nehmen. So sind die Arbeiterunruhen, besonders der große Erntestreik von 1897 entstanden, den teils Militär unterdrückt, teils ein Aufgebot von 5277 Reservearbeitern vereitelt hat. Energische Maßregeln waren notwendig, weil, wie Mailath hervorhebt, in dem Agrarlande Ungarn der Verderb der Getreideernte den Verlust von beinahe einem ganzen Jahreseinkommen der Nation bedeutet.

Der Ausbruch des von der Sozialdemokratie geschürten Volksunwillens und die sozialistischen Kongresse haben jedoch neben dem vorübergehenden Schaden, den sie anrichteten, eine dauernde wohltätige Frucht hinterlassen. Wenngleich die meisten Forderungen der von städtischen Doktrinären geleiteten Kongresse, zum Beispiel die einer zwölfstündigen Arbeitszeit in der Ernte, unerfüllbar sind, so waren doch auch gerechtfertigte und erfüllbare darunter, und da eine von gebildeten Landwirten geleitete Organisation, die von vornherein ein vernünftiges Reformprogramm hätte aufstellen können, leider nicht vorhanden war, so muß man auch für den von unberufner Seite gegebnen Anstoß dankbar sein. Zunächst beeilten sich Regierung und Parlament, die Erntearbeiten durch das Gesetz von 1898 zu sichern, das Strafen wegen Kontraktbruchs verhängt. Doch regelt dieses Gesetz zugleich die Verträge über Erntearbeit, stellt den Arbeiter einigermaßen sicher und beseitigt so eine Menge Anlässe zu Streitigkeiten. Im Jahre 1899 folgten dann zwei Gesetze, die sich auf alle landwirtschaftlichen und auf die Erdarbeiter beziehn und die einen mäßigen Arbeiterschutz enthalten. Auch mit der Arbeiterversicherung wird ein bescheidner Anfang gemacht. In gewissen Krankheitsfällen wird dem Gutsbesitzer die Zahlung der Heilkosten auferlegt. Für Unfälle und Invalidität sind Hilfskassen organisiert worden, deren Benutzung jedoch den Arbeitern freigestellt bleibt, sodaß die Kassenverbände den Charakter von Vereinen haben; die Unterstützungssummen werden durch Mitgliederbeiträge und durch Zuschüsse des Staates und der Gutsbesitzer aufgebracht. Bei Unfällen bestreitet die Kasse die Heilkosten und zahlt dem Verletzten bis zu der Wiederherstellung täglich eine Krone, aber höchstens sechzig Tage lang. Hat der Unfall den Tod zur Folge, so bekommt die Familie einmal 400 Kronen. Hinterläßt der Verstorbne weder Frau noch Kinder, so werden hundert Kronen Begräbniskosten gezahlt. Der Invalide bekommt monatlich zehn Kronen. Wer bis zu seinem fünfundsechzigsten Lebensjahre weder Unfall- noch Invaliditätsunterstützung bezogen hat, erhält hundert Kronen ausgezahlt, ohne daß dadurch seine sonstigen Ansprüche an die Kasse verloren gehn. Stirbt der Versicherte nicht infolge eines Unfalls, so erhält die Familie eine einmalige Unterstützung von 200 bis 270 Kronen. Um die Kassen nicht gleich anfangs mit Verpflichtungen zu überladen, hat man angeordnet, daß nur vierzehn- bis fünfunddreißigjährige Arbeiter Mitglieder dieser Vereine werden können. In den ersten fünf Jahren nach dem Inkrafttreten des Gesetzes werden — gegen höheres Eintrittsgeld — auch ältere Arbeiter, aber nur bis zum fünfzigsten Lebensjahr, angenommen.

Selbstverständlich beurteilt Mailath die Dinge von seinem Standpunkt als Graf und Großgrundbesitzer aus, aber man muß es ihm lassen, daß er sich einen hohen Grad von Unparteilichkeit gewahrt hat, von sozialem Empfinden beseelt ist und seine Standesgenossen nicht schont. Er gibt zu, daß die Verwaltung und die Rechtsprechung schlecht sind, daß die Regierung und die Parteien aus selbstsüchtigem Interesse der Genossenschaftsbewegung und sonstigen Bestrebungen für das Volkswohl Hindernisse bereiten, daß sich die Gutsbesitzer — von löblichen Ausnahmen

abgesehen — um das Los der Arbeiter nicht kümmern, und daß das soziale Empfinden, das die Unruhen in den impulsiven Magyarenherzen geweckt hatten, rasch wieder verflogen ist. Eine durchgreifende Reform würde, auch nach Mailath, nicht nur die hier angedeuteten Anfänge, zu denen auch Volksbibliotheken, landwirtschaftliche Schulen und Vereine gehören, fortführen müssen, sondern auch für innere Kolonisation, Begründung von Industrie und Kleingewerbe und Umgestaltung des landwirtschaftlichen Betriebs, namentlich für die Ausdehnung des Anbaus von Hackfrüchten und Handelsgewächsen und der Milchwirtschaft, zu sorgen haben.

Ringsum Napoleon. Unter diesem etwas seltsam klingenden Titel hat der berühmte norwegische Novellist Alexander L. Kielland kürzlich ein Buch veröffentlicht, das soeben auch in einer vortrefflichen, leicht lesbaren deutschen Übersetzung von Friedrich Leskien und Marie Leskien-Lie erschienen ist (bei Georg Merseburger in Leipzig. Zwei Bände, geheftet 6,50 Mark, gebunden 8 Mark, in einen Band gebunden 7 Mark). Wer das Werk mit knappen dürren Worten charakterisieren wollte, dürfte in Verlegenheit kommen. Es ist keine streng historische Darstellung, keine eigentliche Biographie, keine Anekdotensammlung, kein Roman, aber doch von alledem etwas — ein historisches Gruppenbild mit einer überragenden Gestalt im Mittelpunkt und gesehen mit dem Auge und dem Temperament eines Künstlers. Wie es Maler und Bildhauer gibt, die die äußere Erscheinung einer der Vergangenheit angehörenden Persönlichkeit auf Grund von mehr oder minder ähnlichen zeitgenössischen Bildnissen, von schriftlichen Überlieferungen und von Messungen an dem der Ruhe des Grabes entrissenen Schädel zu rekonstruieren versuchen und einzelne kleine Züge aus freier Phantasie oder nach analogen Beobachtungen ergänzen, so hat Kielland mit der Feder ein Porträt Napoleons entworfen, für das er sich jede einzelne Linie und Farbe aus der überreichen Napoleonliteratur, die bekanntlich eine stattliche Bibliothek ausmacht, zusammengesucht und mit der Schöpferkraft des echten Dichters zu einem neuen Bilde von großartiger Auffassung verschmolzen hat. Es gewährt einen eigentümlichen Reiz, sich in dieses strenge, kalte Bild zu vertiefen und sich bei der Lektüre des Buches an die tausend Einzelheiten, die man von und über Napoleon gelesen hat, zu erinnern. Wir verfolgen die große Kurve seines Lebenslaufs, die mit dem italienischen Feldzuge des jungen Revolutionsgenerals beginnt, mit dem Siege bei Jena ihren Höhepunkt erreicht und dann langsam aber stetig abwärts führt, bis sie auf dem einsamen Felsen im Ozean endet.

Offenbar hatte sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, den psychologischen Wechselwirkungen nachzugehn, die Napoleons Beziehungen zu seinen Zeitgenossen, besonders zu seiner nächsten Umgebung, den Verwandten, den Heerführern und den Soldaten so interessant machen. Er wollte ergründen, wie der kleine Mann es fertig gebracht hat, seinen Willen auf den komplizierten Organismus einer vieltausendköpfigen Armee zu übertragen, daß sie in seiner Hand wie ein willenloses Werkzeug funktionierte. Aber er wollte auch deutlich machen, wie dieses Werkzeug anfing selbständig zu werden, sobald die geistige Kraft und der eiserne Wille seines Benutzers zu erlahmen begannen, und wie der Riesenapparat versagte, als die Generale, deren hervorstechende Eigenschaften eigentlich nur der rücksichtslose Mut und der blinde Gehorsam gewesen waren, aufhörten, unbedingt auf das Glück ihres Kaisers zu vertrauen.

Man sieht, nicht gerade mit Erstaunen, aber mit steigendem Unbehagen, wie sich alle die Männer, die Napoleon aus dem Nichts emporgehoben und mit Gnaden, Ehren, Titeln und Reichtümern überschüttet, die er zu Fürsten, Herzögen und Königen gemacht hatte, und deren Ehrgeiz er immer von neuem anzustacheln wußte, mit wenig Ausnahmen als niedrige Charaktere, kleinliche Intriganten und skrupellose Verräter entpuppten, die sofort bereit waren, zu seinen Feinden überzugehn, als sie merkten, daß das Glück seine Fahnen zu verlassen begann. Seltsam mutet uns dabei an, daß sie Napoleon, obgleich er die meisten von ihnen schon früh

durchschaute und mit Hilfe eines wahrhaft kunstreichen Spionageapparats überwachte, doch nicht fallen ließ, sondern sich auch da noch ihrer bediente, wo ihm die einfachsten Gründe der Vorsicht geboten hätten, sie ihrer verantwortungsvollen Posten zu entheben. Das scheint zu bedeuten, daß ihm, dem Romanen, der Begriff der Treue im Sinne der germanischen Rasse völlig fremd war, und daß er sich einbildete, mit seinem alles überschauenden Blick und seiner straffen militärischen Organisation auch die ihm widerstrebenden Geister im Zaume halten und seinen Zwecken dienstbar machen zu können. In diesem Punkte ist der Fehler seines großen Rechenexempels zu suchen, und er selbst mag nicht wenig erstaunt gewesen sein, als sich gerade bei denen, deren Fähigkeiten er am wenigsten geschätzt hatte, schließlich die Anhänglichkeit an ihren gestürzten Herrn offenbarte.

Alles das stellt Kielland überzeugend dar. Es mag für ihn nicht leicht gewesen sein, die vielen Generale, von denen uns die meisten in mehreren Feldzügen wieder begegnen, und die fast ohne Ausnahme Wunder der Tapferkeit und der Geistesgegenwart zu verrichten pflegten, so zu charakterisieren, daß sie für den Leser Fleisch und Blut annehmen und sich voneinander abheben. Dieser Schwierigkeit ist sich Kielland bewußt gewesen, und er hat sich dadurch geholfen, daß er von jedem einzelnen, sobald er ihn aufmarschieren läßt, einen kleinen bezeichnenden Zug, eine Episode in anekdotenhafter Fassung erzählt, auf die er dann später, wenn dieselbe Gestalt wieder auftaucht, mit einer kurzen Wendung Bezug nimmt. Das ist ein einfaches Mittel, auf das die Historiker von Fach gewöhnlich verzichten, das es dem Leser aber wesentlich erleichtert, sich unter der Fülle von Erscheinungen zurechtzufinden.

Wertvoll scheint uns in dem Buche besonders der Hinweis auf Napoleons mangelndes Verständnis für Nationalgefühl. Schon bei dem Feldzuge von 1805 „huldigte er der gefährlichen Sitte, große Massen von Soldaten fremder Nationalität in seinen Dienst zu nehmen und von ihnen ohne weiteres dieselbe Tapferkeit und Treue wie von den Franzosen zu erwarten, wenn sie nur unter seinen Offizieren standen". Die Folgen davon haben sich am deutlichsten bei Leipzig gezeigt. Am richtigsten noch mag er die Polen beurteilt haben. Ihre Freiheitsliebe und ihr Tyrannenhaß waren nicht nach seinem Geschmack, er schätzte sie als brauchbare Soldaten, aber er hielt sie mit halben Versprechungen hin und dachte nie daran, ihren Traum von der Errichtung eines Königreichs Polen zu erfüllen.

Wenn dem Verfasser die Schilderung des rein Persönlichen im allgemeinen besser geglückt ist als die des Historischen, so verdient seine Darstellung des Zuges nach Moskau doch als ein Meisterstück allgemeinverständlicher Geschichtschreibung hervorgehoben zu werden. Ob Kielland seine Quellen überall kritisch benutzt hat, wird nur der Fachmann entscheiden können. Er gibt sich den Anschein, als habe er das gesamte Material gewissermaßen im Kopfe aufgespeichert und gebe die Tatsachen wieder, ohne die Literatur noch einmal zu Rate zu ziehn. Aber wir müssen gestehn, daß die genauen Angaben über Einzelheiten, die wir nachzuprüfen in der Lage waren, mit der häufig wiederkehrenden Wendung „soviel ich mich erinnere" oder „wenn ich nicht irre" nicht recht übereinstimmen wollten, denn ein so absolut zuverlässiges Gedächtnis, wie es Kielland zu haben vorgibt, ist bekanntlich bei produktiven Köpfen äußerst selten. Ein paar Kleinigkeiten, die uns aufgefallen sind, sollen nicht unerwähnt bleiben. Der Verfasser spricht bei Gelegenheit des Treffens bei Saalfeld von einem preußischen Prinzen Ludwig. Möglicherweise wird der junge Held, der hier den Tod fand, in den französischen Quellenwerken einfach Louis genannt, uns Deutschen ist er jedenfalls nur unter dem Namen Prinz Louis Ferdinand bekannt. Der Fanatiker, der in Schönbrunn das Attentat auf den Kaiser zu verüben versuchte, hieß Stapß, nicht Stabbs. Ein eisernes Kreuz für Zivilverdienste hat unsers Wissens Napoleon nie gestiftet; vermutlich ist mit der Dekoration, die er dem Opernsänger Crescentini verliehen haben soll, der Orden der eisernen Krone gemeint. Wenn Kielland aber den Grafen Karl Friedrich von Reinhard,

einen württembergischen Schulmeisterssohn, als Norweger „aus dem Christiansander Geschlecht“ bezeichnet, so müssen wir dagegen protestieren.

Überhaupt machen sich die spezifisch norwegischen Tendenzen des Verfassers hie und da ein wenig gar zu aufdringlich bemerkbar. Daß er als Demokrat im Grunde immer auf seiten Napoleons oder richtiger des Revolutionsmannes Bonaparte steht, wollen wir ihm nicht einmal verdenken. Er versäumt keine Gelegenheit, die gekrönten Gegner seines Helden mit scharfer Ironie zu behandeln, so zum Beispiel wenn er berichtet, „der immer Maß haltende Friedrich Wilhelm“ habe sich in der Schlacht bei Jena damit begnügt, vom Pferde zu fallen, oder wenn er von der „asiatischen“ Falschheit des Kaisers Alexander spricht. Aber nicht besonders geschmackvoll finden wir es, daß er (Bd. I, S. 51) eine Parallele zwischen Napoleon und — Björnson zieht, und daß er es als eine seiner Hauptaufgaben betrachtet, Schweden und die Dynastie Bernadotte zu diskreditieren und lächerlich zu machen. Wir geben ohne weiteres zu, daß Bernadotte kein Musterknabe war, und daß er es, was die Treue gegen Napoleon anlangt, noch weniger genau nahm als die übrigen Kreaturen des Korsen; wir hätten es dem Verfasser auch schon geglaubt, wenn er es uns nur drei- oder viermal versichert hätte. Aber wir erfahren es beinahe in jedem Abschnitt, und die Polemik gegen das schwedische Königshaus wird ziemlich überflüssigerweise bis auf die jüngsten Ereignisse fortgeführt. Es macht beinahe den Eindruck, als läge den Norwegern daran, den Staatsstreich, mit dem sie im letzten Sommer die Welt überrascht und durch den sie Skandinavien, einst ein Reich dritten Ranges, in zwei Reiche sechsten Ranges verwandelt haben, nachträglich zu rechtfertigen.

Aber diese Konzession an den politischen Fanatismus seiner Landsleute ist auch das einzige, was wir an Kiellands Buch auszusetzen haben.

Bei dieser Gelegenheit sei noch erwähnt, daß in dem genannten Verlage auch Kiellands Gesammelte Werke in deutscher Übersetzung und in würdiger Ausstattung zu erscheinen begonnen haben. Der erste Band, der „Schiffer Worse“ und „Garman und Worse“ enthält, liegt schon vor, er kostet geheftet 5 Mark und gebunden 6 Mark. Die Ausgabe scheint uns ganz dazu angetan, dem Autor auch in Deutschland neue Freunde zu erwerben. J. R. H.

Digitized by Google